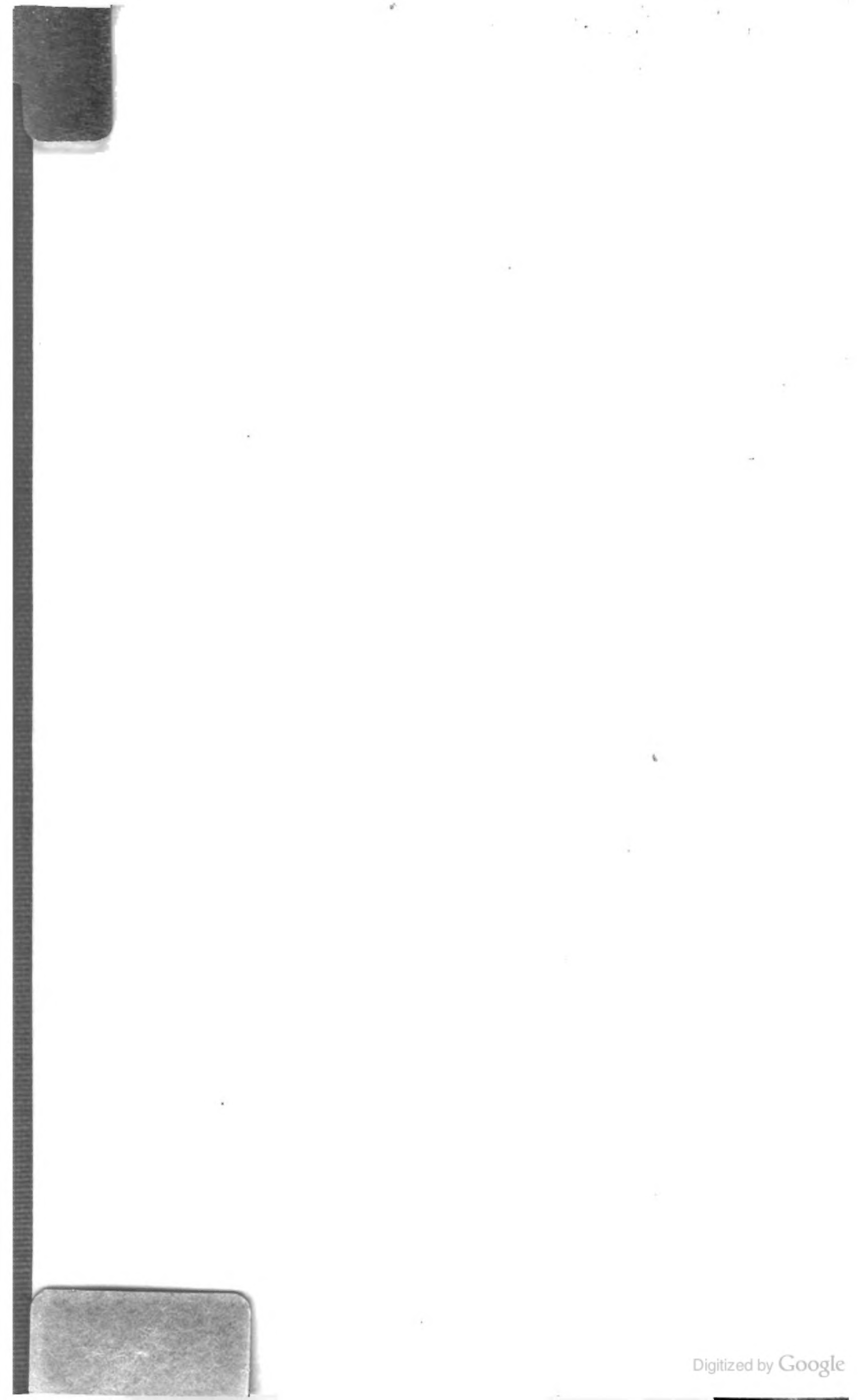
Westermanns Monatshefte



Digitized by Google

*DF
Westermanns

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
541548
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1912 L

Digitized by Google

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch
für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Einundsechzigster Band.

Oktober 1886 bis März 1887.

Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann.
1887.

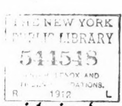
Digitized by Google

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Einunddreissigster Jahrgang. Einundsechzigster Band.

Digitized by Google



Verzeichnis der Mitarbeiter

am

einundsechzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Berger, Wilhelm, in Bremen, 351. — Bettelheim, Anton, in Wien, 330. — Bodenstedt, Friedrich von, in Wiesbaden, 58. — Böhlau, Helene, in Weimar, 1, 149, 285, 492, 632, 697. — Brasch, Moritz, in Leipzig, 731. — Buchner, Max, in München, 384, 514. — Dornblüth, Friedrich, in Rostock, 825. — Düntzer, Heinrich, in Köln a. Rh., 368, 526. — Fischer, Wilhelm, in Graz, 135. — Grosse, Julius, in Weimar, 89. — Heigel, Karl von, in München, 397. — Hobohm, Christoph, in Berlin, 223. — Hutzler, Sara, in Berlin, 779. — Kaden, Woldemar, in Neapel, 26, 833. — Kirchhoff, Alfred, in Halle, 600. — Kjelland, Alexander L., in Christiania, 276. — Lammers, August, in Bremen, 243. — Lewald, Fanny, in Berlin, 121. — Lindeman, M., in Bremen, 748. — Müller, Adolf, in Krofdorf b. Gießen und Müller, Karl, in Alsfeld, 542, 674, 807. — Reidelbach, Hans, in München, 108, 253. — Reuleaux, Franz, in Berlin, 72, 143, 185. — Rosegger, P. K., in Graz, 235. — Rosenberg, Marc, in Karlsruhe, 316. — Sacher-Masoch, L. von, in Leipzig, 196. — Salomon, Ludwig, in Elberfeld, 173. — Tromholt, Sophus, in Kopenhagen, 657. — Vogt, Karl, in Genf, 481. — Weißel, Ludwig †, 408. — Wildenbruch, Ernst von, in Berlin, 429, 565. — Zabel, Eugen, in Berlin, 619, 794. — Ziel, Ernst, in Kannstatt, 42.

Digitized by Google

Inhalt
des einundsechzigsten Bandes.

Reines Herzens schuldig. Roman von Helene Böhlau, 1, 149, 285, 492, 632, 697.
In der italienischen Schweiz. Von Woldemar Kaden. (Locarno), 26.
Joseph Viktor v. Scheffel. Ein Dichterporträt von Ernst Ziel, 42.
Ein Klausner. Erinnerungsbild von Friedrich Bodenstedt, 58.
Der Spielschrein des deutschen Kronprinzenpaares. Von Franz Reuleaux, 72, 185.
Nunziata. Novelle von Julius Grosse, 89.
König Ludwig I. von Bayern. Ein Gedenkblatt zu dessen hundertjährigem Geburtstagsjubiläum von Hans Reidelbach, 108, 253.
Erinnerungen an Heinrich Heine. Von Fanny Lewald, 121.
Der König im Bade. Erzählung nach einem altdeutschen Motiv von Wilhelm Fischer, 135.
Die vulkanischen Ausbrüche in Neuseeland, 143.
Ein ungedruckter Brief Theodor Körners, 145.
Julian Schmidt. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichtschreibung von Ludwig Salomon, 173.
Die vier Temperamente. Novelle von Leopold von Sacher-Masoch, 196.
Letlingen. Von Christoph Hobohm, 223.
Konrad Deubler, der Bauernphilosoph. Ein merkwürdiges Menschenbild aus den Salzburger Bergen von P. K. Rosegger, 235.
Das gesellschaftliche Vorrücken der Frauen. Von August Lammers, 243.
Welke Blätter. Stimmungsbild von Alexander L. Kjelland, 276.
Deutsche Goldschmiede der Renaissance. Von Marc Rosenberg, 316.
Ludwig Anzengruber. Von Anton Bettelheim, 330.
Der Herr Kandidat. Erzählung von Wilhelm Berger, 351.
Die Dichterin Anna Amalia v. Imhoff zu Weimar. Von Heinrich Düntzer, 368, 526.
Kunstgewerbe bei den Negern. Von Max Buchner, 384, 514.
Der Freund Tibers. Eine Studie von Karl von Heigel, 397.
Städtebilder aus Toskana und Umbrien. Von Ludwig Weißel. (Orvieto), 408.
Ein kunsthistorisches Werk in neuer Auflage, 415.
Der Astronom. Eine Erzählung von Ernst von Wildenbruch, 429, 565.
Brügge und Gent. Von E. F., 462.
Einige darwinistische Ketzereien. Von Karl Vogt, 481.
Liliputer in der heimischen Tierwelt. Populärwissenschaftliche Tiercharakterbilder von Adolf und Karl Müller, 542, 674, 807.
Skizzen von den Marschallsinseln und den Karolinen. Von Alfred Kirchhoff, 600.
Balzac und der französische Naturalismus. Von Eugen Zabel. (Honoré de Balzac. — Die Naturalisten), 619, 794.
Thingvalla, Geysir und Hekla. Schilderungen aus Island von Sophus Tromholt, 657.
Das Wiedererwachen der bildenden Künste, 690.
Karl Ludwig Michelet, der letzte Hegelianer. Ein philosophisches Charakterbild von Moritz Brasch, 731.
Die deutsche Nordseefischerei. Von M. Lindeman, 748.
Das Kind der Insel. Novelle von Sara Hutzler, 779.
Wider den Mißbrauch geistiger Getränke. Von Friedrich Dornblüth, 825.
Freiheit. Aus G. Vergas „Novelle rusticane". Von Woldemar Kaden, 833.
Litterarische Notizen: Bayard Taylor. Von Marie Hansen-Taylor und Horace E. Scudder, 146.
Biographisches. Von Dr. Otto Mejer. — Die Hugenotten und das Edikt von Nantes. Von F. Sander. — Verschollene Größen. Roman von R. v. Gottschall, 147.
Ein wunderlicher Heiliger. Eine Wiener Geschichte von Hans Hopfen. — Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte von Hans Hopfen, 148.
Beaumarchais. Von A. Bettelheim. — Heinrich Heine. Von Robert Prölß, 279.
Friedrich Oetkers Lebenserinnerungen. — Erinnerungen an Dr. J. V. v. Scheffel. Von G. Zernin. — Hundert Jahre einer Freiburger Professorenfamilie. Von Dr. Alexander Ecker. — Handbuch der deutschen Altertumskunde. Von L. Lindenschmitt, 280.

Digitized by Google

Die Inschrift von Killeen Cormac und der Ursprung der Sprache. Von Dr. Ernst Rethwisch. — Frankreich und Tonkin. Von J. S. Scott. — Vor fünfzehn Jahren aus französischer Quelle und eigener Erinnerung. Von Dr. Cosack. — Bibliothek für moderne Völkerkunde. Von Neelmeyer-Vukassowitsch, 281.

Klassiker-Bibliothek der bildenden Künste. — Sinnen und Minnen. Von Robert Hamerling, 282.

Die Lieder des Anakreon. Von L. Weißel. — Nebelland und Themsestrand. Von L. Katscher. — Kulturgeschichtlicher Cicerone für Italien-Reisende. Von E. v. Hörschelmann. — Unmusikalisches und anderes. Von A. Baron von Roberts, 283.

Reisenovellen. Von Adalbert Meinhardt. — Bekenntnisse eines Opiumessers. Von Th. de Quincey. — Heitere Fahrten. Humoresken von A. Kohut. — Rätsel und Gesellschaftsspiele der alten Griechen. Von Konrad Ohlert, 284.

Rembrandt-Galerie. Von A. v. Wurzbach. — Europas Kolonien. Von Dr. H. Roskoschny. — Frankreich in Wort und Bild. — Florenz in Wort und Bild. Von R. Kleinpaul. — Weimar-Album. Von A. Diezmann. — Das Vaterunser. Von P. Thumann. — Kinderscenen. Von R. Schumann, 420.

Illustriertes Konversations-Lexikon für das Volk. — Das Buch der Erfindungen. Von Prof. F. Reuleaux. — Prinz Eugen der edle Ritter. Von W. und J. Wägner. — Das Pfarrhaus zu Tannenrode. Von B. Augusti. — Ein deutscher Apostel. Von O. Höcker. — Zwischen Donau und Kaukasus. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. — Die Alpen. Von Prof. Dr. F. Umlauft. — Scheffels Ekkehard. — Hogarths Werke. Von G. Ch. Lichtenberg. — Berliner Bunte Mappe. — Die Wunder der Welt. Von A. Brennecke, 421.

Länderkunde der fünf Erdteile. Von A. Kirchhoff. — Afghanistan und seine Nachbarländer. Von Dr. H. Roskoschny. — Völkerkunde. Von Dr. F. Ratzel. — Erdgeschichte. Von Dr. M. Neumayr. — Der Mensch. Von Dr. J. Ranke. — Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Von Dr. G. Könnecke. — Geschichte des römischen Kaiserreichs. Von V. Duruy, 422.

Blüten und Ähren. Von M. Beeg. — Viertausend Meilen unter Sturmsegeln. Von D. von Heydebrand und der Lasa. — Vagabunden. Von K. v. Holtei. — Vergißmeinnicht. Von T. von Rothschütz. — Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. Von J. Lippert, 423.

Geschichte der neueren Litteratur. Von A. Stern. — Aus dem Geistesleben der Gegenwart. Von K. Stommel. — Goethe-Jahrbuch, 424.

Friedrich August, Prinz von Schleswig-Holstein-Augustenburg, Graf von Noer. Von Carmen, Gräfin von Noer. — Reisebriefe von Karl Maria von Weber an seine Gattin Carolina, 425.

Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Von L. Richter. — Richard Wagner und seine Schöpfungen. Von H. Stohn. — Die Grenzen der Kunst und die Buntfarbigkeit der Antike. Von Th. Alt. — Ideale Fragen. Von Prof. Dr. M. Lazarus. — Aus unseren Sommerfrischen. Von Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld, 426.

Jahrbuch der Naturwissenschaften. Von Dr. M. Wildermann. — Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde. Von F. v. Löher. — Hinter der Leinwand. Von J. Wolf-Südhausen. — Engelhorns Romanbibliothek. — Die Nonneninsel. Von A. Becker. — Der Mut zur Wahrheit. Von St. Keyser, 427.

Drei Weiber. Von M. Kretzer. — Leute von heute. Von Chrusen. — Kontorrock und Konsulatsmütze. Von A. Solano, 428.

Der Zug nach dem Westen. Von Paul Lindau. — Der letzte Bombardier. Von F. W. Hackländer. — Die Amerikanerin. Von Sophie Junghans. — Vier Novellen. Von Adalbert Meinhardt, 559.

Pia. Von Ernst Eckstein. — Das Apostelchen. Von O. v. Leixner. — Hobica. Von Ferdinand Pflug. — Blinde Liebe. Von Hugo Klein. — Vor Zeiten. Von Theodor Storm. — Blutjung und andere Erzählungen. Von E. von Dincklage. — Auf Irrwegen. Von Kurt von Walfeld, 560.

Der Mohr von Berlin. Von Georg Horn. — Mein Debüt. Von Ernst Ziegler. — Schriften von Hermann Heiberg. — Esthers Ehe. Von Hermann Heiberg. — Trug-Gold. Von Rudolf Baumbach. — Augen der Seele. Von Wilhelm Jensen. — Bötcher Basch. Von Theodor Storm. — Aus der Jugendzeit. Von Franz Dittmar. — In Steppen und auf Schneefeldern. Von Luise Pichler. — Kleine Abenteuer aus der Kinderwelt. Von Th. Messerer. — Jn Backfischchens Kaffeekränzchen. Von Henriette Schmidt. — König Nobel. Von J. Lohmeyer. — Buch der Leidenschaft. Von E. Rittershaus, 561.

Dernier Amour. Von L. Lacombe. — Altdeutsche Weisen aus dem zwölften bis siebzehnten Jahrhundert. Von E. Moser. — Felix Mendelssohn-Bartholdy. Von Dr. W. A. Lampadius. — Richard Wagner-Jahrbuch 1886. Von Joseph Kürschner, 562.

Raphael et Gambrinus ou l'Art dans la Brasserie. Von John Grand Carteret. — Elsässische Geschichtsbilder aus der französischen Revolutionszeit. Von J. Rathgeber. — Reiseerinnerungen aus Spanien. Von Th. v. Bernhardi. — Nord-Amerika. Von E. v. Hesse-Wartegg, 563.

Nordafrika im Lichte der Kulturgeschichte. Von Gustav Diercks. — Im Lande der Sonne. Von Heinrich Brugich. — Heidelberg gefeiert von Dichtern und Denkern seit fünf Jahrhunderten. Von A. May. — Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts. Von E. Heyck. — Das Mannheimer Theater vor hundert Jahren. Von E. Hermann, 564.

Was will das werden? Von Friedrich Spielhagen, 695.

Zwei Waisenkinder. Von Adelaide Müller-Portius. — Führer durch den Konzertsaal. Von Hermann Kretzschmar, 696.

Sappho. Von Johannes Flach. — Kloster und Grafenburg. Von Ed. Jost. — Das Freihaus am Dome. Von Julius Rasch. — Karabinija. Von F. v. Zobeltitz, 838.

In der Geißblattlaube. Von Josephine Scheffel und Alberta v. Freydorf. — Grüße aus Nord

Digitized by Google

und Süd. Von Karoline Häusser. — Friedrich der Große und die Frauen. Von A. Kohut. — Friedrich der Große als Erzieher seines Volkes. Von Konrad Fischer. — Die Volksschule in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Von A. Reichenbach. — Siebenbürgische Sagen. Von Dr. Friedr. Müller. — Harzsagen. Von Heinrich Pröhle, 839.
Bulgarien und Ostrumelien. Von Spiridion Gopcevic. — Kleine Bilder. Von Johannes Trojan. — Wandertage eines Arztes. Von Dr. med. L. Rohden, 840.

Namen- und Sachregister
zum einundsechzigsten Bande.

Anzengruber, Ludwig. Von A. Bettelheim, 330.
Astronom, Der. Von E. von Wildenbruch, 429, 565.

Balzac und der französische Naturalismus. Von E. Zabel, 619, 794.
Brügge und Gent. Von E. F., 462.

Darwinistische Ketzereien, Einige. Von Karl Vogt, 481.
Deubler, Konrad. Von P. K. Rosegger, 235.

Erinnerungen an Heinrich Heine. Von Fanny Lewald, 121.

Frauen, Das gesellschaftliche Vorrücken der. Von August Lammers, 243.
Freiheit. Nach Verga von W. Kaden, 833.

Goldschmiede, Deutsche, der Renaissance. Von M. Rosenberg, 316.

Imhoff, Anna Amalia von. Von H. Düntzer, 368, 526.
Italienischen Schweiz, In der. Von Woldemar Kaden, 26.

Kandidat, Der Herr. Von W. Berger, 351.
Kind, Das, der Insel. Von S. Hutzler, 779.
Klausner, Ein. Von Friedr. Bodenstedt, 58.
König, Der, im Bade. Von W. Fischer, 135.
Kunstgewerbe bei den Negern. Von Max Buchner, 384, 514.

Letzlingen. Von Chr. Hobohm, 223.
Liliputer in der heimischen Tierwelt. Von Karl und Adolf Müller, 542, 674, 807.
Litterarische Mitteilungen und Notizen:
Alt, Th.: Die Grenzen der Kunst, 426.
Augusti, B.: Das Pfarrhaus zu Tannenrode, 421.
Baumbach, Rud.: Truggold, 561.
Becker, Aug.: Die Nonneninsel, 427.
Beeg, M.: Blüten und Ähren, 423.
Berliner Bunte Mappe, 421.
Bernhardi, Th. v.: Spanien, 564.
Bettelheim, A.: Beaumarchais, 279.
Brennecke, A.: Die Wunder der Welt, 421.
Brugsch, H.: Im Lande der Sonne, 564.
Carteret, J. G.: Raphael et Gambrinus, 563.
Chrusen: Leute von heute, 428.
Cossak: Vor fünfzehn Jahren, 281.
Diercks, Gustav: Nordafrika, 564.
Dietzmann, A.: Weimar-Album, 420.
Dincklage, E. v.: Blutjung, 560.
Dittmar, Franz: Aus der Jugendzeit, 561.
Duruy, V.: Geschichte des römischen Kaiserreichs, 422.
Ebe, Gustav: Die Spät-Renaissance, 690.
Ecker, Alexander: Hundert Jahre, 280.
Eckstein, Ernst: Pia, 560.
Engelhorns Romanbibliothek, 427.
Fischer, Konrad: Friedrich der Große als Erzieher seines Volkes, 839.
Flach, Joh.: Sappho, 838.
Frankreich in Wort und Bild, 420.
Freydorf, Alberta v., und Josephine Scheffel: In der Geißblattlaube, 839.
Goethe-Jahrbuch, 424.
Gopcevic, Spiridion: Bulgarien und Ostrumelien, 840.
Gottschall, R. v.: Verschollene Größen, 147.
Hackländer, F. W.: Der letzte Bombardier, 559.
Hansen-Taylor: Bayard Taylor, 146.
Häusser, Karoline: Grüße aus Nord und Süd, 839.
Heiberg, Hermann: Schriften, 561.
Hermann, E.: Das Mannheimer Theater, 564.
Hesse-Wartegg: Nord-Amerika, 564.
Heyck, E.: Heidelberger Studentenleben, 564.
Heydebrand und der Lasa: Viertausend Meilen, 423.
Höcker, O.: Ein deutscher Apostel, 421.
Hogarths Werke, Text von Lichtenberg, 421.
Holtei, K. v.: Vagabunden, 423.
Hopfen, Hans: Der letzte Hieb. — Ein wunderlicher Heiliger, 148.
Horn, Georg: Der Mohr von Berlin, 561.
Hörschelmann, E. v.: Kulturgeschichtlicher Cicerone, 283.
Jensen, Wilh.: Augen der Seele, 561.
Illustriertes Konversationslexikon, 421.
Jost, Ed.: Kloster und Grafenburg, 838.
Junghans, Sophie: Die Amerikanerin, 559.
Katscher, L.: Rebellland und Themsestrand 283.
Keyser, St.: Der Mut zur Wahrheit, 427.
Kirchhoff, A.: Länderkunde, 422.
Klassiker-Bibliothek der bildenden Künste, 282.
Klein, Hugo: Blinde Liebe, 560.
Kleinpaul, R.: Florenz in Wort und Bild, 420.
Kohut, A.: Heitere Fahrten, 284. — Friedrich der Große und die Frauen, 839.
Könnecke: Litteratur-Bilderatlas, 422.
Kretzer, M.: Drei Weiber, 428.
Kretzschmar, Herm.: Führer durch den Konzertsaal, 696.
Kürschner, Joseph: Richard-Wagner-Jahrbuch, 562.
Lacombe, L.: Dernier amour, 562.
Lampadius, W. A.: Felix Mendelssohn-Bartholdy, 562.

Digitized by Google

Lazarus, M.: Ideale Fragen, 426.
Leixner, Otto v.: Das Apostelchen, 560.
Lindau, Paul: Der Zug nach dem Westen, 559.
Lindenschmitt, L.: Handbuch der Altertumskunde, 280.
Lippert, J.: Kulturgeschichte, 423.
Löher, F. v.: Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde, 427.
Lohmeyer, J.: König Nobel, 561.
Lübke, Wilh.: Geschichte der Architektur, 415.
May, A.: Heidelberg, 564.
Meinhardt, A.: Reisenovellen, 284. — Vier Novellen, 559.
Mejer, Otto: Biographisches, 147.
Messerer, Th.: Kleine Abenteuer, 561.
Moser, E.: Altdeutsche Weisen, 562.
Müller, Friedr.: Siebenbürgische Sagen, 839.
Müller-Portius, A.: Zwei Waisenkinder, 696.
Neelmeyer-Vukassowitsch: Bibliothek für moderne Völkerkunde, 281.
Neumayr, M.: Erdgeschichte, 422.
Noer, Carmen Gräfin v.: Friedrich August von Schleswig-Holstein, 425.
Oetkers, Friedrich, Lebenserinnerungen, 280.
Ohlert, K.: Rätsel und Gesellschaftsspiele, 284.
Pflug, Ferd.: Hodica, 560.
Pichler, Luise: In Steppen und Schneefeldern, 561.
Pröhle, Heinrich: Harzsagen, 839.
Prölß, Robert: Heinrich Heine, 279.
Quincey, Th. de: Bekenntnisse eines Opiumessers, 284.
Ranke, J.: Der Mensch, 422.
Rasch, Jul.: Das Freihaus am Dome, 838.
Rathgeber, J.: Elsässische Geschichtsbilder, 563.
Ratzel, F.: Völkerkunde, 422.
Reichenbach, A.: Die Volksschule, 839.
Reisebriefe von K. M. v. Weber, 425.
Rethwisch, Ernst: Die Inschrift von Killeen-Cormac, 281.
Reuleaux, F.: Das Buch der Erfindungen, 421.
Rhoden, L.: Wandertage, 840.
Richter, L.: Lebenserinnerungen, 426.
Rittershaus, E.: Buch der Leidenschaft, 561.
Roberts, A. von: Unmusikalisches und anderes, 283.
Roskoschny: Europas Kolonien, 420. — Afghanistan, 422.
Rothschütz, T. v.: Vergißmeinnicht, 423.
Sander, F.: Die Hugenotten, 147.
Scheffels Ekkehard, 421.
Schmidt, Heinr.: Backfischchen, 561.
Schumann, R.: Kinderscenen, 420.
Schweiger-Lerchenfeld: Zwischen Donau und Kaukasus, 421. — Aus unseren Sommerfrischen, 426.
Scott, J. S.: Frankreich und Tonkin, 281.
Solano, A.: Kontorrock und Konsulatsmütze, 428.
Spielhagen, Friedr.: Was will das werden, 695.
Stern, Adolf: Geschichte der neueren Litteratur, 424.
Stohn, H.: Richard Wagner, 426.
Stommel, K.: Aus dem Geistesleben der Gegenwart, 424.
Storm, Th.: Vor Zeiten, 560. — Bötjer Basch, 561.
Thumann, P.: Vaterunser, 420.
Trojan, Joh.: Kleine Bilder, 840.
Umlauft, F.: Die Alpen, 421.
Wägner: Prinz Eugen, 421.
Walfeld, Kurt v.: Auf Irrwegen, 560.
Weißel, L.: Die Lieder des Anakreon, 283.
Wildermann, M.: Jahrbuch der Naturwissenschaften, 427.
Wolf-Südhausen: Hinter der Leinwand, 427.
Wurzbach, A. v.: Rembrandt-Galerie, 420.
Zernin, G.: Erinnerungen an Scheffel, 280.
Ziegler, E.: Mein Debüt, 561.
Zobeltitz, F. v.: Karadi-nisa, 838.
Ludwig I., König von Bayern. Von Hans Reidelbach, 108, 253.

Marschallsinseln und Karolinen, Skizzen von den. Von Alfred Kirchhoff, 600.
Michelet. Von M. Brasch, 731.
Mißbrauch geistiger Getränke, Wider den. Von Friedr. Dornblüth, 825.

Nordseefischerei, Die deutsche. Von M. Lindeman, 748.
Nunziata. Von J. Grosse, 89.

Orvieto. Von L. Weißel, 408.

Reines Herzens schuldig. Von Helene Böhlau, 1, 149, 285, 492, 632, 697.

Scheffel, J. V. v. Von Ernst Ziel, 42.
Schmidt, Julian. Von L. Salomon, 173.
Spielschrein, Der, des deutschen Kronprinzenpaares. Von Franz Reuleaux, 72, 185.
Städtebilder aus Toskana und Umbrien. Von L. Weißel, 408.

Temperamente, Die vier. Von L. von Sacher-Masoch, 196.
Thingvalla, Geysir und Hekla. Von Sophus Tromholt, 657.
Tibers Freund. Von K. v. Heigel, 397.

Ungedruckter Brief Theodor Körners, 145.

Vulkanische Ausbrüche in Neu-Seeland. Von Franz Reuleaux, 143.

Welke Blätter. Von A. L. Kjelland, 276.

Ill. D. Monatshefte. Oktober 1886.

Ludwig I., König von Bayern, im Krönungsornat.

Digitized by Google

Reines Herzens schuldig.

Roman
von
Helene Böhlau.

I.

Der Familienabend bei Bürgermeister Schöngardt. — Weylands Erlebnisse an den Quellen.

ei trübem Herbstwetter fuhr ein junger Mann in ein Städtchen ein. Er saß in dem schönlackierten, hartgepolsterten Wagen, den das erste Gasthaus zu jeder Zugankunft hoffnungsvoll auf den Bahnhof schickt. Der Ankommende blickte durch die blanken, klappernden Wagenfenster mit Interesse hinaus auf die neuen Häuser, die in der Nähe des Bahnhofs aufgeschossen zu sein schienen. Die Stadt war noch nicht allzulange in das große lebenschaffende Netz, das sich über die Erde gebreitet hat, mit eingewebt, und dem Ankommenden stellte sich beim ersten Blick der neue kräftige Schößling dar, den sie in jüngster Zeit getrieben.

Da hatten sich Schornsteine erhoben, Fabrikgebäude, hübsche Häuser, fensterlose weiße Wände, auf denen eine Firma weit sichtbar in großen schwarzen Lettern stand. Alles kündete reges Leben an. Hier wohnten Menschen, die erringen wollten, schaffensfreudiger, als man es wohl vor einem Jahrzehnt dem Städtchen zugetraut hätte.

Das Neuentstandene breitete sich hier prahlerisch aus. Die stuckbeladenen Villen der wohlhabenden Fabrikbesitzer zogen die Augen auf sich. Sie standen in den gepflegten, dürftigen Gärten, im kalten Schmuck, mit dem unsere Zeit ihre Häuser zu überdecken liebt, in jenem wunderlichen Schmuck, den sie fernen Jahrhunderten entwendete und den sie, ohne zu denken, was sie thut, den Häusern aus schlechtem, falschem Stoff gedankenlos an die Stirnen wirft, so daß manchem ehrlichen Menschen ein altes, einfaches Häuschen lieber sein mag als ein solcher neu aufgeschossener Palast, der ihn in thörichtem Zierat, leblos und albern anstarrt.

Durch solche neue Ansiedelung fuhr der Wagen mitten in das alte Herz der Stadt hinein. Da sah es anders aus, eng und klein.

In dem altväterischen Städtchen gab es nichts Unbescheidenes zu sehen. Höchstens hatte ein kleiner Modewarenhändler oder ein Klempnermeister sein Lädchen modernisiert, die Ladenfenster mit aus Gips gepreßten, gestrichenen Säulen mit reichen Kapitälen und üppigen Ornamenten umgeben, daß es sich ganz stattlich ausnahm und der Besitzer der übertünchten Herrlichkeit sich etwas Besseres als sein Nachbar zu sein bedünkte.

Der Wagen hielt auf dem Marktplatz vor dem Gasthaus. Der junge Mann übergab sein Gepäck, verlangte ein Zimmer und hielt noch einen Augenblick Umschau, ehe er dem Wirte folgte. Der Platz, auf den er blickte, war eigenartig und mußte einem Fremden, der wie er aus dem unabsehbaren Treiben, aus den mächtigen Dimensionen einer Großstadt kam, behaglich berühren. Über die alten hohen Häuser schaute es dunkel herein. Nahe Berge lockten. Der junge Mann trat ein, ließ sich ein Zimmer mit dem Blick auf die Bergspitzen anweisen und verhandelte mit dem Wirt wie einer, der einen längeren Aufenthalt zu nehmen gedenkt. Dieser schien alsbald besonderes Interesse für den Reisenden zu fassen, verabschiedete sich äußerst höflich und dienstbeflissen nach der Unterredung, um nach wenigen Augenblicken mit dem Fremdenbuch unter dem Arm wieder zu erscheinen. Er reichte mit einem verbindlichen Lächeln dem Gaste das Buch und die eingetauchte Feder, und dieser schrieb mit raschen Zügen nieder: „Friedrich Weyland, Ingenieur aus Berlin.“

Der Wirt überflog den Namen, und indem er es that, nahmen seine rundlichen munteren Züge einen gehaltenen und doch überraschten Ausdruck an. Die kleinen Augen leuchteten dem würdigen Manne lebhaft auf, und er sagte, während er verständnisvoll mit dem Zeigefingernagel unter dem eben geschriebenen Namen hinfuhr: „Da werden wir auch miteinander zu thun bekommen. Hätt ich mir es doch denken können, daß Sie es sind!“

„Der Herr Wirt sitzt im Gemeinderat?“ erwiderte Friedrich Weyland, schaute auf und strich sich das volle Haar zurück, das ihm beim Bücken über den Koffer in die Stirn gefallen war.

„Nächsten Juni werden es neun Jahre sein, daß sie mich gewählt haben, und fast zur selben Zeit kam die Frage mit der Wasserleitung auf,“ sagte der Wirt, klappte das Buch zu und lehnte sich behaglich an die Tischkante, als wollte er in Ruhe und Bequemlichkeit die erste Unterhandlung mit dem Ingenieur, den die Stadt zur Beurteilung des Terrains, der Quellen und zur Berechnung der Kosten hergerufen hatte, eingehen.

„Ja, es hat lange gedauert, ehe sie sich der Leitung wegen so weit geeinigt haben,“ sagte der Wirt gedehnt. Er sprach wie jedes Gemeinderatsglied der Kürze wegen nur von „der Leitung“; besonders in den letzten Jahren, als die Debatten über die gewaltige Ausgabe der kleinen Stadt, der Wasserleitung halber, über deren Vorteile und Nachteile, immer kriegerischer und dringender wurden, liebten die Honoratioren sich so auszudrücken.

„Sie werden keinen leichten Stand haben, Herr Ingenieur,“ sagte der Wirt mit wichtiger Miene und nickte ernst vor sich hin. „Ich habe das Meinige in der Sache gethan; aber derer sind viele, die jetzt noch alles hintertreiben möchten. Ich sage ja selbst, es ist eine große Angelegenheit für die Stadt und es war wohl zu überlegen; aber was hilft's, man muß mit der Zeit fortschreiten und vorzüglich, wenn die Gelegenheit so günstig liegt wie bei uns. Ich will nicht vorgreifen, Sie werden ja sehen.“

„Das denke ich,“ sagte der Ingenieur, der, wie es schien, auf die Mitteilsamkeit des Wirtes nicht weiter eingehen wollte. „Es ist eine verantwortliche Sache mit einer neuen Einrichtung, und ich glaube wohl, daß die Herren Gemeinderäte sich nicht so ohne weiteres dazu entschließen konnten,“ setzte er noch hinzu, um keine Unhöflichkeit gegen den Wirt zu begehen, der sein Wort mit zum Wohle der Stadt zu geben hatte.

„Wollen der Herr Ingenieur sich unserem Bürgermeister, dem Herrn Schöngardt, heute noch vorstellen?"

„Wahrscheinlich."

„So wollte ich mir zu bemerken erlauben, daß er heute die Verwandtschaft bei sich hat. Es ist Freitag."

„So," sagte der Fremde, und ein Lächeln flog über sein Gesicht. „Ich werde nicht stören, denke ich, Herr Schöngardt weiß von meiner Ankunft."

„Nun, wie es beliebt. Ich hielt es für meine Pflicht, den Herrn Ingenieur davon zu benachrichtigen. Unser Bürgermeister wohnt Ecke der Rosmariengasse und der Feilnergasse. Von meinem Haus aus immer links halten. Empfehle mich." Damit schwenkte der Wirt zur Thür hinaus.

Der Ingenieur sah ihm erstaunt lächelnd nach und dachte: Wir sind in der kleinen Stadt. Dieser Gedanke heimelte ihn wunderbar an. Er trat an das Fenster und blickte auf den Marktplatz hinab. Ja, der erschien als Muster eines Marktplatzes. Da war die Kirche, da war der Brunnen. Es war nicht eine beliebige Kirche, es war die Kirche der kleinen Stadt, ihr Heiligtum. Der Brunnen hatte auch ein ganz individuelles Gepräge, als gälte er hier etwas Besonderes. Eine kleine Stadt trägt wie eine kindliche Seele ihre Wahrzeichen naiv zur Schau.

Auch der Wirt war Wirt vom Kopf bis zu den Sohlen, einer, der alles weiß, der überall die Nase hineinsteckt, der den Gästen erzählen kann von allem, was vorgeht, der sich seine Leute ansieht, der immer höflich und, wo es sein muß, zudringlich, auch grob sein kann, und dessen Eigenschaften sich im schönsten Behagen entfaltet haben. Nachdem der Ingenieur sich von der Fahrt etwas erholt und erfrischt hatte, begab er sich halb aus Neugier, halb schon befangen von dem familienhaften Geist des Städtchens, auf den Weg zu Bürgermeister Schöngardt, um sich bei diesem zu melden. Als er vor dem Eckhaus, das der Wirt ihm angegeben hatte, stand, fiel ihm das altertümliche Aussehen des Hauses auf, die niederen Fenster, die hochgelegene Hausthür, zu der von beiden Seiten Stufen hinaufführten, an denen ein reich verschnörkeltes eisernes Geländer hinlief, und die geschnitzten, blendend weiß getünchten Balkenköpfe, die unter dem ersten Stock als der organische Zierat eines einfachen Hauses ein Stück vorsprangen. Er schellte und wurde zu Herrn Schöngardt geführt.

Die Verwandten, von denen der Wirt gesprochen hatte, schienen wirklich hier versammelt zu sein; denn in einem Zimmer, an dem er zuerst vorüberkam, waren die verschiedentlichsten Stimmen zu unterscheiden, und es ging offenbar hinter der Thür munter zu.

Der Burgemeister empfing ihn in seinem Arbeitszimmer, einem niedrigen kleinbürgerlich ausgestatteten Raum. Ein altes Bücherrepositorium, weiße Vorhänge, ein altväterisches Sofa, Familienbilder, ein tüchtiges Schreibepult, alles von einer Atmosphäre umgeben, die der Eigentümer dank seiner Pfeife sich selbst geschaffen hatte, bildete die Umgebung, in der sich Herr Schöngardt wohl zu befinden schien.

Wie er dem Ingenieur entgegenging, machte er den Eindruck eines Menschen, der ruhig und trocken hinlebt, der zufrieden seine Pflicht thut und wohl auch seine Liebhabereien und Schrullen hat. Es schien unmöglich, Herrn Schöngardt beim ersten Blick etwas Ungewöhnliches im Guten oder Schlimmen zuzutrauen.

Er führte mit dem Ingenieur eine lange Unterhaltung, holte seine Bücher, seine Berechnungen, die Beschlüsse des Gemeinderats, gab seine Meinung über den Stand der Quellen ab, die Befürchtungen, die durch die Eigentümlichkeiten des Terrains sich ihm aufgedrängt hatten. Der junge Ingenieur hörte ihm aufmerksam zu. Er war ein ruhiger, vorsichtiger Mensch, dem seine Eigenschaften bisher einen guten Weg gebahnt hatten und denen er künftig wohl noch viel zu danken haben mochte.

Er ließ den alten Herrn sich des Brei-

ten ergehen, stimmte ihm zu, machte seine bescheidenen Bemerkungen, und wie es schien, gefiel er so dem Bürgermeister.

Mittlerweile war es dunkel geworden. Herr Schöngardt hatte selbst eine Lampe angezündet und sagte, nachdem noch mancherlei verhandelt worden war: „Sie entschuldigen, wenn ich jetzt abbreche; meine Gäste erwarten mich, und Sie würden mir und uns allen eine Freude machen, wenn Sie uns die Ehre erwiesen. Wir haben heute unseren Familientag."

Der Ingenieur gab gern seine Zusage, und beide gingen miteinander über den Korridor und traten in ein großes Zimmer, in dem wohl an zwanzig Personen versammelt waren. Der Hausherr stellte den Gast seiner Frau vor, seinem Schwiegersohn, seinen Töchtern, einer Cousine, seinem Bruder und dessen Frau, einem Paar alten, mit ihm in Verwandtschaft stehenden Fräulein und, wie es dem Ingenieur erschien, einer nicht enden wollenden Reihe von Basen und Vettern. Durch sein Eintreten war alles in Bewegung geraten. Man hatte sich erhoben, miteinander geflüstert, und jetzt, als sich alles wieder beruhigt niederließ, war er neben eine ältliche Frau zu sitzen gekommen, die ihre ganze Aufmerksamkeit einer umfangreichen Handarbeit zuwendete.

Es fielen ihm drei alte Schwestern mit ihrem Vater auf. Sie hatten ihm bei der Vorstellung Eindruck gemacht. Eine dieser Töchter saß neben ihm, ein schmächtiges, bewegliches Jüngferchen, das mit seinen mageren Händchen etwas unbestimmbar Zwirniges eifrig handhabte. Diese vier Personen führten eine äußerst belebte Unterhaltung untereinander. Die alternden Gesichter der Schwestern, ihre Gesprächigkeit und Munterkeit, ihr diensteifriges Aufhorchen, wenn der Vater sprach, berührten Weyland eigentümlich. Sie schienen sich glücklich zu fühlen, sie gingen auf den Humor des alten Vaters mit Verständnis ein. Sie hatten familienhafte drollige Ausdrücke untereinander. Sie erzählten mit Entzücken von einem Spaziergang und faßten alles, wovon sie sprachen, mit inniger Schwärmerei auf. Alle drei schienen fromme Gemüter, aber die älteste, ein schönäugiges, frühgealtertes, bescheidenes Wesen, dürr und runzelig, mochte in übersinnlichen Angelegenheiten die Wortführerin unter den dreien sein; sie deutete, was ihnen auf Gassen und Straßen aufgefallen sein mochte, und machte alles zum Gleichnis.

Es war ihr zum Beispiel am heutigen Tage ein Lamm begegnet, das sie zur Schlachtbank führten; davon war ihre Seele entflammt worden, daß gerade sie das heiligste Symbol gesehen. Sie hatte einer göttlich mystischen Handlung beigewohnt und wußte auf eine überraschende Weise davon zu reden.

Und wenn man ihre schönen Augen leuchten und die kleine zarte Gestalt voll seligster Betrachtung fast hinschwinden sah, so war gewiß niemand, der gewagt hätte, spöttisch zu blicken, am wenigsten Weyland. Doch stimmte er herzlich in ein Lachen mit ein, das die kleine Heilige erregte, die sich dabei liebenswürdig und bescheiden benahm. Die Begebenheit war folgende:

Die Gute, ganz in seligster Beschaulichkeit verloren, erzählte, wie sie einmal gegen Abend allein durch das Feld gegangen und gerade so recht bedrückt gewesen sei und so belastet. Sie hatte dem Vater an dem Tage mit einem mißglückten Mittagsessen gedient und gar dazu die Bestellung eines Patienten — der Alte war Arzt — nicht ausgerichtet, so daß bei dem Verehrten nicht die beste Laune herrschte.

Das erzählte sie auf ihre Art und sagte dann in ihrer beweglichen, hastigen Weise: „Und wenn man das so selbst verschuldet hat und nun sieht, was man angerichtet, und es könnte doch alles, wenn man nicht so leichtsinnig gewesen wäre, so köstlich sein, da ist einem das Herz schwer und man kommt sich schlecht und unnütz vor. Als ich nun so in meinen Gedanken hingehe, schlägt doch mit einemmal eine Wachtel so schön, und wie ich hinhöre, ruft sie ganz deutlich: Sei erquickt! sei erquickt! Das war wie eine Stimme

vom Himmel, und mir wurde ganz feierlich zu Mute, und ich dachte: Wie ist doch Gott gnädig auf Schritt und Tritt! Ich wäre am liebsten in die Knie gesunken und hätte dankbar gebetet."

Als sie ausgesprochen hatte, wendete sich ihr Vater zu einer anderen Tochter und sagte, dieselbe mit verständnisvollem Lächeln anblickend, pathetisch: „Toledo, rette mich vor diesem Priester."

Er sagte dies in der liebenswürdigen Absicht, den Eindruck, den der seltsame Bericht der Tochter auf die Gesellschaft gemacht hatte, etwas abzuschwächen, ohne der Sprecherin wehe zu thun. Citate aus seinen Lieblingsbüchern schienen ein erquickliches Talent des Vaters zu sein. Dann fügte er lächelnd hinzu: „Ich muß unter ihrer Vergeßlichkeit leiden und sie läßt sich trösten; aber so ist sie."

Alle lachten, denn die Art des Alten, zu sprechen, der Humor, mit dem er es that, schien für die Anwesenden unwiderstehlich.

Der Vater hatte einen prächtigen Kopf, lebendig geistreiche Züge, dunkle Augen und silberweiße Locken. Er war das Bild eines schönen Greises.

Die Wirkung seines Scherzes mochte ihm indessen wohl zu stark geraten sein, und er sagte unbeschreiblich liebevoll, indem er der Tochter zunickte: „Nun, wir verstehen uns."

Da erhob sie sich, ging auf ihren Vater zu, kniete vor ihm hin, faßte seine Hand und sagte innig: „Du bist unser guter Vater."

Der Alte wehrte ab und erwiderte rein und einfach, wie wenig Menschen jetzt mehr sprechen können: „Ich bin nicht gut — gut ist allein der lebendige Gott!"

Weyland erstaunte über das sonderbare, nicht geahnte Patriarchentum, das sich ihm hier in der kleinen Stadt darbot.

In der Nähe der drei Schwestern gefiel ihm eine angenehme Erscheinung, ein Mädchen mit eigentümlich zarten, festen Zügen. Sie hatte sich leicht zurückgelehnt und unterhielt sich mit einem älteren Herrn, der sehr ungeniert den Arm auf die Lehne ihres Stuhls gelegt hatte. Der Ingenieur blickte einen Augenblick auf sie hin. Er mochte ihr wohl vorgestellt worden sein, hatte sie aber unter der großen Zahl fremder Gestalten in dem kleinen Raum noch nicht beachtet. Sie war ihm auf den ersten Blick nicht aufgefallen und fesselte ihn jetzt durch eine Zufälligkeit. Sie lachte über etwas, was ihr Nachbar zu ihr sagte, mit diesem so herzlich, wie nur wenige lachen können. Mitten darin brach sie mit einemmal ab, und über ihrem Gesicht lag wieder ein ruhiger Ernst.

Solch ein plötzliches Abbrechen einer lebendigen Heiterkeit hatte Weyland bis jetzt nur bei alten Menschen beobachtet.

Er richtete an seine Nachbarin die Frage, wer die junge Dame ihm gegenüber sei, und bekam zur Antwort: „Das ist Dorothea Schöngardt, die Tochter hier im Hause."

Er entschuldigte sich seiner Unaufmerksamkeit wegen.

„Das macht nichts!" sagte die Sprecherin der übersinnlichen Angelegenheiten, „bei uns nicht, wir sind so gar höflich nicht gewöhnt. Übrigens wird die Dorothee auch gar nicht im Zimmer gewesen sein."

Jetzt wendete sich einer der Herren an den Gast, und es entspann sich ein allgemeines Gespräch über die Tagesfrage, die Wasserleitung, und wurde lebhaft geführt.

Sie sprachen von dem lang empfundenen Bedürfnis der Stadt, von der Hebung der Straßenreinigung, die aus der Neuerung sich ergeben würde, von allen Vorteilen, die dem Städtchen zu teil werden könnten.

Da fuhr plötzlich eine nicht besonders wohltönende kräftige Stimme dazwischen. Es war der alte Nachbar Dorothea Schöngardts, der den gerade Sprechenden gehörig anließ, so daß dieser erschreckt sich umschaute.

„Hört mir mit eurem Unsinn auf!" polterte der hagere Herr in die Gesellschaft hinein. Er hatte einen auffallend

gut geschnittenen Kopf, aber einen mürrischen Ausdruck in den Zügen. Seine nachlässige Haltung wurde durch einen schlecht sitzenden Rock noch hervorgehoben. „Wozu ein neues Bedürfnis an den Haaren herbeiziehen! Habt ihr nicht schon genug in der Stadt, gegen das ihr nicht aufkommen könnt? Nur immer Neues, nur immer Neues. Unsere Stadt ist nicht verwahrloster als irgend eine, und ich dächte, bis jetzt wäre es euch trotz aller Unreinlichkeit wohl gewesen. Wenn sie nur allerwärts solch ein Wasser hätten, wie wir es hier haben! Sorgt lieber für eure Schule, die den Jungen über den Köpfen zusammenstürzen wird, statt daß ihr Ausgaben für die verdammte Badeanstalt, die kaum benutzt wird, unten im Brühl machen wollt. Und fangt mir nicht an, über die Badeeinrichtungen im allgemeinen in den Wohnhäusern zu reden! Hier in der inneren Stadt kann ich euch die, die sich den Luxus gönnen werden, an Fingern herzählen. Da ist erstens der Schwager Schöngardt, der thut's aus Anstand, weil er die Verpflichtung spürt, als Beispiel zu glänzen — Gälzers und auf dem Markt mein Wirt, der Schlingel. Der ganze Schwindel läuft darauf hinaus, daß sie draußen in den Villen vollends in Freude und Herrlichkeit leben können. Und wenn ihr über die Straßenreinigung sprecht, so sage ich, ich erlebe es nicht einmal — und ich denke noch lange nicht abzufahren —, daß der neue Erdaufwurf über den Röhren und die Pflasterung, wenn das Unheil geschehen ist und ihr eure Wasserleitung habt, wieder in stand gesetzt wird."

Herr Schöngardt war aufgestanden und klopfte dem Schwager auf die Schulter, indem er sagte: „Sei ruhig, Alter. — Herr Ingenieur, hier stelle ich Ihnen den schlimmsten Gegner, der je im Gemeinderat saß, vor."

„Na, na — na," brummte dieser, legte wieder seinen Arm um Dorothea Schöngardts Stuhl und that, als hätte er ununterbrochen nur mit seiner Nachbarin sich unterhalten. „Siehst du, Dorchen," wendete er sich zu ihr, „ich weiß, daß du dir das rote Dings da" — er faßte das Ende eines leichten seidenen Tuches, das sie in eigener Weise um den Hals geschlungen hatte — „gestern drüben bei Herrn Friedrichs gekauft hast; ich war in der Ladenstube, und ich sage dir, mir machte es Spaß, als ich sah, daß du dich um solches Zeug kümmerst. Nur leg es anders um, thu mir den Gefallen."

„So, weshalb?" frug das Mädchen kühl.

„Es gefällt mir nicht so!"

Da lachten einige der Frauen, und die behagliche Nachbarin, die sich neben Weyland wieder eingefunden hatte, sagte: „Siehst du, Dorothea, wenn es Haase selbst auffällt, so wirst du uns wohl recht geben müssen. Wir haben es dir schon alle gesagt — komm, ich will es dir vernünftig binden. Es ist schade um das hübsche Tuch. Man muß sich nicht in jeder Kleinigkeit anders als andere benehmen wollen."

Dorothea hob den Kopf und sagte ungeduldig: „Thu ich's?"

„Laßt es nur gut sein," sagte Dorothea Schöngardts Schwager, ein kleiner beweglicher Mensch, Evelinens, der ältesten Tochter, Mann. „Entsinnt ihr euch noch, wie uns damals abends bei uns ihr schwarzes Armband nicht gefiel und jemand den Mut hernahm und etwas darüber äußerte, wie da die Schwägerin mir nichts dir nichts das Ding zerbrach? Damals hatte ich allen Respekt vor ihr — pikant, aber kostspielig." Dabei lachte er herzlich. „Ich sehe noch das Armband; wenn nur das rote Tuch nicht daran glauben muß." Er blinzte Dorothea mit den kleinen, lebendigen Augen an.

„Dem Tuch geschieht nichts," erwiderte sie ruhig. „Es wird nichts mehr zerrissen, zerbrochen, mein Eigentum ist bei mir sicher aufgehoben."

„Das glaub ich," meinte Eveline.

„Weshalb?" frug Dorothea. „Du meinst, weil ich nichts aufspeichere und nur gerade das habe, was ich brauche? — Das ist gut so," sagte sie ruhig und hart,

„ich wüßte nicht, weshalb ich viel besitzen sollte."

„Ich will es dir sagen," erwiderte Dorotheas Mutter, „Besitztum macht den Menschen behaglicher und geordneter. Und für ein Mädchen ist es kein Vorzug, wenn sie sich ganz ohne Eigentum zeigt."

„Das kann wohl sein," sagte Dorothea lächelnd und blickte in Gedanken versunken vor sich hin. „Wißt ihr noch, wie ihr Tante Angelikas Nachlaß geordnet habt?" frug sie, und über ihr Gesicht ging mit einemmal ein heiterer, fast mutwilliger Ausdruck. „Zwölf alte Mustöpfe, vierzehn Körbe alter Läppchen, bunte, blasse, Bandstücken, Kommoden voll abgethaner Bürsten, Hüte, Hutdeckel, zerrissene Schleier, an die Millionen Flicken von der Mutter, von der Großmutter, die alte große Druckerpresse, die sie dem Großvater zu Ehren auf dem Boden stehen ließ, und Staub, Staub — Gott weiß, was alles — lauter Angedenken! So machen es die armen Leute, die durchaus Eigentum besitzen wollen und die sehen möchten, was ihnen das Leben eingebracht hat. Bei solchen hängt an jedem alten Fetzen ein Stück Erinnerung. Das Leben ist fort, die Fetzen sind geblieben. Es giebt nichts Traurigeres als einsame Menschen, die zwischen ihrem Gerümpel, das ihr ganzes Leben eingeschluckt hat, stehen, und die weiter gar nichts haben als ihre alten Sachen."

„Ja, sie mag recht behalten," sagte Frau Schöngardt. „Man speichert viel zu viel unnötiges Zeug auf."

„Ach was," meinte Herr Schöngardt, „ein Mädchen wie Dore kann noch alle Tage ihr Glück machen, und ich möchte wissen, weshalb es für eine tüchtige Hausfrau so schrecklich sein sollte, zwischen ihrem beiseite Gethanen Umschau zu halten. Ich kann eine Frau nicht leiden, die alles zum Trödler giebt und nur mit neuem Zeuge wirtschaften will — die wäre mir die Rechte! Für eine alte Frau braucht es nicht traurig zu sein, wenn sie bei gesunden Sinnen ihre Schränke durchstöbert. Sind die Kinder leidlich geraten und untergebracht, so giebt es für sie keine toten, albernen Angedenken, so wenig, als einer traurige Betrachtungen über die alten Winterblätter zu machen braucht. Gott behüte unsere Frauen vor Sentimentalität! Also, Dorothea, sammele in die Scheuer."

„Der Teufel," brummte Haase, der vordem seiner Freundin Dorothea kopfschüttelnd zugehört hatte, „die Weiber machen mir jetzt zu leichte Wirtschaft! — Alles vereinfacht! Da wird eine Wasserleitung gelegt, im Grunde, um es den Weibern bequem zu machen — zu keinem anderen Zwecke, wenn man es bei Lichte besieht. Da wieder gründet man ein Weißwarenlager, damit jede, die dummste Person, sich ihre Hemden fertig kaufen kann. Nähmaschinen haben sie erfunden, damit das Weibsvolk ja nicht aufgehalten wird. Gewaschen wird schließlich außer dem Haus, gebacken, gebraut schon längst — an schlachten nicht mehr zu denken. Die Weiber führen ein Leben wie die Schlaraffen, sie kommen auf die dummsten Gedanken, sie müssen darauf kommen. Schließlich, nachdem sie ihre Geschicklichkeiten nicht mehr ausbeuten können, wollen sie den Geist bilden. Hol's der Kukkuck, was ist das für eine Welt! Wo soll das hin? Das albernste Weib wird sich in Dinge mischen, die es nichts angehen. Ihr wißt nicht, was ihr thut. Nehmt den Weibern ihren Sack und Pack, und ihr gebt ihnen zu tausend Thorheiten Gelegenheit. Sie sind dazu bestimmt, im Hause thätig zu sein, und ihr nehmt ihnen eine Arbeit nach der anderen, bis sie sitzen und Maulaffen feil halten und aus Langerweile sich mit Dingen abgeben, die über ihren Horizont gehen!"

Weyland bemerkte mit Erstaunen, daß man diese patriarchalisch unhöfliche Rede zufriedengestellt entgegennahm. Keine der anwesenden, von Vetter Haase schwer gekränkten Frauen zeigte sich erregt, als fände sie diese Rede nicht ganz selbstverständlich. Nur als Weyland auf Dorothea blickte, glitt ein eigentümliches Lächeln über deren Züge — ein Lächeln, das zu

der Umgebung wenig stimmte, wehmütig, zart und unnahbar.

Der Bürgermeister, der von seiner Frau einen Wink bekommen hatte, erhob sich jetzt und sagte: „Nun, Kinder, zum Essen!" Alles brach auf; Dorothea huschte ihnen voraus in das Zimmer und fand ihren Platz neben der Mutter und einer Verwandten. Nach Tische, ehe die Gesellschaft sich zum Heimgange anschickte, unterhielt man sich mit Pfänderspielen, die dadurch, daß sich die Verwandten wohl oft schon durch dieselben ermuntert haben mochten, etwas Gewohnheitsmäßiges, Hergebrachtes angenommen hatten.

Es fiel dem Ingenieur auf, daß man sich vorzugsweise bei den Fragen, Aufrufungen und Rätseln an Dorothea Schöngardt wendete, die mit gutem Humor und ruhigster Gelassenheit sich dabei zu benehmen wußte; auch er suchte ein paarmal während der Spiele mit ihr in Verbindung zu treten.

Als er am Abend durch die stillen Gäßchen seinem Gasthaus zuschlenderte, trug er das Behagen in sich, das wir empfinden, wenn wir etwas Neues, uns charakteristisch Erscheinendes erlebt haben, das uns nicht allzusehr erregt hat, uns aber doch ein Stückchen Leben brachte und uns in das Dasein anderer einen Blick thun ließ.

Es muß sich hier wunderlich leben lassen, dachte der Ingenieur. Die Leute scheinen sich in ihrem Patriarchentum wohl zu befinden. Sie sind untereinander offenherzig, so recht familienhaft — Gott stehe denen bei, die hier leben müssen und sich heraussehnen und denen es hier nicht wohl zu Mute ist.

Da stand Dorothea Schöngardts Bild vor seiner Seele, und er empfand die Wirkung des Blickes, den er zufällig von ihr erhascht hatte, aufs neue.

— — — — — — — — — — —

So oft er auch in den nächsten Tagen in seinen Angelegenheiten den Bürgermeister aufsuchte, bekam er dessen Tochter nicht zu Gesicht. Niemand erwähnte ihrer, und er dachte kaum daran, nach ihr zu fragen. Es war ihm, als wäre das ernste Mädchen das Erzeugnis eines Traumes, den er während des Familienabends gehabt hatte. Sie haftete in Wahrheit nicht stärker in seiner Vorstellungskraft als ein lebhafter Traum, der hin und wieder noch am Tag in uns nachklingt, unversehens auftaucht und wohl auch im stande ist, in einer müßigen Stunde uns zu beschäftigen. Einmal war es ihm, als wäre er ihr des Abends auf der Straße begegnet, wie sie, den Kopf mit einem schwarzen Tuch knapp umhüllt, an ihm vorüberging; doch konnte er sich getäuscht haben.

Er genoß das ruhige Leben in der kleinen Stadt auf eine ihm wohlthuende Weise. Der Weg, den er täglich einigemal zu den Quellen, die seiner Untersuchung anvertraut waren, zurücklegte, wirkte frisch und lebendig auf ihn. Er führte durch anmutige Gegend zu einer Stelle, die kaum eine halbe Stunde von der Stadt entfernt lag. Auf einem Platz, der von schlanken hohen Buchen umgeben war, entsprang die Quelle; sie kam klar und lustig unter einer Felsplatte hervor und schlängelte sich krystallrein unter den Buchen hin. Kaum zwanzig Schritt von der Platte trat eine zweite Wasserader zu Tage, die sich den Weg durch einen schmalen Felsspalt geschaffen und nun mitten in einem kleinen flachen Wasserbecken, das sie sich selbst gebildet hatte, rund und voll wie eine Halbkugel dem Licht entgegenquoll. Diese Quelle hieß in der Umgegend „Der Wassermann". Sie vereinigte sich mit der größeren, nachdem diese wenige Windungen im feuchten Waldboden gemacht hatte. Es war überreichlich Wasser vorhanden, das konnte in den ersten Tagen bestätigt werden; doch schien die Fassung der Quelle, der Bodenbeschaffenheit wegen, noch auf einige Schwierigkeiten zu stoßen. Deshalb hatte der Ingenieur Grab- und Bohrversuche in verschiedenen Richtungen anstellen lassen. Erdhaufen waren schon mächtig aufgeschüttet, einige der Buchen hatten fallen müssen, um für die Arbeit freien Raum

zu schaffen. Es war eine kleine Hütte aus Bretterwerk entstanden, in der die Arbeiter ihr Handwerkzeug unterbrachten und in welcher Weyland sich einen rohen Tisch hatte herrichten lassen, um seine Berechnungen und Ausarbeitungen hier im schönen Waldaufenthalt zu machen. Von diesem Verstecke aus war er Zeuge mancher lustigen Scene. Die würdigen Gemeinderäte richteten ihre der Gesundheit zuträglichen Spaziergänge mit Vorliebe nach dem Platze, der den Vätern der Stadt schon seit geraumer Zeit zur höchsten Wichtigkeit geworden war. Er konnte sehen, wie ein Gemeinderatsglied im Gefühle seiner Bedeutung zu der Quelle schritt, scharfsichtig in das klare Wasser starrte, als wollte er es kraft seiner stadtväterlichen Augen in die chemischen Bestandteile zersetzen, wie der Ehrbare sich dann schwerfällig bückte, nach dem blechernen Becher griff, der an einem Kettlein von der flachen Felsplatte herabhing, um damit Wasser zu schöpfen und zu kosten. Bürgermeister Schöngardt hatte den Becher zu diesem Behufe befestigen lassen. Der Ingenieur konnte sehen, wie der Würdige das klare Wasser bedächtig schlürfte, wie er ein Gesicht zog, als schnalze er mit der Zunge, wie er den Kopf zurückbog, um den Schluck eine Weile auf der Zunge liegen zu lassen, wie er gurgelte, damit die Geschmacksnerven mehr Zeit gewännen, über das, was über sie hinglitt, ins klare zu kommen. Man hätte, wenn man nach den Gebärden der Trinker, die sich an der Quelle ablösten oder aus den verschiedensten Richtungen hier zusammentrafen, auf eine ganz andere Probe schließen müssen als auf einen Wassergenuß.

Weyland beobachtete zwei Ehrenmänner. Der eine lag der Länge nach am Boden und horchte mit fest aufgepreßtem Ohr, was es mit den Wassern wohl auf sich haben mochte. Der andere stand mit eingebogenen Knien und horchte auch; doch durfte er seiner Körperbeschaffenheit wegen, wenn er an ein Aufkommen wieder denken wollte, nicht wagen, sich auch hinzustrecken, und in seinen Mienen sprach sich deutlich Mißtrauen aus und Ärger über seinen glücklicheren Freund, der in allem Behagen und superklug vor ihm lag.

Ein kleines Erlebnis nach dem anderen reihte sich während seines Aufenthalts an den Quellen für ihn aneinander, und er hatte schon einen frischen lebenslustigen Brief über die wenigen Tage, die er in dem schönen Aufenthalt bei tüchtiger Arbeit verbracht, an seine ihm sehr vertraute Schwester geschrieben.

Die Buchen begannen eben sich golden zu färben, und sonnige Herbsttage waren hereingebrochen. An einem prächtigen Nachmittag hatte es sich Friedrich Weyland nach anstrengender Arbeit behaglich gemacht. Seine Leute waren ein paar hundert Schritt von ihm beschäftigt, so daß er nur hin und wieder das ferne Schallen der Hämmer hörte, die auf ein Felsstück hell aufschlugen. Er hatte sich unter einer mächtigen Buche hingestreckt und blickte den blauen Ringen nach, die von seiner Cigarre aufstiegen in das goldene Gewirre von Sonne, Licht und Blättern über sich. Um ihn her die frischeste, noch schön durchwärmte Herbstklarheit, ein leichter Wind in den Wipfeln und das sanfte, volle Rauschen, das von Baum zu Baum durch die ganze Wucht des ausgebreiteten Waldes ging.

So lag er eine gute Weile, gedankenlos, ganz aufgelöst in der Empfindung des beglückenden Nichtsthuns, und genoß die stille Stunde, von der er wußte, daß sie nicht allzulange währen würde.

Am Spätnachmittag kam Herr Schöngardt mit seiner Tochter Dorothea. Weyland sah, als er aufschaute, beide kommen und ging ihnen entgegen. Man begrüßte sich. Herr Schöngardt schüttelte dem jungen Freunde die Hand.

„Nun, was hat sich heute herausgestellt?“

„Günstiges, soweit sich bis jetzt schließen läßt,“ war die Antwort.

„Gott gebe es, Gott gebe es,“ sagte der Bürgermeister. „Man ist jetzt allgemein für die Quellen eingenommen —

und da hat mein Becher das Beste dazu gethan. Wer von dem Wasser getrunken hat, der giebt etwas darum, wenn er es immer haben kann.“ Dabei lachte er nach seiner Art trocken auf.

„Darf ich Ihnen ein Glas davon holen?“ wendete sich Weyland an Dorothea. Indem er es sagte, war er schon in dem Bretterhaus verschwunden und trat mit einer Kapsel, aus der er ein zierliches Glas nahm, wieder heraus. Sie gingen alle drei zur Quelle, und Weyland reichte Dorothea das Glas, damit sie selbst schöpfen solle.

Als sie es wieder von den Lippen nahm, sagte sie: „Ich kenne das Wasser, es ist gut. Hier waren wir als Kinder oft und haben oft davon getrunken.“ Er mußte sie anblicken, während sie sprach; unwillkürlich wollte er sich vergewissern, ob es dieselben Augen wären, die ihn aus dem dumpfen bedrückenden Familienkreis mit ihrem fast erhabenen Ausdruck angeschaut hatten, diese Augen, in denen ein eigentümliches Leben flimmerte, das dem Unbedeutendsten, was das Mädchen sprach, eine Tiefe gab, etwas Charakteristisches, einen Teil einer starken Persönlichkeit.

Er konnte sich selbst über den Eindruck, den sie auf ihn machte, nicht Rechenschaft geben und nahm das Mädchen nicht so einfach hin, wie sie sich ihm gegenüber benahm, sondern erriet und forschte da, wo ein anderer durchaus nichts Rätselhaftes vermutet hätte.

Herr Schöngardt sprach über die Dauer der Arbeitszeit, wann man nächstes Frühjahr beginnen würde, über die Bestellung des nötigen Materials, über Kosten und mögliche Ersparnisse, über die Arbeitsverteilung. Am meisten Sorge machten ihm die Klempnermeister im Städtchen, die er samt und sonders als unzuverlässiges Volk schilderte, sicherlich aus eigener Erfahrung. Er war ein großer Liebhaber allerlei närrischer Maschinerien. Er besaß das Modell einer kleinen Dampfmaschine, das besonders zierlich gearbeitet war, eine wunderliche Abart eines Zimmerspringbrunnens, allerlei Apparate, mit denen er sich die freien Stunden zu vertreiben liebte und durch die er mit den Klempnermeistern unaufhörlich auf Kriegsfuß stand.

Dorothea war schweigend neben beiden hergegangen, die sich in das Gespräch, die Wasserleitung betreffend, vollkommen vertieft hatten. Jetzt standen sie vor einem schmalen Graben, der zu irgend einem Versuche dienen sollte.

„Ich befürchte,“ sagte Weyland nach einer Weile, „daß wir Ihr Fräulein Tochter langweilen.“

„Nein, durchaus nicht,“ erwiderte Dorothea. „Ich höre zu und beneide Sie, hier arbeiten zu können, und so zu arbeiten, wie Sie es thun, muß schön sein. Schade, daß man nur ein Leben und ein Schicksal hat. Wird hier noch weiter gegraben?“ frug sie.

„Jetzt nicht,“ entgegnete Weyland. „Zwanzig Schritt von hier wollen wir noch einmal anfangen.“

„Dort, wo der Stab steht?“ frug Dorothea.

„Ja.“

„Lassen Sie mich einmal versuchen, wie es ist, wenn mit der Arbeit wirklich etwas gethan wird. Darf ich?“

Sie zeigte nach einem Baum, an dem verschiedene Werkzeuge lehnten. „Geben Sie mir, was ich dazu brauchen soll,“ bat sie mit Ruhe und Einfachheit.

„Gewiß, wenn es Ihnen Freude macht.“ Weyland wählte eine feste schlanke Hacke und reichte sie ihr.

Der alte Schöngardt schüttelte etwas unwillig mit dem Kopfe. „Was fällt dir ein, Dore! Da redet sie von nützlicher Arbeit und hätte zu Hause die Hülle und Fülle davon. Nur immer Absonderlichkeiten!“

„Es ist nicht so absonderlich,“ wendete sie sich an ihren Vater. „Mir kommt es ganz vernünftig vor. Ich weiß, weshalb ich es thun möchte.“ Sie sagte das heiter und fügte hinzu: „Ich glaube, es ist überhaupt nichts so närrisch, was man auch von anderen sehen oder hören mag, wie es scheint; denn alle Gedanken, die

ein Mensch hat, hängen so miteinander zusammen, daß ich meine, man kann nicht den einfachsten richtig beurteilen, wenn man nicht alle kennt."

„Davor möge einen Gott behüten!" sagte Herr Schöngardt mißlaunig.

„Zeigen Sie mir, wie ich es anfangen soll?" frug Dorothea.

Weyland nahm das Werkzeug und schlug die ersten Stücke los. Es war durch zwei festgestemmte Faden schon die Grenze des Grabens angegeben.

„Zuerst schlagen Sie kleine flache Schollen und geben so die Form an, dann kann man tiefer gehen. Wollen Sie versuchen?"

Dorothea ergriff das Werkzeug und begann. Nach den ersten paar Schlägen hielt sie inne, nahm den Hut ab, legte ihn neben sich auf den Boden und sagte liebenswürdig zu den beiden, die sich nach der Art ihrer Persönlichkeiten auf sehr verschiedene Weise in Positur gestellt hatten, um zuzusehen: „Ich brauche keine Beaufsichtigung, die Herren können einstweilen weiter spazieren."

Sie thaten es, und Dorothea arbeitete mit einem Eifer und einer Hingebung, als hätte sie das schönste Ziel vor Augen. Sie bemerkte es nicht, als ihr Vater und Weyland nach einer Weile wieder auf sie zukamen. Beide blieben in einiger Entfernung stehen und betrachteten sie.

Herr Schöngardt sagte: „Wie sie arbeitet!" Er schüttelte bedächtig mit dem Kopfe.

Weyland war in den Anblick des Mädchens ganz versunken. Er war jeder ihrer Bewegungen mit Interesse gefolgt und von der Schönheit ihrer Gestalt, ihres Neigens, ihres kräftigen freien Regens betroffen. Der Eifer, mit dem sie die fremde Arbeit betrieb, hatte für ihn etwas Rührendes. Wäre sie ganz jung gewesen, so würde ihr Thun den Stempel des Launenhaften und Kindischen an sich getragen haben; so aber erschien es ihm, wenn er auf die ernste, schlanke Gestalt blickte, bedeutungsvoll.

Als sie näher traten, sah Dorothea auf und strich das Haar aus der Stirn zurück. Ihre Wangen waren rosig angehaucht, und die Augen blickten größer und leuchtender als gewöhnlich.

„So hast du nun deinen Willen gehabt?" frug Herr Schöngardt.

„Ja," sagte sie.

„Dann komm, wir wollen Herrn Weyland begleiten; er will ein Wunder von einem kleinen Wirtshaus entdeckt haben. Das wollen wir uns auch einmal ansehen."

Dorothea setzte ihren Hut auf, stellte ihr Werkzeug beiseite und sie machten sich auf den Weg.

„Sie haben Ihre Sache reizend gemacht," sagte Weyland.

„Ja, Dore hätte ein Bürschchen werden sollen, die würde etwas zu stande gebracht haben," sagte Herr Schöngardt und klopfte dem Mädchen auf die Wange.

Dorothea sagte: „Ich beneide Sie um alles, was Sie hier treiben." Es entspann sich ein lebhaftes Gespräch zwischen ihr und Weyland. Sie ließ sich mancherlei von seinem Beruf mitteilen, unterbrach ihn nach einer Weile und sagte: „Es giebt auf Erden viele, die sich nach Arbeit wie nach Glück und Leben sehnen, weder Glück noch lebendige Beschäftigung kennen." Sie sprach erregt, und Weyland verstand, daß die wenigen Augenblicke, die sie in ungewohnter Beschäftigung verbracht hatte, auf sie gewirkt haben mußten. Er ergriff dann das Wort wieder und gab eine Beschreibung von dem kleinen Wirtshaus, das sie sich zum Ziel gewählt hatten. Er sagte, daß er dort seine Mahlzeiten gehalten habe, wenn ihm der Weg von den Quellen aus zur Stadt zu weit geworden, und er konnte nicht genug rühmen, wie freundlich er von den Leuten aufgenommen worden sei. „Daß Sie es noch nicht kennen, wundert mich. Es ist so geeignet, einen Ausflug von der Stadt aus dahin zu unternehmen."

„Ja, man kehrt gewöhnlich in das untere Wirtshaus ein, das im Dorfe liegt," erwiderte Herr Schöngardt.

„Das ist für meine Freunde übel genug; sie haben darüber geklagt, wissen sich aber nicht recht zu helfen. Ich habe mir überlegt, wie ihnen zu raten sein möchte, und

Sie werden sich wundern, was wir schon miteinander unternommen haben."

„Nun?" frug Dorothea.

„Ich habe den Wirt dazu gebracht," fuhr unser Freund fort, „daß er sein Schild neu herrichtet. Wir haben für eine tüchtige Farbe gesorgt und sind eben dabei, das Haus umzutaufen."

„Es ist das Gemeindegasthaus, wenn ich nicht irre — und so stand es auch auf dem Schild," sagte Herr Schöngardt.

„Ja, es muß notwendig anders genannt werden, wenn die Städter es zur Einkehr wählen sollen. Wie meinen Sie, wenn wir es ‚Zum hohen Dach' taufen würden? Das ist eine ungewohnte Benennung für ein Wirtshaus, und es hat in Wahrheit ein wunderlich geformtes Dach." Der junge Mann sprach lebhaft, mit einem fast kindlich frohen Ausdruck.

Als sie das Wirtshaus am Fuße einer Anhöhe vor sich liegen sahen, an einer der lieblichsten Stellen des Thales, sagte Herr Schöngardt: „Mich wundert, daß wir uns immer mit dem Gasthaus im Dorfe begnügt haben; zu meiner Zeit war das eine Neuerung, und von daher mag es sich wohl schreiben, daß dieses hier in Vergessenheit geraten ist."

— — — — — — — — — — —

Der Ingenieur wurde von den Wirtsleuten auf das freundlichste begrüßt. „Sehen Sie, ich bringe Ihnen Gäste," sagte er liebenswürdig, „nun versorgen Sie uns gut."

„O gewiß," erwiderte die junge Wirtin, führte die Gäste in den Garten, der hinter dem Hause lag, und lief eilfertig in die Küche zurück.

Die alten Bänke und Tische der kleinen Wirtschaft waren unter einer Gruppe gut entwickelter Fichten eingerammt.

„Ist mein Wirtshaus nicht ein charakteristischer Aufenthalt?" sagte Weyland. „Wie gut sich die Fichten von dem grauen Schindeldach abheben, und hier aus dem Schatten ist der Blick in das sonnige Thal doppelt schön."

„Ganz hübsch," erwiderte Herr Schöngardt.

Sie setzten sich, und allen that die Ruhe nach dem frischen Gange wohl. Zwei allerliebste Kinder, ein Knabe und ein dreijähriges Mädchen, kamen den schmalen Weg entlang gegangen. Weyland rief sie zu sich heran, und sie näherten sich, ohne Scheu zu zeigen.

„Da seid ihr ja," sagte er; „wo ist die Mutter?"

„In der Stadt," antwortete der Knabe ernsthaft.

„Und du hast auf die Schwester gut acht gehabt?"

„Ja," sagte der Knabe wieder mit dem tiefen Ernst, den armer Leute Kinder oft an sich haben. „Wir sollten einen Kuchen bekommen?" frug er trocken.

„Sehr bald, wenn die Mutter mir sagt, daß ihr brav waret."

Der Knabe legte den Arm ohne jeden Ausdruck von Zärtlichkeit, aber im Gefühl seiner Würde um die Schulter des Schwesterchens und blickte die Fremden unverwandt an. Dem Mädchen mochte es unbehaglich sein, denn es fing mit einemmal heftig zu weinen an. Der Bruder achtete zuerst nicht auf sie; als sie nicht gleich wieder aufhörte, gab er ihr stumm und ohne Erregung zu zeigen einen Schlag auf das Köpfchen, worauf sie zuerst stillschwieg, um dann um so heftiger loszubrechen.

Dorothea beugte sich vor und zog das Kind zu sich heran. „Wie darfst du gleich schlagen, schäme dich," schalt sie den Knaben, der verblüfft vor sich hinsah, und sie strich dem Schwesterchen über das helle Haar, drückte das Kind sanft an sich, bis es sich etwas beruhigt hatte. Darauf zeigte sie ihm einen Vogel, der nahe, dem Tisch gegenüber, auf einem Zweige saß, und sie erzählte mit dem einfachen Zauber, mit dem manche den Kindern das Geringste mitzuteilen wissen, daß der Vogel ein Nestchen mit Eiern, mit schönen kleinen Eiern habe.

Das Kind wurde ruhig und wußte von seinen Thränen nichts mehr. Sie stellte es sanft wieder auf die Füße und sagte zu dem Jungen, der halb neugierig, halb

verlegen stehen geblieben war: „Nun sei gut mit ihr und denke, du bist schon groß und kannst ihr leicht wehe thun. Geht und kommt dann wieder, ihr sollt etwas bekommen.“

„Der Knabe ist so übel nicht, wie er scheint,“ sagte Friedrich Weyland. „Ich habe ihn beobachtet, er sorgt artig für die Schwester. Den Schlag hat sie jetzt bekommen, weil er verlegen war und sich nicht zu helfen wußte, doch hat der arme Kerl etwas Bedrücktes. Seine Mutter ist ein unglücklicher Charakter, sie ist mürrisch und versteht es nicht, die Kinder zu vergnügen — so eine rechte Arbeitsseele und immer unzufrieden. Sie ist auf ihren Herrgott nicht gut zu sprechen, weil er ihr den Ernährer genommen hat, und sieht die Kinder als eine Last an. Alles, was sie spricht und thut, macht einen unbeschreiblichen Eindruck von Öde und Lieblosigkeit.“

„Man scheint Sie hier in das Vertrauen gezogen zu haben,“ sagte Herr Schöngardt, der wenig Interesse an dem kleinen Auftritt genommen hatte und damit beschäftigt war, seine kurze Pfeife zu stopfen.

Herr Schöngardt war nicht bei Laune, nicht in seinem Elemente. Er gebrauchte eine gewisse Trockenheit, um sich wohl zu fühlen, und in der Unterhaltung der beiden wogten Empfindungen verschiedenster Art, die ein noch überschwengliches Leben kund gaben, wenn auch nur ahnen ließen, doch für einen vollkommen ruhigen dritten, der mit dem Leben abgeschlossen, etwas unbehaglich Erregendes und Unnötiges haben mochten.

Dazu kam, daß Herr Schöngardt wenig an Dorotheas Art zu sprechen gewöhnt war. Zu Hause, im alltäglichen Leben, hatte er sich nie recht die Zeit nehmen können, auf seine Tochter zu achten; wenn da jeder so halbwegs seine Pflicht thut, giebt es wenig zu reden und wenig, was die innerste Natur zur Erscheinung kommen läßt. Die Gewohnheit des täglichen Zusammenseins hält allzuviel nieder, so vieles, was einander mitzuteilen von großem Nutzen für jeden einzelnen sein, was eine tiefere, geistigere Liebe zueinander wecken würde; so aber gehen die sich zunächst Verwandten ungekannt nebeneinander her, weil die Familienglieder, die jahraus, jahrein zusammenleben, wohl unbewußt annehmen, daß man sich naturgemäß kennen und lieben muß, und zwar durch und durch und unzweifelhaft.

Herr Schöngardt wußte, daß er eine Tochter besaß, deren Eigentümlichkeiten er sich von frühester Jugend an hatte fest entgegenstellen müssen, und er hatte das Bewußtsein, eine ihm widerstrebende Natur gezügelt, wenn nicht gebändigt zu haben. Es war ihm recht, wenn alles im Hause seinen stillen Gang hatte, und er durfte sich rühmen, daß es in seiner Familie so zuging, wie es ihm lieb und seinen nach Behaglichkeit strebenden Jahren angemessen war.

Jetzt stand er auf und ging, die Hände auf dem Rücken gefaltet, den Garten hinab und war beiden bald aus den Augen verschwunden.

„Kommen Sie,“ sagte Weyland zu Dorothea, „wir wollen sehen, ob uns die Wirtin nicht eine Kleinigkeit für die Kinder geben kann. Ich habe ihnen etwas versprochen und habe es leider vergessen mitzubringen.“

Sie gingen miteinander, und es fand sich, daß die Wirtin für etwaige Gäste einen Kuchen in Vorrat hielt. Weyland schien die Entdeckung wirklich zu erfreuen, und er bat Dorothea, daß sie den Kindern das Ersehnte geben sollte. Darauf zeigte er ihr in der Scheuer das Schild, das der Wirt eben eifrig strich. Dieser war ein junger hübscher Mann und lachte über das ganze Gesicht, als sein Gönner eintrat.

„Nun, wird es gut?“ frug er verlegen und doch scherzhaft und trat mit seinem vollen Pinsel ein paar Schritte zurück.

„Das wollt ich meinen,“ sagte Weyland, indem er sich an Dorothea wendete. „Mit dem Streichen werden wir es schon zu stande bringen, aber mit der Umtaufe wird es bös werden, da muß ich mich ins

Mittel schlagen, sonst möchte ich die Aufschrift nicht sehen."

Sie unterhielten sich noch eine Weile mit dem Wirt. Er machte seine Vorschläge, wie das Schild am augenscheinlichsten anzubringen sei; darauf ließen ihn beide bei seiner Arbeit und gingen, die Kinder aufzusuchen. Sie fanden diese vor der Thür des kleinen Häuschens sitzen, das die Mutter vom Wirt abgemietet hatte. Der Kuchen wurde unter ihnen geteilt, und beide begannen liebenswürdiger und zuthunlicher zu werden. Rührend war es, die schüchterne, unbeholfene Freundlichkeit des Knaben gegen seinen Freund zu sehen. Er zeigte ihm in dem kleinen Garten vor dem Hause eine gelbe Kamillenblume, die er wahrscheinlich selbst gepflanzt hatte, und that diese Geringfügigkeit auf solche Art, daß man aus seinem Thun herausfühlen konnte, er wolle sich dankbar zeigen.

Nachdem sie sich noch eine Weile mit den Kindern abgegeben hatten, beobachteten sie, als sie schon wieder den Gartenweg eingebogen waren, wie die Kinder mit ihrem Segen der Mutter, die eben aus der Stadt zurückkam, entgegenliefen. Sie hatten zu berichten und zu zeigen, und hingen sich ihr an die Schürze in voller Lebhaftigkeit.

Die Frau war, wie es schien, nicht aufgelegt zu scherzen, schüttelte die Kinder derb von sich ab und wollte vorwärts schreiten; da griff sie hurtig nach dem Rockzipfel des Mädchens, an dem sie, der Hast und der Art ihres Greifens nach zu urteilen, einen Riß oder einen Fleck entdeckt haben mochte, und mitten in seine karge Fröhlichkeit hinein bekam der Knabe einen tüchtigen Schlag in sein gutes Gesicht, und auch das kleine Ding, das Mädel, ging nicht leer aus. Dorothea und Weyland hörten die Frau heftig schelten, die Kinder schluchzen und sahen, wie sie dieselben vor sich her in das Haus trieb. Das Weib ging müde und trotz ihres Scheltens teilnamlos hinter ihnen drein. Sie trug einen leeren Korb auf dem Rücken, dessen Tragbänder ihr nachlässig, als hätte sie sich schon längst vorbereitet, ihn abzuwerfen, von den Schultern geglitten waren.

„Sie ist eine unliebenswürdige Person," sagte Weyland, und beide gingen vorwärts. Sie fanden, was sie bestellt hatten, schon aufgetragen, und Vater Schöngardt saß in stiller Selbstbetrachtung vor dem Tisch.

„Nun, wo ist man so lange geblieben?" frug er, als hätte er schon eine Weile ungeduldig gewartet.

Es wurde erzählt, doch trug der Ingenieur die Kosten der Unterhaltung fast allein. Dorothea war auffallend schweigsam geworden.

Als sie aufbrachen, um sich wieder auf den Heimweg zu machen, und der alte Schöngardt mit der Wirtin abrechnete, frug Weyland: „Sagen Sie, Fräulein Dorothea, was ist Ihnen, weshalb sind Sie still geworden?"

Sie blickte ihn an und antwortete, indem ein Lächeln um ihren Mund spielte, das mit dem Ausdruck der Augen in einem eigentümlichen Kontrast stand: „Sie werden mich nicht verstehen können, und man sollte Empfindungen, wie sie jetzt auf mir liegen, nicht aussprechen; aber ich will Ihnen sagen, was mir ist. Solch eine Art Lieblosigkeit, wie wir sie vorhin von der Frau sahen, schneidet mir ins Herz. Ich kann von dergleichen den Eindruck lange Zeit nicht los werden. Ich weiß, man sollte sich nicht nachgeben; aber das, was wir sahen, scheint mir schrecklicher als manches andere, was für schrecklich gehalten wird. Haben Sie des Knaben Ausdruck bemerkt? Es giebt nichts Armseligeres als eine Frau, die ihrer Kinder nicht wert ist. Jedes mißachtete Glück auf der kargen Erde ist Gotteslästerung," sagte sie ruhig.

Weyland sah sie erstaunt an und konnte sich die Kraft, mit der sie die unbedeutende Begebenheit empfand, nicht erklären. Er wollte lächeln, unterließ es aber, als er eine an ihr überraschende Härte in ihren Zügen wahrnahm. Es lag etwas Empörtes in ihren Augen, ohne daß dies

ihn unangenehm berührte. Warum wirkte dies Mädchen in allem, was sie sprach und that, für ihn bedeutungsvoll, und woher stammte ihr Reiz?

— — — — — — — — — — — —

Für Weyland waren in diesem Augenblicke die Würfel gefallen. Er konnte die Stunde angeben, in der seine Liebe zu Dorothea in ihm aufgetaucht war, nicht wie ein ruhiges, schönes Licht, sondern beunruhigend; denn weniger als andere Sterbliche konnte er sagen: Meine Liebe hat mich aus dem innigen Gemüte meiner Braut, das sich mir zuneigte, überkommen; oder aus ihren mir sympathischen Eigenschaften, aus der Berechnung, daß ihre Lebensstellung, ihre Verhältnisse mir zum Glücke günstig sein könnten, oder aus ihren sanften Mienen, die mich vertrauen ließen. Weylands erwachte Liebe war hervorgelockt von Unbekanntem. Ein Geschöpf, das durch ein geheimnisvolles inneres Leben reizvoll geworden war, hatte ihn mächtig angezogen. Er fürchtete, daß er nicht voll wußte, was er an ihr liebte, und indem er klar vor sich sah, in welchem Verhältnis er zu ihr stand, verschwand sie ihm gleichsam unter den Händen. Dies Gefühl brach mit dem Bewußtsein seiner Liebe zu gleicher Zeit herein.

Hatte er vordem in dem Mädchen die fesselnde Erscheinung gesehen und sich mit ihr angenehm in der Erinnerung beschäftigt wie mit einer leichten Frage, die in uns aufsteigt und nicht allzu drängend nach ihrer Lösung verlangt, so war alles jetzt mit einemmal in ihm gesteigert, und er durchforschte verlangend jedes ihrer Worte.

Auf dem Heimwege fügte es sich, daß sie der Frau, die in Dorothea heftigste Antipathie erregt hatte, begegneten. Sie grüßte.

„Wohin noch?“ frug er.

„Ich muß Futter für die Ziege hereinschaffen.“

„Was hat es bei Euch denn wieder gegeben? Ich habe gestern gesagt, Ihr sollt nicht so heftig gegen die Kinder sein. Wir haben es gesehen, wie Ihr sie wieder aus übler Laune geschlagen habt.“

„Kann sein,“ erwiderte die Frau und rückte unwillig und nachlässig den Korb auf dem Rücken zurecht.

Sie ging neben Dorothea, ein paar Schritte hinter Herrn Schöngardt und Weyland drein. Als dieser sich nach einer Weile umwandte, bemerkte er, daß beide etwas weiter zurückgeblieben waren und daß Dorothea mit der Frau sprach, und hörte, wie diese in ihrer unbehilflichen Weise zu Dorothea sagte: „Daran denkt unsereins nicht, wir haben sonst genug zu thun.“

„Seht zu, daß Ihr daran denkt,“ sagte Dorothea ernst, verabschiedete die Frau und ging neben ihrem Vater weiter.

*   *
*

Eine Liebesgeschichte in Sicht. — Gefühlvolle Briefe. — Ferne und Nähe zu gleicher Zeit. — Eine einsame Stunde.

Am anderen Tage sehen wir unseren guten Freund nach beendeter Arbeit wieder dem kleinen Wirtshaus zugehen. Er setzte sich lange an denselben Tisch, an dem er gestern mit Schöngardts gesessen hatte. Er suchte die Kinder wieder auf, sprach mit ihnen, erzählte ihnen, ließ ihnen von der Wirtin Milch- und Brot bringen, sah zu, wie sie aßen, und glaubte, sich an ihnen zu erfreuen. In Wahrheit wartete er auf die Mutter dieser beiden Kinder, um mit ihr von Dorothea zu reden. Er wollte von ihr erfahren, was jenes ihm so fremde Mädchen mit ihr gesprochen haben mochte.

Über den Eindruck, den Dorothea auf ihn gemacht hatte, war er sich klar, insoweit, daß er wußte, er gehe seit kurzem nicht mehr als freier Mann einher; aber über das Wesen des Mädchens blieb er sich unklar. Sie schien anders geartet zu sein als alle, die sie umgaben, und zwar in jedem Wort und jedem Gedanken anders. Solch eine große Verschiedenheit von Menschen aus demselben Stamme hätte er nur dann für möglich gehalten, wenn sie durch eine lange Trennung voneinander abgesondert gewesen wären. Aber er hatte in Erfahrung gebracht, daß Dorothea ohne nen-

nenswerte Unterbrechung ihr ganzes Leben in dem Städtchen und in der Familie zugebracht hatte. So wurde das Verlangen immer heftiger in ihm, von ihr zu wissen und sich ein Bild, das mit seinem Gefühl in Einklang stände, von ihr zu machen.

Er ging, als die Frau zu lange fortblieb, ihr entgegen und traf sie am Ausgang des Dorfes.

„Wie geht's?“ rief er ihr zu.

„Wie soll es gehen!“ erwiderte diese und blieb unschlüssig stehen.

„Was hat gestern das Fräulein mit Euch gesprochen? Sie läßt Euch fragen, ob Ihr daran denkt, was sie gesagt hat?“

„Sie läßt mich fragen?“ antwortete die Frau und blickte mit ihren ausdruckslosen Augen auf Weyland. „Sie mag recht haben in allem; aber unsereins hat wenig Zeit, über seine Sache nachzudenken; wir müssen froh sein, wenn wir etwas in den Magen bekommen und etwas auf den Leib. Zu anderem haben wir keine Zeit,“ wiederholte sie. „Die Kinder sind gut, das weiß ich selber — daß sie für mich gerade ein Glück sind, wüßte ich nicht; sie machen mehr Plackerei, als das junge Fräulein sich vorstellt. Eins allein kann sich durchschlagen, das versteht ein jeder; aber es ist schon recht,“ fügte sie, indem sie sich zum Gehen anschickte, trocken hinzu, „wenn einmal mit unsereins vernünftig gesprochen wird, das ist ganz gut. Ich werde mich vorsehen mit den Kindern.“ Sie ging auf ihre nachlässige achtlose Weise weiter.

Sie muß gut sein, dachte Weyland; aber es ist nicht Güte allein.

Es war am nächsten Tage. Weyland schrieb in dem Zimmer des Bürgermeisters. Es gab Listen durchzuarbeiten, die sich auf den Wasserkonsum der Stadt bezogen, und Kostenanschläge, die vom Bürgermeister schon durchgesehen und mit Bemerkungen versehen worden waren. Schon manchmal hatte er dem Ingenieur seinen Schreibtisch eingeräumt. Heute war er über Land gegangen, und Weyland arbeitete in dem einsamen Zimmer, ohne recht bei der Sache zu sein. Das Haus schien wie ausgestorben. Ein stiller Sonntag-Nachmittag lag über dem Städtchen. Es war unendlich ruhig, fast zu ruhig und ungestört, um zu arbeiten; denn der Mensch bedarf, um mit voller Kraft herausgehen zu können, einer leichten Opposition. Daher mochte es auch kommen, daß Weyland sich erhob, die Feder gelangweilt beiseite legte und im Zimmer auf- und niederging. Seine Blicke suchten an den Wänden, um etwas ihn Zerstreuendes zu finden; da blieben sie an einem kleinen Familienbilde haften, das von nicht ganz ungeschickter Hand herrührte. Es stellte Frau Schöngardt mit den Kindern dar. Dorotheas Gesichtchen blickte ihn träumerisch daraus an. Sie mochte damals neun oder zehn Jahre alt gewesen sein. Welch tiefe Augen, welch liebreizender Mund! Er suchte nach den Zügen der Dorothea, die er kannte, und fand, daß beide Gesichter, das Gesicht des Kindes und das des ernsten Mädchens, wunderbar ineinander verschmolzen. Das freute ihn. Er fühlte es als eine Beruhigung, und Dorothea war ihm durch diese Entdeckung gleichsam näher gerückt. Sie mochte danach wohl mehr eine Gestalt sein, welche die Natur aus Laune eigenartig geschaffen hatte, als ein Ergebnis eigenster Erfahrung. Er würde sich lieber zu einem sich noch unbewußten Geschöpf hingeneigt haben als zu einem, das durch inneres und äußeres Leben schon gewonnen und verloren hatte und ihm nicht mehr in seiner unberührten Ursprünglichkeit entgegenträte.

Als er an das Fenster ging, sah er sie mit der Mutter und Eveline die Straße heraufkommen. Er freute sich an ihrem Anblick, an ihrem Gang. Alle drei schienen eifrig miteinander zu sprechen, und er zog sich vom Fenster zurück, um nicht bemerkt zu werden. Als die drei Frauen in das Zimmer nebenan eintraten, war das Gespräch zwischen ihnen noch im vollen Zug. Es entging ihm kein Wort.

„Du bleibst dabei, übermorgen zu gehen?“ frug die Mutter, und es machte den Eindruck, als hätte sie nicht zum erstenmal gefragt.

„Ja," sagte Dorothea ruhig und dennoch erregt.

„Gerade wo wir doch die Gesellschaft haben?"

„Gerade deshalb," sagte Eveline. „Sie hat es ja manchesmal so einzurichten gewußt."

„Ich möchte gern gehen," wiederholte Dorothea ruhig. „Ich bitte um wenige Dinge, und ihr müßt sagen, daß ich euch nicht viel Not mache; jetzt nicht mehr, früher wohl," fügte sie bescheiden hinzu, mit einem Ausdruck, der dem Hörer unendlich rührend erschien.

„Ich habe an Marie schon geschrieben," versetzte Dorothea, zaghaft und fest zugleich auf ihr Ziel zugehend und zur Mutter zugewandt: „Du hast ja Eveline. Die hilft dir, und ehe ich gehe, kann ich noch viel mit euch thun. — Glaub mir," begann sie wieder mit einer auffallend hell klingenden Stimme, wie sie allertiefster Erregung eigen ist, „ich habe viel überwunden, mehr als die meisten. Aber einige gerade so kleine Dinge, wie das: daß mir viele Menschen beisammen etwas Unerträgliches sind, damit bin ich noch nicht fertig geworden."

„Nun, mit manchem anderen auch nicht, Dorothea," erwiderte die Mutter kühl, statt daß sie, wie Weyland es hoffte, dem kein Wort entgangen war, das Mädchen in die Arme geschlossen hätte. Ihn hatte Dorotheas Stimme tief im Herzen berührt.

„Gewiß, mit manchem noch nicht!" wiederholte sie tonlos.

„Ich möchte wohl wissen, was zu überwinden du gehabt hast?" sagte Eveline, „und es ist schwer für Eltern, auf Unerklärliches Rücksicht nehmen zu müssen."

„Eins möchte ich dir sagen," begann die Mutter. „Wir alle haben zu überwinden, Eveline so gut wie du; aber hast du je von uns Ähnliches gehört, wie du es auszusprechen liebst? Eveline hat es nicht so leicht wie du; was für Ansprüche werden von Mann und Kindern, von den Eltern an sie gemacht — und hast du sie je klagen hören? Thue aber, was du willst, bleibe oder gehe."

„Ich gehe," sagte Dorothea.

„Gut," antwortete die Mutter. Darauf wurde es still im Zimmer.

Weyland erging es mit Dorothea wunderbar; es war ihm fast erschreckend, welches Verständnis, welche Empfindung er allem, was sie sprach oder that, entgegenbrachte. Er erschien sich, ihr gegenüber, wie hellsehend, wie ahnungsvoll, trotzdem er nichts Bestimmtes von ihr erfaßte und begriff.

Nachdem er das Gespräch der drei Frauen belauscht hatte, nahm er seinen Hut und entfernte sich mit aller Vorsicht, denn es wäre ihm peinlich gewesen, jetzt bemerkt zu werden.

Als er auf der Straße war, vernahm er in seiner Seele wie eine Melodie, die er gern festgehalten hätte, Dorotheas Stimme, und er verstand, nachdem er jeden Ton durchdacht hatte, daß diese Stimme aus einem gequälten Herzen kam.

— — — — — — — — — — —

In dem Brief, den er noch am Abend dieses Tages an seine Schwester schrieb, stand unter anderem folgendes:

„Hier in der kleinen Stadt, unter mir gleichgültigen Menschen, fesselt eine Persönlichkeit meine Aufmerksamkeit. Sie würde in einer anderen Umgebung wie hier mir vielleicht kaum aufgefallen sein.

„Du weißt, wie mich im Städtchen so manches anmutet: die schöne Landschaft, mein Platz an den Quellen, die mächtigen Buchen, die sich zu färben beginnen, die klare reine Luft, die Arbeit, die ruhigen Straßen. Mir geht es hier wunderbar! Wenn ich in dem Garten des kleinen heimeligen Wirtshauses sitze, von dem ich dir schrieb, oder bei meiner Arbeit in dem Bretterhäuschen und über mir die Bäume rauschen höre, oder wenn ich auf dem schönen, friedlichen Marktplatz auf- und niederschlendere, sehe und fühle ich alles um mich her auf eine lebendigere Weise, als ich es mir je entsinnen könnte. Ich arbeite fleißig, aber während des Arbeitens, des Schauens und der Ruhe empfinde ich fortwährend, daß ich lebe. — Das ist eine wenig auffällige Beob-

achtung, nicht wahr? Aber es liegt am unbehilflichen Ausdruck, wenn du mich nicht ganz verstehst. Vielleicht ist es so besser: Ich möchte hier meinem Herzen immer etwas zu gute thun, gerade als müßte ich dafür sorgen, daß es sich besonders wohl befände. Draußen bei den Quellen will ich ihm alles Schöne mit ganzer Kraft vorstellen. Hier ein durchleuchtetes Grün, dort feuchten unbeschreiblichen Schatten, das muntere Geräusch der Arbeiter — und an den lustigen Scenen an der Quelle, über die ernsthaften Ehrenmänner, die von dem reinen heiligen Wasser kosten, soll es sich unbeschreiblich vergnügen, weit mehr als meine Vernunft es ihm zugeben möchte.

„Ich kann mir nicht denken, daß ich mein Lebtag hier aushalten möchte in dieser Enge, dieser Ruhe! Wehe dem, der wider seinen Willen hier aushalten muß! Ich denke, wenn ich dies sage, an eine bestimmte Person, ein Mädchen, welches mir vom ersten Augenblick an den Eindruck machte, als gehöre es nicht hierher. Ich weiß so gut wie nichts von ihr, wir haben noch kaum miteinander gesprochen; aber in der Art, wie sie spricht, liegt etwas Erregtes und Erregendes. Sie wird es nicht ahnen, daß ihre Augen, ihre Stimme sie unaufhörlich verraten.

„Es ist sehr möglich, daß ich hier der einzige bin, der diesen Eindruck von ihr hat. Die anderen behandeln sie wie ein launenhaftes Geschöpf. Man lacht über ihre Einfälle, man widerspricht ihr; sie wird nicht unbemerkt gelassen. Wo ihre eigenen Verwandten Launen sehen, sehe ich ein geheimnisvolles inneres Leben, und ich glaube fast, daß ich der Wahrheit näher gekommen bin als jene.

„Sie ist wohl, was man schön nennt, doch wird sie schwerlich dafür gelten. Denke dir eine schlanke Gestalt, die durch anmutiges Bewegen unwillkürlich die Augen fesselt. Wenn sie wie in Gedanken versunken dasitzt, beugt sie den Nacken leicht vor, was ihrer Haltung etwas Rührendes giebt.

„Ich schreibe diesen Brief direkt an dein liebevolles Herz, meine Schwester, nur an das Herz, hörst du. Du kennst die Gedanken, die Erscheinungen, die in meinem Leben aufgetaucht sind. Du sollst auch das kennen, was mich jetzt bewegt.

„Sage mir, ich kann mir von dem Leben eines Mädchens, das erwacht sein muß, keinen rechten Begriff machen und habe nie darüber nachgedacht, was wohl der Inhalt ihrer Zeit sein mag; ich möchte wissen, mit was Dorothea Schöngardt sich beschäftigt, doch wage ich sie nicht zu fragen. Ich weiß nicht, ob du mich begreifen wirst — ich möchte sie nicht fragen, weil ich fürchte, sie könnte mich mit ihren klugen Augen ansehen und sagen: ‚Mit nichts — so gut wie mit nichts.‘“

So manchen Brief schrieb Weyland noch an dieselbe Adresse, von denen aber nur wenige an ihre Bestimmung gelangten. Die meisten legte er, so wie er sie niedergeschrieben hatte, in eine Seitentasche seiner Schreibmappe. Sie mochten wohl auch kaum mit der Absicht geschrieben sein, fortgeschickt zu werden.

Am 24. September schrieb er, wie folgt:

„Ich bekam die Einladung zu einer Gesellschaft bei meinem Bürgermeister und schlug sie aus. Ich konnte mich nicht entschließen, hinzugehen. Dorothea nahm nicht daran teil, das wußte ich. Durch einen Zufall hatte ich es erfahren, und durch diesen Zufall hatte ich einen Blick in die Gemütsstimmung dieses Mädchens gethan, der mich tief bewegt hat. Wodurch dieses Gemüt so eigen tief und schwer gestimmt ist, weiß ich nicht.

„Sie wollte nicht an der Gesellschaft teilnehmen, weil es ihr widerstrebte — weil sie es nicht konnte. Was weiß ich! Ich hörte sie sagen: ‚Ich habe mehr überwinden müssen als viele andere; solche Geringfügigkeiten, wie in eine Gesellschaft gehen oder nicht gehen, mag ich nicht überwinden.‘

„Du hättest hören sollen, wie ungläubig man das Geständnis des Mädchens entgegennahm. Sie muß den Ihrigen ein noch weit größeres Rätsel sein als mir.

Ich war allein von der Weise, wie sie sprach, ergriffen und hätte ihr helfen und beistehen mögen, wenn sie mir auch Unverständliches erstrebt hätte.

„Sie wollte zu einer Freundin reisen, die in der nächsten Stadt lebt. Ich brachte die Stunden in Erfahrung, in der Dorothea abzureisen gedachte, und erwartete sie auf dem Bahnhof. Sie kam allein, trug ein Reisetäschchen am Arm und ging auf mich zu, ohne mich zu bemerken. Es machte mir einen wehmütigen Eindruck, daß sie an dem Abend, an dem es in ihrem Heimatshause munter und lebendig zuging, an dem ihr Platz dort hätte sein müssen, so verlassen und bedrückt vor mir stand, um in kurzem in die Dunkelheit hinauszufahren. Ich wußte, daß man ihrer in Unfreundlichkeit gedachte. Das schmerzte mich. Als ich sie begrüßte, blickte sie aus tiefster Versunkenheit auf. Ich frug, ob ich ihr etwas helfen könne. Sie erwiderte, daß schon alles besorgt sei, und wir gingen miteinander auf und nieder.

„Es war eine wunderliche Art Gespräch, das wir führten. Sie schritt ruhig, in dem Gefühl, daß ein ihr Fremder sich zufällig eingefunden, neben mir.

„Es lag mir auf der Zunge, zu gestehen, daß ich sie mit ihrer Mutter belauscht habe, daß ich tiefer in ihre Seele eingedrungen sei, als sie es ahnen könnte. Sie ging auf alles, was ich sprach, wenig ein und blickte gleichmütig vor sich hin.

„‚Weshalb gehen Sie heute?‘ frug ich.

„Diese Frage brachte sie zum erstenmal, wie es schien, ganz zu sich selbst. ‚Sie verwundern sich darüber,‘ erwiderte sie, ‚nicht wahr? Sie werden es unliebenswürdig finden, daß ich gehe, und es hat auch den Anschein.‘

„‚Ich weiß, daß es nichts von alldem ist,‘ entgegnete ich. ‚Sie haben einen Grund, weshalb Sie gehen.‘

„‚Einen Grund,‘ wiederholte sie und schwieg. Als ich sie anblickte, sah ich, daß es um ihre Lippen schmerzlich zuckte und daß die Thränen ihr in den Augen schimmerten.

„‚Sie leiden,‘ sagte ich und wußte kaum, was ich sprach. ‚Sie sollten reden!‘

„‚Nein,‘ erwiderte sie und lächelte. ‚Ich habe mein Leben noch nicht ganz verstanden, das bringt mir oft so schwere Stunden. — Dann sagte sie auf die einfachste Weise: ‚Uns Mädchen und Frauen ist eine große Aufgabe gestellt. Wir stehen unserem Seelenleben ununterbrochen gegenüber. Wenigstens viele unter uns müssen das wohl thun und werden gar nicht davon abgelenkt. Wieviel leichter haben Sie es, zu leben,‘ wendete sie sich bewegt an mich. ‚Sie arbeiten, Sie beschäftigen sich mit Zielen, die nicht direkt auf Ihre eigene Person zurückführen. Sie leben, glaube ich, unbewußter als viele unter uns, und das ist ein namenloses Glück.‘ Ihre Stimme zitterte. ‚Sie glauben nicht, wie in mir jede Regung durchlebt ist, wie ich die Bedeutung von jedem Augenblick kenne; wie ich das fortwährende Sichgestalten der Seele, ihr Unterliegen, ihr Erheben, ihre Kälte spüre, ihre Gleichgültigkeit, die ich für Gnade halte. Nur ein Geschöpf, das ganz lebt wie ich, weiß, was das Leben im tiefsten Grunde ist.‘

„Sie schwieg. Ich hatte sie aus der Seele reden hören. Und während ich mir heute ihre Worte niederschreibe, vernehme ich ihre Stimme und sehe ihre Augen — die unbeschreiblichen Augen —, und in jedem Wort, das ich von ihr mir zurückrufe, empfinde ich die Betonung, mit der sie es aussprach. Sie spricht lebensvoll, keine Silbe kommt aus ihrem Mund, die nicht ein Stück ihrer selbst an sich trüge.

„Ich glaubte wörtlich, was sie sprach, niedergeschrieben zu haben, aber kaum daß ich es wiedererkenne. Ihr Wesen ist nicht darin festzuhalten.

„Längst mag sie nun bei der Freundin angelangt sein. Wie liebevoll erzählte sie mir von dieser, daß sie Malerin sei und ein kluges und gutes Geschöpf, und sich über Dorotheas Kommen jedesmal sehr freue. ‚Ich bin zu jeder Zeit bei ihr willkommen,‘ sagte sie. ‚Wenn ich möchte, daß jemand einmal sehr gut mit mir sei

und mich verwöhne, dann gehe ich auf ein paar Tage zu ihr. Sie hat mich auch malen lehren wollen und sich viel Mühe mit mir gegeben, aber es hat ihr nicht gelingen können, und es wäre ein rechtes Glück für mich gewesen; aber ich war nicht dazu beanlagt.‘

„Was Dorothea auch heute am Abend sprach, hat mich bewegt; mir wollte es erscheinen, als wäre noch nie von einer Freundin so reizend geredet worden. Und wenn ich die Worte, mit denen sie es that, überblicke, muß ich sagen, daß es nicht einfacher geschehen konnte.

„Während ich ihrem tiefbewegten Sprechen lauschte, fuhr es mir durch das Herz, und ich dachte: So spricht die, die ich liebe! und ich hörte ihr mit doppeltem Staunen zu.

„Als sie mir die Hand gegeben und Abschied genommen, und als ich ihr Gesicht noch durch das Fenster nach mir blicken sah, und als der Zug sich in Bewegung setzte und in die Dunkelheit mit ihr hineinfuhr, da stand ich tief bewegt und blickte ihm nach.“

Den 25. September.

„Ich erwache, und sogleich überfällt mich der Gedanke, Dorothea ist nicht im Städtchen! Ich bin aus meiner schönen Ruhe gerissen! Ich bin ein harmloser Mensch, dem die Welt mit allerlei Annehmlichkeiten angefüllt zu sein schien, der sich wohl befand, der sein freies Herz hatte. Mit einemmal stellt mir das Schicksal diese Welt in ihrer ganzen Öde vor Augen, dadurch, daß es mir ein Geschöpf zeigt, nach dem ich nie Sehnsucht getragen, das mit meinen Wünschen und Idealen nicht übereinzustimmen scheint, ohne welches ich nie einen Mangel gespürt hätte und mit dessen Anblick und Verständnis mit einemmal alle Zweifel einziehen, ein Glück nicht zu erreichen, alle Sehnsucht danach und tausend Befürchtungen.

„Und man ist Narr genug, solch einen unverdienten, wunderlichen Zustand zu segnen, auch wenn man dadurch ein Lebensglück auf etwas Dunkles, Zweifelhaftes setzt.

„Ich werde mich jetzt aufmachen und zu meinen Quellen gehen. Ich will sehen, wie es draußen bestellt ist, ob die Buchen schon golden gefärbt sind, sie müssen es sein. Ich werde nach meiner Arbeit mich aufmachen und zu den Wirtsleuten gehen. Wir wollen heute das Schild endlich miteinander aufrichten. Ich will den Kindern eine Freude zu machen suchen; Kinder wird man ja erfreuen können, da es so wenig bedarf, um uns aus dem stillen Dahinleben mitten hinein in den Reichtum aller Empfindungen zu reißen. Dann, wenn der Abend endlich gekommen ist, werde ich sehen, wie es um die Welt steht, ob sich nichts Neues ereignet hat und ob ich der noch bin, der ich zu sein glaube.“

Den 26. September.

„Heute begegnete ich Dorotheens Vater und sprach mit ihm. Er sagte mir so trocken hin, daß seine Tochter morgen zurückkommen werde; da bemerkte ich, daß er einen schönen, zartgeformten Mund hat, das war mir bis dahin nicht aufgefallen. Er sprach von Dorothea; er sprach davon, daß sie zurückkommen müsse, weil die Mutter auf eine Woche zu einer Verwandten reisen wolle.

„Ich hörte ihn mit großem Wohlgefallen reden; was er auch sagen mochte, berührte mich angenehm; doch am Ende unseres Gespräches fielen die Worte des Mannes mir sehr auf. Er begann mit seinem Lieblingsthema: auf die Handwerker zu schelten, versuchte mich zu überzeugen, daß sie hier in der Stadt auf das äußerste zurückgegangen wären. Er seufzte unter dem Druck der neuen Zeit, von der er Unliebsames erwartet. ‚Bis in die kleinste Kleinigkeit hinein,‘ sagte er, ‚sind wir unnatürlich. Sehen Sie unser Handwerk an, da entstehen wahre Herrlichkeiten, alles prächtig, alles fremdartig. Ich frage Sie, ist Sinn und Verstand darin, daß man aus dem alltäglichen Leben uns eine Maskerade zusammengestückelt hat? Gehen Sie jetzt einmal in einen jungen

Haushalt, da sitzen die Leute wie geborgt unter ihren Sachen. „Eine verflucht gespenstige Einrichtung," sagte Haase, als er Eveline zum erstenmal besuchte. Die hat es durchgesetzt, daß ihr Haus in Renaissance sich zeigen mußte. Was kann man dagegen thun? Es war ihre Sache. Nun mag sie sehen, wie sie damit auskommt. Ich bin ungern dort, weil ich mich ärgere! Da ist kein Schloß mehr fest, da faucht kein Schubfach mehr in seine Höhlung, das knackt und knarrt und stockt und man muß rütteln und sich quälen. Die Schrankthüren schließen so notdürftig; aber es ist kein Spaß dabei. Sie schließen sich trocken und gleichgültig, ohne Zug. Auf solche Kleinigkeiten können die Herren Kunsttischler nicht mehr achten, die haben anderes zu thun. Das Einfachste ist unter ihrer Würde. So ist es mit allen Dingen in unserer Zeit. Keiner will sein, was er ist. Jeder will oben hinaus, will sich am liebsten nicht mit dem abgeben, womit er sich abgeben soll, oder doch wenigstens lieber mit dem Firlefanz, der um seine Hantierung herumhängt. So kommen aber die Sachen um ihre Seele, denn die Seele ist nun einmal nicht das Kleid. Bei einem Schrank ist sie die Art, wie er sich öffnen und schließen läßt, und nicht das Darum und Daran von Schnitzwerk. Ich will Ihnen ein kleines unscheinbares Ding von einem Schränkchen in meinem Zimmer zeigen, und da sollen Sie mir sagen, ob es nicht beinahe liebevoll und schmeichelnd aufgeht und sich fest und ruhig schließt. Ich gebe es nicht um ein heutiges Prachtstück, das mir einer genau nach den besten Mustern gefertigt hätte. Wer jetzt Töchter hat, mag sich auch hüten, denn ehe er es sich versieht, können sie das tollste Zeug im Kopfe haben und sind unzufrieden und ungenügsam, wollen dies und jenes unternehmen, sperren die Mäuler auf, wo sie schweigen sollten, und schwatzen von Dingen, die sie nichts angehen. Sie wollen mit aller Gewalt eine Stufe höher steigen, als ob für sie, ihren Mann und ihre Kinder dabei ein Vorteil herauskäme, wenn sie besser parlieren lernten. Im Gegenteil, das Leben des Mannes wird dann noch weniger einfach, wenn eine ihm an Denkkraft und Bildung gleichstehende Frau mehr Rücksicht verlangt, als jetzt schon der Fall ist. Aber alles drängt und steigt in dieser tollen Zeit. — Nun, nun,' setzte er im Behagen hinzu, ‚ich bin in der Beziehung ruhig — mit den Frauenzimmern — das wird sich geben; Jahrhunderte haben nicht umsonst den Menschen ihre verschiedenen Standpunkte angewiesen. Aber es ist doch schon ein Unbehagen zu stande gekommen, davon weiß der Vater zu reden, der eine Tochter hat, wie ich sie habe. Ich sage Ihnen, meine Dore z. B. ist ein echtes Kind ihrer Zeit; die hat mir Sorgen gemacht. Es war etwas Schrullenhaftes in dem Mädchen, und von ihrer Kindheit an hatte ich Not, ihre Natur zu unterdrücken. Wir haben eine schwere Erziehung an ihr gehabt. Ich bin durch ihr Wesen selbst auf den Gedanken gekommen, ob sich vielleicht eine auffällige Begabung in ihr rege; aber durchaus nicht. Es mangelte ihr, wie allen Frauenzimmern, die notwendige Geistesklarheit, die einem tüchtigen Menschen eigen sein muß. Früher hat sie uns unaufhörlich durch Paradoxen, welche einen unstäten und unbefriedigten Geist verrieten, und durch unbezwingbaren Eigensinn, der ihr jetzt noch anhängt, erschreckt. Seit einer Zeit nun schon ist sie schweigsam geworden, und ich muß sagen, daß wir uns alle wohler dabei befinden.'

„Ich habe dieses Gespräch niedergeschrieben, weil es mich interessiert hat. Mir stand Dorothea leidend und vereinsamt vor der Seele, und Herrn Schöngardts Weise, über sie zu reden, erschien mir unverständlich. Welche Oberflächlichkeit sprach sich darin aus! Wie liebevoll und innig hatte er von seinem Schränkchen und dessen Eigentümlichkeiten gesprochen und über seine Tochter mit der offenherzigsten Gedankenlosigkeit. Was muß sie gelitten haben, diese tiefdurchlebende Seele, in die ich einen Blick that!

„Wie armselig sind wir Menschen, wie blind! und wie unendlich grob ist unser Verkehr untereinander zugeschnitten! Was für Dinge können in unserem Nächsten vorgehen, von denen wir nichts ahnen — und was für Teufel können wir sein, ohne davon zu wissen! Was thun Kinder ihren Eltern an und was diese wiederum ihren Kindern! Wie blind läuft Mitleid umher, und was richtet gang und gäbe Liebe, die sich im Schutze der Gesetze wohlbefindet, ihrem Nächsten an! Wie sinn- und seelenlos tappt alles durcheinander! Mit welcher Glut möchte höchste Liebe sehend werden! Ach, wenn wir doch von unserer Blindheit ganz durchdrungen wären und sachter zugingen und zarter griffen! Ich bin, als ich mit dem alten Schöngardt meinen Spaziergang gemacht hatte, noch lange im Städtchen hin- und widergewandert.

„Ein leidenschaftliches Gefühl ist in mir aufgestiegen, ich muß Dorotheas volles Vertrauen gewinnen. Das Wenige, was sie vor ihrer Abreise zu mir sprach, hat mich zu tief blicken lassen."

— — — — — — — — — — —

Tags darauf sah Weyland Dorothea wieder. Er hatte bei Herrn Schöngardt zu thun und wurde von diesem in das Familienzimmer geführt. Sie saß mit einer Arbeit am Fenster, um das trübe Licht noch auszunutzen. Herr Schöngardt wurde im Augenblick, als er eintrat, wieder abgerufen. Dorotheas Mutter war nicht zu Hause, und so stand er dem Mädchen allein gegenüber. Sie reichte ihm die Hand und lächelte ihm ruhig zu. Er hatte sich in seinen Gedanken mit dem tiefbewegten Geschöpf, das in der Stunde der Abreise nicht die volle Herrschaft über ihre Gefühle und Worte besessen hatte, beschäftigt und fand sie nun im Gleichmut wieder. Er war mit dem Entschlusse gekommen, ihr Vertrauen zu erbitten, und fand sich neben einer ihm Fremden. So ganz gehörte sie schon seinen Gedanken, seinen Träumen an, daß ihm die Wirklichkeit nicht glaubhaft schien. Er setzte sich neben sie und konnte nicht recht zu Worte kommen. Doch schien auch sie befangen zu sein, und ihre Befangenheit stammte aus derselben Stunde, der auch seine Verwirrung und Enttäuschung entsprungen war. Sie konnte ihm gegenüber von dem sie bedrückenden Gedanken nicht frei werden, daß sie den ihr Unbekannten eine große Bewegung ihrer Seele hatte sehen lassen, und eine sanfte Erleichterung durchdrang sie, als er, seinem natürlichen Empfinden folgend und an die Begegnung jenes vergangenen Abends wieder anknüpfend, frug: „Hat Ihre Freundin Sie aufgeheitert? Ich habe es von Herzen gewünscht, daß es ihr gelingen möchte. Sie gingen mit schweren Gedanken zu ihr."

„Ja," erwiderte Dorothea lebhaft, „sie war so gut und liebevoll, wie nur sie es sein kann. Ich wollte, Sie kennten sie. Es giebt Menschen, an denen man sich immer in einer gewissen Unruhe freut. Man möchte, daß andere sie mit uns verständen. Man möchte sie ganz anerkannt sehen."

„Gewiß verstehe ich das," sagte er. „Ihre Freundin wird nicht zu den Menschen gehören, deren Eigenschaften auf der Oberfläche liegen."

„Sie ist eine sehr bescheidene Seele," sagte Dorothea. „Wenn ich denke, welches Leben in ihr entfaltet ist, wie sie sich mir gegenüber giebt, wie heiter, ernst und reich empfindend, und wie hoch sie über vielen steht, die ich kenne, und dann wieder, wie unscheinbar sie unter den anderen hingeht, wie ein Kind, da rührt sie mich, und ich möchte sie vor allen, die ihr fremd sind, schützen."

In diesem Augenblick sprach Dorothea dieselbe Empfindung aus, die Weyland hegte, wenn er sie selbst im Verkehr mit anderen beobachtete. Er blickte sie bewegt an.

Im Zimmer stand ein geöffnetes tafelförmiges Klavier. Weyland erhob sich und trat darauf zu, fuhr mit einer Hand leicht über die Tasten hin und sagte: „Ein ähnliches Instrument steht bei meiner Mutter. Meine Schwester und ich haben

an solch einem Klavierchen die weihevollsten Stunden unserer Kindheit erlebt." Er blickte eine Weile wie versunken vor sich hin und sagte dann: „Sie könnten mir eine große Freude machen, wenn Sie ein wenig darauf spielen; ich würde über das Einfachste glücklich sein. Thun Sie es," bat er angelegentlich.

Dore schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „Ich thäte es gern, wenn ich es verstünde," und fügte liebenswürdig und fast kindlich hinzu: „Sie glauben nicht, wie wenig ich verstehe. — Ach, wie reich könnte ein Leben sein!"

Die Hände, die sie leicht beim Sprechen erhoben hatte, sanken ihr auf die Knie herab, und sie blickte in Gedanken verloren nach dem Fenster hin.

„Ihr Leben kann nicht arm sein," sagte er; „es darf es nicht sein bei so reichem Empfinden!"

„Es ist arm," sagte Dorothea, „ärmer, als irgend eine Seele ahnt, und reicher — auch reicher," setzte sie mit liebevollem Ton hinzu. „Niemand hat einen Blick hineingethan, der mir sagen könnte, ob es in Einklang steht mit den übrigen Lebensschicksalen um mich her, ob es berechtigt ist oder ob es das nicht ist."

Ihre Stimme zitterte, die Augen standen voll Thränen.

Weyland neigte sich über sie, faßte ihre Hand und sagte: „Reden Sie, Fräulein Dorothea, reden Sie!"

Sie ließ ihre Hand ruhig in der seinigen liegen, doch schien sie nichts, was der gegenwärtige Augenblick brachte und gestaltete, zu bemerken. Sie blickte starr, die Lippen halb geöffnet, vor sich hin. Er sah, wie ein übermächtiges Leben ihre Züge bewegte. „Reden Sie," flüsterte er bewegt. „Ahnten Sie, wie ich hören, wie mir kein Wort verloren gehen würde, Sie sprächen zu mir, ich wäre Ihnen kein Fremder; und wüßten Sie, wie jede Bewegung, jeder Ton, jeder Blick von Ihnen mir nahbekannt ist, jede Regung, die Sie verrieten, von mir befragt und durchforscht wurde, Sie erkennten in mir den Freund. Was ist Ihnen geschehen?"

Sie atmete schwer, erhob nicht den Blick und erwiderte nicht.

Die Minuten zogen vorüber, und jede fachte sein Lebensfeuer wie ein Windstoß mächtiger an. Er fühlte ihren Atem, er sah das leiseste Zucken der Augen. Seine Wange hatte leicht ihr Haar gestreift, und er hielt ihre Hände, wie einer die Hände des Mädchens hält, dem das süßeste Geständnis noch auf den Lippen ruht. Solch glückliche Nähe hatte er nicht vorahnen können. Er empfand seine Liebe zu ihr so klar, so unleugbar, so verheißend wie je einer. Sie aber ruhte fremd für ihn, matt in den Stuhl zurückgelehnt. Er fühlte: sie weiß von diesem Augenblicke nichts. Das durchzuckte ihn. „Dorothea!" rief er, „Dorothea!" und drückte einen heißen Kuß auf ihre Hand und fand Worte, die aus ungeahntem Reichtum sich bei ihm einstellten.

Sie erhob sich, strich sich das Haar aus der Stirn, blickte ihn erschreckt an und konnte nicht sprechen. „Verzeihen Sie," sagte Weyland tonlos.

Sie erwiderte nichts und sagte nach einem schwerlastenden Augenblick mit erstickter Stimme, die Hände auf der Brust gefaltet: „Ich bin Ihnen fremd, allen fremd."

Und wie sie so zu ihm rührend aufblickte, unter Thränen lächelnd, erschien sie ihm reizvoll und begehrenswert wie nie zuvor.

Da begann sie fast unhörbar: „Ich bin nicht gut — ich bin nichts, gar nichts. Ich habe zu sehr gelitten und immer allein und immer schweigend. — Wie weit," sagte sie und hob die Augen unbeschreiblich zu ihm auf, „wie weit bin ich von allen Menschen entfernt — auch von Ihnen!"

Ein Thränenstrom brach ihr aus den Augen. Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen.

Weyland wagte nicht, sie anzureden, wagte kaum zu atmen.

Endlich faßte er ihre Hand, preßte sie an die Lippen, wollte reden, that einen Blick in ihre Augen und schwieg. Er empfand, daß sie nicht auf ihn achten würde.

„Leben Sie wohl, Dorothea," sagte er — „für jetzt, für heute leben Sie wohl. Daß Sie nicht hören, daß Sie nicht glauben!" rief er tief bewegt. „Wenn Sie das Herz kennen würden, das danach verlangt, Sie zu verstehen, das Ihnen helfen möchte, das um Vertrauen bittet!"

Sie blickte ihn wie befremdet an, als hätte sie verstanden und doch nicht verstanden, und sagte eigentümlich zaghaft mit dem anmutigsten Ausdruck in ihrem verweinten Gesicht: „Ich bin an meine Einsamkeit gewöhnt."

Sie sprach kaum vernehmbar und sank auf den Stuhl, von dem sie sich erregt erhoben hatte, und weinte wieder bitterlich.

Er stand noch einen Augenblick neben ihr und wußte sich nicht zu raten. „Ich gehe, Dorothea," sagte er endlich tonlos. Sie reichte ihm die Hand, ohne aufzublicken, und er schloß sanft die Thür hinter sich und fühlte Unbeschreibliches, als er dies that. Er ging die Treppe hinab über die Straße und hatte bei jedem Schritte das Gefühl: Ich gehe durch Hoffnungslosigkeit.

Diese Vorstellung lag drückend auf ihm, so daß es ihm schwer wurde, zu denken, daß er das einfache Ziel, seine Wohnung, erreichen müsse.

— — — — — — — — — — — —

Dorothea saß, nachdem er gegangen, noch eine Weile tief versunken, wie er sie verlassen; dann griff sie nach ihrer Arbeit, und ihre Züge wurden wieder ruhig.

Die Mutter trat ein, frug nach einer häuslichen Angelegenheit, und die Tochter gab scheinbar gefaßte Antwort. Sie sprachen längere Zeit miteinander. Frau Schöngardt machte sich fertig, um den Abend bei ihrer Tochter Eveline zuzubringen. Dore zündete die Lampe an, half der Mutter, sagte ihr lebewohl, lauschte, bis die Hausthür in das Schloß zurückgefallen war, und dann, als wäre im selben Augenblick, in dem sie sich allein fand, auch die letzte Kraft erschöpft, brach sie zusammen, verbarg den Kopf in die Stuhlkissen und weinte mit einer Gewalt, die ihre ganze Gestalt durchschütterte, so schmerzlich und unaufhaltsam, wie aus einem tiefverwundeten Herzen.

Jetzt blickte sie auf mit einem scheuen, fast wilden Ausdruck: „So dumm, zu weinen," sagte sie. „Ich bin allein, unendlich allein!" Sie weinte leiser, schien sich gewaltsam zu fassen, richtete sich auf und ging im Zimmer auf und nieder. Ihr Atem war schnell und erregt, die Augen glänzten. Sie blieb stehen, faltete die Hände fest ineinander und sagte: „Wer will denn etwas von mir wissen, und er wollte doch. — Nun ist er gegangen!"

Das Stubenmädchen trat in das Zimmer ein, deckte den Tisch zum Abendessen, und nicht lange darauf erschien Herr Schöngardt, der von einem abendlichen Spaziergang zurückgekehrt war.

Sie setzten sich an den Tisch einander gegenüber. In dem Zimmer brannte die Lampe. Das Abendessen war zierlich und einladend zurechtgestellt. Durch das halb offene Fenster drang die weiche Herbstluft ein. Herr Schöngardt verzehrte seine Mahlzeit mit dem würdevollen Eifer, den ein guter Appetit auf Grundlage gethaner Arbeit und behäbigen Wohlbefindens hervorbringt.

Während des Essens blickte er zufällig auf Dorothea. „Nun, was ist dir?" frug er mit einem guten Bissen im Munde, durch die Spuren der Erregung und der Thränen in Dorotheas Zügen unangenehm berührt.

„Ich denke, es wird nichts sein, es ist schon gut," sagte sie.

„So solltest du zusehen, daß du deinen Vater etwas heiterer empfängst. Glaub mir, es ist nicht erfreulich, nach des Tages Last einem unglücklichen Gesicht gegenüber sitzen zu müssen."

„Das ist lange nicht gewesen."

„Nun, ich dächte, weshalb auch?" erwiderte ziemlich gutlaunig Herr Schöngardt. „Geh und hole mir meinen Wein."

Sie brachte ihn, goß dem Vater ein und setzte sich ihm wieder gegenüber.

„Ich möchte schlafen gehen," sagte sie nach einer Weile.

„Thue das und wache morgen liebenswürdiger auf. — Warte noch, du könntest mir erst die Zeitung lesen, mir sind die Augen heute angestrengt.“ Er holte sie selbst aus seinem Zimmer, zündete sich eine Pfeife an, lehnte sich behäbig in seinen Stuhl zurück und Dorothea las. So gaben die beiden, Vater und Tochter, ein Bild des sanftesten Friedens ab.

Nichts auf der Welt aber täuscht so sehr als Friede und Behagen. Welche Unruhe, welche Zerrissenheit muß Behagen oft verbergen, welche Verschiedenheiten, die unter den Familiengliedern stark auftreten und feindlich aufeinander loszubrechen drohen, werden von ihm mild verschleiert! Das Behagen rückt gleichsam die nicht zueinander Gehörenden zueinander. Geschäftig gleicht es aus, schafft Schweigen, trocknet Thränen, die unter seiner Herrschaft nicht fließen dürfen, mildert allzu starke Kundgebungen ausgeprägter Persönlichkeiten, ist ein Vermittler der vollkommensten Art, schlau, schmeichelnd, schleichend. Die Menschheit ist ihm zu tiefstem Dank verpflichtet. Keine Religion hat das an ihr gethan, was das Behagen tausendfältig thut. Einen gewaltigen Teil menschlichen Elends hat es gnädig verhüllt. Schiede Behagen aus der Welt, sie würde das jämmerlichste Bild geben, und mit Entsetzen könnten wir das Losbrechen sehen, was es zu unserem Glück gewaltig gefesselt hält.

Auch Dorothea wurde heute wieder von dieser großen Macht bewogen, daß sie ihre Erregung in heiliger Scheu bemeisterte. Als sie ihrem Vater gute Nacht geboten hatte, zündete sie ihr Licht an und ging in ihr Stübchen. Das hatte den Blick zum Garten hinaus, lag von allen anderen Zimmern abgetrennt und war ein stiller Aufenthalt, fast zu still.

Sie verriegelte die Thür hinter sich, stellte das Licht auf einen schmalen Tisch und ging, die Hand fest auf die Stirn gedrückt, im Zimmer auf und nieder, unaufhörlich. In ihren Zügen regte sich kaum Leben, die Lippen hielt sie leicht geöffnet und sank zuletzt vor ihrem Bette nieder, faltete die Hände und rief wie im heißen Gebet: „Gönne mir die Wohlthat, daß ein Mensch von meinem wahren Dasein weiß. — Ich will mit ihm reden, laß mich vertrauen!“ Sie erhob sich, und sanfte Ruhe schien sie zu durchrinnen. Sie öffnete das Fenster und blickte in die Nacht hinaus. So stand sie lange. Ihre Thränen waren getrocknet, die Augen vor Müdigkeit schon fast von den Lidern verdeckt. Die Hände hielt sie matt ineinander gelegt.

In einem einzigen Augenblick kann unser ganzes Leben an der Seele vorüberziehen. Sie dehnt sich aus, übersieht mit einem Blick alles, wozu, um es uns eigen zu machen, ungezählte Minuten, viele Stunden, Tage und schleichende Jahre gehörten.

Wen solch ein unbeschreibliches Schauen überkommt, der steht staunend. Der Grundton, der durch sein Leben geht, ergreift ihn mächtig, und ist dieser Grundton Dank und Sieg, so ist der Blick, mit dem der Beglückte weit voneinander Entrücktes, breit Ausgedehntes mit einemmal umfaßte, ein himmlisches Geschenk; ist er Wehmut, so sollte es dem Armen gegeben sein, daß er in Thränen hinsterben dürfte; ist er Verzweiflung und armselige Enttäuschung, so müßte er die Kraft haben, zu erlösen. Für Dorothea war solch ein Augenblick hereingebrochen. Es fuhr ihr wie ein Schauder durch die Glieder, und sie stand lange, lange, ohne sich zu regen, und legte sich dann ermattet zum Schlafe nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Am Strande von Locarno.

In der italienischen Schweiz.

Von

Woldemar Kaden.

Locarno.

Das war vor Jahren!

„Wir müssen's uns überlegen! Der Lago Maggiore soll wohl schön sein, ebenso der Luganer-, Comer- und Garda-See, aber der Weg dahin, der Weg! Der alte Berg mit seinem Wolkensteg, mit seinen Nebeln, stürzenden Felsen und Wassern, die tausend Unbequemlichkeiten wollen mir nicht gefallen. Auch wenn wir in Flüelen den Wagen nehmen, reduzieren die siebenundfünfzig Wegstunden bis Mailand sich nur auf eine größere Hälfte; einen Tag also und eine lange Nacht und noch etwas dazu zusammengepfercht, mit krummen Knien und eingezogenem Kopf, gerüttelt und geschüttelt unterwegs. Von Luzern ab sechs Uhr früh und erst neun Uhr anderen Tags in Mailand, und für dies Vergnügen bezahlt man bis Como allein einhundertfünfzig Franken! Wollen's uns wirklich überlegen!"

Und heute?

Gotthardbahn! Luzern—Mailand, Kleinigkeit, 284 km. In wieviel Zeit? Sieben und eine halbe Stunde. Und kostet? Fünfundzwanzig Franken! Da bedarf es keiner langen Überlegung mehr. Um diesen Preis, mit so geringen Zeit- und Geldopfern kann man sich einen glücklichen Moment, verlebt im Paradiese der oberitalienischen Seen, schon erkaufen. Noch

leichter und billiger erreicht wird der Lago Maggiore und das an seinem Nordufer liegende Locarno, das schweizerische Nizza oder Amalfi, wie es genannt wird. Ein Nachmittagsausflug! Wir haben die Frühstücksgabel beiseite gelegt und besteigen den italienischen Zug gegen zwölf Uhr in Flüelen; gegen drei viertel vier schon sind wir in Bellinzona, und fünfzig Minuten später öffnet das Grand Hotel von Locarno uns seine Thore zu dem prächtigsten Speisesaal der Welt.

Reiseschwierigkeiten oder Beschwerlichkeiten, selbst schlechtes Wetter nicht, und Sorge vor unerschwinglichen Kosten brauchen heutzutage niemand, der bis ins Herz der deutschen Schweiz vorgedrungen, mehr von einem „Abstecher“ in das sonnige Jenseits der Berge abzuhalten; die Gelegenheit ist eine so günstige, bequeme, daß, wer erst einmal den Gotthard durchfuhr, nicht mehr aufzuhalten ist und sich erst viel weiter „unten“, in Genua, in Rom, in Neapel wiederfindet, jenes schöne Land um die Seen her, die herrliche italienische Schweiz, das Tessin, leider meist nur im Fluge durchmessend. Denn mit dem Gelde, mit dem man früher nur bis zum Lago Maggiore gelangte, kommt man gegenwärtig bis Neapel, also —?

Und doch hatte gerade die italienische Schweiz, und mit allem Recht, so vieles von der Gotthardbahn gehofft, vor allem einen in ihren Thälern, an ihren Ufern sich stauenden Fremdenstrom. Diese Hoffnung hat sich noch nicht erfüllt. Noch heute gilt, was der alte Schinz vor mehr als hundert Jahren über das Tessin schrieb: „Die italienische Schweiz ist wohl unter allen Landschaften, welche jetzt zu Helvetien gehören, der unbekannteste Teil.“ Unbefangene Wanderer, leichtflügelige Sommervögel suchen hier gar keine Schweiz mehr, sondern meinen, daß jenseit des Gotthards sofort das echte Italien beginne, weil die Wasser gar zu blau leuchten, die Sonne gar so mächtig auf Hügeln und Ebenen waltet, weil die edlen Kastanien an den Hängen, die Reben an den Maulbeerbäumen und über den Pergolaten vor den Häusern, die goldenen Feigen in den Gärten, die italienische Sprache der Bewohner doch so eigentlich nicht zu dem Begriffe der Schweiz, als Heimat eines Tell, passen, zu der das Tessin politisch doch nun einmal gehört. Es bildet aber einen bedeutenden Teil des Seenlandes, des mit herzerfreuenden Reizen geschmückten, in Licht und Luft gesegneten Landes, das zwischen den Gletschern der Hochgebirgswelt und der sonnenglühenden lombardischen Ebene wie ein prächtiger Park liegt, in welchem die Vegetationskinder des alpinen Nordens den immergrünen Gestalten des Südens die Hand reichen. In dieses schöne Land hinein, zwischen dem Lago Maggiore und Lago di Como, südwärts, den Luganer-See fast ganz umfassend, streckt der Kanton Tessin seinen Arm, und eine üppig spendende Natur füllt ihm die Hand fast ganz mit den köstlichen Naturprodukten dieser Zone, wenigstens im Süden des Kantons, der am See bei Locarno und den Ticino entlang bei Bellinzona seine Grenze erreicht. Von da ab alpenaufwärts hat das Land auch nordischen Charakter; es beginnt das tessinische Alpenland mit schroffen Höhen, wilden Wasserstürzen und überall auftauchenden Gletscherblicken. Die südliche Vegetation bleibt dann zurück, die Ortschaften mit dem italienischen gebräunt-heiteren Gesicht gleicherweise, und auf den Vorbergen erscheinen die eigenartigen bleichen Berggüter, Monti genannt, weiter hinauf die Stabii oder Corti der Alpadori. Hier geizt die Natur wieder mit ihren Gaben, und auch die landschaftlichen Reize sind herber Art.

Von all diesem hat der Fremde bislang nur die „Riviera“ kennen gelernt, das ist derjenige Teil des Flußgebietes, der bei Biasca an der Ausmündung des Blegnothales beginnt und bis Bellinzona läuft. An dieser Riviera drängte sich das Hauptverkehrsleben des Kantons zusammen. Der Fluß, der sie durchläuft, ist der Tessin, einst Ticinus, an dessen Ufern Hannibal den P. Cornelius Scipio besiegte. Der Ticino gab dem Kanton den Namen. Er

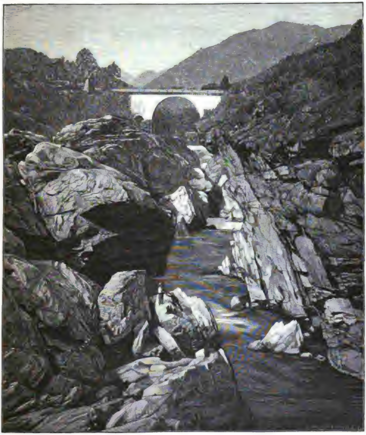
ist ein Kind der Lepontinischen Alpen, seine Quellen haben das Mutterhaus mit der Reuß, der Rhone und dem Rhein, er führt mit sich die kleineren Gesellen des Gotthards, des Lukmaniers und des Bernhardins, stürzt nach zweiundfünfzig Miglien hastigen Laufes durch das Val Leventina bis Magadino, ein breites Delta bildend, zum Läuterungsbade in den Lago Maggiore oder Verbano, den er erst bei Sesto Calende, am äußersten Südende, wieder verläßt, um hinter Pavia in den schlammführenden Po, den fichtenumsäumten Padus der Alten aufzugehen.

Diesen Fluß entlang, von Norden her, führte schon seit uralten Zeiten die Weltstraße des Gotthard durch das an Schluchten, wilden Felsbildungen, Wasserfällen und tausend landschaftlichen Überraschungen reiche, von ihm gebildete Thal. Die Ortschaften in demselben, in denen bis vor wenig Jahren der vornehm mit Extrapost Reisende und der bescheiden unter der Last seines Ränzels dahinschreitende Tourist, der Maultiertreiber, „der sorgenvolle Kaufmann und der leichtgeschürzte Pilger — der Säumer mit dem reichbeladenen Roß" ihre Rast hielten: Airolo, Quinto, Faido, Giornico, Biasca, Osogna, Arbedo, Bellinzona, Giubiasco — alle sind sie heute Eisenbahnstationen geworden, an denen der Eilzug nur Sekunden hält oder hastig vorüberbraust, denn heute ist die Gotthardbahn an Stelle der alten Straße getreten und diese schleicht verwaist, von den Brosamen lebend, die von der Herrin Tische fallen, durch die Gelände, und der größte Teil des Kanton Tessin bleibt unbekannt wie vor hundert Jahren und unbesucht. Lugano und Locarno aber sollte niemand links liegen lassen; Lugano, weil es am reizenden Luganer-, Locarno, weil es am Langen-See, wie deutsche Zunge den Lago Maggiore nennt, liegt. Lugano hat außerdem seinen Monte Generoso, den „Rigi der italienischen Schweiz", der getrost mit dem am Vierwaldstättersee in die Schranken treten darf, und das Zauberschloß seines weltberühmten Hotel du Parc. Der Luganer-See, der Lago Ceresio, ist schön, jungfräuliche Reize schmücken ihn, uns aber locke die Vollkommenheit, die reife klassische Schönheit des Lago Maggiore.

Mit Station Bellinzona—Giubiasco stehen wir am Scheidewege: rechts ab geht es nach dem Maggiore, links, über den Monte Cenere, nach dem Luganer-See. In Bellinzona fangen wir an italienisch zu fühlen. Das Gesicht der Stadt ist italienisch, italienisch ihre Gewandung. Überraschend stattlich steht sie in ihrer Gartenpracht am breiten Ticino, inmitten der antiken Campi Canini. Sie möchte uns als Ritter erscheinen in der rostigen Rüstung ihrer drei mittelalterlichen Kastelle; und doch ist es ein Weib, von Kindern umspielt, mit Blumen, mit Rosen und Reben gekränzt, lächelnd. Das mittelalterliche Epos, das einst unter dem Klange der Kriegsdrommeten hier sich abgespielt, hat in ein Idyll sich verwandelt, aus den Strömen Blutes, die von hier bis zum Verbano flossen, sind Rosen und Reben erwachsen.

Dies im Fluge. Die Bahn fällt dem Seegelände zu. Welch reiches Land! Herrliche Weinberge mit blinkenden Winzerhäusern, Gruppen und Baumgänge von Fruchtbäumen, Cypressen, italienische Pappeln, Maisfelder mit mannshohen Stengeln. Aber mehr und mehr breitet das Wasser sich aus, Geschiebinseln im Grün der Wiesen, Lachen von Weiden und Erlen gesäumt, dann Kiesbänke, schlammige, schmutzigbraune, verirrte Wasseradern. Wir sind bei Station Cadenazzo. Wiederum gabelt die Bahn sich: links geht die Hauptlinie nach Luino ins Italienische hinein, rechts die Zweigbahn nach Locarno. Noch eine kühne, zweihundertfünfzig Meter lange Eisenbrücke über einen Tessinarm; wir überblicken das ganze Mündungsland des Flusses, sein Delta, den unerfreulichen Piano di Magadino, jenes Magadino da drüben, das so hundertmal durch Überschwemmungen gelitten; denn schon bei gewöhnlicher Schneeschmelze oder nach starken Regengüssen ist das Delta nichts als eine Vorkammer

des Sees, ohne jeden Flußcharakter. Nun wendet die Bahn im weiten Bogen dem Nordufer sich zu, gegen die nach Süden sich öffnenden Felsenwände: Station Gordola! Prächtige südländische Vegetation wir im Weinland. Malerisch ranken die grünen Reben von Haus zu Haus, und diese Häuser sind so recht italienisch liederlich, aber reizend. Rivapiana heißt das Örtchen und Muralto, die Thorwächter



Ponte Brolla-Schlucht.

umkleidet den Boden, seinen wechselnden Formen sich anschmiegend, und das Auge blickt über die blauen Wasser des Sees hinweg nach dem linksseitigen Ufer: wir sind am Maggiore! Noch ein Fluß wird überschritten, die Verzasca, und nun sind Locarnos — noch ein Ruck, und wir sind in Locarno selbst. Hoch über dem Bahnhof erhebt sich eines der schönsten Hotels der Schweiz, nach Lage, Anlage und Einrichtung mit den besten wetteifernd: das Grand Hotel Locarno. Frei in Luft und

Digitized by Google

Licht hineinragend, stolz wie ein Königsschloß schaut es über den See. Vierundzwanzig riesige Säulen, weiße Gneis-Monolithen stützen den vornehmen Bau, den eine geniale Hand entworfen und ausgeführt. Sein Speisesaal faßt zweihundertfünfzig Gäste, und bis in die letzte Kammer hinein atmet alles Wohlleben und Behaglichkeit. Von den Balkonfenstern aus blicken wir auf das alte Locarno hinab, auf seine entzückenden Umgebungen, glücklich im Bewußtsein, in einem reizenden Winkel des ersehnten Lago Maggiore zu sitzen.

Man hat Locarno schon mit Nizza verglichen, sogar mit dem neapolitanischen Amalfi. Die Lucia des Manzonischen Romans „Promessi sposi“ läßt sich nicht mit einer Pariser Dame der Demimonde vergleichen: in Locarno ist nichts zu finden von dem internationalen Sport Nizzas, der die Gesundheit und die Börsen ruiniert, hier atmet man helveto-italische ländliche Einfachheit und Ruhe, hier darf man sogar lächeln und lachen, ohne unanständig genannt zu werden. Und Amalfi? Ich bin ein Feind dieser Vergleiche, einen Zweck oder Nutzen haben sie nicht. In Locarno suchen und finden wir Locarno, das heißt ein Stückchen Schweiz an einem italienischen See, und das genügt fürs erste.

Locarno ist „ein Ort über dem Wasser“, wie sein Name von Etymologen aus dem keltischen „Loc-ar-on“ erklärt wird. Realistische oder praktische Forscher erklären ihn aus „locus carnium“, wegen der Menge Schlachtviehs, die von jeher auf seinen Märkten sich zusammenfand. Die Deutschen nennen es Luggarus, wie sie den Lago Maggiore, der wegen vieler an seinen Ufern wachsenden Verbenen auch Verbano heißt, schlechtweg Langensee tauften. Aber die Franzosen hatten im Elsaß mehr Glück mit ihrer Wiedertaufe, die Schweizer drangen nicht durch, die italienischen Dinge der „Ennetbergischen Vogteien“ haben ihre italienischen Namen behalten.

Also nicht am Langensee, sondern am Lago Maggiore sitzen wir und laufen in Gedanken die Liste der Ortschaften durch, die wir als Schüler in der Geographiestunde lernen mußten; harmonische Namen klingen an unser Ohr: Arona, Lesa, Stresa und Belgirate, dann Pallanza mit den Isole Borromee, der Isola Bella, Isola Madre, Isola de' Pescatori, weiter Intra, Canobbio, Angera, Laveno, Luino — doch diese liegen auf italienischem Gebiet; auf schweizerischem hören wir Brissago, Ronco, Ascona, Abbondio, Vairano und Locarno.

Die weltberühmten Borromeischen Inseln also, welche Jean Paul den „geschmückten Thron des Frühlings“, Saussure „Ouvrage de féerie“ nennt, haben wir in der Nähe? Sind es jene, die wir südwärts unterhalb Ronco liegen sehen? Nein, dies sind die kleinen Isole dei Conigli oder Isole di Brissago. Jene „Inseln der Seligen“ schwimmen vor Pallanza, da wo die drei Arme des Sees zusammenstoßen. Pallanza? Das ist ja der bekannte klimatische Winterkurort; ist Locarno auch ein solcher? Pallanza wird nur sehr wenig vor ihm voraushaben, denn wer es in Pallanza „aushält“, wird es auch in Locarno aushalten; denn mit Bordighera, San Remo und Pegli an der Riviera des Ligurischen Meeres kann auch Pallanza sich nicht messen. Es ist, was ebensogut Locarno sein kann und sein wird, wenn es ein bißchen mehr Reklame macht, eine sogenannte Übergangsstation, in der auch viele Kranke den ganzen Winter mit Glück verbringen. „Denn,“ sagt der Fachmann Dr. Reimer, „es giebt eben viele Kranke, denen Windschutz und ein geringes Wärmeplus vollständig zur Luftkur genügt und die sich so weniger verweichlichen und die Differenzen der Heimat bei ihrer Rückkehr weniger stark empfinden, als wenn sie den Winter an der Riviera oder noch weiter im Süden zubrachten.“

Über Locarno aber ist die Ansicht verbreitet, es sei ungesund und Kranken gefährlich wegen der aus dem Ticino- und Maggiathal hervorbrechenden kalten, mit

Gletscherluft gemischten Winde und wegen seiner Nebel.

Sehen wir darauf hin das Klima Locarnos uns ein wenig genauer an. Vor uns aufgeschlagen liegt das Buch seiner Vegetation, ein Buch, das jeder lesen und verstehen kann.

In allen Gärten stehen und blühen die Magnolien (Magnolia grandiflora) in herrlichen Exemplaren; eine Magnolienallee führt von der Stadt nach dem See; die Kamelien fangen von Mitte November an zu blühen und zwar im Freien, wie nur in einem süditalienischen Garten. Im Februar erschließen die Primeln und Veilchen ihre Augen, im März die Aprikosen, Pfirsichen und Mandeln. Von italienischen Bäumen giebt es die Citrone, der allerdings wie in Mittelitalien ein winterliches Schutzdach aus Stroh gegeben werden muß, dann die Lorbeeren, Granaten, auch die Agave findet sich. Hier findet überhaupt eine reizende Mischung der Vegetation statt: man trifft die Pflanzen des Südens neben den alpinen, ähnlich wie die romanische mit der germanischen Sprache an der Grenze sich mischt. Dr. Christ zählt im Jahrbuch des Schweizer-Alpen-Klubs die einzelnen interessantesten Pflanzen auf. Zwischen den Felsen der Ponte-Brolla-Straße wächst das immergrüne Ciströschen (Cistus salvifolius); weiter gedeiht die schöne Grasart Andropogon Allionii; im Frühling blüht wie in Süditalien in den Hecken der große Arum italicum. Den südländischsten Charakter aber trägt die Pteris cretica, wie Nothochlæna Marantæ ein Farnkraut; diese schöne, den Formen nach tropikale Pflanze wächst sonst noch im Neapolitanischen, auf Corsica, Sardinien, im griechischen Archipel, und wäre das Klima Locarnos kein italienisches, sie könnte hier nicht gedeihen. Hier ist die Sonne warm, der Boden feucht, und so erklärt sich das Geheimnis dieses in seiner Art einzigen Phänomens. Die Singcicade, welche auch die Ölbäume Ischias und Capris belebt, diese echte Sommerzirpe, verkündet es der Welt mit lautschrillendem Ton. Wie üppig die Natur alles mit Pflanzen umkleiden will, erkennt man an den Tessiner Garten- und Weinbergmauern; die Mauerflora um Locarno ist hochinteressant und Gegenstand eines Specialstudiums des verdienten Franzoni gewesen. Bei der Punta di Tros sodann, bei 1866 m Höhe, tritt das echte Kind der Alpen auf, die Alpenrose.

Und der dortige Wein: eine treffliche herzstärkende Gabe des italienischen Bacchus. Wie manche Zunge erfreute im Luganischen sich am Castagnolo, Melide, Marcote und Serocca, in Locarno an dem in den kühlen Grotten des Ponte Brolla lagernden feurigen Ascona, Solduno, Alle Fracce und Cugnasco.

Welche Pracht endlich in allen Gärten, wo die Natur zu ihrer vollen Kraftentfaltung angehalten wird!

Nein, das Klima Locarnos ist vortrefflich. Der alte Schinz stellte schon Ende vorigen Jahrhunderts Vergleiche an zwischen dem Klima Zürichs und dem Locarnos und fand in Locarno 204 wolkenlose Tage, in Zürich nur 61, Regentage 60 in Locarno, 109 in Zürich. Die neuesten Beobachtungen zeigen folgende mittlere Monatstemperaturen (Celsius): Januar 2,2, Februar 4,6, März 7,2, April 12,1, Mai 15,3, Juni 18,9, Juli 21,3, August 20,6, September 17,8, Oktober 12,0, November 6,9, Dezember 3,2. Also eine mittlere Jahrestemperatur von 11,9. Unter — 6° soll das Thermometer in Locarno nie gefallen und nie über + 35° gestiegen sein.

Störenfriede des Paradieses sind auch hier die Winde, wenn sie auch nicht so arg hausen wie in dem berühmten Kurparadiese von Nizza.

In Bezug auf die Kinder Äolus' gleicht der Maggiore dem Garda-, Luganer- und Comer-See: Nordost vorherrschend im Winter, Nordwest im Frühling und Sommer; im Sommer außerdem nach starkem Gewitter oder Hagel mehrere Tage lang ein kalter unangenehmer Wind. Der Westwind, Favonio oder Fogn, in der Schweiz Föhn, weht im

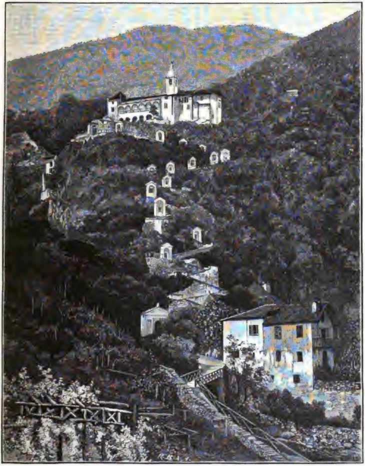
Die Wallfahrtskirche der Madonna del Sasso.

Winter und Frühling, er ist beim Landvolk als Schnupfen- und Hustenbringer bekannt. Die Sommerhitze wird angenehm gekühlt durch die vom Norden kommende Tramontana oder Vento, welche um Mitternacht ansetzt und bis in den Vormittag andauert, worauf dann bis zum Abend die Inverna (am Garda-See „Ora“, am Luganer- und Comer-See Breva = Brezza, Brise) folgt. Die Inverna trägt die Nebel aus der lombardischen Tiefebene oft bis auf den Lago Maggiore.

Die Winde, ja die Winde sind die Feinde aller, auch der südlichsten Winterkurorte. Es giebt keinen, der sich mit ihnen auf einen wirklich guten Fuß gestellt hat, keinen, der sich der Freundschaft des windigsten aller Götter, des Äolus, rühmen darf. Die Winde sind die Wettermacher und — Wetterverderber, und der „sanfte vom blauen Himmel wehende Wind“ des Goetheschen Mignonliedes weht eben nur dauernd im Reich der Dichtung.

Das Innere der Stadt Locarno, die Stadt an sich, bietet nichts Absonderliches; du erblickst in diesen krumm-engen Gäßchen, diesen klein-alten Häuserchen mit spitzen Giebeln und braunen Thüren ein italienisches Landstädtchen wie andere mehr; aber Maler und Poeten finden in den Höfen und Höfchen, wo Epheu, Hopfen und wilder und edler Wein sich um kleine Säulen und Balken schlingt, wo stille Gärtchen blühen, unzählige Motive, die sie zu reizenden Idyllen anregen können. Bemerkenswerte Gebäude sind der „Palazzo“ auf der Seeseite, das riesige Regierungsgebäude, heute mit Schul- und Gesellschaftslokalitäten ausgenützt; einige alte gute gartenumhütete Paläste reicher Familien zu seiten der die obere Stadtseite kreuzenden Kantonalstraße; weiter die Kirche S. Antonio, ein stattlich-heiterer Bau von außen und von innen; die „Chiesa Nuova“ und das altertümliche einst zum Kloster der Minoritenbrüder gehörende Exkirchlein S. Francesco. Aber

das meiste Interesse erregt für den Kenner der Geschichte das alte wunderliche Kastell von Locarno, das im Mittelalter mit vielen anderen seinesgleichen eine ansehnliche Rolle gespielt und das heute auf seinem Felsen inmitten des Grün über dem einst seinen eigenen Hafen bildenden Ententeich steht wie ein alter, müder, verstümmelter Landsknecht. Es war zur Zeit, da der mailändische Staat blühte, eine der bedeutendsten Festen desselben. Die erste Anlage stammt von den Galliern, um 700 wurde es von den Longobarden den Bischöfen von Como geschenkt. Oberhalb dieses erhob sich ein anderes; ein drittes und viertes sind das Kastell Muralto und die Rocca di S. Biagio. Das Tessin wimmelte geradezu von Bur-



Der Pilgerweg zum Sanktuarium.

Digitized by Google

gen und Türmen, jeder irgendwie bemerkenswerten Höhe wurde der steinerne Panzer angeschnallt. Das Kastell von Locarno war aber schon 1531 dienstuntüchtig geworden, denn da erwähnt es der Ennetbergische Landvogt Werdmüller als „verfallenes Schloß"; später wurde sein Turm umgelegt, in die übrigbleibenden Räume zog der Landvogt, weiterhin das Tribunal mit den Gefängnissen ein. Viel deutsch-schweizerische, von italienischen Zungen schwer zu bewältigende Namen liest man eingegraben in die Säulen der Galerie, Namen, die einst gefürchtet und gehaßt waren. Sie erinnern an die trübsten Zeiten des Landes wie des Ortes, an die Zeiten von 1512 bis 1798, wo das Tessin unter der Herrschaft der schweizerischen Landvögte seufzte und Bedrückungen erdulden mußte, ärger als jene, welche die Waldstädte dereinst zum Aufstande veranlaßten. Die zwölf Orte gründeten vier Vogteien: Lugano, Mendrisio, Vallemaggia und Locarno; jeder Vogtei stand ein Landvogt, Capitano oder Commissario vor; seine Amtsdauer war zwei Jahre, so daß in vierundzwanzig Jahren jeder der zwölf Freistaaten einmal seinen Prokonsul über die Alpen herübergeschickt hatte mit dem imperium merum et mixtum und der Befugnis, das Land zu knechten und auszusaugen. Einmal im Jahre kamen auch zwölf Abgeordnete herüber, die bildeten dann das Syndikat oder das Civil- und Kriminal-Appellationsgericht und die Revisionsbehörde für die „hoheitlichen" Regierungen. Diese Regierungen verlangten für sich den hochmütigen Titel „Illustrissimi e potentissimi Signori e padroni nostri clementissimi", und die Schriftstücke mußten unterfertigt werden von den „umilissimi e fedelissimi servitori e sudditi". Unnötiger Hochmut, erzwungene Demut!

Bonstetten (1782) kam nach Sornico, am oberen Ende der Valle Maggia, und schreibt: „Ganz nahe vor Prato ist Sornico, wo der Landvogt von Lavizzara seinen Palazzo hat, der aus drei Kerkern und zwei Stuben besteht. Kein Bild ist trauriger als die Idee eines Kerkers in diesen engen Bergen, wo beim ersten Gedanken von Unglück die ganze Natur zum Kerker wird. Da in diesen finsteren Höhlen der sogenannten Palazzi herrscht noch die Tortur, zur Schande aller Schweizerregierungen. Wütender als die Landvögte sind die Blutrichter, die vom Lande gewählt werden." Osenbrüggen sagt: „Daß in Sornico viel gefoltert ist und viele Hinrichtungen stattgefunden haben, wissen die Leute dort sehr gut, es ist das eine Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht, die sich anschließt an den Anblick des alten finsteren Gerichtshauses."

Jede Sache wurde zum Hohn der Freiheit geregelt. So galten zum Beispiel die Bewohner dieser Landvogtei als „Fremde" in jener und mußten unsägliche Einschränkungen sich gefallen lassen.

In dem „verbesserten" Statut vom Jahre 1623 kann man lesen: „Kein Einwohner im Flecken darf mehr als eine Kunst oder Handwerk ausüben oder mehr als ein Geschäft treiben oder treiben lassen. — Keiner darf kleine oder große Fische, welche in dem Distrikt gefangen worden sind, aus dem Flecken oder der Grafschaft führen oder führen lassen. — Geflügel, Fische und Wildbret sollen alle zuerst zum Herrn Landvogt getragen werden, damit er sich vor allen mit solchen zu seinem Gebrauche versehen möge. — Niemand darf Gewild oder Fische zum Wiederverkauf kaufen, ebensowenig Wein." Im Statut der Levantina vom Jahre 1755 wird der Fischpreis für den Winter und für den Sommer bestimmt und den Fischern anbefohlen, den Beamten die Fische vorzuweisen, auch sie bei Strafe von zehn Sous für das Pfund nicht außer Landes zu tragen.

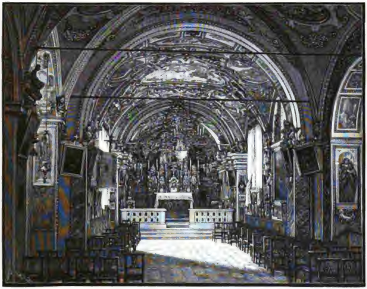
Die Strafen waren hart und bestanden in Geldbußen, Verbannung, Einziehung des Vermögens und Hinrichtungen.

Die Richter, meist ungebildete Männer, urteilten ganz nach ihrer salomonischen Weisheit. Davon erzählt Bonstetten ein nettes Stückchen. Von zwei Männern, welche gemeinschaftlich in einer Kammer

geschlafen hatten, verklagte der eine den anderen, daß er ihm ein Goldstück gestohlen. Der andere gestand und erstattete das Gestohlene. Das war den Richtern nicht genug, sie schlossen: wer ein Goldstück gestohlen hat, kann leichtlich noch einen anderen Diebstahl auf dem Gewissen haben. Das muß ihm die Folter abpressen. Und der Mann ward gefoltert. Ein junger Mensch, ein gewisser Lubini, ward noch Ende vorigen Jahrhunderts gefoltert, aber unschuldig erklärt; dennoch behielt man ihn im Kerker, wo er auf dem nackten Boden lag, bis seine Gesundheit dauernd ruiniert war. Dabei erhielten Räuber und Mörder, wenn sie zahlen konnten, zu jeder Zeit einen Freigeleitsbrief, dem alsdann das willige Vergessen folgte.

Ungerechtigkeit und Übermut auf allen Blättern der Geschichte des Tessins; das blutigste und schmutzigste Blatt aber ist das des Jahres 1755. Das Liviner-volk war, der Bedrückungen müde, gegen seine Urner Illustrissimi aufgestanden. Da kamen die Exekutionstruppen vom Gotthard herab, warfen das Hirtenvolk nieder und hielten das Strafgericht.

Bei Faido droben steht eine Anzahl prächtiger uralter Nußbäume; unter diese ward das entwaffnete Volk berufen. Es kamen an die dreitausend Männer, die Herzen voll Zorn, die Seelen voll Scham, aber gleichzeitig voll Angst um das Geschick der Ihrigen. Das war am 2. Juni. Inmitten der bewaffneten Urner mußte das Volk niederknien und barhaupt schwören, den Urner Herren ewig zu gehorchen, sich ihnen auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Barhaupt und knieend mußte es sodann der Hinrichtung seiner Vorsteher und Anführer beiwohnen: der Bannerherr Forni, der Ratsherr Sartori, der Landeshauptmann Orso und andere wurden an den Nußbäumen aufgehängt. Acht Mann wurden zur Hinrich-



Inneres der Kirche Madonna del Sasso.

tung nach Uri geschleppt, „dem gebietenden Volk zum gefälligen Schauspiel“.

Der Tessiner kaut und würgt noch immer an der bösen Vergangenheit, er hat sie noch nicht verwunden, und der Kitt, der das Tessin an das stattliche Gebäude der Eidgenossenschaft binden soll, bröckelt bei der geringsten Erschütterung aus den Fugen. Er erkennt heute das Faktum einer staatlichen und politischen Zusammengehörigkeit an, aber innerlich und organisch ist das Leben noch nicht in eine wahrhafte Einheit verwachsen. Er ist noch immer nur der sterile aussaugende Ephen am Stamme der Eidgenossenschaft, er möchte, wie dieser am Baume, alle stützenden Rechte ohne die gleichen Pflichten haben, der hochpatriotische Schweizergeist beseelt ihn keineswegs, doch ist er eben erst Schweizer seit 1840.

Auf dem Platze, unter den Kolonnaden, vor den Cafés und Botteghen bewegt sich und spinnt sich das kleinbürgerliche Leben Locarnos ab, italienisch bequem, mit viel übriger Zeit. Während die sehr devoten Frauen die Kirchen besuchen, verhandeln die Männer ihre Zehnfranken-Geschäfte, treiben ein bißchen Politik, spielen Karten und tauschen die klatschähnlichen Tagesneuigkeiten aus. Das übrige Leben besorgen die Fremden. Wir sehen sie ankommen auf den Dampfbooten vom See her, im Omnibus von der Bahn; auf dem Platze auch halten die Posten und Landfuhrwerke, und hier giebt es alle vierzehn Tage den Donnerstagmarkt, wo wir Gelegenheit haben, das muntere Treiben der Leute zu beobachten, die in ihren mannigfaltigen Trachten von den Ufern des Verbano kommen, aus den Locarner Thälern, aus den Bergen von Onsernone, Centovalli und Verzasca — die letzteren in wahrhaft prächtigen Kostümen — von Bellinzona herüber und aus dem Luganischen. Dann öffnen sich auch die für gewöhnlich geschlossenen Krämer- und Goldschmiedläden, denn hier setzen Frauen und Mädchen den Erlös ihrer Waren, die meist in Landesprodukten bestehen, gern gegen eine Schmucksache um. An den Trachten, den Sitten und Gepflogenheiten dieses Naturvolkes hat die Zeit bisher nur wenig geändert, auch ihre Dialekte sind uralt. Ein Stück echtes Italien entwickelt sich vor unseren Augen, und auf offenem Platze, vor fliegenden Garküchen wird die beliebte goldene Polenta, der oberitalienische Risotto, werden selbst Maccaroni und Salami verzehrt, fließt der herbkräftige rote Landwein in Strömen, die Lustigkeit bis zum Gesange steigernd, obschon die Tessiner weder den Gesang noch die Musik im allgemeinen pflegen. So geht es bis in den späten Abend hinein, bis die letzten Jauchzestimmen der Heimkehrenden verklungen sind und die Stadt sich wieder zur Ruhe zurechtlegt.

Locarno ist eine stille Stadt, und die 2700 Einwohner derselben sind nicht im stande, ihr zu einem hörbaren Leben zu verhelfen. Gegen Anfang des sechzehnten Jahrhunderts war sie lebhafter, damals zählte sie 5000 Seelen; das war ihre Blütezeit, denn von da ging es so rapid abwärts, daß Bonstetten im Jahre 1795 nur noch 1074 vorfand; 1824 waren diese wieder auf 1463, zehn Jahre später auf 1700 gestiegen. Unter den gegenwärtigen 2700 Einwohnern soll es nur einen Protestanten geben, alle anderen sind streng katholisch. Osenbrüggen will es scheinen, als ob die Protestanten Locarno geflissentlich meiden, weil sie daselbst im sechzehnten Jahrhundert eine harte Verfolgung erlitten haben, auf welche hin die besten Familien auswandern mußten. Diese Trennung der besten Glieder vom Leibe des Gemeinwesens dient zur Erklärung dafür, wie Locarno in volkswirtschaftlicher und industrieller Beziehung so arg zurückbleiben mußte.

Es ist eine traurige Geschichte, die ich erzählen muß, trauriger als die Kriege und Fehden, die das Land doch auch gerade genug geschädigt hatten; es ist die alte Geschichte von der Intoleranz, der Knechtung der Geister.

Der Same der Reformation war über die Alpen geflogen, in die großen Städte

Italiens hinein und bis in die weltfernsten Dörfer. Der Kampf mit den Waffen des Geistes, mit Wort und Schrift, gegen die allgemeinen Mißstände hatte begonnen. Dagegen wurden in Italien die Feldlager der Inquisition errichtet. In den Schweizer Vogteien aber gab es diese nicht mehr. Wer von Italienern vor den Inquisitionsrichtern flüchten mußte, ging in die italienische Schweiz. So kamen aus Mailand Guarnerio Castiglione, Gabriele und Gerolamo Mariano. Sie setzten mit Zwingli und Pellikan sich in Verbindung, und der damalige Landvogt, ein Züricher, ließ sie gewähren. Eifriger als diese zeigte sich Giovanni Beccaria, der bald ein intimer Freund der Orello, Muralto, Duno, Ronco und Magoria, edler, schon seit Jahrhunderten blühender und hochgeachteter Familien Locarnos wurde und diese für die neue Lehre gewann. Sein Gehilfe in diesem Werke war der Franziskaner Benedetto. Drei aufeinander folgende Landvögte, darunter sogar ein strengkatholischer, Urs Sury aus Solothurn, hatten gegen die Bewegung nichts einzuwenden, und bald waren vierundzwanzig Familien in Locarno dem reformierten Glauben zugewendet, welche die Christiana Locarnensis Ecclesia bildeten. Nun erhoben die sieben katholischen Kantone, von Rom aus aufgehetzt, ihre Stimme, und als ein neuer Landvogt aufkam, Nikolaus Wirtz aus Unterwalden, erfuhr die Sache der Reformation den ersten Angriff. Anfangs fanden Disputationen statt, die zu nichts führten, dann sollte Beccaria eingekerkert werden, aber ein Tumult entstand und Beccaria ging später nach Roveredo im Kanton Graubünden, wohin ihm die Kinder zum Unterricht nachgeschickt wurden. Aber die Verordnungen der katholischen Kantone wurden immer schärfer, und in ihrer Bedrängung wendeten die Locarneser Protestanten sich nach dem reformierten Zürich um Hilfe. Ihre Zahl betrug damals (1554) 270. Auf der Tagsatzung zu Baden wurde bestimmt, daß man den „Locarner Handel" einem Schiedsgericht der beiden gemischten Kantone Glarus und Appenzell unterbreiten sollte; das Schiedsgericht fiel zu Ungun-

Die Grablegung. Gemälde von Antonio Ciseri.

sten der protestantischen Locarnesen aus: die Anhänger der neuen Lehre haben entweder zum katholischen Glauben zurückzukehren oder mit Weib und Kind und ihrer Habe das Land zu verlassen.

Im Januar 1555 traf die Vollzugskommission in Locarno ein; der päpstliche Nuntius Ottaviano Riperta, Bischof von Terracina, gesellte mit zwei Theologen und Beisitzern der Inquisition sich ihr unversehens zu, und da ihm der Spruch zu mild erschien, so forderte er heftig, den Auswandernden die Kinder und Güter wegzunehmen und mit letzteren jene in der katholischen Religion zu erziehen. Einen Reformierten ließ er sogar hängen. Die Kommission jedoch gab seinem Drängen nicht nach, setzte aber fest, daß die reformierten Familien am Tage der alten Fastnacht, 3. März, das Land zu verlassen hätten. Vergebens waren ihre Bitten um Verlängerung der Frist bis zum Frühling.

Sie mußten sich zum Aufbruch mitten im harten Winter rüsten. Und nun lasse ich das Wort einem Katholiken, dem alten wackeren Stefano Franscini, der ganz zweifellos objektiv und unparteiisch schreibt, was unsereiner nicht im stande wäre.

„In der Nacht vor dem 3. März war viel Schnee gefallen und die Kälte ungewöhnlich streng. Das Landvolk war in Menge herbeigelaufen, um die Abreise der ketzerischen Bürger zu sehen, und alle Straßen waren mit Leuten vollgedrängt. Beim Anblick der mit allerlei Geräte beladenen Maultiere kam manchen die Lust an, Ansprüche auf diese Habe der Ketzer zu machen, und sie fingen an, das Begleit zu mißhandeln; sie wurden aber abgetrieben und ein paar verwundet. Die Frau eines Giovanni a Riva war in selbiger Nacht niedergekommen, und Antonio Trevano lag gefährlich krank; man bat für beide um einen Aufenthalt von einigen Tagen, und der Landvogt bewilligte es; aber ein Geistlicher, der von jener unchristlichen Leidenschaft beseelt war, welche in den sogenannten Religionshändeln so oft vorherrscht, bemerkte, daß jene unter der Schar der Abreisenden fehlten, und der erhitzte Pöbel schrie: ‚Wir leiden keine Ketzer mehr unter uns; sie müssen katholisch werden oder fort!‘ Unter Anführung des Priesters wurden sie aus ihren Betten gerissen, die Wöchnerin voll Schrecken mit ihrem Säugling und der arme Trevano, so gut es ging, auf Saumtiere gesetzt. Diese Unmenschlichkeit brach den Reformierten das Herz, das sich in lautes Weinen und Wehklagen ergoß. Den Zug begleiteten viele Leute aus dem Flecken mitleidigerweise, viele Landleute mit Stein- und Schneeballenwürfen; diese zwang endlich der Landvogt zurückzubleiben. Nun nahmen die katholischen Locarner von ihren Mitbürgern Abschied; von denjenigen, welche die neue Lehre wieder abgeschworen hatten, war keiner zum Schutz und um Mitleid zu zeigen erschienen. Am ersten Tage dieser Reise starben die Wöchnerin und der Neugeborene und Antonio Trevano. Am Abend fanden sie Ruhe und eine Freistätte zu Roveredo, wo sie ihren ersten Prediger Beccaria wiedersahen. Sie blieben fast alle daselbst bis zum Frühjahr und fanden bei diesen Dorfbewohnern eine echt christliche Gastfreundschaft. Nachdem sie am 1. Mai von dort abgereist waren, kamen sie den 12. in Zürich an, hundertsechzehn Personen an der Zahl.“

Wer Näheres über die Geschichte der Auswanderung dieser locarnesischen Reformierten lesen will, findet es in F. Meyers Monographie: „Die reformierte Gemeinde von Locarno (Zürich).“ Es wanderten danach im Jahre 1555 aus fünfzig Männer, achtunddreißig Frauen, siebenundachtzig Kinder. Unter den exilierten Familien trugen acht den Namen Orelli, drei den der Muralti, vier den der Appiani, drei Rossalini. Die Orelli und Muralti gehören noch jetzt zu den geachtetsten Namen Zürichs und Berns.

Die so gastlich in Zürich Aufgenommenen haben ihren Dank durch die That bewiesen, indem sie das Wohl und Gedeihen der neuen Heimat kräftig zu fördern suchten. So verdankt die in Zürich

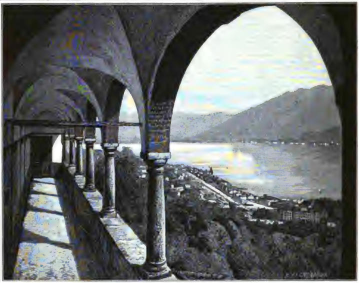
blühende Seidenindustrie ihr Entstehen den Locarnern, und mancher in den Wissenschaften ausgezeichnete Mann ist aus den Reihen der vertriebenen Familien hervorgegangen.

Locarno aber hatte den Fluch des Schicksals auf sich geladen, und von ihm hat es sich in drei Jahrhunderten nicht erholen können. Den Ausgewanderten wollte es als ein Strafgericht Gottes erscheinen, daß die Stadt ein Jahr darauf durch eine große Überschwemmung verwüstet wurde. Die größte Strafe vollzog sich in dem zerrütteten Gemeinwesen, dem die hellsten Köpfe genommen waren. —

Ganz im Licht, weithin sichtbar, wohnt über der Stadt droben die Mutter der Liebe und der Gnaden, schon in jenem Unglücksjahr aus ihrer allen Herzen heiligen Höhe Gnaden und Liebe spendend: die Madonna del Sasso. Das „Santuario della Madonna del Sasso" ist im ganzen Lande bekannt und bis in die fernsten Hütten hin berühmt und war es, ehe an die modernen Madonnen von Lourdes (Marpingen) und Neu-Pompeji zu denken war. Vor genau vierhundert Jahren wurde der Bau ihrer Kapelle begonnen und diese wurde dann ein berühmter Wallfahrtsort der Gläubigen und — der Touristen, denn auf den Südabhängen der Alpen giebt es nichts, was zu vergleichen wäre mit der bezaubernden Höhe der Madonna del Sasso.

Ein Mönchlein aus Locarno, ein gewisser Fra Bartolomeo, der in Verzückung, wie so viele vor ihm gethan, das himmlische Licht suchte, erschaute, da er seine Augen zu den Bergen hob, einen Strahl desselben an einer Felswand ob der Stadt, und in diesem Strahl erschien ihm lächelnd in Gnaden die Gottesmutter, umringt von dem schwebenden Gefolge ihrer süßen Engelein. Aus dieser Erscheinung schließt der fromme Bruder, daß die Madonna daselbst ein Heiligtum wünscht. Die Eigentümer des Ortes, die Masina, können zu so frommem Zwecke den Grund und Boden ihm nicht vorenthalten, ein Kapellchen entsteht, das im Jahre 1486 geweiht wird, und neben dieses kommt der Bruder Bartolomeo in eine Zelle als Hüter seines himmlischen Lichtes zu wohnen. Der gute Einsiedler bekommt Zuspruch, bald nur zu viel, der Dienst wird groß und — die Minoritenbrüder bauen neben die Kapelle ein Kloster, eine Succursale des Hauptklosters am Fuße des Berges. Die Kapelle wächst zur Kirche und wird eine reiche Kirche. Denn wer da kommt, und man kommt in Scharen, auch die vornehmsten Kirchenfürsten kommen, unter ihnen jener Carlo Borromeo, der Glaubensheld, der im Jahre 1567 und 1570 hier betet — wer immer kommt, hinterläßt der Mutter der Gnaden sein Geschenk, so daß der himmlische Glanz, der die Augen des Beters in jener Nacht blendete, in einen irdischen die Augen der Menge blendenden Goldglanz verwandelt und gebannt ward. Nur die Menge der ländlichen Pilger berauscht sich an diesem Glanze, wir finden die Kirche in jeder Beziehung überladen mit Vergoldungen und Ornamenten einer zweifelhaften Kunst. Der Geist fühlt sich gedrückt wie in einer mit Altertümern vollgestopften Raritäten-Rumpelkammer; noch mehr, wenn bei sommerlich schwüler Luft die Kirche voll Menschen, und der Raum vom Rauch der Kerzen und des Opferharzes, vom Dunst der armen schwitzenden Menschenleiber angefüllt ist. Die trostsuchenden Augen schauen nach dem Hauptaltar, dort hängt das Bild der wunderthätigen Madonna mit dem Kinde unter einem glänzenden Baldachin. An dieses wenden sich ihre Gebete, an die Zauberin, die Fee, die Göttin Fortuna; dieser opfern sie ihre Exvoto von Wachsfüßen, Wachshänden und allen vom Leide zur Gesundheit zurückgekehrten Gliedern, von Bildern, Schildereien und Schmucksachen, womit wir die Wände bis zur Decke hinauf behängt sehen.

Der Madonnenkultus, nun wohl, er ist einer der anziehendsten. Wir finden reine sanfte Huld, ehrbare liebreiche Mütterlichkeit in diesem Ritus, ein erhabenes Symbol, das den Geist über die Natur-



Blick von der Loggia des Santuariums auf den Lago Maggiore.

triebe der Materie erheben, die Bestrebungen des Menschen, seine Sitten veredeln könnte. Die Idee war ursprünglich groß und schön, die Idee von der göttlichen Allmutter. Sie ist total verschoben worden. Durch wen? Wer hetzte das arme unwissende Volk im Jahre 1555 auf, eine Mutter mit ihrem Kinde, eine Menschenmadonna in die Winternacht, in den Tod hineinzutreiben?

Zu so düsteren Betrachtungen ist dieser landschaftliche Höhenpunkt nicht der Ort. Wir besehen uns in der rechten Seitenkapelle eine schöne Flucht nach Ägypten, die Mutter Gottes mit dem Säugling auf dem Saumtiere ... und wieder kommt uns die fatale Erinnerung; dann in der linken ein modernes Bild, das schönste in ganz Locarno: die Grablegung Christi von Antonio Ciseri aus Ronco am See, zwischen Brissago und Ascona, Professor der Florentiner Akademie. Dies Bild ist ein rechtes Meisterwerk, aus dem Geiste des Cinquecento herausgewachsen, ganz von ihm durchdrungen, und mächtig ergreifend. Es war der Locarner Advokat Bartolomeo Rusca, Nachkomme jener einst hier mächtigen Familie, ein Mäcen, der den Künstler mit dieser Arbeit betraute. Die Aufgabe war des gegebenen beschränkten Raumes wegen schwer, die Figuren mußten zusammengedrängt werden: der Künstler hat sie glänzend gelöst, denn in Anordnung und Haltung des Ganzen wie der Einzelnen ist nichts Gezwungenes zu sehen. Dieses Bild lohnt uns die Mühe des Steigens; noch mehr thut dies der Blick auf die Landschaft zu unseren Füßen, er ist gleichzeitig eine Erlösung. Von der Loggia zur Seite der Kirche schauen wir auf den schimmernden See, die zahlreich aufblitzenden Mündungswasserläufe der Ströme inmitten grüner Bäume, die alpine Welt, die Schneeberge gegen Norden, die italienischen Gefilde gegen Süden ... ein großes, von Meisterhand entworfenes Bild auch dieses.

Digitized by Google

Aber es dient auch zur Orientierung, und wir erkennen, daß wir mit der Ersteigung des heiligen Berges unsere Wanderungen allenfalls beginnen, keineswegs aber abschließen können. Da giebt es noch herrliche Ziele in Nähe und Ferne, und eine große Menge. Wunderdinge erzählt man uns von den in die Locarner Landschaft mündenden Thälern: Centovalli, Valli Onsernone, Valle Verzasca und — Valle Maggia; diese geben auch dem rüstigen Wanderer genug zu thun. Bequem im Wagen, mit Barke oder Dampfboot zu erreichen sind Muralto, der Ponte di Mergoscia, die Monti della Trinità, Magadino, Ronco und Ascona, Brissago.

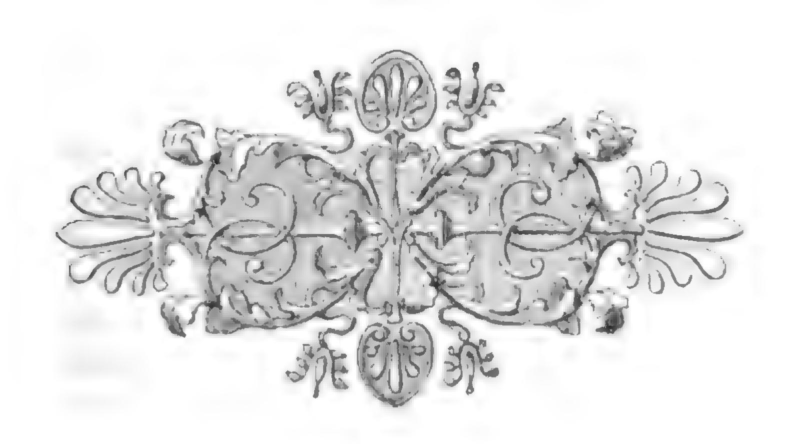
In die Valle Maggia, zu deutsch Mainthal, muß aber jeder ein Stück vorgedrungen sein, und wäre es nur bis zu dem berühmten Ponte Brolla, der die Maggia, den zweitgrößten Fluß des Tessins, ein wildtobendes Gebirgswasser, in schauerlicher Schlucht überbrückt. Bei dieser Schlucht denkt der Geolog über die ältesten Erdrevolutionen nach: alle Dämonen der Vorwelt sind losgelassen und tosen und wüten in die Felsen hinein, und schäumen, brüllen und brechen sich die Hälse, und immer neue Massen stürmen heran und suchen der alten Mutter Erde beizukommen, sie in ihren Grundfesten zu erschüttern:

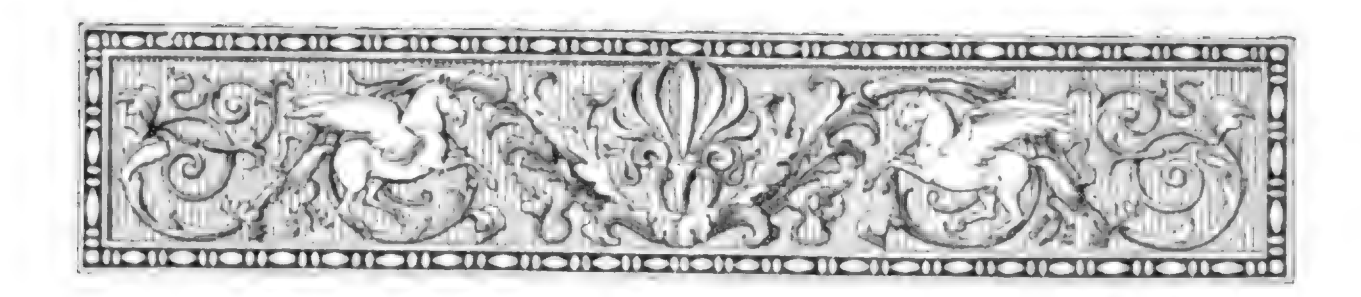
Geruhig bleibt am Ende Meer und Land,

und die wilden unbändigen Gesellen gleiten nach vergeblichem Ansturm dem Ausgange zu, zu enden im flachen See, wie die Millionen vor ihnen.

Der Ponte Brolla ist höchst wahrscheinlich römischen Ursprungs in seiner ältesten Anlage, denn in der Gegend wie in Locarno saßen die Weltbeherrscher, wie viele Funde an Vasen, Inschriften, Waffen, Urnen, Münzen u. a. beweisen. Das Kirchlein S. Vittore in Muralto wurde im vierten Jahrhundert auf den Ruinen eines Bacchustempels errichtet, und wer sich des näheren über die klassische Zeit Locarnos unterrichten will, beschaue sich die reiche Sammlung des Herrn Balli, aber auch das Grand Hotel hat beim Graben des Grundes ein kleines Museum, bestehend aus Gräbersteinen, Amphoren, Bronzen, Ohrgehängen, Ringen, Münzen zusammengebracht.

Wenn ich einen Wunsch ausspreche, so ist es der: Locarno möge in seinem innersten Wesen studiert und erkannt werden; es bietet dem Sommervogel, dem Botaniker, Mineralogen, Geognosten, Geschichtsforscher u. a. eine große Fülle des prächtigsten Stoffes.





Joseph Viktor v. Scheffel.

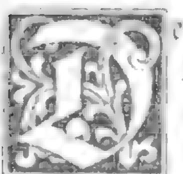
Ein Dichterporträt

von

Ernst Ziel.

—

„Das Land der Alemannen mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,
Mit seinen gelben Haaren, dem Ährenschmuck der Auen,
Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen."



Der nationale Gedanke in einer Litteratur wird immer ein wichtiger Wertmesser für diese Litteratur selbst sein. Wie und in welchen Schattierungen er sich der Stoffwelt und dem geistigen Gehalte nach nicht nur im Gesamtbilde, sondern auch in den einzelnen Phasen des betreffenden nationalen Schrifttums ausprägt, das wird für den Litteraturhistoriker wie für den Völkerpsychologen stets ein hochinteressanter Gegenstand der Untersuchung bleiben. Die Annalen der neueren deutschen Dichtung eröffnen uns in dieser Beziehung wenig erfreuliche Rückblicke: Unsere an die Dichterheroen von Weimar anknüpfende klassische Litteraturperiode mit ihrem antiken Schönheitsideal war wenig geeignet für eine geschlossene, über die beschränkte Breite einzelner Werke hinausreichende Pflege des nationalen Gedankens; die unklaren Geister aber, welche sodann auf der seltsamen Dilettantenbühne der romantischen Schule zwischen den bunten Coulissen und spanischen Wänden einer zügellosen Phantastik mit papiernen Helmen und messingenen Schilden agierten, ergriffen zwar mit Vorliebe vaterländische Stoffe und schrieben das Wort „Deutschtum" auf ihr Panier — aber es war das Panier der träumerischen Willkür und des kritiklosen Eigenwillens; in der Dichtung der Romantiker erschien der nationale Gedanke verzerrt und entstellt unter der bald ins Rohe, bald ins Süßliche verzeichneten Maske des deutschen Mittelalters, die immer nur die umgekehrte Wahrheit zur Anschauung brachte.

Weder die klassische noch die romantische Periode unserer neueren Dichtung brachte die vaterländische Idee in geschlossenen Kolonnen von Dichtergestalten oder Dichtwerken zum organischen Ausdruck. Andere Glieder der europäischen Völkerfamilie sind uns in der einmütigen dichterischen Betonung dieser Idee weit voraus. Wir haben — eine Folge unserer bisherigen staatlichen Zerrissenheit — keine wahrhaft national gefärbte Epoche in unserer Litteratur; wir haben nur Epochen, in denen der nationale Gedanke höhere Wellen wirft; wir haben nur einzelne Dichtercharaktere, die vollständig von ihm erfüllt sind und denen er Farbe und Signatur leiht. Eine solche Epoche ist die der patriotischen Lyrik von 1813; solche Charaktere sind der intensiv deutsche Barde Ludwig Uhland, der markige Zeit- und Menschenschilderer Wilibald Alexis,* unser Gustav Freytag u. a.

* Vergl. meine Dichterporträts: Litterarische Reliefs. Erste Reihe. (Leipzig, 1885.)

Der national-historische Roman zumal, der in Alexis einen in Deutschland weder vorher noch nachher erreichten Höhepunkt erklimmt, ist in erster Linie berufen, ein Organ für die Ausprägung des nationalen Gedankens zu werden. Ist er doch vermöge seines tiefen Wurzelns im realen Leben, dem Mutterboden aller epischen Dichtung, vor anderen Gattungen der Litteratur geeignet, auf die breiten Massen des Volkes zu wirken. Er wird beim Volk, wofern er seine Gattung echt und voll darstellt, immer eine verwandte Saite anschlagen: das Bewußtsein der That und der Kraft; denn dieses gehört ja zu seinen vornehmsten Lebensbedingungen. Überdies beschäftigt er beides: Verstand und Gemüt. Er vereint in sich das kulturgeschichtlich Lehrreiche mit dem heimatlich Erwärmenden; er will, wie die Geschichte, ein Erwecker und Pfleger des Vaterlandsgefühls sein, nur daß er sich ins Gewand des künstlerisch Schönen kleidet, während jene nichts kennt als die nackte, oft brutale Wahrheit des Geschehenen. Er verhält sich zur Geschichte wie ein Gebilde der plastischen Kunst zu dem Rohmaterial, aus dem es geformt ist.

„Ein Ziel, aufs innigste zu wünschen," wäre auf dem Felde des historischen Romans die Einkehr des immer auf kosmopolitischen Straßen vagabondierenden deutschen Geistes in die nationale Geschichte. „Aufs innigste zu wünschen" wäre daneben ein zweites: die Einkehr speciell auf diejenigen Gebiete nationaler Geschichte, welche Geist vom Geiste unserer Zeit sind, welche die Bildungsfermente unserer Kulturepoche aufweisen, mit uns die gleichen geistigen Voraussetzungen und Ideale gemein haben und etwas wie einen historischen Untergrund bilden für die Fortschrittsbewegung der Gegenwart. Solche Geschichtsgebiete sind aber einzig, wenn nicht unsere eigene Zeit (und sie gewiß!), so doch die jüngst vergangenen Jahrhunderte, in denen die Genesis unserer Zustände zu Tage liegt und die in unserem Fühlen und Denken ein Echo des Verständnisses finden. Solche Geschichtsgebiete sind aber entschieden nicht das deutsche Mittelalter oder gar das deutsche Altertum, weil trotz des nationalen Terrains die geistige Brücke von ihnen zu uns herüber fehlt.

„Aufs innigste zu wünschen" — um das Gesagte zu präcisieren — wäre also dem historischen Romane der Gegenwart die Einkehr nicht nur auf nationalen, sondern auch auf modernen Boden. Hier liegen nach der Anschauung der fortschrittlichen Litteraturbetrachtung die Bahnen, auf denen das Ideal der Gattung zu realisieren wäre.

Ich bin in meiner Darlegung ausgegangen vom nationalen Gedanken in unserer Litteratur; ich habe den vaterländischen Roman als eines der allerwirksamsten Organe zur weitesten Hinaustragung des nationalen Gedankens bezeichnet und in Wilibald Alexis den Gipfel des gesamten Genres in Deutschland erblickt. Ich kann nach dem Gesagten hinzufügen: der märkische Walter Scott ist der Gipfel des Genres, weil er beides verbindet, das nationale Princip mit dem modernen. Ich kann mich endlich dahin formulieren: in den Fußstapfen dieses größten unter den Vertretern der neueren epischen Prosadichtung in Deutschland wird der historische Roman der Gegenwart, wenn er den höchsten an ihn zu stellenden Anforderungen genügen will, zu wandeln haben.

Joseph Viktor v. Scheffel, dem die nachfolgenden Betrachtungen sich widmen, bildet wie Alexis einen Ausgangspunkt in der neueren Geschichte des historischen Romans in Deutschland. Beide traten im Beginn der fünfziger Jahre unseres Säkulums, also in einer Zeit politischer Enttäuschung und Ernüchterung wie sehnsuchtsvollen Ausschauens nach der Neubelebung des vaterländischen Ideals, mit ihren epochemachenden Romanen vors Publikum. Beide fanden ein Geschlecht nachstrebender Talente. Aber nur der Entwickelungsreihe, welche an den genialen Verfasser von „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" anknüpft, gehört die Zukunft, weil sie das Moderne neben das

Nationale stellt, während die Nachfolgeschaft Scheffels, wie ich später darlegen werde, eine Richtung einschlug, die das nur durch die Person ihres Meisters gerechtfertigte Princip vielfach verschiefte und verschob.

Inwiefern nun stehen Scheffel und seine Nachfolger hinter Alexis und seiner Schule zurück? In demselben Maße, wie das Princip hier vollkommen, dort unvollkommen verwirklicht wird. Scheffel wird im Gegensatze zu Alexis nur der einen jener beiden Hauptforderungen des nationalhistorischen Romans der Gegenwart gerecht: er ist ein glänzender Vertreter des nationalen Gedankens in unserer Litteratur, wenngleich bei weitem nicht nach allen Seiten hin, aber das moderne Princip kommt in ihm kaum indirekt zum Ausdruck; sein Roman — nur einer, aber ein Löwe! — ist ein dichterisches Denkmal deutscher Geschichte von nahezu beispielloser Schönheit, aber er greift seinem Stoffe nach weit hinter die Grenze zurück, bis zu welcher die Fühlfäden modernen Bewußtseins zurückreichen: er führt uns in das dunkle Mittelalter des zehnten Jahrhunderts, einer Zeit also, die nichts gemein hat mit den idealen Aufgaben der Gegenwart. Aber ist unser Dichter vom Geiste seiner Zeit nicht unmittelbar erfüllt, wie z. B. Alexis, sucht er seine Stoffe fast ausschließlich — nicht bloß in seinem epochemachenden Romane — in der tiefen Verschollenheit jener Jahrhunderte, welche die alte Zeit von der neuen scheiden, so ist er dagegen seinem ganzen Schaffen nach einer jener durchaus nationalen Dichtercharaktere, von denen ich oben gelegentlich der Erwähnung Ludwig Uhlands und Wilibald Alexis' gesprochen, ein Geist, von dem uns nach Gehalt und Form seiner Werke nur durch und durch Deutsches gekommen, eine Gestalt, aus echtestem germanischem Holze geschnitzt.

Scheffels Leben hatte nur einen kurzen Sommer dichterischen Blühens und Reifens, aber dieser Sommer hat verhältnismäßig reiche Erträgnisse an Werken wie an Erfolgen gezeitigt. Die Hauptwerke unseres Poeten fallen ihrem Entstehen nach in eine Zeitspanne, die nur wenig mehr als zehn Jahre umfaßt. Was er nach den letzten vierziger und den ersten fünfziger Jahren schuf, trägt unverkennbar nicht mehr den Stempel dichterischer Vollkraft, und ist auch manches poetische Erzeugnis unseres Dichters in späterer Zeit erschienen, entstanden sind seine hervorragenden Dichtungen ohne Ausnahme auf der Schwelle des Halbjahrhunderts. Das kräftigste Wachsen seines Ruhms — es ist eine nicht uninteressante Erscheinung — fällt gerade in diejenige Periode seines Lebens, in der seinem schöpferischen Vermögen Trieb und Kraft mehr und mehr abstarben. Darin ist etwas wie ein tragischer Zug. Sein Dichten hat eigentlich keine Entwickelung, sondern nur eine Jugend gehabt, eine früh verwelkte. Vielleicht erklärt sich aus diesem jugendlichen Charakter seiner Dichtung ihre kräftige Wirkung auf die Jugend. In der deutschen Jugend hat Scheffel eine Breite der Beliebtheit gewonnen, wie neben ihm kaum ein anderer (Geibel etwa ausgenommen) dies von sich zu rühmen vermochte. Die Lieder seines „Gaudeamus!“ sind ein Lieblingsbuch des deutschen Studenten geworden, der „Trompeter von Säkkingen“ aber bildet einen Hauptbestandteil jeder deutschen Familienbibliothek. Numera illustrant rem: das erstgenannte Werk ist heute in vierzig und einigen Auflagen verbreitet, und das letzterwähnte hat deren hundertsiebenundzwanzig aufzuweisen.

Die Wiege Scheffels ist das liebliche Badener Land mit seinen rebenumwachsenen Thälern und burgenbestandenen Höhen. Hier, in der Hauptstadt Karlsruhe, wurde er als Sohn eines Majors und Oberbaurats, der die Befreiungskriege mitgemacht, am 26. Februar 1826 geboren. Sein dichterisches Naturell, das in dem behäbig bürgerlichen Scheffelschen Hause (in der Stefanienstraße) manche Nahrung fand, hat er, seiner eigenen Anschauung nach, von der Mutter überkommen, hierin Goethe ähnlich. Die Frau Majorin, eine schöne Frau, scheint einen gewissen genia-

len Zug gehabt zu haben; sie schriftstellerte, und anfangs der fünfziger Jahre ging ein Lustspiel aus ihrer Feder über die Karlsruher Hofbühne. Vielleicht ist es auf ihre Anziehungskraft zurückzuführen, daß das Scheffelsche Haus jahrelang einen Sammelplatz der geistig angeregten Gesellschaft von Karlsruhe bildete, der stabilen wie der durchpassierenden.

Gewaltige Wandlungen und Katastrophen sind Scheffels Leben wie seiner Dichtung allezeit fremd geblieben, und wenn eine Wahrheit darin liegt, daß die Jugendeindrücke maßgebend sind für die geistigen Entwickelungen und Richtungen aller kommenden Tage eines Menschendaseins, so wird dies durch das Leben unseres Dichters augenfällig bestätigt. Die Karlsruher Idylle seiner Jugend, dieses streng geordnete Leben eines militärischen Beamtenhauses, das sich gefügig einordnet in die Ideenkreise der kleinstaatlichen deutschen Residenz da draußen vor der Thür, ist für die Haltung der gesamten Scheffelschen Dichtung, die einen streng soliden und loyalen Charakter nirgends verleugnet, ungemein bezeichnend. Aber auch der Ausblick in die Landschaft, die des Dichters Vaterhaus und zunächst seine Vaterstadt umgiebt, der Ausblick in diese grüne, lachende Ebene mit dem fernen Waldsaum, der die Berge Schwabens ahnen läßt, ist charakteristisch für seine specifisch süddeutsche Muse wie für die romantische Richtung, die ihr eigen ist. Das stille Dachstübchen im Hause des Majors Scheffel, in dem der Knabe mitunter arbeitend saß und in die Auen hinausblickte, „wo die Haardtwaldamseln den Frühling anfangen", war nicht umsonst eine der frühesten Dichterwerkstätten Scheffels. Aber schon damals war er beileibe kein Dachstubenduckmäuser. Auf dem Karlsruher Gymnasium, wo es lustig und doch arbeitsam herging und frische Naturen wie Karl Blind und Ludwig Eichrodt zum intimeren Umgange des Knaben gehörten, war unser angehender Dichter schon so etwas wie ein Genie in nuce, und zwar sowohl im Leben wie im Lernen. Namentlich im Latein excellierte er.

Dem heimatlichen Jugend-Stillleben folgte das unstäte Wanderleben eines modernen fahrenden Spielmanns, das nahezu bis ans Ende der Tage Scheffels andauerte. Man kann hierin nur eine parallele Entwickelung mit dem Temperamente unseres Sängers erblicken, das allezeit etwas von der schweifenden Unrast eines Minstrels an sich hatte. Nicht umsonst heben die Bergpsalmen Scheffels mit der Apostrophe an:

> Landjähriges Herz, in Stürmen geprüft,
> Im Weltkampf erhärtet —

Diese „Stürme" machten sich zunächst gelegentlich der Wahl des Berufs geltend. Der Vater hatte den Knaben zum Beamten bestimmt. Er aber fühlte sich zum Maler berufen, eine sonderbare Selbstverkennung, die bei humoristisch beanlagten Dichternaturen — und der Humor ist ein unverkennbarer Bestandteil im geistigen Inventarium Scheffels — nicht selten vorkommt. Ich erinnere nur an die gleichen Jugendneigungen des Mecklenburgers Fritz Reuter und des Schweizers Gottfried Keller.* Wie tief die Hinneigung zur Beschäftigung mit der Malerei in unserem Dichter Wurzel gefaßt, dafür spricht, daß er noch im Jahre 1855, im Geburtsjahre des „Trompeters von Säkkingen", also zur Zeit seiner schöpferischen Vollkraft und Vollreife, schreiben konnte: „Nach Naturanlage und Neigung hätte ich ein Maler werden sollen; Erziehung und Verhältnisse wendeten zum Dienst der Justiz. Die unerfüllte Sehnsucht nach der bildenden Kunst und die Öde eines mechanischen Berufs riefen in ihrem Zusammenwirken die Poesie wach; das Anschauen und zum Teil das Selbsterleben der vielen schiefen und konfusen Verhältnisse im öffentlichen und Privatleben, an denen seit 1848 unser Vaterland so reich ist, gaben dieser Poesie eine ironische Beeinflussung, und meine Komik ist oft nur

* Vergl. meinen Essay über Gottfried Keller in diesen „Monatsheften", November 1885.

die umgekehrte Form innerer Melancholie."

Seine juristischen Studien — der väterliche Wille gab den Ausschlag — absolvierte Scheffel in Heidelberg, München und Berlin, wo er neben dem Brotstudium Kunst- und Altertumswissenschaft betrieb. Poetisch fruchtbar aber wurde für ihn die Heidelberger Zeit, wo das Leben ihm voll aufging.

Alt-Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein andre kommt dir gleich.

Stadt fröhlicher Gesellen,
An Weisheit schwer und Wein,
Klar ziehn des Stromes Wellen;
Blauäuglein blitzen drein —

sang er später im „Trompeter von Säkkingen", den Grundton seiner Dichtung vorweg andeutend. Jene Studentenzeit an der Ruperto-Carola erwies sich nach mehr als einer Seite hin als maßgebend für das dichterische Wachsen und Werden Scheffels wie für seine geistige Richtung überhaupt, und wohl namentlich den Einflüssen des „Engeren", einer von dem Historiker Ludwig Häußer und anderen begründeten humoristischen Kneipgesellschaft von Heidelberger Gelehrten und Kunstfreunden,

Wo eine treubewährte Freundesschar
Den Mittwoch in den Donnerstag zu längern
Bei goldnem Rheinwein oft beflissen war,

ist die Entwickelung der humoristischen Seite seines Talents zuzuschreiben. Hier liegen unter anderem die Wurzeln seines Liederbuches „Gaudeamus!" das in dem Nebentitel „Aus dem Engern und Weitern" ja selbst seinen Geburtsschein abgiebt. Es ist seinem Hauptinhalte nach wohl schon in den letzten vierziger und ersten fünfziger Jahren entstanden, also eine Erstlingsfrucht der Scheffelschen Dichtung. Erschienen ist es aber erst 1868, nachdem es in Heidelberg lange Jahre hindurch handschriftlich kursiert hatte und von da aus in unzähligen Abschriften seinen Weg auf die anderen deutschen Universitäten gefunden hatte.

Ich kann in dem sehr überschätzten Buche nichts anderes erblicken als ein Produkt der Weinlaune ohne Selbstkontrolle, eine Sorte Lyrik, zu der eine ernste Kritik kaum Stellung nehmen kann; denn der studentische Jokus gehört nicht vor das Forum der Ästhetik. Werfen wir indessen zur Kennzeichnung des Dichters einen flüchtigen Blick auf diese burschikosen Lieder.

Da ist zunächst eine ausgelassene Trinklyrik! Wir atmen eine wein- und bierdunstige Luft, die nicht jeden anmutet, die Dutzendschoppenatmosphäre unserer Studentenkneipen, in der eine allgemeine Heiterkeit prächtig gedeiht, daneben aber auch mancher wohlgemästeter Cynismus. Neben dem Becherklang und dem schurrenden Geräusch des Salamanderreibens erhebt sich indessen noch allerlei anderes Getöse aus dem Schoße dieser „Gaudeamus"-Lieder, und besonders Hammer und Spaten des Naturforschers klingen durch. Kurz gesagt: an die Wein- und Bierlyrik, welche in den betrunkenen Liedern vom Trunkenbolde von Rodenstein ihren Höhepunkt erreicht, schließt sich hier eine sehr fragwürdige Spielart des Humors, die Spielart des doktrinären Witzes. Ein Schalk unter der Allongeperücke des Professorentums! Er macht die Anthropologie, Zoologie, Geognosie und Geologie mobil, um eine Poesie in Scene zu setzen, die nur einen Fehler hat: sie bleibt ohne gelehrte Kompendia dem Laien ganz unverständlich. Aber ein nicht gar zu philiströses Gemüt darf das feuchtfröhliche Buch, das, wie gesagt, ästhetisch gar nicht gewogen werden darf, allenfalls lächelnd gewähren lassen und sich auf einen leidlich guten Fuß setzen mit diesem fabelhaften Ichthyosaurus und Tazelwurm; es wird seine Freude haben an diesen köstlichen Liedern vom Wasgenstein und vom „Letzten Postillon". Hätte der hier angeschlagene Kommersjargon, wie es bei uns in dem trinkgewohnten Deutschland nicht anders sein kann, nur nicht gar zu stark Schule gemacht! Und was für eine! Die Musen und Grazien, die schon dem „Gaudeamus!" gegenüber stutzig wurden, laufen

vor dieser nachscheffelschen Kneipenlyrik nun vollends davon.

Im Jahre 1848 nahm der inzwischen zum Doctor juris promovierte Scheffel einen kurzen Aufenthalt in Frankfurt a. M., wo er den freiheitlichen Bestrebungen des Revolutionsjahres nicht fern blieb, und ging alsdann noch in demselben Sommer mit dem Reichskommissär Welcker als dessen Sekretär nach Schleswig-Holstein und Skandinavien. Dieses intime Verhältnis zu Welcker kennzeichnet die damalige Stellung des jungen Scheffel den öffentlichen Verhältnissen gegenüber; sein Leben schien in diplomatische Geleise einlenken zu wollen, allein seine völlig unpolitische Natur, die nur vorübergehend in den allgemeinen Strudel des Tages gerissen worden, besann sich noch rechtzeitig auf sich selbst. In dem freiheitlich angehauchten Jung-Joseph, der das schwarz-rot-goldene Band über der Brust trug, steckte schon damals — freilich ganz heimlich und sich seiner selbst nicht bewußt — der spätere großherzoglich sächsische Herr Hofrat Joseph Viktor v. Scheffel. Jene Zeit eines hochfliegenden idealistischen Sturmes und Dranges ergriff nicht nur für politisches Wirken prädestinierte Naturen, sondern vorwiegend weichere, eines dichterischen Schwunges fähige Gemüter — Kinkel ist neben anderen ein Beispiel hierfür —, und so zahlte auch der leicht entzündliche Scheffel der stürmischen Zeit seinen Zoll. Aber der Instinkt korrigierte sehr bald die Phantasie, und unser pseudopolitischer Skandinavienfahrer that nach dem Einmarsche der Preußen in Baden die revolutionäre Dekoration, Brustband und Kokarde, weg, um ruhig und friedsam in die nüchterne heimatliche Beamtencarriere einzulenken und damit allen politischen Gepflogenheiten für immer Valet zu sagen.

Bedeutsam für Scheffel wurde sein Aufenthalt als besoldeter Rechtspraktikant in der alten oberrheinischen Waldstadt Säkkingen (1850 bis 1851). Natur und Romantik, die sich hier in dem weltverborgenen Städtchen die Hand reichen, befruchteten wie mit der Zaubermacht eines glücklichen Momentes sein Talent. Ein verwitterter, moosüberwucherter Grabstein gab ihm die Anregung zum „Trompeter von Säkkingen“, jener geistesfrischen Dichtung, die seinen Namen zuerst in alle Welt trug. Der Grabstein besagt, daß dort ein gewisser Herr Werner Kirchhofer, der einstmals ein wackerer Trompeter gewesen, nebst seiner Eheliebsten, Maria* Ursula, geb. Freiin v. Schönau, ruhe, und fügt hinzu, daß „beid' auf Erden schon den Himmel hatten“ und daß „nach kurzem Witwenleid Maria ins Grab gefolgt dem Gatten“. Als Scheffel aus dem altertümlichen Städtchen schied, trug er die unfertigen Linien und flüchtigen Umrisse des Bildes in der Seele mit fort; er träumte in der nächsten Folgezeit das Gedicht allmählich fertig, bis es drei Jahre später, gelegentlich einer vom Dichter unternommenen Reise nach Italien, auf der Insel Capri Vollendung und Abschluß gewann — ein romantisches Idyll fand eine klassische Wiege. Paul Heyse hielt sich damals gerade in Sorrent auf, und er war wohl der erste, welcher Einblick in die Dichtung gewann. Scheffel begab sich zu ihm in die anmutige Stadt am Golf, wo nach Platen „der rotblau dunkelnde See wie Purpur glänzt“, und las dem Freunde aus dem „Trompeter“ vor. Fünfundzwanzig Jahre später schrieb Heyse, als er wieder einmal in Sorrent war, an den fernen Dichtergenossen:

Lieber Freund, gedenkst du
Unsrer Sorrentiner Tage,
Da wir in der Rosa Magra,
Jener billigen, bescheidnen
Künstlerherberg alten Stiles,
Traulich hausten Thür an Thüre?
Du, von Capri erst gelandet,
Da wir kaum in rotem Landwein
Uns den Willkomm zugetrunken,
Gabst des Säkkinger Trompeters
Erst Kapitel mir zum besten,
Frisch gedichtet in Paganos
Palmenschenke, ich dagegen
Ließ dich sehn die Arrabiate,
Kaum noch von der Tinte trocken.

* Die Frage liegt nahe, warum der Dichter diese Maria in eine Margareta umgewandelt. Vielleicht dem flotten Reim auf „Trompeta“ (siebentes Lied Jung-Werners) zuliebe?

Wir besitzen im „Trompeter von Säkkingen“ einen feinsinnig erfundenen, zwischen Ernst und Humor anmutig mitten inne schwebenden Romanzencyklus, der uns in die Zeit kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege versetzt und, den Schauplatz zwischen Deutschland und Italien wechselnd, uns mit lebhaften Farben schildert, wie Jung-Werner, ein flotter, frischer Bursch, welcher der Pfalzgräfin in einem Liede ein Liebesgeständnis abgelegt hat und dafür von der Universität relegiert worden ist, pandektenmüde die Rechtsstudia zu Heidelberg auf sich beruhen läßt, wie er sich sodann, Trost in Tönen suchend, ganz seiner vielgeliebten, erprobten Trompete ergiebt, die er bläst gleich einem Virtuosen, so daß sie ihm, da er nach Rom gekommen, den Posten eines Kapellmeisters Seiner Heiligkeit des Papstes einträgt, und wie er sodann durch die Gnade des heiligen Vaters — er, ein schlichter Trompeter und Kapellmeister — die Hand des deutschen Edelfräuleins, seiner geliebten Margareta, erwirkt.

Liebe und Trompetenblasen
Nützen zu viel guten Dingen.

Der „Trompeter“ excelliert namentlich durch die sinnenfällige Prägnanz des Lokalkolorits, während er einen weniger starken Ton auf die Darlegung der Zeitverhältnisse legt. Der einfache Gang der klar entwickelten, aber nicht besonders fest gefügten Handlung ist mit blühenden Einzelheiten ausgestattet. Alles lebt, alles atmet in diesem kleinen Epos: Werners Wanderung durch den Schwarzwald, die Blaslektion, die er Margareten auf der Trompete erteilt, die episodische Einflechtung des Kardinals Borghese, des Salvator Rosa, der Königin Christine in die Handlung, die Schilderung von der Erbauung des Klosters und des Städtchens Säkkingen — das ist alles in prächtiger Weise gegeben, anschaulich und lebendig. Nur eines stört: Scheffel hat sich der modernen Unart nicht enthalten können, in den mehr epischen Gang der reimlosen und rhythmisch oft gar zu obenhin behandelten vierfüßigen Trochäen beliebig und ohne inneren Zwang lyrische Liederstrophen einzustreuen. Das thut der künstlerischen Wirkung des Ganzen und seinem einheitlichen Charakter ganz empfindlich Abbruch. Trotzdem bleibt der „Trompeter von Säkkingen“, dessen Stil leicht und fein an die Sprache des Mittelalters anklingt, eine der glänzendsten zeitgenössischen Erscheinungen auf diesem Gebiete; er überragt ähnliche Erzeugnisse der Spätromantik, wie Kinkels „Otto der Schütz“, und Roquettes „Waldmeisters Brautfahrt“, um Hauptеslänge. Aus dem Gesamtbilde der damaligen litterarischen Epoche hebt sich der „Trompeter“ besonders auch darum kräftig hervor, weil er es verstanden hat, der in jenen Tagen mehr noch als heute landläufigen Sentimentalität einen starken Tropfen energisch-kernigen Wesens und jenen alles verklärenden Humor beizumischen, der immer ein Zeichen männlicher Überlegenheit und Reife ist und unter anderem in der Gestalt des Katers Hiddigeigei einen typischen Ausdruck gewinnt.

Manch Gebrechen trägt er leider,
Fehlt ihm tragisch hoher Stelzgang,
Fehlt ihm der Tendenz Verpfeffrung,
Fehlt ihm auch der amaranthne
Weihrauchduft der frommen Seele
Und die anspruchsvolle Blässe —

sagt der Poet in der liebenswürdig humorvollen „Zueignung“ von dem Helden seiner Dichtung, und gerade weil er so ist, wie Scheffel ihn in diesen Worten schildert, frisch und frank, ohne einen anderen Anspruch als den der Natürlichkeit

— — — — rotwangig,
Ungeschliffner Sohn der Berge,
Tannzweig auf dem schlichten Strohhut,

gerade darum erfüllt der „Trompeter“ seine zu jener Zeit so nötige Mission: darzuthun, wie in der Poesie fröhliche Kraft und Frische sehr wohl vereinbar ist mit unendlicher Zartheit und Schönheit, und wie man blühende Lebenslust und kecke Jugendlichkeit mit allem Schmelz zartesten Empfindens vereinigen und romantisch sein kann, ohne den Ton der Arnim-Fouquéschen Periode anzuschlagen.

Von Italien mit dem fertigen „Trom-

peter" heimgekehrt, entsagte Scheffel, nachdem er noch das Referendarexamen absolviert, der juristischen Amtscarriere und bereitete sich zunächst in Heidelberg für das akademische Lehramt vor. Hier, unter den frischen Anregungen des studentischen Lebens und in nahen Beziehungen zu der oben erwähnten Gesellschaft der „Engeren", dichtete er, wie früher in seiner Studentenzeit, wohl noch manches „Gaudeamus"-Lied, die juristischen Studien aber

schichte aus dem zehnten Jahrhundert", zu welcher Scheffel die erste Anregung empfing, als er in den Folianten der von Pertz herausgegebenen „Monumenta Germaniæ" jene sanktgallische Klostergeschichten fand, die vom Mönch Ratpert unternommen und von Ekkehard, dem Jüngeren oder dem Vierten, bis ans Ende des zehnten Jahrhunderts fortgeführt wurden; er begann die Dichtung dann noch im Kloster zu Sankt Gallen, um sie im Gast-

Joseph Viktor v. Scheffel.

wurden durch ein peinigendes Augenleiden und den stets wiedererwachenden Wandertrieb des jungen Referendars immer aufs neue unterbrochen. So finden wir ihn denn noch in demselben Jahre (1854) träumend und dichtend an den Ufern seines geliebten Bodensees. In der Sankt Galler Abtei vergrub er sich sodann in Chroniken und Pergamenten, und was hier keimte, eine duftige Blume aus Staub und Moder, wurde das Hauptwerk seines Lebens: bereits ein Jahr nach dem „Trompeter" erschien der „Ekkehard, eine Ge-

hofe auf dem Abhange des Hohentwiel über Singen zu vollenden.

Der „Ekkehard", im Zeit- und Lokalkostüm ein Meisterwerk, führt uns mit vollendeter dichterischer Intuition in das merkwürdige Jahrhundert hinein, welches die Kirchengeschichte das dunkle nennt. „Es war damals eine vergnügliche und einen jeden, der ringende, unvollendete, aber gesunde Kraft geleckter Fertigkeit vorzieht, anmutende Zeit im südwestlichen Deutschland," heißt es in der Einleitung des Romans. „Anfänge von Kirche und

Digitized by Google

Staat bei namhafter, aber gemütreicher Roheit der bürgerlichen Gesellschaft — der aller späteren Entwickelung so gefährliche Geist des Feudalwesens noch harmlos im ersten Entfalten, kein geschraubtes, übermütiges und geistig schwächliches Rittertum, keine üppige, unwissende Geistlichkeit, wohl aber ehrliche, grobe Gesellen, deren socialer Verkehr zwar oftmals in einem sehr ausgedehnten System von Verbal- und Realinjurien bestand, die aber in rauher Hülle einen tüchtigen, für alles Edle empfänglichen Kern bargen — Gelehrte, die morgens den Aristoteles verdeutschen und abends zur Erholung auf die Wolfsjagd ziehen, vornehme Frauen, die für das Studium der Klassiker begeistert sind, Bauern, in deren Erinnerung das Heidentum ihrer Vorväter ungetilgt neben dem neuen Glauben fortlebt — überall naive, starke Zustände, denen man ohne rationalistischen Ingrimm selbst ihren Glauben an Teufel und Dämonenspuk zu gute halten darf." Die Dichtung rückt uns das allemannische Leben zur Zeit der Ottonen, das Leben in Klöstern, Schlössern und Hütten in einer Reihe glanzvoll ausgeführter Bilder eindrucksvoll vor Augen und läßt uns tiefe Blicke thun in die noch halbheidnischen Sitten und die schwerfällige Tüchtigkeit der Jugendzeit unseres Volkes; sie führt uns hinauf auf die rebenumgrünten Berge Schwabens und hinab in die engen Gassen der Städte, die von friedlichem Verkehre wimmeln oder laut ertönen vom Tumult des Krieges; sie läßt uns teilnehmen nicht nur an dem Tagewerk, sondern auch an den geheimsten Gedanken und verborgensten Gefühlen aller Stände jener dämmerungsvollen Zeiten, an dem Leben der Geistlichkeit, des Adels, des hörigen Mannes — sie hält jenen Tagen den Spiegel vor.

Und der landschaftliche Hintergrund rollt sich fein und groß auf. Lieblich und zugleich gewaltig vor unseren Blicken entfaltet sich in den heiteren Gefilden des Oberrheins, zwischen Basel und dem Deutschen Meere, eine wechselvolle Naturscenerie. Einsam aufstrebende Riesen, ragen in den südlichen Gemarkungen der schwäbischen Alp die Felsenhäupter des Hohentwiel, der hohen Krähen und anderer Giganten der Gebirgswelt grotesk empor, hinter sich weitab in duftiger Bläue den Schwarzwald und dunkel dräuend den schwäbischen Jura. Von den Höhen herab aber schweift das Auge, hinweg über den aus lachenden Ufern blinkenden Bodensee, über die blaue Wasserstraße des Rheins, über das grüne prangende Schwabenland bis hinüber zu den schneeig leuchtenden Gebirgskuppen Appenzells. Hier, im Hegau und Klettgau, sowie den angrenzenden Landen, ist die Weltgeschichte in allen Epochen gewaltigen Fußes einhergeschritten: Hier ertönte auf der Kaiserstraße der rauschende Siegesgesang römischer Legionen, hier auf sinkenden Trümmern morscher Götzentempel das gnadenbringende Evangelium christlicher Sendboten, hier unter der Sonne einer großen Zeit das kraftvolle Herrscherwort staufischer Kaiser, hier im Wiederschein brennender Zwingburgen der Empörungsschrei fanatischer Bauernführer — und in diese historisch so vielfach gestempelten Gaue führt uns die Dichtung Scheffels. Mit welch reizvollem Detail aber weiß der Poet Stätte um Stätte zu umschmücken! Das Blumengärtlein des Hohentwiel, die Wohnung des Leutpriesters am See, die Zellen der frommen Büßerinnen, die Klöster des heiligen Gallus und Pirminius — das alles, hingezeichnet auf den dunklen Hintergrund der Gebirgswelt — wahrlich, nicht leicht hat eine Dichterhand ein Lokal farbiger und plastischer hingestellt! Und hat das Lokal Farbe und Form, so haben die Menschen, die darin eine bedeutsame Handlung bewegen, Leben und Blut, die Handlung selbst aber Gehalt und Fülle. Diese selbstsichere und selbstbewußte Schwabenherzogin Hadewig mit dem heißen Herzen, das nach Liebe dürstet, dieser jugendliche Mönch Ekkehard, ehrlich-fromm, naiv-schwärmerisch, der Welt und der Menschen unkundig, Augen und Gedanken immer in seinem Virgil — ist es nicht ein psychologisch interessantes

Gegenüber? Und zwischen beiden ein schwüles, beklommenes Hin- und Herüber von Fäden einer halb aus tändelndem Übermut, halb aus tieferem Empfinden erwachsenden Liebe, in welcher Lust, Leid und Leidenschaft, Schmerz, Schmach und Scham sich wundersam mischen und die in Thränen endet — als großartiger Abschluß des Verhältnisses aber, gewissermaßen als poetische und ethische Sühne, das Ganze krönend, der einsame Ekkehard, wie er auf dem hohen Säntis reinen Herzens das Waltarilied dichtet! Damit aber das Bild sich fülle und runde, welch ein prächtiger Kranz von Nebenfiguren um diese zwei! Die schöne griechische Zofe Praxedis, deren morgenländische Sinnlichkeit und lachende Heiterkeit sich der verhaltenen Glut der ernsten Hadewig gegenüberstellt wie der lichte Süden dem dunklen Norden, der rauhe Klosterpförtner Romeias, der eine tiefe aber unglückliche Liebe zu diesem munteren Kinde des schönen Hellas im Herzen trägt, der pfäffische Kellermeister Rudimann, der den Ekkehard mit allen Ränken listiger Schurkerei verfolgt, der lebensfrohe, ritterliche Kämmerer, der die Pfaffen haßt, mehr im Hintergrunde aber Gelehrte und Schüler, Priester und Mönche allen Gelichters — in der That, mit wirklich überraschender Kunst sind sie alle gruppiert und zueinander in die Beziehung der Ergänzung oder des Kontrastes gerückt, diese mannigfach nüancierten Gestalten.

Die Handlung hat tausend Glieder, und alle schieben sich zu einer bunten und doch methodisch geordneten Mosaik ineinander. Die Schrecknisse des Hunneneinfalls werden in bewegten Bildern geschildert, und die grauenvollen Scenen, welche uns die wilden Asiaten im Kampfe mit Mönchen und Landleuten, mit Freien und Hörigen zeigen, haben den echten Stil der Historie. Und da hinein, in den furchtbaren Ernst dieses Völkerkampfes, schlingt manche zierliche Arabeske der dichtenden Phantasie ihre krausen Schößlinge und Ranken; so das anmutige Idyll der Liebe des blondlockigen Ziegenhirten Audifax zur jungfrischen Hadumoth, so die Episode, in deren Mitte der unbändige Asiate Cappan steht, der durch die Heirat mit der hochaufgeschossenen Magd Friderun zu einem harmlosen Maulwurfsfänger herangebändigt wird, so die mysteriöse Gestalt des heidnischen Waldweibes, deren Behausung der verwitterte Roßschädel aus der Zeit des Götzendienstes schmückt, so endlich der geheimnisvolle Alte in der Heidenhöhle, der sich als der abgesetzte Kaiser Karl der Dicke entpuppt! Alle diese episodischen Nebenfiguren bilden in ihrer Gesamtheit wie in der mehr äußerlichen epischen Handlung, welche sich an sie knüpft, einen vom Dichter ebenso fein wie klug kalkulierten Gegensatz zu den beiden Helden der Dichtung, welche in ihrem bloß innerlichen Verhältnisse zueinander als Träger der Idee des Ganzen erscheinen. So gesellt sich Bewegung zu Innerlichkeit.

Und neben diesen und anderen Vorzügen bekundet sich im „Ekkehard“ die Höhe des künstlerischen Standpunktes noch besonders durch den feinen Instinkt, mit dem der Dichter einem Kardinalgesetze des historischen Romans gerecht wird, welches strenge Sonderung des geschichtlichen Hintergrundes von der bloß aus der Phantasie geborenen Handlung und ihren erdichteten Trägern fordert. Scheffel zeigt in diesem Musterroman eine große Achtung vor der historischen Überlieferung. Nirgends auch nur eine Spur von Geschichtsmodelung oder -fälschung im Dienste des dichterischen Bedürfnisses, wie diese überall da eintreten muß, wo der Dichter die großen Vorgänge auf dem Welttheater zum unmittelbaren und eigentlichen Mittelpunkte der Handlung macht und die maßgebenden geschichtlichen Charaktere in den Vordergrund des Interesses rückt. Im „Ekkehard“ wird die Dichtung in ihrem äußeren Gange wie in ihren inneren Motiven durch Gestalten getragen, die an den großen politischen und socialen Entwickelungen ihrer Zeit keinen direkten Teil haben.

Scheffel wird in seiner glänzenden Dichtung, über welcher der zarte keusche Duft

einer im besten Sinne des Wortes naiven Sprache schwebt, den künstlerischen Erfordernissen des kulturgeschichtlichen Romans in einem Grade gerecht, der selbst die verwandten maßgebenden Schöpfungen Gustav Freytags um einige Linien hinter sich läßt, mindestens nach der Seite des dichterischen Gehalts hin. Es ist nicht zu verkennen: im Vergleich mit der konkreten Wärme des „Ekkehard“ streift Freytag in seinen „Ahnen“ mehrfach an die kalte Abstraktion, wie sehr sich auch eine tendenziöse Polemik erhitzen mag, Freytag gegen Scheffel auszuspielen.

Interessant wäre eine Parallele zwischen dem, was Scheffel unter „Mittelalter“ versteht, und dem, was die romantische Schule mit diesem Begriffe verband. Der „Ekkehard“ fordert zu diesem Vergleich geradezu heraus. Kein größerer Gegensatz als der zwischen dem Dichter dieser „Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert“ und den Romantikern! Ist bei diesen alles bodenlose Phantastik in Permanenz, so stellt Scheffel dagegen, obgleich er mit ihnen das mittelalterliche Stoffgebiet gemein hat, seine Gestalten stets auf den soliden Boden der Wirklichkeit. Wohl finden sich bei ihm allerlei allegorische Fiktionen der Phantasie, wohl hat er einen philosophischen Kater geschaffen und den Rhein personifiziert, aber man sehe diesen Gestalten Scheffelscher Phantasie einmal genauer ins Gesicht! Es ist etwas durchaus Wirkliches in ihnen; der Dichter hat sie erlebt, geschaut und nur romantisch vermummt; sie haben nichts Utopisches, nichts Anachronistisches; sie sind vom vollen Bildungsstrom unseres Jahrhunderts bespült und im Grunde aus Realismus geboren. Sagt Scheffel in seiner Vorrede zum „Ekkehard“ doch selbst: „Das Sammeln altertümlichen Stoffes kann wie das Sammeln von Goldkörnern zu einer Leidenschaft werden, die zusammenträgt und zusammenscharrt, eben um zu scharren, und ganz vergißt, daß das gewonnene Metall auch gereinigt, umgeschmolzen und verwertet werden soll.“ In der Kunst des Umschmelzens, des dichterischen Assimilierens, ist Scheffel ein Meister; er vertieft den historisch gegebenen Stoff durch unvermerkte und kaum merkliche Reflexe aus dem Geiste unserer Tage. Dieses Vertiefen mit modernem Geiste bringt ihn aber niemals in Konflikt mit seiner Maxime: im geschichtlichen Romane habe der Künstler „im gegebenen Raume eine Reihe Gestalten scharf gezeichnet und farbenhell“ an uns vorüberzuführen, „also, daß im Leben, Ringen und Leiden der einzelnen zugleich der Inhalt des Zeitraums sich wie im Spiegelbilde zusammenfaßt“. Scheffels „Ekkehard“ hat das in diesen Worten aufgestellte Programm in mustergültiger Weise zur Ausführung gebracht.

Wie aber die Gestalten unseres Dichters reales Leben haben, so sind auch seine Lokale durchweg nach der Natur gezeichnet. Die Örtlichkeiten des „Trompeters“ sind bis in die Einzelheiten hinein Reproduktionen der Wirklichkeit, und welche Kunst des topographischen, architektonischen und landschaftlichen Porträtierens auf Grund historischer und örtlicher Studien im „Ekkehard“!

In allem, in der Behandlung des Stoffes, in der Gestaltung der Charaktere, in der Zeichnung des Lokals, hält Scheffel mit großem Takt und Geschick die ideale Mitte inne zwischen gesetzloser Willkür und geistlosem Gefangensein im Gesetz: er ist weder, wie die Romantiker, ein gewaltthätiger dichterischer Usurpator des mittelalterlichen Geschichtsstoffes, der das historisch Überlieferte nach Maßgabe seiner Phantasie beliebig umgestaltet, noch ein knechtischer Abschreiber, der das geschichtlich Gegebene in poetischer Engherzigkeit Zug für Zug nachzeichnet. Weder das eine noch das andere! Es handelt sich ihm immer trotz der Fülle interessanten Details um große Auffassungen und große Linien, um ganze Epochen, und niemals vergißt er das Allgemeine gegenüber dem Besonderen, das Ganze gegenüber dem Einzelnen. Sein unvergleichlicher Roman gehört zum eisernen Bestande unserer Litteratur.

Nach Veröffentlichung des „Ekkehard", der schnell ein beliebtes Buch wurde und heute in zweiundachtzig Auflagen vorliegt, unternahm Scheffel Reisen in Südfrankreich und Italien und verbrachte dann den Winter von 1856 auf 1857 in München, wo er sich der bekannten Dichtergesellschaft anschloß, welche unter der Ägide des Königs Max damals in der bayerischen Hauptstadt blühte. Sein Stern stand im Zenith. Der „Trompeter" und „Ekkehard" waren in aller Händen, und er durfte am Tische der Münchener „Krokodile" neben einem Emanuel Geibel, einem Hermann Lingg, einem Friedrich Bodenstedt, einem Felix Dahn und Adolf Friedrich von Schack ebenbürtig seinen Platz einnehmen, wie denn auch das von Geibel damals herausgegebene „Münchener Dichterbuch" eine Reihe stimmungsvoller Lieder unseres Poeten enthält. Aber mitten in dem harmonischen Leben unter geistig verwandt gearteten und gleich bewegten Geistern ereilte den ahnungslosen Scheffel ein schwerer Schlag: seine von ihm mit tiefer Innerlichkeit geliebte Schwester, die zu ihm in die Isarstadt gekommen war, starb dort plötzlich, ein Opfer des heimtückischen Klimas — ein Ereignis, das nachhaltig verdüsternd auf das empfängliche Gemüt unseres Dichters wirkte und von dessen Folgen er sich nur langsam erholte. Noch ein Jahr später stand er unter dem vollen und schweren Druck des erlittenen Verlustes. „Ich grüße Sie von ganzem Herzen," schrieb er damals aus Heidelberg einem Münchener Freunde, „und möchte gern wieder einmal in München auf Ihrer traulichen kleinen Stube sein. Aber meine Erinnerungen sind allzu herb, als daß ich an ein Wiedersehen denken könnte. Ich vegetiere so hin — oft fröhlich, noch öfter traurig und dem Leben keinen Reiz mehr abgewinnend." Diese innige Liebe zu seiner Schwester ehrt das Gemüt Scheffels, und ihre Erwähnung gehört zu seiner Charakteristik.

In der bayerischen Metropole erhielt unser Dichter durch den Fürsten Karl Egon v. Fürstenberg einen Ruf als Bibliothekar nach Donaueschingen, um dort die große Bücherei im fürstlichen Schlosse zu ordnen, namentlich aber denjenigen Teil, welcher der berühmten Bibliothek des verstorbenen Freiherrn v. Laßberg auf Schloß Meersburg am Bodensee entstammte und der mit seinen wertvollen Chroniken, Pergamenten und Inkunabeln der Donaueschinger Büchersammlung einzureihen war. Scheffel fand in den reichen Schätzen der großartigen Bibliothek eine Fülle neuer Anregungen, in dem herrlichen Schloßgarten der alten Stadt und den Wäldern der grünen Bahr aber, die ihm einen Blick auf die schwäbischen Berge, in das gelobte Land seiner Dichtung, eröffneten, holte er sich Trost für sein trauererfülltes Herz und gewann die Stimmung zu befruchtender Einkehr in sich selbst und Mut zu neuen Dichterthaten wieder. Er hat solche Thaten noch vollbracht — aber es waren keine Großthaten mehr. Er hatte den Sommer seiner Dichtung hinter sich.

Seit dem Jahre 1859 hat Scheffel, dessen Gesundheitszustand ein wankender geworden, eine öffentliche Stellung nicht mehr inne gehabt. Er lebte fortan, kleinere Reisen und einen längeren Aufenthalt in Weimar und Eisenach abgerechnet, wohin ihn der Großherzog von Sachsen eingeladen, in seiner Vaterstadt Karlsruhe und Heidelberg, bis er sich im Jahre 1872 bei Radolfzell am Bodensee ein poesieumwobenes Heimwesen, das Landhaus „Seehalde", gründete. Eine 1866 in Karlsruhe mit einem Fräulein von Malsen geschlossene Ehe wurde nach kurzer Zeit gelöst.

Im „Trompeter von Säkkingen" und im „Ekkehard" erreicht die Scheffelsche Dichtung ihren Höhepunkt — sofern ein Anfang zugleich ein Höhepunkt sein kann. Ein Anfang! Denn das früher verfaßte „Gaudeamus!" fällt, wie oben dargethan, ästhetisch nicht ins Gewicht und erschien überdies erst 1868. Was unser Poet ferner veröffentlicht, ist in gewisser Beziehung nicht viel mehr als Abklatsch gegen-

über der eigenartigen Individual- und Originaldichtung, wie jene beiden ersten Scheffelschen Werke sie so erfreulich zur Anschauung bringen.

Die nach-ekkehardschen Dichtungen Scheffels zeigen uns seinen feinen historischen Sinn mehrfach zur doktrinären Spielerei verflacht und seine naive Stilfärbung nicht selten ins Barocke und Unverständliche verkehrt. Statt der ihm früher eigenen geschichtlichen Malerei im freien großen Stil begegnen wir nunmehr häufig der bewußt akademischen Anempfinderei einer verschollenen Empfindungs- und Ideenwelt und der Nachahmerei überwundener Dichtformen.

Da haben wir zunächst „Frau Aventiure, Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit" (1863), Gedichte mannigfacher Art, die uns in formenstrengen Nachdichtungen mittelalterlicher Lyrik die Gedanken- und Gefühlssphäre der sagenhaften Dichter des Sängerkrieges auf der Wartburg näherrücken wollen. Wolfram von Eschenbach, Reinmar der Alte, Biterolf, der Vogt von Tenneberg, der Mönch von Bauth und andere, vor allem aber jener Heinrich selbst, nach dessen Zeit die Sammlung sich benennt, sie alle sind mit Nachdichtungen aus ihrem Geiste vertreten. Die Anregung zu diesen Liedern empfing unser Poet bereits 1857, als er gelegentlich der Enthüllung des Goethe-Schiller-Denkmals zu Weimar von dort aus die Wartburg besuchte; die Ausführung fällt in die allernächsten darauf folgenden Jahre. Es ist viel Schönes und Duftiges in diesen dem Großherzoge Karl Alexander von Sachsen gewidmeten Liedern, welche sich in Sprache und Reim mit großer Virtuosität eng an die Zeit der Minnesänger anlehnen, und das Verdienst, manche melodiöse Strophe von hoher architektonischer Schönheit aus jenen Tagen des Rittertums neu belebt oder in ähnlichen Formen nachgebildet zu haben, kann eine billige und gerechte Kritik dem Buche nicht absprechen. Wer kann sich dem Reize der Musik entziehen, die sich z. B. in dem im Tone Wolframs von Eschenbach gehaltenen Gedicht „Die Ausreise" vernehmbar macht? Die ersten Strophen desselben lauten:

Nichts Schönres auf Erden als tapfre Gefährten
Auf tapferen Pferden und mannliches Ziel,
Als ritterlich Reisen mit klangvollen Weisen,
Wo Waffen und Eisen erklirren zum Spiel!
Turney ist verkündet
Und Rennlust entzündet;
Nun ziehn wir verbündet
Der friedlichen Walstatt mit Paukenschall zu.

Nun schimmern die blanken Stechhelme, von schwanken
Zimierden und Ranken und Büschen umweht;
Nun blinken die Schilde weit übers Gefilde
Mit Wappen und Bilde und Kleinod besät,
Hie Balken und Streifen,
Dort Löwen und Greifen
Mit zackigen Schweifen,
Hie Gickel und Henne, dort Drache und Aar.

Das sind in der That „klangvolle Weisen", und deren hat „Frau Aventiure" eine Fülle beisammen — „klangvoll", obgleich unreine Reime, wie überhaupt bei Scheffel, massenhaft mit unterlaufen. Das Buch, in das der Dichter übrigens unter der Maske der Wartburgsänger unverkennbar eine Menge von Erlebnissen seines persönlichen inneren und äußeren Lebens hineingeheimnißt hat, ist eine wahre Musterkarte poetischer Formen. Es ist dementsprechend im Grunde nur ein Studienbuch — und ohne Manier und Unnatur geht es bei solchen Erzeugnissen niemals ab. Diesen Wartburgliedern, diesen Strophen der „Fahrenden Leute", diesen Frühlings- und Herbsttanzliedern nach dem Französischen, diesen Reimen, die Berlt der Junge mittelst einer an seinem Meister Walther von der Vogelweide im Delphinate verübten Indiskretion an den Tag fördert, ihnen allen klebt gar zu sehr das Akademische, auf gelehrte Studien Gepfropfte und daher allzu Unfreie an, als daß sie in betreff der künstlerischen Höhe einen Vergleich mit dem „Trompeter" oder gar mit dem „Ekkehard" vertrügen, wenngleich ich gern zugebe, daß sie in den Geist, die Geschichte und das Wesen des Wartburgsagenkreises nicht ungeschickt einführen. Ins Gebiet anachronistischer Gelehrtenpoesie und doktrinärer Lyrik gehören sie indessen ganz und gar; sie können das unbefangene Gefühl des Lesers

über die Kluft nicht hinwegtäuschen, die nun einmal zwischen der künstlichen Verkappung in mittelalterliche Minnesingerei und Möncherei einerseits und dem modernen Bewußtsein andererseits unüberbrückbar klafft und trotz aller Anstrengungen höfischer und unhöfischer Poeten auch immer klaffen wird. Scheffels „Frau Aventiure“ ist nicht in dem Garten gewachsen, in dem die echten Früchte moderner Dichtung reifen.

Ähnliches wie von diesen Liedern aus der Zeit Heinrichs von Ofterdingen gilt von dem „Juniperus“, einer Dichtung, die, schon 1859 entstanden, erst 1868 in Buchform (mit Illustrationen von Anton v. Werner) erschien. Die Anregung zu dem Poem kam unserem Dichter auf einer Basaltplatte vor den Überresten von Neuenhewen im Schwabenlande angesichts eines Wachholderbusches, der sich seit Urväterzeiten an den dortigen Wachtturm schmiegt. Der Knabe Juniperus — so geheißen nach dem Wachholderstrauche an der Burg seiner Väter — besucht eine gelehrte Klosterschule und wird ein tüchtiger Schreiber. Aber das Schicksal gönnt ihm nicht des Klosters Beschaulichkeit. Rotraut war eine stolze Maid, eine von des alten Markworth drei minniglichen Töchtern. Die that es dem Knaben Juniperus an, als er eines Tages in den Ferien mit einem Kameraden nach Almishoven wanderte, wo die drei Schönen mit dem Vater wohnten. Aber auch der Kamerad entbrennt in Liebe zu der schönen Rotraut, und beide kehren sie dem Kloster leichtfertig den Rücken. Unter dem Schellengeläute der Fastnacht lodert dann die lange verhaltene Eifersucht zwischen beiden lichterloh auf, und das Maskenkleid färbt sich rot von Blut. Ein Gottesurteil soll zwischen ihnen entscheiden: beide wollen sie in einem Kahn den Rheinfall hinabfahren. Es geschieht. Juniperus wird bewußtlos aus dem Rhein gezogen, und die Kirche heischt von ihm die Sühne zweijährigen Schweigens und einer bußfertigen Pilgerfahrt zum Gelobten Lande. Er vollbringt das ihm Auferlegte und erzählt im Kloster des Carmel die Geschichte seines Lebens und seiner Leiden. Scheffel trägt die einfache Geschichte ansprechend vor. Es ist viel ergreifende Seelenmalerei darin — der Genius unseres Dichters verleugnet sich nicht — aber auch viel Bücherstaub und Studierstubengeruch.

Ziemlich auf derselben geistigen Stufe wie der „Juniperus“ stehen die „Bergpsalmen“ (1870) — gleichfalls von Scheffels Freunde, Anton v. Werner, illustriert — welche schildern, wie ein Regensburger Bischof, amt- und weltflüchtig, sich den Sommer über in einen einsamen Klausner wandelt:

Ein rauher Psalm rauscht durch den Tann;
Ihn singt ein frommer deutscher Mann,
Der jetzo vor neunhundert Jahr
Zu Regensburg ein Bischof war.
Aus Kaiserfehde und Fürstenstreit
Floh er zur Alpeneinsamkeit;
Denn wo der Haß der Waffen tost,
Ist Hochgebirg des Weisen Trost.
Am Abersee sein Kirchlein stand,
Noch heut dem Pilger wohlbekannt,
Und auch wer keinen Ablaß sucht,
Denkt sein im Horst der Falkenschlucht.

Im Ton der altbiblischen Psalmodisten, aber ohne tieferes Sichversenken in seelische Vorgänge, malen diese in freien Strophen sich ergießenden, hymnenartigen Gesänge mit Vorliebe die großen Elementarereignisse der Hochgebirgsnatur, wie Sturm und Nebel, samt den Reflexen, welche sie in das menschliche Gemüt werfen. Aber weder eine epische Handlung noch ein eigentlich lyrischer Ton wiegt in ihnen vor, noch werden sie von hohem Gedankenschwunge getragen; er bricht vielmehr nur vereinzelt durch.

Unser Sänger, der außer den erwähnten poetischen Schöpfungen noch eindrucksvolle landschaftliche Stimmungsbilder unter dem Titel „Waldeinsamkeit“ (1873) und eine Reihe kleinerer Dichtungen veröffentlicht hat, aus deren Zahl die prächtige Novelle „Hugideo“ (schon 1857 entstanden und zuerst in diesen „Monatsheften“ veröffentlicht) rühmende Hervorhebung verdient,* ist am 9. April d. J. zu Karls-

* Unvollendet und unveröffentlicht blieb leider ein zu Ausgang der fünfziger Jahre im Anschluß an „Frau Aventiure“ geplanter Roman, der Hein-

ruhe nach schwerem Leiden und hartem Kampfe aus dem Leben geschieden.

Joseph Viktor v. Scheffel war kein dichterischer Anwalt der idealen Aufgaben unserer Zeit; der moderne Gedanke findet in seinen Dichtungen kein direktes Echo. Geist vom Geiste unserer Tage beseelt ihn nicht in erster Linie: er war weder ein politischer noch ein socialer — aber er war entschieden ein vaterländischer Dichter, ein deutscher Mann, der ein für die Geschicke des Vaterlandes warm schlagendes Herz in der Brust trug; etwas Herb-Weiches charakterisierte ihn — ein Zug in Scheffels Charakter, für den noch jüngst Berthold Auerbachs nachgelassener Briefwechsel mit seinem Vetter Jakob Zeugnis abgelegt hat. „Zuerst muß ich dir sagen," schreibt Auerbach, „daß das ganze Wesen Scheffels, wie ich nicht anders erwartet, mir tief sympathisch ist. Die Gestalt, fest gebaut, derb, wie für den Harnisch gebildet, und dabei doch wieder geschmeidig und mild in Wesen und Ausdruck, wie ein Einsiedler gewordener Bischof, als welcher er seine Bergpsalmen dichtete. — In vielen Stücken erinnert mich Scheffel an meinen herrlichen Freund Otto Ludwig; dieselbe mächtige Erscheinung, dieselbe gedrungene Kernhaftigkeit in jedem Wort, Sprödigkeit und Weichheit des Wesens zugleich, und auch die Bewußtheit in dichterischem Schaffen; denn es ist ein dumme Fabel, daß die Dichter nicht wissen, was sie machen. Ihr Wissen ist kein Professorenwissen mit Kategorien; es ist eben lebendige Gesetzlichkeit; es ist freie Sprachbewegung und Sprachbildung, die die Grammatik kennt, aber nicht dekliniert und nicht konjugiert."

Das Deutsche im Wesen Scheffels ist augenfällig. Deutsch durch und durch sind seine Stoffe, ist seine ganze Art, deutsch im modern-patriotischen, nicht im akademisch-doktrinären Sinne, zu welcher Auffassung gewisse Seiten in seiner Dichtung verführen könnten, deutsch, nicht deutschtümelnd, und sehr unrecht würde man ihm thun, wollte man ihn, was mehrfach geschehen ist, wegen seiner Vorliebe für das Mittelalter zu den Romantikern werfen. Das Unwirkliche in der Poesie ist ihm verhaßt. „In allen Gebieten," sagt er selbst, „schlägt die Erkenntnis durch, wie unsäglich unser Denken und Empfinden unter der Herrschaft der Abstraktion und der Phrase geschädigt worden; da und dort Rüstung zur Umkehr aus dem Abgezogenen, Blassen, Begrifflichen zum Konkreten, Farbigen, Sinnlichen, statt müßiger Selbstbeschauung des Geistes Beziehung auf Leben und Gegenwart, statt der Formeln und Schablonen naturgeschichtliche Analyse, statt der Kritik schöpferische Produktion, und unsere Enkel erleben vielleicht noch die Stunde, wo man von manchem Koloß seitheriger Wissenschaft mit der gleichen lächelnden Ehrfurcht spricht, wie von den Resten eines vorsündflutlichen Riesengetiers, und wo man ohne Gefahr, als Barbar verschrien zu werden, behaupten darf, in einem Steinkrug alten Weines ruhe nicht weniger Vernunft als in mancher umfangreichen Leistung formaler Weisheit."

Scheffel hätte das hier aufgestellte Programm sicher noch vollendeter realisiert, wenn sein Wesen nicht etwas Unausgeglichenes gehabt hätte. Um unseres Dichters Eigenart ganz zu begreifen, darf

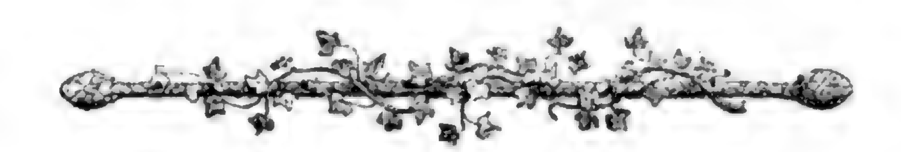
---

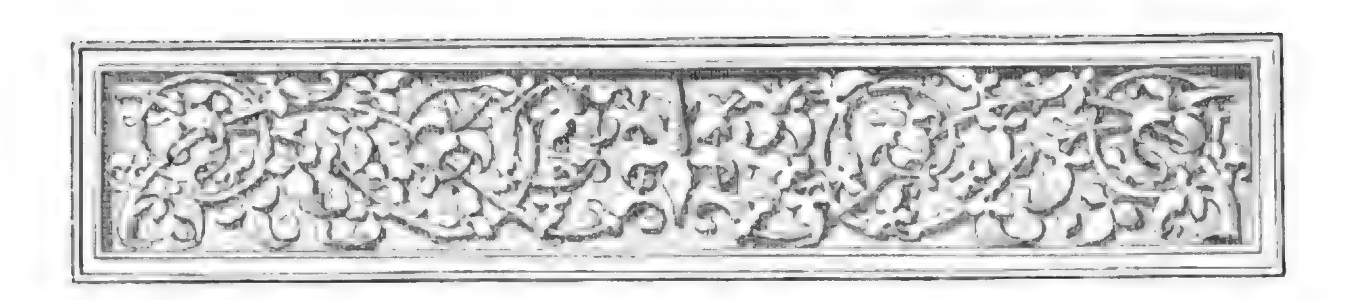
rich von Osterdingen zum Helden und den Sängerkrieg auf der Wartburg zum Mittelpunkte haben sollte. Auch soll ein anderes Romanfragment Scheffels vorhanden sein, welches die Schlacht auf dem Lechfelde behandelt. Doch dürfte die Veröffentlichung dieser beiden unvollendeten Werke nicht zu erwarten sein. Dagegen wird auf testamentarische Verfügung Scheffels aus seinem litterarischen Nachlasse, wie man aus bester Quelle mitteilt, bei dem bewährten Verleger unseres Dichters, A. Bonz und Co. in Stuttgart, eine Sammlung Festspiele erscheinen, und zwar: 1) „Brautwillkomm auf der Wartburg" (schon gedruckt in Weimar); 2) „Die Linde am Ettersberg" (als Manuskript in Reinschrift hinterlassen); 3) „Das Rockertweibchen" (Deutsche Rundschau, 1. Jahrgang, Juni 1875); 4) „Das Glückhaft Schiff" und 5) „Mülhauser Prolog für das Regiment 122 Prinz Wilhelm" (wird einer noch zu druckenden Festschrift des Premierlieutenants Halfinger beigefügt). — Das Festgedicht Scheffels zur Jubelfeier der Universität Heidelberg, wozu Ignaz Lachner die Musik geschrieben und das A. Bonz und Co. im Verein mit Moriz Schauenburg in Lahr herausgeben, erscheint nach des Dichters Handschrift faksimiliert; ein Bild Scheffels nach A. v. Werner schmückt das Heft.

man die Mischung dieses seines Wesens nicht übersehen, eine Mischung heterogener Elemente, die nicht ganz zu gegenseitiger Durchdringung gediehen; Geist und Sinn schieden sich vielfach in ihm: es ist in seiner Natur ein Hauch träumerischer Melancholie (wie in jedem echten Dichtergemüt), aber auch ein oft ins Ausgelassene überschlagender Hang nach fröhlichem Lebensgenusse (man denke nur an „Gaudeamus!"). Sodann: er hat die achtundvierziger Eindrücke seiner Studentenzeit trotz Hofratsdiplom und Adelsbrief niemals ganz abgethan, aber der Konservativismus des Altertumsforschers fand daneben Raum und machte sich nicht nur im Dichten, nein, auch im Leben Scheffels geltend. Daher im Wirken des Scheffelschen Geistes kein aufsteigender Werdegang von Station zu Station! Daher die Entwickelungslosigkeit seiner Dichtung, wenn wir sie von Werk zu Werk betrachten! Unter diesen Werken freilich sind Perlen von höchstem Werte, aber — und das bestätigt die soeben aufgestellte Behauptung — diese Perlen sind seine Erstlingswerke: „Der Trompeter von Säkkingen" und „Ekkehard". In ihnen liegt seine Bedeutung für unser Schrifttum.

Freilich: die moderne Dichtung hat ihre Zelte auf ganz anderen Lagerplätzen aufgeschlagen als auf dem Felde der mittelalterlichen Poesie; sie hat von ganz anderen Gedankengebieten auszugehen und sich ganz andere Aufgaben zu stellen, als die Scheffelsche Idyllik sie uns zeigt. Das Zerrbild, welches die Nachtreter unseres Dichters aus solcher Idyllik gemacht, rückt die Wahrheit dieses Satzes in ein scharfes Licht. Die Dichtung des Jahrhunderts soll das Jahrhundert wiederspiegeln, wiederspiegeln in seinen Idealen und Irrtümern, in seinem Ringen und Kämpfen, in seiner Arbeit und Andacht, mit seinen Göttern und Götzen — sie soll das Princip des Modernen auf ihre Fahne schreiben, des Modernen zugleich mit dem des Nationalen, eine Doppelforderung, von der ich im Eingange dieser Studie bei Erwähnung des historischen Romans bereits gesprochen. Die Scheffelsche Dichtung mit ihrer Flucht ins Mittelalter konnte dieser Forderung nur ungenügend gerecht werden. Darum darf man ihr als Anknüpfungspunkt weiterer Entwickelungen in unserer Litteratur eine Berechtigung kaum einräumen (am allerwenigsten im Sinne unseres heutigen archäologischen Romans), wohl aber dürfen wir uns ihrer als Faktum, dies eine Mal vorhanden und getragen von dieser Dichterindividualität, mit warmer Aufwallung freuen und sie allzeit hochhalten.

Nehmen wir unsern Sänger, wie er nun einmal ist! Der Stich ins Professorlich-Dürre und Rhetorische, den seine späteren Erzeugnisse nirgends verleugnen, kann uns die Freude an seinen früheren Dichtungen nicht vergällen, weder an der jugendlich reinen Lebensfreudigkeit seines „Trompeters von Säkkingen" noch an dem menschlich edlen Hochflug seines „Ekkehard"! Eine gerecht urteilende Folgezeit wird in Joseph Viktor v. Scheffel eine spröd-kernige Dichtergestalt schätzen, einen Poeten, dem Volke und der Jugend wahlverwandt zugeneigt, einen ernsten Denker und lachenden Schalk zugleich, beide Extreme kräftig und doch einheitlich in sich ausprägend, eine Poetennatur, tief versenkt in die Geschichte unseres Vaterlandes und doch mit starken Armen schwimmend in dem vollen Bildungsstrome unserer Tage.





Ein Klausner.

Erinnerungsbild

von

Friedrich Bodenstedt.

Still war's; es regte sich kein Halm,
Als ich hinabstieg von der Alm,
In deren rauchgeschwärzter Hütte
Ich Obdach fand vor dem Geschütte
Der Wolken, die mit Sturmsgewalten
Kampfwütig aufeinander prallten,
Als tags zuvor, fern meinem Ziel,
Das Wetter jäh mich überfiel.
Der Donner krachte Schlag auf Schlag,
In Nacht verkehrte sich der Tag;
Mit Mühe nur beim Blitzgefunkel
Fand ich zur Alm den Weg durchs Dunkel,
Und in der Hütte auch ein Laken,
Darein zu hüllen meine Glieder,
Bis, bei des Herdes Glut, am Haken
Die nassen Kleider trocken wieder.

Vorüber war die Wolkenschlacht,
Als ich am frühen Tag erwacht.
Wohl sah ich, daß am Himmelsbogen
Sturmdräuend neue Wolken zogen,
Doch dacht ich: böser Wetter Toben
Trifft unten nicht so schlimm wie oben,
Und rasch entschlossen sucht ich munter
Am Alpstock meinen Weg hinunter
Zum nächsten Dorf. Doch auf dem Gange
Vom schlüpfrig steilen Bergeshange —
Durch Felsen, des Gebirges Knochen,
Sumpf und Geröll oft unterbrochen —
Galt's mehr zu springen als zu wandern
Von einem festen Fleck zum andern.
Nicht jeder Sumpf war zu umschreiten:
Bei einem Sprung kam ich ins Gleiten

Und glitt, trotz meinem Alpenstocke,
Auf schlüpfrig glatter Rasendecke
Tief abwärts eine lange Strecke,
Bis ich an einem Felsenblocke,
Der schützend vor dem Abgrund stand,
Mich, wie im Traum, gerettet fand
Vom Untergang. Allein so stark
Traf mich der Anprall an den Block,
Daß ich, erschüttert bis ins Mark,
Aus meiner Hand verlor den Stock,
Den ich — als schon der Abgrund gähnte
Vor mir, ich mich verloren wähnte —
Noch immer krampfhaft festgehalten,
Als einen treuen Freund, der oft
Mir Rettung brachte unverhofft,
Wenn wir auf rauhen Bahnen wallten.
Nun flog er jäh mir aus der Hand,
Hinrollend bis zum Felsenrand,
Wo tiefer sich der Boden senkte
Und einer Lache Überfluß,
Erzeugt vom nächtigen Wolkenguß,
Die schlammige Flut zum Abgrund lenkte.
Da sah ich meinen Alpstock liegen,
Mir seine Spitze zugewandt,
Noch halb geschützt vom Felsenrand
Und halb sich auf dem Wasser wiegen.
Noch wie gelähmt an meinen Füßen,
Kroch ich, den Stock nicht einzubüßen,
Mühsam auf Händen und auf Knien,
Bis mir's gelang ihn zu entziehn
Der Flut, die meinen Weggesellen
Schon halb ertränkt in ihren Wellen.
Allmählich schmeidigten die Glieder
Zum Weitergehn am Stab sich wieder.
Ich schritt entlang dem Schluchtenrand,
Wo sich der Weg zur Tiefe wand.
Doch bald lag alles grau verhüllt:
Von Dünsten war die Luft erfüllt,
Die immer höher sich bewegten,
Sich über Schlucht und Berge legten.
Das Gehn und Atmen ward mir schwer
Im grauenvollen Nebelmeer.
Ich tappte langsam mit dem Stab,
Vorsichtig schreitend, mich bergab;
Doch plötzlich wankte das Gerölle
Mir unterm Fuß: mit ganzer Wucht
Stürzt ich hinunter in die Schlucht;
Mir war's, als ging's hinab zur Hölle,
Bis völlig mein Bewußtsein schwand.
Doch blieb der Stock in meiner Hand

Fest wie in einer Eisenklammer.
Als mein Bewußtsein wiederkam,
Lag ich in einer dürftigen Kammer,
Sorgsam verbunden und gebettet,
Wo ich von einem Greis vernahm,
Daß mich mein Stab vom Tod gerettet:
Ich hielt den Alpstock in der Mitte
Des Schafts, vortappend jedem Schritte,
Und als ich strauchelnd kam ins Sinken,
Ergriff ich ihn auch mit der Linken
Als meinen letzten festen Halt.
Er hemmte meines Falls Gewalt
In dem Gewirr von Büschen, Bäumen
Und Sträuchern, die die Schlucht umsäumen.
Ob blutend auch aus mancher Wunde,
Kam ich lebendig doch zum Grunde,
Wo mich der würdige Greis entdeckte,
Als seines Hunds Gebell ihn weckte
Vom Mittagsschlummer, daß er kam
Und mich in seine Pflege nahm.

Wohl mancher Tag schwand, eh ich wieder
Frei regen konnte meine Glieder,
Doch floh die Zeit mir rasch dahin,
Denn jeder Tag ward mir Gewinn:
Mehr als durch Heilung meiner Wunden
Noch durch den Arzt, den ich gefunden,
Der gleich beim ersten Wort und Blick
Ganz mein Vertraun und Herz gewann;
Ein Glück schien mir mein Mißgeschick,
Das mich geführt zu diesem Mann,
Des dunkles Auge feurig mild
Mir tief ins Herz geprägt sein Bild,
Es unvergeßlich zu bewahren.
Nicht hoch von Wuchs, doch wohlgebaut,
Noch in den besten Mannesjahren
War ihm schon Haupt und Bart ergraut.
Er sprach nur wenig und nie laut;
Doch seine Stimme klang wie erzen,
Auch leise, und sie drang zum Herzen.
Er ging noch leiser als er sprach
Und forschte spähenden Gesichts
Umher im Kämmerlein, ob nichts
Zur Pfleg und Ruhe mir gebrach.
Nach meinem Namen fragt' er nicht,
Er lebte ganz in meiner Pflege;
So ward auch mir zu schweigen Pflicht,
Wie sehr die Neugier in mir rege
Zu wissen, was sich ihm begeben,
In dieser Einsamkeit zu leben,

Nur in Verkehr mit Berg und Wald.
Daß er ein Arzt war, spürt ich bald
An seiner Art mich zu behandeln;
Was aber trieb ihn — fragt ich mich —
So fern vom Weltgetriebe sich
In einen Klausner zu verwandeln? —
Nicht immer konnt er bei mir bleiben:
In Haus und Garten gab's vom Morgen
Bis Abend vieles zu besorgen;
Doch um die Zeit mir zu vertreiben,
Daß ich nicht ganz verlassen sei,
Bracht er mir Bücher mancherlei:
Homer, Catull, Shakespeare und Goethe,
Darwin und Lotze, Lingg und Heine.
Beim Lesen blieb ich gern alleine,
Und, was den Reiz mir noch erhöhte,
War, daß auf vieler Seiten Rand
Ich Zeichen fand von seiner Hand,
Mich lockend, sinnend zu verweilen
Bei angemerkten wuchtigen Zeilen
Und flüchtig hingeworfnen Glossen,
Die tiefer sein Gemüt erschlossen
Als sein verhaltner Blick und Mund.
Mir war's, als könnt ich auf den Grund
Des Herzens sehn; mir wurde klar,
Daß sein Geschick ein trübes war;
Denn mehr von dieses Lebens Fluche
Als von dem Segen, den es beut,
Mehr was erschüttert als erfreut,
Stand angemerkt in jedem Buche.
Oft schien es mir sogar, als schweiften
Seine Gedanken in die Wilde,
Die doch so edle Früchte reiften
In seinem Wesen stark und milde.
Ich dachte dann: was er geschrieben,
Wenn von des Unglücks Sturm durchrüttelt,
Ward, welkem Laub gleich, abgeschüttelt,
Ist kein lebendiges Teil geblieben
Von ihm, dem frisch umlaubt die Blume
Erblüht aus echtem Menschentume. —
Durch Wochen tobte Sturm und Regen,
Nur selten kamen sonnige Tage;
So ward die Ruhe mir zum Segen
Und Einsamkeit mir nicht zur Plage.
Als ich nach langem Sturmgebrause
Zum erstenmal verließ die Klause,
Gestützt auf meines Retters Arm,
Ward mir's ums Herz so wohl und warm
Beim Atmen der balsamischen Luft
Voll Sonnenschein und Blumenduft,

Daß meines Dankes Überschwang
In Worten von der Zunge sprang,
Bis mich mein Führer unterbrach
Und, wie abwehrend, zu mir sprach:

„Mehr als Sie mir, verdank ich Ihnen!
Ich habe Sie gepflegt wie jeden,
Der hilfsbedürftig mir erschienen,
Und dabei gab's nicht viel zu reden.
Wildheuer, Kräutersammler, Hirten,
Holzknechte, arme Bauern nur
Hatt ich vordem hier in der Kur.
Daß Sie im Nebel sich verirrten,
Ausgleitend auf dem glatten Hange,
Sich schwer verletzten durch die Wucht
Des Sturzes in die Felsenschlucht,
Schien mir ein Unglück nur solange
Ich an der Heilung zweifeln mußte.
Allein sobald ich sicher wußte,
Daß ungefährlich Ihre Wunden,
Bedürftig nur sorgfältiger Pflege —
Hab ich das reinste Glück empfunden.
Denn nie, seitdem mich dunkle Wege
Hierher geführt im Heilberufe —
Nachdem ich selbst die Welt gemieden —
Ward meinem Haus ein Gast beschieden
Mit mir auf gleicher Bildungsstufe,
Bis Sie Ihr Sturz zu mir geführt
Von oben her. Darum gebührt
Mehr Dank dem Gast, der so gekommen,
Als mir, daß ich ihn aufgenommen
Und in der Heilung seiner Wunden
Mehr Segen, als er ahnt, gefunden.
In Ihren Augen stand zu lesen,
Daß Ihnen rätselhaft mein Wesen
Und Sie sich scheuten mich zu fragen,
Was ungefragt ich nun will sagen.
Denn wer in eines andern Hand
Sein Leben giebt, der knüpft ein Band
Mit ihm, das unauflöslich bleibt,
Wohin das Schicksal ihn auch treibt.
Drum sollen Sie, eh wir uns trennen,
Die Fügung meines Schicksals kennen,
Das mich, den Sproß aus hohem Hause,
Geführt in diese niedre Klause.
Dem alten gräflichen Geschlecht
Geschah durch seinen Fall nur Recht.
Man sang mir schon an meiner Wiege
Von seinem Ruhm im Türkenkriege,
Wohin des Hauses Haupt gezogen

Mit Kurfürst Max Emanuel.
Das Schlachtenglück war ihm gewogen
Und seine Lorbeern wuchsen schnell.
Er ward an Gut und Ehren reich,
Doch nicht an Erben, die ihm gleich:
Sie waren stolz auf seinen Ruhm
Und sein ererbtes Eigentum,
Doch wußten nur davon zu zehren,
Statt es zu hüten und zu mehren.
Mein Vater war der letzte Sproß,
Der das verfallne Ahnenschloß
Bewohnte und den alten Bau
Erneut' durch eine reiche Frau,
Die alles dem geliebten Mann
Hingab, doch nicht sein Herz gewann,
Obwohl sie jung war, schön und gut,
Nur nicht wie er aus edlem Blut.
Dem unglückseligen Bund entsprossen
Zwei Söhne so verschiedner Art,
Wie ich's bei nächsten Blutsgenossen
Nie wieder in der Welt gewahrt.
Mein Bruder, als der Erstgeborne,
Blieb auch des Vaters Lieblingssohn,
Ich, der vom Unglück früh Erkorne,
Empfand in zarter Jugend schon
Vorahnend meines Lebens Fluch,
Der mir gefolgt auf jedem Schritt;
Doch, was ich insgeheim auch litt,
Mein Herz blieb ein verschloßnes Buch
Selbst für die Mutter, die wie ich
Ertrug ihr Schicksal ohne Klagen;
Ich liebte sie, gleichwie sie mich,
Doch wollt es mir das Herz zernagen,
Bemerkt ich meines Bruders Kunst —
Der sie empörend oft behandelt —
Schnell zu erschmeicheln ihre Gunst,
Wenn er wie plötzlich umgewandelt
Sich zeigte, und erfüllt von Reue
Und sie dann immer sich aufs neue
Bethören ließ und gegen ihn
Dabei noch zärtlicher erschien
Als gegen mich, des Liebe nie
Sich wandeln konnte gegen sie.
Wir waren duldende Gefährten,
Die sich im Unglück treu bewährten;
Nie hätt ich sie verlassen — doch
Sie selber suchte mich zu trennen
Von meinem Bruder Alexander,
Aus Furcht, wir könnten leicht einander
Jähzornig ins Verderben rennen.

Denn, wie sein Vater, herrischen Sinns,
War Alexander schon als Kind,
Aus seinen Augen sprach's: ‚Ich bin's
Der hier befiehlt; gehorcht geschwind!‘
Oft für sein eigenes Verschulden
Ließ er heimtückisch andre dulden.
Schwer war's, sich mit ihm zu verständigen,
Durch Worte war er nicht zu bändigen;
Vor seinem launenhaften Trutz
Fand selbst die Mutter keinen Schutz.
Er haßte mich. Oft kam's zum Streite;
Dabei erging's ihm meist noch schlimmer
Als mir; dann stand der Vater immer
Auf des geliebten Sohnes Seite.
Bezwang er mich, ward er gepriesen;
Bezwang ich ihn, ward mir's verwiesen.
Mein Leben ward mir unerträglich,
Ich, wie die Mutter, litt unsäglich,
Bis ich durch sie auf gute Weise
Entfernt ward aus des Hauses Kreise.
Nach Ingolstadt ward ich gesandt
Zum Schulbesuch. Bald heimisch fand
Ich mich in meinem Zufluchtsort;
Bei einem Oheim wohnt ich dort,
Der meiner Mutter Bruder war,
Ein Arzt, von Geist und edlem Wesen,
Im Fühlen warm, im Denken klar.
So glücklich war ich nie gewesen,
Als ich's in seinem Hause ward.
Konnt ich mich seiner Gegenwart
Auch immer flüchtig nur erfreuen,
Sah ich sie doch sich oft erneuen.
Sein Einfluß auf mich war so groß,
Daß er bestimmt mein Lebenslos.
Sein Wirken schien mir so voll Segen,
Daß ich beschloß, auf gleichen Wegen
Mein Heil zu suchen. Er riet weder
Mir ab noch zu; es müsse jeder —
Sprach er — nach eigner Neigung wählen:
Wenn dies mit heiligem Ernst geschehe,
Wie bei der Wahl zu guter Ehe,
So könne ganz das Glück nie fehlen.
So sprach mein freundlicher Berater,
Doch anders dacht und schrieb mein Vater.
Ich will den Inhalt seines Briefs
Nicht wiederholen, nur bemerken:
Beim Lesen kalt mich überlief's,
Doch dient' er nur mich zu bestärken
In meiner Wahl, der nichts hinfort
Im Weg stand als der Titel ‚Graf‘,

Ein mir verhängnisvolles Wort!
Ich strich es aus, und dafür traf
Des Vaters Fluch mich. Dieser Fluch
Blieb stehn in meinem Lebensbuch.
Doch nie hab ich die Wahl bereut,
Die mich geführt zu dem Beruf,
Der mir von jener Zeit bis heut
Des Lebens reinste Freuden schuf.
Ich lebte meiner Wissenschaft
Mit heiligem Ernst und rüstiger Kraft,
Und bracht es glücklich vom Studenten
Der Medizin bis zum Docenten.
So hätt ich's glücklich fortgetrieben,
Doch stand im Schicksalsbuch geschrieben,
Daß mir auf heimatlicher Erde
Kein dauernd Glück beschieden werde.
Einst als ich kam aus dem Kolleg,
Trat mir mein Bruder in den Weg,
Und nun begab sich eine Scene,
Die grausiger noch war als jene,
Die mich vom Vaterhaus getrieben.
Er schien im Rausch zu sein; es blieben
Die Leute auf der Straße stehn,
Mit anzuhören und zu sehn
Sein Toben; aber plötzlich trennten
Mich schützend von ihm die Studenten,
Die mir gefolgt. Ich eilte fort,
Da traf mich ein erlösend Wort;
Ein alter Freund kam mir entgegen
Und rief: ‚Mich freut's, dich noch zu sehn
Auf meinen eiligen Abschiedswegen,
Vom Laufen brennen mir die Sohlen;
Schon morgen reis' ich nach Athen,
Im Dienst... Lebwohl und Gott befohlen!'

Sein Gruß schlug zündend mir ins Herz,
Daß ich ihm zurief wie im Scherz:
Ich komme auch bald nach Athen,
Lebwohl, auf baldiges Wiedersehn! —

Wie ich aus meinem Lehramt schied
Und bald als Arzt in Reih und Glied
Der Bayern stand auf Hellas' Flur,
Fünf schöne Jahre dort verweilte,
Eigne und fremde Wunden heilte,
Sei hier mit flüchtigen Worten nur
Erwähnt. Ich blieb dort, bis ein Brief
Der Mutter mich zur Heimat rief.
Durch meinen Oheim war ich immer
In brieflichem Verkehr geblieben

Mit ihr, doch was sie jetzt geschrieben,
Erschloß mir ihren Zustand schlimmer
Als je zuvor: Mein Vater war
Gestorben unter grimmen Schmerzen;
Erst spät erkannt er die Gefahr,
Die er versuchte wegzuscherzen,
Solang noch Hoffnung in ihm rege,
Vom langen Leiden zu genesen.
In meiner Mutter treuer Pflege
Allmählich schmolz sein starres Wesen,
Und näher kamen sich die beiden
Als je zuvor, beim letzten Scheiden...

Bei meiner Heimkehr lag er schon
Im Grabe, und sein Lieblingssohn
War nicht im Schloß. Er stand schon lange
Im Heerdienst bei den Kürassieren,
Zugleich in vieler Gläubiger Zwange.
Das Spiel war seine Leidenschaft,
Und große Summen zu verlieren,
Sein Schicksal. Ohne Halt und Kraft
Des Geists, ward er nicht klug durch Schaden,
Versuchte stets aufs neu sein Glück
Und kam mit leerer Hand zurück.
Jetzt kehrt' er heim von Baden-Baden,
Als mit der kranken Mutter plaudernd
An ihrem Bett ich saß, die schaudernd
Den lauten Tritt im Gang vernahm.
Sie bat mich, schnell mich zu verstecken,
Sonst gäb's ein Ende leicht mit Schrecken,
Da er unvorbereitet kam.
Ich trat ins Nebenkabinett
Und sah bald, wie er sich am Bett
Der kranken Mutter niederließ.
Erst gab's ein Flüstern zwischen ihnen,
Das sich verlor in den Gardinen;
Dann hört ich, wie sie ihm verwies —
Mit lauter Stimme, klar zu hören —
In ihrer Ruhe sie zu stören.
‚Mein Letztes hab ich dir gegeben‘ —
Rief sie — ‚um dein ruchloses Leben
Zu fristen; mehr kann ich nicht thun!‘

— ‚Du hast noch Schmuck in deinen Truhn,
Der dir nichts nützen kann, doch mir
Für meine Schuldenlast als Pfand
Viel nützt. Ich weiche nicht von hier,
Bis du mir deinen Schmuck gegeben.
Dein Leben liegt in meiner Hand:
Drum schnell heraus mit deinem Schmuck,

Sonst werd ich selbst den Schatz mir heben
Durch einen kräftigen Händedruck!' —
So redend, plötzlich faßt' er sie
Am Hals, die laut nach Hilfe schrie...

Ich sprang hinzu und riß ihn fort
Vom Bett, eh noch der Muttermord
Vollbracht. Er sah sich taumelnd um,
Und mich erkennend, wie erstarrt
Gewahrt' er meine Gegenwart.
Wir standen vor Erregung stumm
Uns gegenüber, und mir schien,
Als ob mein Anblick ihn verwirrte,
Doch sah ich bald, daß ich mich irrte:
Den Kohlenschürer vom Kamin
Ergriff er schnell — doch ich zugleich
Hob einen Stuhl zur Abwehr vor,
Den traf er mit gewaltigem Streich,
Geführt um mir den Kopf zu sprengen,
Derweil ich keine Zeit verlor,
Ihn mit dem Stuhl zurückzudrängen,
Mit wuchtigem Stoße traf ich ihn;
Er stürzte gegen den Kamin,
Wo flackernd noch das Feuer brannte.
Sein Kopf schlug schwer auf das Gesims
An seiner scharfen Marmorkante.
Ein Schmerzensschrei ohnmächtigen Grimms
Entrang sich ihm; in seinem Blut
Sank er dann hin dicht vor die Glut...

Im Augenblicke seines Falles
Vergaß ich mich, die Mutter, alles
Was den unseligen Streit geschürt
Und Bruderhand zum Schlag geführt
In unauflöslicher Verkettung
Von Grund und Folge des Geschicks: —
Ich dachte nur an seine Rettung,
Als ich ihn sah gebrochnen Blicks
Zu Boden stürzen. Rasch verband
Ich seine Wunden; doch vergebens
War mein Bemühn: er widerstand
Mir bis zum letzten Hauch des Lebens,
Riß, während ich ihn schlummernd glaubte
Und bei der kranken Mutter weilte,
Sich den Verband selbst ab vom Haupte,
Des tiefen Spalt der Tod erst heilte...

Mich hielt nichts mehr am Leben als
Die teure Mutter, die am Hals

Die Spur noch fühlte seiner Hand;
Doch seit sein Lebensodem schwand,
Kam einmal nur aus ihrem Munde
Von jener Schreckensscene Kunde,
Wo ich als Retter aus der Not
Erschien, bis zu des Bruders Tod:
Zum Zeugnis brauchte man ihr Wort,
Daß meine That nicht galt als Mord.

Doch von den Folgen dieser That,
Die schnell, wie Unkraut in der Saat,
Aufwuchsen mit Gesetzeskraft
Bei langer Untersuchungshaft
Mit Kreuzverhör vor den Gerichten,
Will ich hier weiter nicht berichten...

Als ich die Freiheit wieder fand,
Vereinte mich ein inniger Band
Mit meiner Mutter denn zuvor,
Fühlt ich auch anders oft als sie,
Die immer frisch, was sie verlor,
Im Geist erhielt. Doch sprach sie nie
Davon. Was mir bekannt, erfuhr
Ich aus den Tagebüchern nur,
Darin ihr Herz sich ausgesprochen,
Bis ihr der Gram das Aug' gebrochen.
Die Todesbilder ihres Gatten
Und Sohns verfolgten sie wie Schatten,
Den Geist ihr trübend immerdar.
Sie, die voll Sanftmut und Geduld,
Als Büßerin für andrer Schuld,
So kindlich reinen Sinnes war,
Daß oft sie sich mit Fragen quälte:
Worin sie ihrer Pflicht je fehlte,
Daß sie, wonach sie einzig strebte,
Glück in der Ehe nicht erlebte?
Wenn sie so, tiefbewegt im Innern,
An ihr verfehltes Leben dachte
Und dann ein freundliches Erinnern
Ihr aufstieg, ward es eine Leuchte
Durch dunkle Tage, und sie däuchte
Sich nicht so ganz vom Glück gemieden,
Wie sie sonst wähnte; eifrig suchte
Sie weiter nach Erinnerungen,
Die junge Liebe ihr beschieden
Und die sie spät als Glücksfund buchte
Zum Zeugnis, daß auch ihr gelungen,
Des Gatten Herz einst zu beglücken,
Trotz allen spätern Schicksalstücken. —

Drei Jahr verlebten wir in Frieden,
Vom Lärm der Welt ganz abgeschieden
Im sonnigen Meran. Von Reben
Und Rosen war das Haus umgeben,
Die bis zum Dach die Ranken trieben.
Zu wünschen war mir nichts geblieben
Als Herstellung der teuren Kranken,
Die immer litt und niemals klagte
Und ihre schmerzlichsten Gedanken
Dem Tagbuch nur zu beichten wagte.
Einst, als ich still in meinem Zimmer,
Dicht neben ihrem, lesend lag
Im Lehnstuhl, schlug ein schrill Gewimmer
Ins Ohr mir, dann ein dumpfer Schlag
Von einem Fall. Ich sprang erschreckt
Hinzu, zu sehn was sich begeben
Mit ihr: — starr lag sie hingestreckt
Am Boden, ohne Spur von Leben,
Vom Schlag gerührt... Bald ward mir klar,
Was dieses Unfalls Ursach war:

Ein Zeitungsblatt lag auf dem Tisch
Als Umschlag eines Buchs, das frisch
Gebunden ihr zu Händen kam.
Das Zeitungsblatt war schon sehr alt,
Doch es enthielt, was mit Gewalt
Der Mutter Blick gefangen nahm:
Zwei Spalten füllt' es mit Berichten
Aus unsres Hauses Fluchgeschichten!

Durch Jahre war es mir gelungen,
Zu bergen vor der Mutter Blick,
Was vom unseligen Geschick
In Blättern bis zu mir gedrungen,
Und nun, nachdem wir schon so lange
Dem Ort des Unheils fern geblieben,
Ward sie zu jähem Untergange
Durch ein veraltet Blatt getrieben,
Ganz ohne Abschied! — Von uns beiden
War jedes lange reif zum Scheiden,
Da 's für uns weder Glück noch Freude
In Gottes schönem Weltgebäude
Mehr gab; doch wär ich gern gemeinsam
Mit ihr geschieden! — Nun ganz einsam
Blieb ich zurück... Sie sind mir lange
Gefolgt auf meinem Lebensgange;
Teilnahme spricht aus Ihren Augen,
Doch komm ich jetzt zu raschem Ende;
Uns beiden würd es wenig taugen,
Bei meiner neuen Schicksalswende

Lang zu verweilen. Von Meran
Kam ich — auf oft gekreuzter Bahn —
Zuletzt in diese Einsamkeit,
Mir wohlbekannt aus früher Zeit,
Da ich als rüstiger Gemsenjäger
Oft mit dem Stutzen meinen Schläger
Vertauschte, in der Herrlichkeit
Des Hochgebirgs vergaß mein Leid,
Den Filzhut keck mit Gemsbart schmückte
Und Edelweiß am Abgrund pflückte...

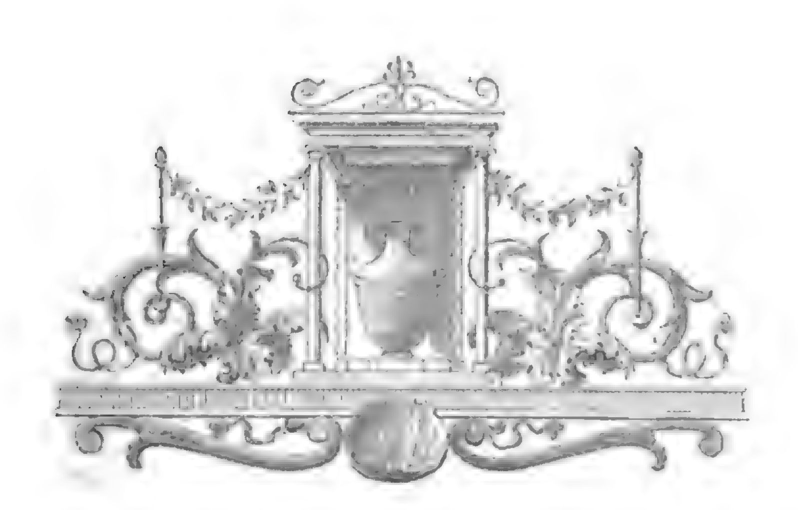
Vor zwei der schlimmsten Menschenplagen
Blieb ich in gut und bösen Tagen
Bewahrt seit meinem Lebensmorgen:
Vor Schulden und gemeinen Sorgen.
Noch kann ich mit Bedürftigen teilen
Und ohne Lohn die Kranken heilen,
Die meiner Pflege sich vertrauen,
Drum hab ich Männer hier wie Frauen
Zu guten Freunden mir gemacht
Und bin vor Feinden wohlbewacht...

Jetzt darf ich Sie nicht mehr behandeln
Als Kranken; denn Sie sind gesundet.
Nun prüfen wir nach kurzem Wandeln,
Wie meine Mahlzeit Ihnen mundet!
Der Unfall, der Sie hergetrieben,
Ist nicht lang unbekannt geblieben
Im Wirtshaus, wo Sie abgestiegen,
Eh Sie den Ausflug unternahmen;
Sie ließen Ihr Gepäck dort liegen
Und schrieben vorher Ihren Namen
Ins Fremdenbuch; so wußte man,
Wie man die Nachforschung begann,
Als Sie so lang nicht wiederkamen.
Inzwischen kamen Briefe an
Für Sie, und als der Wirt erfuhr,
Daß Sie bei mir hier in der Kur,
Kam er bald selber angefahren,
Mit Lebensmitteln reich versehn;
Doch da Sie noch zu leidend waren,
Gab ich ihm freundlich zu verstehn,
Er möge in Geduld sich fassen,
Bis mir die Zeit gekommen schiene
Als hergestellt Sie zu entlassen.
So schied er mit besorgter Miene.
Heut kam er wieder an, begleitet
Von seiner Frau, die in der Küche
Jetzt selbst das Abschiedsmahl bereitet.
Es kamen würzige Gerüche

Mir schon entgegen, als ich Sie
Abholte zu dem Gang im Garten.
Das wird ein Mahl sein, wie sonst nie
In meiner Klause zu erwarten!" —

In meines Arztes Bücherei
Bald saßen wir beim Mahl zu vieren;
Denn Wirt und Wirtin war dabei;
Sie wußten trefflich zu hantieren,
Daß keiner kam zu kurz beim Essen
Und Trinken an der Tafelrunde,
Sich selbst dabei nicht zu vergessen.
Doch als dann schlug die Abschiedsstunde,
Trennt ich mit schwerem Herzen mich
Von meinem Arzt und Freund, der sich
So tief ins Herz mir eingeschrieben,
Daß wir durchs Leben Freunde blieben.

Er starb im großen Siegesjahre,
Als Deutschland gegen Frankreich stritt;
Trotz seiner gramgebleichten Haare
Und hohen Jahre zog er mit.
Doch heimzukehren ward ihm nicht
Beschieden mit dem Bayernheere:
Er starb als Opfer seiner Pflicht
In Frankreich auf dem Feld der Ehre.



Bekrönung des Schreinaufsatzes.

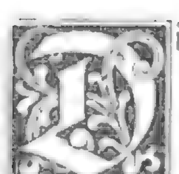
Der

Spielschrein des deutschen Kronprinzenpaares.

Von

Franz Reuleaux.

I.



ie Vorbereitungen zur Feier der silbernen Hochzeit des kronprinzlichen Paares in Berlin beschäftigten im Jahre 1882 lebhaft viele berlinische Kreise, und nicht nur berlinische, sondern auch solche durch das ganze Deutsche Reich, welche ihre Verehrung und Liebe für den deutschen Kronprinzen und seine erlauchte Gemahlin an dem festlichen 25. Januar 1883 zum Ausdruck bringen wollten. War doch überall so warmer Dank auszusprechen für hohen Schutz und hohe Anregung in Sachen der inneren Entwickelung neben den lauten Ruhmesklängen, welche dem großen Heerführer und Feldmarschall ertönten. War sich doch jeder mit den Künsten, und namentlich den Kleinkünsten, Beschäftigte bewußt, in welcher nie rastenden, stets anregenden und erhebenden Einwirkung die mit dem Diadem geschmückte Kunstbeschützerin eine Bewegung angefacht und befeuert hatte, welche heute im deutschen Gewerbfleiß das Schöne und Edle, die holde gewinnende Form wieder zur Entfaltung gebracht hat.

Sie war lange schwer vernachlässigt worden, diese Form. Man war ihrer Pflege im bürgerlichen Leben so zu sagen entwöhnt. Man hatte sich wie in etwas Selbstverständliches darein ergeben, daß zwar einstens, vor langer, langer Zeit das tägliche Thun mit schönem, edel ausgebildetem Gerät geschehen, daß aber heute, in unserer praktischen Zeit, davon nicht mehr die Rede sein könne. Heute sei allein in der Nützlichkeit der Formen das Höchste zu suchen. Das sogenannte Schöne, dessen man in der häuslichen Umgebung und im Salon bedurfte, war der ruhigen, gar nicht bestrittenen Überzeugung nach Sache der Mode, die die Modenzeitung und der Tapezierer schon

besorgen würden. Von eigener denkender Mitwirkung im höheren Sinne war nicht die Rede, einzelne sonderbare und einseitige Menschen ausgenommen. Diese aus der Art gefallenen Leute, welche sich zwar auch der materiellen Zeitströmung hatten fügen müssen, hüteten daheim, in kunstgelehrter Stille, ihre Gedanken über das Schöne und ließen sie walten um sich her; dann auch die Künstler, denen die Sonderbarkeit schon nachgesehen werden mußte, sie waren auch so schrullenhaft, kuriose, alte, unmoderne Möbelstücke für köstlich und wonnig zu erklären, vergilbte,

Aufsatz des Schreins mit Widmungsschild.

Schieblade oberhalb der Schrankthüren.

Schieblade unterhalb der Schrankthüren.

verschossene Teppiche für was Rechtes zu halten, wunderliches altes Zeug um ihre Staffeleien herum, und nicht selten gar in ihren Wohnstuben aufzustellen; die armen Künstlerfrauen! Am allernärrischsten waren die Sammler, welche das staubigste verkommenste Zeug zusammenschleppten, dann daheim säuberten und putzten und es argusartig hüteten mit alten Haushälterinnen; man sah ihnen nach auf der Straße: da geht solch ein Kauz!

Myrtenvase der rechten Mittelthür.

Diesen Zustand muß man sich recht vor die Seele rufen, um völlig zu begreifen, wie Großes inzwischen geschehen ist, welche wunderbare Umgestaltung, ja Umwälzung bei uns stattgefunden, welches Leben und welche Bewegung bei uns eingekehrt sind, wie das Ganze des Volkes heute anders denkt und empfindet als damals vor wenig Jahrzehnten. Und diese Neubelebung, dieses neue Kreisen unseres Blutes verdanken wir zu einem so großen Anteile den Anregungen des kronprinzlichen Paares, daß davon kaum genug gesagt werden kann. Zwar pochten schon Ende der fünfziger Jahre die Anstöße von außerhalb vernehmlich an die verschlossenen Thüren unseres Geschmackslebens; vor allem wurde die in England aufgekommene Bewegung, welche Prinz Albert angeregt, stärker und stärker fühlbar, wie ein Rollen unter dem Boden; dann kam Österreich, welches zu unserer Verwunderung alles mögliche aufstellte, um Kunstindustrie zu treiben. Frankreich dagegen verhielt sich stille, und das beruhigte uns wieder; es rüttelte an nichts, es schüttelte an nichts; es fand sich so wohl im Vollbesitz unseres Marktes und unserer Anerkennung seiner Herrschaft im Reiche des Geschmacks, daß es jede auch noch so leise Äußerung unterdrückte, welche uns hätte die Augen aufthun können. So wäre es wohl noch eine gute Zeit weiter gegangen; wir hätten die Geschmacksfragen als außer uns liegend noch länger betrachtet, wenn nicht das hohe Paar die Bewegung in Fluß gebracht hätte.

So kann, so darf es nicht weiter gehen, lautete der Entschluß. Sie riefen sie zu sich, jene einseitigen Kunstfreunde und Kunstgelehrten, sowie auch die schrullenhaften Künstler, nicht minder die sonderbaren Käuze aus ihren Sammlungen und begannen mit diesen wenig zahlreichen Truppen den inneren Feldzug für die gute Sache. Wohin er geführt, wie er auf allen Seiten die schlummernden Gefühle geweckt, die Geister neu belebt hat, das zeigt heute der lebhafte Pulsschlag unseres Kunstgewerbes, welches sich unglaublich rasch entwickelt und emporgearbeitet hat und jetzt kraftvoll dasteht neben den anderen und nirgend den Wettbewerb mehr scheut.

In Berlin wurde im Jahre 1877, als die von hohen Händen gestreute Aussaat schon fester Wurzel gefaßt hatte, der „Verein für deutsches Kunstgewerbe“ ins Leben gerufen, in welchem den Bestrebungen zunächst der Berliner und dann der nächstbenachbarten Kunstgewerbtreibenden ein Mittelpunkt gegeben wurde, um den sie sich zu gegenseitiger Stärkung und Förderung zusammenfanden. Dieser Verein erkannte es beim Herannahen der hohen Silberhochzeitfeier als eine besonders erfreuliche Pflicht, sich den Glückwünschenden anzuschließen. Man besprach

und beriet, was man als Gabe darbringen sollte, und beschloß dann auf Vorschlag des Vorsitzenden, die Gabe aus einem Gebiet zu wählen, in welches die neuen Lichtstrahlen der kunstgewerblichen Verschönerung noch kaum gedrungen waren, dasjenige der Familienspiele, ein Stoff zugleich, durch dessen Wahl man der

für welches eine Kommission, die Spielschreinkommission, gebildet wurde, dann an die Verteilung der Arbeiten, an die Zeichnungen, an die Prüfung und Genehmigung derselben, sodann auch an die Sammlung der Mittel, welche für die Baustoffe und für besonders kostbare Arbeiten als Beihilfe zu leisten waren. Unter

Überlegung, Meditatio.

Glück, Fortuna.

hohen Verehrung einen Ausdruck verleihen konnte, mit welcher die deutsche Nation zur Pflege und Innigkeit des Familienlebens des Jubelpaares hinaufschaut. Die Spiele beschloß man alle kunstgewerblich zu gestalten und sie sodann in einem besonderen, schön ausgeführten Schrein, dem Familienspielschrein, zu vereinigen.

Mit Freudigkeit ging man an die Arbeit, zunächst an das Programm derselben,

Schwierigkeiten, die sich größer zeigten, als man geahnt hatte, kamen die Ausführungsarbeiten in Gang. Indessen als der Tag des Festes nahte, sah man sich außer stande, mehr als den guten Willen zu zeigen, indem man der Glückwunschadresse nur eine Zeichnung des Schreines beizulegen vermochte.

Ich will den Leser verschonen mit der Darstellung auch nur eines Teiles der

Digitized by Google

Schwierigkeiten, welche sich der Fertigstellung des schwierigen Werkes später entgegenstellten und der rastlos an ihrer schweren Aufgabe arbeitenden Kommission viel heiße Stunden bereiteten, will nur gleich sagen, daß erst dreiunddreiviertel Jahre nach der Beschlußfassung die Arbeit wirklich fertig wurde und dann erst noch eine Zeit lang eingepackt liegen mußte, bis endlich ein für die feierliche Überreichung an die hohen Empfänger würdiger Raum damit bezogen werden konnte. Erst im Februar dieses Jahres konnte die feierliche Überreichung an die höchsten Herrschaften erfolgen; sie fand statt im sogenannten Uhrsaal der Akademie der Künste, woselbst sodann durch sechs Wochen das Ganze dem Publikum zur Schau gestellt blieb.

Silberner Leuchter von Sy u. Wagner.

* * *

Das Haupt- und Glanzstück bildete die äußere Hülle, der Behälter der Spiele, der eigentliche Schrein. Unsere beigefügte Abbildung führt ihn in photographisch aufgenommener Ansicht vor. In seinen Hauptteilen aus edlem Nußbaumholz, das auf Spaniens Fluren gewachsen ist, ausgeführt, zerfällt der Schrein in einen unteren, etwas tieferen Teil mit schiebladenartigen Auszügen und in den oberen, durch vier schlanke Thüren verschlossenen, welcher offene Fächer enthält. In seinem Fußgestell, wie im Fries über den Thüren sind Schiebladen, die von außen zugänglich sind, angebracht. Ein bekrönender reicher Aufsatz trägt das in Bronze (von Gladenbeck) gegossene Widmungsschild mit der wohl gruppierten Inschrift:

IHREN
KAISERLICHEN UND KÖNIGLICHEN
HOHEITEN
DEM KRONPRINZEN
UND DER KRONPRINZESSIN
DES DEUTSCHEN REICHS
UND VON PREUSSEN
DER VEREIN
FÜR DEUTSCHES KUNSTGEWERBE
ZU BERLIN
XXV. I. MDCCCLXXXIII

Eine prächtige Schnitzereigruppe bildet der über der Tafel sich erhebende Giebel, in dessen Felde ein halbkniender Wappenhalter, von der Reichskrone überschattet, die Schilde mit den Wappen des Kronprinzen und der Kronprinzessin hält, diesmal nicht einer der bekannten wilden Männer, sondern der kraftvolle und doch edelgestaltete Vertreter des kunstgeübten Arbeiterstandes. Wie man alsbald erkennt, ist der Baustil des Schrankes der einer freien edlen Hochrenaissance, im einzelnen an die besten Musterstücke Italiens erinnernd. Hervorgegangen aus der Werkstatt von Max Schulz u. Co., trägt das Werk in seinen Formen den Stempel hochkünstlerischer Herkunft, der ihm durch die Zeichnung des geistreichen Architekten

v. Großheim (Teilhabers der Firma) aufgedrückt ist, während in den Einzelheiten die begabte Hand des Geschreinkünstlers Max Schulz selbst, verbindend, ausbildend, durchführend geschafft hat. Denn eines ist es, das Ganze eines solchen Werkes zu entwerfen, und ein anderes, es den wir doch nicht selten bei alten kunstgewerblichen Stücken die Hauptzeichnung schwach, ja manchmal verkümmert, während die Einzelheit mit oft rührender Werkliebe durchgeführt ist, welche die Mißklänge nicht bemerkte, und welcher auch wir gerne den Verstoß verzeihen.

Silberne Kartenpresse von A. Schlesinger (Meyen u. Co., Kgl. Hof-Silberwarenfabrikanten).

bis in die kleinsten Einzelheiten und recht und echt handwerklich in bestimmtem Geiste fertig zu bilden. Dies ist ja die Besonderheit der Kleinkünste, die in der Blütezeit unserer spätmittelalterlichen Entwickelung so Bewunderungswürdiges geschaffen, oft aber auch, wo die handwerkliche geistige Kraft nicht ausreichte, Mängel in der Harmonie übrig gelassen hat. Finden

Hier, bei unserem Schrein aber ist, dank unserer heutigen glücklichen Verbindung zwischen dem hochgeschulten Bau- und dem gedankenreichen Kunstmeister, das Ganze proportional dem Einzelnen und vergißt dieses nie das Ganze.

Die beiden Mittelthüren tragen in ihren Nischen zierliche, überaus feine Bronzevasen mit den silbernen Myrten-

sträußchen, wie sie dem Feste zukommen; unsere Abbildung S. 74 zeigt eines dieser reizvollen und kostbaren Werkchen. In etwas größeren Nischen in ausgebildeterer Form, an Heidelberg erinnernd, tragen die beiden seitlichen Thüren zwei silberne Statuetten von trefflicher Ausführung. (Abbild. S. 75.) Sie sind in Silber gegossen, von Hofjuwelier Werner zum Schrein gestiftet, Werkchen aus Wieses (jetzt Professors in Hanau) genialer Hand. Im deutschen Krieg zwar wurde sie angeschossen, diese Hand, ihre Nerven aber dadurch nicht gelähmt, das sieht man an dem zierlichen Zuge der Linien der beiden Figürchen. Die „Überlegung" im Spiel betrachtet sinnend das magische Quadrat* auf der von der Linken getragenen Tafel. Das „Glück" im Spiel mit dem Füllhorn, der rollenden Kugel unter dem beweglich erhobenen Fuß, ein gut Teil Keckheit in der Nichtgewandung offenbarend, blickt triumphierend zur Schwester hinüber, die aus ihrer Ruhe aber nicht zu stören ist. Tritt man dem Schrein prüfend näher, so meint man sich ins Mittelalter versetzt: hat doch der Schnitzer, aus eigener Erfindung, über die „Überlegung" ein Engelsköpfchen, den guten Spielgenius, ins Giebelfeld gesetzt, drüben aber beim „Glück" den Spielteufelkopf mit Fledermausflügeln.

Leuchter zum humoristischen Kartenspiel von Arndt u. Marcus.

Auf vieles Einzelne muß bei dieser Beschreibung verzichtet werden, da der Maßstab die Abbildung nicht genug hergiebt; aufmerksam aber möchte ich noch machen auf die vier Thürfüllungen unten. Sie sind von einer Vollendung in Zeichnung, Modellierung und Schnitzung, wie man sie bei den besten Werken Italiens, des früheren wie neueren, nur finden kann. Mich erinnerten sie beim ersten näheren Anschauen lebhaft an Wien 1873, wo die kronprinzlichen Herrschaften bewundernd vor des Florentiners Frullini geschnitzten Tafeln standen und aufseufzend fragten: Werden wir jemals Ähnliches bei uns erreichen sehen? Damals erwarben sie die Musterstücke. Und jetzt? Jetzt zahlt das Kunstgewerbe heim, beglückt, zurückgeben zu können aus der Fülle seines Könnens, was damals ausgestreut wurde.

Noch einer Eigentümlichkeit in der Bauart des Schreins muß ich erwähnen.

* Die Zahlzeichen 1 bis 9 zu drei und drei und drei so geordnet, daß die Summen der senkrechten, wagerechten und schrägen Dreiergruppen stets denselben Wert 15 haben.

Es ist die, daß die beiden Seitenthüren förmliche Kasten sind, von einer Tiefe

Kartenpresse zum humoristischen Kartenspiel von Arndt u. Marcus.

gleich der Hälfte derjenigen des Schrankes. Öffnet man sie, so zeigen sie auf ihrer Innenseite eine Einteilung in Fächer ebenso wie die freigelegten Schrankteile, so zwar, daß nach dem Aufthun des Schreins derselbe ganze fünf freigelegte Gefachräume zeigt, ähnlich den Bildern an den sogenannten Flügelaltären, jener uralten Form der Flügelschreine, die wohl aus Byzanz zu uns herübergekommen ist. Um die Wirkung des Mittelteiles voll zu erzielen, hat der Schreinbauer die beiden inneren Säulchen zum seitlichen Wegdrehen eingerichtet; sie lassen danach tiefe Spalten frei, in welche die beiden Mittelthüren hineingleiten, worauf die Säulchen wieder vorgeklappt werden. Man hat dann den vollen Anblick des Inneren des Schreines mit seinen mit tieffarbigem Sammet ausgeschlagenen Fächern und deren reichem Inhalt.

Markenkasten zum humoristischen Kartenspiel von Arndt u. Marcus.

Da stehen sie denn, die Leuchter, die Kartenpressen, die Markenkästchen, das Drosselbartspiel, daneben zu beiden Seiten auch eine kleine Spielbibliothek, an der

Digitized by Google

Spitze das vortreffliche Spamersche Spielbuch von Dr. Georgens, welche vom Hofbuchbinder Franz Vogt mit gewohnter Meisterschaft in trefflichem Geschmack gebunden worden. Die ungekünstelte und doch wohldurchdachte Symmetrie, das Sichabheben der glänzenden wie der matten Stücke vom entsprechend gefärbten Sammetgrund, alles dies giebt eine vollendete Wirkung. Treten wir näher, so wird uns gezeigt, wie die Säulensockel noch Schiebladen für den Vorrat von Spielkarten bergen, wie unten alles eingepaßt und geordnet ist, wie alles zusammengestellt und gelegt ist wie in einem Etui, und wir lernen beim Mustern und Prüfen aller Einzelheiten des Schreinbaues auch verstehen, warum er gerade so viel Aufwand an Zeit und Mühe erforderte.

Was den Inhalt des kostbaren Behälters zunächst im ganzen betrifft, so umfaßt die Spielsammlung dreißig Spiele, nämlich zehn Kartenspiele, sechs Brettspiele, elf Gesellschaftsspiele, drei Geduldspiele, von welchen allen hier nur einzelne besprochen werden können, da der Raum uns beschränkt. Enthält doch das vom Verein herausgegebene Werk* nicht weniger als sechsunddreißig Tafeln, daneben [illegible] den Schrein allein darstellende [illegible] von Max Schulz u. Co.* für sich noch sechzehn Tafeln in schönem Lichtdruck, beide zusammen eine Fundgrube von musterhaften Kleinkunstleistungen.

Glücksleuchter von Hugo Schaper.

Wenn man sagt: Kartenspiel kunstgewerblich herstellen, so klingt das nach nicht viel. Wenn man aber daran geht und findet, daß nicht bloß die Kartenblätter, sondern auch ein Paar Leuchter zum mindesten, dann eine Kartenpresse zum Aufbewahren der Spiele, dann Spielmarken, auch Schälchen dazu, auch noch vielleicht ein Kasten zu diesen gehört, so bekommt man eine ganz andere Vorstellung, und wenn man erst dazu übergeht, einen Entwurf zu den Leuchtern und etwa der Presse von einem Künstler anfertigen, dann die Modelle in Holz, Wachs, Gips u. s. w. beim Modelleur herstellen zu lassen, zu prüfen, zu verbessern, umzugestalten, wieder zu prüfen, so sieht man erst, wie weit der Weg ist, den man dann noch vor sich hat. Denn nun kommt das Gießen, dann das überaus zeitraubende

* Familienspiele aus dem im Besitz Ihrer K. und Kgl. Hoheiten des Kronprinzen und der Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preußen befindlichen Spielschrein. Berlin 1886, im Selbstverlage des Vereins für deutsches Kunstgewerbe.

* Spielschrein Ihrer K. und Kgl. Hoheiten des Kronprinzen und der Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preußen, herausgegeben von Max Schulz u. Co., Berlin SW., Alte Jakobstraße 130.

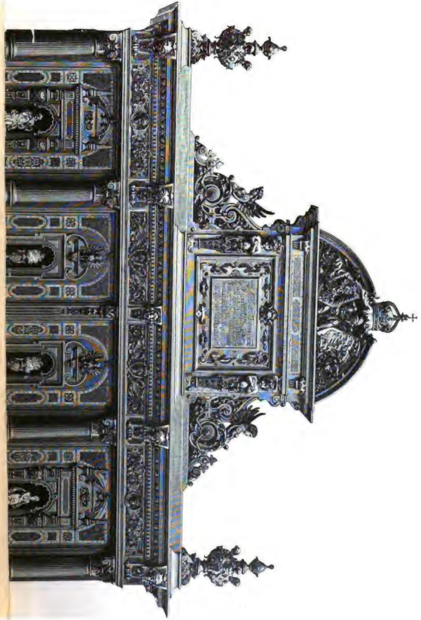
THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Google

Der Spielschrein des deutschen Kronprinzenpaares.

Digitized by Google



Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

und teure Ciselieren, das Treiben, das Emaillieren oder Beschmelzen und noch so und so viel andere Arbeiten bis zum Aufsetzen der Lichtmanschetten aus farbigem Glase, nach dessen Tinte man wochenlang gesucht hat, um ein einziges Paar silberner Leuchter herzustellen wie das der „Kaiserleuchter“, von denen die Abbildung S. 76 einen vorführt und wie Sy u. Wagner, die rühmlichst bekannten königlichen Hof-Goldschmiede, zum Schrein geschenkt haben. Das Gegenstück ist nicht etwa eine Wiederholung, sondern zeigt statt des Kartenkönigs als Hermenfigur eine Kartendame. „Flieht's Kartenspiel, ihr lieben Leut“, sieht man auf dem Leuchterfuß als Warnung stehn, und weiter herum als Begründung: „Denn nutzlos raubt's euch Geld und Zeit.“ Die Dame als gute Wirtin und Hausfrau begütigt wieder, wo der brummige Hausherr verstimmt haben sollte; ihr Spruch lautet:

Als heitrer Scherz für groß und klein
Mag uns das Spiel willkommen sein.

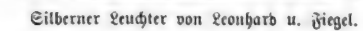
Wir irren schwerlich viel, wenn wir vermeinen, daß die Sprüche von dem Entwerfer der reichen Stücke, Herrn Zacharias, herrühren. Die zu diesem Spiel gehörige Kartenpresse ist von der bedeutenden und regsamen Firma Meyen u. Co. gestiftet. Der Bügel an der Preßschraube mit den zwei am Strick ziehenden Halbfigürchen ist vortrefflich; der studentische Ausdruck für Glück scheint sich mit Hilfe des Kunstgewerbes Bürgerrecht verschaffen zu wollen, wie das Mittelornament des Fußgestells zeigt. (Abbild. S. 77.)

Kartenpresse von Wilm, gezeichnet von W. Huber.

Das Programm der Spielschreinkommission enthielt auch ein „humoristisches Kartenspiel“. Die Geräte hierzu übernahmen als ihren Beitrag die Bronzewarenfabrikanten Arndt u. Marcus. Sie haben ihre Aufgabe in überaus ansprechender Weise nach einem heiteren Entwurf des Architekten Pahlen gelöst. Leuchter, Kartenpresse und Markenkästchen sind in fein ciselierter und trefflich patinierter Bronze hergestellt. (Abbild. S. 78 u. 79.) Es zieht sich eine lustige kleine Geschichte durch die Ornamentik der sämtlichen Stücke. Ein Äffchen oder, wie andere meinen, ein richtiger „Affe“ spielt dem Spielgenius

allerlei Streiche. Man sieht, wie er auf der schiebkarrenförmigen Kartenpresse dem Kleinen ein Aß entführt, welche gegen alle Spieletikette verstoßende Unordnung die Sphinx vorne am Glücksrade des Karrens sehr zu verstimmen scheint. Lange setzt der Affe seine Ränke übrigens nicht durch, denn an den Leuchtern erblickt man

Eine anziehende kleine Gerätgruppe bilden die Leuchter von Hugo Schaper (Bruder des Bildhauers) und die zugehörige Kartenpresse, die der Hofjuwelier Wilm nach W. Hubers Zeichnung geliefert. Die anmutigen Leuchter, von Spangenberg sehr schön ciseliert, erwarben sich während der Schaustellung des Schreins


Silberner Leuchter von Leonhard u. Fiegel.

Bronzeleuchter von Ende u. Devos.

den kleinen Genius zum Verdruß des Affen wieder im Besitz der vier Asse. Und auf dem Markenkasten erst, da triumphiert er mit gefülltem Seckel und Händchen voll Geld über die gebändigten Drachen der Spielleidenschaft sowohl, als über die Böcke, die geschossen worden, wie auch über die Affen alle; denn diese, oder ihre Besitzer, müssen den Kasten, also wohl die Kosten tragen.

im Uhrsaal der Akademie den Namen der Glücksleuchter. (Abbild. S. 80.) Der kleine Bengel, der das der Mutter Fortuna entlehnte Füllhorn zum Tragen des Wachslichtes benutzt, steht auf einer Seifenblase, das ist Glaskugel mit irisierendem Farbenspiel, die als Blüte emporsteigt über den (in Schmelzmalerei am Leuchterfuß angebrachten) Karten-„Gesteinen“, so heißen nämlich in der Kartenkunstsprache die vier

Digitized by Google

Kartenzeichen. Bezüglich der sehr hübsch ausgeführten Presse (Abbild. S. 81) wäre mehr Zusammenstimmung mit den Leuchtern erwünscht gewesen; ihr Formenkreis weicht etwas zu weit ab von dem des zierlichen und doch im Ornament der Treibarbeit so treu bleibenden Leuchterfußes. Andererseits ist bei der Presse das verfeinerte Ausklingen der Formen noch vielleicht besser getroffen als bei ihren Nebenstücken.

Kartenpresse von Ende u. Devos.

Zum Tarockspiel, dessen Karten wir noch weiter unten besprechen werden, lieferten die Hofgoldschmiede Leonhard u. Fiegel silberne Leuchter in Barockgeschmack, einen verwegenen Putten in Ritterrüstung am Fuß nach W. Huberts Zeichnung; die halbgeblänkte tiefe Oxydierung des Werkchens giebt ihm einen ernsten Charakter, der wirkungsvoll absticht von den heitern Formen des vorigen Beispiels. (Abbild. S. 82.)

Markenkasten von Ende u. Devos.

Die Bronzewaren-Fabrikanten Ende u. Devos haben die von ihnen gestifteten Geräte: Leuchter, Kartenpresse und Markenkasten selbst entworfen. Ausgeführt sind die Stücke in goldheller Bronze, verziert mit blauen Schmelzeinlagen. An allen Stücken bildet die Rätselsphinx das Motiv der Ornamentierung. (Abbild. S. 82 u. 83.)

Prächtige Garnituren zum Spieltisch haben noch geliefert L. C. Busch (Leuchter

Digitized by Google

und Kartenpresse in vergoldeter Bronze), dann Wild u. Wessel (Leuchter), Czarnikow u. Busch die zugehörige Kartenpresse mit einem ebenhölzernen Untersatz mit reichem Bronzebeschlag, die Markenkästspiel bäuerlich-kräftigen Ursprungs die Kunstschlosser Ed. Puls eiserne Leuchter, Paul Marcus eine eiserne Kartenpresse geliefert, beides treffliche Leistungen edelster Schmiedekunst. Hat sich doch die

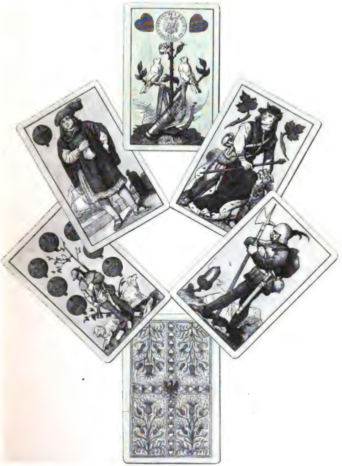
„Französische“ Karten von Emil Döpler.

chen bergend; ferner noch die Aktiengesellschaft vormals Spinn u. Sohn mit einem prachtvollen Satz von Leuchtern mit Presse in reichbewegter figurenbelebter Zeichnung von Huber; endlich haben für das Skat-Eisenschmiederei bei uns wieder aufgeschwungen zu hoher Anerkennung, und dem schlichtesten aber festesten der Metalle wieder eine gute Stellung erworben neben seinen weit höher geborenen

Digitized by Google

Verwandten, einen wahrhaften Verdienstadel.

Sehen wir so dem Nebengerät des Kartenspiels eine reiche Fülle von Prunklich gelang es nicht, die Absicht der Kommission zu verwirklichen, alle Kartenblätter nach ganz neuen Entwürfen herstellen zu lassen; die Schwierigkeiten stellten sich



Skatspielkarten von Ludwig Burger.

stücken abgewonnen, in deren Gestaltung und Schmückung Geschmack, Talent und tüchtige Ausführung nach dem Preise rangen, so wurden andererseits die Kartenblätter selbst nicht vernachlässigt. Freials zu groß heraus. Es ist geradezu ein Unternehmen, neue Kartenbilder einzuführen, indem die bedeutenden Kosten nur herauskommen können, wenn auf Beifall seitens des um die Kartentische sich scha-

Digitized by Google

renden Publikums zu rechnen ist. So mußte denn für einen großen Teil des Bedarfs zur käuflichen Erwerbung besonders fein ausgestatteter Spiele geschritten werden. Was aber in der Neuschöpfung von Spielen geschah, ist nicht wenig erfreulich. Vieles davon wird hoffentlich in dem Sinne, wie der Verein es beabsichtigt, wirken, nämlich Veredelung des Geschmackes herbeiführen, wie die folgenden Beispiele zeigen werden.

Vom jüngeren Emil Döpler wurde ein „französisches" Kartenspiel gestiftet, vom Vereinsmitglied Wundsch vorzüglich gedruckt, dessen reizvolle Wirkung die schwarze Abbildung S. 84 nur schattenhaft wiedergiebt. Oben steht als Probe eines von den Assen, dessen entzückende Zeichnung ein wahres Meisterstückchen ist. Unten ist eine der Rückseiten dargestellt; der Herzbube links trägt die Züge des hochbegabten Künstlers selbst, wie ich wohl verraten darf. Das Spiel hat sich rasch beim Publikum eingeführt und gewiß schon viel Freude in denjenigen Spielerkreisen erregt, welche in unseren geselligen Lebensformen gern den Künsten einen Platz einräumen.

Die Stilisierung der Rückseiten der Spielkarten ist durchaus keine leichte Sache. Die Engländer sind uns im Punkte dieses Kleinkunstgebietes weit voran. Ihre Warren Delarue, Goodall und andere haben, vom Südkensington-Museum angeregt, schon vor Jahren stilisierte Kartenrücken eingeführt und darin teilweise wahrhaft prachtvolle Entwürfe verwirklicht, die dann freilich auch die Spiele verteuern. Doch hat man sich daraus in England wie auch in Amerika nichts gemacht. Gleichzeitig hat man aber auf den Bildseiten einen uralt hergebrachten Stil festgehalten, ohne den man sich die Kartenköpfe nun einmal nicht denken kann. Dabei bestehen denn Eigenheiten; da müssen z. B. Herzbube und Pikbube im Profil stehen, letzterer nach rechts, ersterer nach links sehend; und wenn dies und anderes nicht genau so ist, so hält man das Spiel für good for nothing. Auch wir sind kurios in dieser Beziehung; erklärte doch einmal ein Herr in F. in einem feinen Klub, wenn man nicht gewisse neue (aber hübsche!) Karten abschaffe, werde er sofort austreten. Emil Döpler hat sich, nebenbei bemerkt, über diese Vorurteile hinweggesetzt und seine reizenden Damen, Buben und Könige nach seinem Geschmack gestellt; hoffentlich siegen sie über das Vorurteil mit den Waffen ihrer Schönheit.

Der Rückseiten nun, um auf diese zurückzukommen, hatte sich Professor Hildebrandt, Schriftführer des Vereins, angenommen in einer Reihe von hübschen Entwürfen. Zwei davon zeigen die umstehenden beiden Abbildungen, andere sind anderwärts schon erfolgreich eingeführt: alles Blüten des Spielschreins. Unsere in Deutschland ausgeführten Spielkarten, weit dünner als die in England üblichen, uns zu schwerfällig dünkenden, mit Vorderseiten aus Künstlerhand in Verbindung mit schönen Rückseiten nach unserem eigenen Geschmack, können heute getrost den Vergleich mit den englischen Arbeiten aushalten; der Firma O. Weigel in Leipzig gebührt hierbei bester Dank für die Übernahme des Verlags der Döplerschen Karten. Aber alles in allem: was nicht Mahnungen in Wort und Schrift, was nicht Artikel und Vorlesungen vermocht, das hat nun doch der Spielschrein zuwege gebracht.

Die Zeichnungen zum Skatspiel, von dessen Karten einige auf S. 85 dargestellt sind, verdankt der Verein dem leider so früh ihm entrissenen Ludwig Burger. Er sollte die Freude nicht mehr erleben, die hohen Empfänger seine vielfachen Arbeiten für den Spielschrein so warm anerkennen zu hören, wie geschehen. In sein Skatspiel, dessen dem Spielschrein beigegebene Ausführungen noch von ihm selbst großenteils koloriert sind, hat er einen Gedanken einzublasen gewußt. In den deutschen Skatkarten haben nämlich nicht bloß die Figurenblätter, sondern auch die „Gesteins"-Blätter Figürliches, wie beispielsweise der Schellen-Siebener auf S. 85 zeigt. So boten denn sämtliche zweiund-

dreißig Karten Gelegenheit sowohl, als auch die nicht leichte Aufgabe der figürlichen Schmückung. Burger legte den Gedanken hinein, jedem Gestein eine durchgehende Nebenbedeutung beizumessen. Die „Eicheln" widmete er dem Wehrstand, von der minniglichen Minne, von den Täubchen beim Aß an — wie bei den deutschen Karten stets, mit zwei Gesteinen — bis zum schmachtend verliebten Pagen und dem die „Tagweise" klagenden Minnesinger. Auch dieses Skatspiel ist bereits veröffentlicht.

Tarockkarten von Ludwig Burger.

lauter Soldaten, Krieger, nach dem Eichenkranz strebend; für „Grün" oder „Laub" verwandte er den Forstmann in wechselnder, prächtiger Erfindung; bei „Schellen" brachte er den Nährstand an, Kaufleute, Handwerker, Ackersmänner, Schäfer; bei „Herzen" endlich — nun, was wollte er bringen als das alte, immer neue Thema

Noch ein zweites Kartenspiel hat Burger gezeichnet mit besonderem Fleiß; es ist das Tarockspiel, von dem unsere vorstehende Abbildung fünf Karten zeigt. Dieses alte, aus Italien zu uns herübergekommene Spiel wurde bis unlängst in Süddeutschland sehr viel gespielt, im Norden weniger. Seine Karten weichen von den Whist-

karten darin ab, daß noch eine vierte Figur, der Kavall, zwischen Dame und Bube eingeschaltet ist, und daß ihm außer den Gesteinkarten noch zweiundzwanzig Trümpfe zugefügt sind, von denen einundzwanzig (mit römischen Ziffern) numeriert sind, der höchste Trumpf aber, der Skies, keine Nummer hat; in unserem Spiel ist er als Papageno (halbrechts unten) dargestellt. Das Spiel trägt das Zeichen des Ursprungs der Kartenspiele aus dem Schachspiel, aus welchem höchst wahrscheinlich alle Kartenspiele hervorgegangen sind, noch deutlich an sich, indem es außer König, Dame und Läufer (dem Buben) auch den Springer zu Pferd noch aufweist.

Das Tarockspiel hat im Laufe der Zeit vielerlei Gestaltungen seiner achtundsiebzig Karten erfahren; üblich war und ist es, die zwanzig Tarocke oder Trümpfe von Nummer zwei bis zwanzig mit einer Zeichnung, meistens in Schwarzmanier, zu versehen. Der Vorsitzende machte den Vorschlag, hierzu Chodowieckische Stiche in Lichtdruck zu benutzen und zwar Scenen aus dem Leben des alten Fritz. Diese paßten auf die großen, länglichen Tarockkarten wie dafür gemacht. Burger nun schloß sich diesem Gedanken dadurch an, daß er zu den Figuren die Bildnisse und geschichtlichen Persönlichkeiten aus des alten Fritzen Zeiten wählte. So sehen wir denn außer dem Preußenkönig selbst den Zieten, den Seydlitz, den General Laudon, den König von Schweden, die Kaiserin Maria Theresia, also die Freunde und die Feinde des großen Königs, auf den Blättern dargestellt; die Franzosen sind nicht vergessen, da ist unter den Damen die Marquise von Maintenon und unter den Buben auch der Marschall Soubise; man sieht sein Gesicht nicht, bloß seinen Rücken — wahrscheinlich weil der Künstler kein Porträt hatte auftreiben können.

Zu den Tarockkarten hat Maler Reimers einen in Ledermosaik auszuführenden Kasten entworfen, an welchem diese feine Technik vortrefflich zur Geltung gebracht ist. Ausgeführt wurde der Kasten sehr schön durch den Lederwarenfabrikanten Voorgang. Noch muß ich übrigens nachholen, daß der Lichtdruck der wiederbelebten Chodowiecki-Bildchen von A. Frisch trefflich besorgt wurde.

(Schluß folgt.)

Nunziata.

Novelle
von
Julius Grosse.

Es war damals um die Fastnachtszeit, und in den öffentlichen Lokalen wie draußen auf Straßen und Plätzen ging es lebendig zu, sobald erst die Lampen brannten. Ab und zu wagten sich auch einzelne Masken in die Gaststuben, trieben dort ihren Scherz oder tranken ihren Schoppen und gingen dann weiter.

Soeben war wieder ein Pärchen davon gehuscht, ein auffallend schön gebautes Mädchen in der kleidsamen Tracht von Trastevere bei Rom und ihr Begleiter im Phantasiekostüm eines italienischen Räubers, ohne Zweifel ein lustiger Bruder aus der Künstlerschaft.

Freund Fellow, der Architekt, war diesen Abend besonders guter Laune, wie selten sonst. „Sie dürfen nicht glauben," sagte er, „daß ich selbst nichts erlebt habe, weil ich häufig Historien von Freunden und Bekannten erzähle. Im Punkt der Abenteuer kann ich auch mitreden, der flüchtigen wie der ernsten. Jawohl, ich hätte auch mein Glück machen können, was man so nennt — wenn ich nur gewollt hätte. Zwei- oder dreimal hat es mir gewinkt, aber ich bin schließlich dennoch drum herumgekommen. Es hat eben nicht sein sollen — wie sich der weise Philister ausdrückt. Das junge Pärchen von vorhin erinnerte mich gerade an eine Episode in Italien, die mir lebenslang unvergeßlich bleiben wird — vielleicht die einzigen wenigen Tage, wo ich wirklich glücklich gewesen bin in meinem Leben.

Das war nämlich in Rom, damals als ich zu Ende der sechziger Jahre ganz Italien zu Fuß durchwanderte. Wir Architekten pflegen dort durchschnittlich fleißiger zu zeichnen als die Maler, weil Italien so zu sagen mehr Fertiges in den Bauwerken bietet, die mit ihrer Umgebung immer ein Bild sind, oder ein Modell, das billig zu haben ist und still hält.

Kennen Sie Rom und seine herrlichen Villen, Villa Albani und Pamfili Doria, und vor allen die unvergleichliche Villa Borghese vor der Porta del Popolo und weiterhin die berühmte Kneipe zum Papa

Giulio — dort spielt meine Geschichte — eine Historie, wie sie eben nur ein Forestiere erleben kann.

Also ich zeichnete damals fleißig in der Villa Borghese mit dem schönen Kasino von Vasanzio und dem Äskulaptempel mitten in einem künstlichen Teich. Diese grüne Parkwildnis mit ihren Eichen und Tannen ist die einzige, die im Gegensatz zu den Taxuswänden der anderen Villen einen nordischen, ja einen deutschen Charakter hat, selbst die Verwüstung von 1849 hat an ihrer ursprünglichen Schönheit nur wenig verändert.

Es mochte gleich in den ersten Tagen sein, als ich stundenlang im Parterresaal gearbeitet hatte, wo Canovas Meisterhand die Gestalt der schönen Pauline Borghese verewigt hat. In demselben Raum steht ein antiker Sarkophag, den ich gezeichnet hatte. Gegen Mittag ließ ich mir von einem alten Gärtner, den ich im Park traf, eine Fogliette Wein holen, nachmittags überfiel mich plötzlich ein rechtschaffener Hunger. Meine Arbeit abbrechen mochte ich nicht, nur irgendwo eine rasche Mahlzeit nehmen und dann fortfahren. Ich fragte also den alten Cerberus, ob nicht eine Osterie in der Nähe sei.

‚So viel Ihr wollt,‘ sagte er, ‚aber die beste ist die vom Papa Giulio weiter unten auf der Straße vor der Porta del Popolo. Da wird der Wein sehr gelobt von den Herren Artisten und Fremden, aber seht Euch vor.‘

‚Vor was — vor dem Wein etwa?‘

‚Hm,‘ lachte der Alte, ‚die Herren Forestieri sagen nicht bloß vom Wein: est! est! auch manchmal von den Ragazzen.‘ Und dabei zwinkerte der Alte verschmitzt mit den Augen; vielleicht hätte er noch deutlichere Andeutungen gegeben, wenn nicht die Klingel am Eingange getönt, die neue Forestieri ankündigte.

Ich ging also meinen vorgeschriebenen Weg. Der Alte hatte mich richtig gewiesen. An der uralten Via Flaminina, auf der Straße, die nach Deutschland führt, kaum ein paar hundert Schritte vom Eingang der Villa, liegt linker Hand eine Osteria, ein langhingestreckter, einstöckiger Bau, malerisch und verfallen, eigentlich mehr ein Albergo unterster Gattung; bei uns in Deutschland würde man solche Wirtschaft eine Ausspannung nennen. Ich ging hinein in den Flur, rechts und links offene Zimmer, aber alles öde und einsam, hinter dem Hause befindet sich eine Art Garten von beträchtlicher Ausdehnung, das heißt Gemüsebeete, Pergolen und lange Rebengänge, Granaten und Feigenbäume, auch viel altes Mauerwerk. In der Nähe des Hauses plätscherte ein Brunnen, und über die niedrigen Hecken weg hat man eine weite Aussicht nach dem Monte Mario, im ganzen eine staubige, wenig einladende Wildnis, und über allem ein Stempel des Verfalles, ein Hauch von Vernachlässigung, wie sie in Italien bekanntlich die Regel ist; aber hier trug die liederliche Wirtschaft ein ganz besonderes Gepräge von Verkommenheit. Ich nahm Platz in der Pergola vor einem uralten steinernen Tische, der mit gewissem Geschmack gearbeitet war und sicher einst in vornehmerer Umgebung gestanden. Ein paarmal klopfte ich mit dem Stocke auf die Marmorplatte, aber es erschien niemand. Ich stand auf, rief, ging hin und her, um ein lebendes Wesen zu entdecken — alles vergebens. In einem der Zimmer des Erdgeschosses hörte ich endlich Stimmen und näherte mich dem Fenster. Es waren Facchini, Eseltreiber, Campagnolen, eine Gesellschaft, die mir wenig paßte. Was hatte sich der alte Gärtner eigentlich gedacht, mich in diese Spelunke zu weisen, zumal in Rom, wo doch sonst an anständigen Trattorien kein Mangel?

In meinem Verdruß wollte ich wieder fort und schritt den Weg zurück, den ich gekommen; da auf einmal, im dunklen Hausflur öffnet sich eine Thür, und aus der Küche — miracolo und noch einmal miracolo — tritt eine Mädchengestalt, den Arm voll Teller und Gläser, und stellt sich mir in den Weg.

‚Commanda Signore?‘ — der Herr

wünscht? Offenbar war die Hebe vom Hause selbst, und mein Unmut wich vor dem Staunen über diese unerwartete Erscheinung. Ich verlangte qual cosa di mangiar* und vor allem vino und zwar hinaus in die Pergola.

‚Subito Signore,‘ war die Antwort, und sie schlüpfte in das große Parterrezimmer, wo die vorherige lärmende Gesellschaft saß. Ich ging zurück in den Garten, und es dauerte auch nicht lange, als die Huldin herauskam und sich oder vielmehr den Vater entschuldigte, der drinnen zu thun habe.

Das Mädchen schien offenbar verwirrt und bekümmert, ja in feindseliger und gereizter Stimmung, aber jetzt im vollen Tageslicht sah ich erst, wie schön sie war, trotz ihrer vernachlässigten Kleidung. Das war die bronzefarbige, robuste Schönheit der römischen Rasse, die Haare tief in die Stirn gewachsen, die großen Augen überschattet von dichten Brauen, dazu die kurze Oberlippe und der klassische Hals, um den eine Korallenschnur mit irgend einem Amulett hing. Der Anzug sonst war schmucklos und wenig elegant, dennoch saß er wie ein Kostüm.

Sie brachte mir Wein und Brot, einen Teller Schinken, Eier und Feigen. Nun hatte ich auf meiner langen Fußreise hinreichend gelernt, mit dem italienischen Volk zu verkehren und den Ton der Leute so weit zu treffen, daß ich allezeit bald vertraut mit ihnen ward. Ohnehin ist ja dem Künstler dort ein großes Vorrecht zugestanden, mehr als in jedem anderen Lande der Welt. So gab ich mir denn einige Mühe, die Bekümmerte mit ein paar guten Worten aufzurichten, indem ich wie ein alter Bekannter gleich nach den intimsten Dingen fragte. Sie sah mich ein paarmal forschend und ernsthaft an, dann schien sie wirklich Zutrauen zu gewinnen und kam in kleinen Pausen mehrmals wieder an meinen Tisch, um das unterbrochene Gespräch fortzusetzen.

Wovon wir sprachen, das ist ja gleichgültig, aber daß die häuslichen Verhältnisse irgend einen Haken hatten, merkte ich sehr bald. Nicht weil die Mutter gestorben war und das junge Mädchen ganz allein die Wirtschaft zu besorgen hatte — dabei giebt's ja Anlaß genug, auch das heiterste Gemüt verdrossen zu machen; aber das alles war nicht der rechte Grund. Endlich sagte sie: ‚Ihr seid nur ein Forestiere und ein Artista, und dem kann man alles sagen, denn Ihr bleibt nicht am Ort. Schaut, mein Kummer und Herzleid ist der Vater. Heut morgen saß er drinnen ganze Stunden mit einem Prete und jetzt wieder mit den Rothemden, das muß ja zuletzt ein Unglück geben!‘

Und da ich das nicht sofort verstand, erläuterte sie:

‚Ich weiß nicht, was Ihr denkt als Tedesco, denn das seid Ihr ja, aber die Rothemden reden allzeit von der Una Italia, und so steht's ja auch in den Zeitungen zu lesen, aber die Preti wollen das nicht, und der heilige Vater auch nicht. Wer von beiden recht hat, weiß ich nicht. Unser Albergo zum Papa Giulio können wir keinem verschließen, da kommen aber Leute von allen Parteien, drum hört man so vieles durcheinander. Aber der Vater sollte es doch wissen, was gut und recht ist, und dann soll er mit einem von beiden halten. Aber er meint es zu gut mit allen, und das wird unser Unglück heut oder morgen. Wenn die Herren Monsignori und Preti einmal Verdacht geschöpft haben, dann graben sie nach — und wer irgend einen Grund sucht anzubinden, der findet auch, was er sucht. Das haben wir alle Tage gesehen, und deshalb läßt mich die Angst und Sorge nicht mehr los.‘

In solcher Art sprach sie, und ich mußte mich wundern über dies Gemisch von vollkommener Naivetät und von politischer Witterung, wie sie auch die Jugend hat in unserer Zeit. In Summa, an diesem ersten Nachmittag kamen wir zu keinem recht erquicklichen Gespräch. Was gingen mich diese römischen Parteifragen

* Etwas zu essen.

an. Die ganze Politik war mir damals überhaupt ein langweiliges Kapitel, aber die schöne Annunziata oder Nunziata, wie sie abgekürzt gerufen wurde, interessierte mich desto mehr.

Am anderen Tage war ich zur selben Stunde wieder im Papa Giulio und fand das Mädchen bei besserer Laune. Der Vater hätte sich heute endlich losmachen können von den Preti, sagte sie und deutete mit dem Kopf nach dem Laubgang. Von dorther sah ich einigemal einen Mann kommen und an uns vorübergehen, einen Mann, der mir eigentlich nicht recht gefiel, das heißt, der mir mehr imponierte, als mir gerade paßte. Ein breitschulteriger Mensch mit ellenlangem Bart und einem Paar Augen im Kopf, die man nicht wieder vergißt. Das war ein vollwichtiger Enkel der Quiriten, der ebensogut in Romulus' Heroenzeit paßte als in die Sturmtage Rienzis, ein Prachtmodell für einen Virginius nicht minder wie für einen Catilina.

Als er das erste Mal vorüberging, nickte er stolz und kurz mit dem Kopfe und schoß einen Blick herüber, der mir so zu sagen bis ins Mark der Knochen ging. Meine Freude war mir auf einmal verdorben, ich wußte nicht recht warum, und auch Nunziata war eine Weile ganz kleinlaut geworden.

Nachher begann sie mich auszufragen, woher und wohin, in naiver, doch nicht aufdringlicher Weise, wie es nur Italienerinnen verstehen.

Was ich dabei von meinen Reisen und meiner Heimat erzählte, war mancherlei, wenn auch simpel, und doch machte ich die Beobachtung dabei, daß mir mein deutsches Vaterland in der Schilderung auf einmal viel besser gefiel und viel wärmer in der Farbe stand, als ich je geglaubt hätte. Doch davon nachher noch mehreres.

Über meine Ankunft in Rom war ich desto kürzer. Es kam mir diese Kunstwelt am Tiberufer plötzlich ganz uninteressant vor, wenigstens für ein Mädchenhirn, und die verkommene Kneipe zum Papa Giulio überstrahlte an Wichtigkeit und Zauber weit den Sankt Peter und Vatikan.

Natürlich erzählte ich ihr, daß ich schon mehrere Tage in der Villa Borghese arbeite und zeichne, und Gott weiß wie es kam, am Schlusse fragte ich, ob sie mir nicht alltäglich um fünf meine Collazion hinüber in die Villa bringen könne, hier wäre es gar zu staubig, zu wüst und unheimlich.

‚Warum denn nicht,‘ erwiderte Nunziata, ‚wenn nur —‘ Doch sie vollendete den Satz nicht und sagte nur: ‚Ebbene, ich werde kommen.‘

Und sie hielt auch Wort und kam pünktlich jeden Nachmittag um fünf mit einer Art Menage, das heißt mit Tellern und Schüsseln, und den umflochtenen Fiasko trug sie in der anderen Hand. In den ersten Tagen blieb sie nur so lange, bis ich die Mahlzeit beendet. Allmählich aber dehnte sich diese halbe Stunde weiter aus, und zuletzt brachte ich die schöne Hebe dazu, daß sie Platz nahm und mit mir aß und trank, eigentlich nur naschte und nippte, aber es war doch eine Collazion zu zweien.

Und nun begann meine Rosenzeit oder, wenn Sie wollen, mein Abenteuer, das nur wenig süße Wochen dauerte, aber mir doch alles sonstige Glück späterer Jahre weit aufwiegt. Es war eine jener Lebensseiten, die mit goldenen Buchstaben geschrieben sind.

Als sie das erste Mal kam, begrüßte sie den alten Gärtner als alten Bekannten, als compadre und Gevatter, der wieder sein schlaues Lächeln zeigte und uns bald allein ließ, nachdem er einige seiner Sprichwörter zum besten gegeben, deren Erfinder er jedenfalls selbst war.

Als ich am anderen Tage zuerst mit ihm allein war, nickte er mir zu und sagte: ‚Signore e galantuomo, eh — chi coglie rose chine — coglie anche le spine‘,* dann lachte er wieder in sich hin-

* Wer Rosen pflückt, darf die Dornen nicht scheuen.

ein: Ma prendi guardia,'* setzte er warnend hinzu und drohte mit dem Finger.

Wie soll ich nun das wunderbare Mädchen schildern — ihre Scheu und Innigkeit, ihre Neugier, Fürsorglichkeit und Schalkheit — sie besaß alle denkbaren weiblichen Tugenden und Untugenden gleichsam im Auszug, aber in einen so farbigen frischen Strauß gewunden, daß sein Reiz mich immer von neuem entzückte. Tugenden und Untugenden, sage ich, von der jungfräulichen Würde bis zur fessellosen Leidenschaftlichkeit und zum krassesten Aberglauben, daß ich vor solchen elementaren Mächten mich nur staunend beugen konnte.

Das hört sich nun alles ganz gut an, und doch muß man erleben, was nicht zu schildern ist. Es war eine Reihe von traumvollen süßen und stürmischen Tagen. Man weiß nachher nicht mehr, wie dergleichen begonnen hat.

Ich sagte schon, sie brachte mir meine Collazion und blieb, bis sie das Geschirr wieder mitnehmen konnte. Später kam sie schon früher und sah mir bei der Arbeit zu, plaudernd, strickend oder häkelnd an irgend einem Zauberwerk von Seide oder Wolle. Das Plaudern betraf alles mögliche Große und Kleine eines Mädchenlebens; wenn sie aber auf Haus und Hof kam, wurde sie plötzlich einsilbig und traurig. Dies Hinstarren in die blauen Wellen und Hinbrüten in sich selbst war durch nichts zu besiegen, und drang ich ernstlich in sie, so kamen wohl die Thränen. ‚Quält mich nicht, Signore' — und in der nächsten Minute war sie auf und davon. Ich zeichnete damals Kapitäle und Ornamente, auch Skulpturen und Partien des Parks — zuletzt auch die Gestalt Nunziatas, erst nur beiläufig als Staffage und ohne daß sie es merkte. Erst später wagte ich mich an ihren Kopf, aber nun erriet sie es sofort an meinen Blicken und wurde unruhig.

‚Ich meine, Ihr wollt mich auch zeichnen, Signore, aber ich bitte Euch, laßt das lieber. Nein, nein! So ein Bildnis ist wie ein Pfand und man gehört sich nicht selber mehr an, und wer weiß, in welche Hand solch Blatt kommt und was man damit anstellt. Lieber gehe ich davon.'

Der alte Aberglaube also gerade wie bei den Türken, aber was wollte ich machen. So zeichnete ich denn in ihrer Abwesenheit weiter, bis ich das Porträt eines Tages fertig hatte, und ich glaube, es war mir gelungen. Das liebliche Angesicht stand mit aller seiner Anmut auf dem Papier. Als Nunziata am nämlichen Nachmittage kam, geriet sie wie häufig auch über meine Mappe und fand das bewußte Blatt.

Da staunte sie doch und erglühte bis zur Stirn hinauf.

‚Ihr seid ein gran pittore, Signore, aber ich hätte doch nicht gedacht, daß ich —'

Daß ich so schön wäre, mochte sie denken, aber sie brachte das Wort nicht über ihre Lippen.

‚Wollt Ihr mir's schenken?' fragte sie dann schüchtern.

‚Warum nicht — doch unter der Bedingung, daß dein Vater mir auch sitzt. Seinen Prachtkopf muß ich haben.'

Da wurde Nunziata ganz blaß und wehrte mit beiden Händen ab: ‚Giammai giammai! Das wird er nie zugeben, und er hat recht. Wer möchte sich solcher Gefahr aussetzen.' Und wieder verfiel sie in jene rätselhafte tiefe Traurigkeit, die fast etwas Unheimliches hatte.

Als sie eine Stunde darauf gegangen war, fehlte das Blatt in meiner Mappe, sie hatte es also heimlich mitgenommen.

Ich glaube, es war am folgenden Tage, als sie das Gespräch auf meine Heimat lenkte.

‚Ihr müsset wohl sehr reich sein, so viel hundert Meilen weit zu reisen.'

‚Das weniger, Kind — ich bin zu Fuß gegangen, wie ein Landstreicher, aber das ist deutscher Brauch.'

‚Ma che!' rief sie staunend und ungläubig. ‚Aber wer so zeichnen kann, ist

* Habt acht.

doch ein großer Artist, un gran ingenio, und die berühmten maestri sind auch alle reich geworden!'

,Danke für das Kompliment und Prophetenwort, aber bis jetzt ist's noch weithin, Kind. Denn das siehst du wohl, wenn ich berühmt und reich wäre, würde ich etwas besser leben als bei Schinken und Feigen!'

,O,' sagte sie, ,die galantuomini steigen auch bisweilen zu uns herab — und sehr gern.'

Das glaube ich wohl, dachte ich mir, zumal wo solche Reize blühen, aber die leere Schmeichelei schien mir doch unpassend für dies naive Kind. ,Du hast recht,' sagte ich, ,wer nach Italien kommt, der ist reich oder wird reich unter eurer Schönheit — darüber vergißt man gern Germanien mit seinen bleichen Lilien.'

,O, Germania!' rief sie — ,das soll ein wild Land sein mit dunklen Wäldern und voll ewigem Schnee — aber die Menschen dort sollen viel besser sein als hier.'

,Möchtest du einmal mit nach Germanien?'

,Warum nicht?' sagte sie unbefangen. ,O, wer mich befreien könnte aus diesem traurigen Dasein! Aber das sind nur schöne Träume, und dann wißt Ihr, Signore, ich würde doch krank werden dort und sterben, wie so manche andere, die nicht wiedergekommen sind.'

Man kennt ja die Vorstellungen der Südländer vom Norden, wozu auch sollte ich mir Mühe geben, dem Naturkinde solche Wahnbilder auszureden.

,Was hast du denn mit dem Blatt gethan, das du aus meiner Mappe mitgenommen?' fragte ich sie.

,Dem Vater gegeben,' erwiderte sie, ,er wird schon mit Euch reden.'

,Gut denn, aber meine Bedingung war, daß du ihn bewegst, mir zu sitzen — ich will sein Bild haben.'

,Nein, thut das nicht,' sagte sie wieder angstvoll. ,Ich beschwöre Euch bei der heiligen Mutter Gottes, kommt nicht darauf zurück.'

,Und warum eigentlich?'

,Dio mio. Ich kann es Euch nicht sagen' — und wieder wollte sie fort, da nahm ich sie bei der Hand und hielt sie zurück.

,Sag mir offen, Nunziata, lebst du unglücklich bei deinen Leuten?' Das Mädchen that mir in der Seele leid, ich wollte um jeden Preis ein offenes Geständnis haben.

Wieder sprach sie: ,Quält mich nicht, Herr. Ach, wenn meine Mutter noch da wäre, dann ließe sich alles ertragen. Jetzt sind's zwei Jahre, daß sie gestorben ist. O, das war eine schöne, kluge Frau — mild wie die Barmherzigkeit und doch auch wieder stolz wie eine Prinzessin.'

,Also ganz anders wie dein Vater?'

,O, redet nicht von ihm. Ich hab eine Furcht vor ihm, ich weiß nicht. Sehet, wenn man so einzelnes von den Nachbarn hört und wenn man dann nachdenkt über das alles, wie es gekommen ist, dann möchte man lieber nimmer geboren sein.' Und wieder verfiel sie in ihr Brüten, und die Augen standen voll Thränen. Lange Zeit brauchte ich mit gütlichem Zureden, bis sie wieder ihre Fassung gewann. — ,Ja, Ihr seid gut,' sagte sie, ,wenn ich nur alle Tage solche liebe Worte hörte' — und ehe ich mich versah, wollte sie mir die Hand küssen, und da ich das nicht duldete, umfing sie mich auf einmal und sah mir wie träumend in die Augen und küßte mich.

Es war ein langer, langer Kuß, und von dem Augenblick an war das Mädchen wie verwandelt — redselig, herzlich lachend und unbefangen, mit einem Wort, wie aus tiefem Schlafe erwacht. Wie uns die süße Stunde verging, wie Nunziata plauderte und koste und scherzte — alle Worte wären zu arm, das zu schildern. Sie saß neben mir auf der Bank und bald auf meinen Knien wie ein Kind und hielt ihre Arme um meinen Hals geschlungen. Ob uns jetzt der alte Gärtner sah oder nicht, das war uns einerlei, konnten doch alle Heiligen im Himmel, vorausgesetzt, daß sie existierten, unsere Zeugen sein.

Das war der schönste unvergeßliche Tag in Rom, freilich nur der Anfang vom Ende. Auf einmal nämlich, wie ich sie wieder an mich zog, schnellte sie empor und wich von mir: ‚Dio mio — mir war's, als wenn ich eine Stimme hörte — ich glaube der Vater!‘

Wirklich wurde in der Ferne der Wirt vom Papa Giulio sichtbar, wie er im Gespräch mit dem alten Gärtner von der Villa herkam. Dann blieb er stehen und schoß einen Blick herüber, ohne zu grüßen. Gleich darauf setzten beide ihren Gang fort und waren unter den Eichen verschwunden.

Nunziata aber war von diesem Moment an wie verscheucht und verschüchtert, ja sie war blaß geworden und zitterte wie ein Kind, wie wenn ein schweres Wetter am Himmel heraufzieht. Zugleich räumte sie die Teller und Gläser zusammen in ihren Korb und wagte nicht mehr in meine Nähe zu kommen.

Auf einmal stand der alte Morassi — so hieß der Wirt von Papa Giulio — neben mir und rückte flüchtig seine Kappe wie zum Gruß.

‚Meine Danksagung, Herr, für das Bild,‘ sagte er kühl und trocken. ‚Aber Ihr macht die Ragazza vollends zur Närrin. So schön wie eine Madonna ist doch die Sciocca nicht. Wie viel soll das Blatt kosten?‘

‚Was fällt Euch ein — nehmt es als ein Andenken hin, aber wenn Ihr mir gefällig sein wollt, so sitzt mir ein paar Minuten. Gerade Euren Kopf möcht ich —‘ Da machte Nunziata hinter seinem Rücken heftige Bewegungen mit ihren Händen, wie bittend und beschwörend, nicht weiter zu reden.

‚Eh,‘ sagte Morassi etwas freundlicher und wie geschmeichelt, ‚das haben auch andere Herren Maler schon gewollt, aber — kann man nicht sehen, was Ihr sonst malt?‘

‚Warum nicht?‘ und ich öffnete die Mappe vor ihm.

Seine Enttäuschung war groß, als er mir über die Schultern sah und nichts zu sehen bekam als Architekturen, Ornamente und Kapitäle, zwischendurch auch eine Landschaftsstudie.

‚Eh,‘ sagte er, ‚ich meinte, Ihr malt. Das sind ja nur Bäume und Häuser, aber keine Menschen.‘

‚Ja, die Menschen zeichne ich nur so nebenbei, wie Ihr seht. Ich bin Architekt.‘

‚Architekt, accidenti!‘ brauste der Alte auf, und er wiederholte das Wort dreimal und maß mich mit dem feindseligsten Blick von der Welt, als wenn ein Architekt Räuber und Mörder und der Inbegriff aller Verdammnis sei. — ‚Aber wenn Bauwerke Euer Fach — warum habt Ihr dann die Nunziata gezeichnet?‘

‚Warum, warum —‘ Was soll man auf so naive Fragen sagen — weil solche Köpfe selten sind, weil ich sie immer vor Augen haben wollte, weil, weil — thörichtes Zeug, wie hohle Trivialität kam mir solche Antwort vor, und so sagte ich kurz: ‚Weil sie mir gefiel.‘

‚So, weil sie Euch gefiel‘ — und damit war das Gespräch zu Ende.

Morassi winkte seiner Tochter, rückte wieder an der Kappe auf dem Kopf — ‚a riveder,‘ und in der nächsten Minute saß ich allein.

Ich fühlte, das schöne Sommeridyll war zu einem Wendepunkt gekommen, wo der Ernst begann und die berühmte Schicksalsfrage: Was soll daraus werden? — Es ist wahr, ich hatte mir diese Frage nie gestellt, und auch jetzt darüber nachzudenken, schien mir höchst pedantisch und abgeschmackt. Was fragt ein Student und reisender Artist danach, was über ein Jahr sein wird. Außerdem kannte ich die Italiener zu wenig in diesem Punkte trotz meines Verkehrs mit ihnen. Am anderen Tage beschloß ich, allmählich meine Studien in Villa Borghese zu beenden. Es war auf einmal, als ob es nichts Merkwürdiges mehr dort gäbe, kam ich längst doch nur Nunziatas halber — aber was nun beginnen — darüber mochte nur Glück und Zufall entscheiden, das heißt Nunziata selber. Mit brennender Ungeduld wartete ich zur gewohnten Stunde,

und eine geheime Angst konnte ich nicht verwinden, daß sie etwa doch ausbliebe.

Aber wirklich, sie kam, schöner als je zuvor — ja, sie hatte sich sorgsam geschmückt, und über die ganze Gestalt war es wie ein Sonntagsglanz ausgegossen. Trotzdem war sie hastig und scheu und verlegen.

‚Ich muß gleich wieder fort,‘ sagte sie, ‚der Vater hat es befohlen.‘

‚So, also will er, daß wir uns nicht mehr sehen?‘

‚Das hat er nicht gesagt. Aber warum wollt Ihr nicht bei uns zeichnen im Garten?‘

‚Das wäre schon etwas, aber dort ist ja nichts Merkwürdiges.‘

Da sah sie mich mit einem sonderbaren Blick an, als hätte ich eine Sottise oder eine Beleidigung ausgesprochen. ‚Nichts Merkwürdiges,‘ lachte sie, ‚o, wir haben altes Mauerwerk genug hinten im Garten mit Säulen und sonst. Und Ziegen und Hühner laufen auch herum.‘

‚Du hast recht, aber eure Gäste, die Campagnolen und Preti und Rothemden, das gäbe Störungen ohne Ende.‘

‚O, die brauchen nicht zu wissen, daß Ihr da seid.‘

‚Aber dein Vater?‘

Und da keine Antwort kam, folgte ich einem augenblicklichen Einfall. ‚Möchtest du mich nicht einmal besuchen, Nunziata? zum Beispiel morgen zum Sonntag; ich wohne Via del Babuino Nummer so und so, eine Treppe, nach der Piazza di Spagna hinaus bei braven Leuten, da wären wir ganz allein und könnten überlegen, wie es werden soll in Zukunft!‘

Nun war die pedantische Frage doch heraus. Sie aber sah mich vertrauensvoll an.

‚Ja, daran hab ich auch schon gedacht. Eh, warum nicht? ich komme schon einmal.‘

‚Nein, gleich morgen, und dein Vater braucht nichts davon zu wissen. Du kannst ja in die Kirche gehen, meinetwegen nach San Antonio auf dem Corso.‘

Wieder traf mich ihr fragender Blick, denn gerade San Antonio stand im Ruf allerhand verfänglicher Zusammenkünfte. Dann aber umarmte sie mich und küßte mich abermals, so heiß und innig wie das erste Mal.

‚Va bene — also morgen nach der Vesper, da kann ich am ehesten fort, und wenn es Ave Maria läutet, bin ich bei Euch. Aber jetzt muß ich gehen! A riveder — felicissima notte!‘ — und fort war sie wie ein Traumbild. Gleich darauf kam der alte Gärtner hinter einer Hecke hervor und nickte so selbstvergnügt vor sich hin wie ein alter Ruffiano. Möglich, daß er die letzten Worte aufgefangen und daraus alles andere erriet, aber er that nicht so und schüttelte mir herzlich die Hand.

Wie mir die folgende Nacht und der Tag verging, fragen Sie nicht. Ich war wie im Fiebertaumel vor dem süßesten Siege. Ich schmückte mein bescheidenes Zimmer aus wie einen Tempel der Liebe mit Blumen, Teppichen, Lampen. Für Nunziata hatte ich ein phantastisches Kostüm zurechtgelegt, ich wollte sie einmal in bunter Tracht sehen, ich Narr — ich wollte gleichsam meinen Karneval feiern ganz allein im weiten Rom und mitten im Sommer. Selbstverständlich war auch für ein opulentes Souper — Wein, Früchte, Pollastri, Frittaten und Pasticcien — gesorgt.

Was ich eigentlich wollte, war mir unklar, aber ich war in jener tollen, überschwenglichen Stimmung, wo man gleichsam sich selbst beneidet als den glücklichsten aller Sterblichen. Die Stunden gingen wie im Schneckengang. Endlich sank der Abend herein. Ich lag schon stundenlang im offenen Fenster und wartete. Jetzt läuteten die Glocken Ave Maria, und eine Menge Leute kamen aus der Via Condotti vom Corso her. Keine Spur von Nunziata. Ich lief jetzt selbst noch bis nach San Antonio, in der Hoffnung, ihr zu begegnen, umsonst. In meiner Unruhe ging ich noch in später Stunde vor die Porta del Popolo hinaus bis zum Papa Giulio. Dort aber war wüstes

Getümmel drinnen und draußen. Ein gewisses Etwas hielt mich ab, mich in die räucherige Höhle zu wagen, aber wenn auch nicht durch die Fenster, durch die offenen Thüren konnte ich ziemlich übersehen, was vorging. Der alte Morassi stand wuchtig hinter dem Schenktisch und kommandierte seinem Bottega mit Stentorstimme. Auch hier von Nunziata keine Spur.

Also Geduld bis zum nächsten Mittag, der mußte die Erklärung bringen. Jedenfalls kam dann Nunziata zur Villa Borghese.

Und so war es denn am letzten Tage, daß ich noch einmal den herrlichen Park betrat. An Arbeit war nicht zu denken. Der alte Gärtner schlich um mich herum wie ein knurrender alter Schäferhund. Seine Blicke hatten bald etwas Höhnisches, bald neugierig Fragendes. Ein paarmal war es, als wollte er etwas sagen, aber irgend ein Bedenken hielt ihn zurück. Er musterte mich dann noch einmal von Kopf zu Fuß, fragte, ob ich nichts zu bestellen habe, und schlich davon.

Die Mittagsstunde kam, aber keine Nunziata. Das war nicht länger zu ertragen. War sie krank geworden oder irgend ein Unheil geschehen? War alles verraten worden und ich zuletzt der von allen Geprellte, Betrogene, Angeführte? Um jeden Preis mußte ich Klarheit haben, trotz dieses Birbante von Vater. War das etwa die Art, die Fremden zu behandeln? War das der Dank dafür, daß ich seine Tochter gezeichnet hatte, eine Gunst, auf welche jeder Italiener sonst stolz ist? Nein, sein ganzes Benehmen ging gegen Brauch und Sitte in Rom, das ja bekanntlich von den Fremden lebt.

Rasch entschlossen stülpte ich meinen Hut auf und hinaus zum Papa Giulio. Es war in der heißen Mittagszeit, wo die Herberge in der Regel leer war. Auch heute waren die Räume öde und einsam wie das erste Mal und ebenso der staubige unwirtliche Garten. Wie damals saß ich wieder in der Pergola und klopfte mit dem Stock auf die Marmorplatte des Tisches.

Erst nachdem ich es mehreremal wiederholte, kam der alte Morassi aus irgend einem Winkel hervorgeschlichen, das heißt, er kam mit langsamen, wuchtigen Schritten, und mit finsterer Miene stand er an meinem Tisch.

‚Signore commanda?‘

‚Eine Foglietta vom besten, oder bringt gleich zwei mit Gläsern für uns beide, oder auch gar nichts, wenn Ihr wollt!‘

Der Alte sah mich an, als sei es nicht recht richtig in meinem Schädel. Was sollte ich den förmlichen Ton festhalten, war ich doch lange Wochen hindurch gleichsam sein Stammgast gewesen drüben in der Villa, und in Italien wird man rascher gut Freund mit seinem Wirt als in jedem anderen Lande. Also schien mir's besser, einen zwangloseren Ton anzuschlagen. Ich zog meine Cigarrentasche hervor und bot ihm an.

‚Nehmt, wenn's gefällig ist —‘

Er aber schüttelte den Kopf, ganz gegen die Gewohnheit der Italiener, die auch zugreifen, ohne lange gebeten zu sein. Das Blut stieg mir zu Kopfe.

‚Aber was habt Ihr gegen mich? Offen heraus denn, ich wollte mich erkundigen nach Eurer Tochter. Warum kam sie heute nicht, mir mein Essen zu bringen?‘

‚Weil sie eingeschlossen ist,‘ war seine trockene Antwort, und er rückte die Kappe bis zum Hinterkopf.

‚Eingeschlossen, und weshalb? Doch nicht etwa meinetwegen? Das ist denn doch außer allem Spaß! Was seid Ihr für ein Vater und was für ein Heiliger von Wirt. Das geht denn doch gegen allen Brauch in Rom. Wenigstens sind es die Forestieri sonst anders gewohnt hier!‘

‚Nur ruhig Blut, Herr,‘ sagte der Wirt und beugte sich über die Lehne eines Stuhles, den er vor sich hingestellt wie eine Verschanzung. ‚Ihr habt das Bildnis meines Kindes gezeichnet, davvero mit viel Kunst — weil sie Euch gefiel, habt

Ihr gesagt, das ist auch eine Erklärung, daran sich nichts aussetzen läßt. Wisset aber, ein Modell ist meine Tochter nie gewesen wie eine von den Dirnen, wie sie auf der spanischen Treppe sitzen. Die Schande soll ihr keiner anthun. Aber Ihr habt gesagt, sie gefiele Euch, va bene! Ihr seid ein Fremder, einer von denen, die gewohnt sind, ihre Finger nach allem auszustrecken, was zu haben ist. Reich sind die meisten, da fliegt ihnen alles zu, das ist kein Wunder unter armem Volk. Aber Ihr seid auch ein Artista, der sich durchbringen wird in Zukunft, va benissimo, und wenn Ihr auch nicht reich, seid Ihr doch ein galantuomo, tanto meglio! Die Artisten sind freie Leute und an kein Land gebunden. Es ist mancher Tedesco hier gewesen, der eine Römerin zur Frau genommen hat, sonderlich unter den Malern und Bildhauern. Das wissen wir, und da wäre also nichts verwunderlich. Aber dennoch, Herr, mit Verlaub: nicht jede paßt für jeden!'

‚Nur weiter,' sagte ich, da er innehielt. Ich wußte immer noch nicht, was da kommen sollte, denn solche Einleitung wäre doch eine gar zu ungenierte Art gewesen, einen Fremden zur Erklärung zu zwingen. ‚Was meint Ihr mit dem Wort: Nicht jede paßt für jeden!'

‚Hm,' machte Morassi. ‚Man sagt: der Adler zum Adler und der Sperling zum Sperling; aber freilich, die Herren Artisten sind Principi, die auch mal eine vom Volk nehmen, wie der König von Italien, aber das braucht Euch keinen Skrupel zu machen, denn unsere Römerinnen sind alle uralten Bluts und Stamms seit tausend Jahren, das wissen wir, ma, es giebt noch eine andere Ungleichheit, die vor dem Gesetz, Herr, per esempio, wenn eines von beiden nur halbbürtig oder so ein Kind der Liebe ist, wie sie's nennen.'

‚Aber was soll das, was kümmert mich das?'

‚Das heißt, Herr, ein Kind ohne Erbrecht; und so ist's mit der Nunziata. Der Hof zum Papa Giulio fällt einmal anderen zu, aber meine Tochter bleibt sie deshalb doch!' fügte er mit schwerem Tone hinzu.

‚Mein Gott, ich habe nicht darauf gerechnet, Euch zu beerben,' fuhr ich heraus. Diese Art, die ganze Zukunft geschäftlich abzustecken, bevor noch eine Erklärung stattgefunden, mochte italienisch sein, aber ich ärgerte mich darüber, denn die Pression war allzu unverkennbar. Wer denkt im glücklichen Traum, im Rausch und Zauber der Liebe sofort an Entzauberung und Ernüchterung.

Morassi schien ein anderes Wort erwartet zu haben, denn er schwieg eine Weile. Dann aber drehte er plötzlich den Stuhl herum, auf den er sich gelehnt hatte, und nahm Platz an meinem Tische.

‚Herr, ich will Euch eine kurze Geschichte erzählen:

Seht, es mag jetzt ein paar Jahr her sein, da war mein compadre, der Wirt vom Carabiniere. Ihr kennt doch die Osterie beim Pantheon. Die Forestieri finden da immer guten Wein aus Apulien und Calabrien, und von Artisten vollends ist jeden Abend ein Feldlager da und jede Nacht über. Ebbene, unter diesen Artisten war damals auch einer, ein Franzose, wißt, einer von denen, die den großen Preis gewonnen haben und drei oder vier Jahre droben studieren dürfen auf dem Monte Pincio in der Akademie. Seht, der war auch ein Architekt, genau wie Ihr, ein schöner Mensch und aus guter Familie, der kam alle Tage und alle Nächte, und das hatte seinen guten Grund, denn mein compadre, der Wirt vom Carabiniere, hatte auch eine Tochter, Letizia hieß sie und war mein Liebling, denn ich hab sie aus der Taufe gehoben. Dem Mädchen hat der Franzose — ich meine Signore Godard war sein Name — auch zu tief ins Auge gesehen, aber in allen Ehren, denn er warb beim Vater um sie, wisset, er hielt um die Hand Letizias ausdrücklich an und in aller Form.' Dabei streifte er mich mit einem Blick vom Scheitel bis zur Sohle.

Benvenuto, sagt mein compadre, wollt Ihr die Letizia zu Eurem Weibe, benissimo, Ihr könnt sie besuchen als Eure sposa promessa,* aber vergeßt nicht, daß sie mein Kind ist und die Tochter vom Carabiniere. Und also war alles gut. Der Sommer ging herum, der Herbst kam mit der Weinlese und den Ottobraten. Dann der Karneval mit den berberi und confetti und moccoli, und die jungen Leute waren beim neuen Wein, beim Korso, beim Ball, im Theater, bei allen Tänzen auf den öffentlichen Plätzen und ließen es sich wohl sein und freuten sich ihrer Jugend. Endlich, als das letzte Licht der moccoli ausgeblasen, am Aschermittwoch, fällt die Letizia dem compadre um den Hals: Frag ihn doch, wann wir Hochzeit machen, ich meine, es wird Zeit.

Mein compadre sagt kein Wort, aber am selben Tage ist er hinunter, es waren alle Tische dicht gedrängt voll, und im Winkel am Herd saß auch Signor Godard mit anderen guten Freunden, und sie sangen ihre Pariser Chansons trotz Aschermittwoch, aber in den wilden Zeiten nahm man es nicht so genau. Wie der Zufall sein Spiel hat, war ich an dem Tage auch gerade dort, aber ich kann Euch sagen, ich erschrak, wie der compadre an mir vorbeiging, blaß wie der Tod. Nun, ich dachte erst, das Singen wär ihm zuwider an dem Tage.

Er also hin zu dem Franzosen, nimmt Platz an seiner Seite und beide plaudern eine ganze Weile miteinander, und aus der ersten Flasche war längst eine zweite geworden. Endlich fragt der compadre: Herr, bei der Gelegenheit, da wir gerade beisammen sind, wann denkt Ihr Hochzeit zu machen mit der Letizia? Es ist nur wegen der Zurüstung.

Da wird der Franzose blaß und verwirrt und parliert allerhand, das sei noch ganz unbestimmt.

Unbestimmt, meint der compadre. Das kann es nie sein bei einer sposa promessa, was wollt Ihr also sagen?

Wieder stotterte der Franzose: Euer Kind ist mir noch zu jung.

Da steht der compadre auf und giebt mir einen Wink, daß ich näher kommen sollte.

Signor Godard, sprach er dann, ich frage Euch nochmals und vor meinem Freunde Morassi als Zeugen: Wann wollt Ihr meiner Tochter die Ehre geben? und setzte dann leise hinzu: Sie hat mir alles gestanden.

Aber da fuhr der Franzose auf, rot vor Zorn: Mein Gott, und wenn auch! Was Ihr andeuten wollt, Herr, dazu gehören zwei, und ich kann es Euch beschwören, daß nichts geschehen gegen den freien Willen.

Holla, ruft der compadre, dann nur noch ein Wort! Es scheint, Ihr wollt also überhaupt nicht mehr. Erklärt Euch kurz!

Und der Franzose lacht ihm ins Gesicht: Wenn Ihr darauf besteht, daß es gesagt sein muß: allerdings, ich bedenke mich!

Basta! dann habt auch Euren Lohn! Und im selben Augenblick saß ihm auch schon ein großes Messer in der Brust, das der compadre vom Herd weggerissen. Der Franzose ist umgefallen, ohne mehr ein Wort zu sagen.

Den Tumult in der Wirtschaft könnt Ihr Euch denken. Es war ein Imbroglio, wie zur Revolutionszeit von 1848 und 1849. Der compadre aber blieb ganz ruhig in der Halle stehen. Nun könnt Ihr gleich die Wache holen, daß sie mich abführt, ich stehe für alles ein. Und in derselben Stunde wurde er geholt, und ein paar Wochen darauf stand er vor dem Schwurgericht. Ganz Rom war dabei vom letzten Facchino bis hinauf zum höchsten Nobile, und obgleich er ein Mörder, alle waren auf seiner Seite, daß Ihr es wißt. Bei Euch zu Haus mögen sie anders urteilen, bei uns ist ein Vater, der die Ehre seines Kindes rächt, immer noch ein Held gewesen. Die Herren Gelehrten sprachen da von einem gewissen Virginius, was weiß ich davon.

* Verlobte.

Beim Schwurgericht aber gab es flammende Reden hin und her, und Lärm zwei Tage lang. Schließlich bekam er drei Jahr Galeeren. Drei Jahr, Herr, es ist nicht viel, aber Galeeren — jeder Tag eine Hölle von Hunger, Schande, Knechtschaft, Niedertracht, Seuchen und Pestilenz — jeder Tag, Herr, wird da zur Ewigkeit, auch wenn man der Held des Tages war und berühmt durch ganz Italien, ich möchte dergleichen nicht noch einmal erleben — wenn ich der arme compadre wär, setzte er rasch hinzu. Nun wißt Ihr meine Meinung und mögt sie Euch merken — addio Signore!'

Damit war Morassi aufgestanden und ging mit gleichen wuchtigen, langsamen Schritten davon, wie er gekommen war.

Wie mir zu Mute war, können Sie sich denken, oder eigentlich gar nicht. Ich erinnerte mich jetzt, daß die Historie vom Wirt zum Carabiniere, wo wir früher nicht selten zusprachen, längst ebendort erzählt worden war, doch ich hatte damals nicht darauf geachtet oder sie wieder vergessen. Aber was sollte der sonderbare Schluß Morassis: Ich möchte dergleichen nicht noch einmal erleben. Was hatte er denn erlebt? Da war ohne Zweifel noch ein düsteres Geheimnis vorhanden, aber welches? Und welches Ende sollte nun die ganze Sache nehmen? So kehrte die erste Schicksalsfrage jetzt mit erneuter Macht und Gewalt zurück.

Wohl über eine Stunde noch bin ich so in der Pergola sitzen geblieben, immer noch hoffend und harrend, daß Nunziata sichtbar werde oder mir wenigstens Botschaft schickte durch den alten Bottega, der, wie ich wußte, ihr besonderes Vertrauen besaß. Aber die Zeit verrann, niemand erschien, und so machte ich mich endlich auf den Rückweg.

Als ich am Parkthor der Villa Borghese vorbeikam, fiel mir ein, daß ich dort noch Mappen, Skizzenbücher und sonstige Utensilien liegen gelassen, die mitgenommen sein wollten, denn meine Arbeit dort war für immer zu Ende. Richtig fand ich auch meine Sachen und wollte gehen, als mir noch einmal der alte Gärtner in den Weg lief und sicher nicht bloß des Trinkgeldes halber, das er erwartete und bekam.

Seine Danksagung hatte diesmal etwas impertinent Vertrauliches, denn er legte seine Hand auf meinen Arm.

‚Ebbene, Signore, alles in Ordnung dort unten?' und er deutete in der Richtung des Papa Giulio; und da ich dem Schleicher nicht antworten mochte, setzte er hinzu: ‚Schade um die Poveretta, hätte ein besseres Ende gehofft.'

‚Was geht Euch die Nunziata an?' fuhr ich auf.

‚Eh, piano, Signore,' beschwichtigte der Alte, und sein verschmitztes Gesicht nahm auf einmal einen treuherzigen Ausdruck an —: ‚Eccellenza mögen ein galantuomo sein und reich auch, aber das sind andere auch. No, Signore, ich bin zu Euren Diensten und von Herzen gern, nur weil Ihr die Nunziata liebt, die Poveretta. Aber weil die Sache hier begonnen, trage ich auch die Verantwortung mit so oder so — Weiß schon, daß alles in Ehren geblieben, sonst hätte ich auch nimmer die Augen geschlossen — daß Ihr mich beinahe doch betrogen hättet. Jawohl, Signore. Ich weiß, daß Ihr die Ragazza in die Wohnung bestellt, und das hat mir nicht gefallen. Nicht wegen der Nunziata, die ist stolz und vorsichtig, aber des guten Namens wegen, denn sie konnte doch von anderen gesehen werden. Darum habe ich's den Morassi wissen lassen!'

‚Also Ihr habt den Verräter gespielt — ich hätte es mir denken können. Was wollt Ihr noch?'

‚Nur ruhig Blut, Herr, sonst, wie es Euch beliebt. Geht's um die Sicherheit, stehen wir alle für einen und einer für alle. Schaut, es hat mich gefreut, daß die Nunziata endlich einen gefunden hat, der sie fortnehmen will aus dem schrecklichen Hause.'

‚Wieso schrecklichen Hause?'

‚Eh, davon wißt Ihr nichts — und ich hatte Euch doch gewarnt nach Pflicht

und Gewissen. Habt Ihr den Morassi gesprochen?‘

‚Wozu das? Antwortet auf meine Frage! Im übrigen könnt Ihr wissen, daß man sich keine Werbung abdringen läßt.‘

‚Eh, schaut doch — also doch genau so, wie ich mir gedacht habe. Er hat mit Euch gesprochen.‘

‚Zum Teufel ja! aber was wollt Ihr mit dem schrecklichen Hause? Ich habe aus seinen Worten sehr wohl gemerkt, daß noch ein Geheimnis vorhanden sein muß. Also redet!‘

Der Alte war sichtlich verlegen und musterte mich wiederholt mit verstecktem Blick. Als ich aber in die Tasche langte und die Börse zog, um meinem Verlangen mehr Nachdruck zu geben, da stampfte er mit dem Spaten auf und trat ganz dicht an mich heran, indem er wieder meinen Arm berührte.

‚Das laßt nur. Ihr sollt alles wissen. Lieber aber wär's mir, er hätte es Euch selbst gesagt, denn es ist gefährlich, die Ehre eines anderen bei hellem Tageslicht besehen. Da kommen manchmal kleine Flecken zum Vorschein.‘

‚Meint Ihr das — ich weiß schon — das sind Dummheiten!‘

‚Was Dummheiten, Herr?‘

‚Daß die Nunziata kein Erbrecht hat, weil sie nicht vollbürtig, wie der Vater sagt.‘

‚Eh, also das hat er doch gesagt. Schaut einmal, so weit also seid Ihr gekommen, und doch wär's das Mindere. Aber das andere, Signore, das Schlimmere —‘

‚Aber was in aller Welt noch!‘ Dies Versteckspielen war zum Rasendwerden!

‚Das was auf ihm lastet, meine ich. Schaut, ob Euch das genehm sein wird, das ist die Frage, und deshalb jammert mich die Ragazza, denn die nimmt keiner hier, außer vielleicht ein verrückter Engländer oder sonst ein Fremder, der sie in ein Land bringt, wo niemand davon weiß.‘ Der Alte hatte den Spaten hingelegt und sich auf einen Baumstumpf niedergelassen. Dann nahm er aus einem kleinen Döschen eine Prise Tabak, gleichsam um sein Gedächtnis aufzufrischen. ‚Also wisset nun. Es mögen jetzt bald zwanzig Jahr her sein, da hauste im Papa Giulio ein anderer Padrone — das war Compadre Stefano Gianotto — ein alter Fuchs, der hat den Preti manchen armen Teufel ins Garn gejagt, und woher seine Scudi geflogen kamen, das hat auch niemand gewußt. Respektiert worden ist er gewiß, gefürchtet und gehaßt auch, aber vertraut hat ihm niemand. Und wie es im Sprichwort heißt Anche vecchiezza ha sua sciocchezza,* so kam ihm der Übermut, noch ein jung schön Weib zu nehmen. Er konnte es ja haben, der reiche alte Mann, und schön wie der Satan war die Teresita aus Trastevere, wenn auch blutarm, aber Verstand hat sie gehabt für drei Männer. Freilich hätte er wohl können ihr Vater sein oder ihr Großvater, und es mag sie wohl gewurmt haben, ihre Jugend so hinzuopfern, aber da half kein Bedenken, denn für alte kranke Eltern zu sorgen und eine Menge Geschwister, die alle von nichts lebten, das heißt vom Spinnen — das war nichts Kleines. Die im Zuchthaus leben, Herr, haben es meist besser als die armen Leute.

‚So ist die Teresita die Frau vom alten Gianotto geworden und Padrona vom Papa Giulio. Seitdem war das Haus wie umgewandelt. Alle Tage Festini und Fuochi, Banketti und Ball, als wär's ewige Leben bereits angegangen, oder als dauere der Karneval zwölf Monate im Jahr. Dem alten Gianotto zwar war es anfangs nicht recht, aber er hat rasch klein beigeben müssen, denn nicht bloß, daß die feinste Gesellschaft kam — Nobili und Forestieri und Artisten — auch die Herren Monsignori und die von der Polizei fanden seinen Wein gut und sein Weib schön, will sagen nur für ihre Zwecke. Denn es war damals böse Zeit gekommen, und alles, was beim Sturm auf Rom im Jahr 48 geflohen, war jetzt

* Alter schützt vor Thorheit nicht.

wieder obenauf, und die Vendetta hielt ihre Nachlese. So fand denn auch der alte Stefano als geheimer Polizeimann seine reiche Ernte, und er soll manchen in den Bagno geliefert haben und in den Kerker. Der alte Fuchs sah auf tausend Schritt weit durch alle Wände und um alle Ecken. Das schöne Weib war ihm willkommener Köder, der alle in die Falle lockte — aber freilich, was in nächster Nähe vorging, das sah der Blinde nicht.

‚War zur selben Zeit auch ein Cameriere im Haus, der in der Wirtschaft aushalf als Bottega, ein armer Teufel aus Fundi, aber jung, schön gewachsen und ein resoluter Mensch. Manche wollten wissen, er sei Brigante gewesen in den Bergen bei Itri, andere meinten, er sei ein geheimer Garibaldiner und Carbonaro gewesen. Was wahr daran, mögt Ihr selbst beim Morassi herausholen, denn von dem ist die Rede.

‚Blind war die schöne Teresita so wenig wie der Bottega. Je mehr der Alte krank, geizig, jähzornig und brutal ward, desto lieber war's den beiden, denn alle Welt sah dann, daß sie recht hatten. Ich kam damals auch bisweilen in den Papa Giulio und war ebenso verliebt und vernarrt in die schöne Teresita wie hundert andere auch.

‚Aber was hatten wir davon. Alle Welt wußte und sah, was vorging, denn die beiden legten sich längst keine Vorsicht mehr auf, und das mag manchen verdrossen haben, der sich mehr wert hielt als der hergelaufene Brigante von Fundi. Kurz — einer von denen muß den alten Gianotto gewarnt haben.

‚In einer Sommernacht war's, da hat er wahrscheinlich nicht schlafen können, wie sonst, und ist hinauf ins Zimmer der Teresita, die aber war nicht zu finden. Ich kann Euch das so ausführlich erzählen, weil es später vor Gericht alles erforscht und festgestellt ist Stunde für Stunde. — Da, als der Gianotto seine Frau vermißt, schleicht er sich hinunter in den Garten und aus der Küche nahm er ein Beil mit. Teresita und der schöne Bottega saßen im Mondlicht am Steintisch in der Pergola und haben sich unterhalten, wie es eben Liebesleute thun.

‚Wäre der alte Stefano klug gewesen, so hätte er den Bottega einfach fortgejagt — aber nein, in blinder Wut fällt er über den baumstarken Brigante her, der sich aber nicht überraschen ließ. Beide rangen miteinander, doch nicht lange. Teresita schrie nicht etwa um Hilfe, sondern entwand dem Alten das Beil. Da war's dann um ihn geschehen. Es muß ein lautloser, heimlicher, heftiger Kampf gewesen sein. Die Nachbarn haben keinen Schrei noch Lärm gehört, nur der Hund an der Kette hat in jener Nacht stundenlang geheult.

‚Als der alte Stefano tot war, haben ihn die beiden im Garten heimlich begraben — hinten bei dem uralten Mauerwerk, und die Teresita hat geholfen beim Graben wie beim Einscharren des Toten, und das muß doch lange gedauert haben, denn die Entfernung bis zur Pergola war weit.

‚Am anderen Tage war der Padrone vom Papa Giulio nicht mehr da, aber das fiel keinem auf, denn der alte Stefano hatte allzeit viel Geschäftsgänge. Der einzige, der nach ihm fragte, war ein Schuldner, der Geld brachte, und da man ihm sagte, der Padrone sei verreist, konnte er sein Geld wieder mitnehmen.

‚Und so blieb der Gianotto auch in der Folge verreist, und alle Welt war eigentlich froh, daß der alte Fuchs, der nur gefürchtet und verhaßt gewesen, nicht mehr vorhanden war.

‚Allmählich aber, etwa nach einem halben Jahr, begannen die Leute doch zu flüstern. Gott weiß wie und woher — aber auf einmal entstanden Gerüchte, mit dem Verschwinden könne es nicht richtig sein; daß der Hund in jener Nacht stundenlang geheult, bedeute doch den Tod des Padrone, und daß das arme Tier seitdem wochenlang nichts mehr gefressen und sich gehärmt, daß er zum Geripp abgemagert — das alles sei ein offenes Zeugnis und offenbare Anklage. Ein

paarmal kamen auch Leute von der Polizei und vom Kriminal, um nachzusuchen, aber sie fanden nichts und so zerrann das Gerücht wieder. Zuletzt galt der alte Gianotto als verschollen.

‚Die schöne Teresita aber als Witwe und Padrona vom Papa Giulio legte sich nun erst recht keinen Zwang mehr auf, sie und der glückliche Bottega lebten in Jubel und Freude wie Mann und Frau miteinander und das über Jahr und Tag, aber wie es heißt niente così nascosto viene alla luce piutosto —* so kam auch hier die That an den Tag, und in ganz sonderbarer Weise. Derselbe alte Hund, einer von der bösen Rasse, die man an der Kette hält, der damals die Nacht durch geheult und gewinselt, wurde zuletzt krank und räudig, so daß er von der Kette losgelassen und in bessere Pflege genommen ward. Nun denkt Ihr vielleicht, daß er die Schuldigen angefallen — keine Spur. Er kroch nur an der Wand hin, nahm auch Nahrung aus der Hand der Padrona, aber knurrte, wenn er den Herrn nur von fern sah.

‚Des Nachts aber schnupperte er im Garten umher, bis er an das alte Mauerwerk kam. Dort begann er in der Erde zu wühlen und grub und grub, bis eine Hand hervorkam und ein Arm. Da erhob er wieder sein Winseln und Heulen, grauenhafter als je zuvor, so daß zuletzt die ganze Nachbarschaft zusammenlief und den Morassi dabei überraschte, wie er eben den alten Hund mit einem Knüppel erschlug. Aber die Grube war offen und die Menschenhand sichtbar.

‚So kam der Mord auf einmal ans Tageslicht — es sind noch keine achtzehn Jahre her. Den Aufstand und Tumult brauche ich Euch nicht zu beschreiben. Morassi ward auf der Stelle verhaftet und vor Gericht gestellt. Frau Teresita lag gerade im Wochenbette mit der Nunziata, drum ließ man sie aus dem Spiel damals.

* Nichts ist so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen.

‚Was soll ich Euch noch sagen über den Prozeß, Herr. Das gab ein Aufsehen ohnegleichen. Zwar niemand hat seine That entschuldigt, aber auch niemand nahm Partei für den alten Gianotto, den hatte die ewige Gerechtigkeit ereilt für seine Bübereien und Praktiken, will sagen, solch Ende gönnte man schließlich jedem Polizeispion und jedem usurajo.* Und so wie das Volk, dachten auch die Geschworenen. Freisprechen konnten sie ihn nicht, denn er selbst hatte ja alles gestanden. Aber zum Tode verurteilen wollten sie ihn auch nicht, das schien ihnen — den Geschworenen nämlich — himmelschreiendes Unrecht, hatte doch der Alte den Angeklagten zuerst überfallen, und so konnte man wohl von Notwehr reden. So ward er denn nur schuldig erkannt des Totschlags und erhielt fünfzehn Jahr Bagno in Civitavecchia. Fünfzehn lange Jahr. Herr, das heißt ein halbes Menschenalter, und wenn er auch nur die Hälfte abgesessen hat — verspielt war sein Leben doch.

‚Seine Frau, die schöne Teresita, hat unterdessen den Papa Giulio allein fortgeführt, und hat sich wacker und tadellos gehalten, das muß man sagen, und daß die kleine Nunziata so schön herangewachsen und so streng erzogen worden, das hat sie allein ihrer Mutter zu verdanken. Oftmals im Jahr ließ Padrona Teresita den Wagen anspannen und fuhr nach Civitavecchia, um ihren getreuen Morassi zu besuchen; natürlich ist er in aller Form ihr zweiter Gatte geworden, bevor er seine lange Haft antrat.

‚Wie ich Euch sagte — er hat sie nicht zu Ende erduldet; bei einer großen Amnestie — ich glaube, als der Pio nono das neue Dogma in die Welt brachte von der immacolata concepzione — da ist er frei geworden.

‚Herr, den Tag hättet Ihr erleben müssen und die Menschen hättet Ihr sehen müssen, als der Morassi heimkam.

‚Natürlich war der alte Papa Giulio

* Wucherer.

bekränzt über allen Fenstern und Thüren, aber auch alle Nachbarhäuser, ja die ganze Straße hatte Fahnen ausgesteckt. Im offenen Zweispänner, mit Blumen geschmückt, kam er angefahren mit Weib und Kind und war der Held des Tages — und wäre Garibaldi selbst gekommen, er wäre nicht glänzender empfangen worden. Selbst der Sindaco vom Bezirk hielt an der Porta del Popolo eine schöne Rede, und das Fest im Papa Giulio dauerte bis an den anderen Morgen. Ich sage Euch, es war höchst rührend, und alle, die dabei waren, gedenken daran auf lebenslang.

‚Aber freilich, Stich gehalten hat die Herrlichkeit doch nicht lange, denn der Morassi ist ganz und gar auf die Wege seines alten Herrn gekommen. Heute hält er's mit den Rothemden und morgen mit den Preti und verrät die einen an die anderen, bis es einmal ein schlechtes Ende mit ihm nimmt. Doch das geht mich nichts an. Mir thut nur die Ragazza leid, die Poveretta, denn eine Partie macht sie nimmermehr in Rom. Wer möchte in eine Familie heiraten, die mit Blut befleckt ist. Die Ärmste weiß es auch, welch Geschick auf ihrem Hause lastet, und daher ihre Traurigkeit und Schwermut, die Ihr wohl oft bemerkt habt. Und gerade deshalb hätte ich gewünscht, Ihr oder ein anderer Forestiere nähme sie mit fort als seine ehrbare Frau. Denn das sage ich Euch, Herr, an Liebelei ist da nicht zu denken. Das könnte Euch das Leben kosten, wie dem Francese im Carabiniere!‘

‚Verschont mich mit dieser Historie,‘ unterbrach ich ihn, ‚ich kenne sie schon.‘

‚Tanto meglio,‘* sagte der Gärtner, ‚so wißt Ihr auch, wie dergleichen hier endet, und der Morassi ist um kein Haar anders als sein compadre, mag er ein Brigant gewesen sein oder ein Rothemd, die Ehre gilt ihm noch mehr als alles andere. Dabei ist er heftig und stolz, brutal und gewaltthätig, selbst für das Leben seiner Tochter gäbe ich keinen Bajocco, wenn sie schuldig wäre. Nun wisset Ihr alles, Herr, was er Euch verschwiegen hat. Möget Ihr Euch bedenken und entscheiden, was Ihr thun wollt. Im übrigen mein Kompliment, Eccellenza.‘

Also sprach der Gärtner von Villa Borghese, und ich muß sagen, mir rann bei seinen Worten mehr als einmal ein Schauer ins Gebein, aber doch noch mächtiger war das Mitleid mit dem armen Mädchen. Der Gedanke schon, mit diesem Mörder in Verwandtschaft zu treten, machte mir eine Art Grauen, aber noch mehr schien es mir namenlose Feigheit, die Ärmste im Stich zu lassen. Wie mußte sie selbst leiden in der Haft, und was mußte sie von mir denken, daß ich noch nicht gekommen war, sie zu erlösen mit offener ehrlicher Werbung. Aber ich kam im Moment zu keinem Entschluß, und das hatte doch noch einen anderen Grund.

Meine Willenskraft war auf einmal wie gelähmt, oder mit anderen Worten, hundert entgegengesetzte Gedanken, die zugleich auf mich einstürmten, hielten sich gegenseitig in Schach und mich in vollkommenster Erstarrung. Solche Zustände muß man erlebt haben, um ihre Qual zu kennen. In meiner Ratlosigkeit und Unentschlossenheit irrte ich von der Villa Borghese an den hohen Stadtmauern Roms hin auf der Westseite des Monte Pincio. Die tiefe Straße ist dort von umbuschten Mauern begrenzt und hohen Felsen, so daß sie völlig einem Hohlweg gleicht, aus dem kein Entrinnen zur Seite möglich. Dazu die völligste Öde und weltverlorene Einsamkeit; wer hier in die Hand seines Gegners fällt, ist verloren, selbst bei Tage und in der nächsten Nähe der großen Verkehrsstraßen. Aber gerade dieser unheimlichen Stille halber liebte ich diese schluchtartige Gegend, die ich früher schon oft aufgesucht hatte. Diesmal schritt ich vorwärts, als könnte ich mir selbst und meinen Gedanken entfliehen. Da plötzlich machte sich aus der Ferne ein dumpfes, donnerähnliches Brausen vernehmlich, das immer näher zu kommen schien und unter

* Desto besser.

dem der Boden zitterte. Der Schall klang zuerst genau so wie das Traben von Schwadronen schwerer Reiter, nachher aber regelloser und wilder. Zugleich erhob sich wie ein ferner Qualm eine Riesenwolke gelben Staubes, die mit Windeseile näher kam.

Aber bevor ich noch die nächste Biegung des vielfach gewundenen Hohlwegs erreicht hatte, erschien das Ungeheuere selbst: eine Herde der weißgrauen Stiere der Campagna kam im vollen Trabe und in der vollen Breite der Straße angestürmt, hinter ihnen die Lanzenreiter der Hirten.

Es war vielleicht nur eine Veränderung des Weideplatzes, aber derartige Vorgänge geschehen in Rom nach anderer Tonart, und wehe dem, der in solchem Hohlweg dieser Herde elefantengleicher Tiere begegnet. Zwar wußte ich recht gut, daß die ausgemauerten Nischen, welche sich in gewissen Abständen am Fuß der Felsen des Pincio befinden, zu dem Zweck dienen, sich bei derartigen Begegnungen rasch hineinzuflüchten, um nicht zermalmt zu werden. Aber die nächste Nische vor mir, das sah ich genau, war bereits überrannt, es blieb also nichts übrig als umzukehren und in vollem Lauf noch die nächste hinter mir liegende zu erreichen. Wirklich gelang es mir, in demselben Moment hineinzuspringen, als die donnernde Herde auch bereits an mir vorüberraste.

Dieser an sich unbedeutende Zwischenfall, bei dem es gleichwohl um das Leben ging, rüttelte mich mit wohlthätiger Gewalt auf und gab mir alle meine Spannkraft und Willensstärke zurück.

Wenn ich einer Herde wilder Stiere, die mich zermalmen konnte, glücklich entkommen war, was konnten mir Menschen anhaben? Und was fürchtete ich schließlich beim Bündnis mit der geächteten Familie? Das Urteil der Welt? — bah — war das nicht auch nur eine Herde, der man ausweichen konnte — also vorwärts zum Papa Giulio!

Der Gedanke übrigens, Nunziata rasch zu heiraten, hatte gar nichts so Abenteuerliches, wie es scheint. Meines Meisters B. Empfehlungsbriefe schufen mir als Architekt überall festen Boden, und ich hatte bereits Anknüpfungen in Süddeutschland wie in Österreich. Es kostete mir nur ein Wort, um mich für die Zukunft zu binden, und alles war in Ordnung. Also nochmals vorwärts zum Papa Giulio! Noch vor Sonnenuntergang stand ich zum zweitenmale vor der Herberge, mit dem heroischen Mut, das Äußerste zu wagen, entweder von Morassi selbst eine Zusicherung zu erlangen, oder Nunziata zu entführen.

Aber das Haus war diesen Abend geschlossen. Erst als ich auf dem Hof endlich den alten Bottega und Hausknecht auftrieb und ihn mit einem Carlin geschmeidiger machte, erhielt ich Auskunft. Danach war der Padrone am Nachmittag mit Nunziata fortgefahren, wahrscheinlich ins Gebirg oder nach Fundi, um Verwandte zu besuchen. Vor ein paar Monaten werde er nicht zurückkommen, hatte Morassi gesagt. Also auch hier war der Heroismus umsonst. Der Alte war mir gleichsam zuvorgekommen und hatte Nunziata selber entführt. Als ich eine Stunde später in meine Wohnung in der Stadt kam, fand ich in meinem Zimmer noch alles unverändert — die Blumen von gestern, die Teppiche und Lampen und seidenen Kleider, ich hätte alles zertrümmern können und mich selber peitschen aus Zorn über meine Unentschlossenheit, die den rechten Augenblick versäumt hatte.

Hundert Pläne machte ich, nachzureiten, auszuforschen, die Flüchtlinge einzuholen und dem alten Missethäter sein Kleinod in Güte oder mit List zu entreißen. Und sonderbar, noch gestern galt es mir um ein flüchtiges Abenteuer, heute um eine ernste Lebensfrage; ich war besser geworden und bekam, so zu sagen, wieder Respekt vor mir selbst.

Aber es ist wirklich ein sinnvolles altes Wort, so sinnlos es klingt, daß die Ehen im Himmel vorbeschlossen sind, daß eine Art

Fatum mitwirkt und daß alle menschliche Entschlossenheit umsonst ist. Soll etwas sein, so helfen hundert kleine Nebenumstände mit, hundert fördernde Hände unsichtbarer Mächte. Soll etwas nicht sein, mißrät auch die klügste Berechnung, und ein tückischer Dämon stellt auch dem hilfreichsten Glück sein Bein.

Noch in später Stunde war ich in unseren deutschen Künstlerverein gegangen und hatte mich mit meinen Freunden beraten, die zum Teil das romantische Geheimnis meiner Arbeiten in der Villa Borghese kannten und mich neidlos gewähren ließen. Jetzt hatte ich den Entschlossensten alles gebeichtet, auch die Vorgeschichte Morassis vom Papa Giulio erzählt, die von älteren in Rom heimischen Mitgliedern bestätigt wurde. Das alles schon gab große Aufregung und Bewegung, und schließlich fand ich bei allen Hilfe und Zusage der Heeresfolge, was unseren kühnen Operationsplan betraf. Wir alle wollten hinaus in ritterlicher Kavalkade nach Velletri oder nach Fundi. Es sollte eine Brautfahrt werden wie ein Kriegszug. Erst lange nach Mitternacht kam ich nach Hause zurück und schlief mit gutem Gewissen den Schlaf des Gerechten bis in den lichten Morgen hinein.

Als ich am anderen Tage in das Café greco kam, hielt mir der Bottega schon von weitem einen Brief entgegen. Ich erschrak fast vor Freude, denn ich dachte nicht anders, als er müsse von Nunziata sein, aber diese frohe Erwartung ward getäuscht. Das Schreiben war aus Deutschland, aus Stadt G., wo ich die letzten Jahre gewohnt, und von einer Handschrift, die mir unbekannt war.

Mit bangen Ahnungen öffnete ich den Brief, da fiel mir ein zweiter entgegen, und zwar von der einzigen, die mich in die Ferne getrieben, einer von den Schicksalsbriefen, die ein Menschenleben enthalten und ein anderes umgestalten. Er war eingeschlossen in den ersten Brief einer älteren Verwandten, die Aufschrift des Converts hatte der Baurat B. geschrieben, der meine Adresse kannte. Zuerst las ich den ersterwähnten. Der alte Vater meiner Angebeteten, der unserem Bunde so hartnäckig entgegen gewesen, war gestorben. Sie stand nun allein und verlassen in der Welt. Da hatte sie den Mut gewonnen in der freudlosen Einsamkeit, und sie deutete an, daß, wenn ich jetzt eine frühere Frage an sie wiederholen wolle, vielleicht eine andere Antwort erhalten würde. Denn die Sorge um den greisen Vater, von dem sie sich gegen seinen Willen nie trennen gewollt, sei bisher der Hauptgrund gewesen, nie über ihre Hand zu verfügen. Nun sei das anders geworden.

Wie klang das alles gleich einem Gesang aus Himmelshöhen, und doch um wie reiner wäre meine Freude gewesen, wenn ich diese Zeilen nur eine Woche früher erhalten! Meine gestrige Unentschlossenheit und Willenslähmung kehrte mit erneuter Gewalt zurück, aber doch nur bis ich den anderen Brief gelesen, von jener älteren Verwandten, die um alle meine Nöte und Kümmernisse wußte. Es waren nur wenige, aber desto inhaltschwerere Zeilen. ‚Wenn Ihnen daran liegt,‘ schrieb sie, ‚Fräulein v. W. für sich zu retten, so kommen Sie bald. Der Tod ihres Vaters hat sie tief erschüttert, sie scheint schwer leidend zu sein, aber ich fürchte, daß auch andere Einflüsse vorhanden. Beeilen Sie deshalb Ihren Entschluß.‘ — Und in demselben rätselhaften Tone waren die übrigen Zeilen.

Dieser Brief gab den Ausschlag; jedes andere Bedenken mußte weichen. Fräulein v. W. war fünf Jahr lang all mein Sinnen und Trachten gewesen, der beste Teil meines Lebens und meiner selbst gehörte ihr an und ihre Ermutigung selbst hatte immer den Ausdruck gehabt, als ob nur äußere, niemals innere Hindernisse zwischen uns ständen.

Welch Nichtswürdiger wäre ich gewesen, wenn ich jetzt auch nur einen Tag gesäumt hätte. Ich schrieb ein Billet an meine Freunde vom Künstlerverein, daß ich auf wichtige Nachrichten hin abreisen

müsse. Und noch an demselben Tage fuhr ich nach Florenz und über die Alpen.

Wie das Ende war und welche niederschmetternde Kunde ich beim Meister B. empfing, erzähle ich Ihnen ein andermal. Fräulein v. W. war inzwischen ihrem Leiden erlegen. Ein Schatten des Grabes gleichsam hatte mich aus dem blühenden Leben weggerissen. Das Opfer war umsonst gebracht, aber in meinem Grübeln erschien es mir als eine harte und gerechte Strafe für meine Treulosigkeit. Denn für Treulosigkeit sah ich es jetzt an, daß ich mich, wenn auch nur für kurze Zeit, für die schöne Römerin interessiert hatte. Und wer weiß, ob es nicht auch so gut für mich gewesen, daß keine von beiden meine Frau geworden."

„Wieso, wenn ich fragen darf," sagte ich, als der Architekt schwieg, „ist Ihnen bekannt, was aus Nunziaten geworden ist?"

„Natürlich. Denken Sie, diese tollen Burschen vom Kunstverein haben ihren Argonautenzug nach Velletri und Fundi dennoch gemacht, haben sich dort wochenlang vor Anker gelegt und die ganzen Nester in Alarm gebracht. Schließlich aber hat der kluge Gärtner von Villa Borghese recht behalten. Ein spleensüchtiger reicher Lord aus Südwales war unter den Künstlern, zwar selbst kein Maler, aber einer von den Kunstfreunden, die lebenslang sich im Gefolge von Artisten bewegen. Dem imponierte zunächst der einstige Brigante Morassi und dann noch mehr seine schöne Tochter. Daß auf dem Hause ein Makel lag, machte ihm die Familie desto interessanter.

Und so ist kein Jahr vergangen, bis er Nunziata geheiratet und zu seiner Lady gemacht hat. Den Alten aber hat er auf irgend eine seiner Plantagen in Ostindien gesetzt, wo ihn kein Mensch kennt. Aber auch Nunziata hat recht behalten. Das Klima des Nordens ertrug sie nicht. Seitdem ist der Lord nach Neapel gezogen. Dort soll Mylady heute ein glänzendes und bewegtes Leben führen. Fügt es je mein Geschick, daß ich wieder hinkomme, wer weiß, ob sie dann den deutschen Architekten noch kennt, den ersten, den sie geküßt und vielleicht den einzigen, den sie geliebt hat!"

Die Bavaria mit Ruhmeshalle auf der Theresienwiese bei München.

König Ludwig I. von Bayern.

Ein Gedenkblatt zu dessen hundertjährigem Geburtstagsjubiläum

von

Hans Reidelbach.

I.

Am 25. August dieses Jahres sind es hundert Jahre, daß auf damals französischem Boden, in der Stadt Straßburg, ein deutscher Fürstensohn das Licht der Welt erblickte, der zu den hervorragendsten Fürstengestalten des neunzehnten Jahrhunderts gezählt werden muß. Es ist dies König Ludwig I. von Bayern, in dem das bayerische Volk seinen größten König, die deutsche Nation einen ihrer edelsten Söhne und Patrioten auf dem Throne, die ganze civilisierte Welt den eifrigsten Beförderer und Schirmherrn der bildenden Künste zu verehren hat.

Mit vollstem Rechte trifft das dankbare bayerische Volk die großartigsten Vorbereitungen, um die Centenarfeier der Geburt seines großen Königs, die infolge der eingetretenen Landestrauer für jetzt unterbleibt, im nächsten Jahre in der würdigsten Weise zu begehen. Feiert es in ihm ja einen Fürsten, der sein ganzes Leben und seine ganze Thätigkeit dem Wohle und dem Glücke seines Volkes widmete; verehrt es in ihm einen Mäcenas, der in der Kulturgeschichte aller Völker und Zeiten als einer der ersten genannt werden muß, der nach langer Öde, Verdunkelung und Verarmung vaterländischer Kunstpflege über Deutschland und sein geliebtes Bayern eine Ära voll Ruhm und Glanz, voll Glück und Segen heraufführte, um welche alle gebildeten Völker der Erde uns beneiden.

Mit nicht minderem Rechte verehrt das deutsche Volk in König Ludwig I. einen der besten und edelsten seiner Söhne, einen begeisterten Propheten seiner Einheit, Macht und Größe. Als Kronprinz, als König auf dem Throne und von demselben herabgestiegen, zeigte er sich stets als den deutschesten der deutschen Fürsten. Keines anderen deutschen Fürsten Herz

Digitized by Google

hing so mit tausend Fasern an Deutschland, schlug so glühend für Deutschlands Ehre, Ruhm und Unabhängigkeit als das seinige. Kein anderer deutscher Fürst übertraf ihn an hochherzigem Gemeinsinn und lebendigem Gefühl für die Einheit und Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme; kein deutscher Fürst hat die deutschen Brüder in allen Teilen der Welt mehr unterstützt bei Errichtung von Missionen, Kirchen, Schulen und Waisenhäusern; kein deutscher Fürst endlich hat Deutschlands große Männer mehr geehrt und Deutschlands Ruhm prächtigere Nationaldenkmale aus seinen Privatmitteln errichtet als König Ludwig I. von Bayern. Dort stehen sie auf eichenumrauschten Höhen, die Walhalla und die Befreiungshalle, als Ehrentempel deutschen Nationalruhms, als Symbole deutscher Macht und Größe, aber auch als heilige, in Stein übertragene Vermächtnisse ihres erhabenen Erbauers, allen Deutschen ehrwürdig, alle anregend, in allen Begeisterung erweckend. Was der patriotische König mit diesen Bauten bezweckt, was er bei Grundlegung der Walhalla gesprochen: „Mögen, so wie diese Steine zusammenhängen, alle Deutschen kräftig zusammenhalten!“ und was er mit Lapidarschrift als Mahn- und Weckruf in den Fußboden der Befreiungshalle geschrieben: „Möchten die Deutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf notwendig machte und wodurch sie gesiegt!“ das hat jetzt endlich seine volle Erfüllung, seine wahre Weihe gefunden: jetzt endlich durchzuckt ein gemeinsamer deutsch-patriotischer Pulsschlag die deutsche Nation, jetzt endlich prangt das deutsche Volk in nie dagewesenem Ruhmesglanze und unvergleichlicher Machtfülle, jetzt endlich hat sich erfüllt, was der patriotische Fürst mit jedem Pulsschlage seines Herzens ersehnt, wofür er sein ganzes Leben hindurch so begeistert gesungen und so wacker gerungen: Sein heißgeliebtes deutsches Volk ist einig, groß und mächtig, steht an der Spitze aller Nationen!

Marmorbüste König Ludwigs I. von Thorwaldsen.

Aber auch die ganze civilisierte Welt nennt Ludwigs Namen mit Bewunderung und dankbarer Verehrung. Hat er ja doch eines der idealsten Gebiete der Mensch-

Digitized by Google

heit sein ganzes Leben hindurch mit dem größten Erfolge angebaut, ein Gebiet, dem zu allen Zeiten die edelsten Geister aller civilisierten Nationen so nahe gestanden; wallfahrten doch jährlich in immer mehr anschwellenden Fluten Tausende und Abertausende aus aller Herren Ländern nach Bayern und seiner Hauptstadt, um sich an König Ludwigs Schöpfungen, an all dem Schönen und Herrlichen, das er aus allen Ländern hier zusammengetragen, zu bilden, zu erheben und zu erfreuen.

Und gerade hierin liegt die hohe geschichtliche Bedeutung dieses Fürsten, das giebt ihm das Gepräge, die Weihe eines wahrhaft großen Mannes, daß er nicht für ein Volk und für eine Zeit, sondern daß er für alle Völker und für alle Zeiten gewirkt, damit hat er die Unsterblichkeit an sich gerissen.

König Ludwig, der erstgeborene Sohn des damals als Oberst eines elsässischen Regimentes in französischen Diensten stehenden Pfalzgrafen Max Joseph von Zweibrücken und seiner Gemahlin Marie Wilhelmine, einer Landgräfin von Hessen-Darmstadt, ist durch eine trübe und harte Jugend hindurchgegangen. Erst wenige Jahre zählend, mußte er beim Ausbruch der französischen Revolution mit seinen Eltern aus Straßburg fliehen, um vorübergehend in Darmstadt, Oggersheim und Mannheim Aufenthalt zu nehmen. Bald aber überschwemmten die Jakobiner auch die deutsche Grenze, besetzten das unterdessen dem Pfalzgrafen Max Joseph zugefallene Herzogtum Zweibrücken und nötigten denselben zur Flucht nach Rohrbach bei Heidelberg. Welche Wirkungen mußten diese Schrecken einer sturmvollen, wildbewegten Zeit auf Geist und Gemüt dieses hochbegabten, empfänglichen Knaben ausüben! Nicht in der Weichlichkeit, dem Überfluß und Luxus eines üppigen Hoflebens, nicht unter Schmeichelei der Höflinge wuchs dieser Prinz auf, sondern in Angst, Not und Schrecken als Flüchtling hin- und hergeworfen, den mannigfachsten Entbehrungen ausgesetzt, durchlebte er schon in frühester Jugend eine rauhe Schule des Lebens und der Erfahrung, in der sein Charakter gestählt und jene Genügsamkeit, Bedürfnislosigkeit und Selbstbeherrschung groß gezogen wurde, die ihn zeitlebens begleitete und die er auch von seinen Untergebenen forderte. Aus solchen Jugenderfahrungen erwuchs aber auch jene unversöhnliche Abneigung gegen die Franzosen, die ihn bis zu seinem letzten Atemzuge nicht verließ. Ihn brauchte man wahrlich nicht als Knaben, wie einst den jungen Hannibal, an den Altar zu führen, um dem Todfeinde des Vaterlandes ewigen Haß zu schwören, — als ruhe- und heimatloser Flüchtling von den Franzosen von Ort zu Ort gehetzt, von diesem beutegierigen Volke seines väterlichen Erbteils, des Herzogtums Zweibrücken, beraubt, durch den geschändeten Dom von Speier und durch die Ruinen seines Ahnenschlosses zu Heidelberg stets an die französischen Mordbrenner und ihr unmenschliches Wüten erinnert, entwickelte sich von selbst in seinem jungen Gemüte jene tiefe und feurige Abneigung gegen den Franzmann, die sich bereits in seinen noch vorhandenen Jugendaufsätzen in aller Schärfe ausspricht und die dann zu Napoleons Zeiten mit elementarer Gewalt zum Durchbruch kam.

Seine Mutter, „die beste, die's gab, die unvergeßlich mir ist“, wie er sie in einem seiner Gedichte besingt, eine treffliche Frau von hohen Geistesgaben und edler Menschenfreundlichkeit, die sich seiner Erziehung mit liebender und treuer Sorgfalt widmete, verlor er leider schon in seinem zehnten Lebensjahre; doch hatte sie auch über ihr Grab hinaus in wahrhaft rührender Mutterliebe für die Erziehung ihres Lieblings gesorgt, indem sie in dem Priester Sambuga einen Lehrer bestellte, der von wahrhaft evangelischem Wandel und von lauterster Gesinnung ebenso erfolgreich auf seine Religiosität, wie der kunstsinnige Pfälzer Kirschbaum auf seine ästhetische Bildung einwirkte.

Durch den Tod des kinderlosen Kurfürsten Karl Theodor wurde sein Vater Max Joseph 1799 Kurfürst von Bayern,

und Ludwig siedelte nun nach München über, wo er unter Leitung tüchtiger Lehrer, die seine angeborene Sinnesart, auf tüchtige Arbeit, auf Erwerb vielfacher Kenntnisse und auf eifrige Pflichterfüllung gerichtet, mit treuer Sorgfalt ausbildeten, sich für die Universität vorbereitete. Von 1803 an besuchte er die Universitäten zu Landshut und Göttingen, wo er mit größtem Eifer, wie dies seine noch vorhandenen Kollegienhefte beweisen, jenen tiefen und allseitigen Studien oblag, die sein fürstlicher Beruf erforderte.

Kaum hatte der Prinz seine Großjährigkeit erreicht, so trat er im Jahre 1804 seine erste Reise nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht, an, wo er mit vollen Zügen die künstlerischen Anregungen in sich aufnahm, welche dieses Land in so reichlicher Fülle bietet. Bei diesem seinem ersten Aufenthalte in Rom lernte er bereits viele von jenen deutschen Künstlern kennen, die später unter seiner Ägide so epochemachend für die deutsche Kunst wirken sollten; damals bereits faßte er auch den Plan zur Anlegung von Kunstsammlungen, die ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigten.

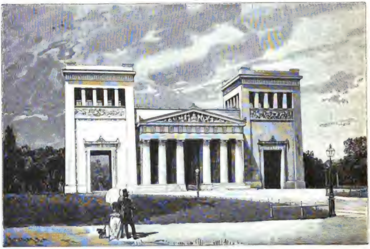
Das Jahr 1806 brachte seinem Lande die Erhebung zum Königreiche, und so sehr der nunmehrige Kronprinz darüber entzückt sein mochte, seine Freude wurde nicht wenig durch das Bewußtsein getrübt, daß diese Würde das Geschenk eines fremden Zwingherrn, der Lohn für die dem Erbfeinde geleistete Hilfe war.

Mit schwerem Herzen folgte er 1807 im Kriege Napoleons gegen Preußen-Rußland dem Befehle seines Vaters und Königs und leistete unter Napoleons Adlern die ersten Waffendienste. Wir sehen ihn hier als Divisionär in Polen mit Auszeichnung an der Spitze seiner Bayern gegen die Russen kämpfen; die Armeebefehle nennen seinen Namen unter den Tapfersten. Im Kriege gegen Österreich 1809 befehligte er, eine Einladung ins Hauptquartier Napoleons ausschlagend, abermals eine Division und trug zur günstigen Entscheidung der Kämpfe um Regensburg so wesentlich bei, daß Napoleon auf dem Schlachtfelde ihn mit den Worten umarmte: „Sie verdienten in der That, eine Armee von 100000 Mann zu führen.“

Doch alle diese Lorbeeren, die er als Deutscher gegen Deutsche, als Vasall im Dienste und zum Vorteile des französischen Machthabers sich errungen, alle Schmeicheleien und hohe Orden, mit denen der große Schlachtenlenker den deutschpatriotischen Prinzen zu umgarnen suchte, die Familienbande, die Napoleon mit dem bayerischen Hofe anknüpfte — dies alles war nicht im stande, den Kronprinzen stolz und übermütig zu machen, sein deutsches Herz und seine innige Liebe dem deutschen Vaterlande zu entfremden, ihn an den Triumphwagen des Korsen zu ketten; er blieb in seinem ganzen Sinnen, Dichten und Trachten des deutschen Vaterlandes treuer Sohn. Als er im Jahre 1805 am Hoflager der Kaiserin Josephine zu Straßburg weilte und gezwungener Zeuge der Siegesfeste sein mußte, welche die Franzosen über Österreich feierten, da entrang sich seinem patriotischen Herzen jener schöne Wunsch, den seine tapferen Bayern im Jahre 1870/71, Schulter an Schulter mit den übrigen deutschen Stämmen gegen den Erbfeind kämpfend und von Sieg zu Sieg eilend, zur Wahrheit gemacht: „Das sollte mir die teuerste Siegesfeier sein, wenn diese Stadt, in der ich geboren bin, wieder eine deutsche Stadt sein würde!“ Und als er im Januar des Jahres 1807, zur Zeit der tiefsten Schmach und Ohnmacht Deutschlands, kurz vor Übernahme seines Kommandos in Polen, nach Berlin kam, wo französische Marschälle in den Palästen unter den Linden residierten und der Sieg Napoleons mit einem Feuerwerk gefeiert wurde, das den Ruhmestempel des Weltbezwingers im Strahlenkranz erscheinen ließ, da brannte ihm heiß die Schmach der welschen Fremdherrschaft auf die Seele, und der Hohn der Franzosen über sein deutsches Volk, das einst der Welt geboten, zerriß ihm sein stolzes patriotisches

Herz, und im festen Glauben an Deutschlands bessere Zukunft gelobte er als des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, dem unvergänglichen Ruhme des nur vorübergehend durch seine Uneinigkeit geknechteten deutschen Volkes eine Halle der Unsterblichkeit zu erbauen. Und wenige Wochen später, im Monate März, während er den Russen gegenüberstand, dichtete er jenes feurige Lied der Freiheit: „Auf ihr Deutschen! auf, und sprengt die Ketten, die ein Korse euch hat angelegt...

Von da ab ging des Prinzen Abneigung allmählich in den heftigsten Haß über; weder Rücksicht auf seine eigene Stellung als Kronprinz, noch auf die Lage des Landes vermochte ihn abzuhalten, diesem seinem Gefühle öffentlich Ausdruck zu geben und allen Feinden Napoleons seine volle Sympathie zu bezeigen. Soll er ja damals gelobt haben, so lange sich des Mokkasaftes zu enthalten, bis Deutschland von den Sklavenketten Napoleons befreit sei, und soll darüber sich



Die Propyläen in München.

Waffen habt die Brüder ihr zu morden, für den kämpfend, der euch unterjocht."

Zum Feldzuge von 1809 ließ Kronprinz Ludwig den österreichischen Hof geradezu aufmuntern und rief dem österreichischen Abgesandten Grafen Esterhazy zu, sobald den Österreichern der erste Schlag geglückt sei, werde Bayern an seine deutsche Pflicht sich erinnern. „Dann," rief er mit patriotischer Erregung aus, „dann zählt auf mich! Mich habt ihr mit Leib und Seele!" Welch trauriges Geschick! Österreich wurde wieder besiegt, und Ludwig selbst mußte als Soldat zu diesem traurigen Schicksale beitragen.

des Kaffeetrinkens völlig entwöhnt haben; brachte er doch in einer Abendgesellschaft bei dem österreichischen Gesandten, Grafen Stadion, auf Napoleon in so heftig erregter Weise ein Pereat aus, daß das Glas, mit dem er anstieß, zersprang.

Des Prinzen deutscher Patriotismus und sein feindseliges Verhalten gegen den Tyrannen blieb dem von Häschern gut bedienten Napoleon nicht unbekannt und reizte den Zorn des Gewaltigen, vor dem die ganze Welt im Staube lag und dem der Kronprinz eines kleinen deutschen Staates zu trotzen wagte, aufs äußerste. „Dieser Prinz wird niemals auf den

Digitized by Google

Die Neue Pinakothek in München.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Thron steigen," sagte er zum österreichischen General Bubna. Und als Ludwig

Die Glyptothek in München.

im Kriege gegen die Tiroler schonend und menschenfreundlich mit diesem wackeren

Das Kunstausstellungsgebäude in München.

Gebirgsvolk verfuhr, das in seinem heldenmütigen Kampfe ihm Achtung und Sympathie einflößte, und er sich deshalb mit dem ihm vorgesetzten französischen Marschall Lefebvre zerschlug und dieser aus dem Hauptquartier des Kronprinzen an Napoleon schrieb: „Wenn ich an der Tafel die Augen schließe, so glaube ich wahr-

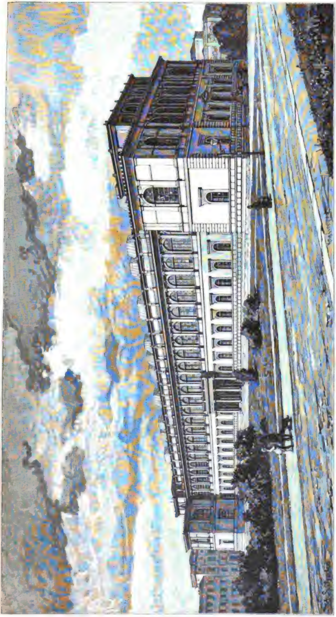
haftig, nach den Gesprächen zu urteilen, im österreichischen, nicht im französischen Heerlager zu sein," da verstieg sich Napoleon zu den heftigsten Drohungen, die selbst das Leben des Kronprinzen gefährdeten: „Wer," rief er einmal über das andere Mal aus, „wer hindert mich, diesen Prinzen füsilieren zu lassen?" Der Prinz mußte sich längere Zeit vom Hofe entfernt halten und lebte mit seiner schönen Gemahlin Therese, einer Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen, unterdessen abwechselnd in Salzburg und Innsbruck.

Das war etwas Großes und ist nicht laut genug anzuerkennen, daß ein deutscher Prinz, und zudem der Sohn eines mit Napoleon eng verbündeten und verschwägerten Königs, dem auf dem Gipfel seiner Macht stehenden Welteroberer kühn und furchtlos zu trotzen wagt, daß ihm die Liebe zum deutschen Vaterlande, die Ehre des geknechteten Volkes höher steht als seine Krone und sein Leben. In jenen Tagen der höchsten Rat- und Mutlosigkeit, in einer Welt voll Feilheit, Eigennutz und Erbärmlichkeit zeigt dieser deutsche Fürstensohn zum erstenmal wieder das Bild eines von Patriotismus und stolzem Nationalgefühl durchglühten, von Menschenfurcht und Kleinmut unbeirrten deutschen Fürsten, an dem die geknickte Nation wie an der verkörperten Hoffnung einer besseren Zukunft, wie an einem Anker, der in den Stürmen dieser wildbewegten Zeit den Glauben an die endliche Rettung festhielt, sich wieder erheben und an dessen furchtlosem Auftreten sie neuen Mut und frische Spannkraft sammeln konnte. „Es gehört zu den frühesten Erinnerungen meines Knabenalters," sagt J. von Döllinger, „daß damals (1809 bis 1812) in Franken und wohl auch anderwärts neben dem Freiherrn von Stein der Name des Kronprinzen von Bayern genannt wurde, dessen freimütig deutscher Sinn wie ein Licht in dichter Finsternis schien. Es ward uns Knaben als eine tröstliche Thatsache von unseren Vätern erzählt, daß dieser Prinz doch gewagt habe, dem Weltgebieter gegenüber, vor welchem alles sich zitternd beugte, seinen eigenen Willen zu behaupten."

Und als dann endlich die heißersehnte Stunde der Befreiung von schmachvoller Knechtschaft schlug, als durch den Rieder Vertrag Bayern sich den Befreiern des Vaterlandes anschloß, da kannte der Jubel unseres Kronprinzen keine Grenzen. Zwanzigtausend Gulden spendete er aus seiner Privatkasse zum Ankauf von Husarenpferden, zwölftausend Gulden bestimmte er als Stiftungsfond zur alljährlichen Ausspeisung von Armen am Jahrestage der Völkerschlacht bei Leipzig, er organisierte die bayerische Heeresmacht zum Kampfe gegen Napoleon, erließ begeisternde Armeebefehle und flocht Deutschlands Heerführern im Befreiungskampf Kränze des Ruhmes und des patriotischen Dankes. Nach vollbrachter Organisation rückte auch er ins Feld, zog in Paris ein und setzte daselbst die Herausgabe der geraubten Kunstschätze durch. Ebenso energisch, wenn auch ohne Erfolg, betrieb er die Herausgabe des Raubes von Elsaß-Lothringen und wandte sich in einem inständigen Bittschreiben an den Kaiser von Österreich um dessen Vermittelung in dieser Angelegenheit.

Nach Wiederherstellung des Friedens gab er sich ganz seinen künstlerischen Neigungen und seiner weiteren Ausbildung auf Reisen hin. Überall verkehrte er mit den Koryphäen der geistreichen Gesellschaftskreise, mit den hervorragendsten politischen, staatsmännischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Größen und erregte durch seinen scharfen Verstand, seine hohe Bildung, seine idealen Anschauungen, vielseitigen Kenntnisse und sein liebenswürdiges Wesen allgemeine Bewunderung.

Besonders gern und oft verweilte er in Rom, der ewigen Stadt, welche er nicht weniger als siebenundzwanzigmal in seinem Leben besuchte, und wo er sich auch ein Besitztum, die durch ihre herrliche Lage berühmte Villa di Malta, ankaufte. Alles, was sich von deutschen Künstlern in Rom damals zusammenfand, das schloß sich in Begeisterung an den



Die Alte Pinakothek in München.

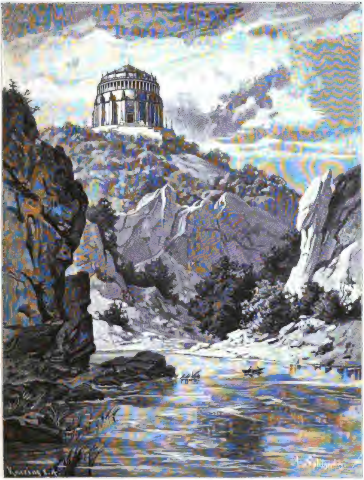
Digitized by Google

liebenswürdigen bayerischen Kronprinzen an. Hier lebte und verkehrte er mit den Künstlern fast wie mit seinesgleichen, hier erschien er mit seinem Gefolge in altdeutschen Röcken ohne Kragen, die in der deutschen Heimat streng verboten waren, und vermochte auch die Künstler zur Anlegung dieser Tracht, hier feierte er mit ihnen deutsch-nationale Künstlerfeste, sang mit ihnen deutsch-patriotische Lieder, wechselte Toaste auf die Einheit und Größe des deutschen Volkes, schwärmte mit ihnen im Genusse und Studium der Kunstdenkmale, und ermunterte und unterstützte sie in ihrem Streben auf eine Wiedergeburt der vaterländischen Kunst.

Alle, die ihn damals kannten, versichern übereinstimmend, daß seine Erscheinung eine bedeutende, eine bestechende war. Von hohem, schlankem Wuchse, mit kühn gewölbter Stirn, mächtigen Brauen, höchst lebhaften, scharf blitzenden blaugrauen Augen, kräftiger Nase, scharf geschnittenen Lippen, die von einem leichten Schnurr- und Kinnbärtchen umrahmt wurden, während das Haupt von wild flatternden blonden Locken umwallt war; laut, schnell und feurig im Sprechen, lebhaft und rasch in jeder Bewegung, jedem Stillsitzen abgeneigt, bot er das Bild eines stattlichen lebhaften Jünglings voll scharfen, umfassenden und beweglichen Geistes, voll einer durch praktische Nüchternheit gezügelten Genialität und Idealität, voll körperlicher Kraft und Gesundheit, an dem man nur das eine zu bedauern hatte, daß er etwas schwerhörig war. In diese Zeit (1821) fällt die von Thorwaldsen modellierte Marmorbüste des Kronprinzen, die, von den dankbaren Künstlern mit einem goldenen Lorbeerkranze geschmückt, in der Glyptothek zu München ihre Aufstellung fand.

In der Heimat bleibt er aus kindlicher Pietät gegen seinen königlichen Vater für gewöhnlich den Regierungsgeschäften fern, beobachtet aber mit scharfem und offenem Auge den Gang der Regierung, bildet sich im stillen sein Urteil über die leitenden Persönlichkeiten und über die Mängel des damaligen Systems. Nur in ganz außerordentlichen Fällen, wenn die wichtigsten Interessen der Monarchie auf dem Spiele standen, da griff er ein und übte aber dann auch einen entscheidenden Einfluß aus. So war der Sturz des bis dahin allmächtigen Ministers Montgelas, welcher der vom Kronprinzen für notwendig erachteten Einführung der Verfassung im Wege stand, sein Werk; ebenso hatte er das größte Verdienst an dem Zustandekommen der Verfassung, deren ursprünglichen Entwurf er sogar in volksfreundlichem Sinne umänderte. Und als dann der Fortbestand der bayerischen Verfassung durch Metternich und die Karlsbader Beschlüsse ernstlich gefährdet wurde, da warf er sein ganzes Gewicht als Sohn und Kronprinz bei seinem königlichen Vater und den Ministern in die Wagschale, um dieses Kleinod dem bayerischen Volke zu erhalten und allen weiteren reaktionären Einflüssen ein Ende zu machen.

Als sein Vater König Max Joseph, der vielgeliebte, in der Nacht vom 13. Oktober 1825 eines sanften Todes entschlafen, bestieg Ludwig, neununddreißig Jahre alt, in der Fülle der Manneskraft, mit vollständig abgeschlossenem Charakter, und fast möchte man hinzufügen, mit völlig fertigem Regierungsprogramm den Thron und erregte durch seine ganze Persönlichkeit die weitgehendsten Hoffnungen. Hatte er ja schon als Kronprinz gezeigt, daß er alle Eigenschaften einer geborenen Herrschernatur besaß, brachte er auf den Thron so viel von Erfahrungen mit wie selten ein anderer Fürst. Von seiner im Sturm der Zeiten geläuterten Einsicht in die innere und äußere Politik, von seiner hohen Bildung, seinem geweckten Sinn für Kunst und Wissenschaft, von seinem offenen Verständnis für die Forderungen der Zeit, seiner großen landesväterlichen Fürsorge für staatliche Blüte und Wohlfahrt des Volkes konnte man mit Recht eine gesegnete Zeit für Bayern erwarten. Insbesondere konnten die Künstler, deren Abgott er in Rom war, mit Sicherheit darauf rechnen, daß Ludwig, als Kronprinz so glühend für die deutsche Kunst, so begeistert für alles Schöne und



Die Befreiungshalle bei Kelheim.

Ideale, so geläutert in seinem Geschmacke, so schwärmend für alles deutsche Streben, auf den Thron gelangt, Großes und Unvergängliches leisten, daß er auf dem Boden des deutschen Vaterlandes ein perikleisch-mediceisches Zeitalter, eine Wiedergeburt der deutschen Kunst inaugurieren werde.

Darum empfing ihn nicht etwa der vom Reiz der Neuheit bestrickte Jubel, der jede neue Regierung zu begrüßen pflegt, es zog vielmehr eine auf die wohlbekannten großen Eigenschaften des neuen Königs gegründete freudige Überzeugung durch die Gemüter, daß derselbe eine Ära voll Ruhm und Glanz, voll Glück und Segen über Bayern heraufführen werde. Streng gegen sich und gegen andere, von hoher

Auffassung seines fürstlichen Berufes, seiner königlichen Rechte und Pflichten, von einer wahrhaft rastlosen Thätigkeit und Arbeitskraft, von unbeugsamer Festigkeit des Charakters, von einer seltenen Zähigkeit und Energie des Willens, blieb die Seele der Regierung immer der König selbst, der für alle Zweige der Verwaltung, für alle geistigen und materiellen Interessen seines Volkes ein offenes Auge hatte, ja, es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß die meisten der wichtigsten Reformen und Schöpfungen auf seine Initiative zurückzuführen sind.

Jeden Morgen um vier Uhr aufstehend, ging er den ganzen Einlauf der Akten und Briefe persönlich durch, fügte auf kleinen schmalen Papierstreifen, die er in die betreffenden Akten einlegte, jene eigenhändigen, in lakonischer Kürze und Bestimmtheit abgefaßten und überall den rechten Punkt treffenden Bemerkungen bei, die von des Monarchen genauer Einsicht in alle Zweige der Verwaltung, von dessen praktischem Sinn und sicherem Sachverständnis zeugen, und hatte, bis andere Beamte erst ins Bureau zu gehen pflegten, oft schon den ganzen Aktenstoß erledigt. Daran schloß sich dann seine eigene Thätigkeit als Dichter und Schriftsteller, sein ausgebreiteter Briefwechsel mit Männern von Geist und Bildung in allen Ständen, sein täglicher Verkehr mit den Künstlern und die Besichtigung ihrer Werke, die Pflichten der Repräsentation, Audienzen, Staatsratssitzungen u. s. w. Von allem suchte er praktische Einsicht zu gewinnen, durchreiste sein Land, mischte sich ins Volk, um mit allen Verhältnissen sich selbst vertraut zu machen, und griff überall persönlich und nachdrucksvoll fördernd, ermunternd und verbessernd ein.

Viel Segensreiches hat so seine Regierung geschaffen, alle Zweige der Staats- und Finanzverwaltung, der Handel und das Gewerbe, der Acker- und Bergbau, die Wissenschaften und das Unterrichtswesen erfuhren seine landesväterliche Fürsorge, wurden mit Aufmunterung und Unterstützung jeglicher Art bedacht. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Einsetzung einer Finanzkommission, in der er selbst den Vorsitz führte, um durch Einführung von Ersparungen den schwer geschädigten Landeskredit zu heben, die Gleichstellung der Staatsausgaben mit den Einnahmen und die Minderung der Staatsschuld herbeizuführen. Mit eiserner Hand griff er hier durch, um die bisherigen finanziellen Mißbräuche zu beseitigen, in allen Zweigen die strengste Ordnung und Sparsamkeit herzustellen, die Lasten der Unterthanen zu erleichtern und doch die finanzielle Pünktlichkeit, Leistungsfähigkeit des Staates zu steigern. Nur durch einen scharfen Einschnitt, der zwar alte liebgewonnene Verhältnisse aufhob, der manches persönliche Interesse verletzte, der aber der Gesamtheit zugute kam, konnte hier geholfen werden, und einen solchen Einschnitt konnte nur der Fürst wagen, der selbst als Muster eines sparsamen Hausvaters in seiner Familie und in der königlichen Hofhaltung mit gutem Beispiele voranging.

Die Aufhebung des durch die Karlsbader Beschlüsse eingeführten Censuredikts wurde von dem freisinnigen Deutschland mit Jubel aufgenommen, und als Metternich dem König Vorstellung über diesen so unvorsichtigen Schritt machen ließ, erwiderte Ludwig, er sei nur Gott und der beschworenen Konstitution verantwortlich; da nun der Kaiser Franz nicht der liebe Gott und Metternich ganz gewiß nicht die Konstitution sei, so möge der Herr Minister die Schlußfolgerung selbst ziehen. Ein anderes Mal, als Metternich wegen der im Königreich Bayern unbeanstandet vorgenommenen Sammlung für Schleswig-Holstein Vorstellungen machte, bestand die Antwort des Königs darin, daß er sofort eine größere Summe aus seiner Kabinettskasse dieser von Metternich verpönten Sammlung anweisen ließ.

Indem er so diese und andere Bestrebungen des reaktionären Metternichschen Regierungssystems, ihn ins Schlepptau zu nehmen, nicht ohne Anflug von Ironie

Die Walhalla bei Regensburg.

zu vereiteln verstand und sich auf eigene Füße stellte, war er bemüht, durch zeitgemäße Reformen auf allen Gebieten des Staatslebens den Wohlstand und die Blüte Bayerns zu fördern. Es sei hier nur flüchtig an die Einführung der Landräte, an die Ablösung der Patrimonialgerichtsbarkeit, an die Vereinfachung des Verwaltungsorganismus, an die Stiftung des Beamtenwaisen-Unterstützungsfonds, an die Errichtung der Hypotheken- und Wechselbank, an Verbesserung des Postverkehrs, an die Rheinkorrektion und Anlegung des zur zweitgrößten Stadt der Rheinpfalz angewachsenen Ortes Ludwigshafen, an die Herstellung des Ludwig-Donau-Main-Kanales, an die Gründung des Zollvereins, die Erbauung der ersten deutschen Eisenbahn und die Einführung der Dampfschiffahrt auf bayerischem Gebiet, an das Gewerbegesetz, an die Industrieausstellungen mit Prämienverteilung, an die vom König mit Privatmitteln errichteten Kreishilfskassen, an die Gründung von Kreditvereinen, Fixierung des Zehnten und der grundherrlichen Gefälle, an die Begünstigung des Obst- und Hopfenbaues, der Seidenzucht, des Maschinen- und Hüttenwesens, an die Hebung der Bäder und Gesundbrunnen, an die Verlegung der Universität von Landshut nach München und deren treffliche Organisation und Besetzung mit berühmten Lehrkräften, an die Reorganisation der Akademien der Wissenschaften und der bildenden Künste, an die Gründung der historischen Vereine, an die Einführung von Feiertags-, Fortbildungs- und Handwerkerschulen, an die Errichtung von Landwirtschafts- und Gewerbeschulen sowie der polytechnischen Institute, an die Reform der Gymnasien und die Gründung des Musikkonservatoriums, an die Erbauung und Erweiterung der Festungen Ingolstadt, Landau und Germersheim u. s. w. erinnert.

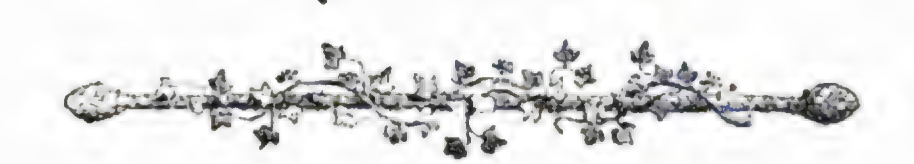
Des Königs strenge Gläubigkeit und Religiosität, die ihm Gefühls- und Herzenssache war, ließ ihn gerne die noch unausgeführten Bestimmungen des von seinem Vater mit der Kurie abgeschlossenen Konkordates einlösen, und so wurden von ihm verschiedene der früher aufgehobenen Klöster wiederhergestellt; besonders gab er dabei dem mildgesinnten und gelehrten Orden der Benediktiner den

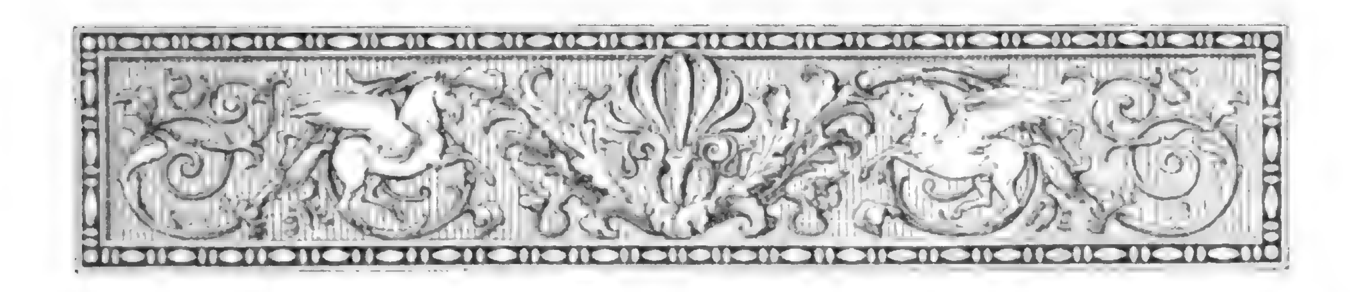
Vorzug, verhielt sich dagegen allen Bitten um Zulassung der Jesuiten gegenüber ablehnend. „Deutsche Gesinnung“ — damit begründete er seine Weigerung — „soll in die Jugend gelegt werden, aber dieser waren die Jesuiten in Deutschland immer fremd.“

Ebenso war er Feind von jedem konfessionellen Zelotismus und hielt den Schutz der Protestanten nicht minder für seine Regentenpflicht als die Förderung des katholischen Kirchenwesens. Und wenn später unter dem Ministerium Abel vereinzelte und auch nur vorübergehende Verletzungen der Parität vorkamen, so war dies nicht den Anschauungen und Intentionen des Königs entsprechend. Ein Brief des Königs an seinen Sekretär v. Hüther führt als Gegenbeweise für die ihm vorgeworfene angebliche Protestantenverfolgung folgende Punkte an: „a) daß ich eine protestantische Kirche in München auf Staatskosten bauen ließ, wie b) in Kissingen; c) daß der erste protestantische Minister in Bayern von mir angestellt wurde; d) daß ich protestantische Präsidenten ernannte; e) daß ich an den Orten, wo nur protestantischer Gottesdienst ist, auch nur Protestanten anstellte; f) daß gerade in jener Zeit meine beiden Kammerdiener Protestanten waren; g) Protestant mein Freund Freiherr Heinrich v. d. Tann; h) Abels Übertreibungen inne geworden, ihm öfter sagte, was Kultus betreffe, kein Vertrauen mehr in ihn zu haben, zu dessen Minister Freiherrn v. Schrenk ich ernannte.“

Inneres der Walhalla bei Regensburg.

(Schluß folgt.)





Erinnerungen an Heinrich Heine.

Von

Fanny Lewald.

I.

Als die Zeitungen den Tod von Heinrich Heines Witwe meldeten, wurde ich an „alte verklungene Tage" gemahnt und auf den Gedanken gebracht, wie es der Mühe lohnen könnte, dasjenige zusammenzustellen, was ich teils allein und was ich gemeinsam mit Stahr im persönlichen Verkehr mit Heine erlebt. Ich benutze dafür, neben meinen Erinnerungen, die Briefe, die ich im Jahre 1848 von Paris aus nach Hause geschrieben, und eine Anzahl von Aufzeichnungen, welche ich in den Jahren 1850 und 1855 — gegen meine sonstige Gewohnheit — nach unseren Besuchen bei Heine auf das Papier geworfen, weil seine Eigenart mich lebhaft beschäftigt hatte; und ich durfte und darf mich für solche Aufzeichnungen auf mein Gedächtnis verlassen.

Vieles von den Aufzeichnungen, welche ich in den Jahren 1850 und 1855 gemacht, hat Stahr in seinen „Zwei Monaten in Paris" und in den beiden Bänden „Nach fünf Jahren" benutzt. Anderes mag ich, wegen der unerbittlichen Spottlust Heines, die auch seine nächsten Bekannten und Freunde, und sicherlich auch uns, nicht schonte, der Öffentlichkeit überhaupt nicht übergeben.

Dasjenige, was Stahr damals von meinen Aufzeichnungen drucken lassen, ist seitdem fast in allen Arbeiten über Heine benutzt worden. Indes meine ich doch, da ich die Muße dazu habe, das von Heine uns und von uns der Öffentlichkeit zerstreut Gebotene schon darum einmal zusammenstellen zu sollen, weil jeglicher Mensch sich willkürlich oder unwillkürlich im Verkehr mit verschiedenen Personen verschieden darstellt. Wir sind ja einer für den anderen wie die Spiegel, und es giebt vielleicht nicht zwei Spiegel, welche das Bild, das sie aufnehmen, vollkommen gleich zurückgeben — ganz abgesehen davon, daß der lebende Mensch dem Menschen gegenüber selten ganz absichtslos bleibt, daß er sich giebt, wie er eben von diesem Menschen aufgefaßt sein möchte. Bei Heine war das in hohem Grade der Fall. Und vielleicht finden sich in diesen Blättern, wenn ich sie zusammenfasse, doch Züge, die ihn in irgend einer Weise besonders kennzeichnen.

Daß ich weder seine Ansichten über die Dinge, Zustände, Personen damit zu den meinen mache, brauche ich nicht erst ausdrücklich zu erwähnen; ebensowenig, daß seine Lebensansichten und die meinen sehr voneinander verschieden waren.

Wenn ich zurückdenke an das erste Auftauchen von Heines Namen, an den ersten Eindruck, welchen seine „Reisebilder" und das „Buch der Lieder" in dem Kreise machten, in welchem ich damals zu Königsberg in meinem Vaterhause lebte, so war die Meinung ihnen nicht in dem Grade zugewendet als in späterer Zeit. Ich

war damals fünfzehn Jahre alt, und man nahm, wie ich das in meiner Lebensgeschichte erzählt habe, in meiner Vaterstadt Königsberg und in meinem Vaterhause großen Anteil an der Litteratur. Man befand sich in der Friedenszeit, deren Preußen sich von 1815 ab zu erfreuen hatte; und wenn man auch mit der Reaktion, die den Freiheitskriegen gefolgt, nichts weniger als zufrieden war, so hatten die Männer doch eben deshalb keine Beteiligung an der Regierung des Landes, und ihre Muße und ihr Anteil waren dadurch mehr auf die Litteratur gerichtet, als es jetzt der Fall sein kann.

Mein Vater und die ihm nahestehenden Umgangsgenossen, Männer in den vierziger Jahren, waren mit Heines Angriffen gegen die politischen Verhältnisse in Deutschland, namentlich in Preußen, wohl einverstanden, indes der Ton, in welchem die „Reisebriefe" gehalten waren, beleidigte.

„Bleibt mir mit den Schmutzbüchern, mit den Commis-Voyageur-Witzen vom Halse!" hörte ich von den „Reisebüchern" sagen; während ein Verwandter meines Vaters, ein häufiger Gast unseres Hauses, der bei einer bedeutenden Bildung sehr viel Geist und ein ungewöhnliches Talent für den Vers und den Reim hatte, oft lange Reihen von Versen in Heineschen Rhythmen spottend aus dem Stegreif hinzufügte, wenn man einmal auf die Heineschen Gedichte zu sprechen kam und eines oder das andere angeführt wurde.

Für uns, für die jungen Mädchen, gehörten Heines „Reisebriefe" zu den Büchern mit sieben Siegeln; und wir waren so sehr erfüllt von dem sittlichen Idealismus der Körner, Arndt, Eichendorff, Schenkendorf, daß wir uns abgestoßen fühlten von der Heineschen Leichtfertigkeit. Indes seine Lieder wurden in Musik gesetzt, man hörte sie überall singen, es war auch unmöglich, sich gegen das wirklich Schöne, gegen das wahrhaft Dichterische in seinen Liedern zu verschließen, und auf mich übte der Zauber seiner Sprache eine bannende Wirkung aus, weil ich von je die Feinfühligkeit für die Sprache ebenso lebhaft gehabt, wie sie der musikalisch Beanlagte frühzeitig für die Musik kundgiebt.

Ich wurde es nicht müde, mir die Worte um ihres Klanges willen zu wiederholen, ich wußte immer wieder mir das „Buch der Lieder" zu verschaffen, und da ich es mit seinen Blüten, wie mit seinen Häßlichkeiten, dank meinem sehr starken Gedächtnis, bald ziemlich auswendig wußte, durften sich meine Brüder, jünger noch als ich, zusammenthun, mir das „Buch der Lieder" einmal zu meinem Geburtstag zu schenken. Es war mir ein großer Besitz; und sprachlich habe ich, ohne es damals zu wissen, viel daraus gelernt.

Das Widerstreben gegen Heine verlor sich jedoch in meiner Umgebung mit der sich allmählich steigernden Unzufriedenheit über die staatlichen Verhältnisse in Deutschland, und seit die Heineschen Gedichte in Mendelssohnscher Musik volkstümlich geworden waren, ließ mein Vater es unbeachtet, wenn meine Brüder gelegentlich Verse, wie

Ach, erlaube, daß ich winde
Meinen Arm um deinen Hals!
Man erkältet sich geschwinde
In Ermanglung eines Shawls

anführten, oder wenn ich entzückt war von den kichernden Veilchen und Rosen, von dem einsamen Palmbaum, und meine große Freude daran hatte, als mein Vetter August Lewald mir das Manuskript von Heines „Küsse, die man stiehlt im Dunklen" zum Geschenk machte, an dessen zahlreichen Verbesserungen ich nebenher ersehen konnte, wie Heine diese anscheinend im Fluge hingeworfenen Verse mit großer Gewissenhaftigkeit zu arbeiten gewohnt war.

Ich war noch in der vollsten Bewunderung für Heine, als ich im Jahre 1845 mit Stahr in Rom bekannt ward. Ich war kein junges Mädchen mehr. Ich war vierunddreißig Jahre, hatte meine ersten Romane, wenn auch ohne meinen Namen, veröffentlicht, war selbständig genug, und mochte einmal, als man bei mir in Stahrs Beisein von Heine sprach, meiner Vorliebe für diesen einen sehr leb-

haften Ausdruck gegeben haben. Stahr hatte sich in seiner Unterhaltung mit den anderen, die sich meist um Hebbel und Heine im Gegensatz zu Goethe gedreht hatte, durch meine Bewunderung von Heine nicht in seinem Urteil stören lassen, mich auch nicht zurechtgewiesen; als er dann aber später einmal allein bei mir war, kam er auf jenen Abend zurück und sagte: „Sie haben mir neulich mit Ihren Äußerungen über Heine einen recht peinlichen Eindruck gemacht; es war mir, als sähe ich ein schönes, weißes Gewand voll Flecke.“

Ich fragte betroffen, was das heißen solle?

„Wie kann eine Frau von Ihrem Idealismus, wie kann überhaupt eine Frau, die Achtung vor sich und der Weiblichkeit hat, es aussprechen, daß sie Heine, wie Sie es gethan, so zu sagen durch Gras und Korn bewundert? Wie können Sie das obenein vor Männern aussprechen? Fühlen Sie es denn nicht, daß nie zuvor in der deutschen Sprache das Weib tiefer herabgewürdigt ist als von Heine? Sie würden beleidigt sein, wenn jemand vor Ihnen ernsthaft sich zur Vielweiberei bekennen würde? Aber das Leben der Weiber im Harem ist noch lange nicht so entehrend und entwürdigend als die Art von Liebesleben, zu welcher Heine sich in diesem ‚Buch der Lieder‘ frei bekennt. Lesen Sie das Buch einmal mit Verstand, nicht nur auf den melodischen Klang, für den Sie so empfänglich sind, daß er Sie hinnimmt, und Sie werden sich künftig Ihrer Bewunderung Heines in Bausch und Bogen schämen; was nicht ausschließt, daß man an dem, was rein und sehr schön in seiner Dichtung ist, seine herzliche Freude haben kann!“

Und ich schämte mich wirklich! — und freute mich dann lebenslang mit Stahr, der mir in jedem Sinne ein Lehrer, ein Erzieher und ein Vorbild gewesen ist, von Herzen an dem Reinen und Bleibenden in Heines Schriften, unter denen Stahr die politischen Satiren „Das Wintermärchen“ und den „Atta Troll“, neben vielen der lyrischen Gedichte, sehr hoch hielt.

Darüber waren fast drei Jahre verstrichen. Stahr lebte in seinen gewohnten Verhältnissen in Oldenburg, ich in Berlin, als ich nach einem Besuche in Oldenburg mit Therese v. Bacharacht im Februar 1848 nach Paris zu gehen beschlossen.

Wir hatten verabredet uns in Bremen zu treffen, hatten uns beide rechtzeitig auf den Weg gemacht, und Therese hatte dann inzwischen in Hannover durch den uns beiden bekannten französischen Gesandten Marquis v. Taleney den Ausbruch der Revolution in Paris, die Flucht Louis Philipps erfahren. Wenn unser Plan dadurch auch nicht geändert wurde, fanden wir es doch geraten, in Köln abzuwarten, welche Wendung die Dinge in Frankreich nehmen würden. Wir langten also erst am 10. März in Paris an, das ich zum erstenmal sah, während Therese, deren Schwiegermutter und Pflegeschwester dort lebten, es seit ihrer Jugend kannte und heimisch dort war.

Wir hatten uns in der Rue Bergère gegenüber dem Fouldschen Hause in einer Privatwohnung eingerichtet, und während die große Flut der Ereignisse, wie ich sie in meinen „Erinnerungen aus dem Jahre 1848“ geschildert, uns umwogte, blieb bei der Überwältigung durch dieselbe doch mein Wunsch, George Sand und Heine kennen zu lernen, in mir lebendig. Aber die Sand war auf dem Lande, und Heine lebte in einer Art von Heilanstalt in der Rue de l'Oursine.

Therese kannte Heine von Hamburg her. Wir hatten also zuerst daran gedacht, ihm zu schreiben; ich hatte, da ich es thun sollte, widerraten. Was man in solchem Anmeldungsbriefe sagt, ist eigentlich immer ein thörichtes Gemisch von Schmeichelei und erlogener Bescheidenheit. Wir machten uns also ohne weiteres am Vormittag des 17. März auf den Weg nach Heines Wohnung.

Unten im Hofe wies der Concierge uns nach dem zweiten Stockwerk, Nummer 23. Wir stiegen hinauf. Ein junges Dienst-

mädchen öffnete gerade die Thüre, wir gaben die Karten ab mit der Weisung, Frau Heine zu fragen, ob der Herr uns empfangen wolle, und ein „Entrez! entrez!“ scholl uns freundlich entgegen.

Es war ein trauriger Anblick, der sich uns bot. In einem Schlafzimmer mit blauem Polsterlager und großem breitem Himmelbette stand, sich auf einen Tisch stützend und an ihm haltend, eine gebeugte, gelähmte Gestalt, die uns mit den Worten anrief: „Mein Gott! wie haben Sie mich ausgefunden in dieser Zeit! Und Sie kommen zu mir und ich sehe so entsetzlich aus. Seit drei Tagen habe ich meinen Bart nicht können machen lassen, weil meine Nerven gar keine Berührung ertragen.“

„So schicken Sie uns fort, wenn Sie leiden!“ sagten wir.

„Nein! nein! bleiben Sie! Es freut mich, es erheitert mich, es wird mich gesund machen!“

„Ich habe Ihnen nicht schreiben mögen,“ erklärte ich, „um Ihnen die Mühe einer Antwort zu ersparen, und habe es darauf ankommen lassen, ob Sie uns annehmen wollten, ob nicht!“

„Das ist gut! das ist landsmännisch gehandelt!“ rief er.

Sein Arzt, ein deutsch sprechender Ungar, der sich gerade bei ihm befand, meinte: „Sie wollen ihm die Mühe eines Billets ersparen und er hat gestern und heute Stunden hindurch für die Augsburger Zeitung geschrieben!“

„Ach!“ rief er, „ich kann nicht mehr schreiben; ich kann nicht! denn wir haben keine Censur! wie soll ein Mensch ohne Censur schreiben, der immer unter Censur gelebt hat! Aller Stil wird aufhören, alle Grammatik, alle gute Sitte! Ich fühle mich sehr unglücklich, sehr ratlos! Ich hoffe auch immer noch, es ist nicht wahr und die Censur dauert fort.“

Er lachte hell und heiter, hielt sich aber dabei das Gesicht, dessen Muskeln immer zuckten, als ob das Lachen ihn schmerze.

Er muß hübsch gewesen sein. Die Gesichtsbildung ist edel und fein, von dem jüdischen Nationaltypus kaum eine Spur, auch nicht in den Zügen und im Mienenspiel. Besonders der Mund muß anmutig gewesen sein. Das hellbraune, reiche und weiche Haar hängt glatt und schlicht herab, ein wenig zur Seite gescheitelt, auch der Kinnbart ist voll und weich, jedoch schon leicht mit Grau gemischt. Die Bewegung der krankhaft weißen und mageren Hände ist edel; aber sein Verfall ist arg! Das linke Auge ist ganz geschlossen, das rechte halb zugefallen, so daß er mit der Hand von Zeit zu Zeit das Augenlid erhebt und die andere Hand dann vorhält, wenn er etwas genauer sehen will. Die Füße scheinen ihn nicht mehr mit Sicherheit zu tragen. Auch klagte er sehr über seinen Zustand. — Die Frau, eine mittelgroße, starke Französin, von der Art, wie man sie hier in allen Magazinen als dame du Comptoir findet, sagte auf seine Klagen tröstend: „Mais tu vas mieux mon ami! depuis que nous sommes ici!“

Der Doktor bekräftigte das und meinte, das fortschreitende Frühjahr werde noch weitere Besserung bringen.

„Das wäre der Frühling Ihnen, der ihn so schön besungen hat, auch durchaus schuldig!“ scherzte ich.

„Ach!“ entgegnete Heine, „ich habe das Meer ebenso schön besungen und bin immer seekrank gewesen! und die Frauen erst! quel mal elles m'ont fait!“ Er lachte wieder. — Die Unterhaltung wurde der Frau wegen abwechselnd deutsch und französisch geführt.

Wir sprachen von Deutschland, von dem Ausbruch der Revolution in Paris.

Heine war gerade an dem Tage derselben aus seiner Heilanstalt zu seiner Frau gefahren, die ihn und den Arzt zum Essen geladen, und man hatte bei dem Eis und Champagner gesessen, als plötzlich die ersten großen Schläge der Revolution geschehen waren. Man hatte sogleich an seine Rückkehr in die Anstalt gedacht, aber der Wagen, den man holen lassen, war zum Barrikadenbau umgeworfen worden und man hatte Heine erst später nach der Rue de l'Oursine hinausbringen können.

Er war sehr ergriffen von den Ereignissen. Er fragte nach verschiedenen Personen in Deutschland, auch nach Stahr, und da ich dessen letzten Brief noch in der Tasche hatte, las ich ihm vor, was er mir über die heimischen Zustände geschrieben. Er hatte gehört, daß Stahr leidend gewesen, sich besser befinde; aber von dem Persönlichen kam man doch immer bald wieder auf das Allgemeine zurück. Dann wieder sprach er von meiner Diogena, scherzte über die Gräfin Hahn-Hahn — aber seine Heiterkeit und sein Scherzen hatten bei seinem Körperzustande für mich etwas so Trauriges, daß ich tausendmal lieber meine Geliebtesten tot wissen möchte, als in solchem Elend. Die Anmut seines Mundes und seiner Redeweise waren noch sehr groß. Ich hätte ihm so gern etwas zulieb gethan, ihm eine Freude gemacht — denn wie viel Freude habe ich an so vielen seiner Gedichte und auch an vielem anderen in seinen Schriften gehabt!

Sehr drollig war seine immer erneute Klage: „Ich kann nicht schreiben ohne die Censur! Mir ist alle Unbefangenheit genommen! Bis jetzt schrieb ich immer frisch darauf los; ich verließ mich darauf, wenn ich es schlecht mache, so verbessert es der Censor! — aber jetzt?“

Wir waren fast eine Stunde bei Heine gewesen, und obschon er uns immer lebhaft zum Bleiben nötigte, fortgegangen, um ihn nicht zu ermüden. Er versprach beim Abschied, sich zu uns bringen zu lassen, sobald er einen guten Tag haben würde.

* *
*

Der gute Tag ließ auf sich warten bis zum zweiundzwanzigsten März. Inzwischen waren am einundzwanzigsten die ersten sehr entstellten und verwirrten Nachrichten über die Revolution in Berlin durch die Pariser Zeitungen gegangen, und Heine war sehr davon erschüttert.

Sein deutscher Diener führte ihn bis in unser Zimmer. Man mußte ihm die Hand geben, während dieser ihm den Überrock abnahm, und kaum daß er sich niedergelassen hatte, kam er auf die politischen Ereignisse zu sprechen.

„Ich wollte,“ rief er, „sie wären früher oder später gekommen; denn sie in meinem Zustande erleben zu müssen, ist um sich tot zu schießen. Und mögen sie in der Heimat mich gering oder hoch anschlagen, ich habe doch oft genug die Glocke gezogen, sie aus ihrem Schlaf zu erwecken, oft genug sie daran erinnert, daß in Deutschland ebensoviel faul war als im Lande Dänemark — und den Hamlet hatten sie seit acht Jahren auf dem Thron!“

Es war vom „Atta Troll“ die Rede, und ich erzählte ihm, wie uns seiner Zeit die Stelle belustigt:

Auch die Juden sollen künftig volles Bürgerrecht genießen!
Dieses Amendement, ich mach es im Interesse meiner Kunst!

„Das ist keine Erfindung,“ sagte er. „Ich habe das einem im übrigen sehr verständigen und liberalen Manne, einem Apotheker, nachgedichtet, mit dem ich in Göttingen verkehrt habe. Er war der Meinung, daß man die Juden emancipieren müsse, daß man sie alles solle werden lassen — nur nicht Apotheker! Das gehe wirklich nicht.“

Er sprach dann wieder von seiner Krankheit, danach von seinem Leben im allgemeinen.

„Ich habe sehr viel Glück gehabt! so viel Glück, daß ich nie ehrgeizig gewesen bin, und das ist eigentlich das höchste Glück! Ich habe eine seltene Frau, die ich unaussprechlich geliebt, dreizehn Jahre hindurch mein eigen genannt, ohne das Schwanken einer Minute, ohne einen Moment des Wenigerliebens, ohne Eifersucht, in unwandelbarem Verständnis und in vollster Freiheit. Kein Versprechen, kein Zwang äußerer Verhältnisse band uns aneinander. Ich erschrecke jetzt in meinen schlaflosen Nächten noch oft vor dieser Seligkeit, ich schauere entzückt zusammen vor dieser Glückesfülle. Ich habe oft über solche Dinge gescherzt und gewitzelt und noch viel öfter ernsthaft darüber nach-

gedacht: die Liebe befestigt kein Mietskontrakt, sie bedarf der Freiheit, um zu gedeihen."

Nachher, als er wieder flüchtig von seiner Krankheit gesprochen, sagte er: „Am meisten wundere ich mich bei diesen Leiden über meine große, unzerstörbare Lebenslust. Sie kommt mir ordentlich spukhaft vor bei meinen Leiden. Sie ist wie das Gespenst einer zärtlichen Nonne in alten Klostermauern: sie spukt noch bisweilen in den Ruinen meines Ich!"

„Warum wählen Sie solch schauriges Bild?" fragte ich. „Es war so viel lebensfrohes Heidentum in Ihnen. Warum sagen Sie nicht, ich habe noch so viel Naturgefühl und Lebenskraft, daß ich an jedem Sonnenstrahl, an jedem Menschenantlitz Freude habe. Lebenslust ist ja so schön und so natürlich, daß man sich freut, Sie noch lebenslustig zu finden. Einem Heiden wie Ihnen müssen die Götter sie auch lassen bis zum letzten Atemzuge!"

„Ach," entgegnete er, „die Götter! Die heidnischen Götter hätten einem Dichter nicht angethan, was mir geschieht; so etwas thut bloß unser alter Jehova. Selbst meine Lippen sind gelähmt. Ich kann nicht sprechen und nicht küssen."

„Être puni par où l'on a péché!" scherzte Therese.

„Und ich küsse Sie doch trotzdem!" entgegnete er, und küßte mich, die neben seinem Stuhle stand, indem er sich mühsam erhob.

Nachher, da er seiner schlaflosen Nächte gedachte, sagte er: „Ich halte jetzt, da ich stündlich an meinen Tod denken muß, oft sehr ernste Gespräche mit dem lieben Gott in den langen Nächten und setze ihm meine Ansichten auseinander; und da hat er mir versichert: Sie können denken, was Sie wollen, und sein, was Sie wollen, auch Republikaner, nur nicht Atheist."

Therese fragte ihn nach der Sand. „Ich habe sie sehr lieb gehabt," entgegnete er, „aber jetzt höre ich seit Jahr und Tag nichts mehr von ihr. Ich glaube an ihr Herz nicht mehr, seit sie Chopin verlassen hat. Einem gesunden Manne darf man untreu werden, denn der kann sich trösten; einen Sterbenden verlassen ist unwürdig! — Das hätte ich aber, wahrhaftig, ebenso gesagt und gedacht, als ich mich noch trösten konnte!" setzte er lachend hinzu.

Wir sprachen ihm von dem großen Eindruck, den uns Rachel gemacht.

„Also auch Ihnen? — Mir ist sie unausstehlich! Ich erzähle Ihnen ein andermal, weshalb! Als ich sie vor Jahren das erste Mal außerhalb der Bühne sehen sollte, hatten mich Freunde dazu meilenweit auf das Land hinausgeschleppt, wo ihre Familie eine Sommerwohnung hatte. Ich lange endlich an, man setzt mich an einen Tisch, es erscheint Papa Rachel, Mama Rachel, la sœur Rachel, le frère Rachel. — ‚Aber wo ist Rachel?' fragte ich — ‚Elle est sortie,' hieß es, ‚mais voilà toute sa famille!' — Und nun lache ich, daß alle denken, ich hätte den Verstand verloren. Mir war nämlich eine Anekdote von einem Manne eingefallen, der ausgeht, ein in den Zeitungen angekündigtes Ungeheuer zu sehen, das von einem Karpfen und einem Kaninchen abstammen sollte. Als er anlangt und fragt: ‚Wo ist das Ungeheuer?' antwortet man ihm: ‚Wir haben es in das Museum geschickt, aber hier ist der Karpfen, und hier das Kaninchen; überzeugen Sie sich selbst.' — Ich werde mein wahnsinniges Lachen und das Erstaunen der gebildeten Franzosen nie vergessen." — Diese kleine Geschichte hatte er Alfred Meißner als das Erlebnis eines Freundes erzählt.

Länger als eine Stunde plauderten wir so fort, vom Hundertsten zu dem Tausendsten kommend; auch von meines Vaters Cousin, von August Lewald, der mit Heine seit langen Jahren im Verkehr stand, war die Rede. Heine sagte: „Er ist ein gewandter Journalist; er hat auch Talent zum Nachmachen dessen, was er sieht, aber er kann nichts erfinden und sich nichts denken, was er nicht gesehen hat!" — Das war auch zu wenig und zu hart, und ich habe seinerzeit in Baden-Baden Briefe von Heine an August Lewald ge-

lesen, die ganz anders gelautet hatten und voller Anerkennung für denselben waren.

Heine war sehr angeregt, sehr heiter und kam zwischen all dem Scherzen immer wieder auf den Ernst der Zeit und die Vorgänge des Tages zu sprechen.

Ich hätte die reinste Freude an dieser Stunde gehabt, wäre Heine nicht so leidend, hätte man nicht immer daran denken müssen, daß dieser spielende Geist vielleicht bald nicht mehr sein wird. Sein Wesen und seine Worte entsprechen einander ganz, seine mündliche und schriftliche Ausdrucksweise sind einander vollkommen gleich.

Als er sich dann erhob, wozu ich ihm die Hand bot, während Therese ihm den Überrock anzog, sah er sie lange an und rief: „Gott! was haben Sie für ein schönes Profil! was sind Sie schön für eine Schriftstellerin."

Das war nun eine bedenkliche Schmeichelei und recht in seiner Weise. Wir lachten darüber, er mit uns. Dann lieferten wir ihn an seinen Diener ab, nachdem er uns wiederzukehren verheißen und wir ihm versprochen hatten, ihm die brieflichen Nachrichten mitzuteilen, die wir aus Deutschland erhalten würden.

Diese Nachrichten riefen mich aber nach Deutschland zurück. Am fünfundzwanzigsten März erhielt ich einen Brief meines Bruders, des damaligen Rechtsanwalts Otto Lewald aus Berlin. Es hieß in demselben: „Ich bedarf deiner und fühle es als Notwendigkeit, daß du sogleich zu mir kommst. Auch Präsident Bloch ist der Meinung, daß du diese Zeit hier mit erleben mußt."

Den siebenundzwanzigsten brachen wir also beide von Paris auf, da Therese sich entschlossen, mit mir zurückzukehren, und so sah ich damals Heine nicht mehr wieder.

* *
*

Erst im Jahre 1850 kehrte ich, nach einem fünfmonatlichen Aufenthalte in England, wieder einmal nach Paris zurück. Ich hatte in England viel mit dem liebenswürdigen Moritz Hartmann verkehrt, den ich seit langen Jahren kannte. Er hatte England früher als ich verlassen, war in Brüssel mit meinem Bruder, meiner Schwester und mit Stahr zusammengetroffen und danach mit dem letzteren, der Paris vorher noch nicht besucht, dorthin gegangen, wo ich einige Tage später als sie ebenfalls anlangte und mich mit ihnen in derselben Pension in der Rue Castiglione einrichtete.

Hartmann sagte, daß er Heine von meinem Kommen gesprochen, daß er Stahr aufgefordert, mit ihm zu Heine zu gehen, und daß dieser sich dazu nicht geneigt erwiesen. Er habe Heine inzwischen Stahrs „Italien" geborgt und überlasse es mir, Stahr zu Heine zu bringen, der zwar, wie er behaupte, große Scheu vor deutschen Besuchern habe, aber Stahr zu sehen wünsche, und dem man doch jede Freude machen müsse, für die er in seinem leidenden Zustande empfänglich sei. Ich war auch der Meinung unseres Freundes, aber Stahr wollte davon nichts hören.

„Gerade weil er als Kranker große Rücksichten zu fordern hat, will ich ihm fern bleiben; denn bei all der Freude an dem, was er Gutes und Schönes geschaffen, bei der wahrhaft aristophanischen Schärfe seiner politischen Dichtungen habe ich nicht den geringsten Zug zu ihm als Menschen und halte seinen Gesamteinfluß auf Deutschland für einen verderblichen nach wie vor. Da ich ihm das nicht sagen kann, läuft die Sache auf eine Komödie hinaus, zu der ich mich nicht hergeben mag. Also laßt mich aus dem Spiele. Willst du hingehen, so mache es allein für dich ab oder gehe mit Hartmann zu ihm," sagte Stahr. — Ich that das natürlich zunächst nicht.

Inzwischen war auch Alfred Meißner zu uns gekommen, hatte Stahr nochmals Heines Wunsch, ihn kennen zu lernen, mitgeteilt und dabei erwähnt, Heine habe zu ihm, von Stahr sprechend, die Äußerung gethan: „Sie sagen, er sei ein so ehrenhafter Mann, ein so tüchtiger Charakter! Und der hat's ja gar nicht nötig! er ist ja ein Künstler durch und durch!"

„Da habt ihr euren ganzen Heine!" rief Stahr; indes die zweite Einladung von Heine auszuschlagen, davon war nun keine Rede mehr, und am folgenden Tage machten Stahr, Hartmann und ich uns auf den Weg nach der Rue d'Amsterdam, in welcher Heine damals wohnte.

Weil ich fürchtete, daß der Besuch von drei Personen auf einmal für den Kranken zu viel sein könne, blieb ich in einem Lesekabinett zurück, das von einer Irländerin, ein paar Häuser von Heines Wohnung, gehalten wurde.

Als die Frau den Namen Heines nennen hörte, sagte sie: „Ach, Sie wollen den unglücklichen Mann besuchen, der so furchtbar leiden muß!" — „Kennen Sie denn Herrn Heine?" — „Jawohl. Meine Tochter hat ihm während seiner Krankheit mehrere Monate lang französisch und englisch vorgelesen. Jetzt, da sie selber krank ist, vertritt ein Hausdiener ihre Stelle. Aber jedesmal, wenn sie zurückkam, erzählte sie mir, er ertrage seine grausamen Leiden mit der Geduld eines Heiligen." — Stahr und Hartmann gingen dann ohne mich fort.

Es war ein stilles Haus in der ruhigen Rue d'Amsterdam, das Heine bewohnte. Durch die Einfahrt über einen sauber gehaltenen Hofraum schreitend, gelangte man in das Hinterhaus, in dessen zweitem Stock eine Mulattin, die Wartefrau des Kranken, den Kommenden die Thür öffnete. Als Stahr und Hartmann ihm gemeldet worden, rief er selbst ihnen das „entrez! entrez!" entgegen.

Er lag auf seinem Schmerzenslager, das er seit Jahr und Tag nicht mehr verlassen hat. Die Fenstervorhänge waren niedergelassen, das Bett überdies noch durch eine grüne spanische Wand gegen das Licht geschirmt. Der Kranke hob die feine, fast durchsichtig magere Hand an das rechte Auge, um das Lid emporzuziehen und die Eintretenden zu sehen. Nur dies Auge besaß noch Sehkraft, das andere nur einen schwachen Lichtschimmer. Aber die Lider waren gelähmt und keiner freien Bewegung mehr fähig. Er streckte Stahr seine Hand entgegen und hieß beide Männer herzlich willkommen. Kaum aber hatte er erfahren, daß ich anwesend und in der Nähe sei, als er bat, man möge mich herbeiholen, was Hartmann denn auch that.

Als ich gekommen war, dankte er mir in herzlichster Weise, daß ich seiner so freundlich in meinen „Pariser Erinnerungen aus dem Jahre 1848" gedacht hätte. Freunde hätten ihm das Buch gebracht und ihm damit eine große Freude bereitet. Sie hätten die ihn betreffende Stelle auch in Pariser Journalen veröffentlicht.

Bei diesem ersten Besuche war es auch, wo Heine ausführlich von seiner Krankheit und seinen Schmerzen sprach, auf die er bei allen späteren Unterhaltungen nur selten zurückkam. „Ich leide," sprach er, „unaufhörlich grenzenlose Schmerzen. Selbst meine Träume sind nicht frei davon. Gestern hing ich als Johann von Leiden in einem Käfig in der Luft, und meine Schmerzen setzten sich als wilde Traumbilder um mich her. Die Krämpfe steigen allmählich immer höher hinauf, und da liegt man nun und wartet, bis es ans Herz kommt. Ich kann jetzt eigentlich nur noch Arme und Hände frei bewegen. Und alles dieses," fuhr er fort, indem ein Lächeln über seine schmerzerfüllten Züge glitt, „alles dieses muß ich nun ertragen ohne den Beistand unseres Herrn Jesus Christus! Aber ich habe auch meinen Glauben. Denken Sie nur nicht, daß ich ohne Religion bin. Opium ist auch eine Religion. Wenn so ein bißchen grauer Staub in meine fürchterlich schmerzenden Brandwunden gestreut wird und dann der Schmerz danach gleich aufhört, soll man da nicht sagen, daß dies dieselbe beruhigende Kraft ist, welche sich in der Religion wirksam zeigt? Es ist mehr Verwandtschaft zwischen Opium und Religion, als sich die meisten Menschen träumen lassen. Sehen Sie, da hab ich die Bibel. Ich lese viel darin, das heißt, ich lasse mir vorlesen. Es ist doch ein ganz wunderbares Buch, dies Buch der Bücher. Wenn ich meine Schmerzen nicht mehr ertragen kann, nehme ich Morphium,

wenn ich meine Feinde nicht totschlagen kann, überlasse ich sie der Vorsehung, wenn ich meine Angelegenheiten nicht mehr besorgen kann, übergebe ich sie dem lieben Gott — nur," setzte er nach einer kleinen Pause lächelnd hinzu, „meine Geldangelegenheiten besorge ich doch lieber noch selbst." Man mußte lachen, erstaunte über ihn — aber zu einer reinen, freien Empfindung ihm gegenüber kam man selten.

Niedergeworfen von unheilbarer Krankheit, bei lebendigem Leibe schon ausgestrichen aus dem Buche des Lebens, gemartert von den entsetzlichsten Schmerzensqualen, hatte dieser Mann die ganze Energie seines aristophanischen Geistes, die volle Kraft seines unverwüstlichen Humors und all die schneidende Schärfe seines vernichtenden Witzes bewahrt. Man hatte von ihm berichtet, er habe sich bekehrt, der deutsche Aristophanes des neunzehnten Jahrhunderts sei „fromm", sei ein Betbruder geworden. Es war kein wahres Wort daran. Die Leute, welche dergleichen von ihm verbreitet, haben sich entweder selbst getäuscht oder sich von ihm täuschen lassen. Es war richtig, daß er die Bibel las, weil er ihre poetischen Schönheiten wie wenige empfand, wahr, daß er gern von Gott und Unsterblichkeit redete. Aber sein freies Verhältnis zu diesen Dingen blieb unverändert, und selbst wo er eine gewisse Gläubigkeit zeigte, war er sich doch stets seiner Freiheit bewußt, und überhaupt geistig in allen Dingen vollkommen der Alte.

Er erzählte darauf von seiner Lektüre und wie schwer es ihm bei seinem Zustande falle, sich in einigem Zusammenhange mit deutscher Litteratur zu erhalten. Dennoch war ihm von den neuen Erscheinungen vieles bekannt, und besonders schien er die Aufzeichnungen über das Frankfurter Parlament mit großem Anteil verfolgt zu haben.

„Wie ist Laube nur dazu gekommen, die Geschichte des deutschen Parlamentes zu bearbeiten?" fragte er. „Er schrieb mir vorher davon, deutete es mir an, ließ sich aber nicht näher darüber aus. Vielleicht hoffte er, daß mir das Buch nicht zu Gesichte kommen würde. Aber man brachte es mir gleich. Als man es mir vorlas, that es mir bitter weh, denn es war ein Abfall von all seinen Überzeugungen. Wenn er hätte eine Satire schreiben wollen, er hätte es nicht anders machen können. Überhaupt, weshalb machte er sich zum Politiker, der ja ein Dichter ist? Warum macht er den Patrioten, da jeder Dichter seiner Natur nach ein Kosmopolit ist? Es paßt ja gar nicht zu ihm. — Aber es ist mir ein Bedürfnis, mich gegen das Buch auszusprechen, und namentlich gegen die Verspottung von des wackern Detmolds Mißgestalt, damit niemand glaubt, ich hätte das gutgeheißen. Und Laube und ich waren so lange so gute Freunde!"

Ich fragte, ob er das Laube gesagt. Heine wich der Antwort aus. „Würden Sie derlei zu sagen den Mut haben?" wendete er ein. — „Einem Freunde gegenüber ganz gewiß!" entgegnete ich ihm.

Heine antwortete nicht darauf. „Die Geschichte dieses Parlaments muß geschrieben werden," fuhr er fort, „wie Sie, Professor Stahr, die Preußische Revolution geschrieben haben, in *einem* Bande, kurz! versteht sich. Es ist ja der herrlichste Stoff, der zu finden. Alles wie gemacht für ein Kunstwerk: die Einheit der Zeit, des Orts, der Dummheit! Welch eine Menagerie saß da zusammen in dieser Paulskirche! Ein Büffon gehörte dazu, sie zu beschreiben! Was fand sich da alles beieinander, all die fossilen Vorweltlichkeiten! all der alte Schund!" — Stimme, Ausdruck, Ton und Miene, mit denen er diese Worte sprach, hatten etwas so unwiderstehlich Komisches, daß wir laut lachen mußten und es, wie später noch oft, ganz und gar vergaßen, daß ein tödlich Kranker, ja so zu sagen ein Sterbender mit geschlossenen Augen vor uns lag. Über seine blassen Gesichtszüge flog ein Lächeln, das ihnen außerordentlich anmutig stand. Der Ausdruck derselben, von der Krankheit ganz durchgeistigt, hatte in der Ruhe etwas wunderbar Edles,

das zuweilen schlagend an die leidenden Christusphysiognomien der älteren italischen Kirchenbilder erinnert. Das dichte, schlichtanliegende ganz braune Haar und der etwas hellere Kinn- und Lippenbart sind nur hier und da mit einigem Silbergrau untermischt. Seine Stimme war äußerst sanft und weich, und ihr Ton zuweilen von einem leisen Lachen begleitet.

Von Stahrs Geschichte der preußischen Revolution bemerkte er: „Das Buch hat einen großen Fehler. Es hat lange nicht genug individuelle Charakteristik. Es fehlt die persönliche Porträtierung der agierenden Hauptsubjekte aller Parteien. Sie setzen Ihre eigene Einzelkenntnis der Figuren dieser Tragikomödie und ihres Behabens zu sehr bei dem Leser voraus. Das thut kein Franzose in ähnlichem Falle. Aber freilich, es mag wohl ein gut Teil künstlerisch sittlicher Widerwille dabei im Spiele gewesen sein, denn diese deutsche Halbheit hat etwas gar zu Abstoßendes."

Er fragte dann nach Gutzkow, gegen den er eine tiefe Abneigung aussprach.

Stahr, der sich für Gutzkows dramatische Arbeiten immer lebhaft interessiert, für ihre Aufführung in Oldenburg und ebenso in der Kritik warm eingetreten war, trat auch jetzt für den „Acosta", für „Zopf und Schwert" und anderes lebhaft ein. Aber Heine ließ es nicht gelten. „Erklären Sie, meine Beste," sagte er zu mir, „mir aber nun vor allen Dingen: wie ist der schöne Falter Therese in die vieljährige Verbindung mit Gutzkow geraten, und was ist aus dieser schönen anmutsvollen Frau geworden?"

Davon wußte ich nun freilich mehr, als mich freute und als ich Heine kundthun mochte und konnte. Ich sagte also nur, daß diese Verbindung für Therese die Quelle großer Leiden, schwerer Erfahrungen gewesen sei, ohne Gutzkow zu beglücken, und daß ich die Lösung dieses unseligen Verhältnisses, soviel an mir war, gefördert hatte, um die mir teure Frau aus diesem Zwiespalt zu befreien. Ich sprach ihm von der Trennung von der Bacharachtschen Ehe, die im Sommer von 1849 erfolgt war, und von Thereses danach erfolgter Verheiratung mit ihrem Cousin, dem Obristen v. Lützow. Dieser Obrist v. Lützow war der Sohn eines begüterten mecklenburgischen Kammerherrn, hatte sie in seiner und ihrer Jugend geliebt, war dann in holländisch-indische Dienste getreten, in diesen zum Gouverneur von Surabayo emporgestiegen und nach mehr als zwanzigjähriger Entfernung zum Besuche nach Europa heimgekehrt. Hier hatte er die von ihm geliebte Frau in einer innerlich unwahren Ehe, in der unheilvollen Verbindung mit Gutzkow gefunden, und — beide Verhältnisse waren gelöst worden, Therese war ihrem Cousin als seine Gattin nach Java gefolgt, wo sie im Januar eben des Jahres 1850 gelandet war. Das Romanhafte dieses Lebensganges zog Heine an. Er wollte immer mehr davon hören, sprach von den Zeiten, in denen er Therese hatte kennen lernen, und wir mußten uns endlich losreißen, da wir schon zu lange verweilt.

Als wir, auf seine immer wiederholte Bitte, bald wiederzukommen, ihn fragten, welche Zeit ihm die gelegenste sei, antwortete er: „Gelegene Zeit? Von Mitternacht bis Mitternacht! Denken Sie denn nicht, daß einem so schwer kranken Menschen die vierundzwanzig Stunden oft sehr lang werden? Übrigens muß ich doch sagen" — setzte er nach einer Pause hinzu — „meine Freundinnen wenigstens verlassen mich nicht in meiner Krankheit. Ich habe fast täglich Besuche und erfahre alles, was in der Welt vorgeht. Und das ist viel in Paris, wo man vergessen ist, wenn man sechs Monate aus der Gesellschaft entfernt war. Ich begreife jetzt, wie Schlabrendorf, der zehn Jahre lang nicht aus seinem Zimmer kam, einer der bestunterrichteten Menschen in Paris sein konnte."

* * *

Dieser erste Besuch hatte über Stahrs weiteren Verkehr mit Heine entschieden. Das Leiden des Kranken, das ihn schmerz-

lich an das nur zu ähnliche Geschick seines Freundes Julius Mosen mahnte, hatte ihm ein lebhaftes Mitleid und damit zugleich den Wunsch eingeflößt, dem Kranken die Zerstreuung zu bieten, für die er sich so empfänglich zeigte, und Heines glänzender, in allen Farben spielender Geist, wie der Anteil, den er uns entgegenbrachte, hatten Stahr angezogen und gefreut, obschon sie in seinem Urteil über Heines eigenstes Wesen und über seine Wirksamkeit nichts geändert hatten.

Als wir Heine zum zweitenmal gemeinsam besuchten, waren wir auf dem Kirchhof an Börnes Grab gewesen. Wir erwähnten dessen, und das Gespräch richtete sich dadurch auf Heines letztes Verhältnis zu ihm.

„Es waren eigentlich die gemeinsten Klatschereien und Hetzereien von Flüchtlingen und von Deutschland her, die mich mit Börne auseinander gebracht und zu jenem Buche über Börne veranlaßt haben!" sagte er.

Später, als er Stahr einige seiner Bücher schenkte, unter denen sich auch die gedachte Schrift befand, bemerkte er in betreff derselben: „Ich habe sie als Buße hinzugefügt! Lesen Sie die Briefe, die von Helgoland datiert sind, sie sind gut geschrieben und sie sind das Beste an dem Buche!"

Wir kamen auf Börnes Stil. „Der gute, selige Börne," sagte er, „war eigentlich der objektivitätsloseste Mensch, den ich gekannt habe. Wenn ich ihm sagte, er solle sich doch den ewigen kurzen Hundetrabstil abgewöhnen, er solle doch nicht immer Briefe schreiben, er solle doch selbständig etwas schaffen! so erwiderte er mir regelmäßig: ‚Ich müßte es doch immer in Briefen an Madame Wohl schreiben!' — Denken Sie, er war so objektivitätslos, daß er sich immer an eine und dieselbe Person anklammern mußte, um etwas leisten zu können." Heine sprach dann von dem jüdischen Elemente in Börne und von Börnes Sittlichkeit, welche nicht selten an Prüderie streifte. „Es war in ihm in dieser Hinsicht und namentlich in seinem Verhältnis zu Frauen ein wunderliches Gemisch von Sentimentalität und Roheit, von Prüderie und Cynismus. Nennt er doch einmal seine Geliebte den Fettfleck seiner Seele! Ich habe darin immer ganz verschieden empfunden. Ich habe mich äußerlich oft in Unschönheiten gehen lassen, aber ich weiß bestimmt, daß ich aus reiner Liebe für das Schöne in meinen intimen Verhältnissen zu Frauen nie unschön gewesen bin. Börne dagegen hat mich oft an die alten deutschen Magister gemahnt, die, wenn sie ihre weltliche Gravität ablegten, im Freundeskreise bei Bier und Tabak sehr cynisch und brutal sein konnten."

Stahr hatte Börne nicht gekannt. Ich hatte ihn im Jahre 1832, bei der ersten Reise, die ich mit meinem Vater gemacht, in Baden-Baden häufig gesehen und gesprochen. Mein Vater war, wie ich in meiner Lebensgeschichte erwähnte, von Baden aus mit Börne bei dem Hammbacher Feste gewesen, und ich sagte, daß ich Börne immer gleichmäßig, gehalten und freundlich gefunden, daß ich von Madame Wohl einen sehr angenehmen Eindruck gehabt, deren Erscheinung einfach gewesen wäre wie die einer Herrnhuterin.

„Ach!" rief er, „damals waren Sie mit Ihren zwanzig Jahren ein Kind! was wußten und verstanden Sie!"

Wir sprachen von dem scharf ausgeprägten Judentum in Börne, das er mit Rahel gemein gehabt. Ich machte die Bemerkung, daß ich in späteren Jahren von der unbedingten Bewunderung für Rahel zurückgekommen sei; daß das Springende in ihren Einfällen und in ihrer Ausdrucksweise etwas Unheimliches, Unschönes und Unruhiges für mich bekommen; und ich fragte ihn, wie Rahel eigentlich ausgesehen habe, ob sie hübsch gewesen sei. Ein ganz jugendliches Bild von ihr, das sich im Besitz von Fräulein Solmar befände, und der Kupferstich vor dem Buche „Rahel" hätten untereinander und mit dem Relief von Link für mein Auge gar keine Ähnlichkeit, so daß ich mir keine Vorstellung von ihr machen könne.

Heine entgegnete: „Ich kann mir nicht denken, daß ihr Äußeres jemals angenehm gewesen ist. Als ich sie kennen lernte, war sie schon alt und krank und das Gesicht durch Krankheit und Leidenschaft verändert. Sie war aber sehr geistreich, hatte im Gespräch die glänzendsten Einfälle und sie war sehr gut gegen mich. Wie haben Sie sie nur in Ihrem Romane dargestellt? und was ist's mit Varnhagens Zorn gegen Sie und mit Ihrem Zerwürfnis mit ihm?"

Ich konnte ihm sagen, daß ein Zerwürfnis zwischen mir und Varnhagen nie stattgefunden habe, daß ich mit ihm nach wie vor in dem freundlichen Zusammenhange stände, der dadurch herbeigeführt worden, daß seine Schwester Rosa mit meiner Mutter Bruder, dem Dr. Assing, verheiratet gewesen war, und daß meine Cousinen Ottilie und Ludmilla Assing in seinem Hause gelebt. Zudem träfe ich ihn häufig bei Fräulein Solmar und bei anderen Bekannten, deren wir viele gemeinsam hätten, und Stahr halte ihn sehr hoch und schätze ihn auch als Freund.

„Aber," unterbrach er mich, „was ist's denn gewesen mit seinen ‚Remonstrationen' gegen den Roman?"

„Eine Halbheit von seiner Seite, zu der eine Unvorsichtigkeit von meiner Seite, welche aber in aller Freundschaft ausgelaufen ist, ihm den gerechten Anlaß geboten hat. Aber das ist eine lange Geschichte, mit der ich Sie nicht hinhalten mag."

„Hinhalten?" rief er. „Was kann mir denn auf der Welt noch Besseres geschehen, als daß ich mit Erzählung von Dingen hingehalten werde, die mich interessieren. Fangen Sie nur immer an."

„Nun denn! Als ich im Ausgang des Jahres 1846 mich an die Arbeit des Romans ‚Prinz Louis Ferdinand' machen wollte, suchte ich mir natürlich so viel Thatsächliches, als erreichbar war, zu verschaffen über den Prinzen, über die anderen Figuren, die ich zu benutzen dachte, und über die Zeit im allgemeinen. Der Ertrag aus den gedruckten Memoiren, die ich vorfand, war nicht allzu groß. Ich ging zu Herrn v. Varnhagen, sprach ihm von meinem Vorhaben, sagte ihm auch, daß ich an eine Liebe Rahels für den Prinzen glaube und diese in den Bereich der Dichtung zu ziehen dächte. Er entgegnete mir: eine solche Liebe könne eine Zeit lang wohl vorhanden gewesen sein, denn Rahel sei höchst ‚impressionabel' durch Geist und Liebenswürdigkeit gewesen, und der Prinz habe auf alle Frauen ‚eine fascinierende Wirkung gehabt'. Dazu sei jene Zeit überhaupt rasch und leicht im Anknüpfen von Herzensverhältnissen gewesen. Ich sagte ihm, daß ich den Roman nicht schreiben könne, ohne Rahel dafür zu benutzen, und daß ich ihn nicht schreiben würde, wenn er ein Widerstreben gegen diese Benutzung Rahels hegen sollte.

„‚Da ich Sie und Ihre Verehrung für Rahel kenne, bin ich über die Darstellung, die Sie von ihr machen werden, völlig beruhigt. Im übrigen gehört sie der Historie und damit der Dichtung an!' beschied er mich. — Dieser Teil der Sache war damit abgethan, und nun war es Varnhagen selbst, der mir zu den nötigen Farben verhalf. Er wies mich an eine Frau v. Real, die Hofdame bei der Mutter des Prinzen gewesen war und 1847 in dem oberen, südlichen Teile der Wilhelmsstraße wohnte, wo ich sie ein paarmal aufgesucht und bereitwillig Mitteilungen von ihr erhalten hatte. Er gab mir Briefe des Prinzen Louis an Pauline Wiesel, aus denen ich das tiefsinnige Wort entnommen: ‚Wo sind die schönen Tage hin, in denen wir so unglücklich waren', und er kam dann, wie er es mir angeboten, noch selbst zu mir, mir von jener Zeit und jenen Tagen Mitteilungen zu machen. Diese Mitteilungen waren denn eben nach dem Geiste und der Empfindungs- und Lebensweise jener Zeit so bedenklicher Natur, daß sie mich in Verlegenheit setzten, und ich ihnen mit der Bemerkung ein Ende machen mußte, wie ich nach diesen Bereichen hin meinen Roman nicht auszuführen dächte, und wie ich von den Fahrten und Liebesabenteuern

jener Männer und Frauen in der Gesellschaft schon so viel gehört, daß sich mir die Zustände sehr klar dargestellt hätten und ich viel mehr davon wüßte, als ich brauchen könne. Danach machte ich mich an meine Arbeit — und machte beiläufig die Erfahrung, wie mißlich es ist, solche sogenannte historische Romane zu schreiben. Es war ziemlich einer der ersten Versuche in der Art, und ich fühlte bei der Arbeit, wie schlecht sich historisch bekannte Gestalten als im Vorgrund der Handlung mitwirkende Personen in den Rahmen einer Dichtung einfügen lassen; und wie weise Scott und Manzoni gehandelt, die dies vermieden. Als ich das letzte Kapitel meines Romans beendet hatte, schrieb ich an Stahr: Mit meiner Arbeit bin ich fertig. Der Prinz ist tot. Damit ist das Buch zu Ende, aber, wie ich die Sache auch zu wenden gesucht, es ist kein ethischer Schluß, und zu solchem kann es nie kommen bei diesen zwischen dem thatsächlich Gegebenen und der eigenen Erfindung, zwischen Dichtung und Wirklichkeit schwankenden Personen und Ereignissen, wenn die ethische Lösung nicht zufälligerweise in den Verhältnissen vorhanden ist!" — Und dies Urteil habe ich ausführlicher gegen meinen Roman und gegen die ganze Art dieser Romane zu begründen gestrebt in der Vorrede zu der zweiten Auflage des Buches.

Davon hatten wir auch mit Heine gesprochen, und ich hatte ihm dann zum Schluß erzählt, wie ich aus Mangel an Überlegung, auf ein mich täuschendes Gefühl gestützt, eben die Unschicklichkeit begangen, Varnhagen das Buch mit ein paar verehrungsvollen Worten zu widmen, ohne ihn vorher um die Erlaubnis dazu gefragt zu haben. Er hatte das zuerst gut aufgenommen, mich besucht, mir dafür gedankt, die Schilderung der Zeit, der Personen gelobt, und ich war mit meinem Gewissen in aller Ruhe gewesen, als ich von dritten hörte, daß sie an der Benutzung von Rahels Persönlichkeit Anstoß genommen, daß sie dies gegen Varnhagen ausgesprochen und daß Varnhagen sich ihnen zustimmend erwiesen. Höchlich davon betroffen, hatte ich sofort an ihn geschrieben, ihn an unser früheres Übereinkommen erinnert und bedauert, wenn ich ihm trotzdem etwas gethan, das ihm mißfallen hätte. Darauf hatte er mir umgehend freundlich und erklärend geantwortet. Seine Antwort hatte damit die Angelegenheit ohne weiteres ins Gleiche gestellt, ohne daß irgend eine Störung in unserem Verkehre stattgefunden, so daß sich mir damals die Überzeugung aufgedrängt, Varnhagen habe nur jenen dritten zu Gefallen eine Unzufriedenheit geäußert, die er vielleicht nicht empfunden.

Indes, sagte ich zu Heine, ich habe nie wieder einen sogenannten historischen Roman geschrieben, während ich der Meinung sei, daß jeder Roman im eigentlichen Sinne ein historischer sein müsse, ebenso wie jedes Porträt; insofern, als jeder Roman und jedes Porträt in sich den Ausdruck, das Gepräge der Zeit wiedergeben müssen, in der die Personen sich bewegen oder bewegt haben, auch wenn man in den Romanen nicht, wie ich es nenne, mit „benannten Zahlen" arbeitet.

Heine stimmte dem vollaus bei und sagte — mit derselben satirischen Höflichkeit, die er früher gegen die schöne Therese bewiesen, als er ihre Schönheit „für eine Schriftstellerin" auffallend gefunden: „Es ist sehr merkwürdig, Sie haben viel gedacht, Sie denken überhaupt viel, und Sie haben doch das Herz einer Frau! Das überrascht mich! Ich habe das nur an einer Frau erlebt: an der Fürstin Belgiojoso, und ich glaubte, sie wäre die einzige. Im allgemeinen ist Denken nicht der Frauen Sache!"

Durch die Erwähnung der Fürstin, deren er, so oft ich ihn gesprochen, jedesmal gedacht, kamen wir auf Italien zu sprechen, auf Stahrs „Italien", auf italienische Reisebücher überhaupt. „Was die Leute nur an dem italienischen Reisebuch von Dickens haben mögen!" rief er. — Wir sagten ihm beide, daß wir Freude daran gefunden, daß manche Kapitel voll wahrer, warmer Farben, andere voll lie-

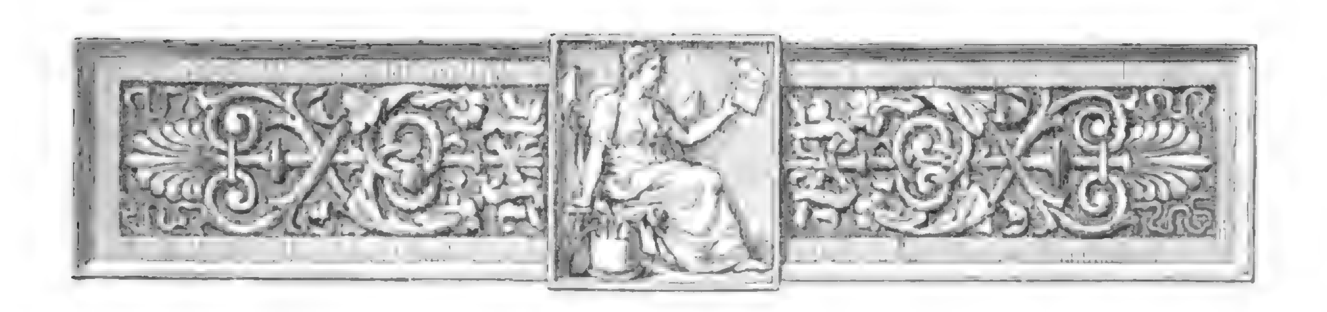
benswürdiger Laune wären. „Das begreife ich nicht!“ entgegnete er. „Es ist mir mit seiner Dandy-Flachheit so abgeschmackt vorgekommen, daß ich es nicht zu Ende lesen konnte. Alles, was ich über Italien geschrieben,“ setzte er hinzu, „ist im Postwagen crayonniert oder ähnlich entstanden!“

Dann wendete er die Unterhaltung — ich weiß nicht wie — auf die Unsterblichkeit, von der er immer wieder redete. „Es ist darüber ein wunderbarer Zwiespalt in mir!“ sprach er. „All mein Verstand, all mein Wissen sagt mir, der Glaube an Unsterblichkeit ist Wahnsinn. Es ist auch im Alten Testament keine Spur davon. Moses war viel zu gesund dazu. Erst die krankhafte Sekte, aus der Christus hervorging, verfiel mit der Askese auch auf die Unsterblichkeitslehre. Ich bin von unserem Aufhören mit dem Verstande vollkommen überzeugt; aber mit dem Gefühl fasse ich es nicht. Ich kann es nicht begreifen, während ich noch bin, ich bin. Ich kann überhaupt nur von Egoisten annehmen, daß ihnen der Gedanke an das Aufhören, an das Nichtmehrsein, vertraut wird. Mit einem liebenden Herzen bleibt es trotz des Wissens unfaßbar. Ich kann mir z. B. nicht denken, daß ich meine Frau einsam verlassen soll. Ich sage ihr immer, daß ich unter einer ganz unscheinbaren Gestalt nach meinem Tode wiederkommen werde, ihre Angelegenheiten in Ordnung zu halten, wovon sie nichts versteht; aber,“ und sein Ton ging wieder in den Scherz über, „sie ängstigt sich vor Erscheinungen und bittet mich, nicht zu kommen. — Einer Frau jedoch habe ich es beim Abschied versprochen, daß ich kommen würde, wenn die Atome sich noch manifestieren können, und die hat auch den Mut dazu: die Fürstin Belgiojoso. — Es ist ein eigen Ding damit, daß wir solch universelle Religionen haben, während die Religion das Individuellste sein müßte. Ich bin für mein Teil zu der Überzeugung gekommen, daß schon Gesunde und Kranke ganz verschiedener Religionen bedürfen. Für den Gesunden ist das Christentum unbrauchbar mit seinen Resignationen und Jenseitigkeiten; für den Kranken aber, ich versichere Sie, ist es eine gute Religion.“

Stahr hatte sich im Laufe des Gespräches mehrmals hinreißen lassen, gegen gewisse dogmatisierende Behauptungen Heines schärfere und lebhaftere Einwendungen zu machen, als es mir einem Kranken gegenüber zulässig schien. Als ich ihm das auf dem Heimwege zum Vorwurf machte, meinte er, er habe das ganz absichtlich gethan.

„Heine ist eine so wunderbar fein organisierte Natur und trotz seiner Krankheit von solcher Geistesschärfe, daß ich es nicht wagen möchte, in solchen Dingen ihm aus irgend einer Rücksicht zu Gefallen zu reden. Er ist noch Schalk genug, seine Besucher aufs Glatteis zu führen und sie innerlich auszulachen, wenn er sie straucheln sieht. Und man muß sagen, daß ihnen damit recht geschieht, wenn er sie hinterher verhöhnt, was er im Grunde niemand erspart und wohl auch uns nicht schenken wird, denn er ist und bleibt ein geistreicher Spötter. Diejenigen aber, welche den sterbenden Aristophanes als einen fromm gewordenen Christen und bekehrten Bußfertigen dargestellt haben, gehören in diese Kategorie. Sie sind die Getäuschten, während sie ihn getäuscht zu haben glauben. — Was mich in dem Verkehr mit Heine auf das lebhafteste beschäftigt, ist das Wunder, wie die reinen, schönen, unsterblichen Lieder unter seinen Gedichten auf dem Boden seines Lebens und seiner Lebenserfahrungen erwachsen konnten. Man steht vor ihm immer wieder vor einem Rätsel — vor einer Kraft, die uns festhält wider unseren Willen. Er ist einzig in seiner Art — das ist gewiß, und unglücklich ist er ebenso!“

(Schluß folgt.)

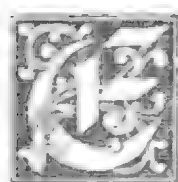


Der König im Bade.

Erzählung nach einem altdeutschen Motiv

von

Wilhelm Fischer.

Es lebte, des Deutschen Reiches waltend, ein mächtiger König, der Valemond hieß, dessen Wort in Rom galt wie in Aachen und dessen Krone bis nach Welschlands äußersten Grenzen leuchtete. Er saß im Palast zu Aachen, umgeben von den herrlichsten Gütern, die das Leben kaiserlich schmücken, und ihm zur Seite saß in hoher Lieblichkeit die junge Gemahlin, die Witta hieß. In seinem Sinne gab es nichts Schöneres als diese Königin, und er hätte sich nicht für den Mächtigsten im Reiche gehalten, wenn nicht das holdeste Weib von edler Geburt seinen Thron geteilt hätte. Auch war die Königin milden Herzens und neigte sich mit weiblicher Demut dem unbegrenzten Stolze ihres Gemahls, obgleich sie selbst die Tochter eines mächtigen Sachsenfürsten hieß, und sie war ihm in Liebe ergeben in aller Keuschheit ihres Wesens treulich und inniglich.

Einst geschah es, daß der König in den Dom ging, das Wort Gottes zu hören. Es war dies am zwölften Sonntag nach Pfingsten, und er vernahm aus dem Munde des Priesters die Worte des Evangeliums, die Gottes Macht verkünden: „deposuit potentes et exaltavit humiles“, welches besagt, daß er die Mächtigen der Erde von ihrem Sitze geworfen und die Demütigen erhöhet habe.

Da kam ein finsterer Geist des irdischen Hochmuts über König Valemond, und er ließ den Bischof rufen und gebot ihm, diesen Vers aus dem heiligen Buche auszumerzen bei härtester Ahndung des Ungehorsams. Auch gebot er in seinem ganzen Reiche, soweit es sich erstreckte, diesen Spruch, der den König der höchsten Macht beraubte, um sie dem Ewigen im Himmel zuzusprechen, auszumerzen und zu vernichten. Das heilige Buch, in dem sich dieser Vers noch befände, sollte verbrannt und der Eigner desselben, sei es wer es sei, vom Leben zum Tode gebracht werden.

Ob dieses Gebotes herrschte tiefes Trauern in allen Kirchen des Reiches; allein die Kraft des Königs lag dräuend über jedem Haupte und zwang den Fahrlässigen, sich dem Machtspruche zu fügen. König Valemond sprach:

„Durch Vaterserbe ward die höchste Gewalt mein eigen; durch eigene Kraft ward sie gestärkt, so daß sie unzerbrechlich mich vor jedem Widersacher feit; und durch meinen Willen wird sie erhalten, heute wie morgen bis an das Ende meiner Tage. Niemandes Recht mag ich anerkennen, mich deren wieder zu entkleiden. Und wie der Mut meines Herzens, ist die höchste Gewalt im Reiche mein eigen nach dem Rechte, das so alt ist wie die Welt selbst. Ist eines anderen Macht in meinen Landen höher denn die meine, so bin ich nicht König. Daß ich aber König bin, soll erhärtet werden da-

durch, daß ich meine als die höchste Macht erweise, der sich Pfaff und Laie beugen soll."

Also sprach er zu sich und anderen, die es wagen mochten, ihm seinen sündhaften Hochmut mit geziemenden Worten vorzuhalten. Seine Gemahlin Witta selbst vermochte nichts über ihn und verbarg ihre Trauer vor seinem zürnenden Königsblicke, da sie in allem ihm ergeben war.

Da geschah es einst, daß Valemond in das Badehaus ging, das in einiger Entfernung von dem Palast gelegen war, begleitet von seinem Kämmerer, wie es Gepflogenheit war, und anderen Herren und Rittern. In der Vorkammer ward er entkleidet und schritt allein in den inneren Raum, auf daß er dort des Bades pflege, und der Kämmerer schloß hinter ihm die Thür. — Was nun dort geschah, das konnte kein sterbliches Auge erkunden, da ein unergründliches Geheimnis darüber waltete, wie ein Schweigen, das Himmel und Erde verbindet, und in welchem wie in tiefer Dunkelheit das leuchtende Wort lebt, das im Anfang aller Dinge war.

Genug, die Thür öffnete sich wieder nach einiger Zeit, und der König trat heraus, der von dem Kämmerer empfangen und bekleidet und von seinen Rittern gewaffnet wurde, worauf er im Geleite seiner Edlen zurück in den Palast schritt. Bald darauf öffnete sich die Thür der Badestube aufs neue, und heraus trat in die Vorkammer ein zweiter Mann, der erstaunt nach dem Kämmerer rief und nach seinen Kleidern begehrte. Die Knechte des Badehauses kamen herbei, verwundert über den Anblick des unbekleideten Mannes, der in den höchsten Zorn geriet und laut nach seinem Kämmerer und seinen Rittern rief.

Die Badeknechte glaubten es mit einem Tobsüchtigen zu thun zu haben, der sich eingeschlichen, und holten den Bademeister herbei, auf daß er den Menschen fortweise. Dieser kam und frug ihn, wer er sei und wie er sich erkühne, in des Königs Badestube einzudringen, worauf der unbekleidete Mann in wildestem Zorn ihn anfuhr und ihm zuschrie, ob er elender Knecht denn nicht wisse, daß er selbst der König sei.

Diese Worte bestärkten alle darin, daß sie es mit einem Tobsüchtigen zu thun hätten, da sie vor wenigen Minuten mit eigenen Augen gesehen hatten, wie der König mit seinem Gefolge aus dem Badehause geschritten und in seinen Palast zurückgekehrt war. Das wütende Gebaren, womit der unbekleidete Mann seine Behauptung wiederholte, daß er der König Valemond sei, erregte nun den Zorn des Bademeisters und seiner Diener, und sie schlugen ihn, in hellem Haufen über ihn herfallend. Sie stießen ihn aus dem Hause und warfen ihm ein ärmliches, schmutziges Gewand nach, das der niedrigste Knecht abgelegt hatte, auf daß der unbekleidete Tobsüchtige seine Blöße damit bedecke und kein Ärgernis in den Straßen errege. Darauf schlossen sie die Thür des Badehauses.

Der geschlagene und als tobsüchtig betrachtete Mann schritt zum Palast und begehrte, indem er laut rief: „Öffnet dem König!" vom Pförtner Einlaß. Dieser kam erstaunt herbei, da er vor kurzer Zeit König Valemond mit Gefolge in den Hof schreiten gesehen hatte. Als er nun den in erbärmliche Lumpen notdürftig gehüllten Menschen erblickte, der unablässig schrie, daß er der König sei, sich wütend gebärdete und mit den fürchterlichsten Strafen allen drohte, die den Verrat gegen ihn angezettelt hätten — als der Pförtner des Menschen ansichtig wurde, der an seinem Leibe die Spuren erlittener Schläge trug, jagte er ihn mit lauten Verwünschungen von dannen und schloß das Thor.

Inzwischen hatte sich, durch den Lärm gelockt, eine Schar rohen Volkes angesammelt, die den Unglücklichen höhnte, ihn mit Kot bewarf, die Hunde auf ihn hetzte, und als er, geschreckt vor der Übermacht, in seinem entsetzlich wehrlosen Zustande die Flucht ergriff, ihn mit lautem Hallo, Gelächter und Steinwürfen verfolgte. Es gelang ihm, dem Haufen zu entfliehen,

und er irrte in dunklen Gäßchen umher, bis die Nacht einbrach und ihn die Not zwang, ein Obdach zu suchen. Dieses fand er in dem Stall einer niederen Herberge, wo ein armer Knecht, sich des elenden Zustandes des verkommenen Menschen erbarmend, ihn mitleidsvoll bei sich aufnahm.

Da half er dann dem Knechte in der Wartung des Stalles und der Pflege zweier verkümmerter Gäule, die demselben anvertraut waren. Für diese Mühewaltung empfing er hartes Lager, spärliche Kost und viel Scheltworte von dem Wirte, dem dieser Zuwachs in seinem Stalle nicht genehm war und der den verkommenen Fremden nur auf Bitte seines Knechtes duldete, der sich des elenden Menschen mitleidig unterwand. In den nächsten Tagen half er denn willig seinem Wohlthäter, der die einzige Seele in der Welt war, zu der er sich Gutes versehen konnte, während alle anderen, vor denen er sich in seinem entsetzlich notdürftigen Zustande blicken ließ, ihn mit harten Worten und Verwünschungen anfuhren. Denn mit seinem schwärenden Leib ein Anblick zu schlecht für die Augen der niedrigsten Küchenmagd, erregte er den Zorn aller besser Denkenden dadurch, daß er nicht abließ, gegen jedermann zu behaupten, er sei König Valemond, und oft mit schäumendem Munde grimmigste Rache der Königin Witta und allen jenen schwur, die ihn in diesen Zustand versetzt hatten.

Auch war dann der arme Knecht, der Engelbert hieß, der einzige, der ihn beruhigen konnte und ihn wieder zu Sinnen brachte durch sanftes Zureden und scheinbares Eingehen auf seine hochfliegenden Gedanken, die er ihm dann wieder durch tröstliche Worte auszureden suchte. Allein da er selbst ein einfältiger Mensch war, so konnte er damit nicht weit reichen.

Eines Tages ging der notdürftige Mann wieder vor den Palast. Da sah er des Königs Narren draußen stehen und trat ihn an auf bekannte Weise mit all den Behauptungen, die dem Elenden schon so viel Spotts und Leides zugezogen hatten: daß er König Valemond sei, dem der Narr einst mit der Treue eines Hundes ergeben war. Darauf warf ihm dieser, der gerade einen Zinnkrug in der Hand hielt, das schwere Gefäß an den Kopf, daß er blutübergossen dastand. Bald lief auch der Thorwart mit anderen herbei, und der Ärmste ward mit harten Schlägen und Verwünschungen davongejagt.

Als er wieder daheim in seinem Stalle angekommen war und der treue Knecht Engelbert erschrocken sah, wie übel zugerichtet seines Gefährten Haupt war, machte er ihm sanfte Vorwürfe und pflegte seiner mit aller Sorgfalt und allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, um das rinnende Blut zu stillen. Zugleich bat er ihn eindringlich, soweit er dies in seiner Einfalt vermochte, die bösen Hirngespinste, die aller Welt ein Ärgernis waren und ihm leidigen Verdrusses genug schon eingebracht hatten, fahren zu lassen und sich in aller Sanftmut der Gnade Gottes zu empfehlen. Allein damit kam er übel an bei dem wund geschlagenen Manne, der den armen Knecht zornig von sich wies und sich mit seltsamen irren Worten vermaß, sein Recht von keinem höheren Herrn, als er selbst sei, empfangen zu wollen. Zugleich schwur er dem ganzen Königshof und der ganzen Stadt schwere Rache und sprudelte zornvolle Verwünschungen hervor und Andeutungen der härtesten Strafen, mit denen er alle, die an ihm den Verrat begangen hatten, in die Seele treffen wollte. Der arme Engelbert ließ sich jedoch nicht abweisen, und weit entfernt, über die Undankbarkeit seines Schützlings ungehalten zu werden, verdoppelte er die Sorgfalt, mit der er seine Wunde schon vorher gepflegt hatte, und kam so weit, den Tobenden mit treuherzigen Worten zu besänftigen, daß er alles mit sich geschehen ließ.

Im Hause jedoch hatte der nothafte Mann Übleres zu erleiden denn früher, und auch die Gutmütigkeit des thörichten Engelbert wurde verlacht, der sich einen solchen Auswurf an den Hals geladen hatte und sich seiner mit Pflege unter-

wand, wie eine verblendete Mutter dies mit einem Elfenbalg thut, der ihr untergeschoben wurde. Auch wurde der verkümmerte Mensch, da er keinen anderen Namen vorgab zu besitzen als König Valemond, im Hof der Herberge spottweise Atzel gerufen, ob der bunten Flecke wegen, die sein Leib von erhaltenen Schlägen reichlich an sich trug. Und Atzel ließ nicht ab, durch sein seltsames Gebaren, das den Leuten possenhaft hochmütig erschien und ihnen Zorn und Gelächter erregte, alles Volk, mit dem er in Berührung kam, gegen sich zu erbittern, so daß er nicht gerade vor des Königs Palast zu gehen brauchte, um zu bösen Worten härteres Mißgeschick heimzutragen.

Dieserhalb saß er am liebsten in der dunkelsten Ecke von Engelberts Stall, die Hände vor das Gesicht geschlagen, als könnte er die Dunkelheit um ihn her noch dunkler machen, und war in ein entsetzliches, traumhaft schweres Brüten versunken, wie dies einzelne tief heraufgeholte Seufzer vermuten ließen, die der arme Knecht Engelbert, im Stalle schaffend, zuweilen vernahm. Dieser versprach ihm dann in tröstlicher Weise, er wolle ihm alle seine Wünsche erfüllen, wie er es nur, Engelbert, mit seinen ärmlichen Mitteln vermöge; nur solle sein Geselle sich der finsteren Gedanken entschlagen, die der böse Feind in ihn gesendet habe, der die Menschen mit Hochmut plage. Allein Atzel wies ihn von sich und blieb in Dunkelheit begraben, während Engelbert den goldenen Sonnenstrahl durch die Stallthür ungern empfing, weil er jenen nicht beschien.

Aber nicht zu lange ließ der wilde Drang den nothaften Menschen in seiner Einsamkeit. Kaum begann die Wunde nämlich an seinem Haupt zu heilen, als er wieder mit dem Gedanken umging, sich Gehör zu verschaffen bei irgend jemand aus der Königsburg, die er vorgab, einst als höchster Herr bewohnt zu haben, und in welcher jedermann vor seinem Winke gezittert hätte. Ungeachtet des Hohnes, mit dem diese Worte als Wahngebilde von den Insassen der Herberge aufgenommen wurden, mit Ausnahme des treuen Knechtes Engelbert, der allerdings auch seinen ganzen Trost an seines Gesellen Genesung von solchem Siechtum gelegt hatte, schritt dieser wieder vor den königlichen Palast.

Da geschah es, daß er einen edlen Herzog mit Gefolge einherkommen sah, der Dankrat hieß und in der ganzen Stadt als der würdigste Herr am Hofe galt, zumal er dem König Valemond von alters her als ein Ratgeber zur Seite gestanden hatte, der überall das Böse erkannte und des Königs Sinn dem Guten, soweit er es vermochte, zugewendet hatte. Diesen sah er nun einherkommen und trat ihn mit dem Rufe an: „Herzog Dankrat, kennst du mich noch?“ Darauf wollte das Gefolge des edlen Herrn den verkümmerten Menschen, der sich in den Weg gestellt hatte, unsänftiglich beiseite schieben; und auch Herberes hätte ihm gedroht, wenn nicht der greise Dankrat aus seinem milden Herzen heraus, das keinem Notdürftigen Ansprache versagte, stehen geblieben wäre; und also frug er ihn, was seines Begehrens sei.

Da war denn, als der entsetzlich elende Mensch vorgab, König Valemond zu sein, mitleidiges Erstaunen auf dem Antlitz des Herzogs sichtbar und Hohn auf dem seiner Leute, die sich nicht enthalten konnten, unter derben Verwünschungen hell aufzulachen. Aber es wandte sich der edle Herzog an seinen Kaplan, der im Gefolge schritt und in einem ledernen Täschchen an der Seite das Geld verwahrte, das der Herzog auf seinem Wege als Almosen zu spenden pflegte. Und es nahm der hohe Herr ein Geldstück heraus und reichte es dem Elenden, der jedoch die Gabe zornig in den Staub warf und den Herzog anschrie, daß er ein Verräter sei, und ihn mit seltsamlich irren Drohungen überschüttete. Dieser, der soeben im Begriffe war, in den Palast zu gehen, allwo er dem König Bericht über irgend eine Sache zu erstatten hatte, setzte mit einem mitleidigen Kopfschütteln seinen Weg fort; und als der elende Mensch ihn noch ferner

behelligen wollte, ward er von dem Gefolge barsch zurückgestoßen und verjagt.

Inzwischen fügte es sich, daß eine Dirne aus der Umgebung der Herberge diesen Auftritt mit angesehen hatte, die denn nicht unterließ, die Kunde davon den Leuten in aller Eile zuzutragen; und als der elende Mann mit gesenktem Haupte zum Thor der Herberge einschritt, ward er mit lautem Hallo, Spott und Gelächter empfangen. Ein Küferjunge setzte ihm eine papierene Krone, die er verfertigt hatte, aufs Haupt, und alle riefen, mit Hohn sich verneigend: Heil König Atzel! Heil dem mächtigen Herrn! Auch ließen sie es nicht an groben, handgreiflichen Scherzen fehlen, so daß der Ärmste vor der Übermacht in den Stall zu Engelbert flüchtete, nachdem er sein Haupt von der Spottkrone befreit hatte.

Niedergeschmettert rang er dort in stummem Kampf mit sich selbst, vergeblich einen einzigen Lichtstrahl in der fürchterlichen Nacht seines Busens erspähend, der ihm das Leben so weit hätte erhellen mögen, daß er einen einzigen hoffnungsvollen Schritt der Zukunft entgegenwagen konnte.

Der arme Knecht Engelbert, der wenig von dem allen begriff, stand auf der Schwelle des Stalles und blickte auf das lustige Treiben einer Schar Sperlinge, welche die Körner auflasen, die von den Rossen ihnen überlassen wurden. Da wandte er das Haupt nach seinem Gesellen und sprach: „Ich wollte, daß du so viel Freude in dir hättest, als eine so winzige Sperlingsbrust faßt, und dir wäre geholfen.“ Diese Worte tönten dem nothaften Mann in die Tiefe seines Jammers wie eine Stimme aus der Oberwelt hinab, und der Wunsch keimte in seinem Inneren, so daß er die Sperlingsbrust beneiden mußte. Und an diesem Faden ward sein Geist wieder zur Oberwelt zurückgeleitet, und er sah im Sonnenstrahl draußen die Sperlinge lustig hüpfen und hörte sie fröhlich zwitschern, weil ihnen Engelbert noch mehr Körner aus der Krippe zusammengesucht und gestreut hatte; und der nothafte Mann, der sich altersallein in der Welt glaubte, ward von dem Gebaren des armen Knechtes mit den Sperlingen wie von einem Strahl des Weltenlichtes wieder erwärmt.

Aus der Bitterkeit seines Herzens heraus überkam ihn die Sehnsucht nach dem Leben wieder, so wie einen Siechen das Verlangen nach Gesundheit, und in dem dämmernden Raum vor ihm stiegen allerlei leuchtende Gebilde auf von entschwundener Herrlichkeit; und der elende Mann träumte von einer Königsburg, darin das schönste Weib im Reiche saß, und von goldenen Schätzen innerhalb der kahlen Mauern des Stalles, wo aus der Raufe die Gäule einzelne Halme verschobenen Heues herablangten. Und mit der Sehnsucht nach dem Leben erwachte wieder der Drang, ein Recht zu suchen, das er für das seine hielt, und, scheuer zwar, trieb er sich dennoch vor dem Thore des Palastes umher, eine Gelegenheit erspähend, ungesehen vor dem Pförtner vorbei in das Innere zu gelangen.

Da geschah es, daß eine Festlichkeit im Zwingerhofe des Palastes gefeiert wurde und, weil an diesem Tage das Thor geöffnet blieb, eine Menge Volkes den Spielen von ferne zusah, so daß der jammerhafte Mensch im Gedränge unbemerkt blieb. Als jedoch in einem überaus glänzenden Aufzug die gewaffneten Herren, von denen jeder eine Frau an der Hand führte, in den Palast schritten, gelang es ihm, sich in die vorderste Reihe des gaffenden Volkshaufens zu drängen. Da sah er denn die Königin Witta den Zug eröffnen, die das schönste Weib im Reiche war, die überaus herrlich unter der Krone schritt, umhüllt von einem blauen Fürstenmantel, über welchen ihre lichten Haare herabwallten. Doch mit züchtig geneigtem Haupte schritt sie, und ihre Hand ruhte in der Hand des Königs, der in goldener Rüstung einherzog, über welche der Purpurmantel bis zur Ferse herabfloß, und von seinem Haupte strahlte weithin der bekrönte Helm.

Der jammerhafte Mensch, der in der

vorderen Reihe des Volkshaufens stand, vergaß über dem Anblick der Königin Witta alles in der Welt und rief laut: „Königin Witta! sieh mich an, deinen Gemahl! Kennst du mich noch?"

Die Königin blickte erzürnt nach der Seite hin, woher der Ruf ertönte, und als ihr Blick auf den elenden, verkümmerten Menschen fiel, bebte sie vor Abscheu zusammen, während der König sein Haupt dem Übelthäter mit leichter Wendung zukehrte. Doch diesen trieb das Volk mit Verwünschungen zurück, und wenn es ihn nicht für siech und irren Geistes gehalten hätte, so wäre er dort in Stücken zerrissen worden. So aber trieben ihn die Wächter aus dem Thore und verfolgten ihn noch eine Strecke, damit er nicht wiederkehre.

Als er zur Herberge kam und sein Heim, den Stall aufsuchte, erschrak der arme Knecht Engelbert über das Aussehen seines Gesellen. Dieser setzte sich wortlos auf das ärmliche Lager, das aus Stroh bestand, über welches eine Pferdedecke gebreitet war, durch deren Löcher die Halme überall hervorstachen; und weil der nothafte Mann wie von einem Frost geschüttelt schien, so reichte ihm Engelbert eine andere Decke, die er von dem Rücken des Gaules nahm, zum Einhüllen. Nachdem er nun meinte, sein Ding dem Gesellen also gethan zu haben, daß es ihm wohl ergehe, ward er nicht wenig bestürzt, als dieser noch immer stumm und starr dasaß und auf jeden tröstlichen Zuspruch nur die Lippen bewegte, ohne einen Laut hervorzubringen. Der arme Knecht rieb ihm mit einem groben Tuch, das er in kaltes Wasser getaucht hatte, die Schläfe unter wehklagenden Tönen des Mitleides und legte den Arm um den Hals seines Gesellen und bat ihn unter Thränen, nicht so wortlos starr vor sich zu sehen, um Gottes Barmherzigkeit willen. Er möge ihm nur mitteilen, wer ihm Leides angethan, und diesmal wolle er, Engelbert, und sollt es ihm selbst an den Leib gehen, den bösen Schalk, sei es wer es sei, mit Fäusten verweisen. Aber ohne auf Engelbert zu hören, verharrte der Angeredete wortlos und saß den ganzen Tag, in die Irre starrend, auf demselben Fleck.

In tiefer Nacht, als der arme Knecht seine Schütte Stroh aufsuchen wollte und das Licht der Stallaterne, in der Blende verschlossen, den Raum mit trübem Schein erhellte, hob der nothafte Mann, der noch immer auf seinem Lager saß, wie mit sich selbst zu reden an. Er sprach:

„Eine Lüge ist's, daß ich ein anderer als Atzel bin, der elende, verspottete Mann. Ein böser Dämon hat mir den Geist verwirrt, auf daß ich mein selbst vergäße und mich meiner Armut überhebe, die mir von Geburt in die Wiege gelegt wurde. So kommt es, daß ich Atzels Vater und Mutter nicht kenne und vergeblich sinne, mich ihrer zu erinnern. Mein Vater war ein armer Knecht, wie Engelbert seiner, und meine Mutter hat mich unter Schmerzen geboren, und ihr fehlte das Linnen, mich hineinzuwickeln, also daß mir immer im Leben die notdürftige Hülle fehlte, meinen Leib zu bedecken, so früher wie auch jetzt. Verspottet ward ich in meiner Kindheit wie jetzt, weil ich arm und unscheinbar war. Und dann träumte ich einst, daß an mir alle Macht des Reiches gelegen hat und ich der Krone gewaltig war, und dann wiesen die Leute mit Fingern auf mich und sprachen: Seht, der arme Atzel ist irre geworden! Und dann höhnten sie mich und schlugen mich. Nur einer blieb treu, der hieß Engelbert. Und als die Königin Witta mich erblickte, die an der Seite des Königs Valemond, ihres Gemahls, schritt, da schauderte sie vor Abscheu zusammen. Aber der böse Geist flüsterte mir ins Herz, daß sie mich einst geliebt hatte und daß mein Hals einst von ihren weißen Armen umschlungen war. Und dann versank ich in finstere Nacht, und wenn Atzel durch den Hof der Herberge ging und von der Sonne beschienen war, so glaubte er, sein Schatten wäre König Valemond. Aber dieses Schattengebilde hat Atzel tiefes Weh bereitet, und er fühlt einen Schmerz und weiß nicht wo,

und muß seinem Schmerze überall nachgehen, der unsichtbar vor ihm herwandelt wie ein Schatten, und er kann seinen Schmerz nicht greifen, der vor ihm flieht, und kann nicht gesunden. Nie! nie! ... Und wenn er sich selbst sehen will, so ist sein Antlitz verborgen; er sieht nicht sich selbst, er sieht einen anderen, und der andere ist der Schatten: König Valemond. Aus der Finsternis aber taucht eine brennende Kohle auf, die sitzt hinter meinen beiden Augen tief drinnen, und das Brennen im Haupt fühlt nicht Atzel und König Valemond, sondern ich. Ach, wer bin ich? Ach, wer bin ich?"

Der Seufzer, der darauf folgte, zerriß dem armen Knecht Engelbert das Herz, und obgleich er in seiner Einfalt nicht den Sinn des eben Gehörten zu fassen vermochte, so schien es ihm doch, daß sein Geselle an einem großen Weh leide. Also saß er zu ihm nieder, legte den Arm um seine Schulter und half ihm stöhnen die Nacht hindurch bis zum Morgengrauen, wo er an seine Arbeit ging.

Sein Geselle jedoch blieb in seinem traumhaften Zustande versunken und kämpfte einen entsetzlichen Kampf gegen die anstürmenden Gewalten, die ihm drohten, das Licht seines Geistes auszulöschen, und der als der irre Atzel galt, rang mit der ganzen Kraft seiner armen Seele, seinen Sinn vor dem Wahngebilde zu retten und sich zu erkennen, wer er sei. Vom Wüten dieses inneren Sturmes geschüttelt, fand er die einzige Zuflucht vor dem Unheil in dem Gedanken, daß er nichts anderes als der jammerhafte Atzel sei und daß dem Menschen dieses Namens Demut gezieme, die nur durch Gottes Barmherzigkeit, von welcher der arme Engelbert sprach, zu erringen sei. Er wollte denn Gottes Barmherzigkeit suchen, und an einem Sonntage wagte er es, in den Dom zu gehen, wo er in der Volksmenge unbemerkt blieb.

Da traf es sich, daß seitlich vom Hochaltar der König saß, der dort seinen Ehrensitz hatte, und ihm zur Seite die Königin, und ein glänzendes Gefolge stand in der Nähe, da man die Messe sang. Da schien es dem jammerhaften Mann, daß ein Leuchten ausging vom Auge des Königs, das ihn allein in der dichten Volksmenge traf an dem Orte, wo er verborgen stand, und der Strahl dieses Blickes ging ihm durchs Herz, so daß er erschauernd das Auge schließen mußte und in einem plötzlichen Gefühl der Hinfälligkeit in die Knie sank und sein Gesicht mit den Händen bedeckte. In seinem Haupte wirbelte ein Feuermeer, das aus seinem Herzen aufstieg, und nur wie in unendlicher Höhe oben hellte sich ein lichter Äther, durch welchen es wie der äußerste Saum eines weißen Fittichs herabglänzte.

Als er das Auge nach geraumer Zeit wieder dem Tage öffnete, sah er nur die Volksmenge um sich, die eben den Dom zu verlassen begann, und er selbst suchte die Herberge auf und sein Heim, den Stall. Und da schien ihm in der Einsamkeit und Verlassenheit seines Wesens der Saum jenes Fittichs, den er gesehen, wie ein Flügel zu sein, der ihn aus dem entsetzlichen Abgrund, in den er gestürzt war, wieder zum Licht emportragen konnte. Dieser Gedanke trieb ihn, am nächsten Sonntag neuerdings in den Dom zu gehen, wo er in denselben Zustand versetzt wurde wie das vorige Mal, nur daß die weißen Fittiche ihm noch sichtbarer erglänzten.

In den folgenden Tagen mußte sich der arme Knecht Engelbert über seinen Gesellen verwundern, der überall mit Hand anlegte an die Arbeit, die schwerste für sich in Anspruch nahm, ja überhaupt alles selbst verrichten wollte, nur daß Engelbert ruhe, der so lange für ihn gearbeitet hätte. Dies bekümmerte den armen Knecht gar herzlich, und er bat seinen Gesellen, ihm die Mühewaltung zu belassen, die ihm genehm sei, und seiner Schulter nicht zu nehmen, um die eigene damit zu überbürden, da er, Engelbert, es nicht vor seinem Gewissen verantworten könnte und sich unglücklich fühlen müßte. Also schufen sie gemeinsam einträchtig, was ihres Amtes war.

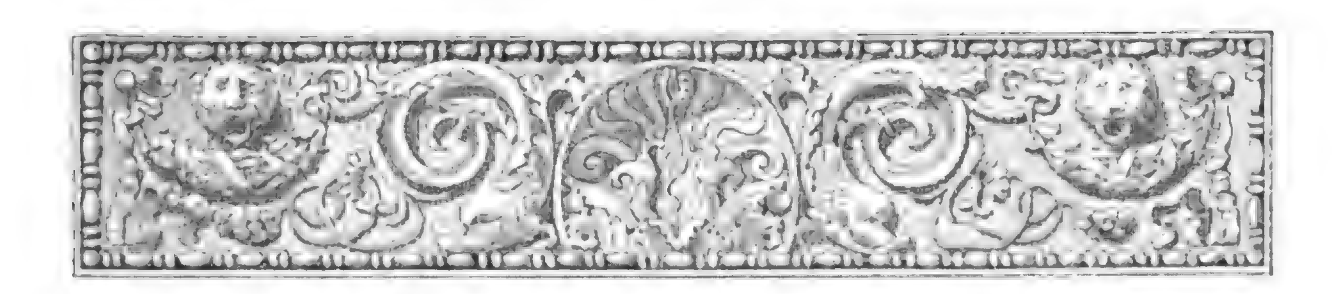
Aber am Sonntag nahm er, der sich Atzel nannte, von seinem Gesellen Engelbert Urlaub und ging in den Dom. Er stand in der Volksmenge verborgen, und da fügte es sich wieder, daß der König seitlich vom Hochaltar auf seinem Ehrensitze saß mit der Königin, und in der Nähe befand sich das Gefolge. Und ein Leuchten ging vom Auge des Königs aus, das traf den armen Atzel ganz allein, der noch verborgener in der Volksmenge stand als vorher, und der Strahl des Blickes drang ihm bis ins Herz, das gleich wie eine dämmernde Welt durchglänzt wurde; aber sein Leib schauerte vom Wirbel bis zur Zehe. Nach einer Weile wagte er es wieder, das Haupt emporzurichten, und das Auge des Königs war auf ihn gerichtet, und ihn dünkte das Leuchten zu sein wie der Blick eines Engels Gottes. Es zog und rief den Erschauernden an sich heran, daß er ohne Widerstreben und wie bewußtlos nach vorn ging, bis er an dem Hochaltar angelangt war, und, da eine Schar armen Volkes gerade in der Nähe Almosen empfing, so war Atzels Gestalt nicht auffällig, welcher ganz nahe beim König stand und im Begriffe war, auf die Knie zu fallen. Aber dieser winkte ihm und schritt in einen Nebenraum, der wie ein unnahbares Gemach in der Sakristei war, und Atzel folgte ihm wortlos und wie bewußtlos, und die Thür schloß sich hinter ihnen.

Inzwischen ward im Dome die Messe gesungen, sodann das Opfer geweiht, also daß es stille ward und es wie ein himmlisch Wehen durch den Dom ging, und was des Gottes im Menschen ist, aus seiner geheimnisvollen Umhüllung hervortrat. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür der Sakristei wieder, und der König trat heraus, der sich an die Seite seiner Gemahlin setzte, und er empfing in alleiniger Macht, als der die Krone des Reichs trug, vom Priester das Brot, das zu himmlischem Leib gewandelt war, er und seine Königin.

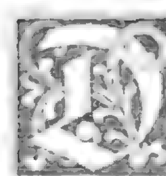
Als er dann, diese an der Hand führend, mit seinem Gefolge aus dem Dom schritt, segneten ihn die Armen, die reichlich Almosen empfangen hatten, und alles Volk neigte sich in Ehrfurcht vor seinem königlichen Haupt. Im Palaste setzte er sich mit seinen Rittern und Edlen zum Mahle, dessen nach Brauch und Sitte gepflogen wurde, und er redete freundlich mit Herzog Dankrat und den anderen Edlen und mit der Königin, die saß an seiner Seite. Am Abend sodann schritt er in die Kemenate ein und faßte traulich seines Weibes Hand, das sich, wie sie es gewohnt war, züchtig an seine Brust schmiegte. Als er jedoch der Ruhe pflegen wollte, sprach sie erstaunt: „Lieber Herr, Ihr habt etwas vergessen. Ihr legtet nicht das Schwert zwischen mir und Euch auf das Lager, wie Ihr diese Zeit her thatet, da Euch ein Gelübde band, wie Ihr sagtet.“

Und er gab zur Antwort: „Ich bin des Eides entbunden, Königin Witta!“ Worauf das reine Weib ihr Haupt an seinem Busen barg, und er küßte ihre Stirn.

In der folgenden Zeit geschah es, daß König Valemond das Gebot widerrief, das er früher erlassen hatte, und befahl, überall im Reiche den Vers des Evangeliums „deposuit potentes et exaltavit humiles“, den er einst aus dem heiligen Buche ausmerzen und vernichten ließ, wieder einzuschalten und auf die vorige Stelle zu setzen. Auch pflag er aller Armen im Reiche mit milder Hand und ließ viel des elenden Volks vor sich kommen und beschenkte sie. Und unter vielen, die er zu sich entbot, war auch ein armer Knecht aus einer niederen Herberge, und diesen stattete er also aus, daß er, der mit Namen Engelbert hieß, fürderhin selber des Wohlthuns zur Genüge gegen andere mit reicher Hand üben konnte. Und also waltend, saß König Valemond in aller Herrlichkeit des Reiches auf dem Thron.



Die vulkanischen Ausbrüche in Neuseeland.



Den Lesern der „Monatshefte" wird es mit Rücksicht auf die im 57. und 58. Bande gegebenen Beschreibungen von Interesse sein, zu erfahren, oder auch schon wahrgenommen zu haben, daß die jüngst durch die Zeitungen gemeldeten vulkanischen Ausbrüche in Neuseeland gerade die von mir besuchten, im Vorjahre hier geschilderten Gegenden betroffen haben. Die rote und die weiße Terrasse, die Niederlassung in Wairoa, der schöne Tikitapusee mit seiner blauen Tiefe sind nicht mehr; eine furchtbare Katastrophe hat dort Zerstörung und Vernichtung verbreitet. Es war gleichsam die Abendrotbeleuchtung, in welcher ich den Erdfleck noch sah und beschreiben konnte.

Unter den herüberkommenden Nachrichten befinden sich auch jetzt solche, welche von Abbildungen begleitet sind, die mehrfach unter lebensgefährlichen Umständen aufgenommen wurden. Dieselben zeugen von einer Großartigkeit und Furchtbarkeit der stattgehabten und noch fortdauernden Naturereignisse, wie sie kaum gedacht werden konnte. In der Nacht vom 9. auf den 10. Juni kurz nach zwei Uhr erschütterte ein starkes Erdbeben die ganze Gegend um Rotorua und den Tarawerasee herum, und man sah von Rotorua aus neben dem Taraweraberge die vulkanischen Flammen gen Himmel schlagen, befand sich aber bald darauf in grauenvoller Finsternis wegen der die Luft erfüllenden Aschen-, Staub-, Dampf- und Rauchmassen. Mit unerhörter Gewalt brachen die Geiser bei Ohinemutu empor, ungeheure Massen siedenden Wassers ausschleudernd. Alles floh erschrocken nach der Gegend von Oropi hin; man kehrte aber nach zwei Tagen zurück, da die Gefährdung des Ortes geschwunden schien, und eilte nun den Unglücksstätten zu, um allenfalls den Bedrängten zu helfen.

In Wairoa hatten schlimme Zerstörungen stattgefunden. Nicht durch einen dort eingetretenen Ausbruch, wie man anfangs glaubte, sondern durch die ungeheuren Schlammmassen und steinigen Auswürflinge, welche von Süden und Osten her in ungeheuren Bogen über Berge und See herübergeschleudert worden waren und fast die ganze kleine Ortschaft unter einer zehn bis vierzehn Fuß hohen Schlammmasse begraben hatten. Das Gasthaus, von welchem ich erzählte, wurde zertrümmert; unser kleiner gefälliger Wirt, Mr. Mac Rae, kam dabei ums Leben; zwanzig andere Leichen, der Maoribevölkerung angehörig, wurden aus der Schuttmasse gezogen. Einen uralten Mann grub man erst nach viertägiger Arbeit heraus — lebend und gesund. Er hatte merkwürdigerweise einige Tage vorher bei einem Streit der jüngeren Leute diese zum Frieden gemahnt mit Hinweisung auf ein bevorstehendes unglückliches Ereignis und gilt jetzt als Prophet.

Die herübergelangten Skizzen zeigen die entstandenen Krater selbst. An dem westlichen Abhang des Taraweraberges, selbst ein erloschener Vulkan, den damals Dr. Seelhorst erstiegen hatte, ist durch den Ausbruch ein halber Berg gleichsam abgespalten worden. Aus dem klaffenden, über tausend Fuß tiefen Spalt brechen himmelhohe Flammen hervor, gemengt mit Dampf und Auswürflingen, deren Niederstürzen das furchtbarste Getöse anrichten soll. Der Rotomahanasee, an dessen beiden Ufern die rote und die weiße Terrasse lagen, ist verschwunden, vollgestürzt von den Erd-, Gestein- und Schlammmassen, welche ringsum heraufgeschleudert wurden. Es scheint, als ob der erste Ausbruch genau auf der roten Terrasse stattgefunden. Da, wo damals ein tiefblauer, abgrundtiefer Kessel seine heißen Wasserabflüsse entsandte, an der Stelle, wo ich, über den Rand des stillen Geiserkessels gebückt, in dessen Tiefe hinabblickte, sind nebeneinander fünf Krater entstanden, welche Schlamm und Feuer auswerfen bis zu zweihundert Fuß Höhe. Die Berichterstatter konnten, allerdings fußtief in dem Schlamm watend, von den rückwärts (westlich) liegenden Höhen gleichsam in

die Feuerschlünde hineinblicken. Spätere Abbildungen zeigen aber schon die kegelförmige Aufhöhung, welche die Auswürflinge um die Kraterlöcher gebildet haben.

Aus dem Überblick, welchen die letzten Nachrichten bereits zu geben vermögen, geht hervor, daß die Erdrinde in einer ziemlich geraden Linie, welche die rote und die weiße Terrasse mit dem Taraweraberge verbindet, geborsten ist, indem auf dieser Linie in einer anderthalb deutsche Meilen langen Reihe die Krater aufgebrochen sind. Ein mächtiger, gewaltiger derselben wird der schwarze Krater genannt, da er seinen stets wachsenden Trichter aus lauter schwarzen Gesteinmassen aufbaut. An der Stelle der weißen Terrasse ist ebenfalls ein mächtiger Krater entstanden. Zwei Maoriniederlassungen am Tarawera-Ufer sind gänzlich verschüttet. Mehr als hundert der unglücklichen Bewohner sollen umgekommen sein; unter den Unglücklichen befinden sich auch die beiden maorischen Führerinnen, Kate und Sophie, von denen so mancher Reisende berichtete, auch ich erzählt habe.

Jeder Postdampfer bringt neue Nachrichten. Danach scheint die Gefahr für die weiterhin Umwohnenden jetzt vorüber zu sein. Die Sicherheitsventile des Erdkessels, um mit Leopold v. Buch zu reden, sind geöffnet, die Gefahr dadurch gemindert.

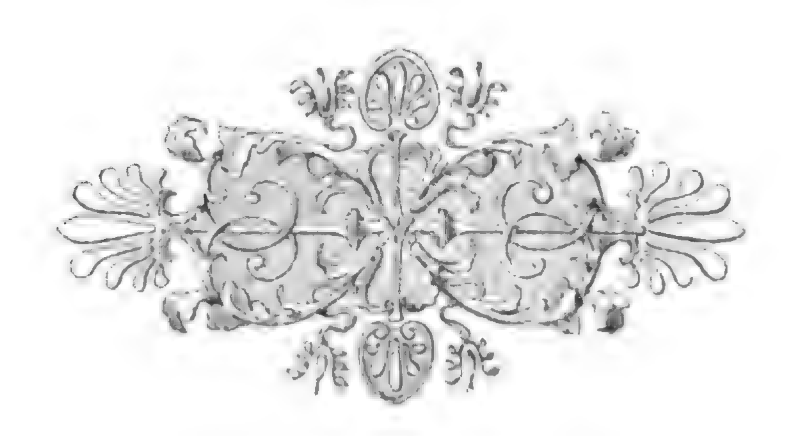
Am Tauposee erregte das Erdbeben auch furchtbaren Schreck. Merkwürdig ist, daß der jenseit dieses Sees liegende Tongariro, ein seit der Einwanderung der Maori in Thätigkeit gebliebener Vulkan, nicht in Mitleidenschaft gezogen ist, wenigstens wird davon bisher nichts gemeldet. Die jetzige Ausbruchstelle ist seit Maori-Gedenken nicht vulkanisch thätig gewesen, das ist einen Zeitraum hindurch, welcher auf fünfzehnhundert, mindestens aber tausend Jahre geschätzt wird. Wenigstens wissen die sonst stets sehr vollständigen Überlieferungen nichts davon.

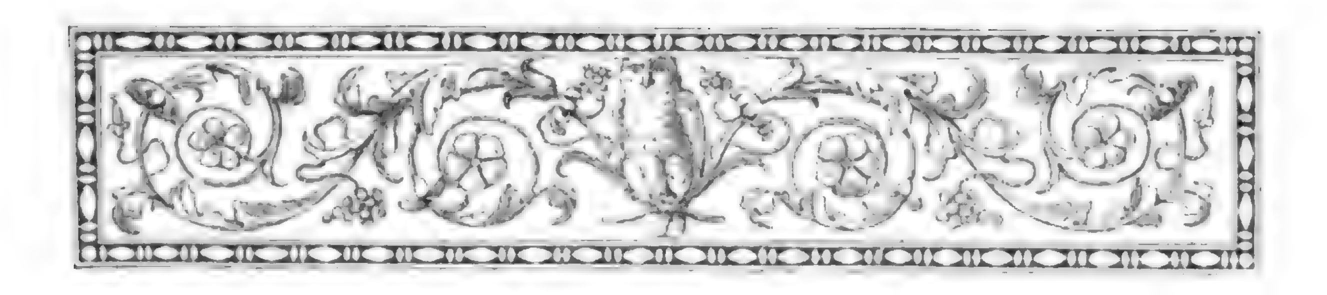
Ob der Beharrungszustand wirklich eingetreten ist, ist noch zweifelhaft, da von einzelnen Punkten, so auch von dem lieblichen Eiland im Rotorua, noch besorgliche Dinge gemeldet werden. Es ist deshalb immer noch möglich, daß weitere Katastrophen durch die stattgehabte hervorgerufen werden.

* *
*

Nach den mir zugekommenen neuesten Nachrichten beträgt die Zahl der Getöteten hundertfünf, dabei sechs Engländer, einer ein Tourist. Der Wirt M'Rae und die Führerin Sophie befinden sich aber unter den Geretteten. Inzwischen ist aus Wellington der ausgezeichnete Geologe Hektor an Ort und Stelle eingetroffen. Er nehme an, sagt man, daß an der Taraweraflanke der Ausbruch begonnen, die von ihm bewirkte Verschiebung dem Rotomahana unterirdische Abläufe eröffnet hätte und nun der ganze See-Inhalt, auf heißen Schichten angelangt, in Dampf verwandelt worden wäre, welcher dann die Decke gesprengt. Aus dem von mir S. 550 des achtzehnten Bandes erwähnten „Teufelsloch" stieg zur Zeit der letzten Berichte eine mehrere Hundert Fuß hohe dichte Schlammsäule auf, darüber hinaus noch dreimal höher ein ungeheurer Dampfstrahl.

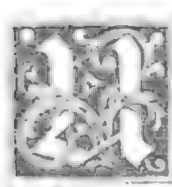
F. Reuleaux.





Litterarische Mitteilungen.

Ein ungedruckter Brief Theodor Körners.



Um Kameralia zu studieren, war der junge Theodor Körner nach Leipzig gegangen. Indessen statt der dumpfen Hörsäle wurden bald andere Örtlichkeiten aufgesucht, wo sich kleine Händel anfangen und ausfechten ließen. Zuerst schloß sich Körner einer litterarischen Verbindung, der Makaria, an, welcher er auch in einem Sonette gedenkt. „Schäfer an der Pleiße" nannte er sie bald; sie waren ihm zu spießbürgerlich, ihn dürstete nach „Thaten"; so ließ er sich in die Verbindung der Konstantisten aufnehmen, welche mit den Amicisten auf Kriegsfuße stand. Körner muß in dieser Zeit das Ideal eines echten deutschen Burschenschafters gewesen sein: Eine schlanke, hoch aufgeschossene Figur, 5 Fuß 8 Zoll, dunkelblau glänzende Augen, die voll unruhigen Feuers hierhin und dorthin blitzten, dazu auf dem schönen Kopfe die schwarze Tuchmütze mit dem schwarz-weiß-roten Bande, in der einen Hand die Tabakspfeife mit Quasten, gleichfalls in den Farben der Verbindung, in der anderen einen urgermanischen Ziegenhainer von Armesstärke; so wandelte er einher als Vorfechter seiner Verbindung, gefürchtet von den Gegnern und ewig gesucht von den Pedellen, den rächenden Vollstreckern des Gesetzes. Oft mußte Körner, um der Verfolgungssucht der letzteren zu entgehen, ein Nachtquartier bei guten Freunden suchen.

Da kam es im Anfange des Frühlings 1811 zu einem Streite zwischen den Konstantisten und einer anderen studentischen Verbindung, welche sich den fürchterlich klingenden Namen Sulphuria — „Schwefelbande" — beigelegt hatte. Diese versagte eine gewünschte Genugthuung, so daß es, da eben auf andere Weise keine Satisfaktion zu erlangen war, zu einer „solennen" Prügelei auf offener Straße kam. Körner, als Haupträdelsführer in den Augen des gestrengen Senates, wurde zu längerem, sogenanntem Stadtarreste verurteilt. Ehe er das Freiquartier des Karzers bezog, focht er noch in aller Eile ein neues Duell aus, welches ihm eine Verwundung auf der Stirn zuzog. Ob dieses neuen, ruchbar gewordenen Frevels drohten dem Unverbesserlichen Relegation und sechs Monate Haft. Das dünkte der freien Burschenseele zuviel, und so entschloß er sich, bei Nacht und Nebel aus Leipzig zu entfliehen und nach Berlin zu gehen, dessen neubegründete Universität die glanzvollsten Namen aufwies.

Der Vater riet ihm, zunächst der akademischen Satzung zu gehorchen; als er von der neuen Unthat vernommen, schrieb er dem Sohne einen in streng väterlichem Mahntone verfaßten — noch erhaltenen — Brief; doch sah er wohl im stillen ein, daß sein Theodor das beste Mittel gewählt hatte. Er versorgte ihn mit Empfehlungen an seinen alten Freund, den Hofrat Parthey, an Schleiermacher, Zelter, den Direktor der Singakademie, und andere.

Körner fühlte sich schnell einheimisch in dem neuen Berliner Leben. Namentlich sagte ihm bei seiner lebhaften Neigung für Gesang und Musik der Verkehr im Zelterschen Hause zu; einigemale soll er sich selbst an den Aufführungen in der Singakademie beteiligt haben. Dieses Berliner Sommersemester 1811 versprach für den jungen Stürmer viel neue Genüsse, auch die Studien sollten diesmal in Wirklichkeit gepflegt werden. Da befiel ihn, anfangs Mai, ein heftiges Wechselfieber. Die Ärzte rieten ihm zur Stärkung seiner Gesundheit den Aufenthalt in einem Badeorte an. Körner reiste zu den Eltern nach Dresden und begab sich mit ihnen nach Karlsbad, wo er vollständig Erholung fand. Seine Absicht war, nach Berlin zurückzukehren und dort weiter zu studieren. Da aber die neue Berliner Universität mit der Leipziger in Verbindung stand, so daß den jungen Körner auch hier das Los der Relegation erwartete, beschloß der Vater, ihn nach Wien auf die Universität zu schicken. Im August des Jah-

res 1811 traf der fast Zwanzigjährige in Wien ein, wo plötzlich für ihn ein völlig anderes, neues Leben begann.

Von Wien schrieb er an junge Berliner Freunde den nachstehenden Brief, welcher ein neues, schönes Zeugnis ablegt für die hohe Vaterlandsliebe des Sängers von „Leier und Schwert“.

Wien am 28. September 1811.

Freunde, Brüder und Landsleute!

Ein wunderbar gelauntes Schicksal läßt mich nie lange froh sein im Kreise meiner Freunde. Ich hatte in Leipzig kaum angefangen, in freyen brüderlichen Verhältnissen mich glücklich zu fühlen, als ich, um einer üblen Behandlung zu entgehen, flüchten mußte. Ich habe in Berlin kaum an euren Bruderbund mich angeschlossen, kaum hab ich euch kennen gelernt, und mich der Stelle gefreut, auf der ich stand, so trennt mich eine langwierige Krankheit von euch, und nun, da ich wiederkehren will, um das Vertrauen zu verdienen, das ihr mir gezeigt habt, sind mir die Thore zugesperrt, und der Eingang verwehrt. Mir bleibt also nichts übrig, als Euch aus der Ferne mein brüderliches Lebewohl zuzurufen, und um die Fortdauer Eurer Liebe zu bitten.

Schön war der Zweck, der uns vereinigte, deutscher Jünglinge und ihres vollsten Strebens würdig, noch einmal Dank aus ganzem Herzen unserm wackern Haase, der den Baum mühsam pflanzte, unter welchem wir so freudig saßen — noch schöner ist der Lohn, wenn wir zu Zwecke gelangen. Alten deutschen Sinn und unserer Väter Kraft wollten wir in uns aufziehen und treu bewahren, und, wie die alten Germanen, nichts für höher erkennen, als das Vaterland und unsre Ehre und die Freyheit. Giebts Wörter in allen Sprachen der Welt, die ein Herz mehr entflammen können? Schande und Schimpf über den, wer nicht sein Leben in die Schanze wirft für diese Dreyfaltigkeit, deren Gottheit in Germaniens ewigen Wäldern schon vor Jahrtausenden ihren Tempel hatte. — Mir aber, der zum letztenmal mit euch spricht, vergönnt es, wie es einem Sterbenden vergönnt ist,* noch einige herzliche Worte über das gemeinschaftliche Streben zu sagen.

Ein großes Wort ist mit der Freyheit ausgesprochen, aber das Gesetz nur kann uns Freyheit geben.** Ein jeder Mann von Kraft trägt ein unverfälschtes Gesetzbuch in seinem Herzen. Das Gefühl der gerechten Vertheidigung seiner Ehre und der Händelsucht. Händel suchen bleibt immer niederträchtig und ein schimplicher Uebermuth ist, mit dem Leben oder wenigstens dem Glücke Anderer ein leichtsinniges Spiel zu treiben. Haltet euch rein von dieser Pest und euer Bund wird blühen und gedeihen. Und so lebt wohl! Trennen kann uns das Schicksal, aber wir sind ewig eins in einem großen gemeinschaftlichen Streben, und bleiben Brüder der drey schönsten Farben, Brüder in Kraft, Hoffnung und Freyheit. Gott sei mit Euch!

Euer
Theodor Körner.

* Eine Ahnung, die sich schon nach einem Jahre und elf Monaten erfüllte!

** Ob unbewußte oder bewußte Reminiscenz, bleibe dahingestellt, jedenfalls charakteristisch.

Litterarische Notizen.

Bayard Taylor. Ein Lebensbild aus Briefen zusammengestellt von Marie Hansen-Taylor und Horace E. Scudder. Übersetzt und bearbeitet von Anna M. Koch. (Gotha, F. A. Perthes.) Wie eine ältere Generation englischer Schriftsteller — ich nenne nur Walter Scott und Thomas Carlyle — in Anlehnung und Ausblick zu deutscher Poesie ihren Weg beschritten hat, so verdankt eine jüngere Gruppe amerikanischer Dichter ihr Bestes und Bleibendstes der Treue, mit der sie deutscher Art und Kunst nachgestrebt haben, vor allen Longfellow und Taylor. Das Lebensbild des letzteren giebt uns der vorliegende stattliche Band in der Weise, daß, soweit irgend möglich, dem Dichter selber das Wort gelassen wird. Wir erhalten dadurch einen unmittelbaren und tiefen Einblick in eine reine, allem Guten und Schönen offene, rastlos und mit Einsetzung aller Lebenskräfte nach eigener Veredelung und Vollendung ringende Natur. So tritt uns denn dieser begeisterte Freund unseres Volkes, dieser unermüdliche Vermittler zwischen zwei stammverwandten Nationen, dem wir die beste englische Faustübersetzung verdanken, aus diesen Blättern überaus liebenswert entgegen, und herzlich beklagen wir seinen frühen Hingang, der uns mancher schönen Lebensfrucht, namentlich aber der so sorgsam und liebevoll vorbereiteten Gesamtbiographie Goethes und Schillers beraubt hat. Die in guten Übersetzungen gelegentlich eingeflochtenen Proben seiner selbständigen poetischen Thätigkeit — auch das „Jubellied eines Amerikaners“,

das Taylor auf die Nachricht vom Siege bei Sedan in deutscher Sprache dichtete, ist im Faksimile beigegeben — lassen zwar kein Genie, aber ein bedeutendes Talent erkennen. Vielleicht hätten diese Proben für den deutschen Leser noch etwas zahl- und umfangreicher ausfallen können, man würde dafür gern auf die Wiedergabe einer ganzen Reihe eigener und fremder Urteile über einzelne Dichtungen verzichtet haben: namentlich die letzteren, meist Freundesbriefen entnommen, haben ein wirkliches Interesse doch nur für Landsleute des Dichters, die nicht bloß mit seinen Werken, sondern auch mit den Persönlichkeiten jener Kritiker bekannt sind.

Unter dem schlichten Titel: **Biographisches.** Gesammelte Aufsätze von Dr. Otto Mejer (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr) hat einer unserer ersten Juristen, jetzt Landeskonsistorialpräsident in Hannover, vier Lebensbilder vereinigt, die zu dem Besten gehören, was in der Form des biographischen Essays seit lange geschrieben ist: Gustav Hugo, der Gründer der historischen Juristenschule — Eine Erinnerung an B. G. Niebuhr — Der römische Kestner — Minister Eichhorn. Neben mancherlei äußeren Berührungen — drei der Genannten standen z. B. zu der Universität Göttingen in engerer Beziehung — ist es das allen vier Männern gemeinsame Princip redlicher Selbstzucht und unbedingter Pflichterfüllung, zu dem sich bei Niebuhr, Kestner und Eichhorn als besonders hervorstechender Zug noch ein tiefes und warmes religiöses Empfinden gesellt, was dem Buche einen geschlossenen einheitlichen Charakter verleiht. Dazu kommt die gleichmäßige, einfach edle Kunstform der Darstellung, welche der schlichten Größe des Dargestellten trefflich entspricht. Von besonderem sachlichen Werte erscheint uns die Schilderung der kirchlichen Zustände Preußens unter Eichhorns Kultusregime, welche den größten Teil des letzten umfänglichsten Aufsatzes ausmacht.

* * *

Zur zweihundertsten Wiederkehr jenes Tages, an dem der große Kurfürst gegenüber der Aufhebung des Edikts von Nantes sein Edikt von Potsdam erließ, welches den vertriebenen Glaubensbrüdern eine neue Heimat diesseit des Rheines eröffnete, hat F. Sander unter dem Titel **Die Hugenotten und das Edikt von Nantes** (Breslau, W. G. Korn) eine Geschichte der Reformierten in Frankreich von 1520 bis 1685 gegeben, die, auf gründlichen Quellstudien beruhend, doch der Form nach für weitere Kreise bestimmt ist. Beigefügt sind in deutscher Übersetzung sechs der hauptsächlichsten Urkunden der französischen Reformationsbewegung: das Glaubensbekenntnis der Waldenser von 1541, der Reformierten von 1559 samt der Kirchenordnung, die Edikte von Nantes, von Fontainebleau, von Potsdam und die Denkschrift des Ministers v. Breteuil von 1786 an den König über die Lage der Kalvinisten in Frankreich, über die Ursachen dieser Lage und über die Mittel, um derselben abzuhelfen.

* * *

Verschollene Größen. Roman von Rudolf v. Gottschall. (Breslau, Eduard Trewendt.) — Die Grundidee des vorliegenden Romans ist eine ebenso originelle als gesunde, und der Dichter wahrt seinen Standpunkt, indem er uns nicht nur die nackte Wirklichkeit vorführt, sondern auch den poetischen Zauberstab walten läßt und zwischen die realistischen Gestalten einige Figuren gruppiert, die etwas von Puck, Titania und dem ganzen Sommernachtsgesindel haben. Dazu gehören einzelne Mädchengestalten des Romans, die bleiche Rosa, die Wasserkünstlerin und nächtliche Schwimmerin Lurline und andere, wohl nicht der Wirklichkeit entnommene, aber eben darum um so anregendere Erscheinungen. Die verschollenen Größen sind nicht Tote und Begrabene, es sind Lebende, die unter uns wandeln, einmal eine gewisse Berühmtheit genossen, und dann von den nachströmenden Wellen weggeschwemmt worden sind: Künstler, deren Ruhm ein blasser Namen geworden, einst gefeierte Tagesgrößen der Politik, die sich in wesenlose Schatten verwandeln, Dichter, die sich für unsterblich halten und nie gelebt haben, Schauspielerinnen, deren Schönheit man einst für Talent gepriesen und die mit Runzeln noch als Genies gelten wollen — das sind die verschollenen Größen, die man noch bei Lebzeiten zu den Toten wirft und die es nicht verschmerzen können, daß ihre Sonne untergegangen, daß es Nacht für sie geworden ist. Sie wandeln umher wie Gespenster ihrer eigenen Vergangenheit. Das schließt aber nicht aus, daß sie nicht nur selbst noch Schicksale haben, sondern auch handelnd, und oft in Verbitterung, aus Neid und Bosheit handelnd, in die glücklicheren Geschicke anderer eingreifen. Leider gestattet der Raum nicht, die Handlung nachzuerzählen, die interessant und spannend ist und gegen den Schluß des zweiten und dritten Bandes hochdramatische Effekte aufzuweisen hat, welche den bühnengewandten Autor verraten. Unmöglich läßt sich mit einigen Auszügen eine genügende Idee von der Fülle von Menschenbeobachtung, von der Kenntnis von Lebenseinrichtungen und Dingen geben, die in den drei Bänden aufgehäuft sind. Vor allem ein Dichterleben,

das in einem Tagebuch in Meisterzügen aufgezeichnet ist. Wie ein Talent sich bethätigt, dann sich durch den Erfolg, den Mißerfolg, die Kabale, die Kollegen aus der Bahn hinausgedrängt sieht, das wird in einem Feuilleton geschildert, welches in der That ein Preisfeuilleton zu sein verdiente. Dann der Rechtsanwalt Born, der vor 1848 ein anerkannter Politiker war, seine Parlamentsreden in vielen gebundenen Bänden der Nachwelt vorliest; der wiedergewählt werden will und in die alten Tiraden gerät und durchfällt; der Sohn dieses lebenden Toten, Richard Born, ein Lebemann, der nie sein Examen macht und endlich Journalist wird, das heißt seinen Beruf verfehlt, und viele andere der Gestalten sind, wenn auch nicht immer sympathische, doch interessante Menschen, in denen das Blut der Leidenschaft wallt und die oft sehr geistreiche, belehrende und unterhaltende Dinge sagen. Wenn etwas zu tadeln wäre, dürften es oft zu blumenreiche Wendungen sein, dagegen sind die Partien, in denen Gottschall mit juvenalischer Schärfe, mit oft vernichtendem Hohn die Feigheiten, Schwächen und Niederträchtigkeiten der Menschen entlarvt, als mustergültig und von packender Kraft zu nennen.

Ein wunderlicher Heiliger. Eine Wiener Geschichte von Hans Hopfen. (Leipzig, Ernst Keils Nachfolger.) — Eine „Wiener" Geschichte, allerdings, denn eine der Hauptpersonen ist ein junger katholischer Geistlicher, und es spielen allerlei Beziehungen zu Theatergrößen herein, deren Schauplatz am besten nach Wien verlegt wurde; aber die eigentliche Handlung ruht auf rein menschlichen Empfindungen, die überall in der Welt Geltung haben und bei denen es nur darauf ankommt, daß der Dichter sie wahr und ergreifend durchführt. Der wunderliche Heilige ist eben der katholische Geistliche, der seine Liebe zu einer schönen und mit des Gesanges Gabe begnadeten Verwandten besiegt und ihr als treuer Freund und Beschützer in gefährlichen Stunden zur Seite bleibt. Es ist in bewegten Zeiten eine der schönsten künstlerischen Aufgaben, die erregten Leidenschaften zu dämpfen und zu zeigen, daß auf allen Seiten gute und edle Menschen stehen können. Wenn dies überdies scheinbar so absichtslos und mit so feiner psychologischer Konsequenz geschieht wie in dieser Erzählung von Hans Hopfen, so stehen wir vor einer Erscheinung, der das uneingeschränkteste Lob gebührt. — In demselben Verlage und von demselben Verfasser erschien **Der letzte Hieb**, eine Studentengeschichte. Auch hier ist ein katholischer Geistlicher die Hauptperson, aber Hopfen erzählt uns die Vorgeschichte desselben: wie ein flotter Student, nachdem er dem lustigen Leben und den Paukereien den Abschied gegeben und sich mit Ernst seinen juristischen Studien zugewendet hat, durch befreundete Kommilitonen noch einmal zur Teilnahme an einem heimlichen Waffengange überredet wird und nun, durch einen letzten Hieb im Gesicht verwundet, alle Lebenshoffnungen verloren geben muß, da er dem Haupt der Examinationskommission und zugleich dem Vater seiner Verlobten das Wort gegeben hatte, bis nach Verlauf des Examens keinen Schläger zur Hand zu nehmen. Er geht dann zur katholischen Theologie über. Es liegt dieser Erzählung, welche Hopfens poetische Kraft auch an einem weniger dankbaren Stoffe bewährt, eine Reminiscenz zu Grunde, die sich auf das Jugendleben eines deutschen Kirchenfürsten von gewaltiger Energie, der vor einigen Jahren unerwartet starb, bezieht.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Ludwig I., König von Bayern.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Reines Herzens schuldig.

Roman

von

Helene Böhlau.

II.

Die Geschichte schickt sich zu einer Veränderung an. — Die schöne Kinderzeit. — Es findet sich ein Freund und wird verloren. — Der Tod ist schrecklich, doch eine Reise tröstet, und ins alte Haus zieht der neue Besitzer. — Das weiße Hühnchen hockt unter den anderen.

Als Dorothea auf ihr Lager niedergesunken war, wurde sie in Schlummer gewiegt von einem eigentümlichen Wogenbewegen, das uns entsteht, wenn die Bilder unseres Lebens vor der müden schlaftrunkenen Seele sich erheben; über die Seele hinweg geht eine Woge nach der anderen, weiche, sanfte, hochgehende, erschütternde, dunkle Wogen — eine Folge von Wogen, die vom Horizont her sich nähern. Da ist die erste! Wie wohl thut sie der müden matten Seele, die erste, die dämmerige, die weiche, die wie Mutterarm umfängt — die Woge der Kindheit, die das gequälte, lebensmüde Herz heilen möchte durch ihre Berührung. Ach, Kindheit und Frühlingstage! Winter und Schneegestöber! Weihnachtshoffnung! wonnevolle Ausgelassenheit! schnellvergessene Thränen! süße Müdigkeit!

In welch unschuldsvollem, kräftigem, ruhigem Lebensgenuß läßt du die gehetzte Seele sich baden, wenn du über sie hingleitest, Woge der Kindheit!

Dorothea war eins jener kraftvollen Kinder gewesen, die jeden günstigen Augenblick mit einem Übermaß von Lebenslust erfassen.

Von einem wilden, lustigen Spiel, das ihre Gefährten und Gefährtinnen bedächtig und klug sein ließen, wenn es eine Weile gewährt und sie die Kräfte erschöpft fühlten, riß sie sich mit Anstrengung los, mit Groll auf die anderen, durch deren Genügsamkeit sie mitten im Genuß ihrer Kräfte gestört worden war.

Wie alle lebensstarken Geschöpfe liebte sie die Einsamkeit der Natur, nicht um sich träumerisch dem ahnungsvollen Empfinden erster Jugend hinzugeben, sondern um die Stunden, in denen sie ganz sich selbst gehörte, in Freudigkeit und Überschwall der Kräfte zu verbringen.

Sie trat in den dem Städtchen nahen Wald singend und in tollen Sprüngen ein, warf sich, wo sich ein einladendes Plätzchen fand, mit festem Schwung auf den Boden, fuhr wie ein lustiger Hund mit dem Kopf in das raschelnde Laub, jubelte, schrie, tanzte, machte Kletterversuche, warf ihr Vesperbrot, ehe sie daran biß, in die Luft, fing es springend wieder auf und hatte die ungetrübte wilde Lustigkeit eines jungen gesunden Tieres.

Einem ihrer Lehrer war durch Zufall einmal das Schauspiel zu teil geworden, sie beobachten zu können. Und dieser wußte vor Staunen nicht, was er denken, was er sagen, wie er sich bethätigen sollte; ob dies ungebührliche Geschöpf einer Strafe unterzogen werden müsse, ob er sie ermahnen, ob der wilde Lebensmut in dem Beschauer nicht die ernstesten Bedenken erregen mußte, ob er die Eltern davon wie von einem Unglück, das sie betroffen, zu benachrichtigen habe — kurz, der Gute war in Ratlosigkeit, als er von seinem Versteck aus die Schülerin mit offenem Haar im dürren Laube liegen sah, mit Ausdauer laut in den Wald hineinschreiend; sah, wie sie mit Armen und Händen im Laube wühlte, es über sich streute, daß Haare und Kleider ihr davon überdeckt wurden. Das war ein Bild des ungebundensten Lebens, das ihn erschreckte, weil es ihm noch nie so urwüchsig entgegengetreten sein mochte. Der Lauschende aber war ein guter, zartfühlender Mensch, dem es nicht in den Sinn kam, das Mädchen selbst zu erschrecken. Er schlich sich leise davon, als habe er einem mystischen Vorgang, der nicht für seine Augen bestimmt war, unberufen beigewohnt.

Solch ein urwüchsiges Ding von einem Mädel hatte einen schweren Schritt zu thun aus der Kindheit in die ernsteren Jahre, in denen es anfangs nicht weiß wohin mit den Kräften, die in den bewegungsreichen freien Kinderjahren eine beglückende Anwendung fanden. Ein junges, frisch in das Leben blickendes Mädchen trägt einen Überschuß von Kraft in sich, der Gott erbarmen möge, glühendes Wollen, Hoffen, Thatenlust. Es regt sich das Genie der jungen Jahre, möchte sich bethätigen, weiß noch nichts von Fesseln, von Unterdrücken. Da fühlt es sich beengt, von allen Seiten beengt. Die reiche Welt ist nicht sein. Was aber ist sein? Es will Besitz ergreifen. Es will sein Eigentum. Es will sein Recht, sein Element. Und in dem Augenblick, in dem es spürt: Hier ist, was dein ist! erfaßt es mit allen Lebensmächten, was ihm auf Erden zukommt.

In Dorotheas sanft fließenden Tagen trat oft im Scherz, oft im Mißmut ein unruhvolles Empfinden, ein Verlangen, ein Sich-genügen-wollen auf.

Zwischen dem Streben ihrer Natur etwas zu leisten, lagen friedliche Zeiten, in denen sie sich sorglich und mit Eifer im Hause beschäftigte, in denen sie ein Buch las und in denen die kleinen Verhältnisse des Städtchens ihr die Seele freundlich ausfüllten. Doch in jedem Menschenleben ist ein Augenblick, eine Thatsache zu verzeichnen, von da an das Schicksal fühlbar zu wirken beginnt, von da an das nur naturgemäße Wachsen aufhört und unvorhergesehene Einflüsse von außen nach innen unser Dasein gestalten. Für Dorothea war dieser entscheidende Zeitpunkt folgendermaßen eingetreten: Sie hatte einen Freund gefunden. Dieser war ein alter sonderbarer Mann, der im Städtchen außer allem Verkehr stand. Die Bekanntschaft machte sie ein kurzes Jahr vor dessen Tode. Der alte Herr hatte unter einem eigentümlichen Schicksal gelebt. Er war der Sohn eines großen Mannes und hatte sich mit der unbequemen Stellung, der unberühmte Sohn eines berühmten Vaters zu sein, ideal, doch in den Augen der Welt unklug abgefunden. Seine Jugend war unter dem Einfluß, den ein unvergleichlicher Geist auf ihn ausübte, hingegangen. Er hatte durch das Vertrauen seines Vaters zu ihm Glückseligkeiten genossen, hatte in einem Geistesreichtum gelebt, wie es selten einem Sterblichen vergönnt ist. Von Jugend auf

hatte er sich darin wohlbefunden, in einem anderen Geiste als dem seinigen aufzugehen, an einen anderen zu glauben und einen anderen zu erforschen.

Was er um seiner selbst willen auch that und thun mußte, jedes eigene Erringen und Streben erschien ihm geringfügig und unwert, davon zu reden. Dabei war er ein pflichttreuer, zuverlässiger Mensch, voll der besten und liebenswürdigsten Anlagen.

Nach dem Tode seines Vaters zeigte es sich, daß ihm, dem Sohne, ein notwendiges Lebenselement fehlte: er war um den Teil Egoismus und Selbstbewußtsein gebracht, ohne den es nun einmal keine Tüchtigkeit auf Erden giebt, ohne den keiner, und wäre er der vollkommenste Mensch, aufkommen kann. Das heißt aufkommen unter der Menge jagdlustiger, beutelustiger Genossen, die sich jeden Vorteil erlisten, ertrotzen, erschmeicheln, die den ganzen Aufwand ihrer Kräfte brauchen, um sich eine vorteilhafte Stellung in der Welt zu erringen.

Für sich allein, abgeschieden von dem geschäftigen Treiben, kann ein Mensch, der wie Dorotheas Freund geartet ist, ein ruhiges ungestörtes Leben führen. Er braucht nur ein paar kurze Jahre auf seine Weise hinzubringen und er darf darauf rechnen, daß er übersehen und vergessen ist. Dorotheas Freund war es so gegangen.

Nach dem Tode seines Vaters und Meisters hatte er sich mit der geistigen Hinterlassenschaft des großen Mannes in dem Hause, in dem er selbst vom Kinde zum Jüngling, vom Jüngling zum Manne gereift war, eingesponnen. Von Jahr zu Jahr lebte er weniger mit der Welt und vergaß sie ganz unter seinen Schätzen und Erinnerungen. Er bekleidete ein Amt in der Stadt, aber auch durch diese Thätigkeit verband er sich den Leuten nicht näher. Außerhalb der Stadt hatte er einige gute Freunde, die er des Jahres ein-, zweimal besuchte und die auch bei ihm einkehrten. Im Städtchen selbst aber kannte ihn ein jeder, den kleinen Mann mit dem bedeutenden Kopf. Man sah ihn vorsichtig und gravitätisch einhergehen in seiner vorgebeugten Haltung. Winter und Sommer trug er große, weite Überschuhe, welche wohl schuld an seinem schlürfenden, eigentümlichen Gange sein mochten. Wer mit ihm in Berührung kam, war von seiner Liebenswürdigkeit, seinem Geist entzückt und überrascht. Man war gewöhnt, ihn mit einem gewissen Mitleid anzusehen, und niemand ahnte, welch ein schönes reines Leben in ihrer Mitte dahinfloß, ein Leben, das der Welt fremd sein mußte.

Er wohnte in dem langgestreckten, hochdachigen Hause, in dem sein Vater das beglückte Leben eines gefeierten Dichters geführt hatte. Das Haus lag an einem kleinen Platz, in dessen Mitte ein Brunnen seine Wasserstrahlen in ein großes dunkelerzenes Wasserbecken ergoß. Eine lange Fensterreihe mit jahraus, jahrein niedergelassenen Vorhängen gab dem Hause ein ausgestorbenes Ansehen.

Nur oben in der Dachwohnung schimmerte abends Licht; da lebte der Treue, da hatte er seine Bücher, seine Angedenken, seinen schönen Flügel, aus dem er bis spät in die Nacht hinein Töne lockte, die seinem Herzen wohl thaten. Er war tief musikalisch beanlagt, und wer ihn je einmal spielen hörte, der mochte wohl betroffen sein von dem mannigfaltigen vollendeten Vortrag. Wenigen aber ist dieser Genuß zu teil geworden. Seiner Kunst genügte Einsamkeit, sie offenbarte sich in der Stille, ungehört; und so wenig wie der wunderliche Mensch das Bedürfnis fühlte, sein liebevolles, nach vergangenen Zeiten schmachtendes Herz anderen mitzuteilen, so wenig vermißte er Hörer für die Töne, die aus seinem treuen Herzen flossen.

Im Erdgeschoß des Hauses war das Reich seiner drei alten Dienerinnen, eine älter und gebrechlicher als die andere, alle drei aus den beglückten Zeiten stammend, die dieses Haus erlebt hatte. Sie kannten jeden, der hier aus- und eingegangen war. Sie hatten allen Glanz, der hier geherrscht, miterlebt; sie hatten den alten, verehrten Herrn zu Grabe getragen. Alles,

was mit dem Vereinsamten oben in der Dachkammer in Verbindung gestanden, hatten sie scheiden gesehen. Sie kannten die Bedeutung jedes Winkels im Hause. Sie sprachen untereinander von Zeiten, als lebten sie noch mitten darin, deren sich kaum jemand in der Stadt mehr recht entsann, in die sich niemand mehr hineindenken konnte.

Die älteste der drei Dienerinnen stand tief in den Achtzigen. Die hatte den jungen Herrn von seinen ersten Stunden an gepflegt. Schon seit langen Jahren war sie nur selten an ihren guten Tag gekommen, an dem sich ihre Sinne beieinander hielten; aber trotz aller Gebrechlichkeit und Altersschwäche ließ sie es sich nicht nehmen, in dem kleinen Vorsaal vor dem Zimmer ihres Herrn zu schlafen. Seit seiner Knabenzeit stand da ihr Bett. In den letzten Jahren mußte die jüngste der drei Alten, eine Sechzigjährige, die noch einen Schopf langer Haare aufzuweisen hatte und sich wunder wie schön und rüstig dünkte, das Mütterchen schlafen legen, weil es sich nicht mehr recht helfen konnte; aber um nichts auf der Welt hätte die Alte ihren Nachtposten aufgegeben, der ihr von der Mutter ihres Herrn anvertraut worden war. Und dieser wieder war voll Güte gegen seine drei Alten; häufig plauderte er mit ihnen, ließ sich oft Gehörtes immer wieder erzählen, lud sie hin und wieder zu sich zum Thee ein, um ihnen eine Freude zu machen, und hielt seine alte Wärterin an, im Garten, der hinter dem Hause von hohen Mauern umgeben lag, ihren Spaziergang zu machen. Diese vier vergessenen Menschen lebten in dem berühmten Haus wie auf einer einsamen Insel.

Wenn sich die Älteste einmal, solange es noch leidlich mit ihr vorwärts ging, durch die Stadt führen ließ, kam sie jedesmal ganz erregt und betrübt nach Hause, darüber, wie alles so anders geworden sei. „Lauter neue Leute, kaum daß man sich auf den Straßen noch auskennt; und gar weiter hinaus, da soll ein neues Gebäude neben dem anderen entstanden sein. Und die Läden! und die Läden! Ei, du mein Gott!“

Sie konnte sich nach so einem Gang in ihrem Gemüt gar nicht wieder zurechtfinden, und der Herr hatte seine Not, sie zu trösten. „Ja, unsere Münze gilt nicht mehr, Minchen, sie haben uns vergessen. Uns geht es wie jenem Manne, der ein paar Jahrhunderte verschlafen hatte, und als er aufwachte und wieder hinausging, da war alles anders geworden, und niemand kannte ihn und er kannte niemand.“

Solcherlei, mit dem er die Alte zu beruhigen und ihr ihre Lage verständlich zu machen suchte, mußte er ihr ins Ohr schreien, denn mit ihrem Gehör ging es schon lange nicht mehr recht.

Der gute Alte war von der Größe eines ihm nahe verwandten Geistes durchdrungen, er verstand, er genoß ihn, er hatte sich ihm geweiht und umfaßte alles, was mit seinem großen Meister in Verbindung stand, mit verehrender Liebe. Er war eine Priesternatur, wie man sie sich nicht reiner denken konnte. Seine Pietät und Liebe dehnte sich auf alles aus, was das Haus seines Vaters, das er behütete, umschlossen hielt.

Eine Schwester war ihm in frühester Jugend gestorben, ein schönes lachendes Geschöpf, deren Bild in seinem Zimmer hing und deren Andenken er zugethan war. Zur Erinnerung an sie und um das einstige Dasein der Schwester die Leute wissen zu lassen, hatte er eine Stiftung gegründet. Jährlich, zu Weihnachten, wurde ein gutes Mädchen, das in dem Alter stand, in dem vor langen Jahren ein blühendes Leben hatte sterben müssen, reich beschenkt an Kleidern und was man ihr zu geben für gut erachtet hatte, und auf dem Korb, in dem die Gabe überreicht wurde, mußte eine schöne und frische Rose liegen, das Bild der Verstorbenen. So war die Erinnerung an die junge Schwester im Städtchen erhalten geblieben.

Diesen guten ungewöhnlichen Mann hatte Dorothea Schöngardt, wie erwähnt, ein Jahr vor seinem Tode kennen gelernt.

Sie war einmal von ihm angetroffen worden, als sie verlänglich durch das Schlüsselloch des Mauerpförtchens blickte, das in den geheimnisvollen Garten führte. Da hatte er sich mit ihr in ein Gespräch eingelassen.

Dorotheas stiller Wunsch war es von jeher gewesen, wenn sie den sonderbaren Mann auf der Straße hatte gehen sehen, ihn kennen zu lernen, und in ihren Träumen, die sie oft zu Außergewöhnlichem hinlockten, spielte von jeher der Besitzer des berühmten Hauses eine Rolle. Wie eine wunderbare Erfüllung ihrer stillen Wünsche erschien es ihr, als sie in Wahrheit vor ihm stand, als er sie freundlich anredete, das Pförtchen aufschloß und sie aufforderte, mit ihm einzutreten. Mit klopfendem Herzen hatte sie sich von ihm in dem altmodischen, dichtbewachsenen Garten umherführen lassen. Ehrfürchtig war sie die geweihten Wege gegangen, hatte ihrem Begleiter auf seine Fragen zaghaft geantwortet und ihm zu sagen gewagt und selbst nicht begriffen, wie die Worte ihr über die Lippen kamen, daß es ihr heiliger als in der Kirche zu Mute sei.

Da hatte der gute Alte gelächelt, ihre Hand in die seinige genommen und dieses braune Händchen sanft gestreichelt. Darauf haben sie von dem Manne gesprochen, der hier einst gelebt. Und der Alte mußte wohl empfunden haben, daß er ein warmfühlendes, nach Leben und Schönheit verlangendes Geschöpf zu dem Pförtchen eingelassen habe.

Sie frug ihn, wann die Buchsbaumeinfassungen, die sich mächtig verbreitet hatten und Wege und Beete einengten, wohl gepflanzt seien; und als sie hörte, daß sie aus der Zeit stammten, wo der Dichter eingezogen, fuhr sie, als sie sich unbeobachtet glaubte, liebkosend mit der Hand darüber hin.

Der Alte aber mochte das bemerkt haben, und als er ihr im Garten noch mancherlei gezeigt und ihr von diesem und jenem erzählt hatte, sagte er beim Abschied, sie möge wiederkommen, sie solle das Haus sehen und das Arbeitszimmer.

Dorothea ging wie träumend und ganz beglückt durch die Straßen. Sie lief, sie konnte es kaum erwarten, bis es an das Erzählen ging. Und welcher Stolz regte sich in ihr, daß der Mann, der sich von aller Welt abschloß, mit ihr gerade so gütig war. Ihre Eitelkeit hatte einen guten Teil an der heftigen Bewegung, welche die Schritte so beschleunigte, daß sie fast außer Atem vor dem Hause ihrer Eltern stand, die Treppe hinaufeilte und das Wunder mit glühenden Wangen verkündete.

Zu ihrem Erstaunen stand die Aufnahme ihrer Erzählung mit ihrem Empfinden nicht im Einklang. Man machte seine Bemerkungen, die Schwester und die Brüder neckten sie mit Lachen und Fragen. Der Vater meinte: „Da hätte der Alte auch etwas Besseres thun können. Er soll der Kleinen seine Schrullen nicht in den Kopf setzen. Nun, geh nur wieder hin, wenn es dir Spaß macht," sagte der Vater zuletzt und klopfte ihr auf die Schulter, als er Dorothea mit düsteren Augen vor sich stehen sah.

Sie hatte mancherlei Quälerei wegen ihres Abenteuers auszustehen, doch ließ sie alles Necken gleichmütig über sich ergehen und konnte kaum den Tag erwarten, der sie wieder zu ihrem neuen Freund führen sollte.

Diesem zweiten Besuch reihte sich noch so mancher an, und sie lebte ein schönes Jahr in der ruhigen, fast heiligen Atmosphäre, die sie in dem alten Haus einatmete, in dem das Vergangene durch Liebe und Ehrfurcht festgehalten wurde, in dem Hause, das der Erinnerung geweiht war.

In der Familie hatte ihr Verkehr mit dem alten Manne, den ein gewisser Nimbus umgab, die verschiedensten Gefühle erweckt. Dorothea war teils in der Achtung gestiegen, daß ein eigentümlicher und doch hochangesehener Mann sich gerade ihre Gesellschaft aussuchte und an ihr Gefallen fand. Anderenteils war man besorgt und unzufrieden, denn man befürchtete, daß der Reiz des Neuen, Außer-

gewöhnlichen ihre Abneigung für das Gewöhnliche steigern würde.

Einen wunderbaren Eindruck machte es, als zu Dorotheas Geburtstag mitten unter den Gratulanten, den Vettern und Basen, den Bekannten und Freundinnen, zwei alte Frauen erschienen, eine leidlich rüstige, welche die Gefährtin, die schweratmend an der Thür Rast gemacht hatte, stützte.

Dorothea ging den beiden, verwirrt von all den Augen, die sie auf sich gerichtet fühlte, und zu gleicher Zeit beglückt entgegen.

Die Alte hielt ein zierliches weißes Huhn, dem die Flügel und Füßchen mit einem altmodischen, verblichenen Bande gebunden waren, in der Hand und konnte nicht recht zu Worte kommen.

„Geben Sie es dem Fräulein, Minchen,“ sagte die Rüstige und machte eine bezeichnende Bewegung zu ihren Worten. Die Alte gab es, und Dorothea, von Erregung rot übergossen, nahm das Tierchen in Empfang, drückte den beiden die Hände und dankte und wagte nicht aufzublicken, denn sie fürchtete sich vor all den neugierigen und erstaunten Gesichtern.

Während sie die beiden Alten hereinführte, sagte die jüngere: „Minchen hat es durchaus dem Fräulein selbst geben wollen, es will aber gar nicht mehr recht mit ihr vorwärts. Der Herr läßt Ihnen seine allerbesten Wünsche sagen und Sie möchten das Huhn zu den übrigen Hühnern in Ihren Hof thun. Wir haben es selbst gezogen.“

„Danken Sie ihm,“ sagte Dorothea innig und trat mit den beiden in das stille Nebenzimmer ein, ließ sie niedersitzen und sprach: „Es sind zu viel Menschen für Minchen in der großen Stube.“

Nun brachte sie ihren beiden Alten Wein und Kuchen und that alles mit klopfendem Herzen. Sie wußte, daß man sich drinnen vor Staunen und Neugier nicht halten konnte, seit die beiden sagenhaften Dienerinnen des wohlbekannten Hauses eingetreten waren.

Minchen schien von der Erregung und der ungewohnten Feierlichkeit des Augenblicks gesprächig geworden zu sein und fing an von alten Zeiten zu plaudern. Sie erzählte von einer Gesellschaft bei dem gnädigen seligen Herrn und wie es da lebhaft zugegangen sei. „Früher,“ sagte sie, „da war ich an Menschen gewöhnt. Du mein Gott! Wie ging das ein und aus — da gab's zu thun. Wir mußten jeden Tag gewärtig sein, daß Gäste kamen, und bis tief in die Nacht hinein war Leben im Hause. Man sollte es gar nicht denken, wenn man es jetzt sieht. Aber es ist gut so. Ich bin nun zu alt, um es so mitzumachen wie früher.“ Dabei nickte sie mit dem Kopfe und blickte unbeschreiblich ernst vor sich hin, wie nur das höchste Alter blicken kann. „Unsereins hat etwas erlebt!“ sagte sie und führte mit zitternder Hand ihr Glas zum Munde. „Auf Ihr Wohl, Fräulein, und kommen Sie bald wieder zu uns.“ Sie streckte Dorotheen die knöcherne Hand zitternd hin.

Als sie die beiden wie Erscheinungen aufgetauchten Alten wieder hinausgeführt hatte, doch nicht durch das Zimmer, wo die neugierigen Gäste saßen, trat sie mit ihrem weißen Hühnchen zu den Verwandten und Bekannten, die ihr zu Ehren versammelt waren, wieder ein.

Nun begann ein Fragen, ein Bestürmen, ein Verwundern. Man hatte in ihrem elterlichen Hause den Verkehr mit den von aller Welt für sonderbar angesehenen Mann fast ohne Verabredung geheim gehalten. Jetzt war die Überraschung im Freundeskreise groß.

— — — — — — — — — — —

Nur für kurze Zeit aber war ihr die schöne unverhoffte Freundschaft geschenkt. Durch den Tod des Guten wurde ihr das Herz tief erschüttert. Noch hatte sie sich an das Wunder kaum gewöhnt, daß etwas Unvorhergesehenes, Beglückendes über sie gekommen sei, so mußte sie es schon wieder verlieren. Sie war tief traurig, wagte aber dennoch ihren Schmerz nicht zu zeigen.

Man hatte sie einmal abends gefunden, als sie ganz allein während einer kleinen Gesellschaft, kurz nach dem Tode ihres Freundes, in einem einsamen Zimmer sinnend am Fenster lehnte. Sie war von dem Andenken an ihn ganz benommen, hatte darüber vergessen zu sprechen und auf die anderen zu achten. Da war eine junge Bekannte auf sie zugetreten, die wohl von einer älteren Person beeinflußt sein mochte, hatte sie bei der Hand genommen und mit den Worten: „Mache dich nicht lächerlich, Dora!" sie mitten in die lustige Gesellschaft hineingezogen. Dorothea frug nichts, erwiderte nichts, fühlte aber in ihrem Herzen eine unbeschreibliche Angst vor allen, die sie umgaben.

Wie gern hätte sie der Mutter gesagt, daß sie sich nach dem Verstorbenen sehne, wie sie an seinen Tod nicht glauben könne und wie der Zwiespalt, nicht daran glauben zu können und doch glauben zu müssen, viel angstvolle Gedanken bei ihr erwecke.

Es war das erste Mal, daß dem Mädchen der Tod nahe getreten, und sie mußte diese große neue Erfahrung ungetröstet tragen, die Öde allein fühlen und sehen, die Haus und Straßen, das ganze Städtchen erfüllte, als sie den guten Mann begraben hatten.

Der Tod des Freundes schien denen, die sich für Dorothea verantwortlich fühlten, eine Erleichterung. Sie sahen eine Gefahr beseitigt, da Dorotheens Bekanntschaft mit dem eigentümlichen Mann ihnen die Besorgnis eingeflößt hatte, als könnte sie durch diesen Verkehr auf seltsame Wege geführt werden.

Sie sahen in dem Tod des ihr teuren Mannes einen Erziehungsakt, den sie alle billigten, und bedachten nicht weiter, wie sich das Herz der Armen mit diesem von ihnen für heilsam angesehenen Verfahren des Schicksals abfinden würde.

Dorothea ahnte, wenn auch nicht klar, die Kluft, die sie von allen in dieser traurigen Zeit schied, und trug ihre Wehmut, ihre Sehnsucht und all das Fremdartige, was der Verlust eines Freundes bringt, allein.

Hauptsächlich aber durch jene kleine unscheinbare Scene in der Gesellschaft fühlte sie sich aus der Gemeinschaft ihrer Bekannten im Städtchen geschieden. Diejenigen, über die sie nie sonst nachgedacht, erschienen ihr, als sie es das erste Mal that, hart und kalt.

Einige Wochen nach ihrem Verluste beschäftigte ein Reiseplan die Familie des Bürgermeisters. Dorothea sollte die Mutter nach einem kleinen Ostseebad begleiten.

Diese Unterbrechung des gleichförmigen Lebens, das weder des Mädchens Kräfte voll in Anspruch nahm, noch die Fähigkeit, ihre Umgebung mit warmem Verständnis zu erfassen, erweckt hatte, that ihr gut in der Zeit, in der sie sich bedrückt und traurig fühlte, und brachte ihre jungen Kräfte wieder in frische Bewegung. Sie ergriff diese Aussicht mit Freuden und genoß schon im voraus alle Herrlichkeiten, die sie erwartend träumte.

Sie hatten ein stilles Fischerdorf an der Ostsee gewählt.

Dorothea dachte nicht viel nach, ob das Ziel ihrer Reise ihren Wünschen entspräche. Sie freute sich auf die Veränderung der gleichmäßigen Tage und nahm, was ihr jetzt geboten wurde, anspruchslos auf, wie ein Kind, das nicht daran denkt, die Ereignisse zu prüfen, ob sie günstig und wirkungsfähig für die Zukunft sein möchten.

Für Dorothea gab es noch keine Zukunft. Das Leben, das sie im elterlichen Hause führte, im kleinen Städtchen, ließ sie oft sehnsuchtsvoll aufatmen; aber es bedrückte sie noch nicht, es setzte sich ihr noch nicht endlos fort. Sie empfand eine widrige Stunde, einen öden Tag, aber schon der nächsten Zukunft traute die junge Kreatur die gute Kraft zu, daß sie etwas Beglückendes, Unvorhergesehenes bringen könne.

Und kam das Gute nicht den nächsten Tag und nicht den übernächsten, so hoffte sie, daß es doch bald kommen würde.

In welcher Gestalt es einziehen sollte, darüber dachte sie kaum nach.

— — — — — — — — — — —

In der schönen Ruhe und Sicherheit der frischesten Jugend genoß sie die Reise, genoß sie jede auffällige Veränderung, die sie um sich her wahrnahm. Jeder fremde Ton, der ihr Ohr traf, erfreute sie. Ihre Blicke folgten mit Teilnahme einer vorüberziehenden Erscheinung und wurden von einer neuen gefesselt.

Erfahren ist Leben. Sie fühlte sich erregt, empfand ahnungsvoll die Dumpfheit, in der sie gelebt. Die Mannigfaltigkeit um sie her verwirrte sie fast und von dem Treiben und der ewigen Bewegung in der Menschenmasse tauchte ihr ein großes Bild auf. Eine Reise kann ein wirkungsvoller Moment im Leben werden, auch wenn sie ruhig und erlebnisarm im gewöhnlichen Sinne verläuft, auch wenn die Züge fremder Gestalten für uns bedeutungslos vorüberziehen sollten, ohne daß eine einzige mit uns in Verbindung getreten wäre.

Wie schön und ruhig wirkte gegen das vielgeteilte Leben, das undurchdringlich fremd und nah bekannt, eine Wiederholung unseres eigenen Daseins, auf der langen Fahrt unaufhörlich vor Dorothea aufgetaucht war, der große Anblick des Meeres. Sie war erstaunt, beglückt. Wie unendlich weit lag es vor ihr. Die Luft schien ihr sein frischer und lebendiger Atem zu sein, und Dorothea fühlte sich unbeschreiblich wohl, verlangte in den stillen Wochen, die sie mit der Mutter an dem Strande verbringen durfte, nach nichts auf der Welt. In der reinen Atmosphäre genoß sie jeden Atemzug. Wenn sie auf das Meer blickte, die Wolken ziehen sah und sich ganz in das Leben der Natur versenkte, erfüllte das Bild ihres gütigen Freundes ihr die Seele, und ohne daß sie sich das Empfinden erklären konnte, fühlte sie sich dem Entrückten nahe und war getröstet. Sie blieb von früh bis spät am Abend im Freien, machte mit der Mutter schöne Gänge, lag in den Dünen und freute sich an dem feinkörnigen Sand, hörte die Strandlerchen singen, badete morgens in der unvergleichlichen Meeresfrische und fühlte sich glücklich und gesund.

Einmal des Abends, als die Wolken rosig den Himmel überzogen und aus der See aufzusteigen schienen, versuchte sie zur ungewohnten Stunde ein Stück hinauszuschwimmen, der sinkenden Sonne entgegen: da kam ein Augenblick, in dem sie, von seligstem Entzücken über die göttliche Herrlichkeit um sich her, das Streben empfand, zu versinken, sich darin aufzulösen. Sie hielt eine Sekunde inne, die Arme zu rühren, und sank. Da packte sie eine wilde Angst, und wieder auftauchend schwamm sie mit klopfendem Herzen hastig zurück und konnte noch lange, als sie in Sicherheit war, eine heftige Erregung nicht bemeistern und zur Nacht keinen Schlaf finden.

Manche scheinbar geringen Vorgänge in unserem Leben prägen sich der Erinnerung scharf ein und tauchen dann bei Gelegenheiten, die ihnen gleichartig sind, wieder auf, um uns zu gemahnen, daß sich unsere geringen und großen Schicksale nahe verwandt sind und ihre Bedeutung und Tragweite durch unsere eigene Auffassung erhalten, durch die Eigenart der Persönlichkeit.

Solch ein Moment war der, der Dorothea, ihr selbst unverständlich, in die größte Erregung gebracht hatte.

— — — — — — — — — — —

In jenen Tagen, in denen sie ganz außer aller Zeit, frei von jedem Bedenken, ohne Zukunftsträume, nur die Gegenwart genießend, wie ein glückliches Kind am Seestrand lebte, kam in der letzten Woche ihres Aufenthaltes ein bedrückendes Empfinden über sie. Dorothea erhielt einen gutgelaunten munteren Brief einer ihrer Gefährtinnen, der unter dem vollen Einfluß kleinstädtischer Vergnügen, eines kaum notdürftig verborgenen Müßigganges und naivster Zwecklosigkeit geschrieben war.

Er machte auf Dorothea einen unangenehmen Eindruck, und sie dachte mit schwerem Herzen daran, zurückzukehren.

In der schönen Einsamkeit, angesichts des Meeres, das wesenlos und wunschlos, unermeßlich ihr vor Augen lag, waren

ihre kleinen Lebensbefürchtungen, ihr Unbehagen von der Seele genommen.

Nachdem sie den Brief gelesen, standen wieder gleichgültige nutzlose Stunden vor ihr, in denen ihre Kräfte nach Arbeit, nach Leben verlangten. Nachts, wenn sie erwachte, packte es sie wie ein Schmerz, wenn sie an die Heimkehr dachte, und sie suchte angestrengt nach etwas, das sie nach Hause locken könnte, ließ alle im Städtchen ihr bekannten Gestalten an sich vorüberziehen; aber keine hatte die Kraft, die Dorothea suchte, keine verstand es, sie zu sich hinzuziehen, keine machte ihr die Heimkehr leichter.

Ihre tägliche Beschäftigung überdachte sie; da war nichts, das ihr zum Herzen ging — nichts.

Was sie zu thun hatte, konnte von jeder anderen Hand besser gethan werden; ihr war es zugeteilt, um sie zu beschäftigen, nicht um die Sache selbst zu fördern.

Die Mutter frug nach einiger Zeit nach dem Brief, von dem Dorothea nichts erwähnt hatte. Dorothea gab kurz und verstimmt den Inhalt an. „Ich habe dir nicht erzählt," sagte sie mit erregter Stimme, „daß sie geschrieben hat, der Erbe wohne nun im Hause und nehme, was sein ist, in Empfang. Nun werden sie wohl oder übel das alte Haus, Gott weiß wem, verkaufen; so ein Amerikaner wird schon wissen, was er zu thun hat."

„Der Neffe ist jetzt gekommen?" sagte Frau Schöngardt. „Das ist er also, der jahrelang in Amerika war; und hat er nicht eine Amerikanerin zur Frau?"

„Der ist's," sagte Dorothea. „Ich glaube, es ist bei der Erbschaft eine Bedingung; er muß in Deutschland leben, wenn er sie annimmt."

„Das ist dem Alten ähnlich, der läßt im Tod nicht von seinen Schrullen."

„Keine Schrullen," sagte Dorothea. „Er war ein herrlicher Mensch — viel, viel zu gut, besser als alle Menschen!" Über ihr Gesicht ging eine heftige Bewegung. „Er war so gut gegen mich und der einzige Mensch von allen, die wir kennen, den ich lieb hatte."

Das war das erste Mal, daß sie dergleichen aussprach.

Die Mutter beugte sich ruhig über ihre Arbeit, und Dorothea lehnte, widerwillig an die Heimkehr denkend, am Fenster. Es stand noch ein Passus, der den Fremden betraf, in dem ihr mißfallenden Brief, eine Beschreibung seiner Persönlichkeit. Er schien in der Stadt Aufsehen und Neugier zu erregen. Als sie die Schilderung des jungen Verwandten ihres Freundes gelesen hatte, dachte sie: Was geht es die in der Stadt an? Sie haben kein Wort über ihn zu verlieren, ich werde schon selber sehen, wie er ist. Meinem Guten scheint er nicht zu gleichen.

Der Brief war längst in kleinen Fetzchen den Winden übergeben.

— — — — — — — — — — —

So waren sie wieder im Städtchen angelangt, und Dorothea stahl sich am ersten Tag bei eingebrochener Dämmerung durch die Straßen, um sich nach der Abwesenheit, welche die Blicke für altgewohnte Erscheinungen neu belebt hatte, wieder längst Bekanntes mit einer gewissen Neugier anzusehen.

Sie ging durch Gassen und Gäßchen und nahm dies und jenes in Augenschein. Unversehens stand sie vor dem geliebten Hause. Wie sonst waren die Fenster der Dachwohnung erleuchtet, als wäre der Freund nach kurzer Trennung wieder eingezogen.

Diese Vorstellung erschütterte ihr Herz. Thränen drangen ihr in die Augen, und sie hob sehnsüchtig die Hände nach den Fenstern auf. So sehr verlassen fühlte sie sich und war gepeinigt von dem Gedanken, zu dem ihre Phantasie sie mächtig trieb, den Verstorbenen da oben in seinem behaglichen Stübchen sich vorzustellen. Wie würde er sich freuen, daß sie zurückgekommen sei! Heftiger begann sie zu weinen und eilte an dem sie tief erregenden Hause vorüber.

Dorothea gedachte auf dem Weg des Familienabends, der morgen stattfinden

würde. Sie gedachte der drei alten Töchter des Doktors. Die Mädchen waren nie aus der Stadt herausgekommen und kannten von dem Leben und der Welt nichts als sich selbst und die naturgemäßen Veränderungen, welche die Jahre mit ihnen vorgenommen hatten. Das Leben mochte ihnen nichts geschenkt haben, was in Dorotheas Augen wert zu leben schien, und sie empfand, als wären sie um einen großen Reichtum betrogen worden. Sie gedachte der Frauen, die an dem Familienabend sich bei Schöngardts versammelten; an deren Glück glaubte Dorothea weit eher als an das der drei alten Schwestern, auch wenn diese Frauen grämlich den Haushalt besprachen, den Sack und Plack, den sie verwalteten, und die Form ihrer Lippen viel gewohnheitsmäßiges mürrisches Zanken verrieten. Sie glaubte dennoch, daß diese Frauen sich erträglich wohl befanden, aber fühlte eine tiefe Mißachtung gegen ihr grämliches Wesen.

Es ist freilich schlimm, daß man, um zu erfahren, ob ihr glücklich seid, sich euer Glück erst von euch wegdenken und sehen muß, wie unglücklich ihr euch ohne dasselbe ausnehmt. Wie häßlich das ist, ganz unwürdig jedes Glückes! Dorothea hatte sich in Erregung gedacht. Sie war jetzt im Hof ihres Hauses angekommen, setzte sich still auf die Bank, faltete die Hände über die Knie und blickte in den mondüberleuchteten Himmel hinein. Ihre Lippen bewegten sich leise, und während ihre Augen sich mit Thränen füllten, sagte sie flehend: „Nimm mich zu dir! Ich weiß nicht, was ich hier soll. Weshalb ist das Schönste und Beste nicht schön, sondern das Unbeglückte, Arme scheint schöner zu sein als das Schöne. Nimm mich zu dir, wenn ich nicht ganz anders werden darf als alle anderen, die ich kenne. Hörst du!“

Dies wunderliche Gebet sandte sie gen Himmel und hatte das Gefühl, etwas zu ihrem Wohl gethan zu haben.

Bevor sie hinaufging, sah sie noch in ihrem Hühnerstall nach, wie die Hennen dick aufgeblasen im matten Mondlicht auf den Stangen saßen, und freute sich daran. Das kleine Hühnchen, das Geschenk des guten Freundes, leuchtete schneeweiß unter den anderen.

* *
*

Ein höflicher Amerikaner. — Die Erbschaft und ihre Wirkung. — Die Einladung in den berühmten Garten. — Der schöne Plan.

Kurz nach dem ersten Familienabend nach der Rückkehr war für Dorothea ein merkwürdiger Tag angebrochen. Sie saß über ihre Arbeit gebeugt in gleichmütiger Stimmung. Da ließ der Vater sie rufen. Als sie in das Zimmer trat, war ein Fremder bei ihm, ein schlanker, ungewöhnlich aussehender junger Mann, der mit einer ihr auffallenden Höflichkeit sie begrüßte. Es war Stephan Rang, der Neffe ihres alten Freundes.

Er reichte ihr die Hand und sagte auf eine vornehme, ruhige Weise: „Sie müssen meinem Onkel eine Wohlthat im letzten Lebensjahre gewesen sein. Er hat Ihrer mit großer Liebe gedacht und bestimmt, daß nach seinem Tode das Bild seiner Schwester Ihnen übergeben werde. Hier diese Zeilen sind an Sie gerichtet.“ Er übergab ihr ein zusammengefaltetes Blatt Papier.

Dorothea nahm es. Sie wagte kaum, die Augen zu erheben, und war benommen von wehmütiger Bewegung und der Beklommenheit, die der eigentümliche Augenblick über sie gebracht hatte. In leichter Verlegenheit reichte sie dem Fremden noch einmal die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen!“ und darauf: „Wie gütig ist es von ihm, daß er noch an mich gedacht hat. — Er ist so gut,“ begann sie noch einmal mit leuchtenden Augen und hatte, indem sie dies sagte, vergessen, daß der, der ihr ein Zeichen seiner Liebe sendete, nicht mehr war.

Sie faltete das Blatt auseinander; da stand mit wenigen einfachen, liebevollen Worten die Bitte, daß Dorothea hin und wieder nach seinen drei Alten sehen möchte.

„Das will ich thun," sagte sie mit Thränen im Auge, nachdem sie zu Ende gelesen, „von Herzen gern."

Der Fremde hatte auf das befangene bewegte Mädchen, während sie las, teilnehmend niedergeblickt, und als sie zu ihm aufsah und frug: „Es wird Ihnen doch nicht schwer werden, sich von dem schönen Bilde zu trennen," erwiderte er ihr:

„Es ist ein liebliches Bild, und ich freue mich, daß es Ihnen gehören wird."

„Schade, daß Sie Ihren Onkel nicht näher kannten," sagte Dorothea, als sie sich neben den Vater, dem Fremden gegenüber setzte. Sie blickte gedankenvoll vor sich hin. „Sie wissen es aber, was für ein guter Mensch er war?"

„Ich weiß wenig von ihm, und Sie können nicht glauben, welch wunderbares Empfinden es ist, an seinen Besitz zu rühren. Es kostete mich Überwindung, ein Fach aufzuschließen; ich erschrak zuerst, wenn meine Hände darin stöberten, und mir war es, als wenn ich mich auf einem Diebstahl ertappte. Man fühlt die Eigenart des wunderbaren Mannes jedem Gegenstand im Hause aufgeprägt, und es wird mir oft, als lernte ich ihn durch seine Umgebung kennen. Es ist lange her, daß wir uns nicht gesehen haben. Ich war ein Knabe, als ich das letzte Mal bei ihm wohnte. Damals habe ich neben ihm in dem niederen Dachstübchen geschlafen, und ich entsinne mich noch, wie er einmal des Nachts vor meinem Bette stand und mich weckte. Der Mond schien damals in die kleine Kammer. Als ich erwacht war, sagte der Onkel und bog sich zu mir herab — er trug einen ganz merkwürdigen grauen Schlafrock —: ‚Mein Junge, du schliefst schon fest, nicht wahr? Schlüpf einmal in deine Schuhe und komme mit mir.' Ich war schnell bei der Hand und munter, und der gute Onkel führte mich an das Fenster, öffnete es und ließ mich in den mondbeschienenen Garten blicken. Da stand er still mit gefalteten Händen hinter mir und sagte mit einer unbeschreiblich wehmütigen Stimme: ‚Da unten wandeln große Geister; der Platz hier ist heilig, mein Sohn.' Ich weiß noch, daß mich diese Worte wunderbar berührten und mich durchschauerten. Ich glaube, dem Alten war es Bedürfnis, einmal ein menschliches Wesen an den heiligen Nachtstunden, die bei ihm oft wohl der Erinnerung geweiht waren, teilnehmen zu lassen. Ich bin überzeugt, so wie ich ihn in jener Nacht mit gefalteten Händen habe stehen sehen, so hat er viele Nächte einsam gestanden und sehnsuchtsvoll hinabgeschaut. Ich liebe ihn, meinen guten alten Onkel, und bedauere, daß wir so voneinander abgekommen sind."

Dorothea blickte auf den Fremden, während er sprach. Die Art, wie er es that, erstaunte sie. Von den jungen Männern, die sie kannte, war sie gewohnt, daß diese jede Angelegenheit, die in Verbindung mit Herz und Gemüt steht, auf eine gesucht banale Weise vortrugen, als vereinigte es sich nicht mit ihrer Würde, zu fühlen und ihrem Gefühl Ausdruck zu geben.

Die vornehme Einfachheit, mit der er sprach, that ihr wohl, und sie hörte ihm teilnehmend zu.

Er gab sich anders als alle, die sie bis jetzt im Städtchen kennen gelernt hatte. Dorothea fiel es auf, daß er sich beim Sprechen leicht zu ihr hinbog; das war eine kaum bemerkenswerte Kleinigkeit, und dennoch fiel es ihr auf und sie fühlte sich davon so berührt, als läge etwas Gütiges in dieser Bewegung.

Es machte ihr vieles Eindruck an dem Fremden, weil es im Kontrast zu dem ihr Gewohnten stand: seine Kleidung, seine Art zu begrüßen, sein Lächeln.

Herr Schöngardt frug ihn, wann er seine Gemahlin in Deutschland erwarte.

„Wir haben noch nichts darüber ausgemacht, und ich vermute, daß es zu Ende des Jahres sein wird. Sie ist bei den Eltern zurückgeblieben."

Wie seine Frau wohl aussehen mag? dachte Dorothea. Er spricht so einfach und vertrauensvoll von ihr, wie man von einem Freund spricht — fast etwas

kurz und trocken; aber Dorothea gefiel das. Die Art, wie die Männer ihrer Bekanntschaft von ihren Frauen sprachen, hatte für sie etwas, was ihr unangenehm war. Nie versäumte einer zu sagen: meine liebe Frau, oder meine gute Frau, oder meine gute, liebe Frau — und die Betonung, mit der sie dies aussprachen, würdig, innig oder süßlich, war ihr zuwider, trotzdem sie sich über den Grund dieses Gefühls nicht klar war und nie darüber nachgedacht hatte.

Auf das Gefühl eines klugen jungen Geschöpfes macht alles seinen Eindruck, wenn auch die Wirkung nicht gleich bewußt und klar zu Tage tritt.

Als er sich verabschiedet hatte, ging sie mit leichten, elastischen Schritten im Hause hin und wieder, wie es jemand thut, der sich in seinem Empfinden gehoben fühlt, den ein Lebenshauch erfrischend getroffen hat.

— — — — — — — — — — — — —

Am Nachmittag desselben Tages schickte ihr Stephan Rang das Bild. Sie nahm es in wunderlicher Erregung in Empfang und stand lange damit vor der Thür des Familienzimmers. Und als sie endlich wagte, einzutreten, rief man ihr neugierig entgegen: „Da kommt es ja, nun zeig einmal her; das muß man ihr lassen, die Dodo erlebt Absonderliches.“ Eveline sagte: „Hätte er dir doch lieber etwas anderes vermacht als ein Porträt, mit dem man nichts anzufangen weiß.“

Sie waren alle außer dem Vater im Zimmer versammelt, als sie mit ihrem Schatz eingetreten war, und als sie das Bild auf einen Stuhl niederließ und die Umhüllung davon entfernte, blickte die ganze Familie mit Spannung auf ihr Thun.

Wie erstaunte man, als die letzte Hülle fiel und man einen eigenartig reizvollen Mädchenkopf vor sich sah, von wunderbarstem Leben. Niemand hatte ein jugendlich schönes Bild erwartet. Man mochte sich von dem Nachlaß des alten Sonderlings unwillkürlich einen Begriff gemacht haben, als könnte dieser nur aus fragwürdigen, unschönen Resten einer vergangenen Zeit bestehen. Sie konnten die Augen nicht von dem süßen ernsten Kopf wenden, der aus dem Rahmen ihnen entgegenblickte.

Die Mutter sah von dem Bilde zu der Tochter und von der Tochter prüfend zu dem Bilde. Sie schien zum erstenmal von dem Aussehen ihres Kindes überrascht, als ihr die Ähnlichkeit mit dem gemalten, zweifellos schönen Kopf auffiel. Der Künstler hatte das früh verstorbene Mädchen in ihrer vollen Anmut glücklich erfaßt und diese voll und eindringlich wiedergegeben, und so glaubte die Mutter in der Ähnlichkeit ihrer Dorothea mit der Schwester des alten Herrn den Anlaß zu erkennen, der diesen zu der Güte gegen Dorothea bewogen haben mochte.

Der jüngste Bruder hob in knabenhafter Gründlichkeit das Porträt in die Höhe und wendete es um, damit er sich auch von dessen Rückseite unterrichten konnte. „Da steht etwas!“ rief er.

Dorothea blickte hin und erkannte an dem Rahmen die Schriftzüge ihres Freundes. Sie las für sich:

„Die du der freundlichen Schwester anmutig gleichst,
Hüt mir das liebliche Bild und gedenke des Alten.“

Sie wollte die Worte am liebsten keinem anderen Auge zu lesen geben; aber man nahm ihr das Bild aus den Händen und las. Sie stand währenddessen rot übergossen, zaghaft im Zimmer. Auf die Geschwister hatten die Zeilen des Verstorbenen einen merkwürdigen Eindruck gemacht. Sie wagten keine Bemerkung, welche die Begebenheit ins Lächerliche gezogen hätte, und blickten fast befangen auf Dorothea. Die Mutter schloß sie bewegt in die Arme. Es ist ein merkwürdiger Augenblick für eine Familie, wenn eins ihrer Glieder, dessen Vorzüge ihr durch das gewohnheitsmäßige Beieinandersein nicht bewußt geworden sind, ihr als ausgezeichnetes Geschöpf gekennzeichnet wird, und auf solch ungewöhnliche, eindrucksvolle Weise, wie es eben hier geschehen war.

Jetzt entspann sich zwischen den Ge-

schwistern und allen Anwesenden eine Meinungsverschiedenheit. Man beratschlagte, wo das Bild wohl am besten hängen würde.

Dorothea hörte dem Hin und Wider eine Weile zu, dann sagte sie zaghaft, wie es ihre Art war, wenn sie um etwas für sich bat: „Darf ich das Bild nicht in meinem Zimmer behalten? ich möchte so gern.“

„Ja, mein Herz, thu das,“ erwiderte die Mutter, „nimm das Bild; es ist zwar schade, daß es so ungesehen in deiner Kammer hängt, aber nimm es nur, um dein Recht wollen wir dich nicht bringen.“

Und Dorothea brachte ihr erstes Eigentum, das ihr vom Schicksal gegönnt war, in Sicherheit. Sie saß am selben Abend lange ganz versunken vor dem Bild, das sie über ihr Bett gehängt hatte, und gedachte ihres guten Freundes.

Als sie zu Ruhe ging, hatte sie das Gefühl, es läge ein bedeutungsvoller Tag hinter ihr. Ihr Empfinden war gehoben. Das einfache Ereignis hatte ihr wohlgethan.

Die Gedanken strebten nicht der Zukunft zu, sondern begnügten sich mit dem Gegenwärtigen. Solche Tage und Stunden sind Ruhepunkte im Leben. Wenn die Gegenwart allein unser Herz gefangen hält, ist es immer ein Aufatmen, denn die drei Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, bilden zusammen allzu stürmische Wellen und werfen unser armes Herz heftig auf und nieder.

Öfters beschäftigten sich ihre Gedanken mit dem Fremden, der heute in dem Kreis ihrer Bekannten aufgetaucht war. Es war nichts in der Art, wie Stephan Rang sich gab, was ihr unangenehm gewesen wäre. Sie dachte ohne jedes Urteilen an ihn, nahm mit kindlichem Eifer für alles, was er gethan und thun mochte, Partei! Sie dachte an das alte Haus, die darin eingewohnten Dienerinnen und überlegte sich, wie er es wohl mit ihnen halten werde, und hatte das gute Zutrauen, daß er es gut einrichten würde.

Als sie am Morgen erwachte, freute sie sich über ihr Bild und sah dem kommenden Tag hoffnungsvoll entgegen.

— — — — — — — — — — — —

In dieser Zeit wurde bei Schöngardts beschlossen, den Neffen des alten Sonderlings einzuladen. Man fühlte sich ihm gegenüber verpflichtet. Das vornehme Wesen, die ausgezeichnete Erscheinung des jungen Mannes hatte es allen angethan. Dorothea war von diesem Beschluß erregt und beglückt. Ihr schien es, als würde ihrem guten alten Freunde damit noch eine Ehre erwiesen. Sie hätte es damals, als er noch lebte, gar zu gern gesehen, wenn sich der Vater einmal aufgemacht haben würde, um den alten Einsamen für die Güte, die er der Tochter erzeigte, zu danken. Dieser Wunsch aber war nicht erfüllt worden, und nun schien es ihr eine Genugthuung, daß man den Erben einlud, für ihn Interesse und Freundschaft zeigte.

Mit welcher Zufriedenheit hörte sie zu, als das Mädchen mit der Einladung in das wohlbekannte Haus gesendet wurde. Und wie erregt und beklommen nahm sie selbst die Zusage entgegen.

Die Vorbereitungen zu dem kleinen geselligen Abend überwachte sie mit größter Sorgfalt. Frau Schöngardt beobachtete Dorothea lächelnd, machte aber keine Bemerkung über das lebhafte Benehmen der Tochter, die sich nach allem, was man vorbereitete, erkundigte, die überall emsig Hand mit anlegte.

Es war *ihr* Gast, der erwartet wurde. Sie sah die Angelegenheit, wie es schien, so an, als hätte man ihr eine Ehre und Freude mit dieser Einladung erweisen wollen.

Überall wünschte sie in den Zimmern kleine Änderungen nach ihrem Geschmack zu treffen. Sie brachte Blumen, und als die Mutter sie wiederholt mit einem Strauß aus dem Garten einer Bekannten eintreten sah und ihr die Bemerkung machte, daß es nun genug sei, schon zu viel, da der Vater aus dem vielen Blumenwerk sich wenig mache, blickte Dorothea erstaunt auf und erwiderte danach in einiger Be-

wegung: „Ich denke an den alten Freund; mir ist's, als wenn ich ihm noch etwas zuliebe thun könnte, wenn alles recht schön wird.“

„Nun immerhin,“ sagte die Mutter, „du sollst auch neben deinem Gaste zu Tische sitzen.“

„Das nicht,“ sagte sie; „ich weiß so gar nicht, wie er ist.“

„Nun, wie wird er denn sein,“ sagte Eveline. „Es kommt ja so viel nicht darauf an, wie er ist.“

Eveline hatte es schon den ganzen Tag auf den Lippen geschwebt, Dorothea Bemerkungen über ihr wunderliches Treiben zu machen. Sie war aber von der Mutten daran verhindert worden, da diese von der Tochter ungewohnter Geschäftigkeit und Besorglichkeit eigentümlich gerührt war.

Die Begebenheit mit dem Bild, die einfache Zuschrift an das Mädchen hatte eine wehmütige Wirkung auf Frau Schöngardt ausgeübt, die sie sich selbst nicht recht erklären konnte.

Es wird dem armen Kind vielleicht nicht viel Gutes zukommen, hatte sie schon oft gedacht, wenn sie sich im stillen mit Dorothea beschäftigte. Das Gute sucht sich gewöhnlich solche Leute aus, die es nicht allzu nötig brauchen, und die, denen man es aus vollem Herzen gönnen möchte, gehen zumeist leer aus.

Solcherlei Ideen hatte der Tochter Wesen bei ihrer Mutter erweckt, wenn sie diese Zukunft ihres Kindes bedachte, und bei all den Eigenschaften Dores, die sie von anderen abzusondern schienen, fiel es ihr schwer aufs Herz, daß sie zu deren Glück kein rechtes Zutrauen habe. So sehr Frau Schöngardt die eigentümliche Schönheit ihres Kindes kannte, wäre ihr doch ein anderes Aussehen der Tochter lieb gewesen, denn im Städtchen schätzte man das ernste weiche Gesichtchen ihres Lieblings nicht, so daß sie selbst oft nicht recht wußte, mit was für Augen sie die Tochter ansehen sollte.

Ließ sie die jungen Männer ihrer Bekanntschaft Revue passieren, da war keiner, den sie für Dorothea hätte wünschen mögen; das machte ihr oft Sorgen.

Und gerade diese Tochter würde sie den Menschen gern in einem recht ausbündigen Glücke gezeigt haben.

Der Gast bildete an dem Abend bei Schöngardts selbstverständlich den Mittelpunkt des Interesses. Man beobachtete ihn möglichst ungeniert. Sie hatten wohl in langer Zeit keinen seiner Art in ihrer Mitte gesehen, keinen, der einen von dem ihrigen abweichenden Lebenslauf gehabt hatte. Der junge Mann war, wie das Gerücht sagte, von jeher außerordentliche Wege gegangen. Er stammte aus einer angesehenen Familie. Nahe Verwandte von ihm lebten in einer Nachbarstadt, und diese Verwandten hatten einen eigentümlich ausgezeichneten Ruf, der sich durch die ganze Gegend verbreitet hatte. Sie hielten ein gastfreies Haus; der Vater war ein bekannter Künstler, und die Familie mochte zu dem Ruf der Außergewöhnlichkeit durch die schönen Söhne und Töchter gekommen sein, die in der Umgegend ein allgemeines Aufsehen erregten. Man hatte die Kinder aufwachsen sehen, man hatte sich von dem blonden Geschlecht, das mitten unter einer alltäglichen, wenig schönen Bevölkerung sich zu einer ungewöhnlichen Kraft und Schönheit entwickelte, einander erzählt. Mit dieser Familie stand Stephan Rang in Verwandtschaft. Er war ein Vetter der schönen Söhne und Töchter und hatte insoweit Ähnlichkeit mit ihnen, daß derselbe gute Geist der Vornehmheit und Kraft wie in jenen auch in ihm wohnte. Sein Kopf war wohlgebildet. Eine kräftig hervortretende Stirn gab den Augen einen eigentümlichen Ausdruck. Seine Züge waren tief geprägt und nichts an ihm erschien kleinlich, auch seine Freundlichkeit nicht, die überraschend, wenn er sprach, seine ernsten jugendlichen Züge belebte. Er war in einem französischen College erzogen worden, war in England gewesen und seit Jahren in Amerika. Seine Sprache war langsam und etwas schwerfällig, doch störte dieser Mangel den Eindruck keineswegs, den seine Persönlichkeit

machte, sondern gab ihm etwas Eigenartiges, milderte die Kraft seiner Erscheinung und mischte ihr eine gewisse Zartheit bei.

Er unterhielt sich mit Dorothea auf eine einfache liebenswürdige Weise. Sie sprachen miteinander von dem alten Haus, von den Einrichtungen, die er zu treffen gedachte. Er bat sie, doch mit den Eltern und den Geschwistern zu kommen, er wollte ihr alles, was er Merkwürdiges aufgefunden, zeigen, erkundigte sich, wie sie ihren Tag hinbrächte, empfahl ihr an, sich recht im Zeichnen zu üben, erzählte ihr, welche Freude er in seinen Mußestunden von dieser Beschäftigung habe, wie er sich manchmal ein Gras oder eine einfache Blume hernehme und sich ganz vertiefe in die schönen Formen, die bei größter Unscheinbarkeit wie ein Wunder zu Tage träten, wenn man nur recht sehen wolle, und erzählte, mit welcher Liebe er dann das Abbild der Blume, wenn es ihm gelungen erschiene, für sich bewahre wie eine schöne Erfahrung. Er erzählte ihr von einem Lehrer, den er in seinem College gehabt und der die Zeichen- und Malstunden erteilt habe.

„Das war ein prächtiger Mensch, Fräulein.“ Er sprach das Wort „Fräulein“ mit der Betonung, wie wir sie von den Ausländern zu hören gewohnt sind. „Den hätten Sie einmal sehen sollen, wie der eine Linie, einen Strich erklärte, mit welcher Hingebung. Ich weiß noch, wie ich als Knabe an einer — nun, wie heißt sie doch? — an einer Tulipa Silvestris arbeitete und kein Verständnis und keinen Blick für deren Schönheit hatte und sie mißmutig und oberflächlich so zeichnete, wie ich sie zu sehen glaubte, wie er mich da, nachdem er schweigend meinem Thun zugeschaut hatte, an der Schulter berührt und sagte: ‚Zeichnen Sie diese Linie so, als spielten Sie Geige — eine Linie ist Melodie.‘ Während er das sagte, ging er mit seitwärts geneigtem Kopf, weitschauenden Augen, Arm und Hand in der Haltung, als hielt er eine Violine, im Zimmer auf und nieder, und indem er mit einem unbeschreiblichen Ausdruck in den Fingern den Violinenbogen zu führen schien, summte er eine Melodie zwischen den Zähnen mit solcher Weihe und solch wunderbarer Wirkung, daß man davon ergriffen sein konnte. Er mochte vergessen haben, was er that, und ging, wie es uns schien, sehr lange auf und nieder, ganz aufgelöst in der Vorstellung seiner innig bewegten und durchlebten Töne und Linien. Endlich blieb er stehen und sagte: ‚So müssen Sie zeichnen — so auffassen, was Sie zeichnen.‘ Von dieser Stunde an habe ich begriffen, was er wollte, und habe eine Lebensfreude mehr gewonnen und habe die Auffassung, die dieser ganz geniale Mensch von einer lebensvollen Linie hatte, weiter übertragen auf das Leben selber, auf jede einfache unscheinbare Stunde, die für den, der nicht beobachten will, der sich ihr nicht liebevoll hingiebt, eine öde Zeitspanne ist, für den aber, der ihre tausendfältige Berührung mit dem Herzen erkannt, ihr unmerkliches Wirken an der Lebenskraft, ihr Aufleuchten da und dort, eine überreiche Welt zu sein scheint. Man ist glücklich,“ setzte er hinzu, „wenn man einem Menschen, der sich die Mühe gegeben hat, uns eine Erfahrung, ein Gefühl oder einen Gedanken auszusprechen, dafür sein lebelang dankbar sein kann. Man sollte mitteilsamer sein.“

Dorothea hörte ihn mit einem Gefühl von Stolz und Freude reden; sie empfand, daß ihr jemand von dem Besten gab, was er hatte, daß er sie an seiner eigenen Seele teilnehmen ließ.

Und während er sprach, war sie in Sorge, man könne ihn unterbrechen oder, weil sie so gar nichts Wichtiges zu erwidern wußte, er könne gering von ihr denken. Während sie bei Tische nebeneinander saßen, berührte er im Gespräch noch mancherlei und hatte immer eine aufmerksame, dankbare Zuhörerin.

Er sprach von seiner Reise, von seinem Aufenthalt in Amerika, von dem Leben dort, von dem Hause, das er und seine Frau sich gekauft. Er sagte: „Sie nennen mich hier den Amerikaner; wenn

sie wüßten, wie wenig ich diesen Namen verdiene und wie wenig ich in amerikanisches Leben hineinpasse! Ich atmete auf, als ich wieder deutschen Boden unter den Füßen hatte. Doch bin ich in Sorge, wie meiner Frau die neue Heimat behagen wird. Sie ist ein reiches, mannigfaches Leben gewöhnt, und ich befürchte, daß ihr die Verhältnisse hier eng und klein erscheinen werden."

Dorothea frug, was er hier zu thun und wo er zu leben gedächte.

Er erwiderte ihr, daß er, ehe er sich binden wolle, eine Zeit lang in Deutschland zu reisen gedächte. Er müsse seine Sehnsucht nach allem, was „deutsch" ist, einmal voll befriedigen. Seine Eltern seien, als er noch ein kleines Kind war, nach Frankreich übergesiedelt und darauf Jahre später nach England. Er sagte, wie er durch die Sehnsucht, die seine Mutter nach ihrer Heimat lebenslang mit sich umhergetragen, die genußreichsten Stunden seiner Kinderzeit gewonnen habe, „denn abends, wenn wir miteinander am Kamin saßen, wurde meine gute Mutter nicht müde, mir von unserem Lande zu erzählen, von deutschen Dörfern, Sommeraufenthalten im Walde, von den Vergnügungen, die sie in ihrer Jugend in einem wunderschönen alten Garten gehabt hat. Sie erzählte von Häusern mit Giebeln, von guten Freunden, von besonders anheimelnden Dorfstraßen und Marktplätzen, von deutschen Weihnachten, von Ostern und Pfingsten. — Sie konnte gut erzählen," sprach er weiter. „Einer Reise entsinne ich mich, die ich mit den Eltern nach ihrer Heimat machte, und diese Reise steht mir in einem solchen Lichte, daß ich gar zu gern im Andenken an meine Mutter durch das Land ziehen möchte, um den Zauber meiner Jugend wiederzufinden. Hier in der Nähe muß auch eine Stelle sein, ich kann mir nicht anders denken, als daß es hier ist, die mir wunderbar in der Erinnerung steht und nach der ich schon bei meinen Gängen oft gesucht habe. Kennen Sie irgendwo einen Platz, wo die herrlichsten Buchen stehen; es entspringt dort eine frische Quelle?"

„So eine Stelle kenne ich," sagte Dorothea.

„Sie muß es sein," rief Stephan lebhaft, „dort in der Nähe habe ich einmal als Knabe mich sehr glücklich gefühlt! Es muß da herum ein leichter Abhang sich befinden. Mir ist es, als wäre es ein leichter Abhang gewesen. Da lag ich einmal so recht im Grünen, die Sonne schien wunderbar, und an der Stelle wuchsen Beeren, wie ich sie nie wieder getroffen habe, besonders süß und groß. Ich muß mich an jener Stelle unbeschreiblich wohlbefunden haben, denn ich habe oft an diese sonnigen Augenblicke zurückgedacht. Denken Sie, daß ich im Leben viel Schönes gesehen habe und daß trotzdem, wenn ich so recht Verlangen nach Wohlbefinden hatte, mir oft diese kurze Stunde aus meiner Knabenzeit vor der Seele stand. Ich möchte die Stelle gern wieder aufsuchen."

„Wie Sie den Platz beschreiben," sagte Dorothea, „so kann ich mir denken, daß Sie damals am Wassermann gewesen sein müssen; das ist ein bekannter Platz hier, den wird Ihnen jeder zeigen. Da stehen die schönsten Buchen, und mit der Quelle ist es auch richtig. Suchen Sie dort einmal."

„Vielleicht," sagte Stephan. „Das wäre wunderlich."

— — — — — — — — — — — —

Dorothea und der Gast hatten beide lebhaft miteinander gesprochen, und als es an das Verabschieden ging, lud Stephan verbindlich und liebenswürdig Herrn und Frau Schöngardt, Eveline, Dorothea und die Kinder ein, sich in dem alten Haus umzusehen und in dem Garten den Nachmittag zu verbringen.

Dies wurde ihm gern zugesagt.

— — — — — — — — — — — —

Dorothea schaute diesen Abend lange zu dem Fenster ihres Stübchens hinaus. Es war schönster Sternenhimmel. Sie hätte auch gern noch geplaudert; aber Eveline schlief schon längst. Und was

hätte Dorothea auch zu sagen gehabt! Daß sie sich so gut unterhalten, würde Eveline für zu gering halten, um jetzt mit ihr noch darüber zu sprechen.

Sie überdachte noch dies und das, was der Gast mit ihr gesprochen.

Wunderlich aber sind die Träume, die nach solchen gedankenbelebten Stunden uns im tiefen Schlummer aufsuchen. Welch ein Verkünder kann der Traum oft sein. Wie läßt er eine uns kaum bewußte Abneigung, eine Sympathie kräftig in den Bildern, die er in unserer Seele erweckt, auftauchen. Es ist nicht genug, daß die Macht des Schicksals alle sonnendurchschienenen Stunden an sich gerissen hat, um uns zu peinigen und zu beglücken, tausendfältig zu beunruhigen; nein, es drängt sich in die unbewußten, unserer Ruhe geheiligten Stunden ein, um sein Spiel weiter mit uns zu treiben.

Wie manchem, der noch nicht ahnte, daß er hassen würde, steigt im Traum der Dämon des Hasses aus der Seele. Wie manchem, der durch Willenskräfte von einem bösen Werke abgehalten wird, sind im Schlafe die Hände gelöst worden und er vollbringt im Traume dieselbe That, verlockend leicht. Wie manches scheinbar ruhige, kühle Herz erwacht im Traum zu heißem Leben, wie mancher unschuldige Mund empfängt im Traum den ersten übermächtigen Kuß, der die Seele aus stiller Flut in machtvollstes Bewegen stürzt.

Gott möge einem Herzen, das im Traum schutzlos vom Schicksal überfallen wird, gnädig sein.

Dorothea erwachte mitten in der Nacht mit einem Lächeln. Sie hob sich halb, stützte den Kopf auf die Hand und blickte mit weit offenen Augen in das Dunkel.

Es überflog sie eine Glut, ihr Köpfchen sank ihr wieder in das Kissen und bald darauf hatte tiefer Schlaf sie wieder umfangen.

— — — — — — — — — — — —

Den anderen Tag kam unvermutet eine Verwandte an; irgend etwas einigermaßen Außergewöhnliches hatte sich außerdem in dem ruhigen geregelten Hausstand begeben; diese beiden Ereignisse veranlaßten Dorothea beim Abendessen zu folgendem Ausspruch:

„Ich möchte wohl wissen, was in der Welt jetzt vorgeht. Jede Stunde geschieht etwas Neues. Meinetwegen könnte es so bleiben, mir wäre es recht."

„Was ist denn geschehen?" frug Eveline erstaunt, und die beiden Buben guckten sich kopfschüttelnd an.

Der Vater sagte: „Das ist recht, mein Kind, so bist du auf dem Weg, das Leben dir reich zu machen. Die kleinen alltäglichen Begebenheiten sind deine Welt und dein Schicksal, und je bedeutender sie dir erscheinen, je besser bist du daran."

„Mein Gott," sagte Eveline zur Mutter gewendet, „da müssen wir vorsichtig sein, wenn wir Dodo nicht überwältigen wollen, denn sie steht noch nicht am Ende ihrer Aufregungen."

„Wir werden es ihr morgen erst sagen," erwiderte die Mutter, auf Evelinens Scherz eingehend.

„Was ist denn?" frug Dorothea.

„Warte, habe Geduld!" sagte Eveline lachend, „das bekommst du nicht zu hören, so bald sicher nicht!"

„Doch, doch," rief Dorothea, „Mutter, sag du mir's!"

„Frag Eveline," antwortete diese lächelnd.

„Nun, Eveline?"

Zwischen beiden Mädchen entspann sich eine Neckerei. Die Heftigkeit der einen reizte den Widerstand der anderen und dieser wieder das lebhafte Verlangen Dorotheas, zu wissen, was man vor ihr zu verbergen suchte.

Als ihr alles nichts half, sprang sie auf, umschlang die Schwester, zog sie durch das Zimmer, und als diese sich von ihr losgemacht, jagte sie sie lachend um den Tisch.

Aus Mutwillen steckte sie sich im Laufen die Nadeln los, die ihre kurzen starken Zöpfe hielten, flocht ihr Haar auf, schüttelte es sich wild und lustig um den Kopf, schien wieder ganz so von sinnloser

Lebenslust befangen zu sein, wie sie es als Kind war, wenn sie sich einem tollen Spiele mit Leib und Seele hingab.

Niemand verwehrte ihr die zügellose Ausgelassenheit. Man blickte mit Interesse und Wohlgefallen auf sie hin.

Eveline sah sich hilflos in der Gewalt des schönen behenden Geschöpfes. „Nun, endlich sagst du mir's!" rief sie und hielt Evelinens Kopf mit beiden festen Händchen. „Jetzt sagst du mir's!"

„Um Gotteswillen, Dodo," rief Eveline außer Atem, „der Amerikaner hat geschickt und uns eingeladen, das ist die ganze Herrlichkeit!"

„So," sagte Dorothea und ließ die Schwester fahren, setzte sich ruhig, als wäre nichts geschehen, an den Tisch und verlor über die Angelegenheit kein Wort mehr. Als sich jedes nach dem Abendessen noch für ein Weilchen über eine Arbeit machte, kühlte Dorothea mit einem kleinen Spiegel, den sie in ihrem Arbeitskörbchen liegen hatte, die Wangen und that dies mit größter Ausdauer, bald fuhr sie mit dem Glas in der Luft hin und her, um es zu erfrischen und um es bald wieder von neuem auf Stirn und Wangen zu pressen.

„Laß das," unterbrach sie Eveline noch im Ärger über die Schwester.

„Weshalb?" frug Dore, „man wird schön davon."

„Geh schlafen," sagte die Mutter und machte damit dem eigensinnigen Treiben der Tochter ein Ende. Und Dorothea folgte ihrem Winke wie ein müdes Kind.

— — — — — — — — — — —

Die Einladung in das berühmte Haus hatte auf alle einen gewissen Eindruck gemacht. Der Vater führte seinen beiden Buben zu Gemüte, sie sollten daran denken, daß in dem Hause ein großer und berühmter Mensch gelebt habe, erzählte den beiden von ihm und stellte mit den Söhnen ein kleines Examen an, inwieweit sie von dem Dasein und Wirken des Berühmten unterrichtet sein mochten.

Die Mutter und Eveline waren eifrig damit beschäftigt, die Kleider, die sie am Nachmittag in dem Garten tragen wollten, zu wählen und kleine vorteilhafte Änderungen daran anzubringen.

Beiden war es nicht recht, daß Dorothea hartnäckig darauf bestand, ein bestimmtes Kleid zu dem kleinen Feste zu tragen. Es war ein gelblich weißes Wollenkleid mit einem grünen Blättermuster. Der Grund, der sie dazu bestimmte, das Kleid zu wählen, kam aus ihrem Herzen. In diesem Kleid hatte sie ihrem alten Freund wohlgefallen. Er hatte ihr gesagt, daß er es gern an ihr sähe und daß es besser als jedes andere zu ihr passe.

Sie hörte noch seine Worte, wie er gütig sie einmal begrüßte: „Wenn ich mein liebes holdes Kind so den Weg herkommen sehe, ist mir's ein Bild, wie ich es nicht hübscher weiß."

So war es gekommen, daß sie dem guten Freund zuliebe, immer wenn sie ihn aufsuchte, dasselbe Kleid getragen hatte. Und heute, wo sie zum erstenmal nach seinem Tode die Stätte besuchte, auf der sein ganzes Leben sich abgespielt hatte, wie sollte sie diese wohl besser betreten als ganz so, wie er es gern gesehen hatte.

Als man sich den Nachmittag miteinander auf den Weg machte und sie mit Eltern und Geschwistern die ihr so wohlbekannte Treppe, welche zur Hausthür führte, hinanschritt, war es ihr, als würde ihr liebes Geheimnis jetzt aller Augen verraten. Sie hatte immer ein wunderliches Gefühl gehabt, wenn sie sonst diese Stufen überschritt, um zu dem alten Freund zu gehen, so, als begebe sie sich in Sicherheit, als könne niemand in ihr Asyl folgen.

Wenn sie sonst die Hand an die Klingel gelegt hatte, war es ihr gewesen, als entschlüpfe sie aus der Welt, und nun umstanden sie die Brüder mit neugierigen Augen, Eveline in ihrer Befangenheit, Vater und Mutter in ihrer Würde. Und in diesem Augenblick fühlte sie ganz den großen Verlust, den der Tod des Freundes für sie in sich trug. Ihre nur für

sie und ihre Freude bestimmten Wege sollten von anderen betreten werden; das ergriff sie so mächtig, daß Thränen ihr in die Augen traten.

Stephan Rang öffnete seinen Gästen selbst die Thür und bewillkommnete sie auf das herzlichste. Er führte sie gleich durch den schmalen, dämmerigen Hof in den Garten.

„Das ist der Garten also," sagte die Mutter, als das üppige mauerumschlossene Stück Land vor ihnen lag.

Sie drückte der Tochter leise die Hand, als wollte sie sagen: Ich denke daran, was meine Dodo verloren hat.

Unter einer wunderschönen Blutbuche, die jung und kräftig ihre schlanken Zweige in die helle Sommerluft streckte, stand ein gedeckter Tisch, mit altmodisch anheimelndem Gerät bedeckt. Auf dem Tisch, auf den reichgearbeiteten Löffeln, den Kannen und Tassen, die mit Bilderwerk lustig überdeckt waren, spielten die Sonnenlichter und tanzten auf und nieder. Das niedrige langgestreckte Haus mit seinen vielen verschlossenen Fenstern war von wildem Wein und in voller Blüte stehenden Flatterrosen vollkommen überdeckt. Manche der grauen Fensterläden schienen ganz im wilden Geranke verschwunden zu sein. Die Blumen, die man auf den Beeten, mitten auf den Wegen im Grase sah, konnte man sonst bei niemand mehr als hier im Garten stehen sehen. Das waren Blumen, wie man sie vor fünfzig und mehr Jahren zu halten liebte, Fingerhut, Nachtviole, Phloxarten, Feuerlilien.

Und die Rosen, die aus allen Ecken und vom Grün des Rasens hervorleuchteten, waren fast vergessene Rosenarten, die von stolzen Schwestern längst aus den Herzen der Menschen vertrieben waren. Hier durften sie noch blühen, hier waren sie von treuen Augen, von Jahr zu Jahr liebevoll betrachtet und gehegt worden. Der Alte hatte es nie verstehen wollen, wie man an anderen Rosen als an seinen Centifolien, dem Inbegriff aller Rosen, Gefallen finden konnte.

Hat er nicht recht? giebt es etwas Sommerlicheres als einen vollblühenden Centifolienbusch? Hat solch ein Strauch nicht das Ansehen, als blühten auf ihm alle Lebensfreuden in Gestalt von Rosen auf? Man muß sich bei seinem Anblick herrliche Gestalten denken, die auf ihn zutreten, von seinem Übermaße Blüten pflücken, Kränze binden. Er hat den Anschein eines Geschenkes, das die Natur uns gab, während die anderen schönen Rosenbäume, die allerwärts jetzt geliebt werden, kostbar erscheinen, die Kunst des Gärtners verraten und auf denen die Rosen wie mit Preistäfelchen an den Stielen sitzen. Wer Centifolien pflückt, hat sich nicht zu bedenken, er nimmt, was er braucht, aus der Hand des Sommers.

Glücklich das Kind, das Mädchen, das, wenn auch nur einmal, einen vollen Centifolienkranz im Haar getragen hat! Auf dessen Haupt hat doch einmal im Leben ein Zauber gelegen. Solche von den modernen Menschen verbannte herrliche Büsche blühten überreich im Garten. Wohin man sah, leuchteten die freundlichen Rosen durch die hohen Buchsbaumeinfassungen, und ihre blühenden Zweige hingen über die Wege.

Ein heimlicher dichter Gang von Berberitzgesträuch führte längs der einen Mauer hin, und versteckte Pfade, lustige Windungen der Wege machten den Garten zu einem wunderschönen Aufenthalt.

Beerensträuche voller Früchte standen hier und dort, so daß die Knaben vor Eifer und Lust, nachdem die erste Befangenheit vorüber war, nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten.

„Kommen Sie, Fräulein Dorothea," sagte Stephan, der mit den Eltern im Gespräch durch den Garten gegangen war, zu ihr, „ich will Sie zu jemand führen, der sich freuen wird, Sie zu sehen; kommen Sie mit mir."

Er führte sie von den anderen abseits auf einen schmalen, fast versteckten Weg, nach einer dicht bewachsenen Laube. Sie traten beide miteinander ein. Da saßen die drei alten Dienerinnen vor ihrem Kaffeetisch, abenteuerliche Gestalten. Minchen

hatten sie in ihrem Lehnstuhl hinausgetragen, darin hockte die Alte gebückt und teilnamlos. Sie erhob sich auch nicht gleich den beiden anderen, als Stephan und Dorothea zu ihnen traten. Ein wunderlicher Anblick waren diese drei Personen in der Laube, mitten in der kräftigen vollen Sommerpracht, diese verschrumpften Gestalten, diese verwitterten Gesichter, diese mißfarbenen Kleider, die schwieligen trockenen Hände, die staubige fuchsfarbene Perücke Minchens, die man ihr auf den Kopf gestülpt hatte.

„Sehen Sie, Minchen, wen ich Ihnen hier bringe," sagte Stephan.

Minchen nickte, ohne ihn verstanden zu haben, und blickte auf Dorothea, ohne sie zu erkennen. Sie hatte ihren schlechten Tag heute.

„Na, Minchen," sagte die Jüngste, die mit dem langen Zopf, und brachte ihren Mund dicht an das Ohr der Alten und faßte sie an der Schulter, „das Fräulein ist da."

„So, so," nickte die Alte.

Dorothea hatte allen dreien die Hand gegeben. Die Jüngste, die für ihre sechzig Jahre und den ernsten feierlichen Ort, an dem sie ihr Leben verbracht hatte, ein vorlautes und keckes Wesen zu haben schien, hatte sich, ehe die Reihe, Dorothea die Hand zu geben, an sie kam, im Gefühl, daß sie hier die einzige noch sei, die etwas auf gute Lebensart gebe, die Hände an der Schürze abgewischt und, indem sie dieselbe Dorothea hinstreckte, gesagt: „Es ist jetzt übel mit Minchen, es will gar nicht mehr gehen. Sie wird es wohl nicht lange mehr mitmachen. Seit dem Tode des Herrn ist es ihr nahe gekommen." Indem sie sprach, traten ihr Thränen in die Augen. Und es machte einen wunderlichen Eindruck, als auf diesem trockenen Gesicht klare junge Thränen niederliefen. — Thränen auf einem verwitterten alten Antlitz wirken immer sonderbar durch ihre Klarheit. Man traut ihnen unbewußt vielleicht nicht mehr solch eine frische, helle Lebensäußerung zu.

Dorothea wendete sich zu Stephan und sagte: „Ihr Onkel gab den dreien oft eine große Bibel mit Kupfern; ich weiß, wo sie liegt. Sie haben wohl nichts dagegen, wenn ich sie hernach in die Laube bringe?"

„Gewiß, thun Sie das, wir wollen nachher alle hinauf in die Zimmer gehen, dann nehmen wir sie mit."

Die Rüstige machte eine dankbare zustimmende Bewegung mit dem Kopfe.

Stephan führte seine Gäste nun zu dem gedeckten Tisch, bat Dorothea, daß sie hier in dem ihr so wohlbekannten Garten die Wirtin machen möchte.

„Ja, gerne," sagte sie und goß befangen den Eltern und Geschwistern den Thee ein.

Eine wohlgeformte Tasse, die aus einer nach Schönheit strebenden Zeit stammte, ließ sie bis zuletzt stehen, füllte sie und reichte sie Stephan Rang.

„Die schöne Tasse soll gerade ich haben," sagte dieser lächelnd.

Sie errötete, doch faßte sie sich schnell und sagte:

„Auf die Schönheit habe ich nicht geachtet und nur jedem die Tasse gegeben, die ihm zukam."

„Sie können sich bei Dore bedanken," lächelte der Bürgermeister gutlaunig.

Diese war durch die Worte des Vaters in Verwirrung geraten. Sie wußte nicht recht, ob sie etwas erwidern mußte, und unwillkürlich richteten sich ihre Augen wie hilfesuchend auf den Herrn des Hauses.

Der sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie die Tasse mir zugedacht haben, ich nehme die schöne Form als gutes Omen an. Der Zufall hat Ihre Hand ganz recht gelenkt, wenn Sie gern jemand eine Freude machen, denn ich muß Ihnen bekennen, daß ein Gerät, das zum täglichen Gebrauch bestimmt wurde und das wirklich schön ist, immer eine gute Wirkung auf mich hat."

„Aus Ihnen spricht der Franzose oder Engländer," sagte Herr Schöngardt.

„Doch nicht," erwiderte Stephan, „ich glaube, diese Geschmacksrichtung ist meine eigenste Natur. Es kommt mir bei einem nützlichen Gegenstand die Schönheit immer

wie eine Zugabe vor, die ein angenehmes Überraschtsein erwecken soll, und ich bin wohl leider dem Überflüssigen geneigt. Bitte, betrachten Sie einmal, mit welcher Liebe der Künstler die Form dieser Tasse behandelt hat."

„Ja, ja, das mag so sein," erwiderte der Bürgermeister, „in der Jugend da steht uns das Nötige sehr unter dem Preis, die Jungen nennen es am liebsten ‚das Selbstverständliche', im Alter sehen sie dann erst, wie das ihnen Selbstverständliche durchaus nicht mehr selbstverständlich ist."

„Nun gottlob, daß es uns einst so erschien," sagte Stephan, faßte einen der Knaben, der neben ihm saß, am Schopf und frug: „Nicht wahr, wir machen uns bis jetzt keine Sorgen, daß man uns das Selbstverständlichste nehmen könnte, dir zum Beispiel, mein Sohn, deine Prügel und dein Zehnuhrbrot."

Der Junge duckte sich lachend unter Stephans leichtem Griff.

„Ja," sagte Frau Schöngardt, „die liebe Jugend weiß nicht, was für ein Gut sie in sich hat, ich möchte das immer der Dodo so recht eindringlich vorstellen können."

„Nun, ich dächte," unterbrach Herr Schöngardt, „in dieser Beziehung hättest du über Dore nicht zu klagen." Er gedachte vielleicht des vorhergehenden Abends, an dem ihm ihr wilder Übermut als Unterbrechung des ruhigen Ganges im häuslichen Leben ausnehmend gefallen hatte.

„Doch, doch," erwiderte die Mutter sinnend.

„Mit unserem Freunde aber bist du zufrieden, nicht wahr, Mutter? Denke einmal, welch andere Figur als er ich als junger Ehemann abgab; mit welcher Würde glaubte ich damals auftreten zu müssen! Unser Herr Wirt hingegen stellt sich selbst mit den Schulbuben in eine Reihe."

„Ja," stimmte ihm Stephan bei. „Es ist auch nicht in der Ordnung, man sollte sich vor solchen Jungen hüten, im Nu sind sie einem über den Kopf gewachsen und behandeln unsereins von oben herab, oder man wird unversehens ihr Ideal; so ist es mir vor Jahren mit zwei solchen Bürschchen ergangen. Sie kopierten, was ich that und sprach, bemühten sich, das Haar zu tragen, wie ich es that, kauften sich meine Sorte Handschuhe, dieselbe Seife wie ich, pflegten ihre Hände, was im ganzen recht löblich ist. Kurz, die beiden nahmen mich zum Vorbild, so daß ich meine eigene Karikatur durch sie oft vor Augen sah, was mich so reizte, daß ich im Garten meiner Eltern beiden einmal auflauerte und sie meinen Ärger fühlen ließ. Ich war damals selbst noch sehr jung, und meine einstigen Bewunderer tragen mir es bis heute noch nach, daß ich Original bleiben wollte. Sie haben mich seitdem allerdings in allem überflügelt und jeder von ihnen läuft als sein eigenes Ideal umher."

„Von unseren Jungen," sagte Dorothea, „brauchen Sie nichts derart zu befürchten, die halten sich für solche Wunder, daß sie sicher niemand nachahmen. Höchstens sieht einer dem anderen etwas, was sie untereinander für geschmackvoll erklärt haben, ab."

„Ja," sagte Stephan, „ich sehe es ihnen an, daß sie äußerst achtbare Leute sind."

Der eine Bruder hatte sich während dieses Gespräches nah zu Dorothea gehalten und blickte mit runden Augen erstaunt und befremdet um sich.

Dieser Bruder wurde in der Familie allgemein Schlosser genannt, ohne daß jemand recht wußte, woher der Name kam. Der Schlosser war von der Natur als ein pausbackiger Knabe gebildet, mit auffallend rundlichen Gliedern, die immer in für ihn nicht passende grüne oder blaue Jacken und Hosen gezwängt waren. Er war der ältere Bruder, aber erbte die Kleidungsstücke des jüngeren, der ihn überwachsen hatte, und vielleicht schrieb sich die fortwährende Geneigtheit des Schlossers, anzuecken und umzuwerfen, was ihm unter die Hände kam, von seiner beengenden Kleidung her. Doch auch an einer anderen Eigenschaft, an der, daß er ein drol-

liger Knabe war, der sich vieler Herzen gewann, mochten die komischen festumspannten Beine, die dicken eingezwängten Arme teilhaben.

Während des Thees kam es noch zu einem lustigen Wortwechsel zwischen Stephan und dem ältesten, der mit einer munteren Jagd der Brüder und des Wirtes durch den Garten endete, wobei Stephan in der Achtung der Knaben außerordentlich stieg, denn bei Gelegenheit faßte er die Brüder an den Kragen und warf einen nach dem anderen in unglaublicher Raschheit über die Bucksbaumeinfassung in das hohe Gras, so daß sich beide erst besinnen mußten, um sich dann ganz verblüfft und langsam wieder aufzurichten.

Dorothea stand, während Stephan sich mit den Brüdern umhertrieb, vor einem der Rosenbüsche und ließ eine frische Knospe sich durch die Finger gleiten. Was sie beschäftigte, war der Eindruck, den der Wirt des Hauses auf sie machte.

Er erschien ihr befremdend in dem Geringsten, was er that und sprach. Sie war von neuem immer wieder erstaunt über die Art, wie er mit jedem Glied in der Familie umging. Wie einfach sprach er, und doch so, als wenn er keinem Menschen gegenüber seine Eigenart im Sichgeben auch nur für Augenblicke ändern werde.

Alle jungen Leute, die sie kannte, wollten ihr ihm gegenüber wie gealtert erscheinen, wie entstellt, oder als wären sie nie das geworden, was ein Mensch in seiner Jugend sein müßte.

Sie mußte ihn sich wunderlicherweise vorstellen, wie er reiste, wie er im Coupé saß, wie er in ein Hotel ging und ein Zimmer verlangte, wie er in einen schönen Laden trat, und immer erschien er ihr für andere unnachahmlich. Wie er an seine Frau wohl schreiben mag? dachte sie weiter, ob er wohl von uns schon etwas erwähnt hat? wohl schwerlich.

Während sie so sann, beobachtete sie kaum, daß Stephan neben ihr stand und mit ihr sprach und was er sprach.

Er war unbedingt einer jener beliebten Menschen, die von Männern mit einem gewissen Vertrauen, mit Achtung behandelt werden, von jungen Frauen und Mädchen durchgängig mit Interesse, mit etwas Scheu, weil sie nicht recht wissen, was hinter seinem untadelhaften Wesen verborgen sein mag.

Jener glücklichen vornehmen Ungeniertheit war er in hohem Maße teilhaftig, die das Leben und den Verkehr unter Menschen bedeutend erleichtert. Es stand ihm gut, sich überall zu Hause zu fühlen.

Er war einer jener Männer, denen ältere Frauen eine mütterliche Zärtlichkeit zeigen, denen eine gute matronenhafte Gönnerin gern über das Haar streicht und ihn mit voller Stimme „mein Junge“ nennt.

So hat die Natur für die heimatlosen und doch heimatsbedürftigen Menschen gesorgt, hat ihnen die Mittel gegeben, leicht unter den Angesessenen Sympathien zu erwecken, so wie sie ein jedes Tier je nach seinem Aufenthaltsort seine Eigentümlichkeiten sich hat entwickeln lassen, um durch diese Gleichstimmung mit der Umgebung ihnen Schutz und Vorteil zu gewähren. Da, wo wir höchste Kultur, stark ausgeprägteste Individualität vermuten, täuschen wir uns oft, und die Personen, deren Benehmen wir wie ein Kunstwerk bewundern, folgen einem unbeugsamen Naturgesetz, demselben, dem das Rebhuhn seinen geduckten huschenden Gang, seine schutzverleihende erdige Farbe verdankt.

Zu der günstigen Anlage, leicht unter Menschen heimisch werden zu können, trat die noch hinzu, daß Stephan einen Eindruck von Tüchtigkeit machte. Man wußte auch im Städtchen, daß es ihm in Amerika in geschäftlicher Beziehung geglückt war, daß er gute Erfolge gehabt hatte, und seine Übersiedelung nach Deutschland trug in den Augen verständiger Leute durchaus nicht den Stempel abenteuerlicher Unternehmungslust.

So hatte Stephan Rang bis jetzt die angenehmsten Erfahrungen unter Menschen gemacht.

— — — — — — — — — — — —

Als er und Dorothea wieder an den Tisch traten, war schon halb abgeräumt, und man beschloß, in das Haus zu gehen.

Stephan ging mit Eveline und dem Vater, Dorothea und die Mutter folgten. Die Knaben ließ man im Garten zurück.

Die Zimmer waren von einer angenehmen Tiefe, so daß man eine Abstufung des Lichtes in den Räumen empfand; in der Nähe der Fenster schönste Helligkeit, die sich am Ende des Zimmers angenehm gemildert hatte. Die Einrichtung des Hauses war einfach, doch betrachtete man die einzelnen Gegenstände genauer, so waren sie alle von guter Solidität und charakteristischer Form; eine reiche Sammlung von Gipsabgüssen und vorzüglichen Kupferstichen schmückte die in hellen Farben gehaltenen Wände.

Dorotheen war vom ersten Augenblick, als sie das Haus betreten, dasselbe als der Inbegriff eines Heiligtums erschienen. Jetzt ging sie auch wieder durch die Zimmer mit andächtig wehmutsvollen Gefühlen. Sie empfand wie einen überirdischen Hauch durch diese Räume wehen.

Welch eine schöne Harmonie hatte sich in diesem Hause entfaltet! Jahrelang hatte es eine große Offenbarung der Natur umschlossen, und wiederum jahrelang den, der diese Offenbarung voll begriffen und sich ihr hingegeben. Gott und Priester auf einem Bilde.

Herr und Frau Schöngardt und Eveline beschauten alles, was zu sehen war, mit großem Interesse. Der Bürgermeister führte Frau und Tochter hier und da in die Kenntnisse, die er von Kunst und Kunstgeschichte sich gesammelt hatte, ein.

Dorothea und Stephan gingen miteinander. Dorothea erzählte ihm von seinem Onkel und freute sich, daß auch sie etwas zu sagen wußte, was ihn zu fesseln schien. Sie führte ihn zu einem Kupferstich und sagte: „Das Bild liebe ich sehr.“ Es stellte drei Nonnen von Carracci dar, die von der Macht einer Erscheinung ganz der Welt und ihrer nächsten Umgebung entrückt zu sein schienen. Diese drei Gestalten hatten wohl im Original eine Gruppe in einem größeren Gemälde gebildet und waren ihrer Schönheit wegen als eigenes Bild von dem Kupferstecher herausgehoben worden.

Dorothea blieb mit Stephan lange schweigend vor diesem Bilde stehen. Die drei Frauen waren über jede Beschreibung schön einander zugeneigt. Sie schienen die Schwester in ihrer Mitte, die überirdisch blickte, halb zu stützen, halb in seligstem Ahnen, daß etwas Außergewöhnliches in ihrer Nähe vorgehe, fragend anzusehen.

„Wer so ein einzigmal im Leben schauen könnte,“ sagte Dorothea.

Stephan hatte nicht auf sie geachtet, wie sie schweigend an seiner Seite sich dem Eindruck des Bildes mit der ganzen Kraft ihrer Natur hingegeben hatte.

Er blickte sie lächelnd an, als er aber sah, daß ihre Augen voller Thränen standen, bog er sich zu ihr nieder und frug bewegt: „Was ist Ihnen?“

Er war über die unvermutete Erregung des hübschen Kindes betroffen.

Dorothea blickte ihn an und sagte: „Das Leben könnte doch wohl reicher sein! Glauben Sie nicht?“

„Das Leben hat Ihnen noch viel Schönes aufbewahrt, das glaube ich sicher.“

„Ich kenne viele, für die das Leben nie schön war,“ entgegnete sie kurz.

„Das können Sie wohl kaum wissen,“ sagte Stephan.

„Hier in der Stadt weiß man das,“ erwiderte sie.

„So, man kennt einander hier wohl fast zu gut? Es wäre Ihnen lieb, einmal neue Menschen zu sprechen. Ich verstehe Sie ganz gut. Ich kann mir denken, daß es für eine lebhafte Natur etwas Beengendes hat, wenn man das Schicksal jedes einzelnen, mit dem man verkehrt, vor Augen zu haben glaubt und sieht, daß für niemand in unserer Umgebung ein Wunder geschehen ist, nicht wahr? Sie müßten einmal unter Menschen sein, die Ihnen das Leben reicher erscheinen lassen. Sie sollen meine Verwandten kennen lernen,“ sagte er teilnahmsvoll. „Wir fahren

einmal zu ihnen hinüber. Sicher wird das Ihnen Freude machen. Ich wollte in einer Angelegenheit heute abend noch Ihren Vater bitten, mir seinen Rat zu erteilen und vielleicht, wenn seine Zeit es zuläßt, mit mir zu eben diesen Freunden zu fahren, mit denen ich in Erbschaftsangelegenheiten zu thun habe. Wir bitten ihn," sagte Stephan wie zu einem Kinde, „wenn er so gütig ist, sich bereit zu erklären, daß er Sie mit sich nimmt. Wollen Sie das?"

„Gern," sagte sie.

„Nun denn, also abgemacht. Sie sollen sehen, wie junge schöne Menschen heiter und glücklich leben, und Sie werden sicher teil an dem Guten, was wir dort zu finden hoffen, nehmen. Denken Sie hübsch an unseren Plan, ich werde den Mädchen von Ihnen schreiben. Auf dem Wege will ich mit Ihrem Herrn Vater über unser Vorhaben sprechen."

Dorotheas Phantasie war wie durch ein Zauberwort mit einemmal von glücklichen reizvollen Bildern belebt. Kaum konnte sie erwarten, bis ihre Mutter von dem wunderbaren Begebnis wußte. Als es ihr endlich gelang, die Mutter allein zu sprechen, flüsterte sie ihr Stephans Vorschlag mit klopfendem Herzen und voller Erwartung ins Ohr und wurde immer freudiger und lebhafter erregt, als die Mutter zuerst nicht recht verstand und frug und wieder frug, bis sie den Plan endlich erfaßt hatte. Dorothea begriff kaum, als die Mutter einige Bedenken über den Vorschlag äußerte und den Zweifel aussprach, ob der Vater sich mit diesem außergewöhnlichen Vorhaben einverstanden erklären würde. „Denn," sagte sie, „er ist nie ein Freund von Absonderlichkeiten gewesen."

Auf dem Heimweg ging Dorothea mit der Mutter und lauschte mit Herzklopfen, was Stephan Rang mit dem Vater wohl besprechen möge, konnte aber nur hin und wieder ein abgerissenes Wort, das ihr nichts erklärte, erhaschen, und noch vor der Hausthür war sie in Ungewißheit. Doch nicht mehr lange, denn nachdem man sich verabschiedet hatte und der Vater die Treppe hinaufging, sagte er: „Das ist ja etwas ganz Besonderes, was dir da zu teil wird; nun, geh nur mit, wenn es dir Spaß macht." Herr Schöngardt schien bester Laune zu sein.

„Im Ernst," sagte Frau Schöngardt, „im Ernst meinst du das?"

„Nun, ich dächte, weshalb nicht. Die Heuglins sind angesehene Leute, und der Dorothea ist es ganz gesund, einmal das Leben bei so vornehmen Leuten kennen zu lernen. Ich glaube, daß wir auf einen Tag hinüberfahren werden."

(Fortsetzung folgt.)

Julian Schmidt.

Ein Beitrag zur Litteraturgeschichtschreibung

von

Ludwig Salomon.

Wie das Urteil über eine große historische Persönlichkeit erst schwankt, bis es für alle Zeiten feststeht, so ändert sich auch wiederholt das Urteil über ganze Kulturperioden, bis endlich der wirkliche Charakter, das wirkliche Wesen derselben erkannt worden ist. Infolgedessen macht auch die historische Darstellung stets eine Wandelung durch; aus der subjektiven Erzählung erhebt sie sich nach und nach zur objektiven Darlegung; aus den bunten Berichten über eine Menge von Geschehnissen und Vorfällen, denen die leidenschaftliche Parteinahme meist eine zu große Wichtigkeit beilegt, tritt nur langsam das Wesentliche hervor, und der eigentliche treibende Kern wird sehr oft erst der nächsten Generation sichtbar. Ist dies nun bereits bei der politischen Geschichte der Fall, um wie viel mehr nicht noch bei einer Geschichte der Entwickelung des inneren geistigen Lebens einer Nation, bei der Darstellung und Schilderung der unsichtbaren Gedankenwelt, die sich uns niemals in ihrem ganzen Umfange, in all ihren Höhen und Tiefen offenbart, in der die ersten und meist wichtigsten Keime zu einer bedeutenden Dichtung, die dann einen bestimmenden Einfluß auf eine ganze Kulturperiode ausübt, für immer verborgen bleiben, ja, in welcher sehr oft das, was die Dichter und Denker schufen, nicht den Höhepunkt ihres Könnens bedeutet, während die Zeitgenossen die gewaltige geistige Kraft im persönlichen Umgange wohl empfanden und auf sich wirken ließen.

Mit Recht ist daher auch schon der Versuch einer Geschichte der deutschen Historiographie gemacht worden; nicht minder interessant dürfte eine Geschichte der deutschen Litteraturgeschichtschreibung sein, eine Darlegung, wie das Urteil über Wesen und Wert der deutschen Dichtung von den Tagen des wackeren Wachler an — um nicht noch mit einer früheren Zeit zu beginnen — über Rosenkranz, Wolfgang Menzel, Gervinus, Koberstein, Vilmar und Goedeke bis zu Julian Schmidt sich entwickelt hat. Am lehrreichsten dürfte die Betrachtung der Werke des letzteren sein, denn diese zeigen in nuce, wie zunächst der Parteistandpunkt das litterarische Urteil bestimmt und wie dann, indem sich die Parteileidenschaft mehr und mehr abkühlt, das richtige Bild des geschilderten geistigen Lebens sich in immer deutlicheren Strichen zeigt. Freilich war diese Abklärung bei Julian Schmidt nur bis zu einem gewissen Grade möglich; ein fest in sich abgeschlossener Charakter, ging er nur langsam Schritt vor Schritt vorwärts, erschloß er sich nur schwer neuen Anschauungen, bequemte er sich nur langsam zur Ummodelung einmal gefaßter Urteile. Vom bunten Leben des Tages wenig berührt, machte er diesem auch nur

zögernd Konzessionen; jede Erscheinung von Bedeutung aber visierte er auf den Gesichtswinkel seiner in stiller Studierstube gefaßten Grundanschauung. Zwar schreibt er in dem Vorworte zu seiner „Geschichte der Deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit": „Ich habe es nicht bloß mit Büchern, sondern mit Menschen zu thun. Die Ideen, wenn sie auch ihren Ursprung aus dem dunklen Quell der Volksseele schöpfen, gewinnen wirkliche Gestalt erst in den Köpfen und Herzen lebendiger Menschen. Den großen Männern, die ihrem Volk und ihrer Zeit eine neue frohe Botschaft verkündeten, näher zu treten, ist das reinste Glück des Geschichtschreibers; ihr Bild, wie es in seiner Seele lebt, den Lesern zu zeigen, und diese mit ihnen zu befreunden, seine fruchtbarste Aufgabe. Diese Gottbegnadeten zu ehren, ist gut, aber sie lieben zu lernen, bringt einen höheren Gewinn. Ich habe mich in ihr Schaffen und Treiben eingelebt, ich glaube sie zu hören, mit ihnen zu verkehren, ihre Gestalten sind mir näher, sinnlicher als die vieler Mitlebenden." Diese Versicherung bezieht sich aber nur auf die letzte Bearbeitung seiner Deutschen Litteraturgeschichte, und auch für diese ist sie gewiß — das Werk ist erst im Erscheinen begriffen — nur bis zu einem gewissen Grade richtig. Im allgemeinen hat man es bei Julian Schmidt weit mehr mit Geistern denn mit Menschen zu thun, und diese Geister kommandiert er wie ein tyrannischer Zauberer. Sie müssen erscheinen und verschwinden, wie er es verlangt, und mit großer Heftigkeit schwingt er gegen sie seinen Zauberstab, wenn sie sich trotzdem vor ihm erheben. Diese Willkür ist denn auch der am meisten charakteristische Zug bei Julian Schmidt; sie drückte bereits seinem ersten Werke von Bedeutung, der „Geschichte der deutschen Nationallitteratur im neunzehnten Jahrhundert", einen tiefen Stempel auf und bildete dann auch das hauptsächlichste Kennzeichen aller späteren. Herausgebildet wurde sie durch die Verhältnisse, unter denen Julian Schmidt seine litterarische Laufbahn begann, und ihre Stütze fand sie in der zähen Energie des Altpreußen.

Zu Marienwerder am 7. März 1818 als der Sohn eines Rechnungsbeamten an der dortigen Regierung geboren, absolvierte Julian (eigentlich Heinrich Julius) Schmidt das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog sodann im Frühjahr 1836 die Universität Königsberg, um Philosophie und Geschichte zu studieren. Hierzu fand er an der Hochschule eine Anzahl vorzüglicher Lehrer, den tiefgelehrten K. W. Drumann, den Verfasser der „Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung", den scharfsinnigen Hellenen Ch. A. Lobeck, den geistreichen Karl Rosenkranz, dessen „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" soeben die allgemeine Bewunderung erregte, und andere. Doch ward er nur in beschränktem Sinne ein Schüler dieser Männer; schon jetzt sah er alles, was ihm geboten wurde, mit kritischen Augen an; schon jetzt strebte er nach geistiger Selbständigkeit, suchte er sich seine eigenen Wege, und darum stellte er sich denn auch nicht, wie Rosenkranz, mit seiner Weltanschauung auf die Hegelsche Philosophie, sondern blieb bei Kant, der seiner Art zu denken mehr zusagte. In der Hauptsache ist er dann auch Zeit seines Lebens Kantianer geblieben.

Die regelrechte Abwickelung seines Studiums erlitt durch das Streben nach selbständigem Denken aber keine Beeinträchtigung oder Verzögerung; bereits im Juli 1840 promovierte er zum Doktor der Philosophie, und schon im Dezember desselben Jahres legte er sein Oberlehrerexamen ab. Sodann kehrte er nach seiner Vaterstadt Marienwerder zurück und absolvierte hier an dem Gymnasium, dessen Schüler er gewesen, sein Probejahr. Länger in der Kleinstadt zu bleiben, hatte er jedoch wenig Neigung, er suchte und fand daher eine Stelle als Lehrer in Berlin, und zwar an der Luisenstädtischen höheren

Realschule, wo er nun vom Oktober 1842 bis zum März 1847 wirkte. Das einförmige Schulleben konnte seinen regen Geist aber nur wenig befriedigen; er wünschte hauptsächlich dem litterarischen Leben näher zu treten, das schon damals sein ganzes Interesse in Anspruch nahm; es verlangte ihn, in irgend einer Weise in den Entwickelungsprozeß unserer Litteratur, der in jener vormärzlichen Zeit besonders brausend und lärmend war, mit einzugreifen, und so legte er schließlich seine Stelle nieder und ging direkt auf die damalige Hochburg unserer Litteratur, nach Leipzig, ohne jedoch irgend welche bestimmte Aussicht auf ein Amt oder auch nur auf eine Anknüpfung mit einer Zeitschrift oder mit einer Verlagsbuchhandlung zu haben.

Das litterarische Leben Leipzigs bot damals einen sehr bunten Anblick dar; die verschiedensten Elemente berührten sich und die verschiedensten litterarischen Interessen wurden hier durch Zeitschriften vertreten. Die wichtigsten von diesen waren die „Europa“, der „Komet“ und die „Grenzboten“. Die „Europa“ verfocht die Sache des Jungen Deutschland; das Scepter führte Gustav Kühne, und zum Stabe der Mitarbeiter gehörten Heinrich Laube, Theodor Mundt, Hermann Marggraff, Alexander Jung und andere. Bei dem Bestreben, möglichst männlichkräftig aufzutreten, herrschte in den Artikeln der „Europa“ ein energischer, lauter Ton. Man nahm den Mund gern etwas voll, um desto mehr zu imponieren und desto gründlicher zu überzeugen. Die Heinesche Ironie, welche ehedem von den Laube, Mundt und Kühne besonders gepflegt worden war, kam nur noch selten zum Vorschein, sie hatte dem entschiedeneren Witze und der Malice und bei dem Kampfe mit Gegnern einer derben Kriegssprache Platz machen müssen. Aus der ganzen Haltung der „Europa“ ging hervor, daß sie sich als die Hauptvertreterin des geistigen Deutschland fühlte. Ganz anders der von Herloßsohn redigierte „Komet“, welcher von einem jugendlichen Enthusiasmus getragen wurde und eine feurige, schwungvolle Sprache führte. In ihm kam die Hoffnung auf eine neue Zeit zum Ausdruck, und die Verehrer von Hoffmann von Fallersleben, Herwegh und Prutz, die Stürmer und Idealisten, die dann in den Aufständen von 1848 eine Rolle spielten, meldeten sich hier zum Wort. Die „Grenzboten“ endlich waren das Organ des jungen Österreich. Ignaz Kuranda hatte sie fern von Wien ins Leben gerufen, weil daheim unter Metternichs Regiment jede freiere geistige Regung unterdrückt wurde. Unter seiner geschickten Leitung erlangte die Wochenschrift bald eine große Bedeutung; die liberale ständische Partei Österreichs schloß sich ihr an, und ein Kreis tüchtiger Mitarbeiter, wie Alfred Meißner, Moritz Hartmann, Joseph Rank, Wilhelm Hamm, Johannes Nordmann und andere, erhielt sie stets auf der Höhe.

Julian Schmidt fühlte sich zu keiner dieser Zeitschriften hingezogen, und zwar wohl hauptsächlich deswegen, weil es ihm zur Zeit noch an einem eigenen bestimmten Urteil mangelte. Um sich daher erst mit sich selbst auseinander zu setzen und sich seinen Standpunkt zu formulieren, sah er zunächst davon ab, sich irgend einen Platz in einer Redaktion zu suchen, und zog sich in ein stilles Studierstübchen zurück, wo er nun ein nicht weniger denn sechzig Bogen umfassendes Werk, eine „Geschichte der Romantik in dem Zeitalter der Reformation und der Revolution, Studien zur Philosophie der Geschichte“ (Leipzig 1847, zwei Bde.) schrieb. Er ging darin von der Grundanschauung aus, daß das, was wir Romantik nennen, sich jederzeit einstellt, „sobald fertige übersinnliche Ideen äußerlich überliefert werden“. Auch das klassische Altertum, führt er aus, hatte seine Romantik, aber sie war ihm Nebensache, erst im Christentum erhob sich die Romantik zu großartiger Bedeutung, und zwar dadurch, daß die neue Lehre den Völkern des Abendlandes durch die Bekehrung äußerlich entgegengebracht wurde. Es bildete sich, so entwickelt er weiter,

eine phantastische Romantik aus, der Katholicismus, dem sich sodann im sechzehnten Jahrhundert eine Gemütsromantik tieferer Art, der Protestantismus, gegenüberstellte. Und nun macht er sich daran, die verschiedenen Entwickelungen und Wendungen, die „Metamorphose der Romantik“, wie er sagt, in den einzelnen Kulturperioden, in den einzelnen geistigen Strömungen nachzuweisen; ein großartiges Schattenspiel beginnt, eine lange Reihe von Geistern zieht vorüber, die Reformatoren, Paracelsus, Jakob Böhme, das ganze Tridentiner Konzil, Ignaz Loyola mit seinen Jüngern, die Jansenisten, Pascal, dann Shakespeare als Ausdruck des Protestantismus und Calderon als jener des Katholicismus in der Poesie, weiterhin Spinoza, Lessing, Herder, Kant, Goethe, Schiller — bis endlich zuletzt auch diejenigen erscheinen, welche wir bisher für die eigentlichen Romantiker gehalten haben, die Tieck, Novalis, Schlegel ꝛc., auf die aber der Autor nur mit Zorn blickt. Denn nach seiner Ansicht haben diese Romantiker den ganzen kulturhistorischen Begriff der Romantik mißverstanden und in ganz widersinniger Weise zu erweitern gesucht, besonders durch die romantische Ironie. „Ihr Princip hat sich selber gerichtet,“ sagt denn auch der Verfasser am Schluß, „die Weltgeschichte hat es verworfen und vergessen.“

Eine große Fülle von Geist strömt aus dem Buche dem Leser entgegen; allerwärts empfindet man, daß ein scharfer und energischer Denker hier das ganze geistige Fluidum der letzten vier Jahrhunderte zu erfassen gesucht hat, aber aus allen Darlegungen wird sich auch schließlich die Überzeugung herausbilden, daß es doch immer nur ein Versuch war, alle die mannigfaltigen Erscheinungen des geistigen Lebens dieser langen Zeit in ein und dieselbe magische Beleuchtung zu rücken, aus ein und derselben Grundursache zu erklären, und daß es bei diesem Versuche zu vielen Gewaltthätigkeiten gekommen ist. Das ganze Buch ist denn auch nur ein Experiment, aber ein sehr interessantes, und nicht nur an sich, sondern auch in Bezug auf den Verfasser, denn die beiden Hauptcharaktereigenschaften Julian Schmidts treten schon hier klar zu Tage: erstens das Streben, alle Illusion zu überwinden, die sämtlichen Erscheinungen des geistigen Lebens nur mit kühlem Herzen, mit kaltem Verstande anzuschauen, und zweitens hartnäckig dasjenige bis in seine letzten Konsequenzen zu verfolgen, was er einmal als das Richtige erkannt hat. Aus diesen Grundsätzen entwickelte sich zunächst seine Feindschaft gegen alles, was er für phantastisch, für überspannt hielt, was nach seiner Meinung unfruchtbare Träumerei war, und dann seine beharrliche, ja fast möchten wir sagen trotzige Verneinung alles dessen, was sich nicht gutwillig in das System seiner Weltanschauung einordnen ließ.

Im großen Publikum machte dieses Erstlingswerk Julian Schmidts nicht den geringsten Eindruck, hatte man doch auch Nötigeres zu thun, als den langen philosophischen Gedankenprozessen eines Unbekannten zu folgen. Die Politik mit ihren vielen brennenden Fragen stand im Vordergrunde alles Interesses; jede Woche, jeder Tag brachte wichtige neue Nachrichten über die vielen Gärungen allerwärts, und plötzlich brach die Revolution hervor und warf die ganze bisherige Ordnung in Trümmer. In diesem Lärm verschwand der junge Schriftsteller Julian Schmidt ganz vollständig, aber er tauchte schon bald wieder auf und trat nun in eine Position, in der er sich rasch die allgemeine Beachtung erzwang. Er übernahm, da Ignaz Kuranda sofort bei dem Ausbruch der Revolution nach Wien geeilt war, mit seinem Freunde Gustav Freytag die Redaktion der „Grenzboten“ und hatte nun mit einemmal eine laute und einflußreiche Stimme in der Öffentlichkeit. Diese wichtige Übergangsperiode schildert er selbst später einmal in einer Widmung an Gustav Freytag in folgender Weise: „Erinnern Sie sich noch an unser erstes Zusammentreffen? Es war

im Anfang des Jahres 1848, die Lärmglocke der Revolution hatte noch nicht geschlagen, die Gegensätze hatten sich noch nicht geschieden. Wir waren mit Ruge, mit Fröbel, mit den jungen Österreichern in gemütlicher Eintracht zusammen. Es dauerte nur ein paar Monate, und die bisher verhüllten Gegensätze traten ans Tageslicht; eine Hand hob sich gegen die andere; nur wir beide, die wir uns gleich bei unserer ersten Zusammenkunft enge aneinander schlossen, wir sind treu zusammengeblieben... Die Ereignisse nahmen gleich darauf eine so ernste Wendung, daß bei einem Gemüte, welches lebhaft die allgemein menschlichen Regungen mit empfand, das heitere Spiel der Poesie unmöglich wurde. Je wärmer der einzelne fühlte, desto eifriger strebte er nach allgemeiner Thätigkeit. So war es auch bei Ihnen... Unsere Bildung, unsere Gesinnung, unsere sittlichen Principien stimmten fast durchweg überein, während in unserer Natur und unserer Anlage ein Gegensatz stattfand; ich meine, das ist die richtige Grundlage eines gesunden Verhältnisses. Denke ich an unsere gemeinsame Thätigkeit zurück, so glaube ich, daß, so oft uns auch ein Irrtum begegnet sein mag, wir uns doch keine ernstlichen Vorwürfe zu machen haben. Wir haben nach bestem Wissen und Gewissen Gerechtigkeit ausgeübt; wir haben niemals eine persönliche Rücksicht walten lassen, nie die Sache aus den Augen gesetzt; keine Menschenfurcht hat uns berührt, wir haben die Gefühlsströmungen der Masse ebensowenig geachtet als die Empfindlichkeit der einzelnen, die wir in ihrem Glauben an sich selbst stören mußten."

Diese zuletzt ausgesprochene Überzeugung von ihrer felsenfesten Unparteilichkeit und der unbezweifelbaren Richtigkeit ihrer Anschauungen und Urteile entwickelte sich bei den jungen Redacteuren natürlich erst nach und nach, denn zunächst hatten sie beide alle Mühe, sich in der neuen Ordnung der Dinge zurecht zu finden. Sie mußten vor allem suchen, sich ein Urteil über die neuen Verhältnisse zu schaffen und eine bestimmte Stellung zu den Wortführern des Tages einzunehmen. In Bezug auf das erstere gelangte Julian Schmidt alsbald zu einer „Kritik der Revolution", und in betreff der letzteren kam es zu einer Reihe von „offenen Briefen" an Freund und Feind. In der „Kritik der Revolution" wandte sich Julian Schmidt zunächst gegen alles Unklare, Vage und Schwärmerische; angelegentlichst war er bestrebt, die Verhältnisse mit kühlem Verstande anzuschauen und zu beurteilen, und zugleich trachtete er danach, bestimmte Grundlinien für die Weiterentwickelung der Nation zu ziehen. Dabei unterhielt er aber nicht jene intime Berührung mit dem wirklichen Leben, die hierzu fort und fort gesucht werden muß; seine Anschauungen verloren mehr und mehr ihre Beziehungen zu den Thatsachen, und so wurde er nach und nach zum Doktrinär. Das leuchtet schon aus einem Artikel hervor, den er im November 1848 unter dem Titel „Ein Votum über die Reaktion" in den „Grenzboten" veröffentlichte. „Jede Revolution, welche gelingt," sagt er dort, „ist eine Naturnotwendigkeit; jede Revolution zieht mit derselben Notwendigkeit die Reaktion nach sich. Ein Mensch, der vom Nervenfieber ergriffen wird, kann daran sterben, und dann entgeht er der Reaktion — aber ein Volk stirbt nicht, und wenn es sich berauscht hat, so rettet es kein Gott vor der Gegenwirkung der Natur. Die Revolution geht aus einem großen kritischen Gedanken hervor: sie stellt die Gesetze, denen man bisher ohne Nachdenken folgte, durch eine gewaltige Erschütterung in Frage. Diese Kritik wird dadurch That, daß sie in Leidenschaft übergeht... Im gewöhnlichen Leben ist wohl der einzelne berufen, sich frei zu verhalten dem Gesetze gegenüber, je nach dem Maße seiner geistigen Bedeutung; in der Revolution reißt die Masse diese Freiheit an sich; aber da ihr die Einsicht fehlt, verfällt sie in blinder Hingebung der Phrase. Die gesunde Reaktion besteht in der Kritik des Verstandes gegen die willkürliche Freiheit des revolutionären Idealismus" 2c. Weiter-

hin schloß er sich den sogenannten „Gothanern“ an, jener Partei, welche sich im Juni 1849 unter Heinrich v. Gagerns Vorsitz in Gotha konstituierte und einen deutschen Bundesstaat mit preußischer Hegemonie, doch ohne Österreich, erstrebte. Die „Grenzboten“ wurden dadurch für mehrere Jahre zum Hauptorgan der „Gothaner“. Als die Partei jedoch ihr Programm nach und nach erweiterte, dabei in immer schrofferen Gegensatz zu Preußen trat und sich schließlich zum „deutschen Nationalverein“ umgestaltete, löste sich Julian Schmidt von ihr los und zeigte fortan mehr und mehr eine konservative Gesinnung. Enragierter Politiker ist er jedoch nie gewesen, sehr bald schon trat er von dem politischen Teile der „Grenzboten“ ganz zurück und beschäftigte sich nur einzig und allein mit der litterarischen Kritik im weiteren Sinne des Wortes. Seine Grundanschauungen, die er in diesen dokumentierte, waren in der Hauptsache dieselben, welche er bereits in der „Geschichte der Romantik“ entwickelt und vertreten hatte, nur zeigte sich eine größere Klarheit, eine größere Schärfe des Verstandes und ein bestimmt umgrenzter Parteistandpunkt, wie er sich durch die neuen Verhältnisse gebildet hatte.

Die nachmärzlichen Zustände boten einen trüben, traurigen Anblick dar. Allerwärts herrschte Niedergeschlagenheit, Mutlosigkeit und ein großes Verlangen nach Ruhe. In allen Kreisen war man der Aufregung, des Lärms herzlich satt; man wollte nichts mehr von Politik hören, zürnte auf Herwegh und Prutz, die mit ihren überschwenglichen Freiheitsgesängen nur berauscht und zu Übereilungen verleitet hätten, verklagte das Junge Deutschland, welches mit seinen Versuchen, der kranken Gesellschaft durch eine ästhetische Bildung zu Hilfe zu kommen, zu den Schwärmereien für ein charakterloses, jedes soliden Untergrundes entbehrendes Weltbürgertum verführt habe, und stellte den „unklaren Idealismus“ als die Hauptursache des Unglücks von 1848 hin. Vor den idealen Interessen müsse man vor allem die materiellen fördern; man müsse in erster Linie den Wohlstand im Staate heben, Industrie, Handel und Verkehr unterstützen, denn nur wohlhabende Völker verstünden auch eine segensreiche bürgerliche Freiheit zu begründen, wie dies das Beispiel Englands zur Genüge zeige. Und diesen Grundgedanken habe auch die nationale Dichtung zu pflegen; sie habe eine realistische Richtung einzuschlagen, den Segen des Wohlstandes zu zeigen, den tüchtigen Bürger, den wohlsituierten Landmann, der dann auch immer ein guter Staatsbürger sein werde.

Diese neue Ansicht fand Julian Schmidts ungeteilten Beifall, und bald hatte er für dieselbe auch das entsprechende Schlagwort. „Die deutsche Dichtung muß das Volk bei seiner Arbeit aufsuchen!“ rief er aus, und den Ausspruch in seiner „Geschichte der Romantik“: „Nur durch Überwindung aller Illusionen kann die Vernunft ihre Macht bethätigen!“ erhob er sich zum Kanon. Darauf machte er sich daran, in den „Grenzboten“ von diesem neuen Gesichtspunkte aus die gesamten deutschen litterarischen Erzeugnisse der letzten fünf Jahrzehnte auf ihren Wert zu prüfen. Eine lange Reihe von Artikeln erschien, und als das Thema erschöpft war, stellte er die Aufsätze zu einem Buche zusammen und gab diesem den Titel „Geschichte der deutschen Nationallitteratur im 19. Jahrhundert.“ Es erschien in zwei Bänden zu Leipzig 1853. In der Einleitung sagte der Verfasser unter anderem:

„Eine Geschichte unserer nationalen Litteratur im neunzehnten Jahrhundert kann in einer streng objektiven Form noch nicht gedacht werden. Der künftige Geschichtschreiber wird vieles, was wir heute in den Vordergrund stellen müssen, in seinem nach größerem Maßstabe entworfenen Bilde zurückdrängen, und eine Zeit, die sich von unseren Thorheiten ganz frei gemacht, wird vielleicht die Leidenschaft nicht verstehen, mit der wir heute dieselben bekämpfen. Die Fiktion, außer-

halb der streitenden Gegensätze zu stehen, wäre die schlechteste Voraussetzung für einen Geschichtschreiber der Gegenwart... Ein litterarhistorisches Werk, das für unsere Zeit Nutzen stiften will, muß vor allem eine strenge, unerbittliche Kritik ausüben. Die Sünden unserer Poesie blieben nicht bloß im Bereiche der Kunst, sie haben auf unsere sittlichen Grundsätze, auf unseren Instinkt, auf unsere Ideale, ja auf unsere Geschichte den unheilvollsten Einfluß ausgeübt. Leidenschaft der Kritik ist hier nicht nur erlaubt, sondern am Orte, wenn sie nur durch Vernunft geläutert ist. Noch stehen, trotz allen scheinbaren Wechsels in den Formen, die Principien des Wahren, Guten und Schönen unerschütterlich fest, an denen wir ermessen können, was wir verfehlt und was wir erreicht haben. Freilich, wer wollte so kühn sein, in dem Dienste dieser Ideen sich als unfehlbar darzustellen! Aber warme, hingebende Liebe für sie und Unsträflichkeit des Gewissens sollen der Kritiker wie der Geschichtschreiber mitbringen. Beides nehmen wir für uns in Anspruch... Durch eine strenge Kritik erreichen wir es nicht nur, den wahren Principien Bahn zu brechen, sondern, was ebenso wichtig ist, die wirklich großen Erscheinungen unserer Litteratur aus dem Schutte der Mittelmäßigkeit herauszugraben, der sich um sie her angehäuft hat... Wir sind also nicht so arm an wahrer Größe, daß wir zu bewußten Illusionen, zur feigen Selbsttäuschung unsere Zuflucht nehmen dürften, als ob es unserer Sehnsucht, zu lieben, zu glauben und anzubeten, an Nahrung fehlte; wir suchen sie oft nur da, wo sie nicht zu finden ist."

Also zürnend hatte er sich zu Gericht gesetzt, um die alten Götter, die noch auf ihren Postamenten standen, herabzustürzen und die neuen aufzurichten, und in der That, mit einem wahrhaft verblüffenden Zorn brach er den Stab über alles, was bisher etwas gegolten hatte. Mit besonderer Leidenschaftlichkeit warf er sich gegen das Junge Deutschland; in der Hauptsache hatte dies ja seine Mission bereits erfüllt, es hatte von 1830 ab das Volk wieder aus seiner Dumpfheit und Stumpfheit aufgerüttelt und es wieder zu politischer Freiheit aufblicken gelehrt, einen wirklichen Einfluß übte es also auf die Entwickelung der Litteratur nicht mehr aus, aber die Hauptvertreter desselben lebten noch und machten sich geltend, vor allem der bedeutendste, Gutzkow, und gegen diesen führte Schmidt nun wahre Keulenschläge. Wenn man heute die Beurteilung Gutzkows liest, so kann man sich vor Erstaunen kaum fassen. Er ist nie aus der Kinderkrankheit herausgekommen, sagt der Verfasser, und dann bespricht er den Roman „Maha Guru" und das Drama „Werner, oder Welt und Herz", nur nebenbei nennt er „Uriel Acosta" und „Patkul". Also da ist nichts von den Romanen „Wally, die Zweiflerin", „Blasedow und seine Söhne", „Die Ritter vom Geiste", nichts von den Dramen „Richard Savage", „Die Schule der Reichen", „Ein weißes Blatt", „Zopf und Schwert", „Das Urbild des Tartüffe", „Der Königslieutenant"; nichts wird erwähnt von der großen That, daß Gutzkow den geistigen Interessen der Nation, den socialen Bestrebungen der Zeit wieder die Bühne eroberte, daß er das Theater wieder zu einer Stätte der Kultur zu machen suchte. Über dem Eifer, den Ideen der neuen Zeit Geltung zu verschaffen, war dem jungen Kritiker das Verständnis für die Bedeutung Gutzkows vollständig verschlossen geblieben. Ganz unzulänglich erwies sich der Verfasser auch bei seiner Darlegung der Verdienste Platens, den er einfach einen Virtuosen nannte, dessen Stil ein „löbliches Streben nach Reinheit und Würde" zeige. Die ärgste Mißachtung ließ er den Schöpfungen Geibels widerfahren; der Name Geibel wurde im ganzen Buche nicht einmal genannt, obgleich die „Gedichte" bereits viele Auflagen erlebt hatten und auch die „Juniuslieder" schon in weite Kreise gedrungen waren. Aus allem ist ersichtlich, daß dem Verfasser der ästhetische Maßstab fehlte; er prüfte einfach die litterarischen Erzeugnisse, ob

sie die Bestrebungen der Gegenwart unterstützten, er untersuchte sie mit scharfem Verstande auf ihre Nützlichkeit und verurteilte oder ignorierte sie, wenn ihm eine solche nicht auffindbar war. Da die neue Zeit noch nicht viel hervorgebracht hatte, so konnte er natürlich auch wenig loben, man begegnet in dem Buche daher fast nur Tadel; nur einmal klärt sich der trübe Himmel zu vollständiger, lachender Bläue auf, und zwar bei der Besprechung des Romans „Soll und Haben", der ihm das „gesunde Musterwerk" für alle Romanschriftsteller ist. Den Grundgedanken des Romans faßt er in folgende Sätze zusammen: „Die Stimmung des Buches ist Resignation... Die Fortschritte des öffentlichen Lebens, dies wird den ‚Rittern vom Geist' entgegengehalten, müssen von den sittlichen und intellektuellen Fortschritten des Privatlebens getragen werden; es wird im Staate nicht eher besser werden, bis jeder Bürger gelernt hat, vor seiner eigenen Thür zu kehren. Man soll mit seinem Kredit nie über sein Vermögen hinausgehen; man soll z. B. nicht eher nach Feinheit und Größe in der Empfindung streben, bevor nicht die notwendige Grundlage der gemeinen Sittlichkeit festgestellt ist." Und schließlich sagt er: „Mehr und mehr stellt sich als die Aufgabe des modernen Romans heraus, das Verhältnis der Stände zum Staat, das die Wissenschaft analytisch untersucht, durch die Anschauung festzustellen."

Die kritische Tendenz der Litteraturgeschichte stieß zwar sofort bei ihrem Erscheinen auf lebhaften Widerspruch, doch fand sie auch sehr viel Zustimmung, und zwar bei der herrschenden Partei, die über das Fiasko der Revolution triumphierte. Diese erklärte mit lauter Stimme das litterarische Urteil des Verfassers für das allein richtige und gab dem Buche dadurch eine gewisse Sanktion, die nun für weite Kreise maßgebend war. Infolgedessen stieg Julian Schmidt rasch zur kritischen Autorität, zum gefürchteten Machthaber empor, der nun uneingeschränkt und mit großem Selbstbewußtsein schaltete und waltete. Sein litterarisches Ansehen erhöhte er noch durch eine Reihe weiterer litterarhistorischer Schriften, die Monographie „Weimar und Jena in den Jahren 1794 bis 1806" (welche er sodann mit der vierten Auflage seiner Litteraturgeschichte, der er jetzt den Titel „Geschichte der deutschen Litteratur seit Lessings Tode" gab, verschmolz), eine „Geschichte der französischen Litteratur seit der Revolution 1789" (Leipzig 1857, zwei Bände), eine „Übersicht der englischen Litteratur im neunzehnten Jahrhundert" (Sondershausen 1859) und das biographische Werk „Schiller und seine Zeitgenossen" (Leipzig 1859). In seinem Privatleben blieb er dabei in der bescheidensten Einfachheit und Anspruchslosigkeit. Eine interessante Schilderung seiner äußeren Erscheinung in jener Zeit bot kürzlich Professor Joseph Bayer in Wien (Neue Freie Presse vom 8. April 1886), der ihn einmal in Leipzig besuchte. „Ich fand einen kleinen Mann," schreibt er, „mit einem stark entwickelten Schädel; eigentlich war's eine Kugel, an der nach unten hin Augen, Nase, Mund und Kinn nur als nebensächliches Beiwerk hinzuzutreten schienen. Auf lange Jahre hinaus habe ich bloß die Stirnbildung Schmidts im Gedächtnis behalten, nicht das ganze Gesicht, das der meist abwärts Blickende dem anderen selten voll und aufrecht zukehrte; aber es schien mir immer, daß man durch die Arbeit des Begriffs sich wohl das übrige nötigenfalls dazu konstruieren könne. Das Zimmer war ungeheizt. Ein wohlwattierter Schlafrock umfaßte die kurze, gedrungene Figur; dabei war aber die Brust entblößt. Die Füße staken in Filzschuhen. Ich weiß nicht, nach welchen Rücksichten der Hygieine er sich teilweise so wohl verwahrte und zugleich auslüftete... Die Wohnung zeigte meistens kahle Wände, das Mobiliar war dürftig. Ich kannte bereits dieses normale Logis der in Leipzig domizilierenden Litteraten, welche oft in einem Jahrzehnt das ursprüngliche Provisorium noch immer nicht veränderten. In solcher Leere der Wohnung erhielt das große

Tintenfaß auf dem Tische fast die Bedeutung eines selbständigen Einrichtungsstückes."

Der große dominierende Einfluß Julian Schmidts auf das geistige Leben seiner Zeit erfuhr jedoch schon bald eine merkliche Beeinträchtigung. Zu Ende der fünfziger Jahre begann sich eine neue kräftige nationale Strömung geltend zu machen, und hierbei trat das Einseitige in der Schmidtschen Beurteilung der Litteratur unseres Jahrhunderts immer klarer hervor. Es kam zu verschiedenen empfindlichen Angriffen, und plötzlich wurde ein Schlag gegen ihn geführt, der ihn bis ins Mark traf. Es erschien im Frühjahre 1862 die Broschüre „Herr Julian Schmidt, der Litterarhistoriker, mit Setzerscholien herausgegeben", verfaßt von Ferdinand Lassalle. Sie war mit der ganzen Leidenschaft des bekannten Agitators geschrieben und schüttete einen wahren Feuerregen des Zorns auf den Angegriffenen herab. Über die Art und Weise, wie er verfahren werde, klärte Lassalle gleich in der Vorrede auf. „Ich habe von einer ganzen Litteratenbande den Bedeutendsten herausgegriffen," sagte er, „um ihn zur Kennzeichnung der anderen öffentlich zu enthüllen und ihn zu deinem Nutzen, liebes Publikum, auf hohem Berge vor versammeltem Volke öffentlich zu schlachten." Darauf beleuchtete er das Schmidtsche System, den oft ungefügigen Stil, die fehlerhafte Bildersprache, führte eine ganze Reihe von Irrtümern vor und übergoß das alles mit einer ätzenden Lauge von Spott und Hohn. Dadurch sank denn allerdings die Broschüre zur Schmähschrift herab, aber bei der großen Menge von Handgreiflichkeiten, die sie bot, schädigte sie das Ansehen Schmidts trotz alledem in hohem Grade. Das empfand auch Julian Schmidt im vollen Umfange, und es ist nun anerkennend hervorzuheben, daß er von jetzt

Julian Schmidt.

ab angelegentlichst bestrebt war, sich einen klareren Blick und ein tieferes Urteil anzueignen, die Lücken seines Wissens zu ergänzen und die individuelle Animosität so viel wie möglich zu überwinden. Seine Schriften nehmen einen ruhigeren, würdigeren Ton an, die Polemik verschwindet mehr und mehr und an die Stelle des absprechenden Tadels von oben herab tritt wiederholt eine warme Anerkennung.

Kurz vor dieser hochwichtigen Wandlung in seinem litterarischen Charakter hatte auch sein äußeres Leben eine erhebliche Änderung erfahren, er war im November 1861 aus der Redaktion der „Grenzboten" geschieden und hatte die Redaktion der „Berliner Allgemeinen Zeitung" übernommen, eines politischen Tageblattes, welches die damalige altliberale Partei Preußens ins Leben gerufen hatte. Allein Julian Schmidt war kein Journalist im engeren Sinne. Wohl produzierte er schnell, aber es fehlte ihm die geistige Beweglichkeit, die Fähigkeit, allem eine interessante Seite abzugewinnen, und die Anmut der Darstellung. Die „Berliner Allgemeine Zeitung" hatte denn auch keinen Erfolg und ging schon im Dezember 1863 wieder ein; Julian Schmidt blieb jetzt jedoch in der preußischen Hauptstadt, zog sich aber vom lauten Verkehr vollständig zurück und führte bis zu seinem am 27. März d. J. erfolgten Tode in wohliger Häuslichkeit ein litterarisches Stillleben, für das ihm seit 1878 auch durch die Gnade des Königs ein Staatsgehalt von 1500 Mark ausgesetzt worden war. In dieser langen Zeit ungestörten Schaffens schloß er zunächst ein Buch ab, das er schon in Leipzig begonnen hatte und das gleichsam die Einführung in sein Hauptwerk bilden sollte, eine „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessings Tod, 1681 bis 1781" (2 Bde. Leipzig 1864). Hier trat die Polemik naturgemäß fast ganz zurück, und der Verfasser entfaltete ein schön und sorgfältig entworfenes Bild jener im ganzen ja so stillen Periode, in welcher das deutsche Volk sich nach dem Jammer des Dreißigjährigen Krieges wieder langsam auf sich selbst zu besinnen begann. In der Vorrede sagt Schmidt: „Jede geistige Thätigkeit des Volkes hat ihre Zeit: bald tritt die Dichtkunst, bald die Philosophie, bald das Rechtswesen, bald die Politik, bald die religiöse Stimmung in den Vordergrund und beeinträchtigt die anderen Momente, oder wenigstens die Teilnahme des Volkes und die Wirkung auf dasselbe. Die Geschichte des geistigen Lebens hat die Aufgabe, für jede Periode das Übergewicht des einen geistigen Moments über die anderen in der Darstellung ebenso deutlich hervortreten zu lassen, wie es in der Wirklichkeit stattfand." In der Periode von dem Auftreten Leibniz' bis zu Lessings Tode war es besonders die Philosophie, die befruchtend auf das geistige Leben der Nation wirkte, und so entwickelt denn Schmidt in dem Buche hauptsächlich das Aufkeimen der neuen philosophischen Anschauungen, wobei er durch geistreiche Darstellung ganz außerordentlich zu fesseln weiß. In klarer Entwickelung versteht er zu zeigen, wie die Philosophhie in jenen Tagen „die Geheimnisse des Volksgemüts aus ihrem verborgensten Kern ans Tageslicht zog und dem Glauben und Lieben des Volkes Flügel lieh". Bei Leibniz legt er dar, wie dieser große Denker die Deutschen in die europäische Bildung einführte, wie er zum Begründer des deutschen Idealismus wurde; bei den Pietisten zeigt er, wie durch Speners Kampf gegen das verknöcherte Luthertum das deutsche Gemüt wieder in seine Rechte eingesetzt wird; mit dem Auftreten Winckelmanns schildert er die Begründung einer neuen Kunstanschauung, eines neuen Kunstlebens, und in Lessing und Kant endlich preist er die Schöpfer des breiten Fundamentes, auf dem sich dann Goethe und Schiller erheben sollten. Es geht ein kräftiger, echt nationaler Zug durch das ganze Werk, der erquickend und erfrischend auf den Leser wirkt.

Nach Vollendung dieser „Geschichte des

geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessings Tod" nahm Julian Schmidt für eine fünfte Auflage eine Umarbeitung seiner „Geschichte der deutschen Litteratur seit Lessings Tode" vor. Da die „ausführliche und heftige Polemik gegen krankhafte Erscheinungen" jetzt völlig antiquiert sei, meinte er, so müsse auch die Form des Vortrags eine andere sein, es müsse jetzt die Form der Erzählung gewählt werden, nur in dieser könne ein zusammenhängendes und einheitliches Gemälde von den geistigen Kämpfen gegeben werden. Die Form der Erzählung aber bedinge die chronologische Folge. Damit verzichtete er jedoch auf jedes größere zusammenhängende Charakterbild; niemals erhält nun in dieser neuen Bearbeitung der Leser einen Gesamteindruck von einem Dichter; immer werden nur die geistigen Strömungen dargelegt, wird das Auf- und Niederfluten des geistigen Lebens geschildert und erklärt, während die Dichter, welche diese Strömungen erzeugen, gleichsam wie die Geister über den Wassern schweben. Es war natürlich, daß diese Art der Litteraturgeschichtschreibung nur wenig Anklang finden konnte; das Werk, welches von 1866 bis 1867 erschien, drang über einen kleinen Kreis nicht hinaus, und erst zwanzig Jahre später konnte er an eine neue Ausgabe desselben denken. Hierbei faßte er die „Geschichte des geistigen Lebens von Leibniz bis auf Lessings Tod" und die „Geschichte der deutschen Litteratur von Lessings Tode bis auf unsere Zeit" in eine fünfbändige „Geschichte der deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit" zusammen, doch war es ihm nur vergönnt, das Erscheinen der beiden ersten Bände zu erleben, da ihm der Tod plötzlich mitten in der Arbeit die Feder aus der Hand nahm.

In der langen Zeit von der Mitte der sechziger bis zur Mitte der achtziger Jahre sah Julian Schmidt von der Darstellung einer größeren Litteraturperiode vollständig ab, dagegen schrieb er eine lange Reihe von litterarischen Charakterbildern, und in diesen Essays, wo er — wenige Ausnahmen abgerechnet — nur Dichter zu schildern und zu erklären unternahm, die seinem Denken und Empfinden entsprachen, wo er sich außerdem an kein System, an keine Doktrin fesselte, bot er nun das Reiffste und Vollendetste von allem, was er geschaffen hat. In Buchform erschienen diese Studien nach und nach unter den Titeln „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit" (Leipzig 1870), „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. Neue Folge" (ebenda 1871), „Neue Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit" (ebenda 1873) und „Charakterbilder aus der zeitgenössischen Litteratur" (ebenda 1875). Vorher sind viele von ihnen, wie sich die Leser wohl noch erinnern werden, in diesen Monatsheften zum Abdruck gekommen.

Es ist eine sehr bunte Gesellschaft, in die wir in diesen vier Bänden treten; England, Frankreich, Spanien, Rußland, Ungarn stellen dazu ihre Kontingente, doch ist Deutschland, wie natürlich, am meisten darin vertreten. Wie sich der Verfasser zu diesem internationalen Kreise stellt, deutet er selbst gleich in der Vorrede zum ersten Bande an. „Wenn man litterarische Erscheinungen der Gegenwart," sagt er dort, „zu denen man immer ein bestimmtes subjektives Verhältnis hat, in historischen Fluß bringen will, findet leicht eine Verschiebung des Gesichtspunktes statt: der Essay zeigt das subjektive Verhalten offen an und bekennt, daß die Akten noch nicht geschlossen sind. Der Essayist wählt unter den zu besprechenden Schriften diejenigen aus, die sein Interesse stark in Anspruch nehmen und über die er etwas Neues und Erhebliches zu sagen weiß." Mit anderen Worten: der zürnende Kritiker, der bisher auf hohem Stuhle zu Gericht saß, ist herabgestiegen und hat sich als geistreicher Gesellschafter neben uns gesetzt. Infolgedessen ist denn auch der Ton des Vortrages ein erheblich anderer geworden; der Verfasser will uns von der Bedeutung seiner Personen überzeugen und will

uns für sie interessieren, er spricht daher mit Wärme und sogar, was man sonst an ihm gar nicht gewohnt ist, mit Begeisterung. Das schulmeisterlich Absprechende, die kleinliche Bekrittelung fehlt hier vollständig; sichtlich ist er immer bemüht — seiner früheren Gepflogenheit entgegen — mehr die Vorzüge als die Mängel zu betonen; mit sicherem Blick versteht er es, stets das Charakteristische, durch das der Dichter zur Bedeutung gelangte, klar und scharf herauszuheben. Dabei steht ihm natürlich auch hier alles Zeitgemäße, alles das, was sich der allgemeinen Kulturbewegung direkt anschließt, am nächsten. Aus der langen Reihe der Artikel heben wir nur die über George Eliot, Paul Heyse, Iwan Turgenjew, Fritz Reuter, Georg Gervinus, Berthold Auerbach, Maurus Jokai, Thackeray und besonders den über Charles Dickens hervor, in welchem er in wahrhaft genialer Weise die Eigenart des großen englischen Humoristen charakterisiert.

So hat sich Julian Schmidt erst spät zu größerer geistiger Freiheit emporgerungen; erst nachdem er die kritische Methode, welche er sich künstlich aufgebaut, beiseite geschoben, war er im stande, sich ein unbeeinflußtes Urteil herauszubilden. Doch darf dem gegenüber der Wert seiner früheren litterarischen Thätigkeit nicht zu sehr herabgedrückt werden. Er war der erste Litterarhistoriker, der die hohe Bedeutung der vaterländischen Dichtung für die Nation betonte, der den nationalen Geist, wie er sich in Freytags, Reuters, Auerbachs, Spielhagens und anderer Werken offenbarte, als ein hochwichtiges Fluidum der deutschen poetischen Schöpfungen der Gegenwart pries. Dadurch trug er wesentlich dazu bei, daß die „krankhafte Mauser des deutschen Geistes“ in den fünfziger und sechziger Jahren glücklich überwunden wurde, und so gebührt ihm denn in der Entwickelungsgeschichte des deutschen Volkes im neunzehnten Jahrhundert nicht nur eine hervorragende Stelle als geistreicher Kritiker, sondern auch ein bevorzugter Platz als energischer Förderer des nationalen Sinnes.

Der Spielschrein des deutschen Kronprinzenpaares.

Von

Franz Reuleaux.

II.

Zu den Brettspielen übergehend, sei zuerst auf die Schachspiele hingewiesen. Da ist zunächst ein Vierschachbrett mit den vier Sätzen von Figuren. Vierschach wird zwar wenig gespielt; es mußte aber da sein als das nach den Forschern älteste der Schachspiele, von vier Spielern, je zwei gegenüber als Partner, gespielt,* welchen man später die Nachahmungen der Schachfiguren als Kärtchen in die Hand und so u. a. dem Tarock seine Entstehung gab. Die vier Figurensätze sind von Max Schulz u. Co. in vier verschiedenfarbigen Hölzern in der denkbar feinsten und edelsten Drechslertechnik, unterstützt durch Schnitzerei, hergestellt. Das Brett wurde von dem Kunsttischler Paul Schirmer nach eigener Zeichnung vortrefflich ausgeführt.

Ein Prachtstück sodann ist ein herrliches Zweischach mit Elfenbeinfiguren, trefflich geschnitzt von unserem besten Beinschnitzer Eugen Barillot. Leider gestattet die Vielheit der Aufgaben nicht, eine Wiedergabe der Figuren hier zu bringen. Nur so viel sei gesagt, daß die Könige, Königinnen und Läufer als Hermen ausgeführt sind, die Springer als gerüstete Pferdebüsten, die Türme als Thortürme, ähnlich den Dürerschen Türmen in Nürnberg; das Ganze ein Meisterstück der Bildschnitzerei. Eugen Barillot ist übrigens den Freunden der Kleinkunst schon durch manches Werkchen bekannt geworden, so seinen Rattenfänger, seinen Bogenschützen, beide in Bronze, und seinen Amor als Maler vor der Staffelei, die eine Photographie trägt.

Ein prächtiges Dambrett, vom Bildhauer Behrendt entworfen, hat Tischlermeister Bormann gestiftet. Es ist mit allerlei Ungewöhnlichem ausgestattet. Die Steine, welche Herr Hoflieferant Biese geliefert, sind aus Holz gedrechselt, aber einem seltenen Holz, nämlich aus Eichenstämmen, die einstmals der uralten Mainzer Römerbrücke als Rostpfähle angehörten. Es kommen sowohl ganz helle als auch durch und durch schwarz gewordene Hölzer unter den vor einigen Jahren dem Rheinbett entzogenen alten Pfählen vor; sie sind benutzt für die „weißen" und „schwarzen" Steine, denen noch eine besondere Zier durch Silberrosetten gegeben ist, welche die Hofjuweliere Gebrüder Friedländer nach Behrendtscher Zeichnung lieferten. Das Dambrett selbst ist mit Intarsiaverzierungen seitlich noch geschmückt (die

---

* In Indien heißt das Schach noch immer das Viererspiel, Tschaturanga, obwohl durchgehends nur Zweischach dort gespielt wird; und als im vierzehnten Jahrhundert das Kartenspiel nach Europa kam, nannte man es auch Quarte-spel. Andererseits haben noch heute die indischen Kartenspiele vierundsechzig Blätter, so viel also, wie das Vierschach Figuren besitzt.

Reinhold Boelcke gefertigt). Wer näher zusieht, entdeckt in dem Rankenwerk hüben die deutschen Eichen und hohenzollerischen Kornblumen, drüben „Rose, Distel und Klee" vom britannischen Inselreiche. Ja noch mehr: auf der einen Seite zeigt der abfallende Rand des Brettes den Bildniskopf der Königin Semiramis, auf der anderen den der Dido, so besagen die Umschriften; sie sind zwei „Damen", welche gegeneinander spielen. Belustigend ist diese Anspielung, aber wissentlich falsch; die Kommission wollte aber nicht pedantisch verstoßen gegen die herrschende Mei-

Puff- oder Triktrakspiel von Architekt Bichweiler.

Digitized by Google

nung und ließ die „Damen" durchschlüpfen. Sie parodierte:

Von allen Geistern, die da streiten,
Ist der Pedant am meisten mir verhaßt.

Schon in uralter Zeit, lange, lange, ehe das Wort Dame aus domina gebildet war, spielten die Deutschen das Kriegsspiel Dam, von Dam(m) oder Wall benannt, den die Linien des Brettes jeweilen bilden. In jenen vor„damen"haften Zeiten nannte man das Brett Dambort oder Dambert, weshalb wir auch heute wohl das Doppel-M durch ein einfaches ersetzen dürfen, übrigens auch wohl gut thäten, wieder Dambort zu sagen.

Ein vereinigtes Dam-, Puff- und Mühlspiel hat Tischlermeister Ruß geliefert; die Steine dazu sind nach Zeichnungen des Malers Reimers wunderhübsch mit Kerbschnitt verziert, mit Kerbschnitt, der nicht orientalisch, sondern echt deutsch ist und in Holstein und Friesland noch immer herkömmlicherweise ausgeübt wird. Außerdem ist aber dem Puff- oder Triktrakspiel noch ein ganz besonderes Brett gewidmet, von dem die Abbildung S. 186 eine Vorstellung giebt.

Gestiftet ist das prachtvolle Stück von seinem Entwerfer, Architekt Bichweiler in Hamburg (jetzt Direktor der Uhrmacherschule in Furtwangen, in seiner Heimat, dem Schwarzwald). Die Kraft und Mächtigkeit des Ganzen, verbunden mit ausgezeichneter Herstellung des Flächenschmuckes in Lederschnitt (von Hulbe in Hamburg) und dem matten Glanz des Silberbeschlages, machen das Werk zu einem der hervorragendsten der ganzen Sammlung. Unwillkürlich versetzt man das Brett, welches hier zugeklappt gezeichnet ist, zwischen kraftstrotzende Gesellen in Pluderhosen und zerhacktem Gewand, die die Würfelbecher umstülpen auf das grüne Innenfeld mit den spitzen Teilungszungen, welche Hofbuchbinder Vogt in vergoldetem Leder eingesetzt. Einen der Würfelbecher und zwei Spielsteine zeigt die nebenstehende Abbildung.

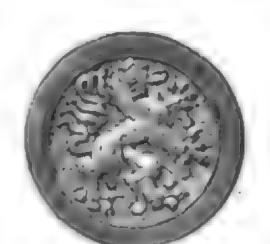
Die Becher sind in edlem Stil in Lederschnitt ausgeführt, die Steine mit bronzenen Wappentieren (von Professor Hildebrandt) geziert. Sprüche mußten die Becher haben. Die besorgte unser spruchgelehrter Freund Dr. Jacobsen aus seinem unerschöpflichen mittelalterlichen Spruchschatz.

Kein Sterblicher zwingt es,
Wurf nimmt es, Wurf bringt es!

heißt es auf dem einen Becher, und:

Wer baut auf Würfel und Treue,
Schau, daß es ihm nit gereue!

auf dem anderen, beidemal mit dem melancholischen Ton, der zu der ernsten



Steine und Würfelbecher zum Puffspiel, von Hildebrandt.

Haltung der Komposition wie auch zu unseren hinzuphantasierten Spielgesellen mit den verschossenen Baretten paßt, die einander Ambesas, Mezeassan oder große und kleine Bredouille anhängen. Daß diesen Burschen schon vor Lessing das „corriger la fortune" bekannt war, sah ich im britischen Museum. Auf einem der Prachtstücke der dort gesammelten deutschen Damsteine sieht man zwei Spieler am Puffbrett, der eine vergnügt, der andere sehr bestürzt, und die Umschrift: Ars sortem corrigat astu, „Listig verbessert Kunst das Geschick".

Den mehr dem fröhlichen Gleichmut

zugethanen Soldatenton späterer Zeit trifft das Belagerungsspiel, dessen Spielplatte Ludwig Burger um die bekannten Linienzüge herum mit eigener Hand bemalt hat. Das vorzügliche Holzaquarell stellt ein „getreues Konterfey der Stadt und Vestung Ofen“ dar, wie solche von den brandenburgischen Truppen unter „Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht General-Leutnant von Schöning“ mitbelagert und eingenommen wird. Die Figuren sind diesmal in Zinn gegossen (von Otto Schulz) nach Bildhauer Kirchmairs hübscher Modellierung und mit Lackfarben (durch Max Schulz) gar lustig bemalt; die Verteidiger als Janitscharen, die Angreifer als Brandenburger mit dem bekannten runden Filzhütchen von den 1680er Jahren ausgeführt. So ist das Spiel durch Burger in bedeutsamer Weise zu einem hohenzollerischen gemacht worden.

König-Drosselbart-Spiel von Bildhauer Kirchmair.

Ein wunderhübsches Tafelkrocket mit Tafeltisch, eisernen Kugelthoren und zierlich geschnitzten Hämmern ist in dem unteren Schiebladengebiet des Schreins untergebracht. Nur nebenbei kann ebenfalls, wegen Mangels an Raum, des prächtigen Pochspiels gedacht werden, in vorzüglicher Holzarbeit von Sievert u. Aschenbach ausgeführt, mit Markenschälchen in Majolika (von den Damen Wolf und Schlieter gemalt), getrennt durch goldgesteppte Zwischenlagen, alles in durchgebildeter Ausführung, wie sie musterhafter kaum gedacht werden kann.

Sodann kann aber noch einiger anderer Gesellschaftsspiele unter Verweisung auf Abbildungen Erwähnung geschehen. Zunächst des König-Drosselbart-Spieles, welches unsere nebenstehende Abbildung darstellt. Es handelt sich hier um Neugestaltung jenes bekannten Kinderspieles, in welchem man eine Kugel eine schraubenförmige Rinne herab auf eine Fläche laufen läßt, welche in seichten Vertiefungen mit Nummern versehen ist. Je nach der Nummer, auf der die Kugel zur Ruhe kommt, zählt der Wurf. Die Wendelrinne hat oft einen grotesken gekrönten Kopf, als dessen gewundenen, gedrosselten Bart die schraubige Rinne sich darstellt, woher der Name des Spieles. (Den kenne ich nicht, sagte im heitergnädigen Eingehen auf die Sache der

Kronprinz bei der Überreichungsfeier; wir Berliner sagten: Kümmeltürke!) Bildhauer Kirchmair nun hat auf Anraten des Vorsitzenden das Ganze phantastisch umgeschaffen im Anschluß an das tiefsinnige Märchen bei Grimm von der Königstochter, welche den König Drosselbart, ihren Freier, hochmütig abgewiesen hatte, nach verschiedenem Unglück und großen Demütigungen aber doch von diesem zu seiner glücklichen Frau gemacht wurde. Die Wendelrinne ist in König Drosselbarts Waldschloß verlegt; sein Wappen, einen Barbarossakopf, erblickt man unter der Fensterreihe; der Schloßhof, mit Zinnen eingefaßt, ist der Nummernplatz. In den obersten Altan des Turmes legt man die Kugel, worauf diese unsichtbar hinunterrollt, das kleine Thürlein zur Linken aufstößt und im Hofe herumkollert, bis sie in einem der dort eingepflasterten Schälchen zur Ruhe kommt. Rechts auf dem Pfeiler sieht man das Steinbild des verspottet gewesenen, verkleideten Königs, links das der gebeugten Prinzessin.

„Schimmel“ im Glocke- und Hammerspiel von Ludwig Burger.

O ich arme Jungfer zart,
Hätt ich genommen den Drosselbart!

liest man in der Emaille-, zu deutsch Schmelzinschrift auf den bronzenen und vergoldeten Spielkugeln (welche die Juweliere Habank u. Schachert geliefert). Das Ganze ist wiederum eines der Stücke, welches von einem Teil der Beschauer unbedingt für das beste der Sammlung erklärt wurde.

Karte „Glocke und Hammer“ im gleichnamigen Spiel von Ludwig Burger.

Die geniale Schnitzarbeit wird noch wesentlich gehoben durch die von Herrn Max

Schulz ausgeführte Bemalung, sowie die feinen in Eisen und Kupfer ausgeführten vergoldeten Windfahnen, Knäufe, Dachhähne u. s. w.; Märchenzauber umwebt das graue Gemäuer von unten bis oben.

Wurde bei diesem Spiel in sicherlich erlaubter Freiheit der Auffassung zurückgeschritten in alte, vergangene Zeiten, so konnte dies in noch weit stärkerem Maße und mit vollem Recht geschehen bei dem beliebten Jugendspiel „Glocke und Hammer“. Denn dieses ist in der That, wie sich aus Forschungen ergeben hat, ein uraltes deutsches Spiel, welches schon vor Einführung des Christentums von den Germanen gespielt wurde und eine Verherrlichung der deutschen Götter zur Grundlage hatte. Nicht unwahrscheinlich, daß unter den Würfelspielen der alten Deutschen, von denen Tacitus berichtet, auch das Spiel für und wider Wotan und Thor war. Die fünf Karten mit den ungereimt scheinenden Bedeutungen, Glocke, Hammer, Schimmel, Wirtshaus und Glocke nebst Hammer, lösen sich mit dem Schlüssel der Forschung zu klarer Bedeutung auf, indem früher bloß drei Karten, die für Wotan, Thor und Walhall, d. i. Wotans Schimmel, Thors Hammer und die immer neue Steuer von den Sterblichen empfangende himmlische Herberge Walhall, vorhanden waren.

Als das Christentum in den germanischen Gauen gepredigt und angenommen worden war, zog wohl bald das Spiel die Aufmerksamkeit der Glaubensboten auf sich, da es durch seine Symbole den alten Götterglauben rege halten mochte. Das Spiel zu beseitigen, wird ihnen unthunlich erschienen sein; wohl aber ließ es sich etwas umgestalten, um seine Wirkungen in andere Bahnen zu leiten. Sie fügten zwei neue Karten hinzu, eine mit dem christlichen Symbol der Glocke, die andere mit den vereinigten Symbolen Glocke und Hammer versehen; hiermit war eine Anknüpfung des neuen Glaubens an den alten geschaffen, wie stets auch bei jenen klugen Umwandlungen altgermanischer in christliche Feste. Daß man nicht das Kreuz dem Hammer entgegenstellte, ist wohl erklärlich. Hätte man das gethan, so hätte das Spiel die höhere Stellung des neuen Glaubens gleichsam wieder fraglich erscheinen lassen. Nur ein spielender scherzender Wettstreit sollte stattfinden, weshalb ein untergeordnetes Symbol, die Glocke, ungleich passender erscheinen mußte. Die Entgegenstellung und Verbindung von Hammer und Glocke als des kirchlich Alten und Neuen ist in katholischen Gegenden noch heute zu erkennen, dort nämlich, wo nach dem Volksmund die Glocken in der Karwoche auf mehrere Tage verreisen (nach Rom) und inzwischen durch den Hammer, d. i. die Klapper mit Schlagbrett, ersetzt werden; am Ostersonntag sind die Glocken wieder angekommen und machen der Herrschaft des Hammers ein Ende.

Nach dem Sinne des Spieles in seiner älteren Form können wir nur raten, da Urkundliches einstweilen nicht vorliegt. Wahrscheinlich lief das Spiel auf eine Gegenüberstellung von Thor und Wotan hinaus. Wie beliebt Thor beim Volke war, er der Kraftvolle, dem keiner etwas anhaben kann, geht aus den Erinnerungen heiterer Natur hervor, die man ihm in Märchen, wie z. B. dem vom starken Hans und anderen, bewahrt hat. Unter den zahlreichen Erinnerungen an Wotan ist die lebendigste, nämlich Götterfurcht verratende, diejenige, welche im „wütenden Heer“, d. i. Wuotansheer, noch bis heute fortlebt. Das weiße Roß, das er darin reitet, der Schimmel unseres Spieles, kommt in unzähligen bäuerlichen Festspielen noch immer vor, wo der Schimmelreiter die erste Rolle spielt. Auch als Wirtshausname hat sich das „weiße Roß“ sicherlich nicht ohne tieferen Grund in ungebrochener Überlieferung erhalten.

Der Würfel mochten in dem früheren Spiel wohl sieben sein, 1, 2, 3 bis 6 und Hammer. Dafür, daß nur dieses eine Bilderzeichen vorhanden war, spricht das Erhaltensein des Hammers in der Hand des Schatzmeisters, jetzt allein beim Versteigern der Karten gebraucht; früher

mochte der Hammer wohl auch im Spiele selbst zu thun haben, z. B. schlagen müssen, sobald mit den Würfeln Hammer geworfen wurde. Geblieben ist der Hammer bei den Versteigerungen, wo er den „Ausschlag“ noch immer giebt. Geblieben ist er auch noch verdeckt in dem Kreuzeszeichen, welches der Bäcker in den fertigen Brotteig eingräbt; hier ist das Kreuz nur das etwas erweiterte Hammerzeichen T, mit welchem der Fruchtsegen dem Spender und Behüter Thor geweiht wurde.

Bei der Umwandlung des Spieles wurden zwei Bilderwürfel hinzugefügt, die Glocke und Glocke nebst Hammer bezeichnend, und die Spielordnung etwas geändert, so zwar, daß statt des Wettstreites zwischen Thor und Wotan der zwischen Hammer und Glocke eintrat, d. i. der Wettstreit zwischen dem alten und neuen Glauben.

Sehr bemerkenswert ist, daß in den Spielregeln die Opfer an den Göttervater noch deutlich erkennbar sind. Dem Schimmel, dem Vertreter Wotans, werden Opfer in Form von Spielmarken gebracht. Wer zu viel begehrt, muß in Walhall Zeche zahlen. Auch die Inhaber oder Anhänger von Hammer sowohl wie Glocke werden von diesem Schicksal betroffen, nicht aber der durch den Schimmel vertretene unsterbliche Wotan. Die Umgestaltung schonte somit die Hoheit des alten Asenbeherrschers, verschob aber klug den Schwerpunkt des Spiels. Dieser, früher bei Wotan gelegen, wurde jetzt nach der Richtung der neuen Lehre verlegt; das Spiel gewann dabei sicherlich an Mannigfaltigkeit und Anziehungskraft.

Dieser bedeutungsreiche Inhalt des Glocke- und Hammerspieles ist im Volke soviel wie gänzlich vergessen, wie sich aus der völligen Zusammenhangslosigkeit der üblichen Darstellungen auf den Karten ergiebt. Daß sich trotz derselben das Spiel so merkwürdig fest erhalten hat, spricht dafür, wie sehr in frühen Zeiten sein Sinn in die Tiefe des Gemütes geprägt gewesen. Das Kindergemüt, das in Sprüchen, Reimen und Märchen so vieles aufzubewahren bekam, was die Alten vergessen mußten, ist auch hier wieder zum treuen Bewahrer des geistigen Erbes aus dunkler Vorzeit gemacht worden.

Um die Überlieferung festzuhalten und zu stärken, ihr im jugendlichen Gemüt durch Lebendigmachung des alten Sinnes des Spieles einen höheren sittlichen Wert zu verleihen, wurde beschlossen, die Symbole auf den vorliegenden Karten wieder ihrem alten Sinne gemäß, aber in neuer schöner Form herzustellen. Freudig ging Ludwig Burger auf die bezüglichen Vorschläge des Vorsitzenden ein. Zwei seiner sechs Zeichnungen (fünf Bilder und eine Rückseite) sind hier abgebildet. Zunächst der Schimmel (S. 189): Wotans achtfüßiges, d. i. windschnelles Roß, Sleipnir oder Sleipner, der Gleitende mit Namen, sprengt durch die Wolken; das Ornament altnordisch. Den Hammer, Miölnir, d. i. Zermalmer, brachte der Künstler so an, daß wir Thor von seinem Ziegenbockwagen aus den Blitzhammer, der die dunkle Wetterwolke spaltet, schleudern sehen. Dritte Karte: die Glocke, von Engeln übers Meer getragen, wo ein Kirchlein bereits aufgerichtet ist; der himmlische Friede gegenüber dem wilden Kampf der Naturmächte auf Thors Bild. Auf der vierten Karte sehen wir Walhalla, d. i. die Halle der Auserwählten, dargestellt, wo die Einherier (Einherren, d. i. im Einzelkampf gefallenen Helden) zechen und schmausen bei Bardengesang; eine Walküre, d. i. Schlachtenwählerin, die einen Helden heraufgeführt, trägt Meth zu. Im Ornament herrscht ein wahrer Reichtum an Beziehungen; oben Trinkhörner, in der mittleren Höhe links ein Ziegen-, rechts ein Eberkopf, ein Methgefäß unter ersterem, ein Kessel unter dem anderen. Aus dem Euter der Ziege Heidrun fließt nämlich der süße Meth, den die Helden trinken; der Eber Sährimnir dient ihnen zur Speise, die der Koch Andhrimnir bereitet in dem Kessel Eldhrimnir; am anderen Tag ist aber der Eber wieder heil und gesund. Dieses

Ganze ist eine Reihe von Allegorien, welche sich aber, wie folgt, deuten lassen. Wie die germanische Götterlehre über-

Zwirbelbrett, gezeichnet von Fr. Reimers, gefertigt von F. W. Richter.

haupt, so sind auch die Einzelheiten der Walhallfeier, äußerlich so derb und grobgenüssig, nur Gestaltungen der hohen Naturanschauung unserer Altvordern. Der Eber mit den Goldborsten ist, wie bereits länger schon ermittelt, das Bild der strahlenumgebenen Sonne, die allabendlich erlischt wie im Tode, in kommender Frühe aber wieder heil heraufährt. Der Name der aus ihm gebildeten Speise, Sä-hrimnir, bisher bei uns unerklärt gelassen, bedeutet nach den von mir bei nordischen Alter-

Schnurkreiselspiel von Max Schulz u. Co.

tumskundigen erlangten Aufklärungen etwa Äther-Reif-Gebilde, ist also die Lichtstrahlenspeise der Ätherflut. Dänische Altertumsforscher stellen Sährimnir ganz gleich der Ambrosia des hellenischen Olymps. Eldhrimnir ist wörtlich etwa der Feuerfrostbildner, der weite Kessel, in dem Himmelsfeuer wie Kälte gezeitigt werden, mit anderen Worten also wohl: der Himmelskessel, das Himmelsgewölbe selbst. Der Koch, welcher den Sährimnir bereitet, heißt, wie erwähnt, Andhrimnir. And ist aber Geist, das Körperlose. Somit bezeichnet der Name den unkörperlichen, himmlischen Bereiter der Ätherspeise. Unter Heidrun haben wir uns die Wolke zu denken, aus welcher das erquickende Naß vom Himmel herabträufelt. So giebt also der tiefere Sinn der Walhallverheißungen den gefallenen Helden Wohnung in der Himmelsburg, zu welcher

sie aufsteigen über den Regenbogen, die schwankende oder bebende Brücke — denn das bedeutet Bif-röst — und wo sie gespeist werden mit Himmelslicht und getränkt mit Himmelsnaß.

Man kann schwerlich umhin, diesen Empfang des irdischen Kriegers etwas kühl zu finden für seine Verhältnisse; deshalb wurde ihm derselbe klüglicherweise nur sinnbildlich mitgeteilt in der oben gedachten Weise. Das Geheimnis der Sinnbilder blieb den wenigen Wissenden oder Eingeweihten. Dies scheint mir aus einer bisher dunklen Stelle im Grimnirslied mit Bestimmtheit hervorzugehen. Dort heißt es nämlich:

Märchen vom starken Hans ist der Kessel zusammengeschrumpft, herabgestimmt zum Mühlstein. Thor bringt dann den Kessel nach Walhall:

> Daraus sollen trinken die seligen Götter
> Ael in Ögirs Haus jede Leinenernte.

Es ist die weite Himmelsschale, um welche sie sitzen über dem sommerlich beruhigten Weltmeer — denn das bedeutet Ögir, und die Zeit der Leinenernte den Juli — und aus welcher sie freudig schöpfen und trinken.

Ganz die eigene Erfindung Burgers ist die für die fünfte Karte geforderte Vereinigung von Glocke und Hammer auf einem Bild — eine Aufgabe, welche

Fünfzehnerspiel von E. Schultze und E. Laue.

> Andhrimnir läßt in Eldhrimnir
> Sährimnir sieden,
> Das beste Fleisch; doch erfahren wenige,
> Was die Einherier essen.

Aus der Deutung von Eldhrimnir wird auch manches andere Eddische klar, so Thors Abenteuer mit dem Eisriesen Hymir, dessen ungeheuren Methkessel er schließlich davonträgt. Er kehrt ihn aufs Haupt wie einen Helm:

> Aufs Haupt den Hafen hob sich Sifs Gemahl;
> An den Knöcheln klirrten ihm die Kesselringe.

Es ist wieder das Himmelsgewölbe, das nach dem Winter erheiterte, welches er trägt, der starke gewaltige Thor, der Beschützer des Ackerbaues, der Hüter und Bewahrer der Feldfrucht und Freund des Menschen, namentlich des Bauern. Im

in den gewöhnlichen Karten der Spielwarenhandlungen die trostlosesten, plattesten Lösungen findet. Auf S. 189 haben wir die Burgersche Komposition. Die Glocke schwingt im Kirchturm; ein Nordmann, Anhänger des alten Glaubens, beseelt von wildem Haß gegen die Glocke (welcher geschichtlich durchaus belegt ist), ist hinaufgestürmt und will die Verhaßte mit dem Hammer zertrümmern, wird aber von dem der Glocke entströmenden Glanze geblendet und hinabgeschleudert; machtlos entgleitet ihm die Waffe; die Idealität triumphiert über die wilde trotzige Kraft. Wie trefflich schließt der Künstler hier den Ring von Gestaltungen des durchgeführten Gedankens.

Die Rückseiten sämtlicher Karten zei-

Digitized by Google

gen das christliche Kreuz siegreich erhöht über den gefesselten Drachen des alten Glaubens; der Hammer ist verschwunden, die Glocke schwebt frei und ruhig in friedlicher Höhe. So ist denn das alte merkwürdige Spiel in eine Form gebracht, welche der spielenden Jugend im Spiel die Anregung geben wird, nicht zu vergessen alter großer Gedanken, die vor vielen, vielen Jahrhunderten das Leben unserer Altvordern durchdrangen. Nicht vergesset der Väter!

Es ist ein gewaltiger Sprung von dem sinnestiefen Spiel aus bedeutender Vorzeit in die heutige Zeit hinein zu dem leichten Tanzkreiselspiel, Zwirbelbrett genannt, welches die Abbildung S. 192 in seiner zierlichen Ausführung des Hoflieferanten Richter nach Zeichnungen des Malers Fr. Reimers zeigt; die äußeren Leisten sind vom Emailleur Grohmann gefertigte Leistchen aus Bronze mit Schmelzmalerei; lustig und leicht heben sich die von Herrn Ernst Ebell gelieferten Elfenbeinkegelchen und der Kreisel ab, welchen man mit zwei Fingern ins Zwirbeln schnippt, damit er die schlanken Dingerchen umherknipse und niederstrecke.

Um ein gut Teil gröber geht's zu in dem Schnurkreiselspiel, das Herr Max Schulz entworfen. (Abbild. S. 192.) Hier wird der Kreisel mittels einer um ihn gewundenen Schnur, die durch den Maskenkopf der bronzenen Umfassungsgurte seines Tanzplatzes hindurchgezogen wird, angeschnurrt. Der Kreisel ist hochkomisch als ein dicker stämmiger, gedrechselter Mann gestaltet, der den Gassenbuben von Achatkugeln, die drinnen liegen, gleichsam Fußtritte versetzt, um sie in ihre Standlöcher zu treiben, die innen nahe dem Rande angebracht und mit Nummern versehen sind.

Verraten sei auch, daß ein Roulettespiel, von Max Schulz u. Co. gestiftet und nach Max Schulzens Entwurf prachtvoll ausgeführt, sich bei den Spielen befindet. Ich beeile mich, zu bemerken, daß man um Spielmarken spielen wird, deren eine Menge vortrefflich in Nickel und Kupfer geprägter Stücke von der königlichen Münze unter Direktor Conrads Leitung für die Spiele geliefert worden sind.

Ein Tivolispiel in reicher Ausstattung haben Ferdinand Vogts u. Co. gestiftet, die Bande auswendig mit einem zierlichen Fries in Elfenbeingravierung geschmückt, auf welchem Knaben die ganze Reihe turnerischer und anderer freier Jugendspiele ausführen.

Ein Lottospiel mit herrlich von Reimers gezeichneten Karten in einem Lederkasten, den Hofbuchbinder Collin in prächtiger Ledermosaik ebenfalls nach Reimers' Zeichnung ausgeführt, gab der Stickereikunst noch eine zweite Gelegenheit, sich zu zeigen an dem wundervoll reich gestickten Lottobeutel, welchen die Firma Bessert-Nettelbeck gestiftet.

War so der Verein den Gesellschaftsspielen nach so vielen Richtungen hin gerecht geworden, so durfte er die für den einzelnen bestimmten, die Geduldspiele, nicht außer acht lassen. Ein prachtvoll ausgestattetes Einsiedler- (oder Solitär-) spiel hat der Bronzefabrikant Otto Schulz geliefert, die Steine als bronzene hohle Kugeln mit einem die Kugelfläche durchbrechenden Ornament, welches auf allen fünfundzwanzig Kugeln verschieden ist; den Deckel hat Bernhard Plockhorst mit einem köstlichen kleinen Ölbild geschmückt, den Einsiedler, der das Spiel erfindet, darstellend, sein zahmes Reh zuschauen lassend.

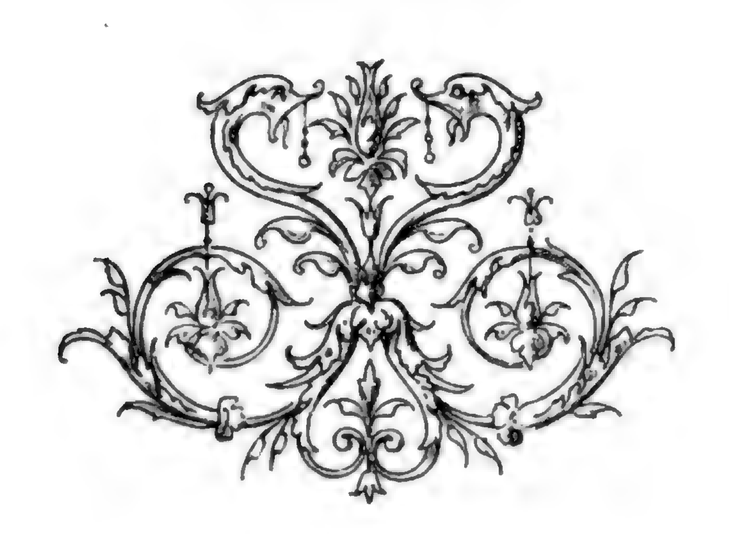
Ein anderes, in den letzten Jahren öfter genanntes Geduldspiel, das Fünfzehnerspiel, zeigt noch die Abbildung S. 193. Aufgabe ist, die ungeordnet in das Kästchen gestellten fünfzehn Spielsteine nach ihren Nummern zu ordnen, ohne sie anders als schiebend zu bewegen, zu welchem Ende ein sechzehntes Feld freigelassen ist. Der fein ausgeführte, mit Einlegearbeit verzierte Ebenholzkasten (von Emil Schultze) mit den in Zellenschmelz (von Emil Laue) verzierten Steinen bilden zusammen wohl die schönste Ausführung, deren das kleine, schwierige Spiel bislang gewürdigt worden ist. Hier, wie

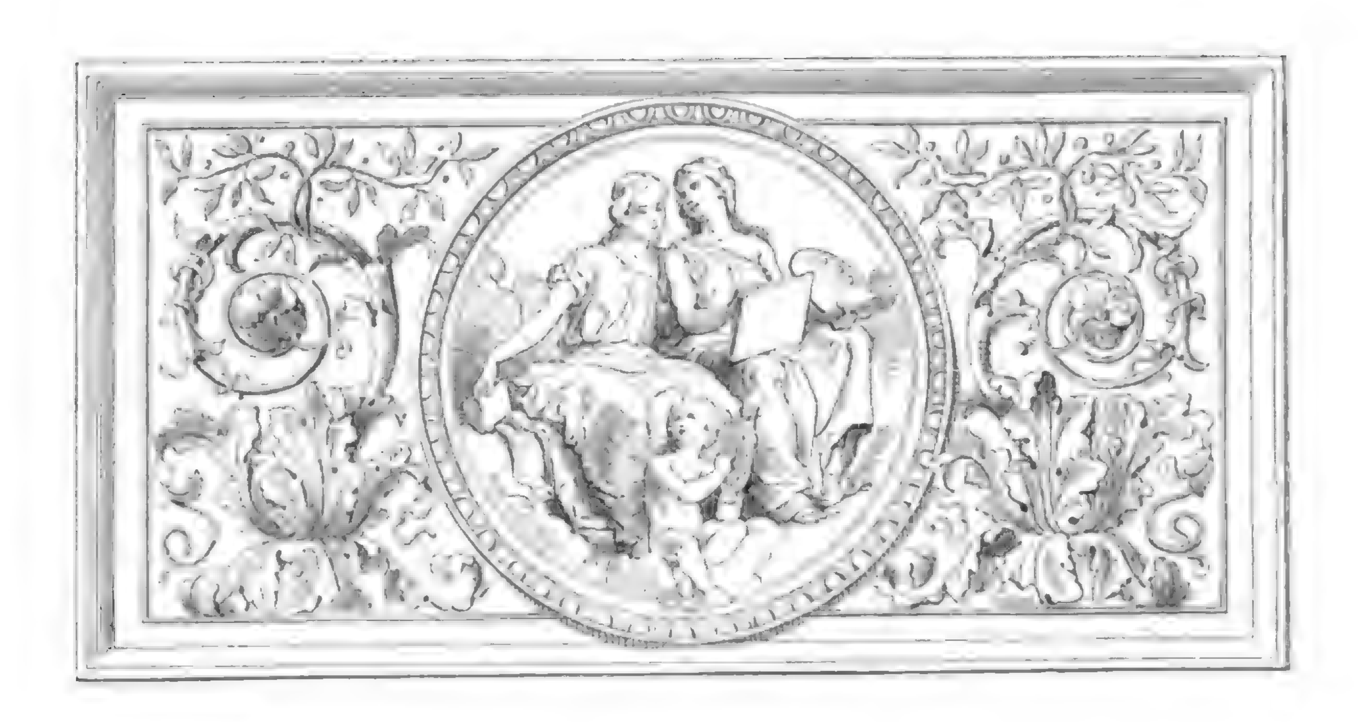
in dem ganzen übrigen Inhalt des Schreins ist festgehalten, daß auch das Kleine, was im Familienleben eine Bedeutung hat, die schöne Form verdient, und daß im gegenwärtigen Falle nichts zu gut sein konnte, um der Verehrung für die hohen Gönner des Kunstgewerbes, denen die Gabe bestimmt war, ihren Ausdruck zu verleihen.

* *
*

Es war ein Festtag für den ganzen Verein, der 10. Februar, an welchem die Überreichung des Schreins an die hohen Empfänger stattfand. Alle selbständigen Kunstgewerbtreibenden, welche mitgewirkt, über hundertunddreißig an der Zahl, hatten sich zu dem Akt eingestellt. Die gewinnende huldvolle Form, in welcher die höchsten Herrschaften die Gabe entgegennahmen, versetzte alle in die freudigste Stimmung; vergessen waren die Mühen und Plagen der fast vierjährigen auf- und niederwogenden Arbeit, die vielen Sitzungen und die kleinen und großen Kämpfe, als der hohe Herr und die hohe Frau sich die einzelnen Gegenstände vorlegen ließen. Der erste und der zweite Vorsitzende des Vereins, der Berichterstatter und Herr Hofrat Schröer, hatten das ehrenvolle Amt, von einem Punkt zum anderen die Herrschaften zu geleiten, welche darauf bestanden, daß ihnen alle Mitwirkenden vorzustellen seien. Für jeden ohne Ausnahme hatten sie ein freundliches, ein scherzhaftes, ein gutes, ein ermunterndes Wort; alle Einzelheiten wurden mit dem vollen Kunstverständnis, welches im kronprinzlichen Palais so hoch gepflegt ist, durchgeprüft, das Gegengeschenk des Dankes und der Anerkennung in eins verschmolzen rings ausgeteilt. Brausender Jubelruf aber folgte den Scheidenden nach der Schlußansprache des hohen Herrn, in welcher er gesagt, der Spielschrein werde „in seinem Hause“ aufgestellt, von den Seinigen benutzt und in Ehren gehalten werden, auf daß man nach langen, langen Zeiten, nach hundert — — Doch ich ziehe vor, es in der Form des jubelnden Festliedes von Professor Hildebrandt zu sagen, welches in der Festversammlung des Vereins zum Gewölbe emporschallte:

Daß nach Jahrhunderten die Welt
Am Spielschrein staunend seh,
Was deutscher Kunstfleiß hat vermocht
Am grünen Strand der Spree.





Die vier Temperamente.

Novelle

von

Leopold v. Sacher-Masoch.

Eine Poststation in Ostgalizien, eine kleine Stadt mit schmutzigen Straßen und einem seltsamen, aus Blumenduft, Talg und Knoblauch gemischten Geruch. Vor dem Posthause zwei schwarzgelbe Wagen, welche eben angekommen sind, ebensoviel Postillone, ein fluchender Postmeister, ein paar Juden in Hemdärmeln mit Schmachtlöckchen, ein paar Jüdinnen mit glänzenden Stirnbinden und zwei schreiende Scharen: Spatzen auf dem nahen Zaun und kleine krausköpfige Judenjungen um die Postwagen herum.

Eben kommen zu gleicher Zeit vier herrschaftliche Gefährte an. Auf dem Bock des einen sitzt ein Krakuse im blauen Rock mit rotem Kragen und roter, viereckiger Mütze mit Pfauenfedern und knallt mit der Peitsche. Sofort erscheinen an dem Fenster des einen Postwagens vier Mädchenköpfe, alle gleich jung und gleich hübsch, eine ganze Ladung zukünftiger Liebesgöttinnen.

Es waren dies vier adelige Fräuleins, Freundinnen, die in der Hauptstadt in ein Institut gesendet worden waren und jetzt als vollendete junge Damen zu ihren Eltern zurückkehrten. Man begrüßte sich unter endlosen Küssen, hundert Fragen wurden gestellt und beantwortet. Dann nahmen die Gefährtinnen voneinander zärtlich Abschied, und jede von ihnen wurde von ihren Verwandten nach einer anderen Richtung entführt. Schon setzten sich die Wagen in Bewegung, als die eine, die kleinste, aber, wie es schien, die energischste, Valeska, aufstand und den anderen zurief: „Morgen nachmittag bei Sobieslava, ja nicht vergessen!“

Drei allerliebste Köpfchen nickten zustimmend, und dann ging es unter Peitschenknall und Schellengeklingel fröhlich in den duftigen Sommerabend hinaus.

Am folgenden Nachmittag bereitete sich Sobieslava vor, ihre Gäste zu empfangen. Der Edelhof ihres Vaters, des Herrn von Dublanski, lag an der Kaiserstraße, aber das Herrenhaus wendete seine Hauptfront dem Garten zu, und hier, in einer

kleinen Laube, hatte Sobieslava selbst den Tisch gedeckt. Sie schnitt eben den Kuchen, als rasche Schritte herankamen, unter denen der weiße Kies schmerzlich zu seufzen schien, Schritte, welche die geborene Despotin verrieten. Es war Valeska, die zu Fuß herübergekommen war, da das Gut ihrer Eltern ganz nahe lag. Sie lachte, als sie die Freundin mit der Schürze sah. „Da sieht man gleich die gute Hausfrau, die Stubenhockerin," spottete sie.

„Diesen Kuchen habe ich selbst gebacken," erwiderte Sobieslava, „und ich bin stolz darauf."

Bald kamen auch die beiden anderen jungen Damen angefahren, und nun saßen sie alle vier in der Laube, nahmen Kaffee und Kuchen und plauderten.

„Kinder, da sind wir jetzt wie Heidenapostel in der Wildnis!" nahm Valeska von Romaschkan das Wort. „Was werden wir hier unter Bauern, die sich nur Sonntags waschen, und unter alten Onkeln und Tanten, deren einzige geistige Beschäftigung darin besteht, Whist zu spielen, anfangen?"

„Es giebt doch auch jüngere Herren hier," bemerkte Zoë von Paprozki, indem sie ihre lebhaften schwarzen Augen munter umhergehen ließ.

„Eskimos!" rief Valeska.

„Darauf müssen wir gefaßt sein," sprach Isidora von Lasnowitsch, die großen, blauen, träumerischen Augen aufschlagend, „daß uns hier niemand versteht. Sie sind alle um hundert Jahre zurück. Von den Ideen, welche die Frauenwelt heute bewegen, haben sie vollends keine Ahnung. Aber was sind Sie uns? Was erwarten wir von ihnen? Gerade hier ist Boden für meine Bestrebungen: es giebt keinen Arzt, ich werde die Kranken pflegen und ihnen Rat erteilen, ich werde in die Schule gehen —"

„Zu diesen bloßfüßigen, ungekämmten Kindern?" unterbrach sie Valeska verächtlich.

„Eben zu diesen," fuhr Isidora fort; ihr sanftes, zart gefärbtes Gesicht wurde warm und lebendig. „Wir sollen das Volk heranziehen; es ist unser Volk, von dem du so spöttisch sprichst, Valeska, und wenn es so arm und unwissend ist, so tragen unsere Vorfahren die Schuld, die wir gut zu machen haben."

„Sehr schön," sprach Valeska, nachdem sie sich eine Cigarette gerollt und angezündet hatte, „aber mir erscheint dieser Wirkungskreis zu eng. Wie die Dinge heute liegen, haben wir nur die Wahl, zu gehorchen oder zu herrschen. Wenn wir uns nicht mit dem Strickstrumpf oder dem Modejournal begnügen, wenn wir der Menschheit dienen wollen, so können wir dies nur dann, wenn wir uns die Männer unterthan machen. Ich fühle mich stark genug, einem jeden von ihnen ein Joch aufzuladen; aber lohnt es die Mühe, ein Dorf aus strohgedeckten Lehmhütten zu regieren? Mit einem freien, energischen Geist, mit einem eisernen Willen fühle ich mich fähig, auf die Geschicke eines ganzen Volkes Einfluß zu gewinnen, die Zügel eines großen Reiches zu führen." Sie war aufgestanden, und wie sie jetzt, den Kopf stolz erhoben, auf und ab ging, traute man ihr die Dinge zu, die sie aussprach. Valeska war zwar gar nicht das Bild einer Herrscherin, wie man es sich gewöhnlich denkt, sie war klein, schlank und graziös, aber wer in einem Menschenantlitz zu lesen verstand, empfand sofort, wenn nur ihr helles, meergrünes Auge auf ihm ruhte, daß hier eine große Kraft war, eine Kraft des Geistes und des Willens. Und wie viel Temperament lag um die feine Adlernase, um den trotzigen Mund, in dem starken, goldroten Haar und in jeder Bewegung ihrer Panterglieder. Ja, sie war erschaffen, zu befehlen, zu regieren, man glaubte es ihr aufs Wort.

„Ich will weder Sklavin noch Tyrannin sein," erwiderte Zoë, „ich will frei sein, und frei macht nur die Kunst."

„Das läßt sich hören," bemerkte Isidora, „obwohl mir die Kunst einerseits zu viel Traumhaftes und andererseits zu viel Sybaritisches an sich hat; ich ziehe

es vor, klar zu sehen und ernst zu arbeiten." Sie erhob sich, strich das weiche braune Haar aus der weißen reinen Stirn und legte dann den Arm um die kleine Zoë, die mit ihren runden Armen, ihrem vollen Nacken, ihrem frischen, leicht gebräunten Gesicht und ihrem schalkhaften Stumpfnäschen die fertige Soubrette war.

„Du wirst ohnehin zum Theater gehen," sagte sie mit fast wehmütigem Lächeln.

„Niemals! Ich bitte dich, meine Freundin, was fällt dir nur ein!" rief Zoë mit komischer Entrüstung; „wenn ich von der Kunst spreche, so meine ich jene, welche der Höhepunkt irdischen Strebens, die edelste Blüte des Menschengeistes ist: von der Tonkunst, von Malerei, Skulptur, Poesie. Gerade das Weib, das feiner organisiert ist als der Mann, ist zur Priesterin der Musen geschaffen."

„Und du, Sobieslava?" fragte plötzlich Valeska, „was denkst du? Du hast noch kein Wort gesprochen."

Sobieslava saß behaglich in ihrem Stuhl, die schönen Hände im Schoß gefaltet, ein gutes, herzliches Lächeln auf dem feingeschnittenen Antlitz, das so frische Farben hatte und einen so herrlichen, goldigen Rahmen von dem blonden Haar, das ihr weich und schwer bis auf den blendenden Nacken niedersank. „Was soll ich sagen?" sprach sie mit ihrer tiefen melodischen Stimme; „ich bin so glücklich, daß ich endlich Ruhe habe."

Alle begannen laut zu lachen.

„Nein, meine Geliebte," sagte dann Zoë, sie küssend, „wie kannst du nur so gleichgültig sein!"

„Ich bin nicht gleichgültig."

„Also phlegmatisch."

„Mag sein, ich fühle mich wohl dabei."

„Interessiert dich denn gar nichts?" fragte Isidora, welche groß und schlank, gleich einer begeisterten Priesterin, vor ihr stand.

„Du weißt ja, daß mich alles interessiert."

„Aber nichts so recht."

„Muß man über ein Buch, ein Gemälde in Ekstase geraten, um es zu verstehen?" erwiderte Sobieslava. „Ich denke, man faßt bei ruhigem Blute am besten auf."

„Mag sein," sagte Valeska, „aber es fehlt dir an Thatkraft. Bringe doch dein Blut ein wenig in Wallung, reite, schwimme, fechte —"

„Geduld hat schon oft mehr zuwege gebracht als Energie," versetzte Sobieslava, „und wer Opfer bringen kann, ist vielleicht größer als jener, der den Mut des Erringens hat."

„Kinder, zanken wir uns nicht," sagte jetzt Zoë, „wir dürfen niemals vergessen, daß wir von Feinden umgeben sind, und müssen deshalb treu zusammenhalten."

„Das versteht sich doch von selbst," meinte Isidora.

„Ich hoffe, daß es keine Verräterin unter uns giebt," sagte Valeska; ihre grünen Augen flammten schon bei dem Gedanken zornig auf.

„Man sagt, daß Mädchenfreundschaft sich in Feindschaft verwandle," bemerkte Sobieslava schalkhaft, „sobald ein Mann dazwischen tritt."

„Wir wollen der Welt den Beweis liefern, daß dies eine Verleumdung ist," sagte Isidora.

„Was ist mir ein Mann!" rief Valeska, die Lippen boshaft kräuselnd. „Ein Werkzeug, der Schemel, auf den ich meine Füße setze."

„Die Zeit ist vorüber, wo die Männer uns tyrannisieren und entzweien durften," stimmte die kleine reizende Zoë bei. Dabei warf sie ihre langen schwarzen Zöpfe zurück und zeigte die köstlichsten kleinen Zähne.

„Also Treue bis in den Tod," sprach Isidora feierlich.

„Wo ist ein Schwert?" fragte Zoë mit theatralischem Pathos. „Der Schwur muß auf ein Schwert geleistet werden wie in den ‚Hugenotten' oder im ‚Hamlet'."

Sobieslava lächelte und stand auf.

„Wohin willst du?" — „Was hast du vor?" — „Sie holt das Schwert!" rief es durcheinander.

„Einen Kochlöffel will ich holen,“ sprach die schöne Blonde ruhig; „das ist das Schwert, das uns ziemt.“

* *
*

Man war von Anfang an im ganzen Bezirk neugierig, die vier jungen Damen kennen zu lernen; die Erwartungen der Verwandten, Nachbarn, Freunde wurden durch das Gebaren derselben noch gesteigert. Es war merkwürdig, daß ein junges Mädchen wie Valeska allein in der Umgegend umherritt, tollkühn Hecken und Gräben übersetzte und mit der Flinte auf der Schulter den Wald durchstreifte; es hatte einen bizarren Reiz, Zoë mitten im Dorfe oder im Felde unter einem Schirm sitzen und nach der Natur zeichnen zu sehen; es war unerhört, daß eine Adelige in die Dorfschule ging, um dort gleich Isidora die Bauernkinder zu unterrichten; und vollends unglaublich und unbegreiflich, daß Sobieslava gleich nach ihrer Rückkehr die ganze Leitung des Hauswesens übernommen hatte.

Man überhäufte infolgedessen die vier Freundinnen mit Einladungen und gab alle möglichen ländlichen Feste ihnen zu Ehren. Das prächtigste unter denselben war das Erntefest, das auf dem Gute des Grafen Micewski stattfand.

Die Gäste versammelten sich im Schlosse von Stoba und nahmen in dem herrlichen, mit Tier- und Fruchtstücken berühmter Meister und alten Waffen geschmückten Speisesaal, dessen Fenster auf den Garten hinausgingen, den Kaffee, der von Eis, verschiedener kalter Creme, Torten, Kuchen und Früchten begleitet war. Der junge Graf Micewski fing sofort Feuer. Valeska war es, welche diese glänzende Eroberung machte; aber sie schien sie nicht nach ihrem Wert zu schätzen, denn sie behandelte den armen Grafen ziemlich schlecht.

Als Musik das Nahen des Erntezuges ankündigte, wurden die Glasthüren geöffnet, und die ganze Gesellschaft trat auf die weite Terrasse hinaus. Schon strömte die Menge in den Garten, und die Schnitter wurden sichtbar. Voran schritt die Dorfmusik, mit farbigen Bändern aufgeputzt, und spielte eine Kolomijka. Es folgten Knaben, ganz in Stroh gekleidet, mit Hüten aus Stroh auf dem Kopf, lebendige Garben; dann die Männer mit Sensen und Dreschflegeln; die Mädchen, gleich Bacchantinnen tanzend und die Sicheln schwingend, welche sie von Zeit zu Zeit nach dem Takt der Musik aneinander schlugen; die Frauen mit Rechen, an denen bunte Bänder und weiße Tücher flatterten. Hinter ihnen kamen zwei hübsche Mädchen, welche die beiden in Bärenfelle genähten Spaßmacher an der Kette führten und mit dem Kantschu antrieben; hierauf die Erntekönigin, das schönste Mädchen aus dem Dorfe, im Sonntagsstaat, roten Männerstiefeln, buntem Rock, blauem Mieder und neuem, farbig gesticktem Lammpelz, einen Kranz von Ähren auf dem Kopfe, auf einem kleinen, von vier Pferden gezogenen Wagen thronend, der mit Ähren, grünen Zweigen und Blumen geschmückt war. Ihr Gefolge bildeten kleine Mädchen, welche den riesigen Erntekranz, Garben, Früchte, Blumen mit Bändern, mit vergoldeten Äpfeln und Nüssen behangene Tannenbäume trugen und kleine weiße Lämmer führten.

Nun sah man den schwer beladenen Erntewagen nahen, mit vier ungarischen Ochsen bespannt, deren lyraförmige Hörner an die Campagna und an das sonnige Neapel mahnten. Den Schluß bildeten der Richter mit den Geschworenen und die übrigen festlich gekleideten Bauern und Bäuerinnen. Während die Musik spielte und alle das herrliche Erntelied sangen, begrüßte der Graf die Ankommenden, welche einen weiten Kreis um die Terrasse bildeten, dann wurde es still. Der greise Richter trat nun vor, beglückwünschte den Grafen und leerte zuletzt ein Glas auf sein Wohl und das des ganzen gräflichen Hauses.

„Viele Jahre! Viele Jahre!“ riefen hundert Stimmen zugleich, dann legte die Erntekönigin ihren Kranz zu den Füßen der Gräfin nieder, und schon wälz-

ten Kosak und Kutscher ein großes Faß herbei, und die Musik spielte zum Tanz.

Der greise Richter eröffnete denselben mit der Gräfin, der Graf mit der Erntekönigin, dann begann unter lautem Jauchzen das eigentliche Fest.

Während Isidora sich unter die Bauern mischte und mit den hübschen Burschen Kolomijka tanzte, Zoë eine Skizze der originellen Scene auf ein Blatt Papier hinwarf und Valeska, eine Cigarette rauchend, mit dem jungen Grafen plauderte, saß Sobieslava auf der Terrasse und sah dem bunten, lustigen Treiben vergnügt zu. Es währte nicht lange, so hatten sich die Freundinnen wieder um sie gruppiert.

„Ich liebe derlei Volksbelustigungen nicht,“ warf Valeska hin, „schon das Odeur dieser Leute ist mir entsetzlich.“

„Aber das Ganze ist doch ein originelles malerisches Schauspiel,“ erwiderte Zoë.

„Und wie gut die Burschen tanzen,“ sagte Isidora lächelnd, während sie sich die glühenden Wangen mit ihrem Taschentuch fächelte.

„Es scheint mir,“ sprach der alte joviale Oberst Napalewski, „daß Sie uns alle zum besten haben, meine Damen. Sie machen Ihre Studien an uns wie Salvator Rosa in der Wildnis und lachen heimlich auf unsere Kosten.“

„Sie sind ein Mann von Welt,“ gab Valeska zur Antwort, „mit Ihnen können wir ja offen reden. Wir finden in der That die ganze hiesige Gesellschaft unbeschreiblich langweilig, besonders die Männer. Die jungen Leute sind so fad, so ohne jedes Temperament, und die älteren Herren einfach versteinert.

„Sie müßten Koloniewski kennen,“ sprach der Oberst, „das wäre der Mann für Sie.“

„Koloniewski? Ich habe schon von ihm gehört!“ rief Zoë; „ein Sonderling, nicht?“

„Ein Mann der neuen Schule,“ sagte der junge Graf; „er leitet selbst sein Gut und zwar meisterhaft, außerdem ist er Arzt, Advokat, Lehrer, Philosoph, alles, was Sie wollen; er kuriert die Bauern, führt ihre Prozesse und unterrichtet ihre Kinder.“

„Ohne Zweifel ein außerordentlicher Mensch,“ bemerkte Isidora. „Warum sieht man ihn denn nicht?“

„Weil er unsere Gesellschaft meidet,“ gab der Graf zur Antwort.

„Das spricht für seinen Geist und seinen Geschmack,“ warf Valeska boshaft ein.

„Dieser Koloniewski interessiert mich!“ rief Zoë.

„Auch ich würde ihn gern kennen lernen,“ fügte Valeska hinzu.

„Wie schön wäre es, mit ihm gemeinschaftlich zu arbeiten und zu wirken,“ sagte Isidora. „Was meinst du, Sobieslava?“

„Ich liebe die Menschen nicht, die sich absondern, die ihren Weg für sich allein gehen,“ entgegnete die blonde Schöne, „es sind dies in der Regel Egoisten.“

„Du hörst ja, daß er das Volk liebt und für dasselbe thätig ist,“ unterbrach sie Isidora.

„Deshalb hat er es ja noch nicht nötig, sich uns gegenüber wie ein Menschenfresser zu verhalten.“

„Also du bist wieder die einzige, die ihn nicht kennen zu lernen wünscht.“

„Doch, es scheint mindestens ein Mann zu sein, der weiß, was er will,“ sagte Sobieslava.

„Ich verspreche Ihnen, meine Damen,“ sprach jetzt der Oberst, „daß Sie Koloniewski, der mich zuweilen besucht und einige Sympathie für mich zeigt, nächstens bei mir treffen sollen.“

„Charmant!“ rief Zoë, in die Hände klatschend, „ich könnte Sie küssen, Oberst!“

„Ich bitte,“ gab der lustige alte Herr zur Antwort, „ich habe gar nichts dagegen.“

* *
*

Schon zwei Tage später kam der Reitknecht des Obersten mit den Einladungen, und am dritten Tage fuhren die vier Freundinnen, alle gleich gespannt, den Menschenfresser kennen zu lernen, auf das Gut Napalewskis. Hier fanden sie eine

erlesene Gesellschaft, ein feines Gouter und zum erstenmal eine ungezwungene Unterhaltung nach ihrem Geschmack bei Croquet und Lawntennis, nur nicht den, den sie suchten.

Koloniewski hatte sich entschuldigt, er hatte einen Typhuskranken in seinem Dorfe, er kam nicht.

Die Mädchen waren recht ärgerlich.

„Es liegt doch eine gewisse Affektation in der Art und Weise, wie dieser Herr die Welt meidet,“ sagte Zoë.

„Ich wette, er sieht schlecht aus,“ bemerkte Valeska.

„Vielleicht ist er interessant, aber wie viele Gelehrte unbeholfen in Damenkreisen,“ bemerkte Isidora.

„Wozu sich den Kopf zerbrechen,“ sprach Sobieslava; „es ist uns einmal nicht bestimmt, dieses Weltwunder kennen zu lernen; ich für mein Teil werde mich darüber trösten.“

Die erste Folge der Abwesenheit Koloniewskis war daher, daß Valeska dem Grafen, welcher sich mit Eifer ihrem Dienste weihte, freundlichere Blicke zuwarf als sonst; die zweite, daß die vier Freundinnen sich bei der Rückfahrt in denselben Wagen setzten und sich förmlich gegen Koloniewski verschworen.

„Ungestraft lasse ich ihm sein Betragen nicht hingehen,“ begann Valeska.

„Du hast recht,“ stimmte Zoë lebhaft bei, „wir müssen uns rächen.“

„Wie das, wenn wir ihn gar nicht zu sehen bekommen?“ fragte Sobieslava.

„Kinder, eure Hand,“ versetzte Valeska, „wir versprechen uns, gegenseitig treu gegen Koloniewski zusammenzuhalten.“

Alle gaben ihr Wort.

„Eine jede von uns wird alles aufbieten, um ihn kennen zu lernen,“ fuhr Valeska fort.

„Und dann alle Minen springen lassen, um ihn zu erobern,“ fiel Zoë ein. „Wir sind doch vier Mädchen, alle jung und hübsch, jede ein anderes Genre; eine von uns wird ihm schließlich doch gefallen.“

„Ohne Zweifel,“ sagte Isidora, „und alle versprechen, ihn dann auszulachen.“

„Ja! ja!“ rief Zoë.

„Du bist es am wenigsten im stande,“ sagte Sobieslava. „Wenn er bestraft werden soll, bin ich dafür, ihn Valeska zu überlassen, sie wird es leicht fertig bringen, grausam gegen ihn zu sein.“

Valeska lächelte stolz. „Warum nicht?“

„Also schwört!“ rief Zoë.

„Ich schwöre nicht,“ erwiderte Sobieslava. „Es bedarf wohl keiner Versicherung, daß ich mir am wenigsten Mühe geben werde, ihn zu erobern; aber wer weiß, ob ich nicht, wenn es mir gelingt, gleichfalls Feuer fange. Man darf weder mit fremden Herzen noch mit seinem eigenen spielen.“

„Vom Herzen ist ja gar nicht die Rede,“ antwortete Valeska verächtlich. „Wer liebt heutzutage noch? Das ist altmodisch. Man verdreht ihm ein wenig den Kopf und läßt ihn dann laufen. Voilà tout!“

In diesem Augenblick stürzte der leichte kleine Wagen in der Dunkelheit der Nacht in eine jener Gruben, welche auf den galizischen Landstraßen mit tiefen Pfützen abwechseln, und warf um. Valeska, welche heroisch heraussprang, fiel auf einen Schotterhaufen und zerschlug sich die Knie. Zoë schrie, richtete sich auf, verlor das Gleichgewicht und schürfte sich den Arm auf. Isidora klammerte sich verzweifelt an den Kutschbock und schlug sich eine Beule. Nur Sobieslava blieb ruhig und erhob sich, als der Wagen dalag, vollkommen unverletzt vom Boden, um den Freundinnen Hilfe zu leisten.

„Da haben wir es wieder,“ sprach sie im Tone einer Mutter, die ihre Kinder schilt. „Was nützt euch eure Thatkraft, euer leichtes Blut; ich lobe mir mein Phlegma.“

* *
*

Am folgenden Morgen hatte die kleine lebhafte Zoë bereits ihren Plan fertig. Sie zog sich als Bäuerin an und machte sich zu Fuß auf den Weg nach Mostki, dem Gute Koloniewskis. Es war das erste Mal, daß sie so weit und noch dazu allein ging. Schon das war ein kleines

Abenteuer. Und wie hübsch war es, auf den kleinen Pfaden zwischen den Feldern dahinzuschreiten unter dem reinen blauen Himmel, bei fröhlichem Sonnenschein und dem traulichen Murmeln der Bäche. Hier lag eine Weide mit grasenden halbwilden Pferden, dort ein Teich, aus dessen Rohr die schwarzen Köpfe der Wildenten hervorschauten. In der Ferne zeigten sich strohgedeckte Hütten, ein Turm, Ziehbrunnen, am Horizont Waldesblau und dunkle Bergketten. Die Landleute, die ihr begegneten, sahen sie verwundert an; mancher lächelte wohl, blieb stehen und sah ihr nach, aber keiner wagte es, sie anzureden. Jeder grüßte sie nur mit einem „Gelobt sei Jesus Christus!“ und sie antwortete so freudig, so aus ganzem Herzen: „In Ewigkeit! Amen.“

Zoë war auch in der That eine allerliebste Bäuerin. Wie hübsch kleideten die roten, faltigen Saffianstiefel ihre kleinen Füße, wie graziös erschien ihre kleine, volle Gestalt in dem kurzen, geblümten Rock, dem blauen Mieder, dem weißen bauschigen Hemd; wie reizvoll hob sich ihr mutwilliger Kopf mit dem kecken Stumpfnäschen, den frischen Lippen und den dunklen Augen von dem weißen, farbig gestickten Lammpelz ab; und wie kokett schaukelten ihre langen, dicken, mit roten Bändern geschmückten schwarzen Zöpfe auf demselben!

Als sie in Mostki in die Stube trat, in welcher Koloniewski die Bauern zu empfangen und ihnen Rat zu erteilen pflegte, sah auch er, der Menschenfresser, der mitten in dem weiten Raum an einem großen, mit Büchern und Schriften bedeckten Tische saß, sie erstaunt an.

Es waren noch mehrere Leute da, die er abzufertigen hatte; sie setzte sich daher auf eine der Bänke, die an den Wänden standen, und hatte Muße, Koloniewski zu betrachten.

Schön war er eigentlich nicht, aber gewinnend auf den ersten Blick. Zu studieren war auch nicht viel an ihm, denn sein ganzes Wesen lag gleich offen da. Zwei Hauptzüge desselben prägten sich entschieden in seiner hohen, schlanken, sehnigen Gestalt und in seinem ehrlichen, intelligenten Gesicht aus: Güte und Energie.

Endlich ein Mann! dachte Zoë, und zugleich sagte sie sich, daß Sobieslava eigentlich sehr klug war, den verhängnisvollen Schwur nicht zu leisten.

Der letzte der Bauern hatte sich entfernt, und Koloniewski sah sie fragend an. Zoë erhob sich und trat, ein wenig befangen, an den Tisch.

„Was wünschen Sie?“ fragte der Menschenfresser artig, aber ohne sich zu erheben.

„Ich möchte Sie um Ihren Rat bitten, Herr Koloniewski.“

Wieder sah er sie erstaunt an.

„In welcher Sache?“ fragte er dann.

„Ich möchte einen Beruf erwählen, zu dem meine Eltern niemals ihre Zustimmung geben werden, einen Beruf, zu dem mein ganzes Wesen hindrängt,“ sagte Zoë. „Können meine Eltern mich hindern, wenn ich etwas gegen ihren Willen unternehme?“

Koloniewski sah sie an und lächelte; dann stand er auf und brachte ihr einen Stuhl. „Vor allem setzen Sie sich.“

„Ich danke sehr.“

„Und nun zur Sache.“ Koloniewski nahm ein Buch, schlug es auf und zeigte Zoë, welche, die Hand auf die Lehne des Stuhles gestützt, dastand, den betreffenden Paragraph des bürgerlichen Gesetzbuches. „Sie wollen zum Theater gehen, nicht wahr?“

„Nein, gewiß nicht!“

„Doch, Sie haben diese Idee. Also, solange Sie minderjährig sind — und Sie sind höchstens sechzehn Jahre alt —, haben Ihre Eltern das Recht, Sie zu hindern. Es heißt also Geduld haben, bis Sie volljährig sind, und bis dahin sind Sie verheiratet und haben andere Dinge im Kopf.“

„Sie glauben —“

„Und wenn ich Ihnen noch weiter raten darf —“

„Ich bitte —“

„Dann geben Sie es auch auf, im Leben Komödie zu spielen.“

Zoë war blutrot geworden und sank vollkommen vernichtet auf den Stuhl.

„Sind Sie mir böse?“ fragte er gutmütig.

„Nein — im Gegenteil.“

„Gehen Sie auch nicht allein herum,“ fuhr Koloniewski fort, „und am wenigsten in diesem koketten Anzug; Sie sind noch viel zu jung und auch — viel zu hübsch dazu, um dies wagen zu können. Von unseren Bauern haben Sie nichts zu fürchten, aber Sie könnten einmal einem Handwerksburschen oder einem Strolch begegnen und ein unangenehmes Abenteuer haben.“

„Ich danke Ihnen,“ sprach Zoë und gab ihm die Hand; zugleich kam ihr aber ein spaßhafter Gedanke in den Sinn. Der Menschenfresser mußte ein wenig gestraft werden. Koloniewski drückte ihr ehrlich die Hand, und sie, die Spitzbübin, schrie auf.

„Was haben Sie?“

„Sie haben mir weh gethan,“ erwiderte Zoë. „Ich bin gestern aus dem Wagen gefallen und habe mir den Arm aufgeschürft.“

„Legen Sie doch Arnika auf.“

„Wir haben keine zu Hause.“

Koloniewski stand auf und holte aus einem großen Schrank, der seine Apotheke enthielt, ein Fläschchen. „Hier; Sie wissen, wie Sie es anwenden?“

„Ach, Sie sind so gut, Sie werden mir das zeigen!“ rief sie und schob den Ärmel ihres Pelzes und das gestickte Hemd ein wenig empor, so daß der reizendste Mädchenarm sichtbar wurde. Aber sie verrechnete sich auch diesmal, die kleine Komödiantin. Koloniewski ging wieder zum Schrank und holte ein Leinwandläppchen und eine Binde, mischte Arnika und Wasser in einem Glase, legte die Kompresse kunstgerecht an und zog dann selbst vorsichtig den Ärmel des Pelzes wieder herab, alles mit dem kalten Blick eines alten Wundarztes und als ob er ein Großmütterchen vor sich habe und nicht den reizendsten schwarzäugigen Schalk von kaum sechzehn Jahren.

„Befehlen Sie noch etwas?“

„Nein — ich — ich möchte nicht —“

„Dann bitte ich um die Erlaubnis, Sie begleiten zu dürfen,“ sprach Koloniewski, „denn Sie dürfen den Weg nicht ein zweites Mal allein machen, mein Fräulein.“

„Ich bin sehr verbunden,“ stammelte Zoë, immer verwirrter, „aber ich wohne so weit —“

„In Siedlisko?“

„Ja.“

„Ich habe also das Vergnügen, Fräulein von Paprozki bei mir zu sehen?“

Zoë nickte. Sie fand keine Worte mehr. Der Menschenfresser nahm Mütze und Rock und rief seinen Jagdhund, dann schritten beide hinaus in das weite sonnige Land.

* * *

Indes hatte Isidora auch bereits die ersten Fäden ihres Netzes gesponnen.

In ihrem Dorfe, Malinowka, war eine Bäuerin am Wechselfieber erkrankt. Dasselbe trat allerdings sehr heftig auf, aber unter anderen Umständen wäre Isidora desselben wohl allein Herr geworden; diesmal fand sie es jedoch nötig, nach Herrn Koloniewski zu senden.

Ein Bauerjunge wurde abgesendet und kam mit dem Bescheid, der gnädige Herr werde gegen Abend kommen. Als Koloniewski eintraf, war es bereits dunkel, und in der Stube, in der die Kranke auf der Ofenbank lag, mit ihrem Schafspelz zugedeckt, brannte kein Licht, nur die Flamme des Herdfeuers warf von draußen durch die offene Thür einen roten Schein herein. Er sah wohl, daß noch jemand da war, aber nahm nicht viel mehr als die Umrisse einer weiblichen Gestalt wahr. Ohne diese weiter zu beachten, fühlte er der Bäuerin den Puls, befragte sie über verschiedene Symptome und gab ihr dann selbst das erste Chininpulver. Nachdem er der Kranken noch eine strenge Diät vorgeschrieben hatte, öffnete er das Fenster und nahm ihr den Pelz weg. „Ihr erstickt ja,“ sagte er; „ist es denn nicht möglich, euch Bauern begreiflich zu machen,

daß mit Arzeneien allein wenig gethan ist, daß frische Luft und Fasten meist viel wichtiger sind. Ich wette, morgen, wo das Fieber ausbleibt, eßt Ihr wieder Gurken oder saure Sahne."

„Ja, man hat mit diesen großen Kindern seine liebe Not," sagte jetzt eine tiefe, schöne Stimme.

Koloniewski wurde aufmerksam. „Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht begrüßt habe," sprach er, „es ist so finster hier, ich bin noch in diesem Augenblick im Zweifel, wen ich vor mir habe."

Isidora hieß den Jungen Licht machen. „Ich widme mich gleich Ihnen unserem Landvolk," fuhr Sie dann fort, „ich gebe mir Mühe, dasselbe aufzuklären, zu unterrichten, und kämpfe gegen den Aberglauben, vor allem am Krankenbett, wo er am schädlichsten ist. Leider besitze ich nicht Ihr tiefes Wissen und kann daher nur als Pflegerin gute Dienste leisten."

„Es macht Ihnen Ehre," erwiderte Koloniewski, „daß Sie Sinn und Herz für die Bedürfnisse und Leiden des Volkes haben. Dies ist die Hauptsache. Mein Wissen ist auch nicht weit her, aber ich habe Erfahrungen gesammelt und habe den Willen, zu helfen."

Der Junge brachte eine kleine Naphthalampe und setzte sie mit einer Art künstlerischem Geschick auf den Ofen, so daß ein kräftiges Rembrandtsches Licht von oben auf Isidora fiel, welche, einfach und dunkel gekleidet, auf der mit Blumen bemalten roten Truhe der Bäuerin saß, den Ellenbogen auf das Knie und den sanften, schwermütigen Kopf mit den großen träumenden blauen Augen und dem braunen Madonnenhaar in die Hand gestützt.

Eine Weile schwiegen beide. Koloniewski sah das schöne Geschöpf überrascht an, und sie blickte zur Erde.

„Sie sind noch so jung," begann er dann, „Sie haben noch alle Zeit zu lernen; aber was sich nicht lernen läßt, besitzen Sie schon im reichsten Maße: Sie haben das Auge, welches tröstet, weil man in demselben Empfindung und Mitleid leuchten sieht, und die zarte Hand, welche lindert, wo sie nicht zu heilen vermag."

„Sie sind zu gütig," erwiderte Isidora und sah ihm jetzt voll und ruhig ins Gesicht. Koloniewski hatte auch auf sie sofort einen Eindruck gemacht: erst seine ruhige, sichere Art, seine Stimme, dann sein Blick und jetzt, wo sie ihn scharf ins Auge gefaßt hatte, auch sein nicht gewöhnlicher männlicher Kopf.

„Wie kommen Sie in diese Gegend?" fuhr er fort, „denn Sie sind fremd hier."

„Nicht ganz. Ich habe meine Eltern hier."

„In Malinowka? Vergeben Sie, daß ich Sie in dieser Weise ins Verhör nehme, aber die ungewöhnliche Art unseres Zusammentreffens wird mich vielleicht entschuldigen."

„Ich bin Isidora Lasnowitsch."

„Ah! Sie sind erst unlängst aus Lemberg zurückgekehrt, mein Fräulein?"

„Ja, aus dem Institut."

„In welchem Institut lernt man so nützliche Dinge und bekommt eine so ernste Geistesrichtung?"

„Ich habe meist aus eigenem Antrieb gelesen und studiert," erwiderte Isidora bescheiden.

„Um so besser," sprach Koloniewski; „dann ist Ihr Streben gewiß echt. Sie sind ein seltenes Mädchen, wie ich sehe; es freut mich, daß ich Sie kennen gelernt habe. Das ist kein Kompliment, ich mache keine Komplimente." Er gab Isidora die Hand, in die sie rasch und erfreut die ihre legte.

„Ich hoffe auch, Ihnen jetzt öfter zu begegnen," fuhr er fort; „wenn man zusammen wirkt, läßt sich ungleich mehr erreichen. Eine so liebenswürdige Berufsgenossin zu finden, habe ich mir allerdings nicht träumen lassen."

„Ich zähle auf Sie, Herr Koloniewski," erwiderte Isidora, „Sie werden mich leiten, mich belehren und mich schelten, wenn ich etwas schlecht gemacht habe."

Koloniewski verneigte sich tief. „Werden Sie bei der Kranken bleiben?" fragte er dann.

„Sobald Sie es nötig finden, will ich die Nacht bei ihr wachen.“

„Eines so großen Opfers bedarf es hier nicht, mein Fräulein; es genügt, wenn Sie noch zwei Stunden hier bleiben und der Kranken noch zwei von diesen Pulvern geben.“

„Ist die Pause nicht zu gering?“

„Ich sehe, Sie kennen die Wirkung des Medikamentes. Nein, bei diesen zähen, starken Naturen muß man ganz anders eingreifen als bei unseren zarten, empfindlichen Damen.“

„Und morgen?“ fragte Isidora.

„Ich werde übermorgen kommen, vor dem Paroxysmus; werden Sie da sein?“

„Gewiß.“

„Dann gute Nacht.“ Er neigte sich ehrerbietig vor ihr und verließ die Hütte, in der Isidora in einer seltsamen Aufregung zurückblieb. Sie war so stolz, gleich bei der ersten Begegnung seine Sympathie erregt zu haben, und zu gleicher Zeit ein wenig beschämt über die kleine Intrigue, welche sie ihm gegenüber angewendet hatte, und während sie neben der Fieberkranken saß und derselben von Zeit zu Zeit ein kühlendes Getränk reichte, mußte sie immer wieder an ihn denken, den sie fangen wollte wie die Katze die Maus und der mit einemmal mitten in dem goldenen Gewebe ihrer kindlichen Phantasie stand und dasselbe vollständig beherrschte.

* * *

Valeska gab sich mit derlei kleinen Künsten nicht ab, sie hatte beschlossen, wie es einer sarmatischen Amazone ziemte, hoch zu Roß in Koloniewskis Herz hineinzustürmen. Man hatte ihr berichtet, daß der letztere jeden Abend, wenn es zu dämmern begann, zwischen seinem Dorfe Mostki und Lubien, dem Gute des Herrn Romaschkan, hinter einem hohen Zaune bei einem Birkenbaum auf dem Anstand war und die wilden Enten erwartete, welche um diese Zeit von dem Teiche von Mostki nach jenem von Lubien zogen.

Daraufhin berechnete Valeska ihren Plan, der ihr über Erwarten zu ihrem eigenen Schaden gelang. Wie sonst saß Koloniewski im Grase, den Rücken an den Baumstamm gelehnt, die Flinte im Arm, und spähte in die stille Abendluft, in den klaren, wolkenlosen Abendhimmel hinaus, als eine schöne, schlanke Amazone im blauen Reitkleide, mit wehendem Schleier auf der kleinen viereckigen Mütze, angesprengt kam. Koloniewski sah mit aufrichtiger Bewunderung, wie sie erst den Graben, dann den kleinen Bach im Sprunge kühn und sicher nahm. Jetzt nahte sie dem Zaun, an dem er saß, und trieb ihren feurigen Rappen mit der Gerte und mit lautem, energischem Zuruf an; aber das Hindernis war zu hoch, das arme Tier scheiterte und kam nur mit den Vorderfüßen hinüber. In demselben Augenblick glitt Valeska, die schon vorher den Fuß aus der Gabel gezogen hatte, links aus dem Sattel und zur Erde. So weit war alles vortrefflich berechnet, und schon eilte ihr auch Koloniewski, wie sie es erwartet hatte, zu Hilfe. Aber bei dem Versuch, sich zu erheben, verwickelte sie sich in die lange Schleppe ihres Reitkleides, stürzte nochmals und diesmal verstauchte sie sich in allem Ernste den Fuß.

Die Komödie war zu Ende. Die kleine Despotin bedurfte in der That eines rettenden Armes. Während Koloniewski sie aufhob und sie sich auf seine Schulter stützte, waren noch zwei Hirten herbeigeeilt, die den Rappen aus seiner peinlichen Lage befreiten.

„Haben Sie sich weh gethan?“ fragte Koloniewski.

„Nur ein wenig,“ erwiderte Valeska heroisch, „aber ich kann mit dem rechten Fuß nicht auftreten.“

„Erlauben Sie, daß ich ihn untersuche?“

„Sind Sie Arzt?“

„So halb und halb.“

Während Koloniewski sich vor ihr auf ein Knie niederließ, lehnte sich die schöne Amazone an den Zaun und setzte ihm, ohne sich lange zu besinnen, den rechten

Fuß auf das Knie. Während er denselben untersuchte, biß sie ein wenig die Zähne zusammen.

„Schmerzt er?“ fragte Koloniewski.

„Ja.“

„Es ist auch schon eine leichte Geschwulst da,“ fuhr er fort, „wir wollen sofort eine Kompresse auflegen. Aber wie kann man auch so unvorsichtig sein, mein Fräulein!“

Valeska lächelte. „Jetzt schelten Sie mich auch noch.“ Sie ließ sich mit seiner Hilfe im Grase nieder, und nun eilte er selbst zum nahen Bache, holte Wasser und legte ihr den ersten Verband an.

„Ich danke Ihnen, Sie sind sehr gütig,“ sagte Valeska. „Wem danke ich diesen raschen Beistand?“

Koloniewski stellte sich vor.

„Ich bin Valeska von Romaschkan,“ sagte sie hierauf, „Ihre Nachbarin. Aber wie komme ich jetzt nach Hause? Das beste wäre, diese Leute mit dem Pferde nach Lubien zu senden und einen leichten Wagen kommen zu lassen.“

„Wozu?“ gab Koloniewski zur Antwort. „Das Herrenhaus von Lubien ist nicht so weit entfernt, und dann würde das Fahren auf den schlechten Wegen die Sache nur noch schlimmer machen. Gestatten Sie mir einfach, Sie nach Hause zu bringen.“

„Sehr gern, aber wie?“

„Auf meinen Armen.“

„Warum nicht; wenn ich Ihnen nur nicht zu schwer bin.“

Valeska sah sich bereits als Siegerin. Während er sie aufhob und sie die Arme um ihn legte, meinte sie ihm eine unzerreißbare Schlinge um den Hals zu werfen; er gehörte ihr, wie in den Legenden der Vorzeit der gefangene Christensklave der schönen jungen Sultanin. Koloniewski sendete die Hirten mit dem Pferde voraus und folgte langsam mit seiner herrlichen Last. Nur einmal hielt er Rast, bei dem Christusbilde am Rande des Wäldchens. Hier ließ er die reizende Amazone sanft auf das samtene Moos nieder und schöpfte Atem, während sie ihn mit ihren grünen Nixenaugen freundlich anlächelte.

„Man hat Sie mir als einen Mann geschildert, vor dem man sich fürchten muß, und ich finde, daß Sie so gut sind.“

„Sie überschätzen den kleinen Dienst, den ich Ihnen leiste,“ antwortete Koloniewski ernst, „ich erfülle nur eine Menschenpflicht.“

„Warum nehmen Sie mir die Illusion, daß Ihre Sorge mir selbst, meiner Person gilt?“

„Die Pflicht wird eben bei Ihnen zu einer angenehmen,“ entgegnete Koloniewski lächelnd; dann nahm er Valeska wieder auf die Arme, und diesmal ging es ohne Unterbrechung bis Lubien, dessen weiße Mauern, rote Dächer und hohe Pappeln bereits von weitem gewinkt hatten. An dem Gitterthore kamen ihm Frau von Romaschkan und Valeskas kleine Brüder entgegen. Der Vater begrüßte ihn im Hofe. Alle dankten ihm auf das wärmste, während ihm die schüchternen Vorwürfe, welche Valeska gemacht wurden, sofort verrieten, daß das ganze Haus unter ihrer Botmäßigkeit stand. Man hatte einen Sessel gebracht, in dem die kleine Tyrannin jetzt saß, während Koloniewski ihrer Mutter die nötigen ärztlichen Weisungen gab.

„Das sieht fast aus, als ob Sie mich jetzt einfach meinem Schicksal überlassen wollten!“ rief Valeska. „Ist das ritterlich?“

„Vergeben Sie, aber ich habe noch im Dorfe zu thun —“

„Nein, Sie bleiben hier.“ Valeska befahl bereits, aber sie befahl so hübsch, so anmutig, daß Koloniewski gern gehorchte. Er verneigte sich und blieb. Auf Valeskas Anordnung wurde eine niedere Ottomane in die offene Veranda gestellt, und nachdem die Amazone ihr Reitkleid mit einem Schlafrock und einer bequemen Pelzjacke, die Reitstiefel mit türkischen Pantoffeln vertauscht hatte, streckte sie sich in den weichen Kissen aus und zog Koloniewski auf den Sitz neben sich. Eine

echte Despotin, lag sie jetzt, in veilchenblauen Sammet und königlichen Hermelin geschmiegt, auf dem Tigerfell, das über die Ottomane gebreitet war, und plauderte ungezwungen und geistreich mit ihrem Gast, indes die Zofe einen kleinen Tisch deckte und den Thee servierte.

„Sie ist wirklich sehr emancipiert," sagte Herr von Romaschkan zu seiner Frau, „zu meiner Zeit war ein tête à tête zwischen einer jungen Dame und einem Herrn streng verpönt."

„Laß sie doch gehen," erwiderte die Mutter, „wenn sie sich nur einen Mann erobert. Die Sitten und Gewohnheiten unterliegen der Mode wie die Kleider, aber die Sache bleibt dieselbe, ob man mit dem Strickstrumpf oder mit dem Fächer, mit einem Buche oder mit der Reitgerte in der Hand siegt. Der Zweck ist schließlich doch nur, ein Netz zu weben, in dem der Herr der Welt wie ein Fischchen zappelt."

„Eigentlich bin ich zufrieden, daß mir dieser Unfall passiert ist," sagte Valeska. „Jetzt habe ich Sie hier; das wäre mir sonst nicht so leicht gelungen. Sie fliehen ja die Menschen."

„Nur jene, welche nichts zu thun haben," erwiderte Koloniewski, „denn gerade diese sind erfinderisch darin, anderen arbeitsamen Menschen ihre Zeit zu stehlen."

„Wie lange glauben Sie, daß die Geschichte mit meinem Fuß dauern wird?"

„Wenn Sie sich in acht nehmen, vierzehn Tage."

„Nicht länger? Nun, wenigstens habe ich Aussicht, Sie in diesen vierzehn Tagen bei mir zu sehen."

„Jederzeit, mein Fräulein, sobald Sie es befehlen."

„O, fordern Sie mich nicht heraus," rief Valeska, „ich habe Talent zum Befehlen!" Sie richtete sich auf, und bei der raschen Bewegung fiel eine ihrer goldroten Flechten, die bei dem Sturz vom Pferde losgegangen war, nach vorn und hob sich effektvoll von dem veilchenblauen Sammet und dem schneeweißen Hermelin ihrer Jacke ab. „Vor allem eine neue Kompresse, mein Freund, Sie sind nachlässig als barmherziger Bruder."

„Vergeben Sie." Koloniewski beeilte sich, den Verband zu erneuern. Kaum war er fertig, hatte sie einen neuen Auftrag für ihn. Er sollte den Thee einschenken. Nun war die Tasse gefüllt, und sie wünschte Rum, dann etwas von der Wildpastete, dann wieder eine Schnitte von der Torte. Koloniewski merkte nicht, wie sie ihn unmerklich in das Joch spannte. Da er alles Klare und Entschiedene liebte, bestach ihn die energische Art dieses jungen Mädchens, und nebenher wirkte, ihm unbewußt, der Zauber ihrer seltenen, pikanten Schönheit. Als es dunkel und kalt geworden war, verlangte die kleine Despotin auf ihr Zimmer gebracht zu werden. Wieder nahm sie Koloniewski auf den Arm, und diesmal lohnte ihn ein langer Händedruck und ein langer Blick voll Zutrauen und Sympathie. Als er sich empfahl, fragte Valeska rasch, wann er wiederkommen werde.

„Morgen."

„Zu welcher Zeit?"

„Nachmittags."

„Und bleiben Sie dann bei mir?"

Koloniewski neigte sich stumm über ihre kleine bebende Hand und küßte dieselbe.

Vierzehn Tage, dann werde ich erst wieder zu Pferde steigen dürfen! war ihr erster Gedanke, als er fort war. O, wie freue ich mich darauf, mit ihm zu reiten und zu jagen!

* * *

Als Koloniewski am folgenden Nachmittag nach Lubien kam, lag Valeska wieder in der Veranda auf der Ottomane ausgestreckt und erwartete ihn. Sie streckte ihm von weitem schon die Hand entgegen und lächelte ihm liebenswürdig zu. Nachdem Koloniewski den Fuß untersucht hatte, erklärte er die Geschwulst für abgelaufen und man könne nun den festen Verband anlegen. Er hatte zu diesem Zwecke alles mitgebracht und entledigte

sich seiner Aufgabe mit dem Ernst und der Geschicklichkeit eines erfahrenen Wundarztes. Valeska fühlte, daß es bei diesem Manne keinen Dilettantismus, kein Spiel gab, daß er nichts unternahm, ohne sich über sein Ziel klar zu sein und die Mittel, die zu demselben führten, zu beherrschen. Seine Sicherheit imponierte ihr, und sein freies, ehrliches Wesen fesselte sie mehr und mehr. Sie war deshalb ziemlich unangenehm überrascht, als er, nachdem er etwa eine Stunde mit ihr verplaudert hatte, aufbrach.

„Ich dachte, Sie blieben bei mir und vertrieben mir die Zeit," sagte sie, die Brauen finster zusammenziehend.

„Es ist leider unmöglich," erwiderte er, „ich habe eine Fieberkranke in Malinowka, die heute ihren Paroxysmus bekommt."

„Dann versprechen Sie mir wiederzukommen."

„Sobald ich nicht zu anderen Kranken geholt werde."

Valeska sah ihn an und kehrte ihm dann den Rücken.

„Sind Sie böse?"

„Ich habe alle Ursache dazu."

„Sie zürnen mir, weil ich mein Vergnügen der Pflicht opfere. Das ist ungerecht."

„Wenn Sie gern hier wären, würden Sie mich nicht verlassen. Ich bin auch leidend."

„Ich werde wiederkommen."

„Ihr Wort, Sie kehren zurück, und wenn es noch so spät ist."

„Mein Wort."

„Ich werde Sie erwarten."

„Und Sie sind nicht mehr böse?"

Sie kehrte ihm das schöne, ein wenig bleiche Gesicht zu und lächelte.

„Auf Wiedersehen," sprach er und küßte ihre Hand.

Es begann bereits zu dunkeln, als Koloniewski nach Malinowka kam. Die kranke Bäuerin saß vor ihrer strohgedeckten Hütte auf der Bank und neben ihr Isidora in einem grauen Kleid, ein weißes Tuch um den Kopf geschlungen, ungleich ähnlicher einer barmherzigen Schwester als einem galizischen Edelfräulein. Sie erhob sich und ging Koloniewski entgegen, ernst und herzlich. Nachdem sie sich die Hand gedrückt, erstattete sie ihm Bericht. Er nickte zufrieden. „Sind heute Symptome eines neuen Anfalls da?" fragte er hierauf.

„Allerdings," erwiderte Isidora, „Mattigkeit und leichte Schauer."

„Dann geht nur sofort zu Bett," befahl Koloniewski, „vorher wollen wir ihr aber noch einmal Chinin geben." Während Isidora der Kranken das Pulver reichte und sie zu Bette brachte, saß Koloniewski auf der Bank vor der Hütte und sprach mit den Kindern.

Es währte nicht lange, so trat auch Isidora heraus und nahm neben ihm Platz.

„Ich hoffe, hier ist das Ärgste vorüber," sagte er, „dagegen wird Ihre Freundin Valeska noch nicht sobald zu Pferde steigen dürfen."

„Sie behandeln sie auch?"

„Ja."

„Ein interessantes Mädchen, nicht?"

„Allerdings," sagte Koloniewski, „es ist eine große Kraft, und es sind starke, glückliche Anlagen in diesem scheinbar zarten Körper; aber ich fürchte, sie findet nicht den richtigen Wirkungskreis, und dann stiftet eine solche elementarische Natur mehr Schaden als Nutzen. Wenn Valeska nicht zu schaffen vermag, wird sie zerstören, und wenn ihr nicht Gelegenheit geboten wird, ihren Geistesgaben angemessen, zu regieren, wird sie knechten und mißhandeln."

„Sie hat doch immer ein gutes Herz."

„Mag sein, aber ein gefährliches Temperament."

„Man hat alle Ursache, Sie zu fürchten, wie ich sehe," sprach jetzt Isidora. „Sie haben einen durchdringenden Blick, Sie sezieren die Menschen bei lebendigem Leibe. Ich möchte wissen, was Sie von mir denken."

„Das Beste, mein Fräulein, aber ich fürchte —"

„Sehen Sie, Sie haben auch schon bei mir eine Schattenseite entdeckt.“

„Sie haben einen schwermütigen Zug, der Ihnen manches Weh bereiten wird.“

„Ich weiß es; aber es ist besser, das Leben zu ernst anzusehen als allzu sorglos. Aus der Sorglosigkeit wird nur zu bald Leichtfertigkeit.“

In diesem Augenblick hörte man Pferdegetrappel, und im nächsten hielt ein Kosak vor dem Zaun und rief herüber: „Ist der gnädige Herr Koloniewski da?“

„Ja, was soll es denn?“

„Bei uns ist ein Knecht von einem Pferde gebissen worden; Herr Dublanski läßt bitten, der gnädige Herr möchte herüberkommen.“

„Ich komme.“

„Wollen Sie mein Pferd nehmen, Herr Wohlthäter?“

„Auch das.“ Koloniewski öffnete das Thor und schwang sich in den Sattel. Isidora hatte ihn begleitet und gab ihm die Hand. „Wann sehe ich Sie wieder?“

„Kommen Sie doch einmal in meine Schule, Fräulein von Lasnowitsch.“

„Sehr gern.“

„Bald?“

„Ja, bald. Gute Nacht.“

Koloniewski ritt im scharfen Trab davon und kam bald nach Karotschyroff, wo ihn Herr von Dublanski im Hofe erwartete. Der prächtige alte Herr, der, seine lange türkische Pfeife schmauchend, auf- und abgegangen war, öffnete selbst das Thor, begrüßte den seltenen Gast herzlich, rief den Kutscher, der Koloniewski das Pferd abnahm, und faßte den letzteren dann unter den Arm, um ihn zu dem Schwerverletzten zu führen. Diesmal war in der That rasche Hilfe nötig, und nachdem Koloniewski dem armen Teufel einen kunstgerechten Verband angelegt und für die richtige Pflege Sorge getragen, erklärte er, er wolle noch bleiben und den Erfolg abwarten.

„Meine Damen haben darauf gerechnet, daß Sie mit uns zu Nacht essen,“ sagte Dublanski.

„Sehr verbunden,“ erwiderte Koloniewski, „aber ich bin ein schlechter Gast. Ich bin so sehr gewöhnt, frugal zu leben, daß ich —“

„Keine Entschuldigungen,“ unterbrach ihn der alte Herr, indem er ihn wieder unter den Arm nahm, „wir kennen Sie ja, mein lieber Diogenes und Cato. Betrachten Sie unser Haus als das Ihre und legen Sie sich keinen Zwang auf.“

Sie traten in den Hof, und zu gleicher Zeit kam Sobieslava langsam aus dem Garten. Koloniewski blieb überrascht stehen. Ein solches Mädchen hatte er noch nicht gesehen, die liebsten Gestalten der Dichter und Maler schienen mit einemmal lebendig vor ihm zu werden. War das Gretchen oder Klärchen, Puschkins Tatjana oder Lermontoffs Prinzessin? Gehörte dieses Lächeln der Schönen Tizians oder einer Madonna Raphaels?

Zwei Schritte von ihm entfernt blieb Sobieslava stehen und grüßte ihn mit einem leichten Nicken des Kopfes. Ihre Gestalt, die nicht zu klein und nicht zu groß, nicht allzu schlank und auch nicht allzu üppig war, erschien in der hellgrauen Seidenschleppe und der bequemen, mit goldigem Zobelpelz gefütterten und besetzten Jacke von hochrotem Sammet in ihrem vollen Ebenmaß. Die Farben dieser Toilette harmonierten wunderbar mit dem frischen Kolorit des fein und edel gebildeten Gesichtes und dem blonden Haar, das sich leicht über der weißen Stirn kräuselte und in zwei großen schweren Zöpfen auf den Nacken herabfiel.

„Meine Tochter Sobieslava, vor kurzem aus dem Institut zurückgekehrt,“ stellte Dublanski vor.

Koloniewski verneigte sich und nahm dann rasch die schöne Hand, die aus dem anmutigen Dunkel des weiten pelzgefütterten Ärmels hervorkam, um ihn willkommen zu heißen.

„Sie bleiben doch bei uns?“ sagte Sobieslava und lächelte ihn zum zweitenmal an.

„Ich werde von Ihrer Erlaubnis Gebrauch machen.“

„Nun, sieht er wie ein Menschenfresser

aus?" fragte der alte Herr. „Sie müssen nämlich wissen, mein Geliebter, daß man unseren vier Mädchen, als sie aus der Hauptstadt heimkamen, die schrecklichsten Dinge von Ihnen erzählt hat."

„Meine Freundinnen waren in der That sehr neugierig, Sie kennen zu lernen," sprach Sobieslava, indem sie ohne alle Umstände den Arm nahm, den ihr Koloniewski bot, um sie in das Haus zu führen.

„Ja, sie haben die tollsten Streiche gemacht, um Sie kennen zu lernen," rief Dublanski, der vorangegangen war, indem er stehen blieb und mit dem Auge spaßhaft auf seine Tochter deutete, „mit Ausnahme dieses leibhaften Phlegmas hier."

„Sie waren also gar nicht neugierig, mein Fräulein," versetzte Koloniewski lachend.

„Doch — ein wenig —" gab Sobieslava zur Antwort.

„Aber Sie waren so klug, weder eine Steeplechase zu reiten, noch als schmucke Bäuerin eine Theaterscene zu improvisieren."

„Klug?" wiederholte Sobieslava lächelnd, „vielleicht nur zu bequem."

„Sie sehen jetzt, wie sehr Sie recht gehabt haben, sich meinetwegen nicht anzustrengen."

„Ich werde Ihnen doch nicht nachlaufen, Herr Koloniewski," entgegnete Sobieslava, indem sie ihn mit ihren milden, keuschen blauen Augen ruhig ansah; „aber jetzt, wo Sie zu uns gekommen sind, freut es mich von Herzen, Sie kennen zu lernen, denn man hat mir viel Seltsames, aber auch viel Gutes von Ihnen erzählt."

Sie traten in den Speisesaal, und während Dublanski die Weinflaschen musterte und Sobieslava den Arm ihres Begleiters losgelassen hatte, um die letzten Anordnungen für das Souper zu erteilen, hatte der letztere, an das Fenster gelehnt, Muße, sich von dem Zauber Rechenschaft zu geben, den dieses liebenswürdige Wesen vom ersten Augenblick an auf ihn übte.

Es war vor allem nicht ihre Schönheit, sondern die Art derselben, dieser stille, holde Reiz, diese heitere Milde, die ihn anzog. Dann die Güte, die aus ihren Augen sprach, eine Güte, die nicht Schwäche, sondern eine ideale Kraft war, und der Friede, der über ihr ganzes Wesen ausgegossen war. Er verglich sie mit ihren Freundinnen: Zoë beschäftigte seine Phantasie, Isidora interessierte und rührte ihn, Valeska übte einen fascinierenden Reiz, eine geheimnisvolle Macht, Sobieslava dagegen that ihm wohl, und — sie hatte ihn nicht gesucht. Das war auch ein Vorzug, den sie besaß und dessen er sich gar nicht bewußt wurde.

Frau von Dublanski erschien jetzt mit ihren Kindern; man begrüßte sich und setzte sich dann zu Tisch. Sobieslava nahm an Koloniewskis Seite Platz, ruhig, als ob sich dies von selbst verstände, denn Ziererei lag dieser gesunden Natur ebenso fern wie Koketterie.

Koloniewski bediente sie, ohne viel Worte zu machen. Ein heiterer Gedanke schien ihn zu beschäftigen, denn ein feines Lächeln spielte um seine Lippen, während er seine Nachbarin von der Seite ansah, wo sich ihr Profil wie aus Elfenbein geschnitten zeigte.

„Worüber denken Sie nach?" fragte sie.

„Da zwischen Ihren Freundinnen eine Art Teilung der Erde stattgefunden hat," sagte Koloniewski, „die eine sämtliche Künste, die andere die Wissenschaft, die dritte alle ritterlichen Übungen einer Amazone usurpiert hat, frage ich mich, was Ihnen, mein Fräulein, für ein Gebiet geblieben ist, auf dem Sie Ihre Gaben nützlich machen?"

„Die Häuslichkeit."

„Daran habe ich nicht gedacht," erwiderte Koloniewski und sah sie überrascht an. „Unsere Damen sind heutzutage Reiterinnen, Jägerinnen, Malerinnen, Schriftstellerinnen, Gelehrte, alles, nur nicht Hausfrauen."

„Läßt sich dies nicht alles vereinen?" sagte Sobieslava. „Es scheint mir die Sache des Mannes, eine einzelne Kunst oder Wissenschaft als Beruf zu ergreifen;

für die Frau taugt es besser, sie alle zu vereinen, sie alle bildend auf ihren Geist, ihren Charakter, ihr Herz wirken zu lassen, um sie würdig zu machen zur Gefährtin eines strebenden Mannes und zur Mutter und Erzieherin eines neuen, besseren Geschlechts. Wenn der Mann heute nur zu leicht einseitig wird in seinem scharf begrenzten Beruf, so hat die Frau um so mehr die Mission, etwas Ganzes zu bleiben, und wenn die schaffende Kraft vor allem seine Sache ist, so bleibt die ihre die schöne Harmonie."

Herr und Frau Dublanski sahen ihre Tochter erstaunt an.

„Wie kommst du denn zu solchen Gedanken?" fragte endlich der Vater.

„Sie sind das erste Mädchen," versetzte Koloniewski immer mehr betroffen, „das nicht die Phrasen wiederholt, die es in Romanen und Journalen aufgelesen. Wie haben Sie es angefangen, so jung, ja fast noch ein Kind, sich bereits eigene Ansichten zu bilden?"

Sobieslava senkte den Blick und lächelte, ihre rosigen Finger spielten mit der Brotkrume. „Vielleicht weil ich nicht immer lese und wieder lese, oder zeichne, oder spiele, sondern auch manchmal, ja oft nachdenke."

„Sie haben recht!" rief Koloniewski. „Wenn man früher zu wenig gelernt hat, so wird jetzt nach der modernsten Methode so lange Stoff und immer wieder Stoff hineingestopft, bis der arme Geist, ganz an die Wand gedrückt, jede freie Bewegung verlernt hat. Es wäre mir lieb, wenn Sie einmal in unsere Schule kämen und sehen würden, in welcher Weise ich unterrichte. Ich gebe mir alle Mühe, daß die Kinder möglichst viel denken und möglichst wenig lernen."

Sobieslava lachte. „Eine wunderbare Pädagogik, aber sie scheint mir viel für sich zu haben. Dennoch werden Sie mich aber in Ihrer Schule nicht sehen, ebensowenig wie bei Ihren Kranken. Ich habe genug zu Hause zu thun. Wenn andere Aufregungen, Kämpfe, Triumphe brauchen, um glücklich zu sein, so ist mir am wohlsten, wenn ich in meinem stillen Winkel sitze."

„Sie kommen also nicht?"

Sobieslava sah ihn lächelnd an und schüttelte den Kopf. „Nein," sagte sie, „wozu auch? Ich habe es nicht nötig, Sie werden ja zu mir kommen."

„Nur einmal."

„Einen Weg, den man nicht gehen will, darf man auch nicht betreten. Quälen Sie mich nicht weiter, es thut mir leid, Ihnen eine Bitte abschlagen zu müssen, wirklich, ich sage dies nicht aus Artigkeit, ich bin Ihnen gut, ich möchte Sie zum Freunde haben, und deshalb soll von Anfang an Wahrheit zwischen uns sein."

„Gut," entgegnete Koloniewski heiter, „dann sagen Sie mir offen, was Sie gegen meine Schule haben."

„Nichts gegen Ihre Schule," sagte die blonde Schöne, indem sie sich zurücklehnte und die Hände behaglich in den Ärmeln ihrer Pelzjacke verbarg, „und ebensowenig gegen Ihre Methode; aber ich verlasse nicht gern das Haus, weil man mich hier vermißt und weil ich, während Sie von Vulkanen und Kometen sprechen, daran denken müßte, ob mir daheim nicht der Braten verbrennt."

„Ich bin besiegt!" rief Koloniewski lachend. „Es ist abgemacht, Sie kommen nicht in meine Schule, aber ich werde nächstens in Ihre Küche kommen, um Sie braten und backen zu sehen."

Als Koloniewski sich verabschiedete, gab ihm Sobieslava zum Hofthor das Geleite. Herr Dublanski stand auf der Freitreppe mit seinem Tschibuk und betrachtete vergnügt das junge Paar.

„Wissen Sie, daß Sie alle Ursache haben, stolz zu sein, Herr Wohlthäter?" rief er dem Scheidenden zu.

„Inwiefern?"

„Sie sind der erste, den diese bequeme Dame so weit begleitet."

„Ist das wahr?" fragte Koloniewski.

Sobieslava, immer die Hände in den pelzgefütterten Ärmeln, nickte zustimmend. „Sie sind aber auch der erste Mann, der mir gefällt," sagte sie ruhig.

„Das macht mich in der That stolz und glücklich.“

„Was habe ich denn gesagt?“ stammelte Sobieslava errötend.

„Nichts, mein Fräulein, nichts, was Sie zu bereuen hätten,“ antwortete Koloniewski rasch. „Und nun geben Sie mir Ihre Hand.“

Sobieslava reichte sie ihm.

„Darf ich sie auch küssen?“

„Ja.“

Er führte ihre Hand an die Lippen, verneigte sich und ging dann eilig davon. Obwohl er jetzt am wenigsten in der Stimmung war, in Valeskas despotische Augen zu blicken, wollte er doch Wort halten und kehrte nach Lubien zurück. Hier fand er das Herrenhaus wie ausgestorben. Er öffnete das Thor, trat in den Hof und näherte sich der Veranda. Plötzlich kam die Zofe die Stufen herab ihm entgegen: „Das Fräulein läßt sich entschuldigen, sie ist zur Ruhe gegangen.“

Um so besser, dachte Koloniewski. Als er aber, auf der Straße dahinschreitend, noch einmal den Kopf wendete, sah er eine schlanke Mädchengestalt, von Hermelin und Mondesglanz umwoben, hinter dem Vorhang des offenen Fensters lauschen.

„Sie zürnt mir und will mich strafen,“ murmelte er vor sich hin. „Wie unklug doch die Frauen sind, wenn sie klug sein wollen.“

* *
*

Am nächsten Nachmittag machte Frau Dublanska Sobieslava Vorstellungen darüber, daß sie Valeska vernachlässige.

„Ich habe kein Mitleid mit ihr,“ gab die blonde Schöne gelassen zur Antwort, „sie wird sich durch ihre Extravaganzen noch mehr als einmal Schaden zuziehen.“

„Aber sie bleibt doch deine Freundin.“

„Überdies habe ich Obst einzusieden.“

„Ich lasse anspannen,“ fuhr die Mutter fort, „und du bist in wenigen Minuten hin und zurück.“

Sobieslava gehorchte und zog sich an. Als sie in Lubien ankam, lag Valeska in der Veranda auf der Ottomane, und Zoë und Isidora leisteten ihr Gesellschaft.

Nachdem man sich begeistert begrüßt, wobei indes die Ekstase ganz auf seiten ihrer Freundinnen war, bewunderte Sobieslava das asiatische Lager der kleinen Despotin.

„Das gefällt dir, was?“ fragte Valeska spöttisch.

Sobieslava nickte.

„Weil es so bequem ist.“

„Ja, ich liebe die Bequemlichkeit.“

Nach einer kleinen Pause fragte Valeska, scheinbar gleichgültig, indes ihre Hand mit dem goldroten Zopf spielte: „Gestern war Koloniewski bei euch, nicht?“

„Ja.“

„Wie gefällt er dir?“

„Gut.“

„Wie kühl sie wieder urteilt,“ warf Zoë hin.

„Muß man denn immer in Superlativen sprechen?“ erwiderte Sobieslava.

„Ich bin entzückt von ihm!“ rief Zoë.

„Es ist ein ungewöhnlicher Mensch,“ sagte Isidora leise, „ein Mensch mit großen Eigenschaften.“

„Ja, er ist interessant,“ versetzte Valeska mit vornehmer Überlegenheit, „aber ihr behandelt ihn alle falsch, ihr schwärmt, das ist komisch.“

„Er gefällt mir ausnehmend,“ erwiderte Zoë voll Feuer, „weshalb soll ich das Gegenteil heucheln? Ich bin glücklich, wenn ich ihn mir erobere.“

„Koloniewski ist kein Mann für dich,“ bemerkte Isidora, „er ist zu ernst.“

„Du wirst ihn ebensowenig fesseln wie Zoë,“ sagte Valeska kalt.

„Mit dir kann ich allerdings nicht rivalisieren,“ antwortete Isidora traurig, „die Natur hat dich zur Eroberin und Herrscherin erschaffen, auch bin ich nicht so schön wie du.“

„Was fällt dir ein?“ sprach Valeska, während sie sich rasch zu ihr kehrte. „Du brauchst nichts als deine Augen, um jeden Mann zu bezaubern. Das ist es nicht, aber man muß die Männer schlecht behandeln.“ Sie nickte mit dem stolzen

Kopf, und unbewußt trat zu gleicher Zeit ihr kleiner Fuß den Kopf des Tigers.

„Wenn du dich kaprizierst, ihn zu deinen Füßen zu sehen," sprach Zoë mit einem allerliebsten Schmollen, „dann wird es dir auch gelingen; gegen dich kommen wir nicht auf."

„Und du, Sobieslava, was sagst du? was hast du vor?"

„Nichts," gab sie heiter zur Antwort.

Als Koloniewski kam, war Valeska wieder allein. Er nahm von dem gestrigen Vorfall keine Notiz, sie dagegen affektierte eine ruhige Gleichgültigkeit.

„Wenn Sie andere Kranke haben," sagte sie, mit einem der Hermelinschweifchen an ihrer Jacke spielend, „bitte ich auf mich durchaus keine Rücksicht zu nehmen."

„Ich habe allerdings einen Verwundeten in Karotschyroff, der meiner dringend bedarf," erwiderte Koloniewski.

„Dann gehen Sie nur," rief Valeska mit erstickter Stimme, „ich sehe, daß Sie hier wie auf Kohlen sind!" Das Blut schoß ihr verräterisch in die Wangen, während sie das Hermelinschweifchen, das sie glücklich abgerissen hatte, zornig wegwarf.

„Gute Nacht, mein Fräulein."

„Adieu."

Als er fort war, begann sie vor Wut zu weinen.

In den Feldern zwischen Siedlisko und Karotschyroff begegnete Koloniewski der kleinen Zoë mit Blumen im Haar, den üppig-schlanken Leib von Weinlaubguirlanden umwunden, einen wilden Rosenzweig in der Hand.

„Da sind Sie wieder auf dem Theater," begrüßte sie Koloniewski spöttisch.

„Sie sind unartig," erwiderte die Kleine, „wie sehe ich denn aus?"

„Wie eine Bacchantin."

„Dann nehmen Sie sich nur in acht," rief sie, „die Bacchantinnen können sogar Löwen und Panther zähmen!" Sie warf ihm eine ihrer Blumen ins Gesicht und sprang davon, ein keckes Krakauer Liedchen singend.

Im Dorfe stand Isidora vor der Thür einer Bauernhütte.

Ist das auch Zufall? dachte Koloniewski. Diese jungen Damen wären im stande, mich eitel zu machen; nur gut, daß ich so wenig Anlage zum Gecken habe. Er nahm die Mütze ab und näherte sich Isidora. „Haben Sie eine Kranke hier?"

„Ja, ein Mädchen, das von einer Schlange gebissen ist."

„Ist der Fall ernst, bedürfen Sie meiner?"

„Nein, ich danke. Sie gehen zu Sobieslava?"

„Zu dem Knecht, den das Pferd gebissen hat. Ob ich Sobieslava sehen werde, weiß ich nicht. Soll ich etwas bestellen?"

„Einen Gruß, obwohl wir uns vor kurzem erst gesehen haben."

Koloniewski nahm Abschied und ging. Isidora blickte ihm mit einem leichten Seufzer nach.

Im Edelhof angelangt, begab sich Koloniewski geradeaus zu seinem Kranken, legte einen neuen Verband an und gab der Magd, welche als Wärterin angestellt war, eine neue Arzenei. Als er rasch dem Ausgang zuschritt, rief ihn eine helle Stimme, und Sobieslava zeigte sich mit einer weißen Schürze und einem großen Holzlöffel auf der Küchenschwelle.

„Sie wollen nicht bei uns eintreten?" fragte sie.

„Ich hatte die Absicht, nach Hause zurückzukehren," erwiderte Koloniewski; „es wäre mir peinlich, wenn ich Ihnen lästig fallen würde."

„Ich bitte, Herr Koloniewski," sprach Sobieslava mit ihrer ehrlichen Herzlichkeit, „Sie wissen, daß wir uns das Wort gegeben haben, immer wahr gegeneinander zu sein. Wenn ich noch beschäftigt wäre, würde ich es einfach sagen. Es kommt also jetzt ganz auf Sie an. Haben Sie etwas vor, dann gehen Sie, ich werde nicht böse sein; wenn Sie jedoch bleiben wollen, dann wird es mir lieb sein."

„Gewiß bleibe ich, sobald ich darf."

„Das freut mich," sagte Sobieslava,

„denn ich habe Ihnen manches zu erzählen und Sie um manches zu fragen.“ Sie legte den Löffel weg, warf die Schürze ab und nahm ihre Pelzjacke vom Stuhl. „Kommen Sie, helfen Sie mir.“

Koloniewski beeilte sich, ihr den kleinen Ritterdienst zu leisten, und während ihre schönen Arme in das weiche schmeichelnde Pelzwerk glitten, atmete er, der sonst so Besonnene, Unempfindliche, mit stummem Entzücken den magischen Duft ihres Haares, das wie Sonnengold um ihren weißen Nacken spielte.

* *
*

In dieser Weise verging die Zeit, welche die Amazone zu ihrer vollständigen Herstellung nötig hatte. Koloniewski kam jeden Tag und entledigte sich seiner Aufgabe artig, aber kurz und ohne viele Umstände, während Valeska fortfuhr, ihn mit vornehmer Gleichgültigkeit zu behandeln. Auf seinen Wegen fand er jedesmal Zoë oder Isidora, wechselte einige Worte mit ihnen und eilte dann nach Karotschyroff, wo er Erholung und Anregung fand, ohne daß er es nötig hatte, Capricen zu ertragen oder sich in phantastische Abenteuer einzulassen.

Als Valeska ihren Fuß wieder vollständig gebrauchen konnte, war der Sommer vorüber und der Herbst in das Land gezogen, ein schöner, warmer, lachender Herbst.

Eines Nachmittags, als Koloniewski nach Karotschyroff kam, um seinen Kranken zu verbinden, sah er die Mädchen im Garten auf einer kleinen, grünsamtenen Wiese beim Reifspiel. Die schlanken Gestalten flogen lustig in den hellen Gewändern hin und her, um die Wette mit den bunten Reifen, und hell tönte das fröhliche Lachen herüber. Koloniewski versuchte, als er fertig war, sich davonzustehlen, doch die jungen Damen hatten ihn bereits entdeckt, und Zoë kam herbeigesprungen, um ihn zu holen.

„Nein, nein,“ rief sie, „so leichten Kaufes kommen Sie nicht davon; wer wird so unartig sein und vor vier jungen Mädchen davonlaufen! Jetzt werden Sie mit uns spielen!“

Koloniewski streckte nicht sofort die Waffen; erst als der junge Graf Micewski zu Pferde ankam und ihn in seiner gutmütigen Weise zu überreden suchte, gab er nach und blieb. Die Herren folgten nun Zoë in den Garten und wurden von den jungen Damen liebenswürdig begrüßt, sogar Valeska lächelte, und sie vergaß sogar ihre Herrschernatur so weit, Koloniewski einen Stab zu reichen.

Das Spiel nahm seinen Fortgang. Wenn ein Reif zu Valeskas Füßen niederfiel, rief sie jedesmal dem neben ihr stehenden Koloniewski zu: „Heben Sie ihn doch auf, rasch!“ und als ihr das Schuhband aufging, hieß sie ihn niederknien und ihr dasselbe knüpfen.

Zoë trieb allerhand Possen und neckte Koloniewski, indem sie ihm drei Reifen zugleich zuwarf oder unerwartet herbeiflog und ihm den Reif, den er bereits auf der Spitze seines Stabes hatte, wegfing. Isidora warf ihm schmachtende Blicke zu. Nur Sobieslava blieb ruhig wie immer und verließ für keinen Augenblick ihren Platz.

Plötzlich fiel ein Reif auf den nahen Pflaumenbaum.

„Wer holt ihn?“ fragte Valeska.

„Ich!“ rief Zoë, und schon schwang sie sich mit der graziösen Behendigkeit einer kleinen Katze von Ast zu Ast. Nachdem sie den Reifen herabgeworfen hatte, kostete sie von den Pflaumen. „O, wie gut!“ sagte sie; „kommen Sie doch herauf, Herr Koloniewski.“

Dieser, einer heiteren Eingebung folgend, kletterte ihr nach, und nun saßen sie beide oben in den grünen Zweigen und bewarfen die anderen mit den köstlichen Pflaumen. Alle umstanden den Baum und aßen, nur Sobieslava, welche sich in anmutiger Trägheit auf dem Rasen ausgestreckt hatte, begnügte sich, lächelnd zuzusehen. Der Kosak hatte indes den runden Tisch in der Laube gedeckt, und nun kam der Kaffee, begleitet von Obst und Kuchen.

Koloniewski sprang vom Baum herab und fing Zoë in seinen Armen auf, dann saßen alle zusammen in der Laube und ließen es sich schmecken.

Die Sonne ging, von kleinen weißen Wolken umgeben, langsam zur Ruhe. Plötzlich flammte der ganze Westen auf, und zugleich erhob sich ein frischer Wind, der herbstlich in den dürren Blättern rauschte, die ringsum Rasen und Wege bedeckten. Isidora hatte sich erhoben und stand jetzt, den einen Arm um eine schlanke Birke geschlungen, in ihrem weißen Kleide wie ein Marmorbild da, die schönen träumerischen Augen der Sonne zugewendet. Als Koloniewski sich ihr näherte, schrak sie wie aus einem Traume auf.

„Was ist Ihnen?“ fragte er, „warum so traurig?“

„Ich bin fast immer so,“ erwiderte Isidora, „es ist nur eine Ausnahme, wenn ich heiter bin; wenn man nicht blind ist, wenn man das Leben sieht, wie es ist, wenn man ein Herz hat für alle die Qualen, welche uns umgeben, für die ewige Not, das unheilbare Elend, dann erstickt jedes noch so unschuldige Lachen in der Brust.“

„Das Leben ist kein Spiel,“ sagte Koloniewski, „es ist ein ernster Kampf, aber deshalb giebt es uns doch auch manche gute schöne Stunde.“

„Ja, wenn man eine Seele gefunden hat, die uns versteht,“ entgegnete Isidora, „aber nicht, wenn man allein ist.“

Sobieslava war aufgestanden.

„Befehlen Sie irgend etwas?“ fragte Koloniewski zuvorkommend.

„Ich danke,“ gab sie zur Antwort, „es ist nur kühl geworden, und da dachte ich, daß es besser wäre, in das Haus hineinzugehen, wir sind alle so leicht angezogen.“

Valeska, welche wie gewöhnlich ihre Cigarette rauchte, nahm den Arm des Grafen, nicht ohne Koloniewski mit einem boshaften Blick zu streifen.

Dieser ging an Zoës Seite.

„Wissen Sie, daß ich Sie malen möchte,“ begann sie lebhaft.

„Ich stehe jederzeit zur Verfügung,“ entgegnete Koloniewski.

„Wann beginnen wir also?“

„Sobald Sie es wünschen.“

„Dann gleich morgen.“

„Ich werde also morgen vormittag zur ersten Sitzung kommen.“

„Reizend!“ rief Zoë und klatschte vergnügt in die Hände.

Nachdem man noch einige Zeit geplaudert, verlangte Valeska ihr Pferd und entfernte sich dann, um ihr hellblaues Sommergewand mit dem Reitkleid zu vertauschen. Als sie sich mit Hilfe des Grafen in den Sattel schwang, standen alle auf der Freitreppe und bewunderten ihre wilde Grazie. Sofort war auch Micewski im Steigbügel. Das Thor wurde geöffnet, man rief und winkte sich gegenseitig zu. Da scheute Valeskas Pferd und wollte durchaus nicht aus dem Hofe hinaus. Es half kein Zureden, kein Streicheln; Zügel und Reitgerte zeigten sich gleich ohnmächtig. Plötzlich verlangte die kleine Despotin, deren Wangen flammten und deren Augen grelle Blitze sprühten, einen Kantschu. Der Kosak reichte ihr denselben, und nun begann sie das ungehorsame Tier mit zornigen Hieben zu traktieren. Vergebens wehrte sich der Rappe und versuchte seine Tyrannin abzuwerfen, die Hiebe fielen nur um so rascher, um so grausamer. Endlich war Valeska seiner Herr geworden. Schäumend und zitternd trug das Pferd sie im leichten Galopp zum Thor hinaus, während sie triumphierend die Peitsche knallen ließ. Sobieslava sah Koloniewski an. Er schüttelte unwillig den Kopf.

„Sie scheinen nicht sehr entzückt von diesem Amazonenstückchen,“ sagte sie lächelnd.

„Nein, ich liebe am Weibe das Weibliche,“ gab er zur Antwort; „aber treten wir ein, Sie erkälten sich.“

Sie kehrten in den Saal zurück. Zoë setzte sich an das Piano und spielte eine Mazurka; Isidora hatte ein Buch gefunden, das sie interessierte; Sobieslava lag in einem Fauteuil und sah Koloniewski lächelnd an.

„Sie wünschen etwas?“ sagte dieser.

Sie nickte.

„Befehlen Sie also.“

„Wenn Sie mich sehr glücklich machen wollen, bringen Sie mir meine Pelzjacke.“

Nachdem Koloniewski dieselbe geholt und ihr hineingeholfen hatte, setzte er sich an Sobieslavas Seite, und beide hörten schweigend dem Klavierspiel zu; nur manchmal wendete das schöne Mädchen leise den Kopf zu ihm und lächelte ihn an. Dann ging es jedesmal wie Frühlingsschauer durch sein Herz.

* *
*

Als Koloniewski zur ersten Sitzung nach Siedlisko kam, erwartete ihn Zoë bereits im Garten, wo sie sich mit sämtlichen Jagdhunden ihres Vaters umhertrieb. Den englischen Wasserhund Black hatte sie mit einer weißen Papierkrause aufgeputzt, Flora, eine schlanke Windhündin, trug einen Kranz von Astern und der kleine, lustige Dachs Turek rote Schleifen an dem Halsband und den krummen Beinen. Nachdem sie den interessanten Nachbar zu ihren Eltern geführt hatte und die konventionelle Visite rasch abgethan war, bat sie ihn in ihr Boudoir, das zugleich Atelier, Musiksalon, Bibliothek, Museum und Garderobe war. Alles stand hier toll und bunt durcheinander. Einmal beim Fenster die Staffelei mit einem angefangenen Studienkopf, seitwärts an der Wand das Pianino, mit Noten und Journalen bedeckt, dann ein Schrank mit Büchern. In einer Ecke ein ausgestopfter Bär, eine Lampe haltend, einen Strohhut mit blauen Bändern auf dem zottigen Kopf und eine Guitarre umgehängt; in einem anderen Winkel die lebensgroße Venus von Milo in Gips, eine blausamtene, mit silbergrauem Fehrücken besetzte Pelzjacke um die Schultern, von Ephen umrankt, zu ihren Füßen eine ausgestopfte Eule mit großen gelben Augen, ein Stoß abgegriffener Bände aus irgend einer Leihbibliothek und das halbvollendete Porträt Valeskas. Dann weiter Helme, Panzer, türkische Schilde, Indianerbogen und Pfeile, Gipsfiguren, Tierfelle, Bilderrahmen, ein Paar goldgestickter Pantoffeln, eine Geige und ein Schachbrett.

Mitten in diesem malerischen Wust und Tand saß jetzt Koloniewski rittlings auf einem Rohrstuhl, und Zoë in einem weißen, mit einem roten Bande gegürteten Kleide stand vor der Leinwand und skizzierte seinen Kopf mit Kohle.

„Sie sind ein vortrefflicher Vorwurf für den Maler,“ bemerkte sie dabei; „für den Bildhauer wären Ihre Züge zu wenig plastisch. Alles Interessante und Schöne in Ihrem Gesicht ist geistiger Natur, daher Form und Linie Nebensache; der Ausdruck ist nur in der Farbe und in dem Kontrast von Licht und Schatten wiederzugeben. So, sehen Sie mich jetzt an, aber ohne zu lächeln, ernst, sinnend, denken Sie meinetwegen an Valeska.“

„Sie irren sich, mein Fräulein, wenn Sie annehmen, daß mich Valeska ernstlich interessiert.“

„Es hat doch den Anschein.“

„Ihre despotische Freundin kapriziert sich, mich schlecht zu behandeln, und das macht wahrscheinlich den Eindruck, daß eine Leidenschaft meinerseits ihr dazu das Recht giebt.“

„Ziehen Sie Isidora vor?“

„Ich fühle mehr Sympathie für sie, aber sie ist mir zu schwärmerisch. Diese nebelhaften Wesen gefallen mir nicht.“

„Und ich bin Ihnen zu lustig, zu toll, nicht wahr?“ rief Zoë lachend. „Also bleibt Sobieslava.“

„Sie wollen mich um jeden Preis verliebt sehen,“ sagte Koloniewski heiter. „Ich habe wenig Anlage zu einer solchen Leidenschaft, ich sehe die Dinge und die Menschen ziemlich kühl und ruhig an.“

„Deshalb gefällt Ihnen Sobieslava.“

„Sie gefällt mir sogar sehr gut.“

„Das wußte ich,“ antwortete Zoë lebhaft. „Sie ist wie eine Musik von Haydn oder Mozart, sie thut Ihnen wohl. Ich wette, Sie lieben Chopin nicht, weil Ihnen Isidora zu schwermütig ist, und da ich Ihnen wieder zu lebhaft bin, so finden

Sie auch wenig Geschmack an Rossini und Auber. Habe ich recht? Und Richard Wagner, den können Sie gar nicht leiden, weil er Ihre Sinne aufregt, weil er Ihre Nerven foltert wie Valeska."

Sie sprang auf, setzte sich an das Pianino und spielte ein Adagio von Mozart. „Da haben Sie Sobieslava," rief sie lachend dazwischen, „schön, gesund, heiter, aber dabei immer ruhig und — immer gleich!" Dann begann sie zu singen: „Die ihr die Triebe des Herzens kennt", und als sie fertig war, eilte sie wieder an die Staffelei. Und so ging es fort. Jedesmal, wenn Koloniewski ihr saß, hatte er die Empfindung, ein junges Kätzchen spiele mit ihn, anmutig und drollig. Dabei machte das Bild Fortschritte, und es ließ sich nicht leugnen, daß es ähnlich war und daß Farbe und Beleuchtung eine gute Schule verrieten. Jedesmal hatte sich Zoë in einer anderen Weise herausgeputzt, aber stets phantastisch und bizarr. Es war, als stände ihr eine ganze Bühnengarderobe zur Verfügung. Heute erschien sie als Zigeunerin, morgen als Spanierin, übermorgen als Türkin.

„Ich sehe schon, Sie sind nicht mehr zu heilen," sagte eines Tages Koloniewski, „früher oder später gehen Sie doch zur Bühne."

* *
*

Sobieslava hatte sich beklagt, daß der Fuchs ihr die Hühner nehme; schon ein halbes Dutzend war dem Räuber zum Opfer gefallen, den Herr von Dublanski bereits mehr als einmal mit der Flinte im Arm vergeblich erwartet hatte. Koloniewski streifte in der Gegend umher und entdeckte bald den Bau des schlimmen Nachbars im nahen Forst. Dort sah man ihn an der Lisiere an mondhellen Abenden mit seinen Jungen spielen.

Als der Mond voll geworden war, legte sich Koloniewski einmal auf die Lauer, und zwar gegen den Wind, hinter einem Haselnußstrauch, der ein gutes Versteck bot. Vor ihm war der Wald mit seinen mächtigen Eichen und schlanken, weißglänzenden Birken, hinter ihm der kleine Fluß, über den düstere Weiden und Erlen die dichten Zweige breiteten, durch die von Zeit zu Zeit ein leises, melancholisches Flüstern ging.

Der Fuchs hatte wahrscheinlich eine Promenade nach einem der umliegenden Dörfer gemacht, denn er ließ sich weder blicken noch hören, dagegen erklang in der Ferne der gleichmäßige Takt eines Ruders. Bald schwamm ein Kahn heran, in welchem eine dunkle weibliche Gestalt regungslos saß. Koloniewski erhob sich und trat an das Ufer. Das Mondlicht strömte jetzt durch Blattwerk und Ranken auf die langsam ziehenden Wellen hinab, und als der Kahn sich näherte, tauchte aus der duftigen Dämmerung die hohe, schlanke Gestalt und der schöne, ernste Kopf Isidoras auf. Sie erkannte fast zu gleicher Zeit auch ihn und nickte ihm mit einem wehmütigen Lächeln zu.

„Wohin, meine Freundin?"

„Ich weiß es nicht," gab sie zur Antwort. „Der Mond hat mich herausgelockt, ich lasse mich von dem Wasser treiben und träume." Sie hielt an. „Und Sie?"

„Ich passe hier auf einen Fuchs."

„Wie kann man in einer Nacht, die so voll des Zaubers und der Wunder ist, mit Mordgedanken umhergehen!"

„Sie haben recht."

„Kommen Sie, schwärmen Sie ein wenig mit mir, es ist so schön!" rief Isidora; „lassen Sie einmal Ihren Verstand zu Hause. Sie sind poetischer gestimmt, als Sie es zugeben wollen." Sie stieß an das Land, und Koloniewski sprang in den Kahn. Die Hand, die sie ihm reichte, war kalt wie Marmor, obwohl sie über ihr dunkles Kleid eine mit schwarzem Pelzwerk besetzte und gefütterte schwarze Sammetjacke gezogen hatte.

Koloniewski ergriff das Ruder, und sie schwammen jetzt langsam zwischen den Weiden und Erlen, zwischen hohem Schilf, gelben Blumen und großen grünen Blättern im silbernen Glanze des Mondes wie in einem auf dem Wasser erbauten Feengarten dahin.

Isidora neigte das Haupt zur Seite; ihre blauen Augen blickten sehnsüchtig in die Tiefe, und ihre weiße Hand spielte mit den Blumen, die auf dem flimmernden Spiegel schaukelten.

„Eigentlich liebe ich solche Nächte nicht und ebensowenig eine solche Umgebung," sagte Koloniewski, „ich ziehe den Tag vor, die wogenden Ähren im warmen Sonnenlicht, den blauen Himmel, die singenden Lerchen."

„Ja, Sie sind glücklich."

„Und Sie sind es nicht?"

Isidora schüttelte traurig das Haupt.

„Was fehlt Ihnen?"

„Ich weiß es nicht. Eine unbestimmte Sehnsucht preßt mir oft das Herz zusammen. Ich möchte weinen und frage mich, warum."

„Sie sind unzufrieden," sagte Koloniewski, „weil Sie keinen Wirkungskreis haben, der Sie befriedigt, kein Ziel, das Sie lockt —"

„Doch! Ist es nicht schön, wenn man die Leiden der Menschen zu lindern vermag, wenn man jenen, die in der Finsternis sind, das Licht bringt?"

„Ein Weib braucht ganz andere Dinge, um glücklich zu sein."

„Mag sein; vielleicht sehne ich mich nach Liebe; aber wo finde ich ein Herz, das mich versteht? Die Menschen erscheinen mir alle so schrecklich gleichgültig und beschränkt, sie kennen keine andere Triebfeder als die niederste Selbstsucht. Ihre Leiden und Freuden sind nicht die meinen."

„Die Welt ist groß; weshalb sollten Sie nicht einen Mann finden, der gleich Ihnen edler Gedanken und Empfindungen, der eines hohen Strebens fähig wäre."

„Wenn ich ihn gefunden hätte," sagte Isidora traurig, „würde er mich nicht lieben. Ich gehöre nicht zu jenen Glücklichen, welche blenden, welche erobern wie Valeska."

„Valeska ist am wenigsten geschaffen, einen Mann glücklich zu machen."

„Ich bin es ebensowenig; aber sie fragt wenig danach, wenn sie nur glücklich ist, und sie wird es sein, denn sie versteht es, sich die Menschen dienstbar zu machen, während ich das, was mir die Welt schön, das Leben begehrenswert machen könnte, niemals finden und ewig unzufrieden, ewig ruhelos bleiben werde."

„Sind das nicht Einbildungen?"

„Nein, ich kenne mich," erwiderte Isidora mit einem schmerzlichen Lächeln. „Was andere entzückt, läßt mich gleichgültig, und was sie ganz erfüllt, scheint mir des Besitzes kaum wert. Ich bin ein armes, unnützes, überflüssiges Geschöpf." Sie wendete das liebliche Antlitz dem Monde zu, und große Thränen perlten über ihre Wangen herab.

* *
*

So leicht, wie er es sich einbildete, gab Valeska Koloniewski nicht auf. Eines Morgens fuhr sie einfach in seinen Hof herein, übergab die Zügel dem herbeieilenden Kosaken und suchte ihn auf der Tenne auf, wo er bei dem melodischen Dreiklang der Dreschflegel dem Verwalter eben verschiedene Befehle erteilte. Als sie im grünen fußfreien Jagdkostüm und in schwarzen faltenreichen Männerstiefeln, eine kleine viereckige Mütze auf die goldroten Flechten gedrückt, herankam, umspielte ein feines Lächeln seine Lippen.

„Spotten Sie nur!" rief Valeska, mit dem reizenden Köpfchen nickend. „Ich komme nicht, um die Waffen zu strecken, wie Sie wahrscheinlich glauben, sondern um Sie als meinen Gefangenen mit mir fortzuführen. Der Tag ist schön zur Jagd, ich will in den Forst hinaus, und Sie werden so galant sein, mich zu begleiten."

„Sobald Sie lächeln, Valeska," erwiderte Koloniewski, „sind Sie unwiderstehlich; es ist ein Glück für mich, daß Sie so selten lächeln." Er strich den Handschuh zurück und küßte ihre Hand.

„Sie fürchten also, mein Sklave zu werden?"

„So ist es."

Valeska zuckte die Achseln und lächelte wieder. „Kommen Sie denn."

Nachdem er sich rasch zur Jagd gerüstet und seinen Hund gerufen hatte, schlüpfte Valeska mit zwei unnachahmlich reizenden Bewegungen in die grünsamtene, goldgestickte, mit grauem Pelz besetzte und gefütterte Jacke, welche er ihr auf ihren Wink reichte, hing die Flinte um und schickte den Wagen fort. Dann schritten sie zusammen zum Thor hinaus und durch die Stoppelfelder dem Walde zu.

„Am liebsten würde ich mit Ihnen zu Pferde steigen,“ sprach Valeska, „und einen Fuchs oder Hasen hetzen.“

„Ich liebe diese Art Jagd nicht.“

„Warum? Mir jauchzt das Herz, wenn ich das Wild aufjage, wenn ich es vor mir fliehen sehe, es rastlos über Stock und Stein verfolge, wenn es matt und matter wird, die Hunde es erreichen, fassen und es zuletzt zu meinen Füßen endet.“ Sie lachte auf, und ihre grünen Augen funkelten vor Vergnügen.

„Sie sind grausam,“ sagte Koloniewski, „ich bin es nicht.“

„Grausam? Ist die sanfte Hausfrau, die mit ihren schönen Händen ein Huhn schlachtet, weniger grausam?“

„Ich liebe es überhaupt nicht, wenn ein Weib Blut vergießt.“

„Ach, Sie sind sentimental!“

Sie näherten sich jetzt den Maisfeldern. Koloniewski blieb stehen. „Es ist möglich,“ sagte er, „daß wir hier Rebhühner treffen, obwohl es jetzt schon zu kühl ist und sie daher von weitem aufstehen.“

Beide luden ihre Flinten und näherten sich langsam dem Mais, den der Hund vorsichtig durchstreifte. Sie fanden jedoch keine Hühner, und ebensowenig gelang es, im Walde einen Hasen aufzujagen.

„Wir haben zu viel Raubtiere und Raubvögel,“ sprach Koloniewski; „die einzige Jagd, die sich in Galizien lohnt, ist die Wasserjagd. Aber wenn Sie wollen, können wir einen Geier schießen.“

„Warum nicht.“

Koloniewski führte Valeska in ein niederes Tannenholz, in dem sie sich beide auf dem trockenen, mit Nadeln bedeckten Boden niederließen. „Sehen Sie,“ sprach er, auf eine mit Steinen und Unkraut bedeckte Stelle mitten in einem Erdäpfelfelde deutend, „dort ist gestern ein Hund eingescharrt worden; es sollte mich wundern, wenn er nicht Besuch bekommt.“

Einige Krähen, die auf den Steinen saßen, schienen das Aas zu wittern, denn sie erhoben sich von Zeit zu Zeit in die Lüfte, die Stelle mit lautem, fröhlichem Gekrächz umkreisend.

„Dort,“ sagte Valeska und richtete sich rasch auf.

Wirklich schwamm ein großer Vogel mit ausgebreiteten Flügeln eilig und ruhig zugleich durch die stille, sonnige Luft heran.

„Ja, es ist ein Geier, und einer von den größten,“ erwiderte Koloniewski. „Jetzt nur kaltes Blut und eine ruhige Hand, denn er kommt uns heute nicht so leicht zum zweitenmal in den Schuß.“

Valeska ließ sich auf ein Knie nieder und machte sich fertig.

„Die Entfernung ist sechzig Schritte,“ sagte Koloniewski leise.

Der Geier schwebte jetzt über dem Gerölle, mit den Flügeln schlagend, und die Krähen schienen ihn mit freudigem Geschrei zu begrüßen. Da fiel der Schuß. Die Krähen stoben nach allen Richtungen auseinander, der Geier erhob sich einen Augenblick in die Höhe und stürzte dann gleich einem Steine schwer zur Erde. Valeska sprang auf und eilte hin. Als Koloniewski nachkam, lag der Geier mit ausgebreiteten Flügeln und gebrochenen Augen im Todeskampfe zu den Füßen der schönen Amazone, aus deren Blick eine naive Mordlust sprach.

Sie suchten hierauf noch den nahen Sumpf ab, und Koloniewski schoß zwei Moosschnepfen. Dann wendeten sie sich nach Lubien. Ein Bauernjunge trug ihnen die Beute nach. Als sie ankamen, war es Abend. Valeska lud Koloniewski ein, mit ihr den Thee zu nehmen.

Nachdem sie ihr Jagdkostüm mit einem prächtigen, phantastischen Negligée vertauscht hatte, empfing sie ihn in ihrem mit asiatischem Luxus eingerichteten Boudoir, auf einer Ottomane ausgestreckt.

Der ganze Raum war mit kostbaren Teppichen geschmückt, welche den Estrich und die Wände bedeckten. Exotische Pflanzen, um einen kleinen Springbrunnen gruppiert, Raubtierfelle, weiche Kissen und niedliche Marmortische vollendeten das fremdartige Bild, und mitten in dieser schimmernden, farbenglühenden Üppigkeit lag Valeska, in goldgestickten Pantoffeln und einem Haremspelz von persischem, golddurchwirktem Stoff, das goldrote Haar mit einem weißen Schleier umwunden, auf einem Tigerfell gleich einer jungen Sultanin da und rauchte ihre Cigarette.

Nachdem sie den Thee genommen hatten, begann Koloniewski zu husten. Der ganze Raum war mit Tabaksqualm erfüllt, und dieser machte ihm das Atmen schwer.

„Ich glaube, meine Cigaretten genieren Sie!“ rief Valeska spöttisch. „Das kommt daher, weil Sie selbst nicht rauchen. Wir leben in einer verkehrten Welt.“

„So ist es,“ bemerkte Koloniewski ironisch.

„Öffnen Sie doch das Fenster,“ sagte die kleine Despotin und hüllte sich fester in die köstlichen Felle.

Koloniewski schwor in diesem Augenblick, nötigenfalls eine Frau zu nehmen, welche wie der Teufel ritt, welche ihre Pferde halb tot peitschte, sich an dem Todeskampf der von ihr erlegten Opfer weidete und in ihrem üppigen Pelz die tollsten Sultanslaunen ausbrütete, aber niemals eine Frau, die rauchen würde.

Als er in Begleitung des Obersten Napalewski, der indes mit Valeskas Vater Dame gespielt hatte, den Heimweg antrat, begann ihn der joviale alte Herr mit Valeska zu necken.

„Nein, Herr Oberst, diesmal irren Sie sich, Valeska ist mir zu kostbar.“

„Sollte die lustige Zoë Sie bezaubert haben?“

„Auch nicht.“

„Dann haben die schwermütigen Augen Isidoras Ihr Herz besiegt.“

„Warum necken Sie mich nicht mit Sobieslava?“

Der Oberst sah ihn erstaunt an. „An die habe ich gar nicht gedacht,“ sagte er. „Sie ist vielleicht die schönste unter den vier jungen Damen, aber unglaublich bequem, um nicht ein anderes Wort zu gebrauchen; ich glaube, sie ist sogar zu bequem, um zu sprechen und zu denken.“

Koloniewski lachte. „Mag sein,“ gab er zur Antwort, „aber gerade mit diesem glücklichen Temperament hat sie die meisten Chancen, eine gute Frau zu werden. Man sucht doch nicht Unruhe, Stürme, dramatische Verwicklungen in der Ehe! Ich gebe zu, daß Valeska reizender, Zoë liebenswürdiger und Isidora interessanter ist, aber um Sobieslava weben Friede und Behagen, und wo diese sind, ist das Glück nicht fern.

* * *

Am nächsten Tage erwachte Koloniewski ziemlich früh. Eine Schar von Zeisigen, die nach dem Süden zog, hatte sich auf den Bäumen vor seinen Fenstern niedergelassen und weckte ihn mit ihrem Zwitschern und Flattern. Ein herrlicher Morgen war angebrochen, leichte Nebel flatterten gleich durchsichtigen Schleiern zwischen dem blauen Himmel und der sich ruhig sonnenden Erde. Überall war Heiterkeit, Licht und Frische. Und diese milde Fülle der Natur zog Koloniewski hinaus ins Freie und zu Sobieslava. Warum zu ihr? Sie wird eben aufgestanden sein, dachte er, und man muß eine Frau, die man zu lieben beginnt, auch einmal im Negligée sehen.

Doch darin verrechnete er sich. Als er in Karotschyroff über den Zaun stieg und leise durch den Garten dem Hause nahte, bot sich seinen Augen unerwartet ein entzückendes Bild, an die kleinen Kabinettstücke niederländischer Maler mahnend, dar. Vor ihm war ein mit Weinlaub und blauen Trauben üppig umranktes Bogenfenster, und mitten in diesem herrlichen Rahmen saß Sobieslava, in die weichen Felle ihrer rotsamtenen Pelzjacke geschmiegt, und ihre weiße Hand führte fleißig die Nadel.

Koloniewski nahm seine Mütze ab.

„Guten Morgen."

Die blonde Schöne wendete den Kopf und lächelte ihn an.

„So früh auf?" fuhr er fort, „und schon angezogen?"

„Immer um diese Zeit."

„Und was nähen Sie so eifrig."

„Ein Kleidchen für ein armes Kind."

„Sie verbergen, wie es scheint, Ihre Wohlthaten vor der Welt."

„Ich habe mehr Freude daran, wenn man nicht davon spricht," gab sie zur Antwort. „Nicht einmal meine Eltern wissen davon, ich spare es mir von meinem Nadelgelde ab und von meiner Toilette. Man kann viel Gutes thun, ohne gleich den Aposteln in der Welt umherzulaufen."

„Was ist dies für ein Buch?" fragte Koloniewski nach einer Weile, auf einen Band deutend, der neben ihr auf dem Fensterbrett lag.

„Das war meine Morgenandacht."

Koloniewski schlug das Buch auf.

„Goethes ‚Faust'! Und welche Stelle haben Sie gelesen?"

Sobieslava blätterte in dem Bande und las dann halblaut mit ihrer wunderbaren sanften Stimme:

„Des Lebens Pulse schlagen, frisch, lebendig,
Äther'sche Dämmrung milde zu begrüßen;
Du, Erde, warst auch diese Nacht beständig
Und atmest, neu erquickt, zu meinen Füßen,
Beginnest schon mit Lust mich zu umgeben,
Du regst und rührst ein kräftiges Beschließen,
Zum höchsten Dasein immerfort zu streben.

In Dämmerschein liegt schon die Welt erschlossen,
Der Wald ertönt von tausendstimm'gem Leben,
Thal aus, Thal ein ist Nebelstreif ergossen;
Doch senkt sich Himmelsklarheit in die Tiefen,
Und Zweig und Äste, frisch erquickt, entsprossen
Dem duft'gen Abgrund, wo versenkt sie schliefen;
Auch Farb an Farbe klärt sich los vom Grunde,
Wo Blum und Blatt von Zitterperlen triefen;
Ein Paradies wird um mich her die Runde."

Koloniewski blickte Sobieslava staunend an.

„Was denken Sie jetzt?" fragte sie schalkhaft.

„Daß Sie der Natur so ähnlich sind; man entdeckt auch an Ihnen täglich neue Schönheiten."

„Machen Sie mir nicht den Hof," erwiderte Sobieslava und stand auf. „Übrigens ist es Zeit, in die Küche zu gehen."

„Darf ich sehen, wie Sie kochen?"

„Warum nicht; aber dann müssen Sie auch helfen."

„Sehr gern."

Sie kam heraus, bot ihm die Hand, und nun ging er mit ihr erst in die Speisekammer, dann in die Küche. „Ich werde heute Kuchen backen," sagte sie; „während ich den Teig fertig mache, werden Sie mir den Zucker stoßen."

Beim fröhlichen Klange des Mörsers schürzte Sobieslava langsam die Ärmel ihrer Pelzjacke auf und begann dann mit ihren schönen weißen Armen den Teig zu rühren und zu kneten. Koloniewski fühlte sein Herz beben, ungleich süßer, als wenn Valeska sich auf dem Sattel schaukelte oder Zoë das Tamburin schwang. War er denn verliebt? Er hatte sich bisher eingebildet, vollkommen ruhig zu sein.

„Wie reizend Sie sind," murmelte er.

„Sie dürfen mir nicht den Hof machen," unterbrach ihn Sobieslava, „ich habe Ihnen dies bereits gesagt."

„Mir ist es Ernst damit," sagte er, „ich bewundere Sie aufrichtig."

„Herr Koloniewski," sprach Sobieslava, indem sie in ihrer Arbeit innehielt, „ich bitte Sie, sagen Sie mir nicht dergleichen Dinge — um Ihretwillen und noch mehr um meinetwillen bitte ich Sie darum. Sie stören meinen Frieden, Sie streuen Zweifel, Unruhe in meine Seele, und ich liebe die Ruhe, auch die Ruhe des Herzens."

„Sie mißverstehen mich, Sobieslava."

„Nein," fuhr sie fort, „ich verstehe Sie ganz gut. Ich habe Sie gern und ich höre Sie gern sprechen, Ihr Umgang ist mir zum Bedürfnis geworden; jetzt schon thut mir zuweilen der Gedanke weh, daß es so nicht für die Dauer bleiben kann, und jetzt fangen Sie mit einemmal an —"

„Darf ich denn nicht aussprechen, was ich fühle?" rief Koloniewski. „Mein Herz ist so voll von Ihnen, daß es endlich übergehen muß!"

Sie sah ihn an, mit einer Art ent-

zücktem Schrecken. „Wozu denn so viele Worte," stammelte sie. „Sie sagen, daß ich Ihnen gefalle, und Sie gefallen mir auch. Ich bin Ihnen von Herzen gut, ich spreche die Wahrheit. Wenn es Ihnen ebenso Ernst ist wie mir, dann nehmen Sie mich zur Frau, das ist doch so einfach."

„Sie wollten, süße, einzige Sobieslava?"

Der Mörser rollte zur Erde, und der gestoßene Zucker ergoß sich über die Diele.

„Gewiß," sagte sie mit freundlichem Erstaunen, „warum nicht?"

„Sie fühlen, daß ich Sie liebe," fuhr Koloniewski mit steigender Wärme fort, „wahr und innig, und Sie lieben mich auch?"

„Ich weiß es nicht," sagte sie mit einem süßen Lächeln. „Man sagt, Liebe sei Glück ohne Ruh. Ich bin so glücklich, wenn Sie da sind, und so ruhig."

Koloniewski schlang leise den Arm um sie und küßte sie auf die vollen, roten Lippen. Sie, die Hände voll Teig, über und über rot, wich lachend zurück. „Glauben Sie, daß ich Ihnen dies ungestraft hingehen lasse? Jetzt werden Sie auf der Stelle um meine Hand anhalten."

„Warum so eilig," spottete er, „Sie sind doch sonst so bequem?"

„Weil ich dir den Kuß zurückgeben will, du böser, guter Mann!" rief sie und nahm ihn resolut mit den von Teig und Mehl beklebten Händen beim Kopf und küßte ihn.

* * *

Es währte nicht lange, so wurde die Hochzeit gefeiert, und Sobieslava zog als Koloniewskis Frau in dessen Haus. Bald darauf flogen die Freundinnen nach allen Richtungen auseinander. Der Winter führte Valeska nach Paris, Zoë und Isidora nach Lemberg, während das junge Ehepaar ruhig daheim blieb. Im Frühjahr kam zuerst Nachricht von Valeska. Sie hatte sich mit dem Grafen Micewski verlobt und folgte ihm bald danach zum Altar. Während in Mostki das Getreide geschnitten wurde, traf ein Brief von Isidora ein. Sie war nach Zürich gegangen, um dort Medizin zu studieren.

Es war Herbst, als der Oberst eines Abends mit einer Zeitung in Mostki ankam. Zoë hatte sich zur Sängerin ausgebildet und war in Warschau mit großem Beifall aufgetreten. Sobieslava, welche, mit ihrem ersten Kinde in den Armen, in ihrer rotsamtenen Pelzjacke auf der Veranda saß, lächelte. „Siehst du," sagte sie zu ihrem Manne, „du hättest so glänzende Frauen erobern können und hast dir so ein einfaches Geschöpf ohne Geist und Temperament genommen."

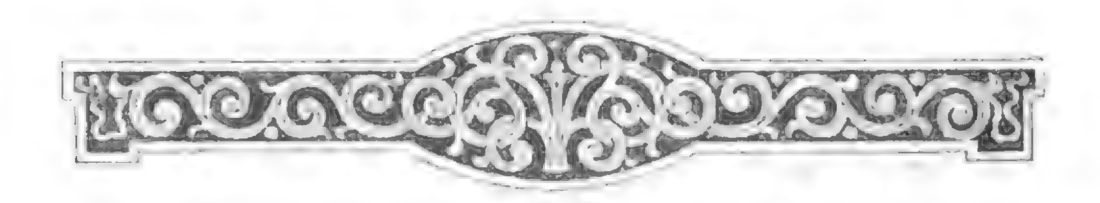
Koloniewski nahm ein kleines vergriffenes Buch vom Tisch und las:

„Des Lebens Pulse schlagen frisch, lebendig —"

Sobieslava schlug ihm rasch den Deckel zu. Jedoch er sprach weiter aus dem Kopfe:

„Ein Paradies wird um mich her die Runde."

Und sie begann zu lachen, und lachend bot sie ihm den roten Mund zum Kuß.



Ansicht von Letzlingen.

Letzlingen.

Von

Christoph Bobohm.

etzlingen soll früher Netzlingen geheißen haben. So erzählen die Herren v. Lavière und v. Meyerinck, die über Letzlingen schrieben. Schon das alte Wendendorf, das an dieser Stelle einmal wüst wurde, müßte demnach, wenn auch nur nebenbei, zur Aufbewahrung von Jagdnetzen benutzt sein. Der erste Kurfürst, der hier jagte, soll bereits den Namen in Letzlingen verwandelt haben, weil er sich hier an der Jagd „letzte“ oder ergötzte. Die erste Behauptung ist in geschichtlicher Hinsicht ebenso schwer zu glauben als die zweite aus sprachlichen Gründen.

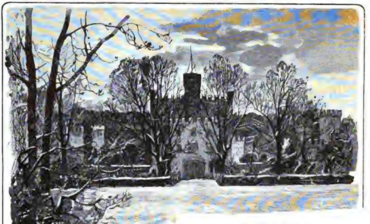
Der Schlüssel für die letzlingischen Jagden war schon in kurfürstlichen Zeiten die altmärkische Stadt Gardelegen. Sie war zu jener Zeit auch durch ihr Bier, das „Garlei“, hochberühmt. Meibom besang es noch mit den Worten:

> Was uns giebet frische Kraft,
> Ist ein süßer Ceres-Saft.

Das Garlei erschien auf der Tafel der Fürsten. Selbst Peter der Große lobte es. Der hopfenumrankte Becher mit Garlei durfte auf keiner Hochzeit oder Kindtaufe in der Altmark fehlen. Den Schlüssel für Letzlingen verlor Gardelegen auf kurze Zeit, als in jenen Wäldern nur noch von den Magdeburger Wällen aus gejagt wurde. Es hat ihn wieder erhalten, als es Station der Lehrter Bahn wurde. Man reist nun von Berlin nach Letzlingen im spitzen Winkel. Den einen Schenkel desselben bildet die Eisenbahn von Berlin bis Gardelegen, den anderen ungleich kürzeren (eigentlich nur einen kleinen Haken in südlicher Richtung) der Weg von Gardelegen nach Letzlingen. In seiner Verlängerung liegt der berühmte Jagdweg: die Königstraße.

Schon zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts rühmte man mit beredten Worten den Ort Letzlingen am Gardeleger Walde. Dort würden, sagte man, Herden edlen Wildes in Gehegen eingeschlossen gehalten. Aber auch durch die großen Waldungen schweiften sie mit solcher Sicherheit umher, daß weder das

Digitized by Google



Jagdschloß Letzlingen.

Gebell der Hunde noch die menschliche Stimme sie schrecken könnten. Ihrem Gedeihen vorteilhaft wären die niemals versiegenden Quellen, die hier im Schatten hoher Bäume rieselten. Vorteilhaft sei es auch, daß Flüsse fehlten. Die kleine Ohre ist ein bis zwei Stunden vom Planken entfernt. Die Gegend galt im siebzehnten Jahrhundert sowohl für lieblich wie für ausgezeichnet durch die laue Luft, auch reich an anderen Annehmlichkeiten, die selbst auf den Kranken wohlthätig wirken.

Weshalb war gerade diese Gegend in der Tiefebene mit ihren kaum nennenswerten Hügeln zu einem so trefflichen Jagdgrunde geworden, wie wir ihn sonst nur auf den Indianergebieten zu suchen pflegen? Die Ursache ist, weil in alter Zeit die dem Ackerbau von vornherein weniger ergebenen Wenden in diese Wälder zurückgeworfen wurden, in deren hier und da wieder eingehenden Dörfern allmählich das Wild zu äsen anfing. Auch bildeten diese Wälder bei Gardelegen, Neuhaldensleben und Kalvörde eine Art Hamme oder Wüste auf der Grenze einer Markgrafschaft, eines Erzbistumes und eines Herzogtumes. Die Märker, die Magdeburger und die Braunschweiger fochten hier jedenfalls manche Fehde aus, ehe hier eine Niederlage für Jagdnetze und Hundeleinen errichtet wurde.

Nach der Volkssage wurden allerdings alle eingegangenen Dörfer in dieser Gegend erst im Dreißigjährigen Kriege zerstört. Aber uralte Eichen, welche jedenfalls weit über drei- bis vierhundert Jahre alt sind, wachsen hier in Furchen, wo einst der Pflug gegangen ist. Die Dörfer waren schon sehr früh entstanden. In Urkunden des zwölften Jahrhunderts werden sie als Eigentum der benachbarten Klöster erwähnt. In den Pergamenten der Mönche heißt die Landschaft zwischen Kalvörde und Burgstall desertum slavicum, die Slaven- oder Wendenheide. Eins oder das andere dieser Dörfer ist vielleicht schon im zwölften Jahrhundert wüst geworden, weil die Mönche eine ganze Dorfgemeinde wegen ihrer heidnischen Gebräuche wie einen Indianerstamm vertrieben haben. Noch während des sieb-

Digitized by Google

zehnten Jahrhunderts aber wird in den Kirchenbüchern „die wendische Ilse" oder „die wendische Anna" mit Verachtung genannt. Dieser ohnehin schon sehr eigentümlichen Landschaft in der Nähe des Flüßchens Ohre hatten auch wohl die Unregelmäßigkeiten zur Zeit des falschen Waldemar noch mehr einen besonderen Charakter aufgedrückt. Das Jagdgebiet von Wolmirstedt, wo der falsche Waldemar seinen Ring in den Becher des Erzbischofs von Magdeburg warf, hängt mit dem von Letzlingen zusammen. Man hat sogar vermutet, daß die alte Linderburg bei Utmöden und Satuelle ein Versteck für Tempelherren gewesen sei, nachdem ihr Orden schon längst dem Untergange geweiht worden war. Jedenfalls hat die Landschaft vor der Ankunft der Hohenzollern in der Mark viel von den Fehden des niederen Adels gelitten. Aber mochten auch immerhin auf diese Gegend die Worte der Osterburger Chronik von 1578 passen: „Schnaphanski, Knapkesi, Strohdachi sunt in Marchia multi!" — die urwüchsigen Haine haben nicht darunter gelitten und das Wild vermochten die Schnaphanskis nicht aufzuzehren.

Partie aus dem Schloßgarten von Letzlingen.

Ein solches wüst gewordenes Wendendorf waren auch die jetzigen letzlingischen Jagdgründe. Um 1400 verschwinden die Bauern von der dortigen Feldmark. Nur vom Adel ist dort noch die Rede, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt. Zwischen 1528 und 1534 gründete Matthias von Alvensleben den Hof Letzlingen. Doch lagen die Verhältnisse für den niederen märkischen Adel damals schon nicht mehr so günstig wie unter den bayerischen und luxemburgischen Regenten. 1555 kamen die Hohenzollern in Besitz des Hofes Letzlingen. Sie gaben dafür dreitausend Thaler und tauschweise noch für dreitausend Thaler andere Ländereien, also im ganzen sechstausend Thaler an die Herren von Alvensleben. Zugleich vergrößerten sie die Letzlinger Jagdgründe

noch durch Tausch mit ihren Nachbaren, z. B. den Herren von Bismarck. Die Gründung eines hohenzollernschen Jagdschlosses in Letzlingen erregte insofern Anstoß, als die Herren von Alvensleben Lehnsleute des Domkapitels zu Magdeburg gewesen waren. Man durfte wohl annehmen, daß die Kurfürsten sich in ein solches Verhältnis nicht leicht hineinfinden würden. Jedoch konnten die Hohenzollern nachweisen, daß sie mindestens seit 1499 in dem desertum slavicum gejagt hatten. Indem sie ihre Jagdgrenzen durch Kauf etwas über ihre Landesgrenzen hinaussteckten, hatten sie von Stendal aus, wo sie sich von dem Magistrat „seine Jagdköter und seine Bullerwagen“ geliehen hatten, sich auf die hohe Jagd in dieser Gegend begeben.

Es war nun um die Mitte der Regierungszeit des Kurfürsten Joachim II. Er begünstigte die Juden, hatte eine glänzende Hofhaltung und liebte die Gesellschaft geistvoller Männer, mit denen er die Reformation in Brandenburg eingeführt hatte. Diese beurteilten seine Sitten nachsichtiger als sein Sohn, der Kurprinz Johann Georg. Selbst als Jäger hielt er sich von dem Vater fern. Einsam verweilte der fromme und gottesfürchtige Mann in seinen Jagdgründen, bis er 1597 beim Tode des Vaters wie ein Tiger zusprang, um dessen Hofjuden, dessen Geliebte und mehrere seiner Räte zu verderben. Der Kurprinz Johann Georg selbst hatte Letzlingen den Herren von Alvensleben abgekauft. Er errichtete 1559 eine Ziegelscheune bei Zinnau, um fünf Millionen Steine zu erhalten, aus denen das alte Jagdschloß zu Letzlingen gebaut wurde. 1560 stand es da. Die Lage ist sehr lustig, sagte Beckmann 1753, indem ringsumher schöne Wälder von Eichen, Birken und Fichten liegen, in welche aus dem Schlosse eine schöne Aussicht ist. Das Schloß, die Hirschburg, hatte drei Stockwerke. In allen dreien lagen die Schlafgemächer nach Norden, die Wohnzimmer nach Süden. Eine hölzerne Wendeltreppe führte in alle drei Stockwerke. Die große kurfürstliche Küche war ein eigenes Nebengebäude auf dem Hofe. Ein anderes enthielt die kleine Küche. Von hier aus führte eine hölzerne Galerie in den Speisesaal, der sich im zweiten Stockwerke des Hauptgebäudes befand. Ein eigenes Gebäude hieß die Pastetenkammer, ein anderes die Silberkammer. An allen vier Enden des Schloßhofes befanden sich „Rondēle“ mit vielen Erkern und Giebelstuben. 1744 machte man sich daran, die Erkerdächer abzubrechen und das alte Dach nebst Treppenrondēl in ein Oktogon zu verbinden.

Der immerhin sparsame Kurprinz lebte fern von dem luxuriösen Hofe seines Vaters doch nicht mehr so einfach wie einst der Kurprinz Johann Cicero zu Tangermünde und zu Köln an der Spree. Dieser hatte 1473 an seinen Vater Albrecht Achilles in dem üppigen Franken geschrieben, daß es ihm an „Herrenlaken“ fehle und daß er nicht wisse, wie er sich zur Hochzeit schmücken solle. Auf Schloß Letzlingen fehlte es nicht an den schönsten Himmelbetten und an grünen und gelben damastenen Vorhängen, sowie an weißen klaren schwäbischen Vorhängen mit Stickwerk, an roten und gelben „Kortekenvorhängen“, an „Harrisser“ Vorhängen, an „Umläufen“ mit grünen und gelben Fransen, an bunten wollenen Tafeldecken, an Decken von gelbem und rotem „brickschen“ Atlas. Selbst Decken von rotem Damast mit Gold durchwirkt waren vorhanden.

Letzlingen war nicht der Hauptort, wohin sich der Kurprinz Johann Georg mit seiner starken Familie zurückzuziehen pflegte, um durch einen streng sittlichen Wandel das Treiben seines Vaters und der schönen Gießerin zu Berlin in Schatten zu stellen. Doch wohnte er dort unter anderem in der ganzen Zeit vom Anfang Dezember 1564 bis August 1565. Er ernannte „Hauptleute zu Letzlingen und Burgstall“. So mag dann das erstere immerhin unter Johann Georg als eine kleine Residenz betrachtet werden. Letzlingen mag damals der gastliche Mittel-

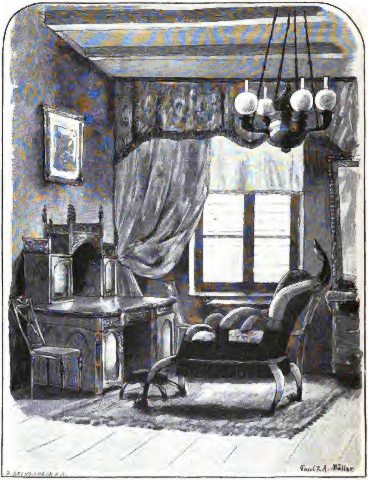
punkt für die nahe miteinander verwandten Fürsten zu Braunschweig, Magdeburg und Berlin gewesen sein. Noch ehe Johann Georg 1571 Kurfürst von Brandenburg wurde, war sein ältester Sohn Administrator von Magdeburg. Er benutzte auch dies einigermaßen zur Vergrößerung des Letzlinger Jagdgebietes. Er versprach seinem „freundlichen lieben Sohne, dem Administrator", und „Sr. liebden Nachkommen an dem Primat-Erzstift 1572 vor solchen Gebrauch der Jagt jährlich und ein jedes Jahr besonders acht Tonnen Hirschen und acht Tonnen Schweinen gesalzen Wildprät".

Fünf Jahre darauf verheiratete sich Johann Georg zu Letzlingen mit seiner dritten Gemahlin Elisabeth. Auch mit ihr lebte er viel in Letzlingen und säkularisierte noch an Ort und Stelle das benachbarte Kloster Neuendorf, dessen Waldungen und Jagden er sich dabei zueignete. Er war Vater von dreißig Kindern, deren Enkel zum Teil unter seiner Leitung an seinem Hofe erzogen wurden. Sein Sohn, der Administrator, folgte ihm von 1597 bis 1608 als Kurfürst Joachim Friedrich. Auch dieser hielt mit seiner wirtschaftlichen Gemahlin Katharina, welcher der Molkenmarkt zu Berlin seinen Ursprung verdankt, zu Letzlingen Hof. Indessen nahm der Reichtum an Hirschen in Letzlingen vorläufig ab. Daß 1573 der viele Schnee von Simon Juda bis Judika etliche tausend Stück Wild auf der Heide getötet, hatte nicht verhindert, daß Johann Georg noch 1590 mit einem Hochzeitsgeschenke von vierhundert Hirschen an den Hof zu Braunschweig reisen konnte. Dagegen war es vorläufig ein für das kleine Letzlingen verhängnisvoller Irrtum, daß Johann Georg das dortige Jagdgebiet auf Kosten der benachbarten magdeburgischen Jagdgründe noch zu verbessern gesucht hatte. Den kirchlich-politischen Verhältnissen gemäß administrierten die brandenburgischen Prinzen auch später wohl das Erzbistum Magdeburg. Schon der Sohn des gutmütigen Joachim Friedrich, dem der Vater einen Teil der Wildbahn abgenommen hatte, richtete zur Vergeltung dafür als Erzbischof von dem magdeburgischen Jagdschlosse Wolmirstedt aus solche Verwüstungen in dem Wildstande von Letzlingen an, daß sich die dortige Hirschburg erst lange nach der vollständigen Einverleibung des Erzbistums Magdeburg in Brandenburg wieder erholt hat.

Schon zur Zeit Joachims II. war daran gedacht worden, die Hirschburg nach Westen hin zum Ausgangspunkte eines neuen brandenburgischen Festungssystems zu machen, da das ältere mittelalterliche Festungssystem auch für diese Territorien sich überlebt hatte. So wurde dann auch wirklich der große Kurfürst als sechsjähriger Knabe zu Anfange des Dreißigjährigen Krieges nach Letzlingen in Sicherheit gebracht. Als die Kämpfe sich jedoch bis auf Niedersachsen hin ausdehnten, entfloh er mit seiner Mutter und seinen Erziehern von Letzlingen nach Küstrin. 1628 wurde zu Letzlingen eine Leichenrede für einen „Reuter" gehalten, welcher dort erschossen war. Von 1643 an war das Hauptquartier der Schweden unter Oberst Duwald in Gardelegen. Sie blieben dort sogar noch zwei Jahre nach dem westfälischen Frieden auf Exekution liegen. Dabei ließ Oberst Duwald fleißig auf dem desertum slavicum jagen. Die Magdeburger Garnison that dasselbe von der anderen Seite.

Als ein seltener Gast erschien 1694 in Letzlingen, wo sonst nur die Freunde des Weidwerks einkehren, der vertriebene Prediger Dornigk aus dem Elsaß. Er ernährte sich zwei Jahre lang als Hauslehrer bei dem Krüger von Letzlingen. Er war ein gelehrter und frommer Mann von großer Sittenreinheit. Kurz nach seinem Begräbnisse erschien seine Gattin, die ihn lange gesucht hatte. Sie verfaßte eine Grabschrift in Alexandrinern für ihn, worin sie „nach Turteltaubenart" sein Hinscheiden beklagte. „Man thäte ihr allhier Gutes," berichtet der Prediger von Letzlingen. „Sie reisete von hier nach Berlin; von dannen kam böse Post von ihr."

Man sieht, daß Letzlingen um diese Zeit schon wieder ein Dorf, ein Kirchspiel, war. Nur das Jagdschloß geriet in Verfall. Würde die Heide doch nun gebrauchten die Schlösser zu Wolmirstedt, Kolbitz und Neuenhof als Absteigequartiere, durch welche die Wildbahn an der Ohre hinauf von Süden her geöffnet

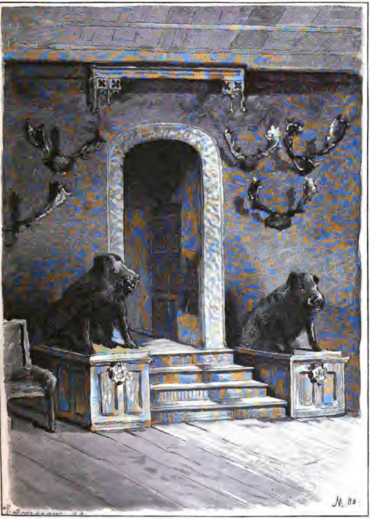


Das Zimmer des Kaisers.

mehr von Magdeburg aus zur Jagd benutzt, anfangs noch immer durch die erzbischöflichen Administratoren und dann durch die preußischen Generäle. Diese wurde. Die Bauern erzählen sich noch jetzt, wie die Erzbischöfe mit zahlreichem Jagdgefolge unter Sang und Klang die Ohre auf Gondeln befahren hätten. Schon

Digitized by Google

1564 hatte das Kloster Hillersleben dem Erzbischofe bedeutende Zugeständnisse gemacht, um nur die Hunde los zu werden, die es für seine Jagden halten mußte. Zur Fütterung der Hunde waren alle Klöster in der Nähe der Heide verpflichtet. Sollte eine Jagd stattfinden, so wurden alle Hunde auf der Heide zusammengezogen. Nach den Jagden mußten die Klöster sie wieder übernehmen.



Thür zum Versammlungssaal.

Holz durften die Nonnen in Wolmirstedt zuletzt gar nicht mehr hauen lassen, um das Wild nicht zu beunruhigen.

Endlich verschwanden zwar die Übergangszustände im Erzbistum Magdeburg, aber nicht die Anforderungen an die einst auf Kosten der wendischen Dörfer reich gewordenen Klöster. Die Stadt Tangermünde bildete eine aufgehende Sonne ab und schrieb darunter: Affulsit nunquam mihi gloria major! Es war dies eine Ehrenpforte. Auf ihrer anderen Seite war ein großer Hirsch in vollem Laufe abgebildet. Darunter stand: Adventum regis anhelat! So empfing die Altmark König Friedrich I. nach seiner Krönung in Königsberg. Die Straßen von Tangermünde waren mit grünen Tannenzweigen besteckt. Dazwischen hingen seltsam genug statt der Tannäpfel gemalte Citronen. Zwei große Hirschjagden wurden in der Nähe abgehalten. Die Jagdeinrichtungen blieben ähnlich wie zur Zeit der Administratoren und Erzbischöfe. 1712 sollten alle Klöster das bei ihnen zurückgebliebene Jagdzeug auf ihre eigenen Kosten zur Wolfsjagd nach Letzlingen fahren. Die Domina im Jungfrauenkloster zu Wolmirstedt mußte besonders darüber klagen, daß die Nonnen beständig Jäger mit vielen Hunden im Quartiere hatten, die zwischen den in der Alt- und Mittelmark angestellten Jagden hin- und herzogen. Ein Abt im Magdeburgischen, der mit einem anderen Abt über diese Aufzüge der Jagdhunde in Briefwechsel stand, glaubte, daß „ein allgemeiner Krieg daraus werden“ würde. „Quod deus avertat“ setzte er hinzu. Indessen vertrieb König Friedrich Wilhelm I. den Äbten solche Gedanken, indem er alle Berliner Jagdhunde nebst den dazu gehörigen Pferden und Jägerburschen auf einige Zeit in die magdeburgischen Klöster verlegte. Doch erließ er ihnen diese Einquartierung 1720 wieder gegen Zahlung von fünfzig Thalern Hundegeldern jährlich „ohne Dilation bei Vermeidung militärischer Exekution“. Die Sache war gefährlich; denn schon seit 1716 hatte der Fürst Leopold von Dessau als Mitglied der Magdeburger Garnison die Erlaubnis erhalten, bei Wolmirstedt und Rogätz zu hetzen und zu schießen nach Herzenslust. Unter dem Gebell der Hunde und dem Blasen der Hifthörner stürmte er oft aus den Wäldern hervor. So wird er dann die Hirsche wohl ebenso bis vor die Mauern der Klöster wie bis vor die Mauern von Gardelegen verfolgt haben. Er hielt nur Parforcejagden. Ein Jagdschloß baute er sich selbst zu Salchau.

Um die Zeit König Friedrich Wilhelms I. gab Fürst Leopold von Dessau durch Einführung des „geschlossenen Feuergefechtes“, des eisernen Ladestockes und des Gleichschrittes, sowie durch die „Lineartaktik“ dem preußischen Heere die Tüchtigkeit, durch welche es zur Zeit Friedrichs II. zu siegen vermochte. König Friedrich Wilhelm suchte den alten Dessauer sich schon im Jahre 1713 dadurch zu verbinden, daß er ihm dreihundert Stück lebendiges Rotwild von der wendischen Heide schenkte, um es im Dessauischen wieder auszusetzen. Schon von König Friedrich I. hatte sich der alte Dessauer kurz vor dessen Tode fünfzig bis hundert lebendige Rothirsche schenken lassen. Die dessauischen Jäger setzten das Wild in Kasten und führten es so nach Dessau. Vieles Wild aber brach den Hals oder doch das Geweih, ehe man die flüchtigen Tiere im Kasten hatte. Hatte man hundert Hirsche in die Kasten gesetzt, so mußte man warten, bis sich das Kienholzdickicht wieder füllte. Seitdem hat Dessau einen unvergleichlichen Rotwildstand in seinen schönen Elbforsten. König Friedrich Wilhelm aber sandte von Potsdam aus zu Wasser bis Tangermünde für die Heide mehrere Archen voll Damwild, durch welches die dortigen Jagden sich nun ganz besonders auszeichnen. Doch hatte Friedrich Wilhelm I. nicht ohne Absicht und Überlegung den bedeutenden Wildstand in Letzlingen verringert.

Das Jagdschloß Letzlingen wurde damals ein dem Landbau dienendes Vorwerk. König Friedrich Wilhelm I. machte

sogar so vielen Waldboden urbar, daß es ganz in dem Grade wie in alten Zeiten wieder ein Dorf wurde. Friedrich II. welcher er Friedrich Wilhelm III. ersuchte, ihm die Jagd einiger in der Nähe seiner magdeburgischen Garnison gelege-

Speisesaal.

sandte noch pfälzische Kolonisten in den Kienwald. Jeder dieser neuen letzlingischen Bauernfamilien schenkte er Scheune und Stall, Wagen und Pflug, Kühe und Ochsen, Schafe und Saatkorn!

So konnten denn in dem neuen Letzlingen nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges die Nachkommen der alten Wenden im Verein mit den fröhlichen Pfälzern ungestört ihren Kohl bauen, was einer der tapfersten Offiziere des alten Fritz, Ewald v. Kleist, stets als sein höchstes Lebensglück für die herbeigesehnten idealen Friedenszeiten betrachtet hatte. Aber dies goldene Zeitalter konnte in der Heide nicht lange dauern. 1802 machte Prinz Louis Ferdinand eine Eingabe, in

nen Reviere zu verpachten. Er erhielt die Oberförstereien Kolbitz und Planken sowie das altmärkische Gebiet der letzlingischen Jagden für 527 Thaler Pacht. Prinz Louis Ferdinand besaß ein Gut zu Schricke. Hier sah er viel Gesellschaft bei sich und unterhielt auch eine zahlreiche Jägerei. Von hier aus durchstürmte er die Heide auf seinen Parforcejagden bis nach dem Planken hin. Die Liebe der Landleute erwarb sich der geistvolle Prinz nicht, da aus dem großen Saugarten, welchen er im Schmerfelde anlegte, im Frühjahr mitunter hundert Sauen auf einmal über die Felder der Bauern losgelassen wurden. Sein Heldentod bei Saalfeld erlöste sie zwei Jahre

Digitized by Google

vor der Zeit von dem Vertrage, den der König mit ihm abgeschlossen hatte.

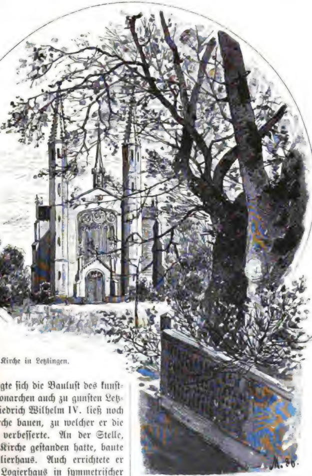
Nicht ungeschickt war es vom Standpunkte der westfälischen Regierung aus, daß sie einen conservateur des eaux et forêts nach Kolbitz und einen inspecteur des forêts nach Letzlingen setzte. Den letzteren, einen Herrn v. Schimmelmann, behielt Friedrich Wilhelm III. in den abermals folgenden goldenen Friedensjahren als seinen Forstmeister bei. Zur Zeit Friedrich Wilhelms IV. trat zu Letzlingen durch die romantischen Neigungen dieses Fürsten wieder eine Änderung ein. Doch hatte die Jagdlust dieses Königs etwas von der Liebe seines Freundes Tieck zu der mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält. Es war die tiefe Waldeinsamkeit mit ihrem zahlreichen Wilde, die ihn in Letzlingen zunächst anzog. Auf seiner Reise nach der Altmark im Frühjahr 1843 machte der vierhundert Hektaren große alte Lindenwald in den Oberförstereien Kolbitz und Planken einen tiefen Eindruck auf ihn. Es war auch wohl schon damals, als er in den kleinen mit Wild dicht gefüllten Garten des Kurprinzen Johann Georg eintrat und eine dort stehende alte Eiche die „Königseiche“ zu nennen befahl. Auch regte sich sogleich die diesem Monarchen eigentümliche Baulust. Er befahl ein Stockwerk auf das Schloß zu Letzlingen aufzusetzen und gab ihm dadurch seine jetzige Gestalt. Auf der Rückreise von einem Manöver bei Lüneburg hielt er im Herbst 1843 zu Letzlingen bereits eine kleine Treibjagd ab. Das Schloß war bekränzt, und Minister und Oberpräsidenten fuhren mit dem frommen Monarchen auf den Pirschwagen nach den Forstorten. Auf den nun folgenden Reisen nach Letzlingen verkehrte er auch in Magdeburg mit denselben Männern (Göschel und Gerlach), an denen sein Herz am meisten hing. Aber auch hier hatte fast in mehr als einer Hinsicht das Jahr 1848 seiner Jagdfreude ein Ende gemacht.

Zwar ließ man es nicht an Tausch und Entschädigung für die friedericianischen Kolonisten und andere Landleute fehlen, um auf der südöstlichen Seite des Dorfes Letzlingen die zusammenhängende Waldfläche von beinahe dreißigtausend Hektaren wieder herstellen zu können, die jetzt in fünf Oberförstereien und zwanzig Schutzbezirke eingeteilt ist. Dies konnte indessen nicht hindern, daß nach der Märzrevolution selbst die Scharfschützen aus den benachbarten kleinen Städten von Neuhaldensleben bis Gardelegen und von Kalvörde bis Wolmirstedt Ansprüche auf das Wild in dem alten desertum slavicum erhoben. Mitunter bauten sie sich in den großen Kieferndickichten Hütten von Reisig. Hier hielten sie sich mehrere Tage und Nächte lang auf. Man fand hier ihr Brot und ihren Speck, ihre Wurst und ihren Branntwein, während sie mit Jagen beschäftigt waren. An windigen Regentagen schlichen sie in dem Dickicht hin und her. Ihre Büchsen waren nur wenig mit Pulver geladen, damit der Knall nur schwach war. Auch die Witterung dämpfte den Schall, und selbst wenn die Jäger auf die Bäume kletterten, sahen sie keinen Rauch aufsteigen. Die meisten Wilddiebe lagen bei Tage ruhig auf der Erde und schliefen. Erst in der Nacht sprangen sie auf. Dann trugen sie das bei Tage von den besten Schützen erlegte Wild fort. Der voranschreitende Anführer schoß auf jeden Jagdbeamten. Niemals nahmen die Wilddiebe ihren Weg durch die aus Pfosten von Eichenholz bestehenden Eingänge, sondern stiegen stets mit ihrer Beute über die Kiefernstangen.

Welch ein Leben die Wilddiebe damals in den Wäldern von Letzlingen vollführen konnten, mag man daraus abnehmen, daß schon im Winter 1846 beim ersten Schnee der Wildstand wieder auf zehntausend Stück Damwild, dreihundert Stück Rotwild und dreihundert Stück Schwarzwild gebracht war. Im Herbst 1848 aber konnte man in alten lichten Eichenbeständen bei Tagesanbruch stets über zweitausend Damhirsche beisammen finden. Unaufhörlich schrien die Schaufler und kämpften miteinander. Selbst durch vor-

überfahrende Wagen ließen sie sich nicht stören.

Im Jahre 1851 war wieder Ruhe und Ordnung in der Heide eingetreten. Nochmals regte sich die Baulust des kunstliebenden Monarchen auch zu gunsten Letzlingens. Friedrich Wilhelm IV. ließ noch die neue Kirche bauen, zu welcher er die Zeichnungen verbesserte. An der Stelle, wo die alte Kirche gestanden hatte, baute er ein Kavalierhaus. Auch errichtete er ein zweites Logierhaus in symmetrischer Form. Das Jagdschloß selbst wurde nochmals vergrößert. Die alten Zeiten Johann Georgs aber schienen sich zu erneuen, als dieser König mit seiner Gemahlin in Letzlingen seinen Kirchgang in die Dorfkirche hielt. Die Königin erschien sogar in dem späten Frühjahr 1853 allein, erquickte sich an der frischen, wenn auch etwas zurückgebliebenen Vegetation und hatte ganze Bündel von den ihr besonders lieben Schlüsselblumen im Wagen, als sie nach Sanssouci zurückfuhr.

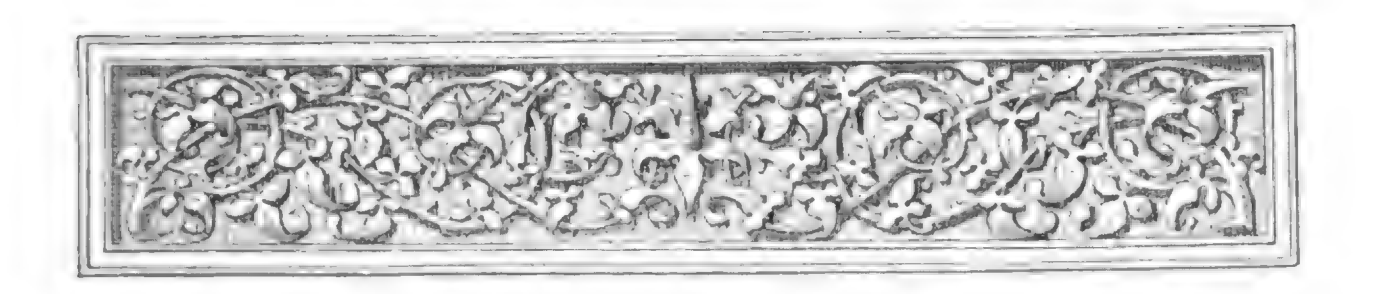


Kirche in Letzlingen.

Im Oktober 1845 erschienen zu Letzlingen zum erstenmal Männer, die auch in dieser aristokratischen Gesellschaft durch

ihre ritterliche Gestalt hervorragten. Es war der Herzog Wilhelm von Braunschweig und der damalige Prinz von Preußen. Für den Gemahl der Königin Elisabeth war die Jagd eine Idylle gewesen, ähnlich wie für Götz v. Berlichingen während seiner späteren Lebenszeit, da er an der Seite seiner Elisabeth noch seine Lebensgeschichte aufsetzte. Kaiser Wilhelms Jagdlust ist eine andere, wenn sie auch nicht die des alten Dessauers ist. Wenn die Sense auf dem Felde ausgeklungen hat, dann klingt für ihn auf seinen Forsthäusern das Jahr vollends ab in den alten Signalen, denen der Mund der Jäger die großväterlichen Signale und Weidesprüche untergelegt hat. Es ist die ebenso strenge als ungezwungene Beobachtung der alten Jagdordnung, welche den Jagden Kaiser Wilhelms die selbst von fremden Fürsten wohl bemerkte Eigentümlichkeit verleiht. Noch weniger wird der Eifer übersehen, mit welchem sich die Heldenseele des Kaisers stets ganz in die Jagd versenkt. Krieg und Jagd sind ja auch im Leben und in der Seele der alten herrschenden Geschlechter oft durch einen inneren Zusammenhang verbunden, wobei für sie die Hirsche und die Kienwälder ebenso gut ihre tiefere Bedeutung erhalten mögen als die Figuren auf dem Schachbrette für den Schachspieler.

Durch Kaiser Wilhelms Kriege erlitt die große Herbstjagd in Letzlingen mindestens einmal eine Unterbrechung. Um so lebhafter wurden dann 1872 die Rüdemeister begrüßt, welche damals zuerst die in Hannover erworbenen Saurüden nach Letzlingen führten. Von 1847 bis 1877 sind in Letzlingen 3806 Sauen, 7652 Stück Damwild, 336 Stück Rotwild, 4 Rehböcke, 12 Füchse, 10 Hasen und 3 Dachse geschossen worden. Die dortigen Jäger behaupten, daß kein Jagdrevier der Welt mehr aufzuweisen habe. Kaiser Alexander von Rußland, der 1864 dort jagte, soll erklärt haben, daß er nie eine solche Wildstrecke gesehen habe. Die Geschichte von Letzlingen aber wird vielleicht später einmal einen deutschen Walter Scott anlocken.



Konrad Deubler, der Bauernphilosoph.

Ein merkwürdiges Menschenbild aus den Salzburger Bergen

von

P. K. Rosegger.

„Mein lieber Freund Deubler!
— — — Wenn Diogenes, nach Menschen suchend, Sie gefunden hätte, er würde seine Laterne ausgelöscht haben!
Jena, 24. November 1874. Ernst Haeckel."

Vor zwei Jahren hat der Draht plötzlich die Nachricht in alle Welt getragen: im Salzkammergut wäre ein Bauer gestorben. Was muß das für ein seltsamer Bauer gewesen sein, dem die Kupfersaiten das Sterbelied spielen!

Ein seltsamer Bauer, vielleicht der einzige in dieser Art auf der ganzen Welt — ja, das war er, der Bauer Konrad Deubler in Goisern. In der Bauernschaft rentiert sich ein Philosoph nicht so gut wie in der Stadt, in der man seine Philosophie zu Papier bringen und für Geld verkaufen kann. In der Bauernschaft wird das vorurteilslose Denken und Suchen nach Wahrheit dem Denker zum Verhängnis. Ein Heldenherz, das nicht daran zu Grunde geht!

Eines armen Salzbergwerkers Kind, das nichts als seine schlechte Dorfschule durchgemacht hat vor sechzig Jahren, ein schlichter Bauer, der sein Lebtag haften geblieben ist in seinem engen Alpenthale, dem harte Arbeit die Glieder verknorrt und gewettert hat, an Gewandung, Gehaben und Sprache nicht zu unterscheiden von seinen ärmlichen Dorfgenossen im Hochgebirge, und andererseits ein Duzbruder von Ludwig Feuerbach, ein persönlicher Freund von Heinrich Zschokke, David Strauß, Ernst Haeckel, E. A. Roßmäßler, Ludwig Büchner, B. Carneri, J. C. Fischer, Brehm, Dodel-Port, Joh. Scherr, L. Anzengruber, F. Kinkel, F. Schlögl und vielen anderen Größen der Wissenschaft und der Litteratur. Solche Männer schauen sich ihren Gesellen an, ehe sie die Bruderhand bieten.

Deubler war die Verkörperung eines wohl vorhandenen, aber stets unterdrückten und oft sich selbst kaum bewußten Volksgefühles. Eines Volksgefühles aber, dem die gegenwärtige Weltordnung widerhaarig entgegensteht, das sich durch alle Klassen und Kasten der Gesellschaft feindlich, herb und auch verschmitzt durchringen muß, bis es auf der Höhe bei den wenigen edlen und weisen Männern, die ein Herz für die Menschheit haben, Verständnis und Genossenschaft findet.

Vor einigen Jahren hat mich eine Bergwanderung das erste und das letzte Mal an sein Haus geführt auf den Primesberg bei Goisern, wo man über das grüne Hochalpenthal der Traun hin die Felswände des Ramsauergebirges sieht und den Hallstättersee und die Eisfelder des Dachstein. Es war nicht leicht, den alten Bauer zu Hause zu finden, die lei-

dige Neugierde der Reisenden und der Sommerfrischler des nahen Ischl und Aussee hatten ihn menschenscheuer gemacht als die jahrelange Kerkerhaft, mit der die dankbare Menschheit ihn, wie so manchen ihrer großherzigen Bahnbrecher, ausgezeichnet hat. Deubler war, wenn Fremde nach ihm fragten, stets „im Weinkeller, und ist's ungewiß, wann er heimkommt". In Deublers Weinkeller sah es aber wunderlich aus, seine Fässer band der Buchbinder, sein Wein wuchs im sonnigen Haupte großer Männer, es ist jener echte, in dem die Wahrheit liegt.

Als ich mich jedoch anschickte, das Haus zu belagern und mir die Zeit zu vertreiben mit den stimmungsvollen Sprüchen, die an der Wand stehen, kroch er aus seinem Versteck, der Bücherei, hervor. Wir erkannten uns bald, ich merkte hinter seiner Lodenjoppe den Philosophen, er hinter meinem Stadtrock den Bauer.

Zuerst stellte er mir seinen „Kameraden" vor — es war schon sein zweiter — sein treues Weib, die „Nandl". Der erste, die Eleonore (welche er schon in seinem achtzehnten Jahre geheiratet hatte, „weil ein kluger Mann seine dummen Streiche schon in der frühen Jugend macht"), war ihm nach zweiundvierzigjähriger guter Kameradschaft längst „hinter den Coulissen, die man Grab nennt" verschwunden.

Deubler führte mich in seine schöne Stube, wie der Bauersmann das nennen mag, was bei euch Städtern der „Salon" heißt. Aber einen so vornehmen habt ihr nicht als der alte Bauer auf dem Primesberg besessen. Das „Atelier" nannte er diese merkwürdigste aller Bauernstuben; den Namen „Atelier" habe er einmal leckershalber auf die Zunge genommen, und jetzt bringe er ihn nicht mehr herab. Dieser Raum war allerdings eine Art von Atelier, aber auch Bücherei, Museum und Tempel. Bücherkästen mit vielen Hauptwerken der Wissenschaften aller Zeiten; Tische mit Zeitschriften, Karten, Briefen aus allen Litteraturfächern, mit Mineralien, getrockneten Pflanzenexemplaren; Staffeleien mit Ölgemälden. Unter diesen eine Berglandschaft, deren Schöpfer der junge Maler Joseph Winkler aus München, welcher bei Deubler gewohnt hatte und eines Tages fortgegangen war, um sich am fernen Strande der Isar eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Die Berglandschaft war unvollendet geblieben, was ihm sein Gastwirt freilich leichter verzeihen konnte als die mutwillige Zerstörung eines unvollendeten Lebens. Ferner war ein Klavier da. An den hohen Wänden, die ein geschmackvoll gezimmerter Plafond abschloß, waren Kunststatuen aus der griechischen Mythe, Porträts, Bronze- und Gipsfiguren von Naturforschern, Philosophen und Dichtern, auf dem Ehrenplatz, hoch wie auf einem Altare, die Bronzebüste Ludwig Feuerbachs mit der Inschrift „Homo homini Deus est". Ferner fanden sich hier als Reliquien Alpenstöcke hervorragender Botaniker, Schlaghämmer berühmter Mineralogen, das Mikroskop von Roßmäßler, die Tabakspfeife Feuerbachs und endlich auch der Totenschädel von Deublers erstem Weibe.

Das war die „schöne Stuben" des alten Bauers Konrad zu Goisern, von ihm selbst, dem unbemittelten, hart den Kampf ums Dasein ringenden Bauer, errichtet und im Laufe der Jahre mit angedeuteten Schätzen gefüllt! Das hatte er sich einst als Müller am Hallstättersee und als Bäcker und Bauernwirt unten im Dorfe Goisern gesagt: „Arbeitest, hausest, bis du sechzig Jahr alt bist; nachher wirst Herrgott aus Menschenfleisch und lassest dir wohl sein."

Zehn Jahre lang war er's nun gewesen in seinem sich neugegründeten Heim auf dem Primesberg, gleichwohl mit seinem treuen häuslichen Weibe immer noch sorgend, arbeitend in der kleinen Bauernwirtschaft, denn das „Menschenfleisch am Herrgott" wollte sich nicht ganz zurücksetzen lassen. Häufig waren Gäste zu bedienen, Gelehrte und Künstler aus Deutschland, Freunde, die bei ihm auf der Sommerfrische wohnten, Dichter, Schriftsteller, Schauspieler aus Berlin, Dresden,

Stuttgart, Wien, Linz, Salzburg, Graz u. s. w. Trotzdem fand er Zeit für seine Studien. Im Gespräche wußte er gelegentlich Aussprüche alter Griechen und Römer in ihren klassischen Sprachen zu citieren, was in seiner rauhen ungefügen Bauerntonart gar seltsamlich zu hören war. Die fremdartigen Dinge waren nicht zufällig da oder etwa aus Koketterie zusammengetragen; ihr Besitzer stand zu jedem derselben in einer besonderen Beziehung, die meisten Gegenstände waren Spenden berühmter Personen mit Widmungsworten an Deubler. Die Bücher trugen in ihren Randglossen von Deublers schwerfälliger und unorthographischer Hand Spuren von dem gewissenhaften gründlichen Studium und Verständnisse des Lesers.

Dem Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten ist der Vorwurf gemacht worden, daß er philosophische Bauern, versteckte Spinozisten gedichtet hätte, die in Wirklichkeit nicht existieren könnten. Ich habe es immer für einen besonderen Vorzug Auerbachs gehalten, daß er aus dem Bauernstande mit Vorliebe Menschen nahm, die ihr zugeteiltes, oft in der That sehr zweifelhaftes Stück Welt nicht just auf Treu und Glauben hinnehmen, sondern auch messen und wägen können. Es giebt — so unbequem das manchem Stadtherrn sein mag — genug kluge und selbst weise Bauern, und nicht jeder, der Ochsen treibt, ist selber einer.

Konrad Deubler.

Allerdings, Bauern, in denen sich mitten unter Tieren und Dünger eine abgeklärte, wirklich philosophische Weltanschauung zu entwickeln vermag, und bei denen dieselbe in Fleisch und Blut übergeht, sind Weltwunder. Ludwig Pfau hat Konrad Deubler den Wunderbauer genannt und damit das Richtige gesagt.

Als wir zwei nun an jenem Tage meines Besuches schon nach einer halben Stunde alte Bekannte geworden waren, fragte ich Deubler, wie denn das alles so mit ihm gekommen?

Wir gingen über die Matten des Berghanges hin; es war schon Dämmerung, nur die Spitze des Sarsteines ragte noch in den Sonnenäther auf. Konrad Deubler erzählte mir seine Geschichte. — Er müsse sich in acht nehmen — so begann er —, daß er nicht etwa das erzähle, was andere über ihn geschrieben, anstatt das, was er selber erlebt. Es sei so viel über ihn zusammengeschrieben worden, daß man mit dem Geschriebenen alle Schweine von Goisern füttern könne, wenn sie es fräßen. Vor allem vertraute er mir, daß er glücklich sei, daß die großen Naturforscher und Dichter seine Heiligen seien, daß er Festtage habe, so oft er mit Gleichgesinnten zusammenkomme, und daß er nichts wünsche, als er möge noch etliche Jährlein aufgelegt sein, sich mancherlei zu wünschen. Ein wünscheloses Leben sei ohne Salz, was ihm, dem alten Salzarbeiter von Hallstatt, nicht gefallen könne.

Digitized by Google

Wie sein Vater, so war auch er in seiner Jugend Salzmann gewesen. Später hatte er eine Mühle oberhalb Hallstatt übernommen, noch später hatte er sich in Goisern ein Wirtshaus erworben, in welchem er viele Jahre lang der „Wartburgwirt“ gewesen. — Nach dieser Einleitung schweift seine Erinnerung zurück in die Kindheit. Noch ist er Knabe, da stirbt ihm seine Großmutter. Jetzt erwacht in ihm die Frage: Was ist's mit der Unsterblichkeit? Er ist Protestant, geht zum Pastor und fragt an, ob er hoffen könne, seine Ahne in einer anderen Welt wiederzusehen. Ganz sicherlich! sagt der Pastor und borgt ihm Bücher, die das Versprechen bestätigen sollten. Wie gern möchte Konrad überzeugt sein! Aber es geht nicht — er hat, wie ihm eine alte Nachbarin sagt, die Gnade Gottes verloren. Je mehr er in den Büchern liest, desto wirrer wird's in seinem Kopf, desto banger in seinem Herzen. Er verschafft sich hierauf andere Bücher, die in die Art schlagen — und aus der Art. Die „Stunden der Andacht“ von Zschokke, „Jung Stillings Schriften“, „Das Leben Jesu“ von David Strauß und weitere religiöse, philosophische, naturwissenschaftliche und socialpolitische Werke. Wie er sonst den Trost im Glauben gesucht hat, so findet er jetzt den Trost im Zweifel. Hierauf denkt er: Was mir gut thut, wird auch anderen nicht schaden! und läßt die Bücher die Nachbarn lesen. In die Leute kommt eine Begierde, viele dergleichen Schriften kennen zu lernen, vor denen die Obrigkeit zu warnen pflegt und die sowohl der katholische als auch der protestantische Pfarrer von Goisern bis in die unterste Hölle verdammt. Konrad vermittelt die Schriften. Die Dörfler kommen zusammen und lesen und tauschen ihre Meinungen aus. Konrad wirft sie auf, erörtert sie oder bestreitet sie, ordnet sie, verbreitet sie und ist so der Mittelpunkt einer geistigen Bewegung, bevor er es selber ahnt. Schon zu dieser Zeit korrespondiert er mit Zschokke, Roßmäßler und anderen. Er muß mit seinen Lieblingsautoren persönlich verkehren, er hat zu fragen, in einzelnen Punkten um besondere Auslegung zu bitten, die ihm nicht versagt wird, und der einfache Bauer sagt den großen Forschern und Philosophen offen seine Meinung heraus, wo er mit ihnen nicht einverstanden ist. Die Schriftsteller und Gelehrten lassen sich mit dem Alpenbauer in wichtige Auseinandersetzungen ein und kommen bald dahinter, daß die Ansichten dieses Bauers zu respektieren seien. Deublers Seele wächst, er macht erst kleinere, dann größere Reisen, strebt in seiner Heimat volkswirtschaftliche Verbesserungen an, agitiert gegen die in der Gegend herrschende Branntweinpest und belehrt die Leute, wie es sein Wissen und Gewissen ihm eingiebt. Zu gleicher Zeit verlegt er sich auf das Pflanzensammeln im Hochgebirge, legt kleine Alpenherbarien an, um solche an fremde Besucher des Salzkammergutes zu verkaufen. Mit dem Ertrage verschafft er sich die Bücher. Gesinnungsgenossen steuern auch bei, und so sind in jener Zeit — es war in den fünfziger Jahren — von einer Linzer Buchhandlung um 1800 fl. Bücher nach Goisern geliefert worden. Eines Tages schreibt Deubler einen Brief an seinen Pfarrer in Goisern, in welchem er scharf tadelt, daß jener an Sonntagen die Leute mit Gendarmen in die Kirche treiben läßt, daß das Christentum Rohheiten habe, welche den Menschen eher zum Tiere erniedrigen als der Materialismus, weil das Christentum Menschen und Tier erst nach dem Tode, durch die Unsterblichkeit unterscheide. Auch hält er dem Pastor vor, daß die meisten Priester ihre „von Gott anvertraute Herde“ zu verlassen pflegen, wenn ihnen anderswo eine „einträglichere Pfründe“ winkt. Zum Freunde macht dieses gleichwohl höflich gehaltene Schreiben den Pastor nicht. Und die Feinde lauern.

In einer stürmischen Nacht klopft es an der Thür des Wirtshauses zur „Wartburg“. Deubler öffnet und läßt einen wildfremden Menschen ein, der, von Unwetter überrascht, um Nachtherberge bittet.

Deubler nimmt ihn gastlich auf, es ist der Wiener Humorist Saphir. Dem behagt es im freundlichen Bauernhause, er unterhält sich mit dem munteren, intelligenten und wohl auch grübelnden Konrad. Er bleibt mehrere Tage und durchstöbert staunend die Bücherschätze seines Gastherrn. Nach Wien zurückgekehrt, veröffentlicht Saphir einen Aufsatz über den merkwürdigen Bauer Konrad Deubler in Goisern und seine Bücher.

Der Würfel ist gefallen. Nicht lange hernach sprechen fremde Herrschaften zu — hohe Herrschaften aus Ischl! Allerhöchste Herrschaften! Auch eine Erzherzogin ist dabei! — und verlangen Deublers Bücher zu sehen. „Mein Mann ist nit daheim," sagt die Deublerin, „ihm möcht's nit recht sein, wenn ich den Kastenschlüssel hergeb!" Das macht aber nichts, der Bücherkasten hat eine gläserne Thür und die Bücher zeigen ihre Rücken heraus mit den Titeln. Etliche der freiliegenden Bücher nehmen die Herrschaften mit sich. Als das Weib dem heimkehrenden Mann vom Besuch erzählt und was fortgetragen sei, sagt Deubler: „Die Bücher können ihnen nicht schaden."

Ihnen nicht, mein lieber Wartburgwirt, aber dir! Bald sind die Gendarmen da und führen den Deubler mit elf anderen „politischen Verbrechern" die Salzstraße entlang drei Tagereisen weit, bis Graz. Der von der Ortsgeistlichkeit in Goisern ausgestellte Leumund lautet selbstverständlich schlimm, Konrad Deubler ist als Irrlehrer und Volksaufwiegler des Hochverrates angeklagt. Sie sollen ihn richten! Aber das Grazer Gericht thut wie Pontius Pilatus und sagt: Wir finden keine Schuld an ihm. Es sind zwar keine zweckmäßigen, aber es sind auch keine verbotenen Bücher, die er verbreitet hat. Mit solchem Bescheid schickt das Gericht unseren Angeklagten nebst einigen seiner Genossen — mehrere von diesen waren verurteilt worden, einer während der Untersuchungshaft an Heimweh gestorben — wieder nach Hause.

Höheren Orts aber ist man gegen die Freilassung. Zwischen dem Ankläger und dem Verteidiger entwickelt sich ein glühender Streit, den Deubler daheim ohne Bangen verfolgt. Und eines Tages — die Familie Deubler ist eben beim Abendessen — treten die Häscher ein, wünschen guten Appetit und zeigen den Verhaftsbefehl vor. Das Weib hebt an zu jammern. „Hilft alles nicht," sagt Deubler, „sie sind die Stärkeren." Er macht den Abschied kurz, muß Mutter und Weib zurücklassen in Kummer und Not.

Sie führen ihn in weite flache Gegenden hinaus und über die Donau ins slavische Land hinein. Wie einen Mordbrenner auf einen Leiterkarren gefesselt, führen sie ihn auf die Festung Iglau in Mähren. Von dort bringen sie ihn nach einiger Zeit verurteilt auf die Festung Brünn. Warum? Auf wie lange? Das weiß ihm keiner zu sagen. Sein Platz ist bei den finstersten Verbrechern. Aber der Vorstand der Strafanstalt hält mit ihm eine kleine Unterredung: „Deubler, ich weiß es so gut wie Ihr, Ihr seid so unschuldig wie ich. Kann aber nichts für Euch thun. Hart ist's, daß ich Euch Sonntags gefesselt zur Kirche führen lassen muß; nur die Katholiken gehen bei uns mit freien Armen. Deubler, macht mit Eurem Gewissen, was Ihr wollt, aber thut mir den Gefallen und gebt Euch für einen Katholiken aus. Bis morgen bedenkt es."

Worauf Deubler antwortet: „Schönen Dank, zu bedenken ist nichts. Lutherisch hin, katholisch her. Aber in der Kirche irrt mich das Handschloß am allerwenigsten, da hält man ohnehin die Hände zusammen."

Er hat die Wahl, dem deutschen oder böhmischen Gottesdienste beizuwohnen, und entscheidet sich für letzteren, weil er sich bei der böhmischen Predigt, die er nicht versteht, einbilden kann, sie handle von der Liebe und Gerechtigkeit der Menschen zueinander.

Deubler bleibt nun, weil er sich beikommen ließ, den höchsten Gütern der Menschheit nachzuhängen, eingekerkert bei Räubern und Mördern. Von jedem läßt

er sich erzählen, auf welchem Wege selbiger hierhergekommen; dem seinen ist keiner gleich. Fast jeder unselige Lebenslauf armer Leute hebt damit an: Mir sind frühzeitig meine Eltern gestorben. Unter fremden Leuten ohne Liebe bin ich verkümmert — das ist die erste Stufe zum Galgen. Und dann die Reihenfolge: Verirrung, Arrest, Elementarschule des Lasters; Verbrechen, Kriminal, Hochschule des Lasters, Untergang. Dieselben menschlichen Eigenschaften, die den weise Geleiteten emporführen zu Tugend und Ehren, reißen den Haltlosen, Irregeführten von Stufe zu Stufe in den Abgrund nieder. In solcher Schule, in der nun Deubler saß, verlieren viele die Achtung vor dem Echten, den Abscheu vor dem Schlechten. Unser Alpenbauer aber hütet sich, und daß seine Richter einen Unschuldigen verurteilt haben sollen, daß ist seine süße Rache. Endlich öffnet sich das Gefängnisthor zu Brünn, Deublers Weib ist aus der fernen Heimat gekommen, um den Freigelassenen nach Hause zu führen — da wird Deubler nach Olmütz gebracht und dort interniert auf unbestimmte Zeit. Nun will die Philosophie des Philosophen schier zur Rüste gehen und der Verzweiflung weichen; da kommt endlich, endlich nach vier Jahren, nach vier Ewigkeiten banger Gefangenschaft die Begnadigung vom Kaiser. Er darf nach Hause gehen, aber nur auf Probe! Strenge bewacht! Das geringste Regen jener irreligiösen aufrührerischen Neigung brächte ihm lebenslängliche Haft.

Auf dem Heimweg ins Salzkammergut wird sich Deubler vielleicht bewußt, was er in der Gefangenschaft gelernt hat. Er sucht das Unbegreifliche zu ergründen und sich in die Lage anderer zu versetzen. Jeder thut, wie er muß. Nun begreift er die Lehre, den Feinden zu verzeihen. Jeder Gegner handelt nach seinen Verhältnissen, nach der Pflicht seines Amtes. Hätten sie ihn frei umhergehen lassen, den in ihren Augen religions- und staatsgefährlichen Mann, sie würden vor ihrem Gewissen gefehlt haben. Zu hassen und zu verachten ist nur der, welcher gegen seine Überzeugung handelt — und wäre seine That auch zehnmal zum Guten.

Daheim findet er alles in bester Ordnung. Sein braver „Kamerad" hat gut gehaust, hat Schulden bezahlt und das Geschäft, das Wirtshaus gehoben. Die Nachbarn hatten sich zusammengethan: „Er leidet für uns. Wer heiratet und seine Hochzeit und seine Kindstaufe nicht bei der Deublerin hält, der ist ein Spitzbub!"

Mit Jubel empfangen sie den Heimkehrenden. Bald gelingt es ihm, die Abneigung einiger Widersacher „gegen den ausgelassenen Sträfling" zu zerstreuen. Einmal wenden sich die Goiserer und Hallstätter wegen einer Gefahr, die ihrem Salzwerke droht, an den Kaiser; zur Bittdeputation wird auch Deubler gewählt, und er macht in dem Augenblick, wo den anderen der Mut in die Hosen fällt, den Sprechwart. Die Angelegenheit wird zu ihren gunsten erledigt. Später machen ihn die Goiserer zu ihrem Bürgermeister und Obmann des Ortsschulrates. Österreich hat mittlerweile eine freisinnige Verfassung bekommen. Jetzt führt Deubler ein Ideal seines Lebens aus und bringt es dahin, daß in Goisern die katholische und die protestantische Schule vereinigt wird zu einer konfessionslosen.

Die größte Genugthuung aber folgt erst. David Strauß hört von den Schicksalen des Salzburger Bauers, zu denen doch sein „Leben Jesu" der erste Anstoß war. Er macht schon früher briefliche Bekanntschaft mit Deubler, der sich gern finden läßt, führt ihn nun in Gelehrtenkreise ein, und bald regnet es für den Wartburgwirt zu Goisern die interessantesten Besucher und Freunde. Ein lebhafter Briefwechsel entwickelt sich zwischen Deubler und seinen Gesinnungsgenossen. Bezeichnend für Deubler ist es, daß er manchen berühmten Duzfreund auf offenen Postkarten mit „Sie" anspricht, weil er fürchtet, der Adressat könne sich des bäuerlichen Bruders mit der ungelenken und unorthographischen Handschrift

schämen. Ludwig Feuerbach wohnte einmal wochenlang bei Deubler, und das Freundschaftsverhältnis zwischen dem berühmten Philosophen und dem Alpenbauer war in seiner Innigkeit und Treue ein rührendes. „Deubler ist Feuerbachs philosophisches Idyll"; dieses treffliche Wort hat Karl Grün aufgebracht. Deubler hat aus den Naturwissenschaften modernen Geistes eine praktische Philosophie zu schöpfen gewußt, so weltfreudig und versöhnend, daß der Gelehrte seine wahre Freude daran haben mußte. — Die neue Verfassung in Österreich sichert Freiheit, aber Deubler ist vorsichtig in seinen Äußerungen und macht sein Herz nur unter Gleichgesinnten auf. Alljährlich am Karfreitag geht er „der Leute halber" zur Kommunion, weil er mit Feuerbach der Ansicht ist, die religiösen Gebräuche seien so sehr entmarkt und kreditlos geworden, daß es ganz gleichgültig wäre, ob man sie mitmache oder nicht. In seiner Bücherei hat Deubler einige verbotene und verdächtige Bücher, die er vor einer etwaigen polizeilichen Beschlagnahme dadurch sichert, daß er ihnen falsche Titelblätter beibinden läßt. So finden wir z. B. Baltzers „Vorträge, Lieder und Gesänge der freien Gemeinde zu Nordhausen" unter dem Titel: „Der Badeort Gastein und seine malerische Umgebung."

Nachdem viele Jahre in solchem nun ungestörten Glück dahingegangen sind, stirbt ihm sein Weib. Er ist fast vernichtet. Da kommt der Pastor: „Na, Deubler, du hast dich viel auf den Philosophen hinausgespielt, jetzt probier's, ob deine Philosophie was nutz ist. Jetzt zeige, Freigeist, wie macht man's?" Worte vermag Deubler auf diese bittere Äußerung nicht zu sagen, er antwortet durch die That. Nahe auf dem Primesberge baut er ein Haus, ladet sich damit eine Last von Arbeit und Sorge auf, muß sich ein ganzes Jahr lang herumschlagen mit Plänen, ärgern mit den Arbeitern, hat am neuen Bau Verdruß und Vergnügen. Und als das Haus fertig ist, fühlt er sich gesund, heiratet seine Dienstmagd, geht zum Pastor und sagt: „Herr Pfarrer, so macht man's."

Das ist's, was mir Konrad Deubler bei jenem Abendspaziergang erzählt hat. Gern und vielleicht nicht ganz ohne Selbstgefälligkeit erwähnte er in seinem Gespräch, wie auch in seinen Briefen, daß er ein ungebildeter Bauer, „ein einfaches Wirbeltier" sei. Mit seiner Unbildung kokettieren nimmt sich gerade so putzig aus, wie wenn's einer mit seiner Gelehrsamkeit thut. Daß Deubler sich seines „Bauernphilosophen" sehr bewußt war und damit gern ein wenig Staat machte, daß er bisweilen Männern gegenüber, deren Freundschaft ihm schmeichelte, ein bißchen wohlrednerisch wurde, daß er auch von Heuchelei nicht frei war, wo er sie zur Kriegslist gegen seine Feinde machen konnte, das soll der Wahrheit zuliebe auch gesagt werden. Im ganzen aber muß man Respekt haben vor einem Manne, der nach gethanem Bauerntagwerk mit seinem Moleschott, Roßmäßler, Buckle in der Heuscheune gerade so gut oder besser fertig wird als andere am Studiertisch.

Nachdem Deubler, der kinderlos war, sein Wirtshaus zur „Wartburg" einer verheirateten Pflegetochter abgetreten hatte, zog er mit dem Weibel, der „dicken Nandl", wie er seinen neuen „Kameraden" auch nannte, in das Nest auf dem Primesberg, wo er, hoch geehrt von nahen und fernen, von kleinen und großen Menschen, einen zufriedenen, stillheiteren Nachsommer verlebt hat. Deubler blieb gastfreundlich, heiter und rührend dankbar für die Freundschaft, welche bedeutende Menschen ihm schenkten, und er blieb als wahrer Philosoph innig zufrieden und glücklich, bis im März 1884 der Föhn seines siebzigsten Frühlings dieses merkwürdige Leben ausgeblasen hat.

Vor mir liegt die Photographie des Konrad Deubler zu Goisern. Da sitzt er in seiner älplerischen Tracht, mit Lodenjoppe, Knielederhose und eisenbeschlagenen Bundschuhen. In der einen Hand hat er die Tabakspfeife, in der anderen ein offenes Buch, das auf dem Oberschenkel

liegt. Ein stattlicher kerngesunder Mann mit kleinen schalkhaften Äuglein, kräftiger Nase und dem rechtschaffenen Schnurrbart drunter. Wie ein Dorfrichter sieht er aus, der über einen Paragraphen des bürgerlichen Gesetzbuches nachdenkt. Sein Gesetzbuch ist die Naturgeschichte und die Menschengeschichte. Sein Leben, Denken und Wirken ist danach ausgefallen und wird von einigen modernen Philosophen genutzt als ein Beweis von der moralischen Kraft und Größe des Materialismus.

Deubler führte ein sehr regel- und naturgemäßes Leben; er hatte sich die Normalwollkleidung angeeignet, war ein Feind des Trinkens und des Kartenspieles, welches letztere er für einen Beweis einer geistig bankerott gewordenen Gesellschaft erklärt. Er spricht von geistigen Epidemien und nennt den heutigen Antisemitismus eine solche. Seine Weltanschauung drückt sich weniger in Worten als in Thaten aus; was er geworden, das ward er trotz seines Standes und der Zeitenungunst aus sich selbst. In der Kunst, zu leben, und glücklich zu leben, war er Meister.

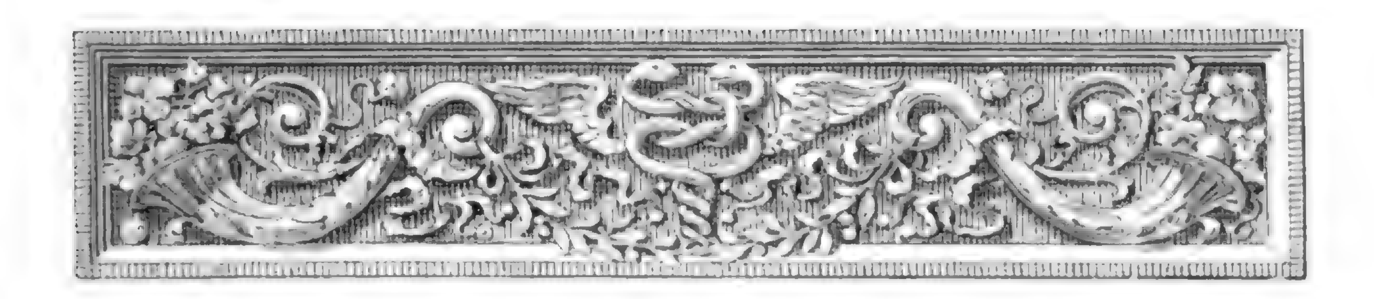
Ich denke, nun habe ich gerade so viel von dem Wunderbauer zu Goisern erzählt, daß man gern noch mehr von ihm wird wissen wollen. Und das kommt mir gerade recht. Ich weise freudig auf das vor kurzem bei B. Elischer in Leipzig erschienene zweibändige Werk: „Konrad Deubler. Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen. Herausgegeben von Professor Dr. Dodel-Port.“ Dieses köstliche Werk stellt alles eingehend dar, was in vorstehenden Zeilen nur angedeutet werden konnte, und weit mehr. Die Tagebücher, Briefe und Lesefrüchte Deublers zeigen, auf welch bedeutender Geisteshöhe, die allerdings immer noch nicht frei von Vorurteilen ist, dieser merkwürdige Bauer gestanden.* Als ein übriges bringt das von der ersten bis zur letzten Zeile interessante Buch ein treffliches Porträt Deublers, ferner eine Abbildung der „Erinnerung an Hallstatt“, wie sie Deubler einst verkauft hatte, ein Bild seines „Ateliers“ und ein Faksimilie. Dieses letztere ist die von Deubler selbst verfaßte Grabschrift: „Der Geist ist eine Eigenschaft des Stoffes, er ersteht und vergeht mit ihm! Nun lebe wohl, du schöne Welt, du liebe Sonne und ihr ewigen Sterne! Meine Augen sehen euch nie wieder!“

Natürlich konnte diese Grabschrift auf dem christlichen Dorfkirchhof zu Goisern keine Stelle finden.

Dodel-Port legt in seinem Werke viel Gewicht auf den „Materialisten“ Deubler. Und Deubler hält sich selbst für einen solchen, obwohl ihm Karl Grün einmal schreibt: „Hören Sie auf, sich Materialist zu nennen, Sie sind es nicht.“ Dieser Materialismus des Bauernphilosophen war in der That nicht sehr konsequent, er entfaltete sich nur in den Tagen des Glückes, in Leidensstunden zog er sich mehrmals zagend zurück, um endlich das Gleichgewicht zwischen Geist und Herz doch zu finden. Der Weise von Goisern hat trotz des materiellen Druckes seiner Zeit und seines Standes Idealem zugestrebt. Und gerade diese Gläubigkeit an den Fortschritt der Menschheit, das unverbrüchliche Festhalten an den Idealen der Freiheit, des Rechtes, das begeisterte Zustreben den geistigen, nicht den materiellen Gütern — diese Eigenschaften machten mir den Konrad Deubler so lieb und wert. — Die praktischen Materialisten treiben es anders.

Um auf dem Dorfe mit materialistischen Grundsätzen nicht zu vertieren, dazu gehört ein Wunderbauer.

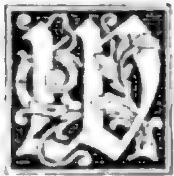
* Der Briefwechsel dreht sich zumeist um Ansichten über naturgeschichtliche, philosophische und religiöse Werke. Wiederholt tritt auch von Deublers Seite eine scharfe Einseitigkeit und Unduldsamkeit auf, worüber ihm Friedrich v. Hellwald einmal schreibt: „Nach der Theorie des Liberalismus muß es den Menschen auch freistehen, rückwärts zu schreiten, wenn sie wollen.“



Das gesellschaftliche Vorrücken der Frauen.

Von

August Lammers.

Wenn die Vermeidung entbehrlicher Fremdwörter heute nicht den deutschen Schriftstellern und Rednern zur Gewissenssache gemacht wäre, würde ich vermutlich nicht als meinen Gegenstand „das gesellschaftliche Vorrücken der Frauen“ bezeichnet haben, sondern als mein „Thema“, daß die „sociale Position“ der Frauen sich in den letzten zwanzig Jahren gehoben hat. Aber wenn mich dann auch die lateinisch-gebildeten Männer vielleicht etwas rascher verstanden hätten, so am Ende die Frauen weniger gut; und deren Verständnis ist mir mindestens ebenso wichtig. In dem Zwange zum Gebrauch gut deutscher Wörter liegt, wenn er die Freiheit überlegter Wahl nicht ausschließt, wenn er nicht äußerlich herrscht, sondern sich des thätigen Geistes bemächtigt, eine sehr ersprießliche Sicherheit gegen Unklarheiten, bei dem Hörer oder Leser ebenso wie selbst bei dem, der gerade das Wort führt. So aber wird man mich nun doch nicht mißverstehen, als ob ich von der *geselligen* Stellung der Frauen sprechen wollte, zum Beispiel davon, daß die Anrede „gnädige Frau“ sich neuerdings mit den preußischen Offizieren und Beamten stark nach dem Westen verbreitet hat, oder umgekehrt von West nach Ost der Gebrauch, daß die Dame des Hauses bei ihren Mahlzeiten obenan sitzt und auf ihren Visitenkarten dem Namen noch das Wort Frau vordrucken läßt?

Nein, nicht in der sogenannten Gesellschaft, guten oder schlechten, wie sie ein unfindbarer polnischer oder russischer Graf in einer Pariser Zeitschrift, welche eine Frau herausgiebt, seit kurzem residenzweise abschildert, sondern im Gesellschaftsleben der leitenden Völker, vor allem des deutschen Volkes möchte ich die Rolle der Frau nachweisen, wie sie sich vor unseren Augen bedeutungsvoll ausgedehnt hat — man kann nicht sagen auf Kosten des Mannes, denn der schöpferischen gemeinnützigen Arbeit ist in derselben Frist überhaupt so viel mehr geworden, daß auch der männliche Anteil gewaltig zugenommen hat, ja bis auf diesen Augenblick noch stärker.

Und das, während auf einer anderen Bühne große deutsche Männer Thaten vollbracht haben, vor denen die Welt in staunender Bewunderung steht! Das Geräusch der Kriege, aus denen das friedenhaltende Deutsche Reich hervorgegangen ist, hat das Wachstum der Frauen-Teilnahme an den Aufgaben des öffentlichen Lebens lange übertönt. Die Nachwirkung unserer militärischen und diplomatischen Triumphe hält sogar manches nieder, was für das weibliche Geschlecht sonst wohl schon in Deutschland nicht minder als anderswo durchgesetzt wäre. Andererseits aber sind auch gerade aus den Kriegsbedürfnissen neue Anstöße für weibliches Schaffen hervorgegangen, deren Wirkung ihren Ursprung weit überdauert. Man

verfährt daher einseitig, wenn man seit 1866 und namentlich seit 1870 und 1871 nur Hemmungen auf dem Wege zur allgemeinen Gleichberechtigung der Frauen hervortreten sieht. Sehr wichtige Förderungen werden dann übersehen.

Am letzten 18. Okt. waren es einundzwanzig Jahre, seitdem in Leipzig der Allgemeine Deutsche Frauenverein begründet worden, und ungefähr um dieselbe Zeit entstanden in Berlin der Lette-Verein und die demselben gleichartigen Frauen-Erwerbs- oder Frauen-Bildungsvereine in einer Reihe anderer Städte. Was wollten diese Vereine? Das gesellschaftliche Bereich der Frauen in Rechten und Einflüssen, in Fähigkeiten und Leistungen ausdehnen. Die einen hatten es mehr stolz auf jene abgesehen, die anderen bescheidener und wohl auch klüger auf diese: aber in der Hauptsache wollten sie dasselbe und erstrebten es auch ziemlich auf denselben Wegen, sind sich überdies im Verlauf der Jahre weislich immer näher gerückt, so daß man, was diese maßvoll verlangen, nicht mehr zurückweisen kann unter dem höhnischen Hinweis auf die für frech erklärten Forderungen jener. Eine Schriftführerin des Lette-Vereins hat im Anfang der Bewegung die Schrift John Stuart Mills übersetzt, in welcher die überschwengliche Huldigung eines Liebenden das Gepräge einer Überschätzung des ganzen weiblichen Geschlechts annimmt, so unaufhaltsam verallgemeinerte sein Denkergeist jenes Gefühl alsbald zu einem Lehrsatz. Bevor ferner Kaiser Wilhelm mit seinen großen Gehilfen Bismarck und Moltke auf die Bühne der Geschichte trat, schien die Männerwelt in Deutschland, oberflächlich betrachtet, ein wenig gesunken; kein Wunder folglich, daß die daran so nah beteiligten deutschen Frauen zeitweilig einen hohen Ton annahmen, wenn sie ihre Zurücksetzung hinter solche vermeintliche Schwächlinge oder Zwerge beklagten. Als dann das allgemeine Stimmrecht der Männer von Frankreich herübergenommen wurde, lag den deutschen Frauen der Gedanke, weshalb man ihnen die politischen Wahlbefugnisse noch vorenthalte, nicht sehr viel ferner als nach der Befreiung und Stimmberechtigung der Negersklaven ihren Schwestern in Amerika. Aber auch soweit diese Regungen laut wurden, stifteten sie geringes thatsächliches Unheil. Weder Reden wurden gehalten, noch Vereine gestiftet zu gunsten des Frauenwahlrechts. Dagegen entstanden Fortbildungsschulen, Sonntagabend-Unterhaltungen und ähnliches, um teils die Leistungsfähigkeit des weiblichen Geschlechts in den ihnen unverschlossenen Erwerbsfächern zu erhöhen, teils es vor Gefahren zu behüten, welche weder die Familie noch die Kirche stets hinlänglich abwehrt.

Als ich vor fast zwanzig Jahren aus dem deutschen Südwesten nach Bremen zurückkehrte, war gerade der Frauen-Erwerbsverein gestiftet worden, der hier ähnlich die Bahn brach wie der später Lette-Verein genannte gleichartige Verein in der heutigen Reichshauptstadt. Nach dem Vorgang des bald nachher verstorbenen trefflichen Präsidenten Lette, der auch an der Spitze des preußischen Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen stand und allen gemeinnützigen Bestrebungen eifrig zugethan war, nahmen die Männer des damals noch sehr einflußreichen Volkswirtschaftlichen Kongresses sich dieser Art von Frauenvereinen überall willig an. In Bremen war es zuerst Alexander Meyer, dessen Nachfolger als Vereinsschriftführer ich wurde. Bis dahin hatten Frauen sich nur in eigentlichen Wohlthätigkeitsvereinen wie denen von 1814 und 1816 bethätigt. Ihre parlamentarische Schulung war noch gleich Null. Sie hatten sich noch nicht gewöhnt, eine geordnete Verhandlung zu führen, in der nur eine auf einmal spricht, aber dann auch zu allen; und selbst die tüchtigsten, einsichtsvollsten, auch sonst redegewandtesten unter ihnen, die keinem Manne darin etwas nachgaben, getrauten sich noch nicht recht „das Wort zu nehmen", wie der bezeichnende Ausdruck lautet, wenn der Vorsitzer es ihnen gab und alle übri-

gen erwartungsvoll schwiegen. Einzelne, die nicht mehr jung und biegsam genug waren, haben diese Scheu bei sonst vorzüglicher Bewährung in Vereinen nie ganz überwunden. Im allgemeinen aber liegt die Stufe blöder Stummheit im öffentlichen Leben hinter den deutschen Frauen. Sie schweigen daher zwar nach dem bekannten alten Gebot noch immer in der Kirche, die selbst in protestantischen Landen ein zu altes und ehrwürdiges Institut ist, um sich veränderten Zeitbedürfnissen immer rechtzeitig anzupassen, und beispielsweise lieber die meisten ihrer Gottesdienste leer oder halbleer bleiben läßt, als daß sie sie entschlossen auf die heute allgemein angenommenen Tageszeiten unter anderen Voraussetzungen für gemeinsames Hören verlegte; aber wenn die Kirche einst, als sie den Frauen das Sprechen vor vielen untersagte, noch fast der ganze Inbegriff des öffentlichen Lebens war, so hat dieses im übrigen nun den Bann gebrochen, der auf den Frauen lag, und will sie nicht nur auf dem Theater oder im Konzert vernehmen, sondern auch oft genug als Rednerinnen. Diesen aber hört man es nicht mehr an, daß ihre Übung noch so kurz ist. Auf den letzten deutschen Frauenvereinstagen, die ich mitgemacht habe, war das Staunen der anwesenden Männer allemal lebhaft, daß Frauen so gut zu reden verständen, nicht allein zum Herzen, sondern auch ganz logisch, geordnet und beweisführend trotz einem geübten Anwalt. Mein eigener Eindruck geht sogar dahin, daß die öffentlich auftretenden Rednerinnen in Deutschland als solche den Rednern, wenigstens den Politikern und Nationalökonomen, durchschnittlich überlegen sind. Eine gute Gelegenheit zum Vergleichen bot sich im Herbst 1884 zu Weimar, wo auf den deutschen Armenpflegertag gleich der vom Berliner Lette-Verein berufene und geleitete Frauenvereinstag folgte. Form und Vortragsweise waren auf dem letzteren, der fast nur Frauen sprechen hörte, entschieden besser, der Musenstadt Goethes und Schillers würdiger. Mit der langen Praxis hat sich bei den Männern offenbar der Ehrgeiz abgestumpft, nicht allein sachlich gut und wirksam, sondern auch sprachlich ganz korrekt und ästhetisch schön vorzutragen, was sie zu sagen haben, während die redenden Frauen dazu nicht allein durch ihr empfindlicheres persönliches Selbstgefühl getrieben werden, sondern auch durch das mehr oder minder wache Bewußtsein, die große Angelegenheit ihres Geschlechts zu vertreten.

Einige von ihnen wollten eine Zeit lang diese ausschließlich durch Frauen vertreten wissen. In ihrer Zurücksetzung sahen sie eine Verschwörung aller Männer, der ein Bund aller Frauen entgegengesetzt werden müsse, nicht gehemmt und geschwächt durch männlichen Rat und Beistand. Allein es zeigte sich bald, daß für eine solche Spaltung und kämpfende Auseinandersetzung der Geschlechter dieselben doch viel zu innig durcheinander geflochten im Leben stehen. Verhältnismäßig nur wenige Frauen antworteten dem Aufruf, die sogenannte Emancipation als ihre gemeinsame Sache zu betrachten; verhältnismäßig viele Männer von Stellung und Einfluß waren bereit, den Frauen veraltete Fesseln abnehmen zu helfen. Hielt hier der Gatte die Gattin zurück, mit einzutreten in den Streit wider die Vorrechte der Männer, so empfand dort ein Mann mehr mit Schwester oder Tochter als mit seinem eigenen Geschlecht, wenn es der allgemeinen Gleichberechtigung der Menschen herkömmliche Vorrechte opfern sollte.

Was in dem Begriff Emancipation Gesundes und Notwendiges steckt, geht uns alle gleichmäßig an. Der Name hat längst seine Schrecken verloren. Die Vorsitzende eines Frauen-Erwerbsvereins, die Oberin eines Pflegerinnen-Stifts, die Rednerin oder Schriftstellerin für weibliche Interessen hört es heute nur noch mit mitleidigem Lächeln, wenn Philister beiderlei Geschlechts sie als eine Emancipierte bezeichnen. Das macht, weil in den Köpfen der Zeitgenossen die Sache selbst sich siegreich durchgefochten hat — weil alle Den-

kenden und Richtigfühlenden heute wissen, daß es sich hier für zahlreiche einzelne um eine durchaus gerechte Hebung ihres Geschicks auf niemandes Kosten handelt, für die Nation als Ganzes aber um eine unschätzbare Vermehrung ihrer zum Gemeinwohl beitragenden geschulten Kräfte.

Oder müßten wir als endgültig hinnehmen die Zurückweisung, welche das weibliche Geschlecht erfahren hat, als es sich vor Jahren durch den Mund seiner Wortführerinnen und Wortführer meldete zu gewissen Posten des öffentlichen Verkehrsdienstes, die es in anderen Ländern zur höchsten Zufriedenheit ausfüllt? Sie erfolgte im Interesse der sogenannten Civilanwärter, das heißt ehemaliger Unteroffiziere, die mit einem Vorzugsanspruch auf lebenslängliche Versorgung im Staats- und Gemeindedienst den kaiserlichen Dienst im Heere verlassen haben und für die eine Reihe von Stellungen vorbehalten werden, damit es dem Heere nicht an tüchtigen Unteroffizieren fehle. Auch ohne die Begründung dieser Vorzugsrechte in Frage zu stellen, wird man doch sagen dürfen, daß sie wohl nicht zu allen Zeiten gleich wichtig für den Zweck erscheinen werden. Europa wird doch einmal den schweren Harnisch lockern, in welchem es sich gegenwärtig noch vor seinen eigenen Leichtfertigkeiten und Leidenschaften bewahren zu müssen meint. Dann werden die bisher den braven ausgedienten Feldwebeln und Wachtmeistern vorbehaltenen Posten mehr oder weniger dem freien Wettbewerb überlassen werden, und soweit sie sich dazu eignen oder mit Fug begehrt werden, auch dem Wettbewerb von Frauen.

Dafür gönnt ihnen selbst ein so konservativer Socialpolitiker und Kulturhistoriker wie der Münchener Professor W. H. v. Riehl sein Zeugnis. Er sprach am 10. Oktober vorigen Jahres im Gürzenich zu Köln über „die Frau, die Familie und die Gesellschaft“, und sagte nach dem Bericht der Kölnischen Zeitung in diesem Vortrag: „Mit gutem Erfolg sitzen Frauen hinter den Schaltern der Posten und Bahnen; sie sind pünktlicher, gewissenhafter als die Männer in ihrem Amte.“ Diese Bescheinigung wird in den Augen vieler dadurch noch an Wert gewinnen, daß es gleich weiter heißt: „Aber höhere Stellen können sie nicht einnehmen; man denke sich einen weiblichen Bahnhofsinspektor am Pfingstmontag auf einer lebhaften Vergnügungsstation!“ Auf einen solchen, übrigens ziemlich vereinzelten Posten hat in der That auch noch niemand eine Frau befördern wollen. Aber für die Schalter wird man sie mit Riehl so lange empfehlen müssen, bis die unsichtbare Schranke fällt, welche ihnen jetzt dorthin noch den Zutritt wehrt. Denn wenn der deutsche Generalpostmeister einmal vor Jahren die auf dergleichen dringenden Reichstagsmitglieder aufforderte, seine Postsekretäre nur recht anständig zu besolden, damit sie alle heiraten könnten, so ist er sich unzweifelhaft bewußt gewesen, einen sehr naheliegenden und nicht besonders kostspieligen Scherz zu machen, aber nicht auf einen gangbaren Ausweg aus der Verlegenheit des Mädchenüberflusses voranzutreten. Denn ein anderer Redner über „die Stellung der Frau“, Rektor Ernst aus Schneidemühl, sagte am 5. November vorigen Jahres in Posen mit Recht: mit dem guten Vorsatz, allen Frauen Männer zu verschaffen, werde man die Schwierigkeit der Frauenfrage nicht lösen, weil ihrer dafür zu viele seien.

Zwischen den genannten beiden Vortragenden über denselben Gegenstand, Rektor Ernst und Professor Riehl, war sonst ein merkwürdiger Unterschied. Der berühmte alte Gelehrte, welcher in Köln sprach, verhielt sich ebenso spröde gegen heutige Frauenforderungen, wie der erfahrene und ganz praktisch zu Werke gehende Schulmann im Osten ihnen geneigt war. Hat lange Beschäftigung mit der Vergangenheit auf wissenschaftliche Geister den Einfluß, sie blind zu machen gegen deutlich sich ankündigende gesellschaftliche Fortschritte? Auch Heinrich v. Sybel, sonst so liberal und namentlich so ganz modern, hat vor Jahren einmal den

Frauenbestrebungen der Gegenwart ein beredtes Halt zugerufen. Bedürften sie der Sanktion der Historiker, es sähe übel um sie aus. Erst wenn sie vollends triumphiert haben, wird ihnen zuletzt auch diese Genugthuung nicht fehlen, auf welche sie dann freilich leicht verzichten könnten!

Herr Rektor Ernst nahm sich in Posen des fast nur in Deutschland noch kalt abgelehnten Gedankens wieder an, daß die Frauenärzte mindestens zum Teil weiblichen Geschlechts sein sollten, damit sie stets zur rechten Zeit zugezogen würden. Wie äußerte sich dagegen Herr Professor v. Riehl in Köln? Der Arzt müsse hinabsteigen in die tiefsten Nachtseiten der Gesellschaft und der menschlichen Natur; da solle die Frau nicht mitgehen. Welche Romantik! möchte man ausrufen. In welcher idealen Kunst- und Bücherwelt muß man sich abzäunen, um die tausend Fälle und Vorgänge zu ignorieren, in denen das Weib unendlich viel tiefer sinkt als durch physiologische oder pathologische Studien und deren helfende, heilende Anwendung, die überhaupt nicht herabbringen, sondern nur heben können! Aber auch in jene greulichen Tiefen steigen heutzutage, zuerst in England, edle Frauen mutig hinab den versunkenen Schwestern nach, um ihnen wieder emporzuhelfen. Soll ihnen das verübelt und untersagt werden, weil unser eigener ästhetischer Sinn, unsere feine künstlerische Selbstsucht, könnte ich auch sagen, den Gedanken solcher Art von weiblichem Heroismus als einen befremdend ungewohnten und neuen schwer erträgt? Dies sind Stücke, die nicht für die Zuschauer aufgeführt werden. Die Ästhetik hat hier in der rauhen Wirklichkeit des Lebens keine maßgebende Stimme. Es handelt sich um Verderben oder Rettung. Gerade so bei den weiblichen Ärzten, deren es in allen Ländern, auch in Deutschland schon einige giebt in anerkannt segensreicher Wirksamkeit, so daß die theoretisch-sentimentale Betrachtung der Frage lange zu spät kommt. Der Redner im Kölner Gürzenich votierte den deutschen Universitäten einen Dank, daß sie ihre medizinischen Hörsäle den Frauen noch versperrt halten. Für einen Universitätsprofessor ein etwas sonderbares Verfahren! Dagegen hat die geistvolle Königin Margherita von Italien soeben einen weiblichen Arzt, Signora Farne, zu ihrem Leibarzt erhoben und damit dem Zunftzopf einen Schnitt versetzt, den er wohl auch in Deutschland empfinden wird. Ich wage vorherzusagen, daß er mit anderen akademischen Zöpfen, z. B. der Zurückweisung oder Beschränkung der von den Realschulen kommenden jungen Leute, binnen wenigen Jahren fallen wird.

Am reinsten wirkt Riehls etwas unbestimmte, gleichsam musikalische Romantik immer, wenn er auf Haus und Familie zu sprechen kommt. Daher entnehme ich zur Ausgleichung und Vervollständigung des Eindrucks dem Kölner Bericht nachfolgende hübsche Stelle: „Vor fünfzig, sechzig Jahren wurde leichter geheiratet; das Glück der Ehe schien begehrenswerter. Heutige Junggesellen scheuen sich leider zu sehr, an gewohntem Genuß und Behagen etwas aufzugeben, wenn sie in die Ehe treten wollen. In München giebt es einen Verein für prunklose Begräbnisse; ich empfehle, allenthalben Vereine für prunklose Ehen zu stiften. Das Familienleben tötet die Selbstsucht. Die Ehe allein gab dem ersten Menschenpaar die Kraft, das Paradies zu verschmerzen und den Kummer um den ersten verlorenen Sohn zu tragen."

Wie es sich um die Illustration durch Adam und Eva auch verhalten mag, über deren Gefühle kein gleichzeitiger Chronist uns zu unterrichten vermocht hat: der Gedanke Riehls ist richtig, gut und fruchtbar. Beispiele prunkloser junger Ehen gehören zu den wichtigsten, die man heute aufstellen kann; und da der ganzen Lage der Dinge nach die Frauen hierbei vorantretend entscheiden müssen, so sage ich: Ehre der Mutter und Tochter, von denen auch ohne Not jene dieser rät und diese jener völlig darin folgt, daß sie ihr jun-

ges Eheleben ohne ständige Magd beginnt, also selbst alles bereitet, was auf den Tisch kommt. Unser Haus ist gegen die Zeit vor den Fabriken und Eisenbahnen an gesund erhaltender weiblicher Beschäftigung verarmt. Mit dem ewigen Sticken, Musizieren und Romanelesen werden unsere jungen Mädchen nur bleichsüchtig und nervös. Wie viel besser wäre es ihnen, an der Hausarbeit der Mägde so weit teilzunehmen, daß sie ihrer vollkommen mächtig werden und daß sie ihnen Freude macht! Leichter entschlösse sich ein nicht schon reich geborener junger Mann, es mit einem so erzogenen jungen Mädchen auf die Beschwerden und Fährlichkeiten der Lebensreise zu versuchen, und schlüge eher in den Wind die besonderen Junggesellenfreuden, von denen doch im Grunde jeder das ganz gewisse Vorgefühl hat, daß sie bitter und fade nachschmecken. Dann beginnt in ihm unter der Herrschaft einer allmächtig schmelzenden Seelenglut jene Bändigung schrankenloser Selbstsucht, welche sonst nur in den Besten verhältnismäßig spät der Vaterlandsliebe oder dem Gemeinsinn glückt.

Wir halten unsere jungen Mädchen überwiegend noch in einer zu hohen Sphäre rein genießenden Daseins, welche sie verwöhnt und verweichlicht. Die Pflicht, sie zu behüten, wird häufig mißverstanden und verkehrt geübt. In industriellen Gegenden verfährt man noch am ehesten praktisch. Vor Jahr und Tag war ich in den Sitzen der rechtsrheinischen Textilindustrie. Von den beiden Familien, welche ich besuchte, hatte die eine, zu den altangesehensten einer großen Stadt gehörig, ihre älteste Tochter kürzlich dem der Stadtarmenpflege angeschlossenen Frauenverein beitreten lassen, obgleich sie noch ganz vornan in den Zwanzigern stand, und ihr tapferer Vorgang hatte die Tochter des Oberbürgermeisters nach sich gezogen, so daß nun beide junge Damen ähnlich inmitten der öffentlichen Armenversorgung thätig waren, wie bei uns in Bremen von altersher die Diakonen oder vielmehr wie die heutigen Armenpfleger, denen Elberfeld der Musterort für gründliche erfolgreiche Pflege geworden ist. Die einzige Tochter der anderen, auf dem Lande wohnenden wohlhabenden Familie war während ihres Pensionsjahres in Dresden nebenbei zur Kindergärtnerin ausgebildet worden. Als sie wieder daheim war, konnte sie ihrem um seine Arbeiter sehr bemühten Vater zu Hilfe kommen mit Beschäftigung der kleinsten Kinder derselben. Beide junge Damen entzogen sich deshalb keineswegs den geselligen Freuden, den künstlerischen Übungen und Genüssen ihres Standes und Alters. Sie hatten nur desto mehr davon, denke ich, weil sie nicht völlig darin aufgingen.

Die Beteiligung der Frauen an der eigentlichen Armenpflege ist noch keineswegs überall durchgesetzt. Aber fast überall ist sie im Werke, sei es daß sie selbst sich dazu drängen oder vorbereiten, sei es daß die verantwortlichen Leiter der Gemeinden das Bedürfnis ihrer Heranziehung empfinden und die Art derselben überlegen. Ein klassisches Muster solchen Zusammenstrebens, das sich im rechten Augenblick auf halbem Wege findet, ist die Stadt Kassel geworden, wie sie sich auf dem letzten deutschen Armenpflegertag zu Bremen einem nahe interessierten einflußreichen Publikum vorstellte.

Ihre Verwalter, ausgezeichnet durch Tüchtigkeit und Einsicht, die das gute Neue rasch ergreifen und besonnen zu verwirklichen wissen, planten vor ungefähr fünf Jahren die Umwandlung der städtischen Armenpflege nach Elberfelds Vorbild. Das heißt in der Hauptsache soviel wie: sie wollten jedem ihrer Pfleglinge eine Art von gutem Vormund zuweisen, der ihre Lage untersuche, ihnen wertvollen Rat gebe und soviel wie nötig auch aus der Gemeindekasse Hilfe verschaffe, aber doch nicht mehr als nötig, damit der Trieb, sich wieder aufzuraffen und sich selbst zu helfen, in ihnen lebendig bleibe. Es hat indessen bei der heutigen Überhäuftheit aller zugleich tüchtigen und gemeinsinnigen Männer mit öffentlichen

Ämtern und Geschäften seine Schwierigkeiten, für eine so umfassende Aufgabe auf einmal eine hinlängliche Zahl von Männern zu finden. Daher verfiel der Kasseler Stadtrat auf den Gedanken, sich nach mitarbeitenden Frauen umzusehen. Solche aber kamen ihm schon unterwegs entgegen. Denn mittlerweile hatten sich die Vaterländischen Frauenvereine von Berlin her ausgedehnt, vor allem auf Residenz- und Provinzialhauptstädte, und derjenige zu Kassel, dessen Triebfeder ein gemeinnützig sehr strebsamer jüngerer Beamter ist, hatte bereits eine besondere Abteilung seiner Damen damit beauftragt, sich der örtlichen Armut fortlaufend anzunehmen, jedoch nicht auf eigene Hand, sondern in thunlichst engem Einvernehmen mit der städtischen Armenverwaltung. So begegnete und verständigte man sich leicht. Der Anfang des praktischen Zusammenwirkens war allerdings nicht völlig ebenso leicht, denn wenn auch die weisen Leiter, so waren doch nicht alle Mitglieder der Armenbehörde sogleich geneigt und befähigt, den hinzutretenden Damen eine würdige Stellung einzuräumen. Allein es bedurfte keines Jahres, um solche kleine Hemmnisse zu überwinden. Die Einrichtung arbeitet heute zur höchsten gegenseitigen Zufriedenheit, wie man auf dem deutschen Armenpflegertag von Vertretern beider Seiten erfuhr. Ganz wie die männlichen Pfleger beteiligen die weiblichen sich so ziemlich an allen Aufgaben der Verwaltung und ergänzen durch ihr besonderes Wissen und Können dasjenige der Männer. Wenn diese namentlich da ja nicht zu entbehren sind, wo es sich um Rechts- und Gesetzkunde handelt, so hat die Frau einen natürlichen Vorzug in den viel zahlreicheren Fällen, wo einem sinkenden Hausstand aufgeholfen, die vernachlässigte Pflege und Erziehung der Kinder verbessert werden muß. Die Frauen sind bisher durchschnittlich für öffentliche Zwecke ungleich weniger in Anspruch genommen und auch mit Berufsarbeit oft nur zeitweise, in den Anfangsjahrzehnten ihrer Ehe einigermaßen stark belastet, so daß man von ihnen für ein bestimmtes Geschäft durchschnittlich tüchtigere haben kann als von den Männern. Ihr Drang zu helfen aber wird auch noch nicht so abgestumpft und verbraucht, weshalb er sich nur zu häufig noch an Unwürdige verschwendet und in das gerade Gegenteil seiner edlen Absicht verkehrt. Wohin er sich dann ergießt, wirkt er versumpfend, und doch liegen dicht daneben noch ganze Wüsten, die nur geregelter Benetzung harren, um sich in blühende Gärten und fruchtbare Ackerfelder zu verwandeln.

Ein herrlicher neu aufgefundener Spruch ältester christlicher Lehre sagt: „Laß dein Almosen in deine Hand schwitzen, bis du den kennst, dem du giebst"; das heißt: behalte das ergriffene Geldstück so lange fest in der Hand, bis du genau weißt, ob es dem Bettler vor dir wirklich vorwärts helfen wird oder nur ihn in Faulheit, Heuchelei und Lüge bestärken. Oberflächlicher Wohlthätigkeitsbetrieb sündigt tagtäglich in erschreckendem Umfang gegen diese Vorschrift der Weisheit und echten Menschenliebe. Nicht bloß die einzelnen, auch Vereine in größeren Städten sind dieser Gefahr fortwährend ausgesetzt, solange sie sich nicht untereinander und mit der öffentlichen Armenverwaltung über die von ihnen zu unterstützenden Personen und über die Art und Weise der Unterstützung verständigen. Am besten ist, es zu machen, wie in Kassel geschehen. Es würde selbst den ältesten und ehrwürdigsten Wohlthätigkeitsvereinen nicht übel anstehen, sondern zu hoher Ehre gereichen, wenn sie vor die Armenbehörde ihres Orts hinträten und ihr erklärten, sie wollten sich nach einem näher zu verabredenden, beiderseits befriedigenden Abkommen in ihren Dienst stellen — vorausgesetzt, daß diese Armenbehörde auf der Höhe ihrer verantwortungsvollen Aufgabe steht und so viel Vertrauen verdient. Der Vaterländische Frauenverein zu Kassel hat es, insoweit er sich mit örtlicher Armenpflege beschäftigt, so gemacht. Die

dortige Stadtbehörde war aber auch schon im Begriff, für die Arbeiten ihrer Armenpflege Frauen ordnungsmäßig mit einzustellen; und ausgeführt haben dies ohne ähnliches Entgegenkommen von weiblicher Seite die städtischen Armenbehörden zu Krefeld und Elberfeld, indem sie selbst einen Frauenverein ins Leben riefen, daß er an ihrer Seite stehe und bestimmte ihm zu überweisende Geschäfte mit einer gewissen beaufsichtigten Selbständigkeit besorge.

Auf noch andere Weise hat man sich in Stettin geholfen. Dort verhält der Magistrat sich spröde gegen die gemeinnützigen Neuerungen der Zeit. In den Wohlthätigkeitsvereinen aber lebt das Verständnis ihrer wahren Pflichten. Folglich haben sie sich untereinander verbunden zu gemeinsamem Wirken, das nicht alle Selbständigkeit der einzelnen erstickt, aber so weit beschränkt, als es im Interesse ihrer Zwecke und des bleibenden Wohles ihrer Pflegebefohlenen ist, damit aus den verfügbaren Mitteln und Kräften so viel wie irgend möglich gemacht werde. Solche zweckentsprechende Arbeitsteilung und Kraftverwendung ist das Geheimnis aller wahrhaft wirksamen Organisation, in einer Fabrik, einem Bureau, einer Armee u. s. f. Sie entscheidet auch über den Kampf mit der uns umringenden wirtschaftlichen und sittlichen Not, welchem Wohlthätigkeitsvereine und Armenbehörden sich widmen. Wollen sie ihn siegreich führen, so müssen sie aus der Vereinzelung zerstreuter Haufen übergehen in ein geschlossenes wohlgeübtes Heer, das Wissenschaft und Kunst zugleich an die schwere unabsehbare Aufgabe setzt.

In Vaterländischen Frauenvereinen und ihresgleichen darf man das Verständnis für diese Wahrheit ohne weiteres voraussetzen. Sie sind ja so zu sagen aus der Not des Krieges entsprungen, wo die Wichtigkeit streng einheitlichen Handelns sich dem trägsten Kopfe aufdrängt; ihr erster und hauptsächlicher Beruf erfüllt sich an der Seite des mustergültig organisierten vaterländischen Heeres, das exakt wie eine Maschine arbeitet, nur daß der treibende Wille und Geist des Ganzen zugleich in jedem kleinsten Maschinenteile lebendig ist. Wunsch und Vorbild der Kaiserin haben allenthalben Damen vornehmer Lebensstellungen in die Reihen und dann auch begreiflicherweise meist an die Spitze dieser Vereine geführt; aber wenn daraus nicht immer die schlechthin tüchtigste, begeistertste und verständnisvollste Leitung der Vereinsarbeit hervorgehen mag, weil das Amt des Mannes der Frau ja noch nicht notwendig ebenfalls amtlichen Verstand giebt, so wird doch von oben herab mit desto gewisserer Wirkung darauf gehalten, daß die Vereine ihre Armenpflege nicht wild und pfuscherhaft betreiben, sondern sich hierzu mit den örtlichen Behörden ins engste Einvernehmen setzen. Im Badischen Frauenverein hat die gleich einsichtige Tochter des deutschen Kaiserpaares längst in derselben Richtung ihren entscheidenden Einfluß ausgeübt. Eine bessere Schule zur Ausbildung für die einer jeden offenstehende Wirksamkeit im öffentlichen Leben können wir demnach unseren jungen Mädchen nicht wünschen. Sie übt ihre Schülerinnen mannigfach: neben der Teilnahme an örtlicher Armenpflege ist es bald die Ausbildung von Krankenpflegerinnen, bald die Speisewirtschaft gemeinnütziger Volksküchen oder die Kaffeeschenke, bald die Ausführung weiblicher Handarbeiten für außerordentliche Notstände und ähnliches, was die Vaterländischen Frauenvereine in Friedenszeiten beschäftigt. Zugleich aber ist der Geist, in welchem sie geleitet werden, von dem spielerischen Dilettantismus mancher älterer Wohlthätigkeitsvereine ebenso frei wie von kirchlichen oder politischen Engherzigkeiten.

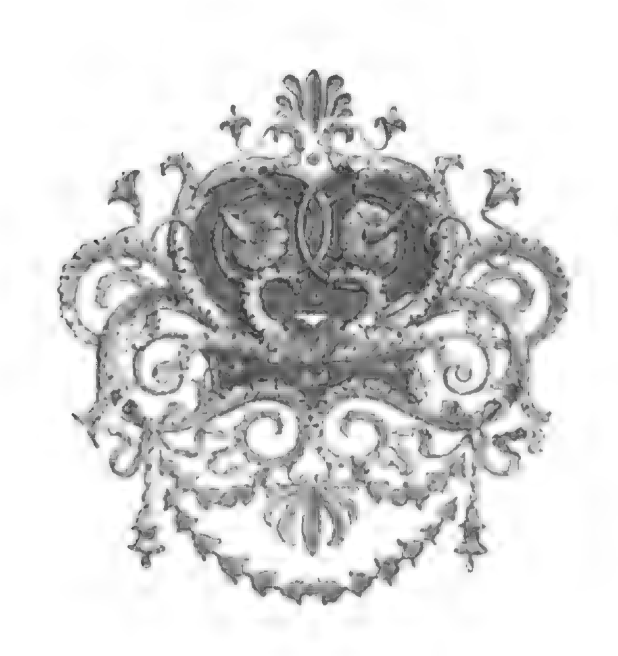
Die Politik der Frauen liegt, für jetzt und in Deutschland wenigstens, nicht da, wo man sie anfänglich vielfach in geistiger Abhängigkeit von fremden Vorgängen und Lehren gesucht hat: auf den Feldern der öffentlichen Machtkämpfe, an den Wahlurnen, auf den Rathäusern und in den Parlamentsgebäuden. Ihre Politik sind

die Wohlthätigkeit und Gemeinnützigkeit der Zeit, ein täglich sich ausdehnendes, unendlich fruchtbares und verheißungsvolles Gebiet. Da ist die Gleichberechtigung mit den Männern, nach welcher weiblicher Ehrgeiz und Thätigkeitsdrang sich sehnt, von vornherein gewährleistet; oder wo sie noch zu wünschen übrig läßt, sinken die trennenden Schranken von selbst vor gleich tüchtiger und ausdauernder Leistung.

Nehmen wir als ein einleuchtendes Beispiel die Ferienkolonien, oder wie man passender und verständlicher zugleich sie zu benennen anfängt, die Sommerpflege! Als sie unter uns auftauchte, war von mitwirkenden Damen noch keine Rede. Auf der ersten deutschen Ferienkolonien-Konferenz, die im November 1881 zu Berlin stattfand, war Kronprinzessin Viktoria fast die einzige und auch nicht einmal beständig anwesende Vertreterin ihres Geschlechts. Auf der zweiten dagegen, im September 1885 zu Bremen abgehalten, nahmen ungefähr ebenso viele Frauen Platz wie Männer. Es waren zwar mit vereinzelten Ausnahmen Bremerinnen, und das Wort begehrte keine. Sollte aber auf der nächsten Konferenz nicht in beiden Richtungen ein weiterer Fortschritt bevorstehen? In den Komitees sitzen ja schon mehrerwärts Damen, oder die Herren-Komitees ziehen Damen zu einzelnen Dienstleistungen heran, die sie sich selbst nicht recht zutrauen oder die ihnen zuviel werden. Wie lange wird es dauern, so geht es hiermit allenthalben wie mit den Vorständen der Vaterländischen Frauenvereine, wo Männer und Frauen in schöner Eintracht, edlem Wetteifer gemeinschaftlich wirken, wenn nicht gar wie in Elberfeld, wo der Frauenverein der städtischen Armenverwaltung dieses Geschäft ganz allein besorgt!

Der noch zu habenden Männer sind eben wenige, der Frauen viele. Männer, die für gemeinnützige Vereinsarbeit willig und verwendbar sind, pflegen wenig oder gar keine Zeit mehr übrig zu haben; aber es giebt noch tüchtige Frauen genug, die ihres verhältnismäßigen Müßigganges nicht recht froh werden. Ihnen selbst wird ein unschätzbarer Dienst erwiesen, wenn man sie auf die Süßigkeit des Wirkens für fremde Not, auf Gelegenheiten zu nützlicher Bethätigung ihrer feiernden Kraft und zu heilbringender Verwendung überflüssiger Mittel hinweist. Zugleich aber vermehrt sich so für die Gesellschaft ein Heer, dessen sie nicht weniger dringend bedarf als der Staat des seinigen. Es schlägt den inneren Feind: das bittere Mißvergnügen derer, die bei der Teilung der Lebensgüter zu schnöde abgespeist zu sein glauben. Polizeimacht kann der Gesellschaft diesen ihren beständig drohenden und allgemein gefürchteten Feind nur äußerlich vom Leibe halten; Versicherungsgesetze treffen ihn nicht ins Herz, selbst wenn sie die Lasten der Erhaltung aller zu Gunsten der Schwächeren wirklich etwas anders verteilen. Aber der Feind der Gesellschaft wandelt sich in ihren Freund um, wenn er gewahrt, daß ihre glückbegünstigten Glieder in ihrer besseren Lage die Aufforderung, ja die Pflicht erkennen, bedrängten Schwestern und Brüdern ihre Mittel, ihren Rat und ihren Einfluß je nach den Umständen zur Verfügung zu stellen, mit der Freigebigkeit eines warmen Herzens, das sich seine Wohlthaten nicht als ein Verdienst anrechnet, weil es sie gar nicht zu unterlassen im stande wäre. Die lebenslange Wirksamkeit eines Lord Shaftesbury und eines George Moore, einer Octavia Hill und Mary Carpentor und Baroneß Burdett Coutts und so vieler anderer Gleichgesinnter hat in England neben der weisen Zurückhaltung der Staatsgewalt das meiste gethan, keinen revolutionären Socialismus aufkommen zu lassen, zu dessen Niederhaltung dort doch kein großes stehendes Heer wie bei uns zur Hand wäre. Das weist uns auf den rechten Weg. Weder Gewalt noch Geld, nur die Hingebung freier Nächstenliebe in vielen und immer mehreren füllt die Kluft zwischen entzweiten Ständen desselben Volkes aus.

Wenn die Frauen in dieser Richtung fortwährend weiter vorrücken, ihre Zahl unterwegs beständig mehrend, so würde ihnen auch mit der Zeit unausbleiblich zufallen, wonach sie für die Erwerbbedrängten ihres Geschlechts bisher vergebens trachten. Die nächsten zwanzig Jahre werden dafür, aller politisch-historischen Rechenkunst nach, ergiebiger sein als die letzten. Sie werden eine Zeit der Ernte sein für das, was die vorigen zwanzig Jahre säten. Die künftige deutsche Kaiserin, Protektorin des Berliner Lettevereins, wird auf anderen Seiten ergänzen und vollenden können, was ihre erhabene Vorgängerin, die gegenwärtige Kaiserin, angefangen hat. Vielleicht folgt sie eines Tags dem Beispiel ihrer königlichen Freundin in Rom und nimmt sich ebenfalls einen weiblichen Leibarzt. Ihrem hohen Gemahl mag es dann nicht mehr unzulässig erscheinen, die Schalter der Posten und Eisenbahnen wieder in weiterem Umfang mit Frauen zu besetzen, und nur gerecht, die Bahn zu höherer Bildung den Mädchen ebenso weit aufzuthun, wie sie den Jünglingen offen steht. Aber nur dann werden Gönner und Gönnerinnen des allmählichen gesellschaftlichen Vorrückens der Frauen zu solchen entscheidenden Akten sich hinlänglich ermutigt und herausgefordert fühlen, wenn die Strenge der für ihr Geschlecht empfindenden und handelnden Frauen selbst in besonnenem aber stetem Vorrücken bleibt, aller männlichen Geschlechts-Selbstsucht tapfer entgegentritt, allem Mißtrauen des eigenen Geschlechts in sein Vermögen und sein gutes Recht mit freudiger Zuversicht widerspricht, und überhaupt durch die That bekundet, daß es in deutschen Landen fortan nicht allein mehr heißen soll: selbst ist der Mann, sondern auch: selbst ist die Frau, nämlich entschlossen für sich das allgemeine Recht auf jeden ehrlichen Erwerb und Beruf und jede ihr gegebene Mitwirkung zu den allgemeinen Lebensaufgaben der Gesellschaft ebensogut in Anspruch zu nehmen, wie es bisher nur dem Erstgeborenen der Menschheit, dem Manne, zusteht. Was Adam recht, ist Eva billig.



Das Siegesthor in München.

König Ludwig I. von Bayern.

Ein Gedenkblatt zu dessen hundertjährigem Geburtstagsjubiläum

von

Hans Reidelbach.

II.

So groß aber auch des Königs rastlose Thätigkeit in der bis jetzt angedeuteten Richtung war — so groß und umfassend, so erfolgreich und ruhmvoll, daß sie allein schon das Leben eines Fürsten auszufüllen und ihm die Anerkennung bei Mit- und Nachwelt zu sichern im stande wäre — auf dem Gebiete der Kunstpflege hat er noch ungleich Größeres geleistet. Er hat es verstanden, durch eine Kunstpflege sondergleichen einem kleinen europäischen Staate die Achtung, die Bewunderung von ganz Europa, ja von der ganzen civilisierten Welt zu gewinnen. Etwa vierzig Millionen Mark hat dieser unvergleichliche Fürst in beispielloser Opferwilligkeit aus eigenen Privatmitteln auf dem Altar des Vaterlandes geopfert, und nicht gering ist die Summe von Mühe und Sorge, von eiserner Willenskraft und unermüdlicher Ausdauer, von hohem Kunstenthusiasmus, feinfühlendem Verständnis und edlem Geschmack, von genialer Begabung und idealem Sinn anzuschlagen, die er dazuschießen mußte, um so große Erfolge zu erzielen, um sein deutsches Vaterland auf dem Gebiete der Kultur mit nie

Digitized by Google

dagewesenem Ruhm und Glanze zu bekleiden, um sein kleines Bayern zur weltherrschenden, tonangebenden Großmacht auf dem hohen, idealen Gebiete der Künste zu erheben. Denn weder nach der Zahl der Kunstschöpfungen, noch nach den Summen, die darauf verwendet wurden, will die Kunst-Ära König Ludwigs bemessen werden, sondern nach dem Geiste, in welchem und mit welchem sie geschaffen wurde.

Das ist es ja gerade, was ihn so hoch über viele andere Mäcenaten stellt, was seiner Kunstepoche die Weihe der höchsten Idealität und damit der Unsterblichkeit aufdrückt, daß er stets in monumentalem Geiste schaffte, daß er bei allen seinen Schöpfungen stets auf die Verbindung und das Zusammenwirken der drei Schwesterkünste, der Architektur, Skulptur und Malerei bedacht war.

So hat er der Religion und der Poesie, dem Vaterlande und der Geschichte, den Wissenschaften und der Kunst, dem Unterricht und anderen öffentlichen Zwecken die prachtvollsten Tempel und Hallen, geschmückt mit den schönsten Kunstwerken der Bildnerei und Malerei, erbaut und den Edelsten des Volkes die herrlichsten Denkmale im Lande errichtet.

Und mit welcher Vielseitigkeit hat er nicht die Kunst gepflegt! Die Architektur wurde in den Stilen aller hervorragenden Kulturvölker und aller Kulturepochen: im dorischen, ionischen und korinthischen, im altchristlichen, byzantinischen, romanischen und gotischen, im Früh- und Hochrenaissancestile geübt; die Bildhauerei bewegte sich ebenfalls in allen Formen und Stilen, schuf in allen Größen und Dimensionen, arbeitete in jedem zweckdienlichen Materiale: in Thon und Gips, in Holz und Metall, in Sand-, Kalk- und Marmorstein; die Malerei erhielt ein unübersehbares Feld der Thätigkeit angewiesen und hat antike und christliche, mittelalterliche und moderne Stoffe in allen Techniken: in Fresko und Öl, in Enkaustik und Wachs, in Porzellan und Glas, dargestellt.

Zu diesem gewaltigen und ausgedehnten Kunstschaffen berief er Künstler aus allen deutschen Ländern an seinen Hof und stellte mit sicherem Blicke einen jeden an seine rechte Stelle. Für die griechischen und Renaissancestile bestimmte er Klenze, für den römischen und romanischen Stil Gärtner, für den altchristlichen Ziebland, für den gotischen Ohlmüller; für die Skulptur gewann er Thorwaldsen und Rauch und zog sich in M. Wagner und L. Schwanthaler tüchtige einheimische Kräfte für diesen Kunstzweig heran; Stiglmaier und Ferdinand v. Miller ließ er im Erzguß ausbilden; in der Malerei übertrug er Cornelius antike und christliche Darstellungen, Heinrich Heß, Schraudolph und A. Fischer kirchliche Stoffe, Julius Schnorr Darstellungen aus dem Mittelalter, Kaulbach solche aus der modernen Zeit, für Schlachtengemälde bediente er sich des Peter Heß, A. Adam, Monten, für Landschaften des C. Rottmann, die Glasmalerei übertrug er Ainmüller, die Porzellanmalerei Neureuther, der zahlreichen anderen Künstler gar nicht zu gedenken.

Es ist geradezu unmöglich, in dem engen Raum, der uns hier zugemessen ist, ein irgendwie zulängliches Bild von der gewaltigen schöpferischen Thätigkeit, von der großartigen Kunstpflege König Ludwigs zu geben, wir können nur in den allgemeinsten Umrissen eine kleine Skizze versuchen.

Wie bereits früher angedeutet, war König Ludwig schon als Kronprinz bemüht, umfangreiche und wichtige Erwerbungen von Kunstwerken zu machen, zu denen zumeist sein Vertrauter, der Bildhauer Martin Wagner in Rom, ihm behilflich war. Um nun diese Werke unvergänglichen Ruhmes als eine Quelle der edelsten Volks- und Kunstbildung jedermann zugänglich zu machen, errichtete König Ludwig nicht weniger als drei würdige Kunsthallen, die das Stelldichein von Tausenden und Abertausenden von Menschen geworden, die jährlich nach München wallfahren, um an diesen Kunstgebilden aller Zeiten und Völker sich zu erfreuen und ihren Geschmack zu bilden.

Zunächst ist von diesen Museumsgebäuden die an der Nordseite des Königsplatzes mitten in einem Park gelegene Glyptothek (Abbild. S. 113) zu nennen, die König Ludwig schon als Kronprinz durch Klenze 1816 bis 1830 aus Privatmitteln zur Aufnahme plastischer Bildwerke errichten ließ. Das Gebäude besteht aus einem, auf drei Stufen sich erhebenden quadratischen Erdgeschoß, das einen inneren Hof umschließt und ringsum statt der Fenster mit statuengeschmückten Nischen belebt wird. Die Mitte der aus Marmor aufgeführten Fassade bildet ein mächtiger Portikus von acht äußeren und vier inneren ionischen Säulen, bekrönt von einem schön gegliederten Gebälk und einem Giebelfeld, das in einer herrlichen Marmorgruppe von neun kolossalen Figuren die Pallas Athene als Beschützerin der Künste inmitten der Vertreter der antiken Plastik darstellt. Durch eine hohe, in Erz gegossene Thür betritt man das Vestibül und gelangt von hier aus in die den Hof umziehenden, teils mit Kuppellicht von oben, teils durch Seitenfenster vom Hofe aus erleuchteten Säle. Die Wände derselben sind mit poliertem Stuckmarmor in tiefen Farbentönen bekleidet, von deren Hintergrund sich die plastischen Werke in höchst wirkungsvoller Weise abheben. Die Fußböden sind mit bunten Marmortafeln belegt, die Decken, in stets abwechselnden Formen und Verbindungen gewölbt, sind mit Kassettierungen und reich vergoldeten Stuckornamenten auf farbigen Gründen verziert. In diesem Prachtgebäude, das sich vorteilhaft von den oft ärmlich ausgestatteten Museen anderer Länder unterscheidet, hat König Ludwig seine herrliche Antikensammlung aufgestellt, die in Deutschland, ja in der ganzen Welt ihresgleichen sucht. Wir erinnern nur an die Ägineten, die einzige aus dem Altertum fast unversehrt überlieferte Giebelgruppe, die allein schon einen unbezahlbaren, weil unschätzbaren Wert besitzt. Sie umfaßt alle Zeitalter der griechisch-römischen Kunst, außerdem assyrische, ägyptische und moderne Bildwerke. Zwei Prachtsäle dieses Gebäudes kann man als die Wiege der neueren Freskomalerei in Deutschland betrachten, denn sie sind an Decken und Wänden von Cornelius mit Gemälden aus der antiken Götter- und Heldensage geschmückt, die unbestritten seinen besten und edelsten Schöpfungen beizuzählen sind.

Ein weiteres Gebäude, zur Aufnahme von Werken der zeichnenden Künste bestimmt, ist die Alte Pinakothek (Abbild. S. 115), die König Ludwig gleich nach seiner Thronbesteigung auf einem freien Platze in der Nähe der Glyptothek gleichfalls durch Klenze aus Staatsmitteln erbauen ließ. Der Hauptkern dieses gewaltigen Gebäudes ist ein von Ost nach West gerichtetes, doppelgeschossiges Rechteck, an dessen vier Enden südlich und nördlich kurze Flügelbauten vorspringen. Alle architektonischen Glieder sind in grüngelbem Haustein, die glatten Wände in blaßroten und geschliffenen Backsteinen aufgeführt. Einen ungemein reichen und imposanten Anblick gewährt dieses im römischen Palaststil der Hochrenaissance durchaus edel komponierte Gebäude auf seiner nach Süden gerichteten Hauptfront, indem sich hier im ersten Stock zwischen Säulen mächtige, mit Glas verschlossene Bogenhallen öffnen, die durch ein prächtig gegliedertes Gebälk und eine Galeriebrüstung mit vierundzwanzig aufgesetzten Statuen der berühmtesten Maler einen ebenso reichen als monumentalen Abschluß erhalten. Das Erdgeschoß enthält das vom König Ludwig sehr bereicherte Kupferstichkabinett, sowie die in stilgemäßen Räumen aufgestellte, vom König angekaufte antike Vasensammlung, eine der reichsten der Welt. Das Hauptgeschoß, zu dem eine breite Prachttreppe emporleitet, birgt in elf großen Sälen und dreiundzwanzig kleineren Kabinetten jene weltberühmte Gemäldesammlung älterer Meister, die, schon seit Jahrhunderten von den verschiedenen Wittelsbacher Fürsten angelegt, durch den unermüdlichen Sammeleifer König Ludwigs mit den besten Gemälden der italienischen Schule, sowie mit der kostbaren Boissereéschen und Wallersteinschen Samm-

lung bereichert wurde. Als Repräsentanten der alten rheinischen und alten oberdeutschen Malerschulen bilden diese letzteren den eigentlichen nationalen Teil der Pinakothek. Dem hohen und unschätzbaren Werte der Sammlung entspricht die reiche und glanzvolle Ausstattung der großen Bildersäle, deren Wände mit Damast, deren Decken mit einer verschwenderischen Fülle von goldschimmernden Stuckornamenten überdeckt wurden. Der herrlichen Bogenhalle der Südseite entspricht im Inneren ein imposanter, von der reichsten Lichtfülle durchfluteter Korridor, der, in fünfundzwanzig Loggien eingeteilt, in Flachkuppeln und Wandlünetten jene geist- und phantasievolle Darstellung der Geschichte der christlichen Malerei enthält, welche Cornelius entworfen und Professor Zimmermann gemalt hat.

Die Aufbewahrung von Gemälden, die König Ludwig im Laufe der Jahre in großer Anzahl von zeitgenössischen Künstlern anfertigen ließ, erforderte die Anlegung einer zweiten Gemäldegalerie, die durch Oberbaurat Voit in unmittelbarer Nähe der alten Schwester aus den Privatmitteln des Königs 1846 bis 1853 errichtet wurde. Diese sogenannte Neue Pinakothek (Abbild. zwischen S. 112 u. 113) bildet ihrem Kern nach ein längliches hohes Rechteck, an das sich ringsum ein etwas niederer, zweigeschossiger Bau anlehnt. Mit Ausnahme der Doppelloggia an der östlichen Eingangsseite erhielt das Äußere dieses in romanischem Stile erbauten Gebäudes nur noch in den Spiegelquadern des Erdgeschosses, in den durch Rundbogen verbundenen Lisenen und dem zierlichen Konsolengesimse eine mäßige architektonische Gliederung, um möglichst große Wandflächen für Herstellung von stereochromischen Gemälden zu gewinnen. Diese Riesengemälde, welche die Geschichte der neueren Kunst und das Kunstwirken des Königs mit stark satirischen Anspielungen darstellen, sind von dem berühmtesten Schüler des Cornelius, von Kaulbach, entworfen und von Nilson gemalt, haben aber dem zerstörenden Einfluß des nordischen Klimas so wenig widerstehen können, daß sie an der Wetterseite bis zur völligen Unkenntlichkeit verblichen sind. Das Erdgeschoß enthält die von König Ludwig angelegte Porzellangemäldesammlung, sowie das Antiquarium, das fast durchgehends seine Schätze dem Sammeleifer desselben Königs verdankt. Das obere Geschoß birgt in größeren und kleineren Sälen und Kabinetten die aus König Ludwigs Privatmitteln angelegte reiche Sammlung von Gemälden neuerer Meister, die fortgesetzt eine Bereicherung erfährt. Andere Sammlungen, wie die vom König Ludwig angekaufte chinesische, sowie die von ihm ungemein bereicherte Münzsammlung sind mit den reichen Sammlungen der Akademie der Wissenschaften in anderen Gebäuden untergebracht.

Wenn irgend ein christlicher Fürst nach Konstantin den Namen eines Kirchenerbauers und Kirchenrestaurators verdient, so ist es in erster Linie König Ludwig I. Zahlreich sind die Kirchen, Schulen, Missions- und Waisenhäuser, die dieser fürstliche Wohlthäter in allen Ländern Europas und in allen Erdteilen ins Leben rief, während er namhafte Beiträge zur Errichtung anderer spendete. Unter den größeren Restaurationen, die durch seine werkthätige Hilfe in Deutschland zu stande kamen, sei hier nur der Wiederherstellung der altehrwürdigen Dome zu Köln, Bamberg, Speier und Regensburg gedacht, die er zum Teil mit herrlichen Glasgemälden, zum Teil mit umfangreichen Fresken schmücken und deren Türme er durch ansehnliche Beiträge der Vollendung entgegenführen ließ. Besonders verdient aber machte er sich um seine Residenzstadt München, die ihm nicht weniger als fünf prächtige Kirchenbauten verdankt.

Als am mindesten gelungen unter diesen Schöpfungen dürfte die alte protestantische Pfarrkirche zu bezeichnen sein, welche auf König Ludwigs Betreiben aus Staatsmitteln und, als die Stände in ihrer Geldbewilligung nicht gleichen Schritt mit dem Fortgang des Baues hielten, mit seinen Geldvorschüssen vom Oberbaurat

Pertsch, einem Architekten der alten Schule, 1827 bis 1833 in italienischem Renaissancestil erbaut wurde. Sie besteht aus einem ovalen Hauptbau, dem sich im Norden eine Vorhalle von drei Arkadenbogen und gegen Süden ein schlanker Turm nach Art eines italienischen Campanile anschließt. Das Innere wird ringsum an der Wand von Galerien umzogen, welche jedoch, in die großen Rundbogenfenster einschneidend, in keiner organischen Verbindung mit dem Gebäude selbst stehen. Auch das Deckengemälde von dem Corneliusschüler Hermann wirkt durch seine strenge und herbe Durchführung unerfreulich.

Als eine wahre Perle der neueren Kirchenbaukunst ist dagegen die Allerheiligen-Hofkirche zu betrachten, die König Ludwig 1826 bis 1837 als Palastkapelle aus Privatmitteln errichten ließ. Das Verdienst der Wahl des Baustils ist auch hier wieder dem König, die geschmack- und stilvolle Behandlung derselben dem Architekten Klenze und dem Maler H. Heß zuzuschreiben. Während Ludwig als Kronprinz in der normannischen Capella Palatina zu Palermo 1823 am Weihnachtsfeste der Mitternachtsmesse beiwohnte, war er von dem blendenden Zauber und dem feierlich ernsten Eindruck, welchen bei nächtlicher Beleuchtung die zahlreichen auf Goldgrund ausgeführten Mosaikbilder auf ihn machten, so ergriffen, daß er beschloß, später eine ähnliche Schloßkapelle errichten zu lassen. Auf Anraten des Architekten wurde jedoch für die innere Ausstattung wegen der Anlage der Emporen mehr das Innere der Markuskirche in Venedig, als die in sehr gemischtem Stile erbaute Palatina zum allgemeinen Vorbilde genommen, während das Äußere in italienisch-romanischem Stile ausgeführt wurde. Die Fassade ist im ganzen ziemlich einfach in zierlichen Dimensionen gehalten und wirkt besonders durch die Schönheit des dazu verwendeten Steinmaterials, sowie durch das reich geschmückte Portal, das mächtige prächtig gegliederte Radfenster, den kräftigen Rundbogenfries

Die Allerheiligen-Hofkirche in München.

Digitized by Google

und die zierlichen fialenartigen Türmchen auf den Ecklisenen. Das Innere teilt sich durch kräftige Marmorpfeiler und dazwischen stehende Marmorsäulen mit gänzlich vergoldeten Kapitälen in ein mit zwei Flachkuppeln bedecktes Mittelschiff und zwei Seitenschiffe, welche sämtlich in Altarnischen ausmünden. Über den Seitenschiffen befinden sich tonnengewölbte Emporen für die Aufnahme des Hofes. Die unteren Wände der ganzen Kirche sind mit bunten Marmorarten verkleidet, alle Gewölbe, Nischen und Bogenzwickel sind mit einer unübersehbaren Fülle von Freskogemälden auf Goldgrund, alle noch übrig gebliebenen Flächen, Galerien, Brüstung, Logenleibungen, Gesimse, Säume und Bänder der Arkaden und Gewölbe mit einer glänzenden Dekoration in kräftigen und bestimmten Farbentönen, durch reiche Vergoldung gehoben, überzogen. Und so haben denn Architektur und Malerei hier harmonisch zusammengewirkt, um ein Gotteshaus zu schaffen, das durch seine marmorstrahlenden Wände, seine im mystischen Halbdunkel magisch vom Goldgrunde herabschimmernden Gemälde in jedem Besucher einen höchst feierlichen Eindruck, eine ernste weihevolle Andachtsstimmung hervorruft.

Den italienisch-romanischen Stil, welcher im Inneren geräumige Wandflächen für Durchführung umfangreicher Freskogemälde darbietet, wählte König Ludwig für die seinem Namenspatron gewidmete Ludwigskirche. Dieselbe wurde von Gärtner aus den Mitteln der Stadt München, wozu König Ludwig einen Beitrag von 100000 Gulden leistete, 1830 bis 1844 in der nach dem König benannten Ludwigsstraße erbaut. Die in weißem Kalkstein ausgeführte Fassade gewährt durch die drei Bogenhallen, welche die beiden Türme untereinander und mit den anstoßenden Gebäuden verbinden, ferner durch den prächtigen mit Statuen und einem schönen Radfenster geschmückten Mittelbau, sowie endlich durch die beiden hoch in die Lüfte emporsteigenden Türme einen höchst imposanten und zugleich malerischen Anblick. Die Türme, die leider etwas zu weit vom Mittelschiff entfernt stehen, springen im dritten Stock durch kleine Abschrägung der Ecken vom Viereck ins Achteck über und erhalten über dem dritten Absatz eine Galerie mit durchbrochener Balustrade und oben über einem kräftig vorspringenden Rundbogenfries eine zweite Balustrade, hinter welcher die aus Steinplatten gebildete, mit vertieften Reliefornamenten verzierte Turmpyramide emporsteigt. Das Innere, die Form eines lateinischen Kreuzes bildend, besteht aus einem erhöhten Mittelschiff, das durch kräftige Pfeiler von den Seitenschiffen getrennt wird, aus einem Querschiff und dem geradlinig geschlossenen Chor. Die Seitenschiffe zerfallen in quadratische mit Kuppelgewölben bedeckte Kapellen, während Mittel- und Querschiff, sowie der Chor mit Kreuzgewölben bedeckt sind. Die Wände sind allenthalben mit einer ebenso prächtigen als geschmackreichen Fülle gemalter Verzierungen im romanischen Stile überzogen, die Decke ist tiefblau mit goldenen Sternen, die Rippen und Glieder der Gewölbe mit buntschimmernden Ornamenten geziert, während die Freskomalerei an den umfangreichen Wand- und Deckenräumen des Querschiffs und Chors in ihrer ganzen Fülle, Pracht und Erhabenheit sich entfaltet. Hier nämlich hat Meister Cornelius jenen tiefsinnigen und gewaltig-erhabenen Freskocyklus ins Leben gerufen, welcher den ganzen Kreis der christlichen Weltanschauung von der Schöpfung bis zum jüngsten Gerichte in ganz neuer, eigenartiger und hochbedeutsamer Weise verkörpert. Die weitgedehnten, kühngewölbten Räume, die mächtig emporstrebenden Pfeiler, die in harmonischer Farbenpracht glänzenden Wände, Gewölbe, Rippen und Archivolten, das magische Halbdunkel, das sich über all diese Räume ausgießt — dies alles giebt im Verein mit den kolossalen, von Decken und Wänden herabschimmernden Gemälden auch diesem Gottestempel einen ungemein erhebenden, weihevollen, einen durchaus kirchlichen Eindruck.

Den gotischen Stil vertritt in glanzvoller Weise die Mariahilfkirche in der Vorstadt Au, welche Baurat Ohlmüller 1831 bis 1839 aus Gemeindemitteln erbaute. Sie bildet als dreischiffige Hallenkirche ein längliches Viereck, das nach Osten mit einem fünfeckigen Chor abgeschlossen wird. Die reiche Gliederung der äußeren Wände mit fialengeschmückten Strebepfeilern, der reiche, anmutige, plastische Schmuck, dessen Formenfülle besonders an Friesen, Portalen, wimberggeschmückten Spitzbogenfenstern und zierlichen Radfenstern sich zum Ausdruck heiterer, würdiger Pracht steigert, insbesondere der kühne Aufbau des 81 m hohen Turmes, der mitten in der Fassade aufsteigend und vom Viereck ins Achteck übergehend, in immer schlankeren und luftigeren Formen emporstrebt und mit seiner kühn in die Wolken strebenden, mit reichem steinernem Maßwerk durchbrochenen Steinpyramide gleichsam die Masse des Gebäudes mit den darin erschallenden Liedern, Gebeten und Glockenklängen zum Himmel emporhebt — dies alles giebt diesem Bauwerke eine der ersten Stellen unter allen gotischen Schöpfungen der Neuzeit. Den unvergleichlich schönsten Teil des erhabenen Inneren mit seinen schlanken Bündelpfeilern, seinen hoch- und kühngewölbten Räumen, ruhig ernsten Formen und harmonischen Verhältnissen bilden jedoch die neunzehn mit Glasgemälden ausgestatteten Fenster von 15 m Höhe; ein Weihgeschenk des kunstsinnigen Königs, dessen Munificenz außerdem noch einen außerordentlichen Zuschuß von 101 000 Gulden zum Bau steuerte, strahlen sie als glänzende Zeugnisse des durch König Ludwig wiederbelebten, lange für verloren gegoltenen Kunstzweigs, dessen Farbenzauber und feierliches Dämmerlicht die Seele des Gläubigen mit andachtsvoller Stimmung und heiligem Schauer erfüllt.

Wie Rom, die christliche Weltstadt, seine Basilika des Weltapostels Paulus hat, so sollte nach der Intention König Ludwigs auch Deutschland eine Basilika des Apostels der Deutschen, des heiligen Bonifacius, erhalten. Zu diesem Zweck beauftragte er den jungen Architekten Ziebland, im Stile der altchristlichen Basiliken zu Rom und Ravenna, welche auf König Ludwig so großen Eindruck gemacht hatten, eine Kirche zu bauen und dieselbe mit einem Kloster für Benediktiner in Verbindung zu bringen, sowie daran rückwärts ein Gebäude für Kunstausstellungen anzureihen, das als Gegenstück zu der gegenüberliegenden Glyptothek dienen sollte. Das Äußere der Bonifaciuskirche ist ganz dem basilikalen Stile entsprechend ziemlich schlicht und schmucklos, in edler Einfachheit aus Backsteinen ohne Verputz hergestellt; und nur an der Fassade prangen die architektonischen Zierglieder in weißem Haustein. Doch gewährt die Anlage des hohen, von einem Satteldache bedeckten Mittelschiffes, an welches sich die niedrigen Seitenschiffe mit ihren Pultdächern und die achtsäulige Vorhalle lehnen, in der mehrstöckigen pyramidalen Aufgipfelung einen höchst imposanten Anblick. Von der Vorhalle gelangt man durch das mittlere Prachtthor in einen großen oblongen Raum, der durch vier Säulenreihen in fünf Schiffe geteilt wird, von denen das mittlere die Seitenschiffe an Höhe und Breite überragt und durch Seitenfenster von oben beleuchtet wird. Dem Eingang gegenüber schließt sich fast in der vollen Breite des Mittelschiffes die um einige Stufen erhöht liegende halbkreisförmige, mit einer Halbkuppel bedeckte Apsis an, in deren Mitte der Hauptaltar steht. Die Dachbedeckung zeigt nach dem Muster der mittelalterlichen Basiliken das freiliegende Balken- und Sparrwerk und durch dasselbe hindurch sieht man die azurblaugefärbte, mit goldenen Sternen geschmückte Verschalung, die besonders bei nächtlichem Gottesdienst eine magische Wirkung hervorruft. Einen überaus feierlichen und dabei mächtig erhebenden Eindruck machen die von H. Heß und seinen Schülern auf Goldgrund gemalten Fresken aus dem Leben des heiligen Bonifacius, die zahlreichen Papstmedaillons, Inschriften und Ornamente, mit denen die Wände des

Mittelschiffes und der Apsis auf Goldgrund überzogen sind, sowie die mit bunten Marmorplatten bedeckten Fußböden, die in farbigem Stuckmarmor glänzenden Wände der Seitenschiffe und endlich dieser Wald von sechsundsechzig glänzend polierten Marmorsäulen mit ihren schönen Basen und reich skulpierten Kapitälen, welche durch ihre herrlichen Bogenlinien das erstaunte Auge des Eintretenden unwiderstehlich nach dem Ziel und Schlußpunkt der ganzen Anlage, der Apsis hinleiten, wo als erhabenster Mittelpunkt des göttlichen Mysteriums sich der Altar befindet und aus dem mystischen Halblicht der hohen Apsiswölbung die ehrwürdigen Gestalten Christi und seiner Heiligen vom Goldgrund groß und feierlich hervorschimmern.

Eine besondere Weihe erhält dieser großartige Bau, durch welchen die Basilikenform in unvergleichlicher Pracht aufs neue ins Leben gerufen wurde, als Grabstätte des Königs selbst. Hier in seiner schönsten Kirchenschöpfung wollte er wie die Normannenkönige in Monreale bei Palermo mit seiner ihm im Tode vorausgegangenen Gemahlin in frei über dem Kirchenboden stehenden Marmorsärgen ruhen, und ließ bald nach dem Tode seiner Gemahlin die nötigen Anstalten dazu treffen; allein dieser sein Lieblings- und Herzenswunsch wurde dem treuesten Sohne und dem größten Wohlthäter der katholischen Kirche trotz seiner inständigsten Bitten von der damaligen Kurie versagt, weil nur Reliquien der Heiligen die Ehre der Aufstellung über dem Kirchenboden zukomme und weil überdies die Königin eine Protestantin sei. Den ersten Grund der päpstlichen Weigerung widerlegte der König mit dem Hinweis auf die frei über dem Kirchenboden stehenden Sarkophage der Normannenkönige, die doch wohl keine Heilige gewesen seien, und ließ ohne weiteres einen mächtigen Marmorsarg für sich anfertigen und im Seitenschiffe der Basilika aufstellen, und den zweiten geltend gemachten Grund umging er in der Weise, daß er unter diesem seinem Sarge denjenigen seiner Gemahlin in eine Gruft versenken ließ, um so doch nach dem Tode mit ihr vereint zu sein. Der Anblick seines Sarges hatte nichts Abschreckendes für ihn; so oft er an demselben vorüberging, zeigte er ihn seinem Gefolge und sprach mit lächelnder Miene: „Memento mori.“ Dieser einfache Sarg umschließt die abgestreifte Hülle des großen Geistes, der wie wenige Fürsten so segensreich auf seine Zeit, auf sein Volk und die Nachwelt gewirkt. Stets bedecken Kränze der Liebe und Dankbarkeit den königlichen Sarkophag.

An die Basilika, die, dem basilikalen Stile entsprechend, eines Turmes entbehrt, schließt sich das Benediktinerstift St. Bonifaz an, in dessen Refektorium König Ludwig ein großes Wandgemälde, das heilige Abendmahl des Herrn darstellend, durch H. Heß malen ließ. Basilika und Stift wurden aus Privatmitteln des Königs von 1835 bis 1850 erbaut.

Mit dem St. Bonifazstift steht in architektonischer Verbindung das Kunstausstellungsgebäude, welches als Pendant der Glyptothek die Südseite des Königsplatzes einnimmt. (Abbild. S. 113.) Eine große Freitreppe von zweiundzwanzig Stufen führt zur prachtvollen, von acht korinthischen Säulen getragenen Vorhalle, welche die Mitte des auf einem mächtigen Unterbau aufgeführten Oberbaues ziert. Da Oberlicht die Räume beleuchtet, so fielen alle Wandfenster weg, und die Wände erhalten durch zahlreiche Pilaster eine entsprechende Gliederung. Das Giebelfeld enthält eine herrliche Statuengruppe von L. Schwanthaler, die Bavaria darstellend, welche den Vertretern der verschiedenen Künste Kränze darreicht. Im Inneren ist nur das Vestibül etwas reicher ausgestattet, während die um zwei Lichthöfe gruppierten Ausstellungsräume ganz ihrem Zweck entsprechend eine einfache Ausstattung erhalten haben.

Durch das Kunstausstellungsgebäude hatte der Königsplatz auch nach Süden einen würdigen architektonischen Abschluß

erhalten, und es erübrigte jetzt nur noch eine passende Begrenzung auch für die Westseite dieses herrlichen Platzes zu schaf-

Inneres der Allerheiligen-Hofkirche in München.

fen. Die Beschaffenheit und die Lage des Platzes, die Richtung der ihn durchschneidenden Briennerstraße gab von selbst die Idee zu einer großartigen Thoranlage. Zugleich erheischte es der ästhetische Standpunkt, das neue Gebäude in Übereinstimmung mit der Glyptothek und dem Kunstausstellungsgebäude im griechischen, und zwar im dorischen Stile zu halten, nachdem in den beiden bereits vorhandenen Prachtbauten der jonische und korinthische Stil vertreten war. Und so erhielt denn Architekt Klenze vom Könige den Auftrag, aus Privatmitteln des königlichen Mäcenas ein Thorgebäude im dorischen Stil zu erbauen, in dessen plastischen Zierden L. Schwanthaler die Befreiung Griechenlands vom türkischen Joche und die Erhebung des Prinzen Otto aus dem Hause Wittelsbach zum König des befreiten Landes darstellen sollte. Als Vorbild konnten dem Architekten im allgemeinen die Propyläen auf der Akropolis zu Athen dienen, allein auch dieses Vorbild überbot er bei weitem, insofern als er statt der sechs jonischen Säulen im Inneren eine großartige Gruppierung von sechzehn jonischen Säulen anwandte, als er ferner die beiden Giebelfelder mit Bildergruppen schmückte und an beiden Seiten zwei mächtige Türme in pelasgischem Stile mit Reliefs anfügte, um dem Gebäude die gleiche Höhe mit der Glyptothek und dem Kunstausstellungsgebäude zu geben. Und so erhebt sich denn dieses Prachtthor (Abbild. S. 112) mit seinen gewaltigen und hochaufstrebenden Massen, seiner mächtigen Gliederung, seinem Säulenwalde von zwölf kräftigen dorischen Säulen im Äußeren und sechzehn schlanken jonischen Säulen im Inneren und seinem reichen plastischen Schmuck in den Giebelfeldern und in ausgedehnten Reliefs als ein wahres Kunstwerk des dorischen Baustils. Sein äußerer Anblick ist unstreitig am bedeutsamsten von Osten her, wo wir rechts die Glyptothek und links das Kunst-

ausstellungsgebäude in voller perspektivischer Ansicht zur Seite haben.

Hatte König Ludwig in den Propyläen den Befreiungskämpfen des griechischen Volkes ein Denkmal errichtet, so hatte er schon früher auch dem bayerischen Heere am Ende der Ludwigsstraße ein Prachtthor im Stile der römischen Triumphbogen, das sogenannte Siegesthor, auf Kosten seiner Kabinettskasse durch den Architekten Gärtner erbauen lassen. Diesem Thor liegt der Konstantinsbogen mit seinen dreifachen Durchgängen als Vorbild zu Grunde. Während aber dieser zum Teil mit den Bruchstücken von dem zerstörten Trajansbogen ausgestattet, zum Teil aus höchst rohen Bruchstücken zusammengefügt wurde und alle Spuren einer gesunkenen und verderbten Kunstrichtung in seiner Überladung mit Skulpturen zeigt, sehen wir das Siegesthor aus einem Gusse, in schönen, schlanken und edlen Verhältnissen erbaut und in würdiger geschmackvoller Einfachheit mit Reliefs und Statuen ausgeschmückt. Über jedem der Seitenportale erblicken wir auf beiden Seiten Marmorreliefs, welche Kampfscenen in römischem Stile darstellen. Auf den durch die Verkröpfungen des reich gegliederten Gebälkes gebildeten Vorsprüngen stehen acht Viktorien aus weißem Marmor, und zwischen ihnen sind an der Attika in vertieften Feldern Medaillons mit den allegorischen Figuren der acht Regierungskreise angebracht. Auf der Plattform steht auf einer von vier Löwen gezogenen Quadriga die eherne Kolossalstatue der Bavaria, welche als dem siegreich einziehenden Heere zur Begrüßung entgegenziehend gedacht ist.

Galt das Siegesthor der Verehrung des ganzen bayerischen Heeres, so sollte das andere Ende der Ludwigsstraße durch ein Baudenkmal abgeschlossen werden, das den verdientesten bayerischen Heerführern gewidmet sei. Es ist dies die Feldherrenhalle, welche gleichfalls von Gärtner aus königlichen Privatmitteln 1844 errichtet wurde. Ihr wurde auf ausdrücklichen Wunsch des königlichen Bauherrn die berühmte Loggia dei Lanzi zu Florenz im allgemeinen zwar zu Grunde gelegt, allein man würde auch hier irre gehen, wollte man in ihr ein sklavisches Abbild der Florentiner Halle suchen. Hier wie dort umfaßt zwar die einfache Halle von drei Bogen Breite und einem Bogen Tiefe einen ungeheuren Raum mit gewaltigen Spannungen, hier wie dort bildet die Bekrönung ein mächtiges Konsolengesims mit durchbrochener Balustrade, allein der Formencharakter ist bei beiden Hallen ein völlig verschiedener. Während die Loggia dei Lanzi im italienisch-gotischen Formencharakter, ist die Feldherrenhalle im romanischen Stile erbaut. Ist die Profilierung und dekorative Ausstattung bei der Florentiner Loggia am Pfeilersockel reicher und eleganter, so ist dafür bei der Feldherrenhalle die Logenleibung und der Fries unter dem Hauptgesims viel reicher und stattlicher dekoriert und außerdem die Balustrade auch noch mit Kriegstrophäen versehen, deren das Florentiner Vorbild entbehrt. In architektonischer Hinsicht, in reizender, schwungvoller Kühnheit der Loggia dei Lanzi somit keineswegs nachstehend, macht die Feldherrenhalle dennoch einen etwas nüchternen und kahlen Eindruck im Vergleich zur Wirkung der Florentiner Halle, weil sie nur mit zwei Statuen, denjenigen der Feldherren Tilly und Wrede geschmückt ist, während das Florentiner Vorbild als ein förmliches offenes Museum mit einer ganzen Reihe von Originalstatuen aus allen Kunstepochen angefüllt ist. Wenn, wie beabsichtigt, der Hintergrund der Feldherrenhalle mit einem großartigen Kriegermonumente geschmückt, wenn ferner einmal die Statuen der Generale v. d. Tann und v. Hartmann hier aufgestellt sein werden, dann wird auch die Feldherrenhalle an malerischem Reize der Loggia dei Lanzi nicht nachstehen.

Nicht minder bedacht war der König auf Errichtung von zweckentsprechenden Gebäuden für Wissenschaft und Unterricht. Wenn jedoch diese Bauten nicht immer den großartigen monumentalen

Stil zeigen, den wir an den übrigen auf des Königs Privatkosten errichteten Gebäuden bewundern, so ist hierfür der Umstand geltend zu machen, daß die Landstände nur kärgliche Mittel und solche oft nur mit Widerwillen zu diesen auf Staatskosten errichteten Gebäuden bewilligten. Was hier über den nackten Utilitätsstandpunkt hinaus für die künstlerische Ausstattung der Gebäude geschah, das ist einzig und allein der Energie des Königs zu verdanken, der fast jeden Gulden dem widerstrebenden Landtage abringen mußte.

Eines der frühesten in diese Gattung zu rechnenden Gebäude ist das Odeon, das von Klenze 1826 bis 1828 als Pendant zu dem gegenüberliegenden Palaste des jetzigen Prinzregenten Luitpold erbaut und deshalb mit einer Palastfassade ausgestattet wurde. Den wichtigsten Bestandteil des Inneren bildet ein großer Saal, für musikalische Produktionen und Festlichkeiten bestimmt. Derselbe ist auf drei Seiten mit einer Säulenstellung umgeben, während oben eine Säulengalerie auf allen Seiten sich herumzieht, die Decken-Gemälde stellen Apollo unter den Musen und unter den Hirten, sowie das Urteil des Midas dar und sind von Kaulbach, Eberle und Anschütz gemalt. Der Hauptsaal ist rings von Nebensälen umgeben, im Parterre befindet sich neben anderen Räumen eine Kapelle für den Gottesdienst der in München wohnenden Engländer, im zweiten Stock ist die Königl. Musikschule untergebracht.

Ein Gebäude von ernster Großartigkeit ist die Königl. Hof- und Staatsbibliothek, mit seinen mächtigen Massen die ganze Umgebung in der Ludwigsstraße beherrschend. Auf besonderen Wunsch des Königs gab der Architekt Gärtner der langen Fassade des Riesengebäudes keine weitere Gliederung durch vorspringende Flügel, um dieselbe durch ihre ungebrochene Mächtigkeit und Kolossalität einzig und allein wirken zu lassen. Und in der That macht das im Erdgeschoß in mächtiger Quaderkonstruktion aufgeführte, mit geteilten Rundbogenfenstern von kräftiger Umrahmung gegliederte und mit einem weitschattenden, höchst wirkungsvollen Konsolengesims gekrönte Gebäude einen großartigen, für die Umgebung fast zu mächtigen Eindruck. Eine imposante Freitreppe mit der sitzenden Kolossalstatue des Homer, Thukidides, Aristoteles und Hippokrates geleitet in das geräumige Vestibül, von dem aus man auf einer mächtigen, in ungebrochener Flucht aufsteigenden Marmortreppe, die sich mit ihren reichgeschmückten Säulenarkaden den prächtigsten Leistungen monumentaler Prachtstiegen würdig anschließt, in den Lesesaal hinaufsteigt. In seinen ausgedehnten um zwei Höfe gruppierten Räumlichkeiten umschließt das Gebäude jene großen litterarischen Schätze und bibliographischen Seltenheiten, welche diese Bibliothek zu einer der berühmtesten und reichsten der Welt machen.

Einfach und schlicht gehalten in der äußeren und inneren Ausstattung sind die gleichfalls von Gärtner im romanischen Stil ausgeführten Bauten am Ende der Ludwigsstraße, welche sich um einen freien quadratischen Platz gruppieren. Noch einigermaßen monumental gehalten ist das in rechtwinkeliger Hufeisenform ausgeführte Universitätsgebäude mit schön gekuppelten und maßwerkverzierten Fenstern im Hauptgeschoß und einem imposanten Treppenhause; ihm gegenüber liegen das sogenannte Georgianum (klerikales Seminargebäude) und das Königl. Max-Joseph-Stift (adeliges Töchterinstitut), die in ihrer einfachen und doch imposanten Erscheinung auch äußerlich ihre halbklösterliche Bestimmung aussprechen. Daß letztere Bauten in ihren Eckflügeln den gegenüberstehenden Flügeln der Universität in ihren Breite- und Höheverhältnissen völlig entsprechen, ist ein Verdienst des Königs, der diese Forderung gegen den Willen des Architekten aufrecht erhielt. Der Universitätsplatz ist mit zwei monumentalen ehernen Springbrunnen geschmückt, die König Ludwig nebst den nötigen Wasserwerken im englischen Garten auf seine Privatkosten herstellen ließ.

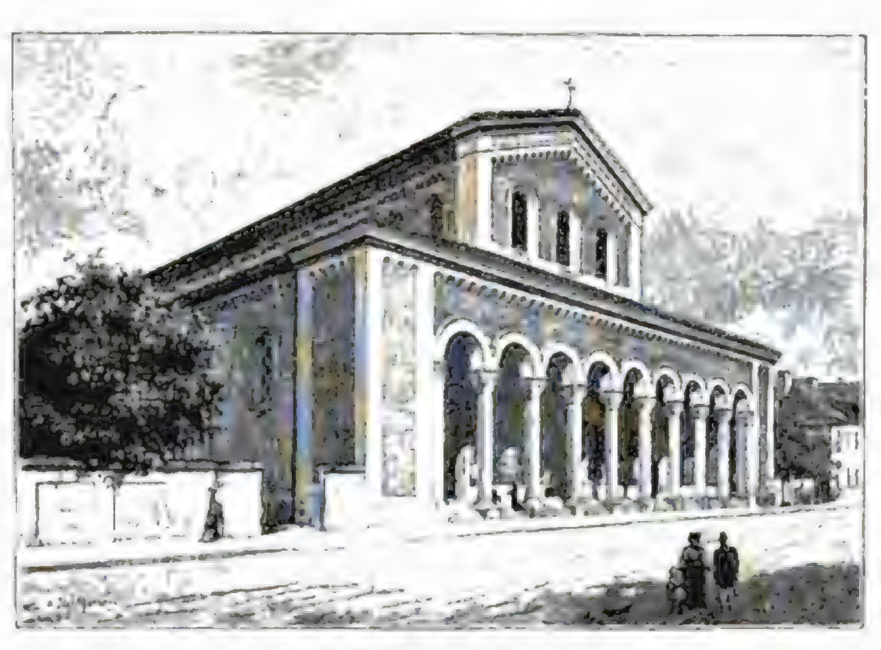
In der Ludwigsstraße entstanden ferner noch, durch denselben Architekten in romanischem Stil erbaut, das durch seine edlen Verhältnisse sowie durch seine schöne Terrakottenverkleidung ausgezeichnete Salinengebäude, das mit königl. Privatmitteln errichtete, mit zwei schönen Portalen ausgestattete Blindeninstitut, sowie das lediglich als Mietkaserne kahl und nüchtern ausgeführte Damenstiftsgebäude.

Der Fürst, der für Religion und Kunst so prächtige Tempel und so schmucke Hallen errichtet hatte, durfte wohl auch zur würdigen Repräsentation des Königtums entsprechende Festräume und sich selbst eine würdige königliche Wohnung errichten, zumal die alte Residenz großer Repräsentationsräume und einer sonnigen, heiteren und bequemen Wohnung für die königl. Familie durchaus entbehrte. Diesen Bedürfnissen sollten zwei Anbauten an der Süd- und Nordseite der alten Residenz entsprechen, welche gleichfalls aus Privatmitteln des Königs durch den Hofbauintendanten v. Klenze errichtet wurden. Für den südlichen Anbau, den sogenannten Königsbau, entwarf Klenze, nach Ablehnung zweier im griechischen und römischen Stile ausgeführten Entwürfe durch den königl. Bauherrn, einen Palast im florentinischen Frührenaissancestil, welcher keineswegs den Palazzo Pitti nachahmt, wie dies immer fälschlich angenommen wird, der vielmehr die beim Palazzo Ruccelai in Florenz angewandte Verbindung von Bossagen und Pilasterordnungen in freier Weise und in völlig neuer Gestaltung der ganzen Massen wie des einzelnen wiedergiebt. Die Fassade ist in prächtigem grüngelbem Sandstein ausgeführt und macht durch die großartigen Verhältnisse der Stockwerke und der rundbogig geschlossenen Fenster, durch die höchst wirkungsvolle Profilierung der mächtigen Quader sowie die feine und edle Behandlung der architektonischen Zierglieder einen ungemein imposanten, großartigen, ja majestätischen Eindruck. Mit seiner inneren Ausstattung steht dieses Königsschloß geradezu einzig in Europa da; denn da nach des Königs Wille jede Wandbekleidung mit Seiden-,

Die Ludwigskirche in München.

Holz- oder anderen Stoffen, mit Spiegeln, Fensterdraperien und Fußteppichen ausgeschlossen sein sollte, so war der Architekt auf eine Dekoration im Sinne höherer monumentaler Kunst angewiesen, wobei er jedoch den Charakter eines heiteren fürstlichen Wohnhauses nicht aus den Augen verlieren durfte. So sind denn die Fußböden in prächtiger Holzmosaik, die Decken mit reichgeschmückten Kassaturen, die Wände teils mit plastischen, teils mit gemalten figuralen Friesen, sowie mit pompejanischer oder raphaelischer Dekorations-Malerei geschmückt, welche letztere den Rahmen für zahlreiche Wandgemälde bildet. So sehen wir im Erdgeschosse in fünf auch architektonisch prächtig ausgestatteten Sälen den großartigen Gemäldecyklus des Nibelungenliedes von Julius v. Schnorr in Riesenwandbildern dargestellt; in dem ersten Stock sind die Wohnräume des Königs mit Gemälden aus den griechischen Dichtern, diejenigen der Königin mit Bildern aus den deutschen Dichtern, die Festräume für kleine Familienfeste im obersten Stocke mit Darstellungen aus der antiken Mythologie von verschiedenen Künstlern geschmückt.

Der Königsbau, so prächtig und geräumig, so reich ausgestattet mit allen Bedürfnissen einer hohen, vornehmen, poetisch gehobenen Existenz und mit den edelsten Werken des Geistes er auch ist, er stellt doch nur die heitere kunstverklärte Umgebung eines königlichen Privatlebens dar, nicht aber die Würde und Hoheit des Monarchen, die majestätische Pracht des Thrones, die geschichtliche Tradition des uralten Wittelsbacher Fürstenhauses. Diese Aufgabe sollte der Festsaalbau erfüllen, der mit Benutzung eines älteren Flügels an der nördlichen Seite der alten Residenz angebaut wurde. Nur aus wenigen Räumen, aber von ehrfurchtgebietender Größe, Höhe und Ausstattung sollte er bestehen. Dieser im Renaissancestil des Palladio von Klenze erbaute Palast



Die Basilika in München.

zeichnet sich im Äußeren weniger durch Pracht und Ausstattung des ornamentalen Details, als besonders durch edle Einfachheit der architektonischen Glieder und durch Großartigkeit der ganzen mächtigen Anlage aus. Von zwei erhöhten Seitenflügeln begrenzt, erhebt sich der langgestreckte, etwas niedere Zwischentrakt in der Mitte zu einem mächtigen erhöhten Mittelbau, dem eine großartige doppelgeschossige Pfeilerarkade mit vorgestellten Säulen und aufgesetzten Marmorstatuen angefügt ist. Im Inneren entfaltet sich eine ebenso reiche als phantasievolle Dekoration, die mit Hilfe der Malerei und Plastik Räume von höchster künstlerischer Ausstattung schuf. Im Erdgeschoß sind mehrere Gemächer als Gastzimmer für fürstliche Gäste mit enkaustischen Gemälden aus der Odyssee geschmückt; zum Obergeschoß führt eine große Prachttreppe; von ihr gelangt man durch eine Reihe von Vorsälen, die in immer gesteigerter Prachtentfaltung auf die eigentlichen Festsäle vorbereiten, in den großen Ballsaal, an dessen Schmalseiten Säulenstellungen mit karyatidengeschmückten Galerien angeordnet sind,

Digitized by Google

dessen Boden in kostbarem Holzmosaik, dessen Wände und Kassettendecke in Farben- und Goldschmuck prangen. Rechts vom Ballsaal liegen zwei Gemächer, an deren Wänden die berühmte „Schönheitengalerie“ ihre Aufstellung fand; weiter nach Osten gelangt man in den mit vierzehn Schlachtenbildern ausgestatteten, in rotem Stuckmarmor prangenden und mit Trophäen und Viktorien reichverzierten Siegessaal. Links reihen sich an den Ballsaal die Kaisersäle, aufs prächtigste und kostbarste ausgestattet mit den die ganzen Wände bedeckenden Darstellungen aus dem Leben und Wirken der drei mächtigsten deutschen Kaiser, Karls des Großen, des Schirmherrn der Kirche und des Schöpfers der deutschen Macht und Größe, Friedrich Barbarossas, des Vorbildes aller Ritterlichkeit und Fürstengröße, Rudolfs von Habsburg endlich, des Begründers der staatlichen und bürgerlichen Ordnung. Diese drei prächtigen Räume bilden den Zugang zum Schluß- und Glanzpunkt des ganzen Festsaalbaues, zum großen Thronsaal, an dessen Langseiten sich auf mächtigen korinthischen Marmorsäulen Galerien mit reichvergoldeter Balustrade hinziehen, während auf der westlichen Schmalseite unter einem rotsamtenen Baldachin der goldene Thron auf mehreren Stufen sich erhebt. Zwischen den Säulen stehen als Meisterstücke der Technik zwölf kolossale, in Feuer vergoldete, durchaus charakteristisch aufgefaßte Erzstatuen der berühmtesten Ahnen des Königshauses. Der ganze Saal glänzt ausschließlich in Gold und weißem Stuckmarmor, wodurch die vornehme und wahrhaft fürstliche Pracht der Gesamtausstattung dieses Thronsaales nur noch mehr gesteigert wird.

Mit dem Festsaalbau stehen die Arkaden in Verbindung, welche den Hofgarten von zwei Seiten umziehen und die der König mit Freskogemälden aus der bayerischen Geschichte durch die Schüler des Cornelius, sowie mit italienischen Landschaftsbildern durch Rottmann und mit Darstellungen aus den griechischen Freiheitskriegen durch Peter Heß schmücken ließ.

Einen weiteren Palast ließ der König mit Rücksicht auf die romantischen Neigungen des Kronprinzen Max, der ihn beziehen sollte, im gotischen Burgenstile errichten. Gärtner wählte hierzu den englisch-gotischen Stil und gab dem höchst umfangreichen, durch drei Etagen emporsteigenden Schlosse in der Mitte der Fassaden vorspringende und erhöhte Mittelbauten und achteckige Türme an den Ecken. Das ganze um einen quadratischen Hof sich gruppierende Gebäude ist im Erdgeschoß mit wagerecht geschlossenen, in den übrigen Stockwerken mit spitzbogigen Fenstern versehen und oben mit Spitzbogenfries und Zinnenkranz bekrönt. Leider hinderten die von der Abgeordnetenkammer nur spärlich bewilligten Mittel den Architekten, die Fassaden in der beabsichtigten reichen Ausstattung mit bunter Terrakottenbekleidung und plastischem Schmucke zu versehen. Einen höchst malerischen Eindruck gewährt jedoch der schöne Arkadenhof mit seinen reichdurchbrochenen Loggien im Stile der Ca d'oro in Venedig; außerdem sind die schön gewölbte Vorhalle, die in Holz konstruierte, reichverzierte Haupttreppe, sowie der große Tanzsaal als besonders gelungene Teile dieses Palastes hervorzuheben.

Außer diesen in München ausgeführten Palästen ließ König Ludwig durch Gärtner und auf Kosten der Kabinettskasse bei Edenkoben in der Pfalz in reizender Lage die Villa Ludwigshöhe, im griechischen Stil, sowie in Aschaffenburg hoch über dem dahin flutenden Main eine pompejanische Villa, als genaue Nachahmung des in Pompeji aufgedeckten Hauses des Castor und Pollux errichten.

Von anderen Gebäuden, die auf seine Anregung hin in München und im übrigen Bayern errichtet wurden, mögen hier nur noch genannt werden: das Hauptpostgebäude, welches mit einer mächtigen Säulenloggie versehen wurde, um dem Königsbau ein würdiges Pendant zu schaffen, die Gebäude für Glasmalerei

und Erzgießerei, die Arkaden des Campo Santo, sämtlich in München, sowie die prächtigen Kursaalgebäude in Kissingen und Brückenau.

Die prächtigsten und erhabensten Monumente errichtete jedoch dieser echt deutsche Fürst dem Ruhme und der Verherrlichung des deutschen Volkes, des deutschen Vaterlandes, für das sein Herz so glühend und so feurig von der Wiege bis zum Grabe schlug. Wie bereits früher angedeutet, hatte Ludwig als zwanzigjähriger Jüngling im Augenblicke der tiefsten Erniedrigung und im vollsten und unmittelbarsten Gefühle aller über das gemeinsame Vaterland ausgegossenen Beschimpfung den großen Gedanken gefaßt, dem weltgeschichtlichen Ruhme des germanischen Volkes eine Ehrenhalle zu errichten, in welcher die Gedenktafeln und Büsten der größten und edelsten deutschen Männer und Frauen aufgestellt würden, ein nationales Ehrendenkmal, bei dessen Anblick das deutsche Volk sich erheben und begeistern möge zu deutscher Thatkraft und rühmlichem Streben. Und unter allem Schlachtenlärm, unter allen Stürmen der folgenden Jahre bewahrte Ludwig diese erhabene Idee treu in seiner begeisterten Seele, suchte sinnvoll die schöne Stätte am Donaustrande bei Regensburg dafür aus, traf streng und umsichtig im Benehmen mit gelehrten Patrioten die Auswahl der in jener Ruhmeshalle aufzustellenden Brustbilder und übertrug, als er den Thron bestiegen, dem Architekten v. Klenze die Ausführung des Prachtbaues, dessen Stil der König schon als Kronprinz 1814 in einem Preisausschreiben bestimmt hatte. Am 18. Oktober 1830, am Jahrestag der Befreiungsschlacht bei Leipzig, wurde die feierliche Grundsteinlegung der Walhalla durch ihren Stifter, König Ludwig, selbst vorgenommen, und hierbei sprach der patriotische Fürst die denkwürdigen und vom deutschen Volke stets zu beherzigenden Worte: „Mögen, so wie diese Steine sich

Inneres der Basilika in München.

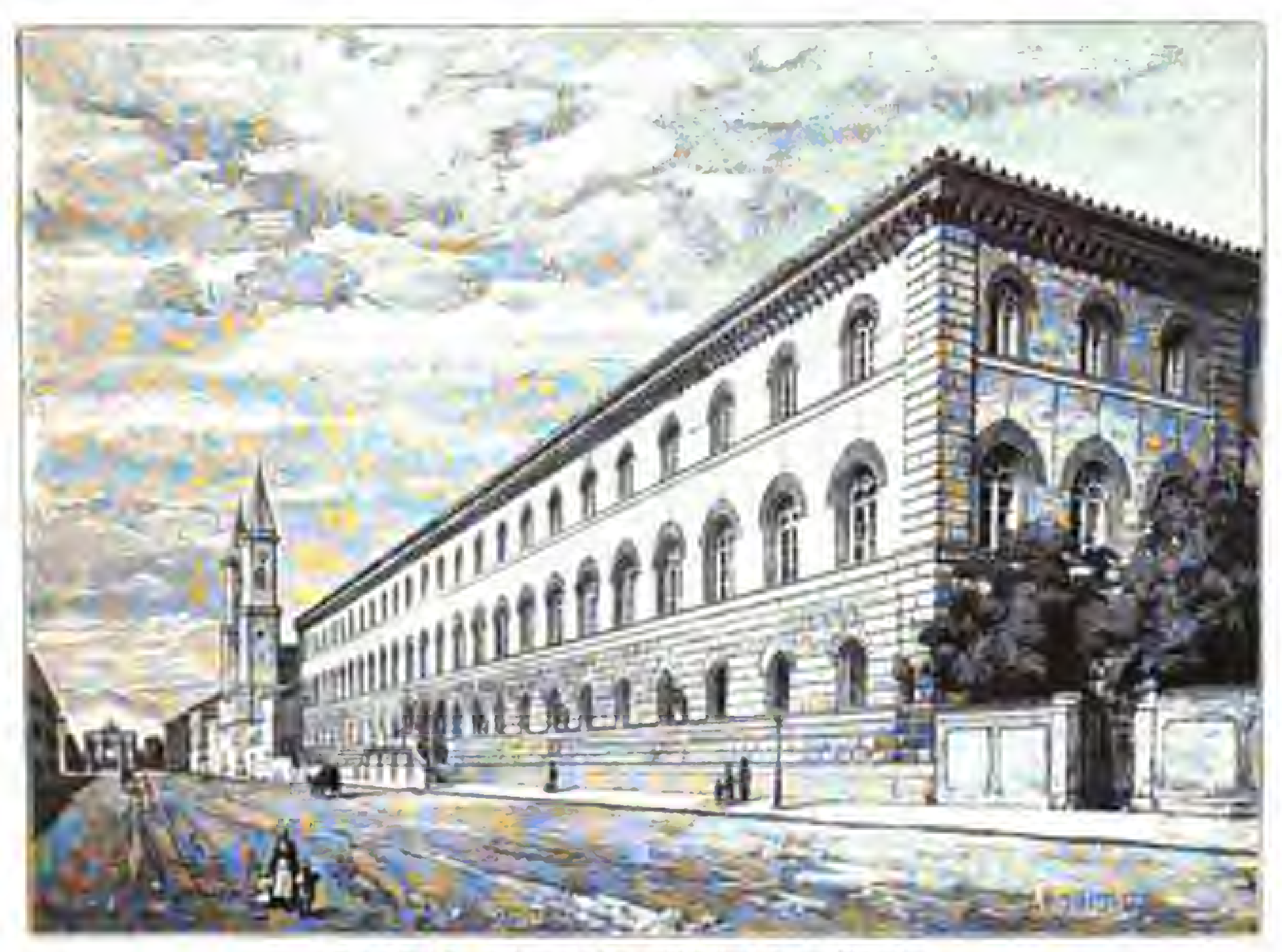
Digitized by Google

zusammenfügen, alle Deutschen kräftig zusammenhalten!" Und bei der Eröffnungsfeier, die zwölf Jahre später, am 18. Oktober 1842 begangen wurde, sprach derselbe König inmitten der Gesandten der deutschen Bundesfürsten und einer zahllosen Volksmenge die nicht minder denkwürdigen Worte: „Möchte Walhalla förderlich sein der Erstarkung und Vermehrung deutschen Sinnes! Möchten alle Deutschen, welchen Stammes sie auch seien, immer fühlen, daß sie ein gemeinsames Vaterland haben, ein Vaterland, auf das sie stolz sein können; und jeder trage bei, so viel er vermag, zu dessen Verherrlichung."

Die Walhalla thront zwei Stunden unterhalb Regensburg auf einer hundert Meter hohen Anhöhe, an deren Fuß die ehrwürdige Donau ihre Fluten vorüberwälzt, schon aus weiter Ferne den Blicken der Wanderer sichtbar. (Abbild. S. 119.) Sie ruht auf einem mächtigen, imposant über den südlichen Abhang des Berges vortretenden Unterbau, welcher mehrfach abgestuft ist. Eine breite Marmortreppe von drittehalbhundert Stufen, die sich mehrmals teilt und vereint, führt über diese Riesenterrasse empor zum eigentlichen Marmortempel, der von zweiundfünfzig mächtigen dorischen Säulen umzogen und in beiden Giebelfeldern mit reichem Statuenschmuck geziert wird. Der vordere, südliche Giebel stellt in Kolossalfiguren allegorisch Deutschlands Wiederherstellung durch den letzten Befreiungskrieg nach Rauchs Entwurfe, der nördliche Giebel die Hermannsschlacht von Schwanthaler dar. Seit den Zeiten des griechisch-römischen Altertums sind keine so bedeutenden Giebelgruppen mehr entstanden wie diese beiden, welche auf jeden Beschauer einen mächtigen und nachhaltigen Eindruck hervorrufen. Eine gewaltige eherne Eingangspforte vermittelt den Zutritt ins Innere, das einen großen länglichen Marmorsaal bildet und reiches Licht durch die Öffnungen der mit Bronzeplatten und Ornamenten aufs reichste gezierten ehernen Decke erhält. (Abbild. S. 120.) Blendende Pracht umfängt den Besucher. Der marmorne Fußboden, die lichtblau mit goldenen Sternen besäte Decke, die in Marmorglanz und Vergoldung strahlenden Säulen, Pfeiler und Wände, die marmornen Thronsessel und reichgeschmückten Kandelaber, die himmlischen Gestalten der Rauchschen Viktorien, die das obere Gebälk tragenden altgermanischen Walküren, der mächtige, die ganze Wand rings umziehende, die Urgeschichte des deutschen Volkes darstellende Marmorfries von M. Wagner — dies alles erfüllt den Beschauer mit staunender Bewunderung. Am tiefsten aber wird der Deutsche ergriffen bei der Betrachtung all der von der Wand herabgrüßenden Marmorbüsten jener großen Männer, jener Heroen im Krieg und im Rat, in der Kunst und Wissenschaft, die Deutschlands hohen Ruhm in der Kultur- und Weltgeschichte begründet.

Ein anderes Nationaldenkmal, die Befreiungshalle bei Kelheim, errichtete der patriotische König dem Heldentume jener Männer und Jünglinge, die im Befreiungskriege für das große gemeinsame Vaterland aller Deutschen gekämpft, geblutet und gefallen. Den Grundstein hierzu legte er am Tage nach der Eröffnungsfeier der Walhalla, am 19. Oktober 1842, allein erst das Jahr 1863 sah die Vollendung dieses gleichfalls aus Privatmitteln des Königs errichteten Prachtgebäudes. (Abbild. S. 117.) Den ursprünglichen Plan hatte Gärtner in romanischem Stile entworfen und hatte auch schon die wegen des zerklüfteten Felsbodens höchst tief hinabgehenden Substruktionen gelegt, als er darüber starb. Klenze, der nach längerer Pause mit der Fortführung des Baues betraut wurde, adaptierte die Fundamentmauern für einen Centralbau in klassisch-römischem Stile, umgab das Gebäude mit einem Kranz von Kandelabern und lehnte an die Umfassungsmauer der Rotunde achtzehn mächtige Strebepfeiler; auf diesen stehen in würdevoller ernster Haltung achtzehn Viktorien von 6,13 Meter Höhe, welche

die am Befreiungskampfe beteiligten Volksstämme versinnlichen und auf vorgehaltenen Tafeln die Namen derselben



Die Königl. Hof- und Staatsbibliothek in München.

zeigen. Über der Mauerabteilung, an welche sich diese Kolossalfiguren lehnen, erhebt sich eine Galerie von vierundfünfzig Säulen in römisch-dorischer Ordnung, von hier aus genießt man eine prächtige Aussicht auf die Thäler der Donau und Altmühl, welche am Fuße des von der Befreiungshalle gekrönten Michelsberges sich vereinigen. Die Säulengalerie trägt eine zweite, aber offene Galerie mit einem Steingitter von antik-römischer Form, von wo aus bei klarem Wetter ein großartiges Panorama sich entfaltet, das in weiter Ferne durch den bayerischen Wald und die schneebedeckten Gipfel der Alpen begrenzt wird. Erst der eigentliche Kuppeltambour springt etwas zurück und wird durch eine Reihe von Stirnziegeln und Trophäen gekrönt und mit einem Dache von flacher geradliniger Schräge abgeschlossen. Im Inneren strahlen uns zunächst die im bunten Marmorfußboden eingelegten Worte des königlichen Erbauers entgegen: „Möchten die Deutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf notwendig machte und wodurch sie gesiegt.“ Im Kreise herum vertiefen sich achtzehn Nischen in die Mauer, welche durch hohe Arkadenpfeiler getrennt sind. Vor diesen Nischen stehen auf hohem Sockel vierunddreißig kolossale beschwingte, eichenbekränzte Viktorien aus weißem Marmor, welche, als Symbole der vierunddreißig deutschen Staaten einen Kreis bildend, sich die Hände reichen und siebzehn vergoldete Erzschilde halten, auf denen die Namen der Schlachten und Gefechte prangen, durch welche Deutschlands Befreiung erkämpft wurde. Über den Nischen glänzen auf Marmortafeln in vergoldeten Buchstaben achtzehn Namen der berühmtesten deutschen Feldherren. Alsdann springt das Achtzehneck des Innenraumes in die Kreisform über und erhält eine reiche Gliederung durch eine Galerie von zweiundsiebzig Granitsäulen, welche ein vollständiges Haupt-

Digitized by Google

gebälk und darüber das reich und tief kassettierte Kuppelgewölbe mit einer weiten Glaslaterne für Oberlicht tragen. Die durch die Kuppel einfallende Lichtfülle spiegelt sich an den zahlreichen mit Eichenlaub, Siegestrophäen und Donnerkeilen auf Goldgrund verzierten Kassetten, an den in buntem Marmor schimmernden Wänden, und ergießt sich über den lieblichen Kranz der vierunddreißig Schildjungfrauen aus blendendem karrarischem Marmor und über ihre vergoldeten Erzschilde in einer Pracht und Schönheit, daß niemand noch das Innere betreten hat, ohne von dem hehren Gesamteindruck aufs tiefste ergriffen worden zu sein.

Was die Walhalla für Gesamtdeutschland, das sollte die auf der Sendlingerhöhe bei München errichtete Ruhmeshalle mit dem Riesenstandbilde der Bavaria für Bayern sein; wie dort die Bildnisse der ruhmwürdigsten Männer und Frauen Deutschlands Aufstellung fanden, so sollte die Ruhmeshalle ausschließlich dem Gedächtnisse jener Bayern gewidmet sein, die sich um ihr engeres Vaterland oder um die Menschheit im allgemeinen in irgend einer Weise große und bleibende Verdienste erworben haben. Klenze, der Erbauer der Walhalla, wurde auch mit Ausführung der Ruhmeshalle betraut, die gleichfalls im dorischen Stile aus Privatmitteln des Königs errichtet wurde. Sie besteht aus einer offenen, von achtundvierzig Säulen umzogenen Halle in Form eines rechtwinkeligen Hufeisens, die, auf einem mächtigen Unterbau sich erhebend, das Kolossalbild der Bavaria von drei Seiten umzieht. (Abbild. S. 108.) Die beiden Giebelfelder enthalten die allegorischen Gestalten von Bayern und Pfalz, Schwaben und Franken. Der Fries ist mit vierundneunzig Metopen geschmückt, von denen vierundvierzig mit Viktorien, die übrigen mit symbolischen Darstellungen des Krieges und Friedens, der Künste und Gewerbe, mit besonderer Berücksichtigung der bayerischen Erfindungen, ausgestattet sind. An der Rückwand der Halle stehen auf Konsolen in mehreren Reihen übereinander die Büsten der hervorragenden Bayern von frühester Zeit angefangen bis auf unsere Tage. Vor der Halle erhebt sich auf mächtigem Granitpostamente die nach Schwanthalers Modell von Ferdinand v. Miller gegossene Riesengestalt der Bavaria, in der hocherhobenen Linken den Lorbeerkranz, in der Rechten das Schwert, neben ihr der bayerische Löwe als Sinnbild von Adel und Kraft. Die Statue selbst ist 19,3 Meter hoch. Auf sechsundsechzig steinernen Stufen steigt man durch den Sockel bis zur Figur, von da ab auf sechzig eisernen Sprossen durch den Hals in das Haupt empor, in welchem sechs Personen bequem auf zwei bronzenen Ruhesitzen Platz finden und durch angebrachte Öffnungen die reizendste Aussicht auf München und den Kranz der Alpen genießen können. Mit diesem Riesenstandbild, zu dessen Guß die verzagenden Gießer durch König Ludwig persönlich angeeifert wurden, hat die von diesem König ins Leben gerufene Münchener Erzgießerei unter Ferdinand v. Millers tüchtiger Leitung den höchsten Triumph errungen und steht seitdem als die erste der Welt da, die aus allen Erdteilen Aufträge erhält. Noch zahlreiche andere Bronzedenkmäler, durch die König Ludwig die Verdienste großer Männer ehrte und mit denen er die öffentlichen Plätze Münchens und anderer Städte auf seine Kosten zierte, gingen aus dieser berühmten Anstalt hervor. So vor allem das wohlgelungene Reiterstandbild des Kurfürsten Maximilian I. auf dem Wittelsbacher Platze zu München, von Thorwaldsen, so das berühmte Denkmal des Königs Max Joseph, welches die Stadt München auf Betreiben des Königs Ludwig durch Rauch modellieren ließ, so die Statuen des Kurfürsten Max Emanuel von Brugger, der Feldherren Tilly und Wrede von Schwanthaler, der Tondichter Gluck und Orlando di Lasso von Brugger und Widnmann, des Dichters Schiller von Widnmann, der Architekten Klenze und Gärtner von Brugger und Widn-

mann, und auswärts die Statuen des Johann Jakob Fugger von Brugger in Augsburg, des Herzogs Ludwig von Schwanthaler in Landshut, des Fürstbischofs Erthal von Widnmann in Bamberg, des Markgrafen Friedrich von Schwanthaler zu Erlangen, des Jean Paul Richter von Schwanthaler zu Bayreuth, des Fürstbischofs Julius Echter von Widnmann in Würzburg, des Feldmarschalls Wrede von Brugger in Heidelberg, des Iffland und Dalberg von Widnmann in Mannheim. Den in Rußland gefallenen 30000 Bayern errichtete König Ludwig den ehernen Obelisken in München, und den bayerischen Kriegern, die in Griechenland den Tod gefunden, ein Denkmal zu Pronia in Griechenland.

Alle diese Denkmäler ließ der opferwillige und kunstbegeisterte Fürst aus seinen Privatmitteln errichten und machte sie dann in hochherziger Weise dem Staat oder den betreffenden Städten zum Geschenk. Außerdem schenkte der kunstgesinnte Fürst bedeutende Geldsummen oder das Erz zur Errichtung der Monumente für Westenrieder und Kreittmayer in München, Radetzky in Wien, Mozart in Salzburg, Christoph Schmid in Dinkelsbühl, Justinus Kerner in Weinsberg, Körner in Ludwigslust, Palm in Braunau, Hübsch in Karlsruhe, Wieland und Herder, Schiller und Goethe in Weimar; dem Geschichtschreiber Johannes Müller errichtete er ein Grabdenkmal zu Kassel; endlich legte er eine Galerie von Brustbildern aller jener bedeutenden Zeitgenossen an, mit denen er im Leben in nähere Beziehung gekommen war; dieselbe ist in einem Saale der Neuen Pinakothek aufgestellt.

Je größer und unsterblicher aber die Verdienste dieses großen Königs nach allen Richtungen und auf allen Gebieten sind, um so auffallender dürfte es erscheinen, daß er nach kaum dreiundzwanzigjähriger Regierung auf die Krone zu gunsten seines erstgeborenen Sohnes Maximilian freiwillig Verzicht leistete. Doch auch dieser Schritt hängt aufs engste mit seinen edlen Charaktereigenschaften zusammen. Wir wissen, daß er als Kronprinz das größte Verdienst an der Einführung einer volkstümlichen Verfassung hatte, daß er wiederholt dieselbe gegen alle Anstürme der deutschen Großmächte beschützte und sich stets als ihr treuer Hüter und aufrichtiger Gönner bewies; wir wissen ferner, daß er dem Bundestag zum Trotz in seinem Staate freie Bahnen einschlug, daß er die Freiheit in Schrift und Wort erweiterte; um so mehr mußte ihn seit 1831 die Haltung der Oppositionspartei in der bayerischen Abgeordnetenkammer betrüben, welche, nicht zufrieden mit den durch die Verfassung gewährten Volksfreiheiten, dieselben auf Kosten des Kronrechts zu einer Zeit zu erweitern trachtete, wo die meisten deutschen Staaten noch völlig unter absolutem Regime standen. Der König, der seinem Lande und Volke ein viel größeres Maß der Freiheit freiwillig und viel früher zugestanden als alle anderen deutschen Fürsten, war weit entfernt, die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes anzutasten oder nur einzuschränken, war aber auch ebenso entschieden gewillt, seine königliche Gewalt in ihrer vollen Freiheit und Unbeschränktheit innerhalb der von der Verfassung gezogenen Grenzen aufrecht zu erhalten. Die sich aus solchem Widerstreit ergebenden Kämpfe der Regierung mit der Opposition um die Grenzscheide der königlichen und Volksrechte verstimmten den König immer mehr und hatten zur Folge, daß dieser von Haus aus freisinnigste Fürst seiner Zeit allmählich in das konservative Fahrwasser der übrigen deutschen Regierungen gedrängt wurde. Und als im Jahre 1848 die Pariser Revolution ihre Feuerfunken auch in die Nachbarstaaten schleuderte, als in Frankreich, Italien und Ungarn der Aufstand in hellen Flammen über die Throne zusammenschlug, als in Wien und Berlin sich die Barrikaden auftürmten und Bürgerblut in den Straßen floß, da, noch ehe es nur in München zu einem Kampfe kam, da nahm König Ludwig, der nicht mit sich

feilschen und markten lassen wollte um das Mehr oder Weniger des Königrechts, freiwillig die Krone vom Haupte und zog sich ins Privatleben zurück. Niemand war von diesem Entschlusse des hochgefeierten und innigstgeliebten Monarchen mehr überrascht als das bayerische Volk selbst. Die Münchener waren tief bestürzt, sie wußten, was sie an einem solchen Monarchen verloren; Deputationen aus dem ganzen Lande boten dem König Gut und Blut an, um ihn auf den Thron zurückzuführen; der Hof und seine Umgebung drang in gleichem Sinne in ihn, doch es war alles vergeblich, er legte die Krone nieder und hat diesen Schritt nie bereut, nie auch einen Versuch gemacht, in den Gang der Regierung irgendwie einzugreifen. Einzig wie sein Beweggrund zur Thronentsagung, ebenso einzig steht auch sein Verhalten nach der Abdikation in der Weltgeschichte da. Während alle anderen Fürsten, die der Herrschaft entsagten, in grollender Verbitterung und Menschenscheu sich von dem Schauplatz ihrer bisherigen Thätigkeit, von dem Orte, wo sie als Herrscher lebten, zurückzogen, um nicht machtlos unter jenen zu wandeln, die bis jetzt ihnen gehorcht, blieb Ludwig mit der Größe eines verzeihenden Herzens in seiner Heimat, in seiner Hauptstadt, mitten unter seinem Volke, dessen Glück und Wohl er bis zu seinem Tode förderte, getreu den Schlußworten seiner Proklamation: „Auch vom Thron herabgestiegen, schlägt glühend mein Herz für Bayern, für Deutschland.“ Trotz seiner durch die Thronentsagung sehr geschmälerten Einkünfte, die nur 500000 fl. jährlich betrugen, beschloß er am Tage nach seiner Abdikation den Abschluß des Königsplatzes durch Erbauung der Propyläen, ließ er die Befreiungshalle, die Ruhmeshalle mit Bavaria, das Siegesthor ausbauen, den Speierer und Regensburger Dom restaurieren, komplettierte er die Sammlungen der Glyptothek und Pinakotheken, rief er mit bedeutenden Zuschüssen das Germanische Museum in Nürnberg ins Leben, ließ er die Mehrzahl der obengenannten Erzstandbilder errichten. Und welche Summen spendete er nicht für Mildthätigkeit, für Almosen, Stiftungen und Unterstützungen aller Art; denn wie Titus ließ er keinen Tag vorübergehen, den er nicht mit einer menschenfreundlichen und edlen That bezeichnet hätte.

So folgte denn seiner thatenreichen und verdienstvollen Regierungsperiode ein nicht minder segensreiches zwanzigjähriges Privatleben, wie ein schöner, milder, langer Abend auf einen arbeitsvollen, thatenreichen Tag. Zwar blieb ihm auch an seinem Lebensabend gar mancher herber Schmerz nicht erspart, so sah er manches teure Mitglied seiner Familie, an der er mit herzinnigster Liebe hing, vor sich in die Gruft hinabsinken, so seine stets heiß und innig geliebte Gemahlin Therese, seine Töchter Mathilde, Großherzogin von Hessen, und Hildegard, Erzherzogin von Österreich, seinen erstgeborenen Sohn, den regierenden König Max II., und seinen Schmerzenssohn Otto, den er als größter Philhellene mit so edler Begeisterung und unter so großen finanziellen Opfern auf den Thron des befreiten Hellas geführt und den die Griechen in schnödem Undank vertrieben; so sah er all die Freunde und Künstler, mit denen er aufgewachsen, mit denen er Sorge und Arbeit, Ruhm und Glanz geteilt, dahinsterben, und es wurde oft still und einsam um den greisen König. Doch vergoldete auch ein rosiger Schimmer den Abend seines thatenreichen Daseins, denn die gütige Gottheit beschied ihm ein langes Leben, um Zeuge zu sein von dem Aufblühen der reichen Saat, die er gestreut. Er sah mit Freude und Genugthuung, daß alle seine auf dem Throne angeordneten Einrichtungen zur Hebung des Kredites, des Handels und Gewerbes, des Land- und Bergbaues die reichlichsten Früchte trugen und nie dagewesenen Wohlstand über das ganze Land verbreiteten, daß alle seine Maßnahmen zur Hebung des Unterrichtes und zur Pflege der Wissenschaften von den besten Erfol-

gen begleitet waren: die durch ihn nach München verlegte und reorganisierte Universität wurde eine der ersten Deutschlands, das von ihm gegründete Musikkonservatorium, die durch ihn ins Leben gerufenen polytechnischen Institute, die von ihm reorganisierten Akademien der Wissenschaften und der bildenden Künste gediehen zur herrlichsten Blüte. Besonders aber sah er den Baum der Kunst, den er in den rauhen, spröden Boden Münchens verpflanzte und von dem er als Kronprinz sang: „Tiefe, feste Wurzeln wird er schlagen in dem ganzen deutschen Vaterland; in der Zukunft Ferne wird er ragen, wenn des Staatsmanns Werk schon längst verschwand“, tiefe und kräftige Wurzeln schlagen, mächtige Äste über ganz Deutschland hinaus treiben und herrliche Früchte entfalten. Das schönste, würdigste Ziel, das ein Fürst sich stecken mag — er hatte es erreicht. Sein Volk und die Welt blickte mit Dankbarkeit und Bewunderung zu dem Manne auf, der in der Glorie eines rechten und echten Fürsten strahlte, den Herrschern der Mit- und Nachwelt ein nachahmungswürdiges Beispiel. Wo immer er erschien, im In- wie im Auslande, wurde ihm, dem Privatmanne, eine Huldigung zu teil, wie sie sonst nur einem hochverdienten Monarchen in der Fülle seiner Machtvollkommenheit dargebracht werden konnte; Fürsten erholen in Kunstsachen seinen Rat; Fremde reisen ihm nach, um den großen Mäcenas persönlich zu sehen, der Enthusiasmus der Künstlerwelt begleitet ihn auf jedem Schritt, seine Hauptstadt setzt ihm noch zu seinen Lebzeiten ein prächtiges Reiterstandbild, kurz er gelangt zu einem Grade von europäischer Berühmtheit, wie sie kein anderer Friedensfürst noch gefunden. Bei alledem bleibt er wie immer der anspruchslose, bescheidene, leutselige Fürst, welcher gerne in freundliche, teilnehmende und vertrauliche Berührung mit Personen aus allen Ständen tritt. Wie viele erinnern sich nicht noch an jene schlanke, ehrfurchtgebietende, von der Last der Jahre vorwärts gebeugte Greisengestalt mit dem hageren, tiefgefurchten Antlitze, den eingesunkenen Lippen, um die nicht selten ein geistreiches sarkastisches Lächeln zuckte, den lebhaft feurigen Augen, aus denen die unsterbliche Jugend des Geistes und Herzens spricht, der hohen, gedankenvollen Stirn, dem spärlichen Haar, das trotz des hohen Alters nur von wenigen Silberfäden durchzogen wird, wie sie in fast nachlässiger Kleidung durch die Straßen Münchens dahinwandelt, jeden königlich, doch gewinnend begrüßt, nach des Geringsten Befinden sich teilnehmend erkundigt, bald mit einem treff-

Denkmal des Kurfürsten Maximilian I. von Bayern in München.

Digitized by Google

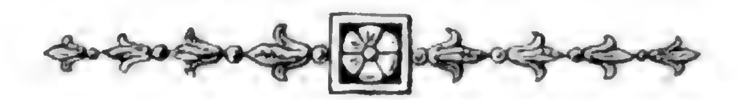
lichen Wort, bald mit einem geistreichen Witz den Angeredeten beglückt, das ist der „alte König Ludwig“, wie er in zahlreichen Geschichten und Anekdoten aus diesem seinem liebenswürdigen Verkehr mit dem Volk in die Erinnerung aller eingedrungen und zum lebendigen Eigentum der Nation geworden ist.

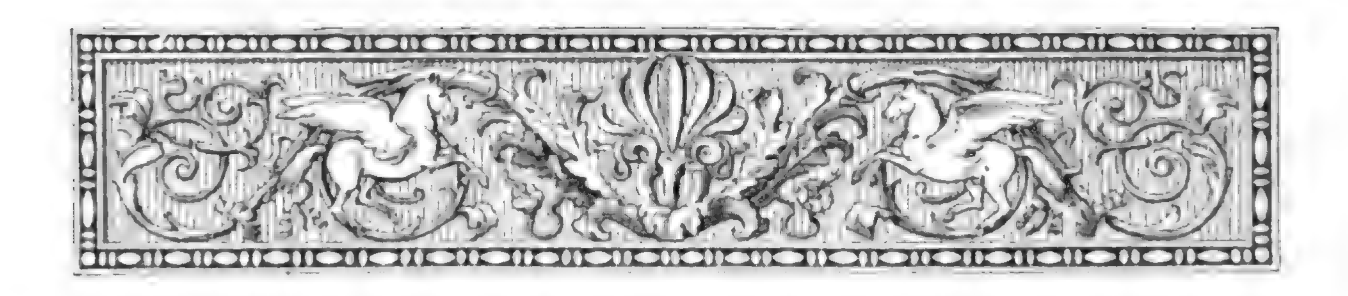
Ein eigentümliches Geschick wollte es, daß die Wiege und das Sterbebett König Ludwigs, des unversöhnlichsten Gegners des Franzosentums, auf französischer Erde stehen sollten. Im Winter des Jahres 1867/68 suchte der greise, bereits ins zweiundachtzigste Lebensjahr gehende König unter der milden warmen Sonne Nizzas Erholung und Kräftigung, doch auch sie vermochte das hinwelkende Leben nicht mehr zu stärken. Am 29. Februar 1868 hauchte König Ludwig seine große Seele aus. Die Kunde von seinem Tode, die der Telegraph rasch über die ganze Erde trug, rief überall die schmerzlichste Erregung hervor. Durch die ganze Welt ging das wehmütige Gefühl, daß einer der besten, edelsten, weisesten und größten Fürsten der Geschichte dahingegangen, das beweisen die zahlreichen Stimmungsberichte jener Tage aus aller Herren Ländern.

Und soviel auch früher die politische Reaktion an dem Freisinn und dem Liberalismus des Königs und später die demokratischen Verfechter der Volksrechte an seiner streng monarchischen Gesinnung zu tadeln hatten, so sehr auch die Feinde der Monarchie und der fürstlichen Autorität persönliche Schwächen des Königs ausbeuteten, um sein hehres Charakterbild zu entstellen: dem bayerischen Volke bleibt das Andenken an diesen seinen größten König, der so opferwillig, so uneigennützig und selbstlos wie selten ein Fürst sich seinem Lande und Volke mit seinem ganzen Leben hingegeben, ein Heiligtum, an dem die patriotische Begeisterung der ganzen Folgezeit sich aufrichtete. Ja, der große, unversiegbare Schatz von Popularität, von Liebe und Verehrung, den dieser große Wittelsbacher allein schon im Herzen seines Volkes aufgespeichert, ist ein sicherer Hort für immer, er ließ das königstreue bayerische Volk in den schweren Prüfungen der jüngsten Tage nicht verzagen, er ließ das ganze Bayernvolk fest und unentwegt zu seinem schwer heimgesuchten Fürstenhause stehen, er hieß es alle Liebe und Verehrung, alle Dankbarkeit und Treue, die es jenem unvergeßlichen Fürsten schuldet, auf den Hoffnungsstern des Vaterlandes, auf den einzig noch lebenden Sohn jenes großen Königs, den Prinzregenten Luitpold übertragen, dem die Vorsehung das Steuerruder des bayerischen Staates in die Hand gegeben und der als Erbe der glänzenden Regententugenden, des erleuchteten Geistes, des für Volkswohl glühenden Herzens seines großen Vaters auch den Willen und die Kraft besitzt, in den glorreichen Bahnen desselben zu wandeln.

Aber auch die im Deutschen Reiche wieder glorreich geeinte deutsche Nation ist König Ludwig I., dem Pionier der deutschen Einheit, zum innigsten Danke verpflichtet. Wenn im letzten deutsch-französischen Kriege der königliche Enkel des großen Königs trotz aller Erinnerungen an das Jahr 1866 und trotz aller französischen Lockungen sich sofort für die Teilnahme Bayerns an dem heiligen nationalen Kampfe gegen französische Fehdelust und Raubgier entschied und damit die Losung für den ganzen deutschen Süden gab, wenn Bayerns Volk mit den übrigen deutschen Stämmen in freudiger Begeisterung Gut und Blut für die Verteidigung der höchsten nationalen Güter einsetzte, wenn derselbe königliche Enkel großherzig und in feurigster Vaterlandsliebe einen Teil seiner Souveränetätsrechte auf dem Altar der deutschen Einheit opferte, und den sehnsüchtigsten Wunsch der besten und edelsten Patrioten erfüllte, indem er der geeinten Nation wiederum einen Kaiser gab, so war es der deutsche Genius jenes großen Bayernkönigs, der seinen königlichen Enkel und sein Volk umwehte, so war dies alles eine Folge der deutschen Erziehung, die König Ludwig I. seinen Nach-

folgern auf dem Throne und seinem Volke gegeben. „Deutsch soll Max werden," so schreibt er in die Instruktion für den Lehrer seines Thronfolgers, „ein Bayer, aber deutsch vorzüglich, nie Bayer zum Nachteil der Deutschen. Abneigung flößen Sie meinem Sohn gegen Frankreich, Deutschlands Erbfeind, und gegen das französische Wesen (unser Verderben) ein!" Und wie er sein bayerisches Volk historisch erzogen wissen will, das zeigt er in folgenden Worten: „Bedürfnis ist es, daß die bayerische Geschichte in Liebe und Treue für Fürst und Vaterland, durchdrungen von Frömmigkeit (katholisch ist nicht synonym mit jesuitisch) geschrieben werde, welche Gefühle die Altbayern stets rühmlich ausgezeichnet haben und noch auszeichnen. Daß über dem Bayer jedoch der Deutsche nicht vergessen werde, darzuthun, daß wir zu diesem Gesamtvolke gehören, nur stark durch festes Zusammenhalten sind, dieses ist erforderlich." Und wie diese Erziehungsmaximen des großen Königs, so beweisen auch seine zahlreichen Gedichte, seine Schilderung der Walhallagenossen, seine nationalen Ehrendenkmäler, seine Pflege der Kunst und Wissenschaft in durchaus deutschem Geiste und deutscher Richtung, ebenso alle seine Regententhaten, kurz sein ganzes Leben, Dichten und Trachten, daß er ein kerndeutscher Fürst, ein wahrer und edler Patriot gewesen, dessen ganzes Leben und Sein von dem einen Gedanken beherrscht wurde, sein Deutschland einig, groß und mächtig zu sehen. Daß es ihm doch noch vergönnt gewesen wäre, die ruhmreichen Jahre 1870/71 zu erleben! Wie würde dieses treue deutsche Herz aufgejauchzt haben in unendlichem Jubel, als seine tapferen Bayern, Schulter an Schulter mit den übrigen deutschen Stämmen, Sieg auf Sieg über den deutschen Erbfeind errangen, und wenn, als sie ruhmgekrönt durch das von ihm erbaute, dem bayerischen Heere gewidmete Siegesthor einzogen, sie ihm die Erfüllung seines Herzenswunsches hätten verkünden können, daß Straßburg, seine Vaterstadt, wieder deutsch geworden, deutsch geworden durch des geeinten Deutschlands blutigen Kampf und glorreichen Sieg! Den letzten Pfennig seines Privatvermögens, den letzten Stein seiner Marmorbrüche, das Erz der letzten erbeuteten französischen Kanone hätte er daran gesetzt, um diesen deutschen Siegen ohne gleichen, um dem einigen glorreich wiedererstandenen Reich, um seiner in unvergänglichem Ruhmesglanz und in nie dagewesener Machtfülle strahlenden deutschen Nation eine Ruhmeshalle ohne gleichen zu errichten. Wenn im nächsten Jahre zur aufgeschobenen hundertjährigen Geburtstagsfeier König Ludwigs I. von Alp zu Alp die Freudenfeuer flammend sich erheben, wenn die monumentalen Kunstschöpfungen des großen Künstlerkönigs in einem Feuermeer erstrahlen, wenn das bayerische Volk zum Sarg des großen Königs wallt, um dort Kränze der innigsten Liebe, Verehrung und Dankbarkeit niederzulegen, wenn die Marmorbüste des unvergeßlichen Königs als die des verdientesten Bayern und seine Marmorstatue als die des besten und edelsten Walhallagenossen feierlich in der Ruhmeshalle und in der Walhalla ihren Einzug halten, dann wird auch das deutsche Volk den Manen seines großen Sohnes und opferwilligen Patrioten seine Huldigung nicht versagen.





Welke Blätter.

Stimmungsbild

von

Alexander L. Kielland.

an kann müde werden, ein einzelnes Bild zu betrachten; aber man muß es werden, wenn man viele betrachtet. Daher sind die Augenlider so schwer in den großen Galerien und die Sitzplätze so dicht besetzt wie ein Omnibus am Sonntag.

Glücklich der, welcher Selbstüberwindung genug hat, aus der großen Mannigfaltigkeit sich eine kleine Anzahl Bilder herauszusuchen, zu welchen er jeden Tag zurückkehren kann.

Auf diese Weise kann man — ohne Wissen der Wächter — sich eine kleine Privatgalerie aneignen, welche man ganz für sich selbst besitzt, verteilt in den großen Sälen. Alles, was nicht zu dieser privaten Sammlung gehört, sinkt hinunter zu Leinwand und Vergoldung — einer Dekoration, der man auf seinem Wege begegnet, die aber das Auge nicht ermüdet.

Ein oder das andere Mal geschieht es, daß man ein Bild entdeckt, das man bis jetzt übersehen, aber welches nun nach gründlicher Prüfung in die Auswahl aufgenommen wird. Die Sammlung vermehrt sich auf diese Weise gleichmäßig, und es wäre sogar denkbar, daß man eine ganze Gemäldesammlung zu dieser Art Privateigentum machen könnte, wenn man systematisch diese Methode durchführte. Doch im allgemeinen hat man nicht Zeit. Es gilt, in einer Fahrt sich zu orientieren; man setzt ein Kreuz in dem Katalog bei den Gemälden, die man sich vornimmt zu annektieren, wie der Förster sich seine Bäume zeichnet, indem er durch den Wald geht.

Diese Privatkollektionen bleiben selbstverständlich sehr verschiedener Art. Manchmal sucht man vergebens nach den großen anerkannten Meisterwerken, während man ein kleines übersehenes Bild auf dem Ehrenplatze findet; und um das wunderliche Arrangement vieler dieser kleinen Sammlungen zu verstehen, thut man am besten, sich von dem führen zu lassen, welcher die Auswahl getroffen. Hier ist nun ein Bild aus einer Privatgalerie.

Es hing in einer Ecke des Saales *** 1878 ein Bild von dem englischen Maler Mr. Everthon Sainsbury. Es erregte gar keine Aufmerksamkeit. Es war weder groß noch klein genug, um die banale Neugierde zu fesseln; auch war keine Spur von moderner Extravaganz, weder in Manieren noch Farben.

Indem man vorüberging, betrachtete man es mit einem wohlwollenden Blicke; denn es machte einen harmonischen Eindruck, und das Sujet war allgemein und leicht faßlich.

Es waren zwei Brautleute, welche etwas uneinig geworden. Das Publikum lächelte, indem es mit stillem Sinn an diese zarten, kleinen Zwistigkeiten dachte, welche so heftig und so kurz sind, welche aus den unglaublichsten und verschiedensten

Ursachen entstehen, aber welche fast immer mit einem Kuß endigen.

Und doch erwarb sich dieses Bild nach und nach eine eigene Geltung; man konnte beobachten, daß es in mehreren Privatsammlungen aufgenommen war.

Wenn man nach der bekannten Ecke steuerte, fand man oft den Platz von einer einzelnen Person besetzt, welche in Betrachtung versunken war. Es konnten Menschen der verschiedensten Art sein; aber alle bekamen sie einen eigenen, gleichen Gesichtsausdruck vor diesem Gemälde, als wenn es einen wechselnden, goldartigen Wiederschein ausstrahlte.

Trat man dann näher, entfernte sich gern der Beschauer; es war, als ob nur einer zur Zeit dieses Kunstwerk genießen könnte, als ob man am liebsten allein davor stehe.

In einer Ecke des Gartens, nahe der hohen Mauer, stand ein offenes Lusthaus. Es war ganz einfach gebaut von grünen Stäben, welche einen großen Bogen mit einer Hinterwand bildeten. Das ganze Lusthaus wird bedeckt von wildem Wein, welcher rechts sich über das bebaute Dach schlingt und links in dünnen, langen Zweigen herunterhängt.

Es ist Spätherbst; das Lusthaus hat schon sein dichtes Laubdach verloren. Nur die äußersten, feinen Stengel des wilden Weines besitzen noch ihre Blätter. Und ehe sie fallen, schenkt der Sommer ihnen scheidend alle Farben, die er besitzt; und als leichte Guirlanden von gelben und roten Blumen hängen sie noch eine Spanne Zeit und schmücken den Garten mit des Herbstes düsterer Pracht.

Rings auf der Erde liegen die gesunkenen Blätter, und mitten vor dem Lusthause hat der Wind mit großem Fleiße die schönsten von ihnen zusammengewirbelt zu einem runden, zierlich kleinen Grabhügel.

Die Bäume sind schon entlaubt, und auf einem nackten Zweig sitzt der kleine Gartensänger mit der braunen Brust — wie ein welkes Blatt, das hängen geblieben ist — und wiederholt unermüdlich ein kleines Überbleibsel seines Frühjahrsgesanges, dessen er sich erinnert.

Der einzig freudige Anblick in dem ganzen Bilde ist der Epheu. Denn der Epheu ist wie die Sorge, er hält sich frisch sowohl Sommer wie Winter.

Er kommt anschmiegend mit den weichen Fühlhörnern, welche sich in die kleinsten Spalten legen, er drängt sich durch die kleinsten Öffnungen; und erst wenn er groß und stark gewachsen, merken wir, daß er sich nicht mehr ausreißen läßt und unerbittlich fortfährt, den ganzen Bau zu zerstören.

Aber der Epheu ist wie die wohlerzogene Sorge; er bedeckt seine Zerstörungen mit den glatten, schönen Blättern. Und die Menschen lächeln mit glatten Gesichtern, indem sie thun, als wüßten sie nicht, daß sie zwischen Ruinen wandeln, mit Epheu bedeckt.

In der Mitte des offenen Lusthauses sitzt ein junges Mädchen auf einem Strohstuhl; ihre Hände ruhen im Schoße. Sie sitzt mit gesenktem Haupte und einem wunderlichen Ausdruck in dem schönen Gesicht. Es ist nicht Kränkung oder Zorn, auch nicht gewöhnliches Schmollen, was aus diesen Zügen spricht; es ist eher eine ungeheure, bittere Enttäuschung. Sie sieht aus, als wenn sie im Begriff sei, etwas zu verlieren, ohne die Kraft zu besitzen, es festzuhalten — als ob etwas vor ihr verwelkte.

Er, welcher sich mit der einen Hand an ihren Stuhl lehnt, beginnt zu verstehen, daß die Situation ernster ist, wie er dachte. Er hat alle Mittel versucht, den zuerst so unbedeutenden Streit beizulegen und vergessen zu machen; er hat Vernunft geredet und Spaß versucht; er hat um Verzeihung gebeten, hat sich sogar erniedrigt, vielleicht mehr, wie er geglaubt hat; aber alles vergebens. Nichts scheint im stande zu sein, sie aus der leblosen Stimmung zu reißen, worin sie sich befindet. Daher beugt er sich nieder zu ihr mit einem Ausdruck der Besorgnis.

„Aber du weißt doch, daß wir im Grunde so viel voneinander halten.“

„Warum veruneinigen wir uns dann so leicht, und warum sind wir so bitterböse gegeneinander?“

„Aber, Liebe! Das Ganze war ja von vornherein so völlig unbedeutend.“

„Gerade darum! — Erinnerst du dich, was wir einander gesagt haben? wie wir bestrebt waren, die Worte zu finden, von denen wir wußten, sie schmerzten am meisten? O! zu denken, wir benutzen unsere Bekanntschaft dazu, um die zartesten Stellen ausfindig zu machen, wo die bösen Worte verletzen können! — Und das nennen wir Liebe.“

„Geliebte, nimm es nur nicht so feierlich,“ antwortete er, indem er einen leichteren Ton anschlug, „halten die Menschen auch viel voneinander, sind sie doch mitunter uneinig; das kann nun einmal nicht anders sein!“

„Doch, doch!“ rief sie, „es muß eine Liebe geben, wo Streit unmöglich ist; oder auch — oder auch ich habe mich geirrt: das Gefühl, welches wir Liebe nennen, ist nichts anderes als —“

„Zweifle nicht an der Liebe!“ unterbrach er sie eifrig, und er schilderte in warmen und wohlberedten Worten dies Gefühl, welches die Menschen veredelt, indem es sie lehrt, die gegenseitigen Schwächen zu ertragen; es schenkt uns die höchste Glückseligkeit, indem es trotz kleiner Zwistigkeiten uns zusammenkettet mit dem schönsten Bande.

Sie hatte ihm nur halb zugehört. Ihr Blick schweifte hin über den halbverwelkten Garten; sie atmete die schwere Luft des dahinsterbenden Pflanzenlebens — und sie dachte an den Frühling, an die Hoffnung und an diese allmächtige Liebe, welche wie eine Blume im Herbste endet.

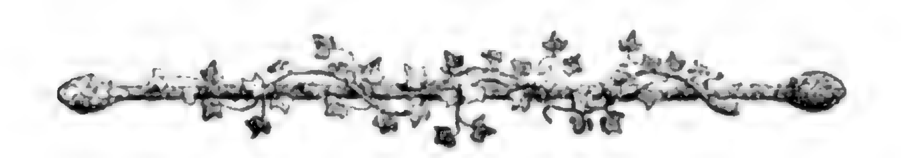
„Welke Blätter,“ sagte sie ruhig, und indem sie sich erhob, zerstreute sie mit dem Fuße alle die bunten Blätter, welche der Wind mit so vieler Mühe zusammengehäuft hatte.

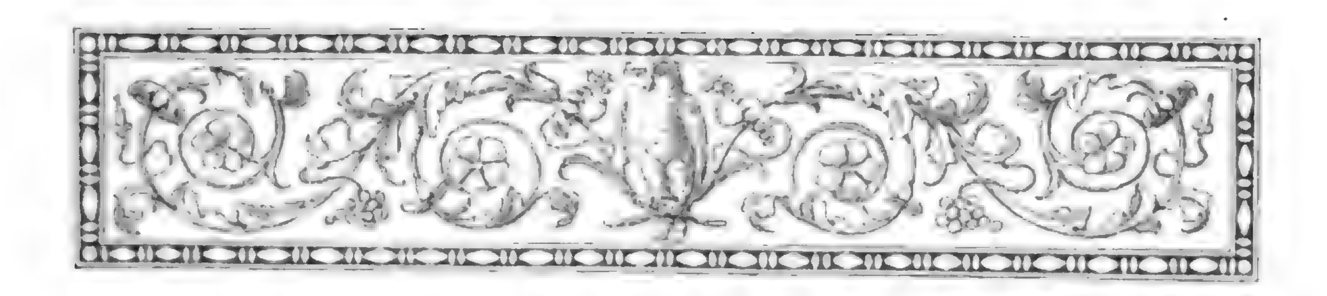
Sie ging die Allee hinauf, welche zum Hause führte; er folgte ihr auf dem Fuße. Er schwieg, denn er hatte keine Worte. Ein verworrenes Gefühl von Angst und Mattigkeit überfiel ihn; er fragte sich, ob er sie noch erreichen könne oder ob sie Hunderte von Meilen von ihm entfernt sei.

Sie ging gesenkten Hauptes und betrachtete die Blumenbeete. Da standen Astern wie zerrissene Papierblumen auf verwelktem Kartoffelkraut, die Georginen hingen mit den dummen unbedeutenden Köpfen auf den geknickten Stielen, und die Stockrosen hatten kleine unaufgebrochene Knospen in der Spitze und an den Stielen große, nasse, verfaulte Blumen.

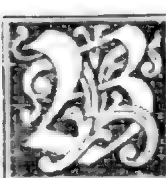
Und Täuschung und Bitterkeit schnitt sich tief in ihr junges Herz. Während die Blumen dahinstarben, reifte für sie des Lebens Winter.

So verschwanden sie in der Allee. Aber der leere Stuhl stand in dem halbwelken Lusthause, und der Wind ordnete wieder emsig die Blätter für seinen kleinen Grabhügel. Und im Laufe der Zeit kommen wir alle — jeder nach seinem Gange —, um uns auf den leeren Stuhl in der Ecke des Gartens zu setzen und auf einen kleinen Grabhügel von welken Blättern zu blicken.





Litterarische Notizen.



Beaumarchais. Eine Biographie von Anton Bettelheim. (Frankfurt a. M., Litt. Anstalt, Rütten u. Loening.) — Obwohl der Schöpfer des Figaro in einem seiner Memoires den Vorwurf zu Goethes „Clavigo", in seiner folle journée den Stoff zu Mozarts schönstem „musikalischen Lustspiel" geliefert hat, besaß doch die deutsche Litteratur bislang noch keine Darstellung seines Lebens; und in der That hatte es trotz der zahlreichen und zum Teil vortrefflichen französischen Vorarbeiten seine großen Schwierigkeiten, diesem „tollen Christen", wie ihn Goethe gelegentlich nennt, nach allen Seiten hin gerecht zu werden: seine Thätigkeit erstreckt sich auf so viele Gebiete, die sonst nichts miteinander gemein haben, ist so eng verflochten mit der intimen Geschichte seines Vaterlandes und greift dabei nach allen Weltgegenden so weit über dasselbe hinaus, schillert endlich je nach der Beleuchtung in so mannigfaltigen Farben, daß sein Biograph eine erdrückende Masse des heterogensten Materials zu verarbeiten findet, worunter nur allzuleicht die Einheit und Glaublichkeit der Charakteristik verloren geht. A. Bettelheim ist es unserer Überzeugung nach gelungen, jene Schwierigkeiten zu überwinden und diese Gefahr zu vermeiden. Sein „Beaumarchais" ist eine vortreffliche Leistung: aufs beste fundamentiert, ist dieses litterarische Denkmal zugleich mit einer Sicherheit und Feinheit geformt, daß es zwar, von jeder Seite betrachtet, ein neues und überraschendes Profil bietet, aber doch plastisch vollkommen einheitlich wirkt. Diesen Eindruck hebt der glückliche Ton der Darstellung, der bei aller Ernsthaftigkeit der Arbeit nicht selten an die Sprache des großen Stilisten erinnert, dem sie gewidmet ist. So wird dies Lebensbild eines der genialsten Schelme der Weltgeschichte, der bald Anwalt der Wahrheit, bald Vater der Lüge, Dichter und Spekulant, Volkstribun und geheimer Agent des Königs an sich mindestens ebensoviel Abstoßendes wie Anziehendes für den Beschauer hat, nicht nur zu einer überaus fesselnden, sondern auch zu einer erfreulichen Lektüre, weil es selbst ein Kunstwerk geworden ist. Den stattlichen auch sonst glänzend ausgestatteten Band schmückt ein Porträt Beaumarchais' nach Hopwood.

Heinrich Heine. Sein Lebensgang und seine Schriften. Von Robert Prölß. (Stuttgart, Riegersche Verlagshandlung.) — Eine Heine-Biographie dürfte nach der rühmlichst bekannten von A. Strodtmann vielen überflüssig erscheinen; es sind jedoch inzwischen so viele neue „Quellen" über diese in ihrer Art einzige, scheinbar widerspruchsvolle Dichternatur erschlossen worden, daß es sich für Prölß schon lohnte, uns den Lebensgang des Dichters und den Geist seiner Werke von neuem vorzuführen. Und wir glauben, daß allen diese neue Biographie willkommen sein wird. Strodtmann gegenüber hat Prölß den Vorteil, offen, ohne Rücksicht auf Persönlichkeiten, reden zu dürfen. So erhalten wir von ihm zuerst eine „authentische" Darstellung von Heines Verhältnis zu Börne und Gutzkow. Das Betragen des Dichters rückt in wesentlich mildere Beleuchtung. Der mitgeteilte Brief des zur Zeit viel jüngeren „Litteraten" Gutzkow an den auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Dichter muß auf jeden unbefangenen Leser unsympathisch wirken; denn durch die zur Schau getragene schulmeisterlich deklamierte „sittliche Entrüstung" blickt ein gut Teil Heuchelei und — Neid! Auch Mathilde, Heines „arme, legitime Ehefrau", erfährt eine gerechte Würdigung. Gewiß, sie war „ungebildet", aber gut und treu und für Naturen wie Heine gerade geschaffen: an ihrer Seite hat er glücklich gelebt, das bleibt das wichtigste, das soll man nicht vergessen. Ebenso widerlegt Prölß Strodtmanns Vorwurf, daß die Verwandtschaft Heines gewissermaßen seine Rückendarre verschuldet habe. Die Symptome dieser Krankheit zeigen sich viele Jahre vor dem „unköniglichen" Benehmen des Hamburger Onkels und Millionärs. Überhaupt ist Prölß bemüht, uns Heine nicht

als den in Sonnenhöhen thronenden, jeden Tag einen neuen „Marsyas schindenden" Apollon darzustellen, sondern als einen mit vielen, vielen Schwächen behafteten Menschen, der aber immerhin ein Dichter war, ein Lyriker ersten Ranges. Prölß' Arbeit, eine durchaus selbständige, achtungswerte Leistung, verdient die Aufmerksamkeit aller gebildeten Leser.

Von **Friedrich Oetkers Lebenserinnerungen** ist der dritte Band erschienen, aus dem Nachlasse herausgegeben von einem gleichnamigen Neffen des hessischen Politikers, Professor der Rechte zu Bonn. (Kassel u. Berlin, Th. Fischer.) Der starke Band — mit den Beilagen und dem Vorwort des Herausgebers gegen 700 Seiten — umfaßt die Jahre 1856 bis 1867, also namentlich den zweiten Verfassungskampf in Hessen und die Annexion. Bei der hervorragenden Stellung Oetkers in jenem Kampfe gehört seine Darstellung desselben zu den wichtigsten Quellen für die Geschichte jener kleinen Zeit, mit dem Eintritte der großen Ereignisse von 1866 verliert seine Persönlichkeit ihre frühere Bedeutung und weder der Abdruck von Dokumenten, wie die „Bemerkungen zur Erklärung von zwölf kurhessischen Ständemitgliedern", noch die Berichte über Ministerunterredungen können über diesen Eindruck hinweghelfen. Da überdies, wie der Herausgeber mitteilt, Oetkers Aufzeichnungen über die Jahre 1862 bis 1867 nur lückenhaft waren, so würde hier eine knappere Darstellung vielleicht aus mehr als einem Grunde zweckmäßig gewesen sein. Auch die erste Hälfte leidet zuweilen an dem Fehler der Breite und Überladung mit Material, das für ein Memoirenwerk lediglich Ballast ist. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn S. 46 bis 55 eine anderwärts bereits gedruckte Schilderung der belgischen Dünen — so ansprechend sie an sich ist — eingeschaltet wird, nur „um zu zeigen, wie ich derartige Gegenstände behandelte". Hoffentlich wird der Herausgeber bei aller achtungswerten Pietät für den verewigten Oheim in dem abschließenden vierten Bande, für welchen ohnehin „nur einzelnes und auch das häufig nur in skizzenhafter Form fixiert" vorliegt, nach dieser Seite Maß zu halten wissen.

Erinnerungen an Dr. J. V. v. Scheffel. Erlebtes und Erfahrenes von G. Zernin. (Darmstadt, E. Zernin.) — Der Verfasser, der mit dem Dichter seit August 1878 näher bekannt wurde, giebt uns ein klar und anschaulich gezeichnetes Bild aus den letzten Lebensjahren Scheffels. Kleinere, weniger bekannte, nicht in die Werke aufgenommene Gedichte, sowie einige Briefe gereichen diesen Aufzeichnungen zu besonderer Zierde. Liebenswürdig, voll schalkhaften Humors wie seine Muse, zeigt sich auch der Dichter des „Ekkehard" im persönlichen Verkehre. Wer einsichtig zwischen den Zeilen zu lesen versteht, nimmt freilich die betrübsame Erkenntnis mit, aus welchem Grunde Scheffels Leier allzu früh verstummte. Für eine zukünftige, objektive Scheffel-Biographie, welche dem Dichter sicherlich denselben Vorwurf machen wird, den P. Lindau gegen Musset erhob, findet sich in Zernins Aufzeichnungen viel, meist noch unbekanntes „Material".

Hundert Jahre einer Freiburger Professorenfamilie. Biographische Aufzeichnungen von Dr. Alex. Ecker. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.) Das Büchlein enthält außer kürzeren, zum Teil recht interessanten Mitteilungen über die Freiburger Chirurgen Matth. v. Mederer und Alex. Ecker Vater eine Autobiographie. Leider können wir in derselben bei aller Achtung vor der ehrwürdigen Persönlichkeit des Verfassers eine sonderliche Bereicherung der deutschen Memoirenlitteratur nicht erkennen. Die Darstellung ermüdet, nicht sowohl durch Breite als durch Dürftigkeit. Immerhin wird die Schrift solchen, welche eben jener Persönlichkeit oder der Freiburger Universitätsgeschichte ein lebhafteres Interesse entgegenbringen, willkommen sein.

* * *

Nach mehrjähriger Unterbrechung erscheint soeben die zweite Lieferung (S. 321 bis 456) des großartig angelegten Werkes von L. Lindenschmitt: **Handbuch der deutschen Altertumskunde.** (Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn.) Der gelehrte Verfasser, wohl die erste Autorität auf diesem Gebiete, behandelt darin weiter die männlichen und weiblichen Trachten der Merovingerzeit auf Grund der litterarischen und plastischen Denkmäler, namentlich aber mit umfassendster Verwertung der Gräberfunde. Er begnügt sich dabei nicht, wie der Nebentitel es verheißt, mit einer Übersicht dieser ebenso massenhaften als mannigfaltigen Reliquien: vielmehr ist er mit Erfolg bemüht, durch Heranziehung auch solcher Lebenszüge, welche in den Fundstücken nur indirekt vertreten sind, sein Werk zu einem möglichst vollständigen Bilde der äußeren Kultur der Merovingerzeit zu gestalten. Zu einem dieser Exkurse, der interessanten Erörterung über die Heimat der Falkenjagd, welche Lindenschmitt an die Darstellungen krummschnäbeliger Vögel auf Gewandnadeln knüpft, sei es mir gestattet, eine nicht unwesentliche Thatsache nachzutragen. Unser Verfasser bekämpft die Ansichten Clementis und Hehns, welche die Falkenjagd schon den Römern, beziehungsweise den Kelten vindizieren, und vertritt seinerseits ihren germanischen Ursprung unter Hinweis darauf, daß ihre erste bestimmte Erwähnung im Abendlande sich erst in der lex Salica, dem ältesten deutschen Volksrechte,

finde. Es ist ihm dabei, wie meines Wissens allen, die über diesen Gegenstand geschrieben haben, ein früheres Zeugnis entgangen: Paulinus von Pella (vergl. Ebert, Geschichte der christlich-lateinischen Litteratur, S. 388 ff.) erzählt in seiner Autobiographie, dem Eucharisticos Deo V. 143 ff., das Ziel seiner jugendlichen Wünsche sei einst gewesen, ein schönes Pferd mit prächtigem Zaumzeug, einen schlanken Reitknecht, einen schnellen Hund und einen schmucken Falken (speciosus accipiter) zu besitzen. Die Abfassung dieses Gedichts fällt nun zwar auch erst in das Jahr 456, also wenig früher als die vermutliche Aufzeichnung der lex Salica: allein jene Äußerung bezieht sich auf die Jugendzeit des damals achtzigjährigen Verfassers, mithin auf das letzte Dezennium des vierten Jahrhunderts. Nun verlebte Paulinus diese seine Jugendzeit in Burdigala, dem heutigen Bordeaux, das, wie ganz Aquitanien, damals von germanischen Einflüssen noch völlig frei war und eine reine, wenn auch romanisierte Keltenbevölkerung besaß (vergl. die gleichzeitigen Grabinschriften in Jouannets Inscriptions funéraires de Bordeaux). Nimmt man hinzu, daß die lateinische Bezeichnung, welche die lex Salica für den Jagdfalken verwendet, acceptor, die entstellte Form des von Paulinus gebrauchten accipiter ist, und ferner, daß die Kürze, in der letzterer der Sache Erwähnung thut, zur Genüge erkennen läßt, es handelt sich um etwas Allbekanntes, so bleibt wohl kaum ein Zweifel daran, daß die Falkenjagd in Gallien schon geraume Zeit vor der germanischen Invasion im Schwange war. Freilich würde es voreilig sein, wollte man hieraus auf rein keltischen Ursprung und spätere Annahme durch die Germanen schließen, aber es wird erlaubt sein, den Falken als gemeinsames keltisch-germanisches Eigentum anzusehen. — Die vorliegende Lieferung ist wie die erste mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf separaten Tafeln (vierundzwanzig an der Zahl) geschmückt, welche eine Anschauung von dem überraschenden Formenreichtum gewähren, der namentlich an Schmucksachen zu Tage tritt. Möchte es dem hochverdienten Forscher vergönnt sein, das treffliche Werk, welches unsere Kenntnisse von der frühmittelalterlichen Kultur unserer Nation in hervorragender Weise bereichert und zugleich vorläufig abschließend kodifiziert, in dem ursprünglich geplanten Umfange zu vollenden.

Die Inschrift von Killeen Cormac und der Ursprung der Sprache. Von Dr. Ernst Rethwisch. (Norden, Heinr. Fischer Nachf.) Ein ganz wunderliches Schriftchen, das man geneigt wäre für eine gelungene Mystifikation anzusehn, träte nicht hier und da die ernste Absicht des Verfassers unverkennbar zu Tage. Zuerst entrătselt er mit Hilfe der „Archäologie" und der Lautphysiologie die aus Strichen und Punkten bestehenden Schriftzeichen des altirischen Denksteins, deutet dann die seltsam gemischten Worte sum nathowam Eiwahannow als „ich bin der Nationalheld Eiwahannow", findet in diesem Namen das Walter Scottsche Ivanhoe wieder, beweist die Identität der indogermanischen Ursprache mit dem Keltischen und schließt mit dem Entwurfe einer Weltschrift auf Grund jener druidischen Striche und Punkte — alles das und noch viel mehr auf zweiunddreißig splendid gedruckten Kleinoktavseiten! Wie uns eine buchhändlerische Anzeige auf dem Umschlage belehrt, hat derselbe Verfasser auch bereits den „Irrtum der Schwerkrafthypothese" nachgewiesen.

* *
*

Aus der historischen Broschürenlitteratur heben wir zunächst die Schrift von J. S. Scott hervor: **Frankreich und Tonkin.** Eine Beschreibung des Feldzuges von 1884 und der Besetzung Hinterindiens nebst Schilderungen von Land und Leuten. (Ilfeld a. H., Chr. Fulda.) Wer eine Anschauung von den verworrenen und wenig bekannten Verhältnissen Indochinas gewinnen will, dem sei dies mit einer guten Karte ausgestattete Büchlein angelegentlich empfohlen; nebenher wird er an der Übersetzung W. Rudows seine Freude haben, der sich, was bei solchen kleinen Beiträgen zur Zeitgeschichte doppelt selten und doppelt anerkennenswert ist, erfolgreich bemüht hat, deutsch zu schreiben. — Ein Gedenkblatt ist der Vortrag des Stadtschulrats Dr. Cosack: **Vor fünfzehn Jahren aus französischer Quelle und eigener Erinnerung.** (Danzig, A. W. Kasemann.) Der Verfasser giebt in frischer, ansprechender Form eine eingehende Kritik des Buches: Gaulois et Germains vom General Ambert, wobei namentlich der tapfere Verteidiger Belforts, Denfert-Rocherau, gegen ungerechtfertigte Vorwürfe in Schutz genommen wird. Daran schließt sich eine Würdigung der Kämpfe bei Belfort und an der Lisaine, welche der Verfasser mit durchgefochten hat; ihre Bedeutung für den Schutz Süddeutschlands und den Untergang der Bourbakischen Armee wird gegenüber der Darstellung v. d. Wengens in der traditionellen Weise festgehalten.

* *
*

Neelmeyer-Vukassowitschs **Bibliothek für moderne Völkerkunde** (Leipzig, F. Duncker) ist in raschem Fortschreiten begriffen. Uns liegen wiederum sechsundzwanzig Lieferungen — sämtlich im Jahre 1885 erschienen — vor, von denen die ersten sechzehn Österreich-Ungarn vollständig enthalten, während in den

folgenden die Schilderung Großbritanniens und Irlands begonnen wird. Beide Länder sind, wie im ersten Bande die Vereinigten Staaten, vom Herausgeber selbst „nach eigenen Beobachtungen geschildert“; doch können wir diesen Heften das Lob, welches jenem ersten Bande zukam, nicht mehr in dem Maße spenden. Vor allem ist der Begriff der „Völkerkunde“ hier völlig in den Hintergrund gedrängt durch die Industrie-, Handels- und Verkehrsstatistik. Was nach jener Seite hin geboten wird, erinnert in seiner wirren Planlosigkeit, in der Neigung, Kuriositäten zu charakteristischen Zügen zu stempeln, eher an das Zeitalter von Ehrmanns allgemeiner Länder- und Völkerkunde als an das der Peschel und Ratzel; namentlich muß die Art, wie bei der Schilderung der Bevölkerung Großbritanniens auch das ganze Völkermosaik der englischen Besitzungen in sämtlichen Erdteilen mit erledigt wird, schon insofern als unwissenschaftlich und unzweckmäßig bezeichnet werden, als dadurch der natürliche Zusammenhang aufgehoben und der Zufall — denn etwas anderes ist im Grunde die politische Zugehörigkeit nicht — als Einteilungsprincip angenommen wird. Der Wert jener social-ökonomischen Mitteilungen, die wir im einzelnen nicht nachzuprüfen vermögen, soll damit an sich nicht herabgesetzt werden, nur können wir darin unmöglich das Wesentliche einer Völkerkunde, auch wenn sie sich eine „moderne“ nennt, erblicken. Auch die sprachliche Form der Darstellung läßt manches zu wünschen übrig. Schließlich möchten wir noch für eine andere Form der Drucklegung eintreten: die massenhafte Verwendung von gesperrtem Druck zur Hervorhebung ganzer Sätze, auch solcher, die relativ unwichtig sind, zwingt dazu, einzelne Wörter, namentlich Eigennamen, welche besonders ins Auge fallen sollen, durch Anführungshäkchen auszuzeichnen, und dadurch erhält — ganz abgesehen davon, daß letztere häufig eine falsche Auffassung nahelegen — der ganze Text etwas Unruhiges und Zerrissenes, das man zumal in wissenschaftlichen Druckwerken sonst zu vermeiden pflegt.

* *
*

Ein in der ursprünglichen Anlage ganz vortreffliches Unternehmen ist die bei Bruno Lemme in Leipzig erscheinende Reihenfolge kunsthistorischer Schilderungen, welche unter dem Gesamttitel **Klassiker-Bibliothek der bildenden Künste** von verschiedenen Gelehrten dieses Faches herausgegeben wird. Es ist darauf abgesehen, die hervorragenden Epochen in der Entwickelung der bildenden Künste dem Leser zur Anschauung zu bringen, wobei das biographische Element besonders gepflegt wird. Einzelne große Erscheinungen, wie Raphael Santi, sind mit eingehender Liebe behandelt und zum Gegenstande einer besonderen Abteilung gemacht worden. Es ist zu bedauern, daß die Verlagshandlung ein so wertvolles Unternehmen auf das große Publikum berechnet und den Preis desselben so gering gestellt hat, daß die Ausführung unmöglich in allen Teilen der schönen Grundidee entsprechen kann; die Ausstattung der einzelnen Bände, namentlich die photographischen Illustrationen, sind nicht völlig der Sache würdig, und es ist dies um so mehr zu beklagen, als hier wirklich etwas geboten werden konnte, das jedem Kunstfreunde dauernden Genuß gewährt hätte. Die Illustrationen sind zum großen Teil nach den Originalen oder nach Handzeichnungen der Meister beschafft, aber sie werden durch die Umrandung und das geringe Papier in der Wirkung leider beeinträchtigt. An den jetzt vorliegenden Bänden hat sich in hervorragender Weise der auch unseren Lesern näher bekannte Kunstforscher J. E. Wessely beteiligt; die Baukunst des Mittelalters ist von Cornelius Gurlitt begonnen und von Hermann Schmidt zu Ende geführt. Es ist nur zu wünschen, daß die Freunde des Kunststudiums sich durch die wenig geschmackvolle Ausstattung nicht abschrecken lassen, dem in der That sehr verdienstvollen Unternehmen ihre Teilnahme zuzuwenden.

* *
*

Wenn es ein Band schwerwiegender Gedichte wie R. Hamerlings **Sinnen und Minnen** (Hamburg, J. F. Richter) zu sieben großen Auflagen bringt, so dürfte damit auch die beliebte Behauptung widerlegt sein, daß unserer Zeit der Sinn für sogenannte „höhere“ Lyrik mangele. Der Name thut es sicherlich nicht; sehen wir doch, daß Heyse und Keller, als Erzähler hoch gefeiert, doch nicht den gleichen Erfolg mit ihren Gedichten aufzuweisen haben, den freilich auch sie verdienten. Was die Dichtungen Hamerlings so fesselnd, so verführerisch macht, ist, könnte man sagen, jener frische Hauch voll herben, jugendlichen Reizes, der uns selbst aus dem kleinsten Gedichte entgegenatmet. Dazu kommt, daß der Poet etwas zu „beichten“ und zwar in seiner Weise zu beichten hat. Neben dem schlicht sangbaren Liede wie: „Laß die Rose schlummern“, „Einst träumt ich im Waldgrün“ u. s. w., neben den geistvollen, formschönen Sonetten sind es die Oden und besonders die Hymnen, aus denen ein eigenartiges Empfinden spricht, durchdrungen von einer Fülle großartiger, oft überraschender Gedanken: „Lenznacht im Süden“, „Vor einer Genziane“, „Die Vögel“, „Der Bergstrom“, „Das geblendete Vöglein“ und andere dieser Art sind genial zu nennende, „rauschende Gedankensymphonien“, wie sie eben

nur die Hamerlingsche Muse zu ersinnen vermag. Unter dem Bann dieser herzfrischen Klänge, welche den Sänger des „Ahasver" und der „Aspasia" kaum ahnen lassen, fühlt sich der Leser in jene Zeiten versetzt, wo, vom „Fernhintreffer" Apollon geführt, Alexander die Welt durchzog bis zu den Lotosblumen des Indus, um damit die Formen hellenischer Anschauungsweise zu erweitern und für Aufnahme neuer, tieferer Ideen empfänglich zu machen. Dem glänzenden Inhalte entspricht bei der diesmaligen siebenten Auflage die wahrhaft verschwenderische Ausstattung des Buches.

Die Lieder des Anakreon. Frei übertragen von L. Weißel. (Leipzig, B. Elischer.) — Von dem zu früh Verstorbenen erscheint als Nachlaßgabe eine Übersetzung jener althellenischen Trink- und Liebeslieder, die wegen ihrer geistvollen Anmut und ungekünstelten Frische seit Jahrhunderten als die „Lieder des Anakreon" bewundert, nachgeahmt und übersetzt worden sind. Ob es recht gethan war, diesen leichtgesinnt, auch wohl ein wenig leichtsinnig hintänzelnden Weisen die „klingende Schelle" des Reimes anzuhängen, bleibe dahingestellt. Jedenfalls zeugt die vorliegende Nachbildung, die sich wie ein Original liest, von dem Fleiße und der Kunst des Übersetzers.

* * *

Nebelland und Themsestrand. Studien und Schilderungen aus der Heimat John Bulls von L. Katscher. (Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshdlg.) — Schon durch frühere Werke hat sich Katscher als Kenner englischen Lebens und geistvoller Schilderer englischer Sitten und Einrichtungen bewährt. Mit diesem neuen Werke dürfte er den gleichen Erfolg haben. Diese „gesammelten Studien" sind äußerst anschaulich geschrieben und ermüden niemals. Weiß doch der Verfasser selbst Fragen wie die des unterseeischen Tunnels zwischen England und Frankreich so ansprechend populär zu behandeln, daß sie auch den außerhalb der „Fachkreise" Stehenden auf angenehme Weise belehren. Aus der umfangreichen Fülle des Gebotenen wollen wir hervorheben die ausführliche Studie über den „General" Booth und seine „Heilsarmee" (The Salvation Army). Nur mit dem einleitenden Satze des Verfassers: „Die Seligmacher-Armee ist die Trägerin der seltsamsten und größten Religionsbewegung des neunzehnten Jahrhunderts" — kann ein auf diesem Gebiete mehr Vertrauter nicht einverstanden sein. Auch diese Tollheit, deren Gebaren an die tanzenden Derwische gemahnt, wird ebenso rasch verschwinden wie andere Verrücktheiten oder Entweihungen ähnlicher Art. Jedenfalls ist Katschers Werk geeignet, so manche Irrtümer zu beseitigen, die wir noch immer über unsere englischen Vettern hegen. So giebt der Verfasser Beispiele von dem englischen praktischen Wohlthätigkeitssinn, den sich manche deutsche Vereine zum Muster nehmen könnten. Katscher selbst verbirgt seine eigenen Ansichten nicht; manchmal wird der Leser anderer und vielleicht besserer Meinung sein, aber nach Beendigung des Buches jedenfalls den Eindruck zurückbehalten, daß er nicht mit „feuilletonistischem Alltagsgeplauder" einige kostbare Stunden vergeudet hat.

Auf Grundlage einer bei Frauen staunenswert zu nennenden Fülle von Gelehrsamkeit veröffentlicht E. v. Hörschelmann soeben: **Kulturgeschichtlicher Cicerone für Italien-Reisende.** Erster Band: Das Zeitalter der Früh-Renaissance in Italien. (Berlin, Fr. Luckhardt.) Zwei etwas rhetorisch gehaltene, aber mit eingehender Sachkenntnis geschriebene Abhandlungen über das „Ausleben der antiken Welt" und das „Mittelalterliche Italien" eröffnen die kunsthistorischen Betrachtungen. Nachdem die Verfasserin die „altchristliche Kunst" entsprechend gewürdigt hat, beginnt das eigentliche Thema (Seite 72) mit der Abhandlung: „Aufschwung des italienischen Nationallebens im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert." Der erste Band, dem noch ein zweiter folgen soll, schließt mit einer glanzvollen Darstellung des florentinischen Kunstlebens im fünfzehnten Jahrhundert. Jenen „Italien-Reisenden", zumal vielen unserer Frauen, welche sich den Besuch des hesperischen Zauberlandes erlauben können, ohne sich darauf gleich einem gelehrten Kunstprofessor „vorbereiten" zu wollen, wird dieses Buch ein passender Ersatz sein für die „schweren" und umfangreichen Werke von Gregorovius, Burckhardt, Grimm und anderen. Verdient die Verfasserin Dank für die „Ausfüllung einer unbestreitbaren Lücke der in dieses Fach schlagenden Litteratur", wie sie sagt, so soll doch auch — als einziger Tadel! — zum Schlusse nicht verschwiegen werden, daß E. v. Hörschelmann der Pflege ihrer geliebten Muttersprache noch größere Aufmerksamkeit zu schenken hat. „Klassische Gegenstände" vertragen sehr gut eine klassische Formbehandlung; die Befürchtung, auf diese Weise langweilig zu werden, ist grundlos.

* * *

Unmusikalisch und anderes. Von A. Baron v. Roberts. (Dresden, H. Minden.) — Welcher von den acht Geschichten der Preis zu erteilen wäre, läßt sich schwer entscheiden. Bei den Lesern dürfte die zweite Geschichte den meisten Beifall finden: Ein junger Kadett bestiehlt seinen Bruder und schlägt „aus der Art". Bezeichnend für Roberts' Charakteristik ist es, daß er den älteren Offizier nicht das Wort „gestohlen" über die Lippen bringen läßt, sondern nur die oft wiederholte Vor-

silbe: „ge— ge—". Das ist „naturalistisch" und zugleich schön. Ähnliche Züge seiner Beobachtungsgabe finden sich noch manche. Nur die Art der Darstellung wird nicht jedem behagen: den sogenannten „geistreichen Feuilletonstil" wendet auch der Franzose nicht an, sobald er Geschichten erzählt. Trotz dieses kleinen Mangels, der ja vielen als ein Vorzug erscheint, schließt sich das neue Buch würdig den früheren Werken des Verfassers an.

Reisenovellen. Von Adalb. Meinhardt. (Berlin, Gebr. Paetel). — Unsere Leser haben wiederholt Gelegenheit gehabt, das liebenswürdige Talent von Adalbert Meinhardt kennen zu lernen, und werden ihm ohne Zweifel gern wieder begegnen. Es ruht ein Zug tiefsinnigen Ernstes, oft sogar ein melancholischer Hauch auf seinen Novellen, aber er liebt und achtet die guten Seiten der Menschennatur und versteht es, die gleiche Stimmung im Leser zu wecken. Reisenovellen hat er die vier Geschichten genannt, welche hier zu einem Bande vereint sind und bei denen Kärnten, die Pyrenäen, Holland und Oberitalien zum Schauplatz gewählt wurden. Es sind gehaltvolle Herzensgeschichten, welche sich von dem leicht, aber charakteristisch skizzierten Hintergrund wirksam abheben und dem scharfen Blicke des Verfassers für nationale Eigentümlichkeiten das beste Zeugnis geben.

* * *

Th. de Quinceys Buch **Bekenntnisse eines Opiumessers**, deutsch von L. Ottmann (Stuttgart, R. Lutz), welches seiner Zeit im englischen Heimatslande großes Aufsehen erregte und das vor mehr als zwanzig Jahren von Baudelaire schon frei ins Französische übersetzt wurde, erscheint hier in deutscher, fließend geschriebener Wiedergabe. Für die größeren und gesunden Volksschichten unverständlich, für die Halbgebildeten gefährlich, sind diese „Bekenntnisse" eines wahrheitsliebenden und hochachtbaren englischen Gelehrten doch für den Arzt, den Philosophen und den — Dichter von großem Werte.

* * *

Heitere Fahrten. Humoresken von A. Kohut. (Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.) — Freunden eines anspruchslosen Humors kann das lustige Büchlein des „vielumhergeworfenen" Verfassers aufs wärmste empfohlen werden; ein angenehmer Reisebegleiter ist es für die, welche auf einige Zeit dem „Treiben des Alltagslebens" entfliehen. Übrigens sind die Gaben, welche der Verfasser aus seinem eigenen Geiste beisteuert, wertvoller als einige „Capricen" aus dem Ungarischen; an Stelle letzterer dürften sich für eine zweite Auflage Anleihen aus dem Französischen und Englischen besser ausnehmen.

* * *

Konrad Ohlert hat mit seinem Buche **Rätsel und Gesellschaftsspiele der alten Griechen** (Berlin, Mayer u. Müller) einen nicht unwichtigen Beitrag zur Lösung einer bereits von Herder gestellten Aufgabe geliefert. Es füllt nicht nur eine Lücke in der Geschichte der Alten aus, sondern eröffnet uns auch, zumal es auch auf verwandte Erscheinungen bei anderen Völkern hinweist, interessante Einblicke in die Geschichte des menschlichen Geistes überhaupt. Der Verfasser hat keine Mühe gescheut, das weithin zerstreute und oft in den entlegensten Ecken sich bergende Material herbeizuschaffen; mit seinem gewissenhaften Fleiße vereinigt sich aber auch ein besonnenes, sich nicht mit dem bloßen Sammeln begnügendes Urteil; die Auswahl ist geschickt, die Erklärungen der Rätsel sind meist treffend und überzeugend, und so darf das Buch ebenso dem Interesse weiterer Kreise empfohlen werden, als es ihm an der Zustimmung der Fachgelehrten nicht fehlen wird.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Reines Herzens schuldig.

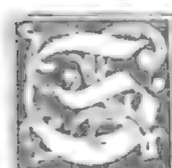
Roman

von

Helene Böhlau.

III.

Der Besuch bei Heuglins soll verhängnisvoll werden. — Das Entgegenkommen der schönen Kinder. — Onkel Hensler. — Schönheitsrausch. — Ein Dichter liest vor. — Ein Heuglinsches Kind weint. — Gute oder böse Mächte regen sich.

o kam es, daß man an einem wunderschönen Sommermorgen sich aufmachte, den besprochenen Plan auszuführen. Die Vorbereitungen, die wir treffen, ein angenehmes Ziel zu erreichen, sind immer belebend, das heißt, sie tragen ein gewisses Maß von Erwartung und Hoffnung in sich, und was man in Voraussicht von etwas Schönem, Zukünftigem thut, das ist uns wert und beglückend. Wie sehen uns die Straßen anders aus als sonst, wenn wir dem angenehmen Ziel entgegengehen, wie fällt uns alles Gute an der altgewohnten Umgebung auf, wie lieb, wie gütig erscheinen uns die Menschen, die uns zum Abschied noch ein freundliches Wort mit auf den Weg geben. Wir gehören in erwartungsvollen Augenblicken niemand an als unserem Glück und uns selbst; alle, die in solcher Stunde uns umgeben, sind mit uns unzusammenhängend und erscheinen nur als die, vor deren Augen sich die angenehme Begebenheit, die mit unserer Person in naher Verbindung steht, abspielt. Wie denn mit einem Wort gesagt ist, daß Hoffnung Leben ist.

Dorothea erschien das Vorhaben bedeutungsvoll. Während der Fahrt war sie schweigsam und hörte kaum auf das, was Stephan Rang mit dem Vater sprach. Sie saß Stephan gegenüber, blickte hin und wieder auf ihn hin mit einem Gefühl von Vertrauen und Zuversicht und empfand keine Unruhe, wenn sie sich vorstellte, in das fremde vornehme Haus zu treten, unter unbekannte Menschen. Sie sah ihren Freund als ihren Beschützer an, der für sie sorgen würde.

— — — — — — — — — — — — —

Auf der Fahrt erzählte Stephan von seinen Verwandten, der Familie Heuglin. Das war der Name jener durch Schön-

heit und reiches Leben ausgezeichneten Menschen, in deren Mitte er Dorothea führen wollte. Er sprach von dem Grafen, der ein geachteter Maler war, von dessen begünstigter Künstlerlaufbahn, erzählte von der Gräfin und sagte, indem er sich zu dem Bürgermeister wendete: „Die Gräfin ist eine prächtige Frau, auf mich hat sie von Kindheit an einen großen Eindruck gemacht. Sie ist das gütigste Wesen, das sich auf Erden denken läßt. Ich empfand von jeher, daß eine reine, ungetrübte, fürsorgende Liebe in ihr lebte, wie sie wohl selten zu Tage tritt, und ihr ganzes Leben war dazu angethan, ihre Natur zu entwickeln. Sie ist die Tochter eines Künstlers, hatte viele Geschwister und mag in dem Haus ihres Vaters eine freie, glückliche Kindheit verlebt haben. Sie von den munteren, lebensvollen Einrichtungen ihrer Heimat erzählen zu hören, ist eine Freude, von dem geselligen Leben im Freien, von dem fortwährenden Ausschauen von jung und alt nach Lebenslust, von der grenzenlosen Naivität, mit der man sich dem Wechsel von Mangel und Überfluß der Glücksgüter anzupassen wußte. Durch die Gräfin ist ein gut Teil dieses heiteren, sorglosen Geistes auf ihre eigene Familie übertragen worden. Mit fünfzehn Jahren hat sie sich verlobt, und mit noch nicht sechzehn war sie die Frau eines klugen, anspruchsvollen Mannes. Wenn man sich ihren Charakter vergegenwärtigt, so findet man heute noch in ihr die kindliche Frau, die sie mit sechzehn Jahren war. Ich sage, mir ist nie eine Frau vorgekommen mit solch einem Herzen, so zu allem Frohsinn geneigt wie sie. Dazu muß man sich vorstellen, daß sie sehr groß und stattlich ist. Nun, Sie werden ja sehen. Die Töchter und Söhne gefallen Ihnen gewiß auch."

Als die drei Reisenden in einem leichten offenen Wagen durch die Nachbarstadt fuhren, schlug Dorotheen vor Erwartung das Herz.

Man hielt außerhalb der Stadt vor einem Gartenthor.

Stephan führte seine Freunde in einen großen Garten, in dem mächtige Linden standen, die teils eine schöne Allee, welche auf das Haus zuführte, bildeten und teils herrlich entfaltet die Rasenplätze beschatteten.

Dieser Lindengarten hatte ein würdiges Ansehen. Die Bäume standen in voller Blüte, und man hörte das summende anhaltende Geräusch der schwärmenden Bienen. Der klare blaue Himmel leuchtete über den wie mit hellem Gold überstäubten Bäumen. Und so bot der Garten ein schönes Sommerbild dar. Man hatte Gras gemäht, und der kräftige Heugeruch verband sich mit dem Lindenduft. Über den großen Rasenplatz kamen sommerlich helle Gestalten.

„Da sind sie!" rief Stephan.

Die Ankommenden winkten unter Lachen und Rufen. Sie schienen schon längst gewartet zu haben. Es waren fünf junge Mädchen, blonde große herrliche Geschöpfe. Die beiden jüngsten standen zwischen dem dreizehnten und fünfzehnten Jahre und waren von der Frische und festen Kraft der Blumen, die eben aus der Knospenhülle blicken.

Selten sind wohl ankommende Gäste von solcher Fülle von Schönheit bewillkommnet und umringt worden wie unsere Freunde.

Für jeden, dem diese Erscheinungen unvermutet entgegentraten, waren sie ein erstaunlicher Anblick; dadurch, daß die fünf gleichmäßig mit derselben Schönheitsart begabt waren, wirkte diese so mächtig. Was waren das für Gestalten! welche Kraft, welche Anmut, wie sie da im Sonnenschein unter den Linden daherkamen in ihrem goldglänzenden Haar, in hellen, ungewöhnlich einfachen Kleidern.

Ein Knabe von acht Jahren war noch dazugesprungen, ein blondlockiger Bursche mit großen schlanken Gliedern.

„Da bist du ja, Stephan!" sagte die Älteste, reichte ihrem Vetter den frischen Mund zum Kuß und that dies mit der Harmlosigkeit eines Kindes.

Jedes der Mädchen und der Bruder

bewillkommneten ihn auf diese liebliche verwandtschaftliche Weise.

„Es ist auch schön, daß Sie mitgekommen sind," wendete die Älteste sich an Herrn Schöngardt und Dorothea. Sie hatte eine eigentümliche, tiefe, bedächtige Stimme.

Nun ging es an ein kräftiges Händeschütteln und an ein Bewillkommnen von allen Seiten. Die Mädchen und der junge Bruder besaßen alle dieselbe volle Stimme wie die älteste schönste Schwester, sprachen und bewegten sich alle ruhig, beinahe langsam.

Diese Älteste, die Schwester Alma, die wohl zu den vollkommensten Geschöpfen gehörte, die je von der Natur hervorgebracht worden sind, gab Dorothea noch einmal die Hand und sagte: „Ich hoffe, daß es Ihnen bei uns gefallen wird."

So wenig diese Worte Auffälliges an sich trugen, so muß man, um ihnen die Bedeutung zu geben, die sie für Dorothea zu haben schienen, sagen, daß ein Zauber in der Art der Sprecherin lag, eine solche Gutmütigkeit und Unschuld, so gar nichts Höfliches, Gewandtes, sondern die reizendste Unbehilflichkeit eines guten Kindes.

In der Art, wie die eine sich zeigte, mochten wohl alle sein.

Die Mittelste, ein mächtiges Mädchen, die, als wäre sie aus einem Bilde Tizians herausgeschritten, in unsere Zeit nicht hineinzugehören schien, hatte ein schalkhaft lieblich lebendiges Gesicht und lachende Augen und trug ihr zierliches, mit leichtem krausem Haar umflattertes Köpfchen anmutig auf der übermächtigen Gestalt. Doch mußte man diese Mittelste gehen und sich bewegen sehen, um mit ihrer für ein junges Geschöpf allzu großen Fülle ausgesöhnt zu sein.

Wie Dorothea mit den Schwestern dem Hause zuging, kam sie sich, die sich immer für groß gehalten hatte, verschwindend klein und unbedeutend vor.

Stephan wendete sich an eines der Mädchen und sagte:

„Heute haben sich die fünf Löwinnen ein Reh geholt. Soll man das euch ruhig überlassen dürfen?"

„Das denke ich," sagte die Angeredete, „wir werden ihm nichts thun. Wir sind so böse nicht."

Das Haus, auf das sie zuschritten, hatte zwei Flügel und machte trotz seiner Einfachheit einen herrschaftlichen Eindruck, war ausgezeichnet durch ungewöhnlich hohe, bei ihrer Höhe schmale Fenster. Auf der Treppe kam ihnen die Gräfin entgegen, eine stattliche Frau, die in der Schönheit ihrer Kinder die eigene wiedererstehen sah.

Es war ein Bild, die würdige Frau zu erblicken, die in dem hohen Treppenhaus, von ihren prächtigen Kindern umringt, die Gäste bewillkommnete.

Sie begrüßte Stephan mit einem herzlichen Kuß und sagte: „Nun, wie ist dir's, mein Junge, hast du gute Nachricht von Ellen, wie geht es der kleinen Frau?"

„Ich danke, gut, sie schreibt heiter," erwiderte Stephan.

„Nun, und du bringst uns liebe Gäste." Indem sie das sagte, reichte sie Herrn Schöngardt und Dorothea noch einmal die Hand.

— — — — — — — — — — — —

Man ging in das Speisezimmer, um ein Frühstück einzunehmen.

Auf Dorothea machte der hohe Raum, der durch die gedeckte Tafel ein festliches Aussehen erhielt, Eindruck. Große Ölgemälde hingen an den Wänden, ein paar alte reichgeschnitzte Schränke gaben dem Zimmer etwas ungemein Heimisches. Alles schien so ganz anders zu sein, als sie es bis jetzt zu sehen gewohnt gewesen. Es war wohl auch das erste Mal in ihrem Leben, daß sie ein Künstlerhaus betrat. Das Streben, die Umgebung schön zu gestalten, lag tief in ihrer Natur begründet. Sie empfand, wie das, was sie dunkel geahnt, hier in schönster Erfüllung zu Tage getreten war. Wie lustig und kühn waren hier die Blumen in den hohen Vasen geordnet.

Dorothea hatte oft zu Hause schüchterne Versuche gemacht, die Zimmer nach ihrer

Weise zu schmücken; aber ihre Bestrebungen waren an dem Mißtrauen der anderen gescheitert. Hier sah sie das, was ihrer Natur entsprach, frei und schön entfaltet.

Die Gräfin entschuldigte den Hausherrn, daß er die Gäste noch nicht begrüßt habe. Er werde aber vor Tische nicht kommen können. Der Graf war Professor an einer Malerakademie, die durch den kunstsinnigen Fürsten in der kleinen Stadt gegründet war und erhalten wurde. Dieser Fürst hatte es verstanden, Männer, die seinem Unternehmen vorteilhaft sein konnten, zu wählen. So hatte er mit Wohlbedacht an seine Kunstanstalt den Grafen Heuglin berufen, dessen Verdienste als Künstler in weiten Kreisen anerkannt wurden und der einer jener Menschen war, welche einen unbedingt starken Einfluß auf andere ausüben können. Durch den Grafen waren an der neugeschaffenen Kunstschule in kürzester Zeit Kräfte versammelt, die ihr zu Ansehen gereichten. Von allen Seiten strömten Schüler zu, und die unter glücklichsten Verhältnissen entstandene Anstalt machte Aufsehen in der Kunstwelt.

Der Fürst hätte keine bessere Kraft wählen können, um seine in das Leben gerufene Idee zu kräftigen, als den Grafen, dessen hohe Abkunft, dessen Ruf als Künstler und dessen Eigenschaften als Mensch ihm einen wünschenswerten Nimbus verschafft hatten.

Nicht wenig zur angenehmen Stellung des Grafen trug seine Familie bei. Er hielt offenes Haus. Es verging kein Tag, an dem sich nicht nahe- und fernstehende Freunde bei ihm einfanden. Nie schien die Gräfin des Treibens müde zu werden, und ein so gastlich liebenswürdiges Haus mochte schwerlich noch einmal zu finden sein.

Die jungen Künstler, die sich in der Stadt aufhielten, betrachteten es als ihre Heimat und gingen darin ein und aus, als gehöre zu ihrem Aufenthalt in dem Städtchen, zu der Aufgabe, die Akademie zu besuchen, auch die Verpflichtung, das Haus des Grafen so oft als thunlich aufzusuchen, das Schöne und Gute, was dort geboten wurde, zu genießen und möglichst das seltene Leben in dieser Familie noch durch heitere Feste, Aufzüge und aller Art Lustbarkeit zu erhöhen.

Der Graf stand in einem Zauberkreise und hatte die besten Kräfte, welche ihm wirken halfen, um sich versammelt. Er selbst verhielt sich kühl inmitten der warmherzigen Umgebung, gab seinen augenblicklichen Launen nach, trug seiner nervösen Konstitution stark Rechnung und ließ sich oft gehen, wie es ihm paßte, da die gesunde Liebenswürdigkeit von Frau und Töchtern keine Mißstimmung in der Gesellschaft aufkommen ließ. Er wurde von seinen Kindern unbeschreiblich verehrt und geliebt. Und Dorothea bemerkte, wie man voll der zartesten Rücksicht von dem Vater und was ihn betraf, sprach.

— — — — — — — — — — — —

Zu Tische, nachdem der Bürgermeister, die Gräfin und Stephan schon mancherlei Geschäftliches besprochen hatten und Dorothea mit den Töchtern teils unten im Garten sich aufgehalten, teils oben im Saal Klara und Christine hatte singen hören, erschien der Hausherr mit dem ältesten Sohn, der Schüler in der Akademie war. Der Graf begrüßte Herrn Schöngardt ausnehmend liebenswürdig und machte Dorothea durch sein gelassenes, vornehmes Wesen Eindruck. Seine leicht vorgebeugte Gestalt, seine leise Stimme, der Zug von Abspannung, der über ihm lag und der gewissermaßen zu der Art seiner Erscheinung und seiner Vornehmheit zu gehören schien, störte die angenehme Wirkung nicht.

Nach Tische ging das junge Volk wieder hinunter in den Garten. Man lagerte sich im Heu. Die beiden Brüder waren von ausgelassener Lustigkeit. Dorothea plauderte mit ihnen und drei von den Schwestern. Die älteste und die zweite, Alma und Eva, waren währenddem auf dem Lindenweg auf- und niedergegangen. Dorothea war ihnen mit den Augen gefolgt. Sie wußte, daß diese beiden Mädchen Bräute waren, doch hatten sie noch

nicht darüber mit ihr gesprochen. Von Stephan aber war es kürzlich erwähnt worden. Die beiden schönen Gestalten, die durch ihr Glück von den anderen abgesondert gingen, berührte ihr teilnehmendes Empfinden. Es kam ihr unbeschreiblich reizend vor, wie sie so vertraulich miteinander sprachen, wie die Sonne in den spielenden Lichtern über den Weg funkelte und wie schön sie beide waren.

Sie kamen, nachdem sie eine Weile auf- und niedergegangen, auf Dorothea zu, nahmen diese in ihre Mitte und Alma sagte: „Wir sprachen vorhin davon, weshalb Sie noch kein Wort darüber, daß wir Verlobte sind, mit uns geredet haben? Die Eva hat gerade so darauf gewartet wie ich. Sie wissen es doch wohl durch Stephan?“

Dorotheas Wangen färbten sich von Befangenheit rot und sie sagte: „Ich weiß es selbst nicht, weshalb ich es nicht gethan. Ich habe jetzt die ganze Zeit über Sie nachgedacht.“

„Nun, das freut uns, denn wir haben Sie alle gern,“ erwiderte Eva. „Wir haben es der Mutter schon gesagt, und Sie sollen sehen, daß etwas Hübsches für Sie und uns geschieht.“

„Jetzt wird nichts verraten, Eva,“ unterbrach die Schwester, „du verrätst nichts! Sie kann schwer etwas für sich behalten,“ fuhr Alma fort, „wir kennen sie. Ehe sie verlobt war, wußte von unserem Kleinsten bis zum Vater jeder im Hause, wie es in ihrem Herzen aussah. Der Reihe nach ließ sie uns ihr Tagebuch lesen, und dann war sie erstaunt, wie wir alle so gut unterrichtet waren.“

Bevor die Schwester noch geredet hatte, legte Eva den Arm um Dorotheas Nacken und begann darauf: „Sagen Sie selbst, wer hier verrät. Nun, mir ist's gleich, ob mein Glück ausgeplaudert wird oder nicht, wenn es nur da ist, wenn es nur geschieht. Würden Sie gern einige Zeit bei uns bleiben?“

„Gewiß,“ erwiderte Dorothea.

„Dann ist es gut,“ sagte Eva. „Ach ja, es ist hübsch hier bei uns! Uns beiden wird es einmal schwer werden, von hier zu gehen, trotzdem wir ja in der Stadt bleiben. Es ist mir gar lieb, wenn ich denke, daß wir wenigstens zu gleicher Zeit das Haus verlassen. Wissen Sie es schon, daß unsere Hochzeiten an einem Tage zusammen gefeiert werden?“

Dorothea hatte noch nicht davon gehört. Die beiden Mädchen erzählten nun weiter, unter den Linden auf- und niedergehend. Sie sprachen mit der unschuldigsten Ruhe von den Verlobten und der Aussteuer. Eva malte für ihren Hausstand und für den der Schwester für jeden ein Tafelservice, an dem die übrigen Geschwister eifrig mit halfen.

Mit welcher Weihe behandelten die Mädchen alles, was sich in dieser Zeit bis zum Hochzeitstag begeben sollte. Sie sprachen davon, wie Kinder von der nahen Weihnachtszeit sprechen. Wie von Güte, Glück und tiefster Hoffnung war jedes ihrer Worte bewegt.

Wie liebenswürdig verkehrten sie mit Dorothea und den Geschwistern den Tag über. Wie wären sie bei jedem Unternehmen bei der Hand, wie herzlich erschienen sie, wie gaben sie sich den Angelegenheiten der Brüder und Schwestern hin. Nirgends traten sie als besonders ausgezeichnet hervor, und doch — wie sahen sich die beiden, wenn sich ihre Blicke trafen, an, so ganz einverständlich, so als wollten sie sagen: Wir verstehen einander. Wir wissen viel voneinander, denn über uns liegt dasselbe selige Geschick.

Dorothea war von der Schönheit und dem Glück der Mädchen ergriffen. Ihr that die Freundlichkeit der Bräute und ihr Vertrauen wohl. Daß alle Schwestern so überaus gut und liebevoll zu ihr waren, berührte sie fast seltsam.

Sie mochte unter ihrem Bekanntenkreis an solch ein rückhaltloses Entgegenkommen nicht gewöhnt sein und hatte bis jetzt den Eindruck gehabt, wenn sie mit Menschen verkehrte, als müsse man über seine guten Gefühle, die uns Freunde einflößen, ein festes Regiment führen, als dürfe unser Nächster das Beste, Wohlwollendste, das

wir über ihn denken, beileibe nicht erfahren. Und zum erstenmal sah sie hier, wie diese schönen Geschöpfe mit vollen Händen, ohne Bedenken das Gute gaben, was ihnen im Herzen aufgetaucht war.

— — — — — — — — — — —

Es blieb ein heiterer schöner Tag, den Dorothea mit den Mädchen verlebte im Garten oder in den Zimmern der Schwestern. Alma und Christine, die mächtige Gestalt mit dem zierlichen Kopf und den Flatterlöckchen, sangen, solange es nur von ihnen verlangt wurde, mit ihren herrlichen, aus dem Herzen dringenden Stimmen. Und welcher Anblick war es, die Mädchen an dem Flügel zu sehen.

Keine der Schwestern war talentlos und unbeschäftigt. Sie führten Dorothea in ihr Atelier, einen hohen Raum, in dem breite Tische standen, Staffeleien, Schränke. In diesem Raum zeigte alles, daß hier gelebt und gearbeitet wurde. Die Wände hatten sie mit Zeichnungen und Studien wahrhaft überdeckt — und was war hier alles zusammengetragen! Büsche von getrocknetem Laub, die eine der Schwestern wahrscheinlich für außerordentlich schön hielt, Gipsabgüsse aller Art, wie es schien, ausrangierte Herrlichkeit aus dem Atelier des Vaters, wunderlich verschossene Zeugstücken, die, wo es irgend anging, hingen oder lagen. Eine der Schwestern hatte einen großen Vogelbauer an ihrem Platze stehen, in dem ein Dutzend Kanarienvögel ihr Wesen trieben und durchdringend pfiffen, zwitscherten und schlugen. Blumenstellagen mit fragwürdigen Pflänzchen und Stecklingen standen allerwegen. Diese gehörten Christine, und sie zeigte Dorothea davon, was sie für merkwürdig hielt. Daß diese Pflanzen äußerst interessant sein mußten, bewies der Umstand, daß an ihnen wenig für ein uneingeweihtes Auge zu bemerken war.

Dorothea erstaunte aber über den Eifer und Ernst, mit dem die Mädchen ihre Sache zu betreiben schienen. Die vollendeten Arbeiten machten durchaus den Eindruck von ruhiger Kraft und Gesundheit, fast nichts war zu sehen, was jene bängliche Unentschlossenheit der meisten Dilettanten verrät.

Als Dorothea sich über die ganze Anstalt und das Können der Schwestern verwunderte, sagte Christine: „Das ist so merkwürdig nicht, im Gegenteil, es wäre erstaunlich, wenn nichts auf uns gekommen sein sollte, denn die Eltern stammen beide schon aus Künstlerfamilien. Und wenn Sie finden, daß vieles bei uns so ziemlich zu Ende gebracht ist und wie fertig aussieht, so müßten Sie den Vater kennen, der hält darauf."

Sie zeigten ihr mit Stolz und Freude das Service, das zum größten Teil schon gebrannt auf einem der großen Tische stand. Man hatte edle Formen gewählt und diese reich mit Blumen überdeckt. Kein Teller, keine Schüssel glich in ihrem Schmuck der anderen. Die großen Flächen waren mit dichten Orangezweigen, in denen goldene Früchte glänzten, bedeckt, andere mit Rosen, wieder andere mit Lorbeer. Tulpen im vollen Blätterschmuck lagen auf einigen, auch Amarillis. Und nichts erschien zierlich und ängstlich gemalt, kühn und lustig waren die Blumen ihrer Größe getreu über die Gefäße hingestreut.

Man wurde nicht müde, einen Teller, eine Schüssel nach der anderen zu betrachten. Wie heiter und glücklich waren die Schwestern während dieser Besichtigung!

— — — — — — — — — — —

Gegen Abend fand sich jung und alt im Garten zusammen. Der Graf und seine Frau, der Bürgermeister und Stephan hatten wegen Erbschaftsangelegenheiten lange Zeit in ernster Besprechung sich in des Grafen Zimmer aufgehalten. Darauf hatte man die Räume der Kunstschule besichtigt und verschiedene Künstler in ihrem Atelier aufgesucht. So war ein guter Teil des Tages hingegangen und man mußte an den Abschied denken.

Während des Abendessens im Garten fiel Dorothea die Lebendigkeit und Frische des Vaters auf, so wie jetzt hatte sie ihn noch nie unter dem Bekanntenkreis beobachtet. Dort war ihr sein bedächtiges, würdevolles Benehmen aufgefallen. Die

Art, wie er eine Anekdote zum besten gab, wie er mit einer Nachbarin zu sprechen pflegte, wie er sich mit einem jungen Mann in ein Gespräch einließ, das hatte alles seine feste Art und Weise. Dorothea hätte sich keine Abweichung dabei vorstellen können.

Und hier mit einemmal trat ihr der Vater als ein ganz anderer entgegen, gefiel sich in neuen, von ihr noch nicht gehörten Redewendungen, war von einer ungewohnten Heiterkeit und einer merkwürdigen Leichtigkeit in den Bewegungen.

Es gefällt ihm hier, dachte Dorothea und fühlte ein ihr selbst nicht ganz verständliches Mitleid mit dem Vater. Sie dachte, doch ging dieser Gedanke für sie fast unauffällig ihr durch den Kopf: Wer weiß, ob er sich zu Hause unter seinen alten Bekannten so recht wohl fühlt, vielleicht geht es ihm auch wie mir und er hat keine Freude, wenn er unter ihnen sitzt. Vielleicht ist der Vater anders, als ich ihn kenne.

Dies Gefühl von Mitleid, welches sie bei dem veränderten Benehmen des Vaters fühlte, hat manches weiche Herz zu empfinden, wenn es klar oder unklar erkennt, daß die Persönlichkeit eines geliebten Menschen durch die Verhältnisse in seiner Entwickelung gehemmt ist, daß er etwas Freieres hatte werden wollen, als er geworden ist.

— — — — — — — — — — — —

Nach dem Abendessen erhob sich die Gräfin, nahm Dorothea an der Hand und wandelte mit ihr auf und nieder. Während sie miteinander gingen, lud die Gräfin ihren Gast auf das liebenswürdigste und herzlichste ein, eine Zeit lang bei ihnen zu bleiben. „Und zwar,“ sagte sie, „wollen wir den Besuch nicht hinausschieben, sondern Sie kommen morgen oder übermorgen schon wieder zu uns, um zu bleiben. Die Mädchen freuen sich schon sehr auf Sie. Mit Ihrem Vater habe ich gesprochen, und ich denke, wir werden eine gute Zeit verleben. Es werden jetzt die letzten Wochen sein, in denen wir alle vollzählig beieinander sind, ehe meine beiden Töchter von mir gehen. Wir wollen die Tage noch recht genießen. Glauben Sie mir, manchmal will es mir nicht zu Sinne, daß ich die Kinder hergeben soll.“

Das sagte die Gräfin in einer vertrauensuchenden Weise, als spräche sie zu ihresgleichen.

Dorothea wußte nichts darauf zu erwidern.

Die Gräfin strich ihr sanft über das Haar. Sie hatte eine liebevolle Hand. Während sie miteinander gingen, war Dorothea, ohne daß sie es bemerkte, ein leichtes Tuch, das sie über dem Arm trug, herabgeglitten, und ehe sie es hindern konnte, hatte die Gräfin es aufgenommen und es ihr gereicht.

Da stand das Mädchen mit Rot übergossen vor der imposanten Frau, die ihr Alter, ihren Stand, die Beschwerlichkeit, die ihr das Bücken verursachen mußte, da ihre Gestalt unbehilflich war, vergessen hatte, um dem jungen Mädchen einen Dienst zu thun.

Als sie sah, in welcher Verlegenheit die Kleine vor ihr stand, lächelte sie und klopfte ihr leicht auf die Schulter.

„Sie kommen also, mein Kind.“

„Zu gern, gar zu gern,“ erwiderte diese.

Als beide wieder zu den anderen traten, waren die Verlobten der beiden Töchter angelangt und zwar in dem Augenblick, als Herr Schöngardt und Stephan sich schon zum Aufbruch gerüstet hatten.

Es gab noch eine kurze Scene, in der die Gäste einander vorgestellt wurden, in der die Schwestern Dorothea das Versprechen abnahmen, morgen schon oder übermorgen wieder zurückzukehren, und in der Herr Schöngardt sein Einverständnis erklärte.

Darauf mußte man sich trennen. Der Wagen stand wieder vor dem Gartenthor, und sie fuhren durch die schon dämmerigen Straßen.

Auf dem Bahnhof traf Herr Schöngardt einen Bekannten, der ihn in ein längeres Gespräch zog, so daß Dorothea

und Stephan allein unter den wartenden Leuten auf- und niedergingen.

Weder Stephan noch Dorothea sprachen; jedes war mit seinen Gedanken beschäftigt. Es gab ein Gedränge auf dem Perron, und Dorothea wurde von ihrem Begleiter auf ein paar Augenblicke getrennt. Als sie wieder beieinander standen, bot er ihr seinen Arm.

Sie nahm ihn befangen, und indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte, hätte sie dieselbe gern wieder zurückgezogen.

Sie verstand sich selbst nicht; so ruhig und einfach die Ereignisse des Tages gewesen waren, so wenig Auffälliges sie davon hätte berichten können, so erschien ihr jetzt der Augenblick und durch ihn jede Stunde des Tages erregend. Sie fühlte sich verwirrt. War der, der neben ihr ging, jener Fremde, der durch Zufall mit ihrer Familie in Berührung gekommen, der im Vorübergehen ihr einige Freundlichkeit erwiesen, der mit ihr nichts gemein hatte, als daß er jetzt denselben Augenblick mit ihr verlebte, der aus ihr Unbekanntem aufgetaucht war, um wieder darin zu verschwinden?

Ohne zu wissen, weshalb, entzog sie ihm den Arm und that dies wie im Traum, langsam und zaghaft und schlug die Augen lächelnd zu ihm auf. Er frug einiges Gleichgültige. Sie antwortete. Mit einemmal unterbrach sie sich mitten im Satz und sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie mich zu Ihren Freunden geführt haben.“

„Hat es Ihnen gefallen? werden Sie gern wieder zu ihnen zurückkehren?“

„Sehr gern,“ sagte Dorothea.

„Nun, sehen Sie, wie hübsch das ist! Und wenn es Ihnen Freude macht, will ich Ihnen erzählen, daß Sie die Herzen der Schwestern schon ganz gewonnen haben. Sie sagten mir, wie sehr sie sich freuen, wenn Sie kommen. Das war mir lieb, denn so gut die Mädchen sind, so wissen sie doch gar sehr wohl, was sie wollen. Sie werden ein schönes Leben kennen lernen, Fräulein Dorothea.“

Jetzt trat der Vater zu ihnen, und zwischen ihm und Stephan entspann sich ein ernstes Gespräch.

Währenddem und während der ganzen Fahrt kam kein Wort wieder über Dorotheens Lippen. Mit geschlossenen Augen saß sie, nah an das Fenster gedrückt, im Coupé.

„Was ist Ihnen?“ frug Stephan, als er ihr die Hand gab zum Abschied; „sind Sie müde?“

„Gar nicht,“ erwiderte sie.

Wunderlich war es, daß sie an diesem Abend, ganz ihrer Gewohnheit entgegen, die Einladung der Gräfin ruhig, fast gleichgültig zu Hause mitteilte.

„Du glaubst nicht,“ wendete Herr Schöngardt sich an seine Frau, „mit welcher Liebenswürdigkeit sie von der Gräfin eingeladen wurde, wie gütig man mit dem Mädchen war. Ich freute mich auf Dorotheas Mitteilung, die sie davon machen würde, und nun diese Stummheit, dieses gleichgültige Benehmen.“

„Wir wollen auf morgen warten; morgen, wenn sie ausgeschlafen hat, wird sie schon erzählen; ich kenne sie,“ sagte die Mutter.

— — — — — — — — — — —

Am anderen Tage wurde alles zur Abreise vorbereitet. Frau Schöngardt kam das Ganze etwas übereilig. Sie hätte gern mehr Sorgfalt auf das, was sie der Tochter mitzugeben für gut fand, verwendet, als in der kurzen Zeit möglich war; aber ein Brief der Gräfin, den diese an Frau Schöngardt geschrieben, hatte durch seinen herzlichen Ton und die Bitte, die Tochter jetzt zu schicken, eine Verzögerung fast unmöglich gemacht, und so war die Fahrt auf den Morgen des übernächsten Tages festgesetzt.

Wie das erste Mal, wurde Dorothea auch jetzt von der Gräfin und den Töchtern auf das herzlichste aufgenommen.

Sie kam am Nachmittag an und fand die fünf Schwestern in weißen Sommerkleidern und in heiterster Stimmung.

Alle halfen ihr eifrigst bei dem Auspacken, wurden aber mitten im Werke abgerufen, nur die jüngste blieb bei ihr

zurück. Dieselbe entdeckte mit Jubel, daß Dorothea ein weißes Kleid, ganz ähnlich denen, welche die Schwestern trugen, im Koffer hatte.

„Das ziehst du heute gleich an," sagte sie, „wir bekommen unseren Onkel zum Besuch, für den haben wir uns alle so schön machen müssen. Er kommt von Köln, ist zehn Jahre oder noch länger weggewesen, wir kennen ihn gar nicht. Ich liebe es, und wir alle, wenn Verwandte kommen. Das hat etwas gar so Behagliches. Den Stephan mögen wir auch sehr gern. Schade, daß er etwas fremdländisch ist; wenn es sich nur macht, daß er in Deutschland bleibt. Die Eltern haben ihm zugeredet. Nun hat er gar eine Amerikanerin zur Frau; da verlieren wir ihn vollends, wenn er wieder ganz von hier geht. Und er ist, trotzdem sie ihn von klein an in der Welt herumgeschickt haben, so ein prächtiger Junge. Er ist auch schuld daran, daß du bei uns bist; es kann übrigens sein, daß er heut abend kommt, wir haben ihm geschrieben, daß er es so einrichten soll. — Hast du es nicht gemerkt," sagte sie, „ich habe dich ‚du' genannt, du hast doch nichts dagegen?"

Da fiel ihr Dorothea um den Hals und küßte sie, und es wurde ihr so leicht, so frisch zu Mute. Alle Befangenheit fiel von ihr ab und sie sagte: „Gern, gar zu gern hab ich es, daß ihr mich ‚du' nennt. Ihr seid so reizende Mädchen. Ihr stellt euch gewiß nicht vor, wie glücklich ihr mich macht!"

Nachdem sie das Stübchen heimisch hergerichtet hatten und Dorothea auf Bitten der Jüngsten ihr weißes Kleid angezogen hatte, machten sich alle Schwestern auf, um aus dem Garten Zweige und Blumen zu holen, denn das Haus sollte den Bruder der Gräfin festlich empfangen.

Für das Eckzimmer mußten große Sträuße hergerichtet werden, die Treppe sollte auch geschmückt sein.

Die Gräfin, die in einer bewegten Stimmung war und ihren Bruder von ganzem Herzen zu erwarten schien, trieb die Mädchen an, alles schön und schnell zu endigen, dann sollte oben im Speisezimmer der Thee für sie bereit stehen.

Mit welchem Eifer gingen alle an das Werk! Der jüngste Bruder Georg brach und trug die Zweige, lachte und jubelte, sprang vor den Mädchen mit seiner grünen Last hin und her und versetzte alle durch seine Lebendigkeit in die munterste Stimmung. Als er es zu toll trieb, die Blumen auf dem Weg verzettelte und mit seinen Einfällen etwas aufdringlich wurde, wie das die Art frischer Knaben ist, machte die behende kräftige Christine kurzen Prozeß mit ihm und hielt ihn fest an sich gedrückt an dem Kragen, so daß er ganz brav und geduckt neben ihr hergehen mußte.

Wie im Umsehen waren Treppe und Speisezimmer fertig geschmückt, und die Mädchen tranken mit der Gräfin Thee, zu dem sich Almas und Evas Verlobte einfanden. Der erstere, ein Privatgelehrter, der neben seiner wissenschaftlichen Thätigkeit sich einigen Ruf als Schriftsteller erworben hatte, der zweite, ein Kammerherr von Werdern, eine stattliche Erscheinung von angenehmen Manieren und glücklicher Art zu sprechen. Er paßte vorzüglich zu seiner sanften lieblichen Braut.

Das andere Paar stimmte scheinbar weniger gut zueinander. Wer Alma sah, deren ganze Erscheinung den Stempel der Vollendung an sich trug, die immer wieder von neuem durch die Weihe, die ihr die Schönheit gab, erstaunte, der war enttäuscht, neben ihr die gedrungene Gestalt ihres Verlobten, des Herrn Udo Schwing, zu sehen, auf dessen äußerem Menschen das wunderliche Verhängnis lag, daß er es anstellen mochte, wie er wollte, er immer den Eindruck machte, als käme er von einer Landpartie. Dazu trug vielleicht die Wahl seiner Kleidung mit bei. Er liebte es, in sommerlichen Farben zu erscheinen, was zu seiner Gestalt nicht vorteilhaft stimmte. Seine Bewegungen waren schnell und kräftig, und

wenn er sich setzte, hatten seine Stiefelschäfte die absonderliche Eigenheit, unter ihrer Verhüllung hervorzutreten, was ihm einen unternehmenden und abstrapazierten Anstrich gab. Er war ein gut Teil kleiner als seine Braut.

Herr Udo Schwing war seit kurzem auf dem Weg, ein berühmter Mann zu werden. Es wurden Schau- und Trauerspiele von ihm auf verschiedenen Bühnen Deutschlands aufgeführt. Die Sonne seines Ruhmes begann nach längerem Verhülltsein zu leuchten, und er wollte sich voll Behagen an ihren Strahlen wärmen. Seine augenblickliche Lebensstufe war in der Stadt von vieler Augen gekannt. Man wußte über ihn Bescheid. Das war ihm recht, er sah darin das untrügliche Anzeichen, daß der Ruhm sich einstellen wollte. Man erzählte sich, daß er lange Jahre erfolglos und unbeachtet gearbeitet habe und daß es ihm übel ergangen sei. Und jetzt war er so weit gediehen, daß er es liebte, die Strahlen seines Martyriums und seines aufgehenden Sternes zu gleicher Zeit vor ergriffenen Anwesenden um sein Haupt spielen zu lassen. Seit Jahren schien Herr Udo Schwing in Wahrheit vom Glücke begünstigt zu sein, wenn man bedenkt, daß er außer Anerkennung, der größten Stärkung unserer Existenz, die schönste Braut sein nannte, die ein Dichter nur sich wünschen konnte. Almas Art zu lieben war das Wohlthuendste, das man sich denken kann. Sie liebte ruhig und innig, mit einer kindlichen Harmlosigkeit, die weit entfernt von jenem Ernst und jener Schwere war, welche der Liebe mancher Frauen etwas von Gesetzesstrenge giebt. In Alma trat jener sanfte Zug zu Tage, welcher der harmonischen Frau das fast unmerklich Beobachtende und Mütterliche giebt, das dem Geliebten zugleich mit ihrer Liebe ihre Fürsorge schenkt.

Auf Dorothea machten beide Paare einen wunderbaren Eindruck.

Wie wohl war es Udo Schwing bei der Wendung seines Geschickes! Er war deshalb auch ganz erfüllt von sich selbst und hatte die größte Mühe, von etwas anderem als von sich zu reden.

Doch war in Udo Schwing eine tüchtige Kraft zu bewundern, in ihm und in seinen Dichtungen. In den langen, erfolglosen Jahren, die er durchleben mußte, hatte sich in ihm eine Reihe von Eindrücken vertieft und ausgebildet, die nun gewissermaßen die Nahrung seines Talentes geworden waren. Dieses Talent hatte durch den so erworbenen Vorrat eine größere Aussicht gewonnen, längere Zeit, als es wohl vordem der Fall gewesen wäre, mit den ihm zu Gebote stehenden Kräften hauszuhalten. So war ihm bis jetzt vieles zum Glück ausgeschlagen.

— — — — — — — — — — — — —

Gegen Abend kam der von allen erwartete Onkel an, der Bruder der Gräfin, Friedrich Hensler, der in seiner Heimat in den Rheinlanden sich einen guten Namen als Bildhauer gemacht hatte und dort ein bekannter und geachteter Künstler war, wenn auch sein Ruhm sich nicht über das engste Vaterland hinaus verbreitet hatte.

Er kam bei Sonnenuntergang den Weg durch den Garten dem Hause zugegangen. Man war oben im Saal auf Anordnung der Gräfin versammelt, um ihn da zu empfangen. „Er soll uns hier alle finden,“ hatte sie gesagt und mußte wohl zu diesem Wunsch einen Grund haben. Sie hatte den Saal gar nicht schön genug, nicht blumengeschmückt genug zum Empfang bereiten können. In der freudigen Erwartung des lang vermißten Bruders stand sie alle Augenblicke von ihrem Sessel auf, strich einer der Töchter das Haar aus der Stirn, ordnete einer noch etwas an dem Kleid, und als er nun endlich kam, winkte sie allen, auch dem Grafen, zurückzubleiben. Sie ging dem Bruder bis zur Treppe entgegen.

Als sie miteinander eintraten, die beiden gealterten kraftvollen Menschen — der Bruder war eine gedrungene Gestalt mit einer eigentümlich strammen Schulter- und Kopfhaltung —, sagte die Gräfin mit unbeschreiblichem Ausdruck, der von Glück

und liebevollen Gefühlen fast überströmte: „Siehst du, Friedrich, da sind wir."

„Ja, ja, du mein Gott!" rief dieser, warf seinen grauen großränderigen Filzhut auf den Tisch und schüttelte dem Grafen die Hand. „Das waren lange, lange Zeiten, wir sind andere geworden! Und diese Kinder! diese Kinder!" rief er, die gefalteten Hände erhoben, in seiner ganzen rheinländischen Lebhaftigkeit, indem er auf die Gruppe der Töchter und deren Verlobten zuging, einen Blick auf seine Schwester und den Grafen warf, wieder, ohne die Mädchen begrüßt zu haben, auf die Eltern zuging, diese bei den Händen nahm und erregt sagte: „Ist es denn möglich, solche Schönheit, ihr glückseligen Menschen!"

Die Mädchen standen in voller Heiterkeit, kaum daß sich ein leichtes Verlegensein auf ihren Gesichtern malte, beieinander.

Dann gab es ein lustiges Händeschütteln mit dem Onkel. Als er Dorothea die Hand gab, hob er ihr etwas das Kinn hoch und sagte:

„Das ist keine von den unseren, nicht wahr?"

„Nein," sagte die Gräfin und strich ihr sanft über das Haar. „Das ist unser lieber Gast."

„So," erwiderte er, „das ist schön, ein schwarzbraun Mädel unter diesen goldenen Geschöpfen! — Nun, und wer ist das?" wendete er sich an die Gräfin, indem er auf Stephan zeigte, der eben erst unbemerkt eingetreten war.

„Das ist ja Stephan Rang, Fritz!"

„Ei, sicher, sicher!" und auch dieser wurde auf das herzlichste von dem lebhaften Manne begrüßt.

„Schönheit über Schönheit!" rief der alte Bildhauer, indem er wieder zu der Gräfin trat. „Ihr bösen Menschen! So haben wir uns denn so viele Jahre — ich weiß nicht wieviel — nicht gesehen! und ihr hättet mich rufen müssen, ihr hättet mir nicht Ruhe lassen müssen! Wenn ihr gethan, was ihr thun mußtet, und hättet ihr euch nicht an meine Schrullen gekehrt, ich wäre jetzt ein berühmter Mann, ein bekanntes Tier!"

„Nun, Fritz, beruhige dich," sagte die Gräfin und klopfte dem aufgeregten Bruder auf die Schulter. „Du wirst meine Mädels kennen lernen, und da wirst du ihnen selbst sagen, daß du ihr guter Onkel bist, der gar sehr geneigt ist, zu übertreiben und zu vergrößern, ich kenne dich ja; aber gut sind meine Mädels, und das ist für sie und für mich, für alle besser, als wenn sie schön wären."

„Ärgere mich nicht, sie sind schön!" rief der wunderliche Mensch. „Und ein Vergehen, eine Engherzigkeit ist es, einem schönen Mädchen, das sicher bei seinen Eltern wohnt, sein Bestes vorzuenthalten. Solch einem Mädchen soll man sagen: Du bist schön, freue dich, danke Gott auf den Knien dafür und sei keine Gans. Anerkennung ist Leben! Herr Gott, fühlt ihr denn das nicht?"

„Ja, ja, du bist noch derselbe alte Enthusiast," sagte der Graf lächelnd.

„Nach manchen Seiten hin wohl derselbe," erwiderte der Bruder, „aber — alt geworden — alt geworden! Man hat sich beschieden." Indem er das sagte, blickte er wehmütig zur Gräfin. „O heilige Jugend!" Er ging zu Alma, legte ihr seine Hand auf das Haupt und sah sie an mit einer Weihe und einer Weichheit im Blick, die für die Umstehenden etwas Rührendes hatten.

„Nach langer Zeit setze dich nun wieder mit uns zu Tische," sagte die Gräfin bewegt. Sie führte ihren Bruder, und alle anderen folgten.

„Wie schön alles bei euch ist," sagte Fritz Hensler, während er sich zu Tische setzte, „die Beleuchtung, der Raum und die Menschen!"

Das war eine heitere Abendmahlzeit! Der Bruder befand sich in dem glücklichen Familienkreise wohl. Er war im Leben einsam geblieben, hatte seit langen Jahren nicht die Grenzen seiner Heimat überschritten und wohl wie mancher Mensch dumpf hingelebt, ohne von dem, was ihm fehlte, ein klares Gefühl zu haben. Hier

an dem Tisch, an dem die herrlichen Kinder saßen, wie er sie nannte, schien er überwältigt und bewegt zu sein. Er lehnte sich manchmal in den Stuhl zurück, atmete tief auf, schlug die Arme übereinander und blickte lächelnd und gedankenvoll im Kreise umher.

Er wurde nach Einzelheiten seiner Reise gefragt; der Graf und die Gräfin erkundigten sich, wie es dem und jenem in der Heimat des Bruders und der Gräfin erginge. Es wurde die Unterhaltung geführt, die sich von selbst in der Gegenwart eines eben Angekommenen, lang Erwarteten ergiebt.

Während des Essens, nachdem der Gast lange geschwiegen, stand er auf, nahm sein Glas in die Hand und sprach: „Schönheit zu verkörpern, war mein Streben, um der Schönheit willen bin ich zu einem Narren geworden, um der Schönheit willen habe ich hart gearbeitet. Und bei jeder neuen Arbeit habe ich gemeint: Jetzt wirst du sie erreicht haben, jetzt wirst du Schönheit gefunden haben. Schönheit! einen Strahl Schönheit der Welt gegeben haben, auf daß mehr Licht werde! Und ich habe immer wieder neu gehofft, nach jeder Niederlage, und den Mut nicht verloren, weiter zu streben, und den Mut nicht gewonnen, zu sagen, daß ich ein unbegnadeter Kerl bin, dem nicht vergönnt wurde, Gutes zu erreichen. Es lebe die Schönheit — meine Richterin — meine Göttin — meine Strafe — und mein Entzücken!"

Darauf setzte er sich wieder nieder, nickte den Töchtern bedeutungsvoll zu und fuhr fort, mit bestem Appetit zu essen.

Der Graf erhob sich.

„Ich bewillkommne hiermit meinen lieben Schwager, den würdigen bescheidenen Künstler, der durch seine Werke vieler Herzen sich gewonnen hat und dessen rastloses Streben ihm noch weite Bahnen öffnen wird."

„Ei, Herr Schwager, seien wir nicht so höflich," sagte der Angeredete. „Wir wissen es ja beide recht gut, was die Herren Künstler über meine Wenigkeit denken, aber zum Teufel, man lebt für sich — man atmet für sich! Mir nimmt niemand mehr die notwendigste Luft vor der Nase weg. Gut, haltet ihr nichts von mir, so macht das mit euch ab. Von außen her kommt mir kein Leiden und keine Enttäuschung — in einer Art meine ich — und kaum eine Erhebung. Das macht das gesegnete Alter. Heute aber lassen wir Alter und Weisheit vergessen sein und laßt mich mit euch und an euch mich erfreuen."

Fritz Hensler hatte sich eine eigentümliche schwungvolle Redeweise angewöhnt, die leicht ein alter Junggeselle annimmt, der in den Häusern, in denen er aufgenommen ist, den Liebenswürdigen und Teilnehmenden zu spielen hat, der an fremdem Feuer sich erwärmen muß und der damit es sich und anderen glaubhaft macht, daß dieses Feuer ihm vorzüglich wohlthue, es für nötig findet, dies sich und aller Welt oftmals gerührt zu versichern. Dieser Angewöhnung kam hier seine warme Herzensanschauung zu Hilfe.

Als man sich von der Tafel erhoben hatte, begann sich der Abend wunderlich zu gestalten.

Der alte Bildhauer war von der Schönheit seiner Nichten und der beiden Söhne wahrhaft berauscht. Er schien von dem Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatten, überrascht worden zu sein und konnte nun nicht Worte genug finden, seine Freude, sein Erstaunen auszusprechen.

Er war kaum aufgestanden, so rief er die Mädchen zusammen, kommandierte nach links und rechts. Es sollten Bilder gestellt werden. Er schickte nach allem möglichen und sagte: „Die Thür da schließen wir und dahinter stellen wir die lebenden Bilder."

Was sich im Hause von farbigen Tüchern, von Gewändern, von schönen Gefäßen, von Blumen und Früchten zusammentragen ließ, wurde aufgestöbert. Einige junge Künstler hatten sich noch eingefunden, die ganz Eifer waren, und der Abend wurde zu einem Feste der Schönheit.

Es schien, als wäre die Familie Heuglin bis dahin ihres Wertes unbewußt dahingegangen und mit einemmal zu dessen vollem Bewußtsein erwacht.

Das, was bis jetzt fast nicht berücksichtigt, als selbstverständlich angenommen sein mochte: die Schönheit der Kinder, war durch den Bildhauer mit einemmal zum Göttergeschenk gestempelt, zu einem reinen hohen Glück.

Die Gräfin ging strahlend zwischen ihren Kindern hin und her.

Der Graf sah dem Treiben scheinbar kühl und doch im Innersten befriedigt zu, und die Mädchen waren von reizender Befangenheit und zartester Würde, welche die Freude an ihrem Glück nicht ganz aufkommen ließ, fast rührend anzusehen.

Jedes der Mädchen erreichte durch die Art, wie der alte Künstler sie zu stellen wußte, gleichsam den Höhepunkt ihrer Schönheit. Und wie hatte dieser den Reiz der großen, langsamen Bewegungen der Heuglinschen Kinder erfaßt und wie wußte er solche Bewegungen zu verwenden!

Als er mit Christine die Lavinia stellte, war man überzeugt, daß dies das Vollendetste des Abends sei. Wie schön hielt das kräftige herrliche Mädchen die Schale mit Früchten mit erhobenen Armen. Der liebliche, hier zurückgebeugte Kopf mit den Flatterlöckchen um Stirn und Nacken kam hier wunderbar zur Geltung und in schönster Harmonie zu dem Kopfe die ganze Pracht der Gestalt.

Dorothea erlebte den Abend wie im Traume mit. Die beiden Fremden, sie und Stephan, hatten die meiste Zeit miteinander verbracht. Die Familie war so von sich selbst eingenommen, eins erstaunte über das andere, daß es hier erging wie bei einer Weihnachtsbescherung im engen Familienkreis, der ein paar Fremde beigesellt sind, die sich trotz aller Liebe und Güte, die man ihnen erweist, doch überzählig fühlen.

Stephan saß schweigend und blickte in das schöne Getriebe hinein, und Dorothea blieb lange Zeit neben ihm, ohne irgend einen Anspruch an seine Unterhaltung zu machen. Hin und wieder richtete er eine Frage an sie, die sie ruhig und kurz beantwortete. Er hatte unter Menschen oft jene Art ruhigen Beschauens, die etwas ungemein Vornehmes, Selbstvertrauendes giebt. Er sprach nur, wenn er zum Sprechen geneigt war, verstand es aber, auf eine liebenswürdige, teilnehmende Art zu schweigen und machte nie einen leblosen Eindruck.

Während er mit Dorothea, die er, seitdem er sie in das Haus seiner Verwandten geführt hatte, als seinen Schützling betrachtete, still beobachtend saß, sagte er nach langem Schweigen: „Es ist sehr angenehm, den Zuschauer hier abzugeben, für mich heißt das. Was Sie betrifft, begreife ich nicht, wie der Onkel Hensler Sie hier bei mir lassen kann. Er ist außer sich vor Verwandtenstolz; wir wollen es ihm zu gute rechnen, daß er uns vergessen hat. Wir wollen ihn thun lassen, was ihm beliebt, aber wir wollen auch etwas thun, was uns beliebt. Wollen Sie?" frug er, den Blick musternd auf Dorothea gerichtet.

„Ja, was denn?" frug diese.

„Ich habe mir ein Bild ausgedacht, das ich aus Ihnen und dem Schelm, dem Georg, der in seinem griechischen Gewändchen hier oben umherstolzierte, stellen will. Bitte, geben Sie acht, stehen Sie auf — heben Sie den Kopf, so — und die Arme — so. Kommen Sie einmal hierher. Wir wollen die anderen überraschen. — Warten Sie, dort geht Georg eben aus der Thür; ich will ihn erst holen, sonst stecken sie ihn mir in eine andere Fahne und wir brauchen ihn so." Damit war er auf und davon, dem Knaben nach und brachte ihn an der Hand geführt zu Dorothea. Das Kind sah wunderhübsch aus, in einem blauumsäumten weißen Hemd, das durch einen Gürtel an den Hüften festgehalten war. Der Kleine trug Sandalen an den Füßen. „Hier bringe ich ihn. — So, Fräulein Dorothea. Nun wollen wir ihn in ein Tuch wickeln und mit hinunter in den Garten nehmen. Dort soll er uns Rosen zeigen, wir brauchen Rosen."

Dem Knaben wurde ein Tuch umgeschlagen, und alle drei liefen die Treppe hinab in den Garten. Unten im Freien machte der Kleine in seinem luftigen Gewändchen die tollsten Sprünge. Da erwischte ihn Stephan und nahm den sich sträubenden Knaben auf den Arm. „So, nun zeig uns den Weg," sagte er.

Der Knabe dirigierte nun von oben herab: „Hier über die Wiese, dort ganz am Gebüsch vorbei und links sind noch genug." Die drei nahmen in der Dunkelheit, was sie erwischen konnten, Laub und Rosen, so viel in der Eile zu erreichen war. Und alle kamen von ihrem Raubzug frisch und heiter wieder oben an. In einem stillen Zimmer banden sie miteinander zwei Rosenkränze, einen für Dorothea und einen für Georg. Als sie damit zu Ende waren, führte Stephan seinen Schützling zu Christine und bat diese: „Hör einmal, mach mir aus dieser da eine Griechin — weiß — das Kleid ganz schlank. Du weißt schon — nichts darum und daran."

„Ja, ja, das will ich, sie soll schön werden."

„Schön ist nicht nötig, nur schlank, ganz schlank — wie eine kleine Säule — eine schlanke Karyatide."

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, war Christine ganz Eifer, nahm Dorothea mit sich, und in wenigen Minuten hatte sie diese ganz ausgewickelt, notdürftig wieder eingewickelt, und führte sie ihrem Vetter zu und flüsterte ihm ins Ohr ganz erregt: „Sie ist wunderhübsch. Sieh doch selbst."

Nun wurde zu dem Onkel die Botschaft geschickt, daß die kleine Bühne eine Zeit lang in Anspruch genommen werden würde.

Und Stephan führte seine beiden Gestalten hinter den Vorhang, der heute schon über so viel Schönheit auf- und niedergegangen war. Dorothea und Georg hielten jedes eine Schale mit Blumen über sich. Die beiden Rosenkränze drückte ihnen Christine auf Stephans Befehl bis tief in die Stirn. Christine mußte Dorothea das Gewand fest an die Glieder anschmiegen. Das Haar hatte sie ihr im Nacken in einen Knoten zusammengesteckt. Den schlanken Hals hielt sie leicht zurückgebeugt. Dicht neben ihr stand Georg mit seiner Blumenschale, ganz in derselben Haltung wie Dorothea, nur wendete er den Kopf zu ihr und blickte zu ihr auf.

Als Christine den Vorhang hob, rief sie: „Die Blumenverkäufer."

Wunderbar war es, daß das einfache Bildchen einen überraschenden Eindruck machte.

Man konnte sich nichts Lieblicheres denken als den Kontrast zwischen dem blonden Knaben, der in den goldenen rosigen Farbentönen der Heuglinschen Familie wahrhaft strahlte, dessen Glieder das Streben zu einem tüchtigen Wachstum verrieten, neben dem jungen Mädchen, das in seiner lieblichen Vollendung behend und schlank dastand, dessen zierlicher Kopf mit dem dunklen Haar schön zu den weichen kindlichen und doch großen Zügen ihres Gefährten stimmte.

„Das habt ihr prächtig gemacht! Und wie schön ist unsere Kleine!" rief die Gräfin.

„Das wollte ich meinen," sagte der Onkel, „euer Gast ist ein prächtiges Mädchen."

Die jungen Künstler riefen Bravo. Man verlangte das Bild wieder und wieder zu sehen. Und zu Dorotheas Herzen klangen bewundernde freundliche Worte, die sie heiter belebten, während sie regungslos vor den Augen der Zuschauer stand.

Sie war „schön" genannt worden. Es war ihr, als hätte man ihr ein herrliches Geschenk mit diesem Ausspruch gegeben, und ein nie gekanntes Gefühl von Freude und Dankbarkeit bewegte sie.

Als sie wieder zu Stephan trat, lag über ihrem Gesicht etwas Strahlendes.

Stephan reichte ihr die Hand und sagte: „Sehen Sie, wie es uns gelungen ist!"

Dorothea trug wieder ihr gewöhnliches Kleid. Da trat die Gräfin auf sie zu, hielt in der Hand den vollen Rosenkranz,

strich ihr liebreich über die Wange und sagte: „Setze den Kranz wieder auf, mein Kind, thue es uns zu Gefallen — und weshalb sollen die Blumen, ohne daß sich jemand ihrer freut, beiseite gelegt werden.“ Sie drückte den Kranz Dorothea wieder in die Stirn.

Aller Blicke richteten sich auf sie und die Gräfin, und man gab in heiterster Laune das Wohlgefallen zu erkennen, das das Beginnen der Gräfin erregte.

Das junge Mädchen stand in leichter Verwirrung und lächelte unter dem Kranz hervor. Sie wurde von den Anwesenden umringt, der Onkel, die Mädchen, der Graf, die jungen Künstler umstanden sie. Sie wußte kaum, was man zu ihr sprach, was sie erwiderte. Sie fühlte sich hineingezogen in den Kreis der beglückten Menschen, und ihr Herz war in der freudigsten Bewegung und vom gegenwärtigen Augenblick vollkommen erfüllt.

Alles, worauf ihre Augen fielen, erschien ihr unvergleichlich, die Menschen, die ganze Umgebung, die umhergestreuten Tücher und Gewänder, die Blumen und Früchte, die schönen Geräte, all das, wodurch man an diesem Abend Schönheit hatte erhöhen und zur Darstellung bringen wollen.

Als sie wieder allein neben Stephan stand, reichte ihr dieser die Hand und sagte lächelnd: „Sie sehen jetzt aus, wie ich wünschte Sie zu sehen. Zu Ihrem Gesicht gehört solch ein Ausdruck, wie Sie ihn jetzt haben. Sagen Sie selbst: Ist es mir nicht gut gelungen, Ihnen einen Blick in das Leben zu schaffen?“

Dorothea sah zu ihm auf, ohne zu sprechen, und blickte, als ob sie nicht recht verstanden hätte, was er sagte.

— — — — — — — — — — — —

Man sollte kaum glauben, welch geringe Mittel das Schicksal anwendet, um ein Köpfchen unheilbar zu verwirren. Ein leichter Einblick in ungewohnte Lebensauffassung, ein paar Thatsachen ganz unauffälliger Art, daß es nicht wohl anginge, dem Schicksal deshalb einen Vorwurf zu machen. Ja man könnte es für ein Vergehen gegen die menschliche Kraft halten, wollte man das Schicksal solcher Geringfügigkeiten wegen anklagen, ein Vergehen gegen die menschliche Widerstandskraft oder geistige Kraft, die von einigen als außerordentlich stark, als außerordentlich zur Verantwortlichkeit geschaffen angesehen wird, über welche andere wieder zu lächeln geneigt sind, und über welche wieder andere ihre tiefbegründeten Ideen hegen, welche meinen, daß es mit dieser Widerstandskraft eine wunderliche Bewandtnis habe, daß sie wahrscheinlicherweise gar nicht in uns existiere, sondern daß sie nur vielleicht der Punkt sei, in dem Ursache und Wirkung zusammenstoßen. Je nachdem der Stoß erfolgt, wirft er uns auf den einen oder anderen Weg, und wenn das Glück gut ist, auf den, auf welchem der Teil der Gesellschaft stolziert, der den Versuchungen des Lebens scheinbar widerstanden hat.

— — — — — — — — — — — —

Es war schon spät geworden; aber trotzdem schien es noch nicht beschlossen zu werden, das Beisammensein zu enden. Niemand schien daran zu denken. Im Gegenteil, es wurden Stimmen laut, die Herrn Udo Schwing, Almas Bräutigam, aufforderten, zum Beschluß des schönen Abends noch etwas vorzutragen.

Herr Udo Schwing schien auf diesen Vorschlag beinahe gewartet zu haben. Er besprach sich darüber mit seiner Braut, die einen Wunsch in betreff der Wahl dessen, was zum Vorlesen kommen sollte, hegen mochte.

Doch schienen sie nicht miteinander übereinzustimmen. Alma holte aus ihrem Zimmer eine rotseidene Mappe, die als Hülle diente für des Dichters Werke, die er seiner Braut, welche sie ihm abschrieb und ordnete, übergeben hatte.

Sie legte ihm dies und jenes vor, was sie gern von ihm gehört hätte.

Während sie im holden Eifer vor ihm stand, die geschriebenen Blätter auf dem Tisch ausbreitend, verhielt er sich bei allem, was sie vorschlug, abwehrend, nahm, wäh-

rend er die Blicke prüfend über ein Blatt nach dem anderen gleiten ließ, die wunderlichsten Stellungen ein. Bald stützte er die Hand und den kurzen Arm fest auf die Knie, stellte den Fuß weit vor und bekam das erregte und strapazierte Aussehen, das man an ihm kannte, in vollem Maße. Mit einemmal schob er die Blätter, die Alma vor ihm ausgebreitet hatte, zusammen, steckte sie sorgsam mit einer gewissen Andacht in ihr Behältnis zurück und sagte, indem er in seine Rocktasche griff: „Ich habe hier etwas; wenn es den Herrschaften genehm ist, würde ich gerade dies heute gern vorlesen. Ich habe es zufällig mitgebracht, um es meiner Braut zu übergeben!“

„Davon hast du mir ja niemals gesprochen, daß du schon wieder etwas beendigt hast,“ sagte Alma und nahm das kleine Heft, das er neben sich gelegt hatte, in die Hand, blätterte darin, und es war eine Freude, in das schöne heitere Gesicht zu blicken, das mit einer tiefen Innigkeit über die Schriftzüge des Geliebten gebeugt war. „Lies dies, wenn du willst, ich hätte zwar heute gern meine Lieblingsstelle, um die ich dich bat, gehört; aber lies ja, was du willst.“

„Ich würde heute diese neue Arbeit wählen,“ erwiderte er, „mich interessiert es, zu erfahren, welchen Eindruck sie ungefähr macht.“

Man bereitete sich zur Vorlesung, Stühle wurden gerückt, eine Lampe dem Vorleser zurechtgestellt, und das feierliche Schweigen der Anwesenden trat ein, das gleichsam auf die Andacht und Hingebung der Zuhörer schon im voraus zu deuten scheint — und der Poet begann. Er hatte eine vorzügliche Art des Vortrags und verstand es fesselnd und anregend zu lesen, so daß er einer gewissen Wirkung fast immer sicher sein konnte.

Sein neuestes Werk war eine Erzählung; der Stoff der Erzählung war ungefähr folgender: Ein Geheimeratssohn liebt ein kleines Nähmädchen, wollen wir sagen, und wird von dieser auf das leidenschaftlichste wieder geliebt. Durch eine Reihe von Ereignissen geleitet, findet der Held es für ersprießlich, das Mädchen wegen einer seiner Stellung würdigeren Frau zu verlassen und das arme Ding einem tödlichen Kummer preiszugeben.

Herr Udo Schwing hatte sehr rückhaltlos geschildert. Die Anmut des Mädchens, ihre rührende Liebe, die Bescheidenheit, die über ihrer Leidenschaft und der Hoffnungslosigkeit, mit der sie liebte, lag, und die jedes Gefühl dem Geliebten gegenüber zu mildern schien. Die glücklichen und doch dumpfen Stunden des guten Geschöpfes, in denen sie mit aller Lebenslust ein ungetrübtes Glücksgefühl sich zu erkämpfen bestrebt war, in denen sie vergessen wollte, daß sie von dem Geliebten zu jeder Zeit sich wieder trennen mußte, in denen ihr nahes Verlassensein und Einsamkeit auftauchten. Mit erhöhter Lebenskraft und scheinbarer Heiterkeit wies sie alle Besorgnisse zurück, welche immer tiefer, immer schwerer in das Herz drangen.

Und wie gut, wie virtuos hatte Herr Udo Schwing dieses Mädchen gezeichnet! Er war geschickt, das mußte man ihm lassen. Er wußte seine Wirkung zu berechnen. Er hatte eine kluge Zusammenstellung einiger Kontraste erzielt.

Die zweite Frauengestalt seiner Erzählung, die die erstere aus dem Herzen des Helden, soweit sie darin Einlaß gefunden, verdrängen sollte, war natürlich reich und auch dadurch ausgezeichnet, daß sie mit jedem äußeren Vorzug ausgestattet war.

Trotz aller Mühe aber, die eine blond, lustig, klein, die andere schwarz, reich, schlank, geistreich und ernst zu schildern, hatten beide eine außerordentliche Familienähnlichkeit miteinander. Aber das störte nicht. Udo Schwing wollte, daß die Schöne, Vornehme, Reiche als Gegensatz zu der armen Kleinen wirken sollte, daß jeder verstehen mußte, mit wie viel tieferen geistigeren Mitteln als jene sie außer ihrem Reichtum bezauberte.

Ja, er schien einen ganz besonderen Nach-

druck auf diese Intention zu legen, die Art, wie er jedes Wort der Schönen beim Lesen betonte, gab davon Zeugnis. Und er wirkte auch, er wurde verstanden, trotzdem man auf Treue und Glauben hinnehmen mußte, daß die gefährliche Schönheit, durch welche die arme Kleine in Einsamkeit und Elend gestoßen wurde, äußerst geistreich und ungewöhnlich sein mochte.

Während der Vorlesung des Poeten, der sein Feuer, seine eigene Auffassung in die Worte legte, vermißte man an dem Gehörten kaum etwas. Es rauschte an den Ohren vorüber, die klug aufeinander folgenden Thatsachen erregten und bewegten, man glaubte, man war ergriffen, und merkte nicht und viele merkten es wohl nie, daß man es mit einem jener bequemen Poeten zu thun hatte, die alles, was leicht zu erreichen ist, klug ausbeuten, die mit Situationen und Scenen nicht sparen, zu denen weniger Scharfsinn und Geistesgröße als Mut und Keckheit gehören, dies und jenes zu schildern und auszuführen, damit Erstaunen zu wecken und zu verblüffen.

Während der Vorlesung lag etwas wie eine beängstigende Stimmung über den Zuhörern, von der man nicht wußte, gilt sie dem Schicksal, das über die Personen der Dichtung hereinbrach, oder entstammt sie einer gewissen Furcht, daß dieses unverfrorene kecke Talent, durch ein gewisses nach Schönheit strebendes Zartgefühl nicht gezügelt, mit peinigenden Scenen zu weit gehen könnte. Mit Scenen, die peinigend wurden, weil ihnen als Gegengewicht eine nach dem Höchsten strebende geistige Kraft fehlte, die den sinnlichen Inhalt dieser Scenen in die Schranken, die ihnen gebührten, weisen konnte, jene Kraft, die sich alles unterthänig macht, die allein wagen darf, in ihrem gewaltigen Zug ausnahmslos alles einzureihen, um Niedriges, Hohes, Schönes und Unschönes, Gewaltiges und Geringes geheiligt einem hohen Ziele entgegenzuführen. Jene Kraft, die nicht argwohnen läßt, daß der Dichter mit heimlicher Freude und Genugthuung sich Gegenständen hingegeben hat, die er hoheitsvoll um eines großen Zweckes willen mit seiner Kraft durchdringen soll.

Derjenige, der während der Vorlesung am wenigsten angemutet sein mochte, schien Stephan Rang zu sein, der bequem zurückgelehnt in seinem Stuhle saß. Wer ihn beobachtete, konnte öfter ein ausdrucksvolles Lächeln um seine Lippen spielen sehen. Derjenige aber, der sich kühl und beobachtend diesen Abend unter der von Glück und Behagen bewegten Familie aufhielt, mußte sich verwundern, mit welcher Naivität der schöne Kreis alles, was entgegengebracht wurde, aufnahm, die Verherrlichung der Töchter, den Schönheitsrausch des Onkels, das festliche Schwelgen im eigenen Glück, die Vorlesung des Herrn Udo Schwing, der die muntere harmlose Gesellschaft in schwüle, leidenschaftliche Regionen führte, in Elend und Verkommenheit, der unter dem Schutze seines Poetentums vor den jungen Töchtern des Hauses Dinge ohne Scheu aussprach, zu denen, um sie vor denselben auszusprechen, eine Charaktereigentümlichkeit gehörte, die fast an Roheit streifte, so daß der Beobachter sich verwundern mußte, wie alles auf der alten Welt gestattet ist, sobald eine Form, ein Vorwand, ein Gebrauch sich dafür eingefunden hat.

Stephans Blicke hatten während des Lesens oft wie unabsichtlich auf Dorothea geruht, die unter ihrem Rosenkranz unbeweglich, leicht vorgebeugt saß und hörte.

Er sah, wie ihre Wangen sich rot färbten, wie sie erbleichte, wie ihr zuletzt die bleiche Farbe blieb; er sah an dem Ausdruck ihres ganzen Wesens, wie sie tief erregt war, und fühlte einen Unwillen über Herrn Udo Schwing und dessen anerkannte Kraft der Behandlung und dessen Unverfrorenheit und Kühnheit, und wie alle Vorzüge dieses Vortrefflichen heißen mochten. Er hörte mit Unruhe zu, war darauf und daran aufzustehen, um ihr ein paar Worte in das Ohr zu flüstern, die diese junge tiefergriffene Seele etwas über die Situation heben sollten, fühlte sich

aber zu sehr im Banne des andachtsvollen Schweigens.

So saß in der Person Stephan Rangs ein ungünstiger Kritiker bei des Poeten Vorlesung zu Gaste.

Als diese geendet war und die verlegene Pause eintrat, die hier im Familien- und Freundeskreis einen behaglicheren Anstrich hatte denn unter anderen Verhältnissen, während diese Pause, die sich der Vorleser auslegen kann, wie er will, als Ausdruck allgemeiner Ergriffenheit, allgemeiner Hochachtung, allgemeinen Staunens eintrat, ging Stephan zu Dorothea und begann:

„Lassen Sie sich die traurige Geschichte nicht zu sehr imponieren. Es ist manches ganz Gute daran; aber das Ganze ist vielleicht weniger, als Sie denken, weniger, als es Ihnen scheint. Wenn mehr Ruhe ist, will ich Ihnen sagen, weshalb."

Damit überließ er sie ihren Gedanken und mischte sich unter die Gesellschaft.

Jetzt war man mitten darin, daß ein jeder eine Redensart oder den Ausdruck warmer Empfindung, oder eine glücklich erwischte Bemerkung oder gar einen Tadel, auch ein besonderes Lob eingefangen hatte, und jeder bestrebte sich, sein Erhaschtes so schnell wie möglich auf den Poeten loszulassen.

In dem Redegewirr, wie es schien, gerade als es im besten Zuge war, trat mit einemmal Stille ein.

Wahrscheinlich hatte jeder seinen Geistesfunken sprühen lassen, und sie waren rascher verglüht, als es sich erwarten ließ.

In dieser plötzlichen Stille erklang die langsame, tiefe, bedächtige Stimme einer Heuglinschen Tochter und zwar der jüngsten, der Marie.

Sie war die blondeste der Schwestern. Die hellsten Farben leuchteten an ihr, kaum daß ein Schatten zu sehen war, ein Meer von weichen, hellen Farbentönen. Sie schien mit ihrem Schwager Udo Schwing schon längere Zeit gesprochen zu haben, und durch die eingetretene Pause achteten alle mit einemmal auf die Unterhaltung zwischen diesen beiden.

„Du hättest sie nicht so unglücklich werden lassen sollen; weshalb ließest du sie so schrecklich sterben?" sagte Marie. „Sie hätte noch glücklich werden können, auch wenn er die andere nahm."

„Wie denn, meine kleine Schwägerin?" frug Herr Udo Schwing und bemühte sich, möglichst unauffällig seine Stiefelschäfte in Ordnung zu bringen.

„Unsere Näherin, die für die Alma arbeitet," fuhr das schöne junge Geschöpf bedächtig fort, „hat den, den sie liebt, nicht heiraten können. Er ist schon lange nicht mehr hier, die hat einen wunderhübschen Jungen, der ist drei Jahre alt und wunderhübsch, ich kenne ihn."

„Nun?" frug Herr Udo Schwing und sah mit einem eigentümlichen Ausdruck zu seiner Schwägerin auf.

Diese sprach weiter: „Sie ist, trotzdem er sie verlassen hat, sehr glücklich und liebt den Kleinen, daß sie über ihn alles sonst vergessen hat. Ich weiß, wie sehr sie ihn lieb hat, ich weiß."

Das Mädchen bemerkte nicht, wie man ihr mit größter Aufmerksamkeit zuhörte, bemerkte auch nicht den äußerst heiteren Ausdruck auf dem Gesicht ihres Schwagers und fuhr in anmutiger Ruhe weiter fort: „Schreib es doch so, dann wird es besser werden. Sie wird sich dann ein Stübchen mit ihrem Kinde nehmen und arbeiten."

„So, meinst du?" sagte Herr Udo Schwing mit einem, sie wahrscheinlich überraschenden Ausdruck, denn sie blickte wie erstaunt auf und sah eine lächelnde Gesellschaft um sich her.

Herr Udo Schwing sagte: „Was machst du für Vorschläge!"

„Laß sie nur, laß sie nur!" rief der Onkel fast angstvoll.

Die jungen Maler fanden es nicht für nötig, ihr Erstaunen ganz zu unterdrücken.

Der Graf wendete sich lächelnd zur Gräfin. Und Herr Udo Schwing sagte noch einmal: „Ei, ei, ei, was machst du für Vorschläge!"

Einer der jungen Maler klopfte Herrn Udo Schwing auf die Schulter, als wollte

er etwa sagen: Das ist eine tolle Geschichte.

Das gute Mädchen begann sich unsicher zu fühlen, blickte im Kreis umher und suchte wie ein verirrtes Schaf mit ängstlich scheuen Augen nach der Mutter.

Zu Udo Schwing trat Evas Bräutigam, der Onkel, die Maler. Es wurde ganz unumwunden herzlich gelacht, und Marie fühlte die Blicke von neuem auf sich gerichtet.

Da traten ihr die Thränen in die Augen, sie stürzte zu der Gräfin, verbarg den Kopf an deren Brust und schluchzte anhaltend laut und ungezügelt, wie nur ein Kind es thut.

Da trat der Graf zu Marie, klopfte ihr auf die Schulter und sagte gewissermaßen entschuldigend, indem er lächelnd von der Tochter auf die Gäste blickte: „Nur Henglinsche verstehen so zu weinen.“

Tiefe Stille trat ein. Man war überrascht. Die ganze Scene hatte etwas Unbeschreibliches. Nur Georg sagte auf eine trockene und durch das Benehmen der Schwester verstimmte Weise: „Die kann noch ganz anders heulen, das müßtet ihr einmal hören.“

Der Onkel trat zu der Gruppe von Mutter und Tochter und sagte, während er seiner Nichte innig über das Haar fuhr, zu der Gräfin gewendet: „Das himmlische Kind!“

„Sie ist müde, die Marie,“ entgegnete ihm die Gräfin. „Es ist spät geworden; komm, mein Herz.“

Die Gräfin erhob sich, legte der Tochter den Arm um die Schulter und führte sie, die nicht wieder aufblickte, aus dem Zimmer.

— — — — — — — — — — —

Dorothea hatte seit dem Ende der Vorlesung noch kaum ihre Stellung verändert und hatte mit niemand gesprochen.

Wie eine Übermüdung und zugleich heftige Erregung war es über sie gekommen. Sie mochte in der fremden Umgebung sich selbst fremd geworden sein. Unsere Persönlichkeit ist ein wunderliches, sich uns unter den Händen gestaltendes Ding.

Neue Umgebung bringt neue Gedanken, neue Auffassung. Uns ungewohnte Verhältnisse können mit einemmal die Lebenskeime, die ungeweckt in uns liegen und die in diesen neuen Verhältnissen gedeihen würden, groß ziehen.

So erging es unserer Dorothea; in diesem harmlos heiteren Treiben, das nur von Glück und Schönheit bewegt zu sein schien, entfaltete sich Zurückgehaltenes, Unbewußtes wie eine schöne Blume. Ohne Bedenken neigte sie sich diesen Abend, an dem ein jeder sich den besten, glücklichsten Seiten seiner Natur hingab, ihrer Liebe mit einem süßen Bewußtsein zu, ohne Fürchten, ohne Denken.

Sie wußte klar, daß sie glücklich und froh war, und fühlte das mit einer wunderbaren Erregung. Es war ihr, als wenn an diesem Abend über ihr, wie über allen, ein Sonnenglanz von Freudigkeit läge.

Herrlich ist das erste Auftauchen eines Glücksbewußtseins, das erste Auftauchen einer tiefen Liebe, ehe das Leben dem freien Gefühle Fesseln aller Art angelegt hat, ehe es diese Liebe, die rein und ebenmäßig gestaltet auftaucht, in das Übermächtige gesteigert und ihr irdische Schwere angelegt hat; und kurz ist solch eine Zeit, in der das Herz sein schönstes Geschenk verbergen kann, ehe das Leben Ansprüche an dies Geschenk macht, Abgaben verlangt, sich erlaubt, über die Anwendung des Geschenkes zu verfügen.

Wenn die kleine Dorothea gewußt hätte, wie das Leben verfährt, sie würde schon mit Mißtrauen der Vorlesung des Herrn Udo Schwing gefolgt sein. Sie würde diesem Spiel der Leidenschaften, dieser Erregung, dieser kühnen Darstellung einer rückhaltslosen Liebe, die Herr Udo Schwing vorführte, mit Bangen gefolgt sein und erkannt haben, daß mit dieser zufälligen Vorlesung das Leben schon seine Hand auf ihr noch nicht entschleiertes Bewußtsein gelegt habe.

— — — — — — — — — —

Als Stephan zu Dorothea trat, war er von dem wunderbaren Ausdruck in den Augen und dem Wesen seines Schützlings betroffen, und mit einer ihn selbst erstaunenden Sorglichkeit dachte er: ob es dem guten Kinde zu viel geworden ist? sie ist solches Leben wenig gewohnt.

Er setzte sich zu ihr, und ein langer, wie es schien, forschender Blick des Mädchens traf ihn.

„Nicht wahr, Sie haben wenig in Ihrem Leben gelesen?“ sagte er.

„Wohl nicht viel,“ erwiderte sie.

„Das ist gut,“ entgegnete er, „lesen Sie auch nicht viel, nicht vielerlei, und warten Sie noch lange Zeit, ehe Sie unsere moderne Litteratur kennen lernen. Man muß schon einen festen Standpunkt im Leben haben, wenn man ruhig den modernen dichterischen Erscheinungen seiner Zeit gegenüberstehen will. Man muß wissen, um sie würdigen zu können, dies und das sind die Schwächen der Zeit und die Vorzüge der Zeit, in der sie entstanden, man muß sie, verstehen Sie mich, mehr als beeinflußt, nicht als einflußreich betrachten; damit stellen wir uns ihnen gleich klug gegenüber, können ihre Vorzüge ungehindert bewundern und sind nachsichtig gegen ihre Mängel, denn die Zeit, in der ein Kunstwerk entsteht, thut ihre gehörige Arbeit daran und schmuggelt diese Arbeit zwischen die Bemühungen des Dichters mit hinein. Sehen Sie, mein künftiger Vetter, Herr Udo Schwing, ist ein tüchtiges Talent, hat die schönste Begabung; aber er wird von der Zeit wie von einem Strom mit fortgerissen und kann auch nicht eine Bewegung freiwillig thun. Während der Vorlesung,“ sagte Stephan lächelnd, „habe ich ihn immer so sehen müssen, wie er naß, mit an der Stirn geklebtem Haar, in seinem hellen Anzug und den vom Strom der Zeit verschobenen Stiefelschäften wie ein großer steifer Fisch in diesem Strome vorwärts schoß. Ich sehe leider solch ein Bild immer allzu deutlich vor Augen, so daß ich zu rechtem Ernste bei dieser Vorlesung nicht kam.“

Dorothea lachte. „Und was sind denn wohl die Fehler und die Vorzüge, in denen der Herr schwimmt?“

„Das will ich Ihnen sagen, so gut ich es weiß,“ erwiderte Stephan. „Wir stehen mit der Wahrheit auf einem sonderbaren Fuß. Die große Zahl der künstlerischen Arbeiten unserer Zeit trägt etwas Beunruhigendes an sich. Man fühlt, jeder hastet danach, die Wirklichkeit täuschend darzustellen. Man soll erstaunen, man soll die Wahrheit mit Händen greifen können. Man bemüht sich, aus der Kunst einen Doppelgänger der Natur zu machen, und leistet oft Erstaunliches. Ich sage Ihnen, es giebt wunderbare Dinge jetzt zu hören und zu sehen; aber so sehr man staunen muß über die Kenntnis, über die Bemühung der modernen Menschen, die das Leben getreu und gewissenhaft in der Kunst abspiegeln wollen, so will mich zum Beispiel dies Bemühen nicht erfreuen, nicht auf die Länge erfreuen. Ich habe zwar immer das angenehme sichere Gefühl, wenn ich einen unserer vorzüglichsten Romane gelesen habe, als hätte ich ein wohlgelöstes schwieriges Rechenexempel vor Augen. Ich muß dem Manne, der diesen Roman geschrieben hat, bei jeder Scene, jedem Satze fast, sagen: Das ist wunderbar richtig, das ist außerordentlich, da ist nichts dagegen zu sagen; das ist so; es ist zum Erschrecken dem ähnlich, was ich selbst kenne. Und trotzdem suche ich nach etwas, was der geschickte Mann vergessen haben muß, und während ich es suche und immer weiter lese, macht mich die unzweifelhafte Wahrheit, die getreue Schilderung fast ungeduldig. Mein Gott, sage ich mir, es ist ja richtig, das ist Wahrheit; aber wo ist das, was diese vorzügliche Schilderung mir lieb und teuer macht? Ich fühle nicht, daß dieser ganze Aufwand von Wahrheit durch einen mir vielleicht sympathischen, groß angelegten Geist gegangen ist, der mir mit den Scenen, die er mir vorführt, nicht diese Scenen allein giebt, sondern der mir diese Scenen giebt, um mir seinen Humor, seine Einsicht, seine Güte, seine Thorheit und sein heiligstes Wollen, sein Ich zu geben.

Ich sage Ihnen," fuhr er lebhaft fort, „lesen Sie einen Schriftsteller, der Ihnen als Mensch aus seinen Werken entgegentritt. Und dann möchte ich Ihnen sagen, wenn Sie einen Dichter finden, dem vielleicht gelungen ist, das tiefste Leiden im Leben wie durch ein Wunder, durch eigene Anschauung versöhnend darzustellen, den halten Sie fest wie einen Freund, und freuen Sie sich, wenn er Ihnen Heiteres, Tolles und Gott weiß was vorführt.

Stephan hatte mit einem bei ihm nicht gewohnten Eifer gesprochen. Er hatte wohl kaum bemerkt, wie die Gesellschaft sich aufzulösen begann, daß die Bräute schon die letzten Abschiedsworte mit ihren Verlobten tauschten, ein munteres Händedrücken zwischen den Mädchen und den jungen Künstlern, dem Onkel, dem Grafen bewegte sich um Dorothea und Stephan.

Als er aufblickte, sagte er: „Da sind sie schon so weit. — Nun, Fräulein Dorothea, nach allem, was ich gesagt habe, müssen Sie nicht denken, daß ich Herrn Schwing nicht für einen ganz vortrefflichen Menschen halte. Er hat Talent. Er gefällt mir gut. Daß die Alma ihn liebt, ist mir das beste Zeugnis für ihn. Leben Sie wohl." Er gab ihr die Hand und sagte: „Vielleicht weiß ich, weshalb ich Ihnen die lange Rede hielt. Schlafen Sie wohl."

Christine und Eva traten auf Dorothea und Stephan zu.

Christine sagte lachend: „Jetzt ist es spät genug. Stephan, geh mit dem Onkel, eure Zimmer liegen nebeneinander, du weißt deins, gute Nacht." Und Stephan erhielt seinen Gutenachtkuß von Christine, von Eva. Alma kam auch dazu, und Stephan war umringt von den schönen Geschöpfen, die ihn auf das vertraulichste und unbefangenste küßten.

Er trat aus dem Kreis der Mädchen auf die Gräfin zu und küßte dieser ehrerbietig die Hand.

Ehe er aber aus der Thür ging, fühlte er noch einmal Dorotheas Hand in der seinigen, sah den welken Rosenkranz über der Stirn seines Schützlings, die dunklen Augen froh und ruhig auf sich gerichtet.

Als sie miteinander nach ihren eine Treppe höher gelegenen Zimmern gingen, sagte der Onkel zu Stephan: „Ihre kleine Freundin ist ein schönes liebes Kind." Vor Stephans Augen stand, als der Onkel das sagte, noch die Gestalt Dorotheas; er sah ihren heiteren Blick unter dem matt gewordenen Rosenkranz so lebhaft, daß er kaum zu bemerken gebraucht hätte, daß sie nicht mehr neben ihm stand.

Und er sah diesen heiteren Blick mit Genugthuung, wie eine Mutter auf ihr Kind blickt, das durch ihre Fürsorge eingeschlummert ist.

Er war sich bewußt, ihr den erregenden, nicht wohlthuenden Eindruck der Vorlesung durch sein letztes Gespräch mit ihr genommen zu haben.

So dachte er mit einem eigentümlich befriedigenden Gefühl an sie, wie an jemand, dem er wohlgethan hatte.

Welch wunderliche, unerwartete, entgegengesetzte Dinge aber entstehen aus dem, was wir Wohlthun nennen, aus dem, was wir Vorsicht nennen, was wir Güte nennen!

* * *

Stephan kommt. — Alma singt und Onkel Hensler schwärmt. — Stephan und Dorothea reden miteinander im Garten. — Eine dunkle Sommernacht und schwere Gedanken.

Es war eine wunderbare Atmosphäre in dem Heuglinschen Hause, welche jetzt noch in ihrer Eigentümlichkeit erhöht wurde durch die Vorbereitungen zur Hochzeit, durch die Beweise von Liebe und Anhänglichkeit, die von jeder Stunde wach gerufen werden in einer Familie, welche vor einem großen Lebensabschnitt steht.

Jede Äußerung dieser innigen Zusammengehörigkeit brachte so viel Schönheit, Güte und Reinheit zur Erscheinung, daß diese Glücklichen wohl eine der Vollkommenheiten, die in der Menschheit hin und wieder zu Tage treten, darstellten. Die Heiterkeit und Geschäftigkeit, die Wechsel-

wirkung einer liebenswürdigen Zärtlichkeit zwischen den Brautpaaren, den Eltern und den Geschwistern, das tägliche Erwarten und Begrüßen der Verlobten, alles war beglückend. Die schönen Menschen standen auf ihrer Lebenshöhe. Die bevorstehende Trennung, die alle liebevollen Gefühle auf einen kurzen Zeitraum zusammendrängte, war eine gutartige Trennung, die mit so viel Althergebrachtem, Gewohnheitsmäßigem, Notwendigem und Erfreulichem ausstaffiert war, daß man unter allem Drum und Dran kaum die immerhin ernste Wahrheit erkannte, die hin und wieder mitten in das rege Leben, mitten in die Heiterkeit hinein gemahnte: Es ist doch eine böse Sache um eine Trennung — eine böse Sache um einen Lebensabschnitt.

Solch verborgene Mahnung, die nur dumpf zu dem Herzen dringt, bringt die menschliche Natur zum Bewußtsein ihrer schönsten Kräfte. Gleichgültige Blicke und Worte erhöht sie zu liebevollen. Jedes Thun läßt sie von Herzen kommen. Zartheit ist dann zu finden, wo früher Unbedachtsamkeit war, das Alltägliche scheint zu verschwinden und das, wie es auf Erden nicht ist, das ewig Neue, ewig Erfreuliche, scheint hereinzubrechen.

Solche Zeiten währen kurz und tauchen selten auf. Aber solche Zeiten sind es, die unsere Vergangenheit uns lieb und heilig machen. Derjenige, der von der wohlverborgenen Wahrheit in der Heuglinschen Familie am häufigsten den Schleier lüftete, der über die nahe Trennung gebreitet lag, war der Onkel.

Er konnte es nie unterlassen, wenn einmal zufällig alle im Zimmer versammelt waren, zu sagen: „Da sind wir ja noch einmal alle beisammen!“ worauf er die nächststehende Nichte in voller Rührung an sein freundliches Herz drückte, seiner Schwester innig die Hand schüttelte, die ganze Reihe der Kinder mit liebevollen Blicken überschaute und so mit einemmal alle in eine wehmütige Stimmung untertauchen ließ.

An einem Abend dieser Tage kamen einige Gäste, und Alma sang und Christine begleitete sie.

Der Flügel hatte seinen Platz in der Mitte des großen Zimmers. Alma stand in einem weißen, durchsichtigen Kleide hinter Christinens Stuhl. Während ihre weiche volle Stimme durch das Zimmer zu der offenen Thür in den dunklen Garten hinaustönte, schien sich die ganze Weihe ihrer Schönheit, ihres Glückes, ihres Friedens auf sie herabzulassen. Es war ein unbeschreiblicher Anblick, dieses junge prächtige Mädchen, welchem in der Ruhe seines Glückes eine getragene hoheitsvolle Melodie von den Lippen floß. Sie war in dieser Stunde der Inbegriff der Schönheit, die wir zu sehen gewohnt sind, wenn ein gottbegabter Künstler uns das Schönheitsbild seiner Seele vor Augen stellt. Ihr Anblick, ihr Gesang ließ alle Anwesenden eine seltene freudige Stunde erleben.

Als sie geendet, eilte der Onkel Friedrich auf sie zu, lag auf den Knien vor ihr, hatte ihre Hände gefaßt, war wieder aufgesprungen — alles mit einer Lebhaftigkeit und Leidenschaft, die man dem Guten kaum zugetraut hätte — und sagte: „Du liebes gottgesegnetes Kind!“

Der Verlobte Udo Schwing kam auf sie zu, langsam, fast unentschlossen, bog ihr den Kopf herab und küßte sie auf die Stirn. Er hatte diesen Abend wieder ganz besonders das Ansehen, als käme er von einer Landpartie, der kleine gedrungene Mensch; aber trotzdem, wie er neben seiner Braut stand, hatte man das Gefühl, daß er von dem Werte des herrlichen Geschöpfes, das ihn mit seiner Liebe beglückt hatte, durchdrungen war, und wie sie auf ihn blickte, ruhig und liebevoll, schien die große Verschiedenheit des Paares sich auszugleichen.

„Singe noch, mein Herz,“ sagte er.

Sie nickte ihm kaum merklich zu, blätterte in den Noten, flüsterte ein paar Worte mit Christine, und wieder schwebten die sanften vollen Töne durch das Zimmer in die Nacht hinaus.

Eine zarte Gestalt mit vorgebeugtem

Kopfe lauschte hingegeben andächtig. Sie saß neben den jüngsten Schwestern, auf ihrem Gesicht lag ein träumerischer glücklicher Ausdruck, ein solches Verlorensein in Gedanken, deren Wirkung sich in den Augen des Mädchens wiederspiegelte und ihr den Anschein gab, als wäre in ihr die dritte Braut zu finden. Die verlobten Heuglinschen Töchter trugen ihr Glück in ruhiger Würde, fast mit frauenhaftem Frieden. Ihre langsamen angenehmen Bewegungen verrieten keine Herzenserregung, und man hatte den Eindruck, wenn man sie beobachtete, daß sie auf geebneten Wegen gingen, auf denen es sich, ohne daß man viel Umschau zu halten braucht, bequem und angenehm wandeln läßt.

Auf der dritten jungen Gestalt lag auch eine sanfte Heiterkeit. Aber wer sie beobachtete und wer sie noch vor kurzen Wochen gekannt hatte, dem mußte auffallen, welche Veränderung mit ihr vorgegangen war. Wer früher Dorothea gesehen, wie sie oft mit widerstrebendem Ausdruck unter Menschen saß und ihren Gedanken nachhing, der mußte von ihr den Eindruck gehabt haben, als wäre sie noch nicht recht erwacht, als müßten diese merkwürdig schimmernden Augen einmal ganz anders als nur durch ihren körperlichen Glanz leuchten, als könnte die biegsame Gestalt von einer durchdringenden gespannten Lebenskraft erfüllt und bewegt werden, die noch schlummerte. Jetzt war, was man an ihr vermißte oder für sie geahnt haben mochte, erwacht. Sie schien, während sie Almas Gesang lauschte, getragen von Empfindungen zu sein. Ihre Züge waren zarter geworden, und die Augen hatten endlich ihr Recht bekommen, so zu schimmern, wie es von Natur in ihnen lag. Sie verkündeten aber in dem vollkommenen Wachsein ihres Ausdrucks, daß sie ohne Ermüden lange Zeit hindurch so blikken könnten, so von höchsten Gefühlen belebt.

Das war der Unterschied, der zwischen ihr und den beiden Heuglinschen Töchtern bestand, deren friedlich glückliche Blicke man sich leicht von einem sanften Schlaf verhüllt denken konnte, in denen nur Frieden und Besonnenheit zu lesen war.

Menschen, deren Glück Vertrauen einflößen soll, müssen so blicken, daß man, während man sie beobachtet, an ihren Schlaf, an ihr Wohlbefinden, an ihre hübsche Kleidung, ja an ihren angenehm besetzten Tisch, an ihre Reisen denken kann. Die aber, denen das Glück übermächtig erregend aus den Augen sieht, beängstigen uns, sie schauen nach Hilfe aus, nach Hoffnung, sie flehen um Bestand, denn wir sind im Leben nur dann ganz wach, ganz unser selbst bewußt, wenn wir es notwendig sein müssen, wenn wir einen Verlust mit aller Kraft abwenden möchten.

Während des Gesanges trat durch die offene Gartenthür Stephan Rang ein, setzte sich, ohne daß er eine Störung verursachte, auf einen Sessel nahe der Thür und lauschte mit den übrigen. Er war der stets willkommene Gast im Hause. Die Gräfin nickte dem Eingetretenen, als sie ihn nach einer Weile bemerkte, freundlich und erfreut zu, und auch von den Töchtern und Söhnen erhielt er seine stummen Grüße.

Er war schon oftmals gegen Abend gekommen und hatte sich in dem Hause seiner Verwandten dann tagelang aufgehalten. Nach dem schönen Feste war er eine Zeit lang geblieben, dann war er wiedergekehrt; zwischen seiner Abreise damals und seiner jetzigen Ankunft lag eine Woche.

Nachdem der Gesang geendet, wurde er von allen Seiten fröhlich begrüßt. Georg hing sich an seinen Arm und die jüngste Tochter an den anderen. So wandelten die drei, während die übrigen plauderten und hier und dort im Zimmer verteilt saßen, miteinander auf und nieder.

„Weißt du, daß Tante Luise Wangemann kommen wird? allernächster Tage schon?“ sagte Georg zu Stephan. „Hast du sie denn besucht?“

„Nein,“ sagte Stephan, „wo wohnt sie, wer ist sie?“

„Ganz in der Nähe von Schöngardts. Dorothea hat sie oft auf der Straße ge-

sehen. Die sagt, sie wäre eine närrische alte Person, sehr geschäftig und eilig."

„So."

„Wir kennen sie gar nicht," erzählte die Jüngste. „Sie kam nie zu uns, unsere Tante hätte das so gewollt aus irgend einem Grunde. Ein einziges Mal soll sie dagewesen sein, als Alma noch ganz klein war, und da hätte sie bestimmt gesagt, daß sie zu Almas Hochzeit kommen würde. So werden wir sie jetzt sehen."

Marie und Georg teilten Stephan im Auf- und Niedergehen ihre Vermutungen über die Tante Luise Wangemann mit und waren beide mit deren Kommen nicht einverstanden.

Stephan schien dieser Mitteilung wenig Aufmerksamkeit zu schenken, und Georg fiel es auf, daß er nachdenklich war. Er hing sich deshalb seinem Vetter noch fester an den Arm, blickte ihn zutraulich an und frug: „Nun, Stephan?"

„Was ist's, mein Junge?"

„Du weißt's schon," sagte Georg, indem er zärtlich seinen Kopf an Stephans Arm schmiegte.

„Was meinst du, Georg?"

„Ich denke, daß dir etwas fehlt," erwiderte der Knabe.

„Sieh mal einer an, wie klug du bist," sagte Stephan, schlang seinen Arm um des Knaben Schulter und drückte das Kind an sich.

„Du bleibst doch noch lange bei uns?" frug Georg. „Du gehst doch nicht bald wieder?"

„Wie kommst du darauf?"

„Weil mir das von allem, was mir geschehen könnte, am leidsten thäte."

„So," sagte Stephan und lächelte. „Was für ein kleiner Egoist du bist!"

„Was ist das, Egoist?"

„Das ist etwas, was wir alle sind und was uns sehr schwer fällt, nicht zu sein. Du wirst es schon einmal erfahren. Es könnte wohl sein, daß ich ginge, daß ich heute zum letztenmal hier wäre," sagte er bewegt.

„Ach, nicht doch! Was fällt dir ein!" rief Marie, die bis jetzt, ohne etwas dazwischen zu reden, den beiden zugehört hatte. „Das darfst du nicht; du willst uns ja helfen! Nein, das ist gar nicht möglich, daß du gehst."

„Ich denke zu gehen, Marie," erwiderte Stephan kurz. „Wir wollen davon schweigen. Vor der Hand braucht niemand etwas davon zu erfahren. Hört ihr?"

„Ja," sagten die beiden mit niedergeschlagenen Mienen und ließen wie auf Verabredung Stephans Arme los, als müßte er gleich im Augenblick auf und davon.

„Aber," sagte Marie, „das ist nicht recht von dir, Stephan. Wir waren doch alle so freundlich zu dir. Mama wird das gar nicht lieb sein."

Sie betonte dies „gar nicht" ganz auffallend und belud es mit ihrer ganzen Ungnade.

Stephan nahm Mariens Hand in die seinige, sah sie lächelnd an und sagte: „Nicht ärgerlich werden über Dinge, die du nicht durchschauen kannst, kleine Marie. Merke dir das; wenn du eine hübsche kluge Frau bist, wirst du sehen, wie gut es ist, wenn du meinem Rate folgst."

Er drückte ihr freundlich die Hand und trat zu seiner Tante, der Gräfin, mit der er längere Zeit sich heiter unterhielt.

— — — — — — — — — — —

Nach dem Abendessen gingen die Gäste und die jungen Leute in den Garten hinab. Während alle aufbrachen, um hinauszugehen, sprach Stephan diesen Abend das erste Wort mit Dorothea.

„Ich bitte Sie, Fräulein Dorothea," sagte er, „darf ich Sie ein Stück begleiten?"

Sie antwortete nur, indem sie mit ihm die wenigen Stufen hinabschritt, die zu dem Garten führten. Es war eine jener köstlichen Sommernächte, still geheimnisvoll atmend und dunkel. Sie gingen miteinander unter den hohen Linden, in deren Kronen die Dunkelheit dicht versank und sie in sich aufzulösen schien. Von der Straße aus schimmerten ein paar Laternen durch das dichte Blätterwerk. Man hörte hin und wieder Schritte von den

Wandelnden im Garten, aber der Friede der Sommernacht lag ungestört schwer auf den Laubmassen, auf dem wärmedurchströmten Rasen, in den Straßen, auf den Häusern.

Weithin über der Stadt, weithin über der weitesten Ferne lag tiefes Schweigen. Jeder Laut erschien fremd und geheimnisvoll, jede Lebensregung verstummt. Alles Leben, alle Bewegung hatte sich in die Ströme von Duft geflüchtet, die aufsteigen von den Wegen, aus den Feldern, von blühendem Korn und aus den warmen Laubmassen.

Dorothea und Stephan gingen schweigend den breiten Lindenweg miteinander.

Es war wenige Tage vorher, da gingen sie denselben Weg zur selben Zeit Hand in Hand.

Beiden war der Gedanke an diese Stunde gegenwärtig, in der die kurze betrügerische Nacht vor ihren Augen alles verhüllte und sie hatte glauben lassen, wie schon viele, daß solche tiefe Dunkelheit, solche Einsamkeit, solche Weihe nicht wieder schwinden würde. Sie gedachten beide jener Stunde, die mit ihrer alten, durchdringenden Finsternis die eigenen Herzen, die eigene Erfahrung ihnen verhüllt hatte.

Sie gedachten beide eines einzigen Augenblickes, den diese Stunde gebracht hatte, eines Augenblickes, der sich aus der Dunkelheit gehoben, der seine Macht sie schon fühlen ließ, ehe er hereinbrach, der jedes Gespräch, jedes gegenseitige Verständnis im voraus durchbebt hatte, der ihre Worte vor sich hergetrieben wie ein nahendes Wetter den Sturm und die Staubwolken, so daß sie ihre unschuldigen Gedanken selbst kaum mehr erkannten.

Ein nahendes Unwetter scheint Feuer, scheint Aufruhr und ungekannte Elemente vor sich herzuwehen, und es ist doch nur der alte Erdenstaub, den es aufwirbelt, den wir so gut kennen, wenn er ruhig zu unseren Füßen liegt.

Die Erinnerung an diesen Augenblick hatte die ganze Woche in beiden fortgelebt, die kleine Dorothea in einem befangenen Traumleben gehalten, in ihr die lieblichste Veränderung hervorgebracht, hatte ihren Schritten etwas Leichtes, Schwebendes gegeben, sie sich selbst lieb gemacht, sie fast hinsterben lassen in einer beseligenden Sehnsucht und wieder in Erinnerung und wieder in Sehnsucht, und hatte ihr den Sommer, die schönen Morgen, jedes einsame Stündchen als etwas Banges, Süßes erscheinen lassen.

Stephan war auch von der Erinnerung nicht frei gelassen; aber besorgt und gedankenvoll war er in den Räumen seines einsamen Hauses von ihr hin- und hergetrieben. Er war stundenlang in dem Garten auf- und niedergewandelt, tief bewußt, daß er einen innigen Anteil an seiner kleinen Freundin genommen habe — vom ersten Sehen an — und daß er sich dem Interesse, das er zu dem Mädchen gefaßt, wie einem angenehmen Zeitvertreib hingegeben. Er dachte daran, mit welchem Gefühl er ihr etwas Gutes gesagt oder ihr zu etwas Angenehmem verholfen hatte und mit welcher Freude er dies gethan, und stellte sich ihre harmlosen dankbaren Augen vor und ihr folgsames Zuhören, wenn er sprach. Dann sah er wieder, wie sie ihn, als er das letzte Mal spät bei Heuglins ankam und allein im Speisezimmer sein Abendessen einnahm, mit einer rührenden Befangenheit sorgsam bedient hatte. Er sah sie immer in einer um Hilfe bittenden Zartheit vor sich, nie besonders heiter, nie so, daß er hätte sagen können, daß sie bezaubernd sei. Sie hatte, wenn ihm auch keine besonders reizvollen Geistesgaben an ihr aufgefallen waren, ihn dennoch gefesselt.

Es war ihm wohlthuend gewesen, als man sie im Scherz seinen Schützling nannte. Er fand sich wahrhaft beglückt, wenn er sie durch einen Gedanken, durch irgend eine Mitteilung belebt hatte, und vergegenwärtigte sich, mit welcher Andacht sie hörte und aufnahm.

Dann, wenn jener entscheidende Augenblick wieder vor ihm auftauchte, fühlte er mit einem angstvollen Schrecken ihre Innigkeit. Er empfand, wie sich ihre

beiden Hände an die seine klammerten. Es war ihm, als sähe er ihre Augen mit all den Sorgen, seinen eigenen Sorgen erfüllt, die er für sie und sich empfand, die in ihrer Seele gewiß noch nicht wohnten. Nein, gewiß nicht, dachte Stephan, in ihr wird Unbewußtheit sein. Und wieder sah er sie so rührend, so hilfesuchend vor sich und so wie neugeschaffen durch ihre Liebe zu ihm, daß er verzweifelt die Hände vor die Augen preßte. Dann hatte sich ihr Bild wieder verwandelt; er sah sie leidend, in Sehnsucht, aber in tiefer Ruhe. So wird dein Schicksal sein, du armes Herz!

Wir wollen nicht Schuld, nicht Unruhe auf uns laden. Leide, da es sein muß, wenn dein Herz noch halb schläft. Wir werden uns nicht wieder sehen! Und so sah er sie mit einem schweren, unabwendbaren Schmerz, der über dem jungen Haupte liegen würde, vor sich, so daß ihn dieser Anblick unendlich bewegte.

Mit dem Entschluß im Herzen, sie nicht wieder zu sehen, verbrachte er Tage in ernster Beschäftigung, die auf seine Abreise Bezug hatte, im Ordnen von Briefen, von Büchern. Er hatte die Überwachung seines Besitzes und die Erledigung einiger Geschäftsangelegenheiten, die mit der Erbschaft in Verbindung standen, einem guten Advokaten übergeben und war bereit, seine Reise durch Deutschland schon jetzt anzutreten. Er hatte sein Haus sorgsam bestellt, seine Gedanken ernst überwacht und so eine Woche angestrengt gelebt — angestrengter, als es wohl den Anschein gehabt haben mochte. Er sah am Ende dieser Tage auffallend bleich aus. Seine großen, festen Züge waren ungewöhnlich ernst, denn von jenem gewinnenden, überraschend freundlichen Zug waren sie die Zeit her nicht einmal heimgesucht worden. Ein kleine Abänderung war in dem Plan seiner Abreise eingetreten. Er wollte nicht schriftlich, sondern mündlich von Heuglins Abschied nehmen. Er konnte Dorothea nicht in dem Glauben lassen, daß er gedankenlos von ihr gegangen sei. Sie sollte wissen, daß er mit ihr litte. Das glaubte er ihr schuldig zu sein.

So war er ernst und fest den Abend bei Heuglins während des Gesanges eingetreten, und so ging er mit Dorothea schweigend durch den dunklen Lindengang. Endlich sagte er: „Ich kam, um Abschied zu nehmen, ich habe eine Reise vor.“

Er lauschte auf eine Erwiderung, auf einen Atemzug des Mädchens, das leise und langsam neben ihm herging. Sie erwiderte nichts. Während er bewegt den Kopf zu ihr hinbeugte, um, trotz der Dunkelheit, eine Lebensäußerung auf ihren Zügen zu lesen, fühlte er ihre Hand leicht auf seinem Arm liegen, und sie sagte:

„Das ist der Abschied für immer!“

„Für immer!“ wiederholte er.

„Und schon jetzt,“ flüsterte sie.

Stephan sagte scheinbar ruhig und trocken: „Es muß so sein.“

„Gewiß,“ erwiderte sie in einem rührend zustimmenden Ton.

Sie blieb stehen und lehnte sich an einen Lindenstamm, ruhig und schweigend. Stephan stand vor ihr. Es war, als wenn die Dunkelheit, die in die Kronen der mächtigen Bäume gesunken war und diese aufzulösen schien, auch die sanfte Gestalt mit in sich aufgenommen habe.

Nach einer Weile klang aus dieser tiefen Nacht eine schüchterne Stimme an sein Ohr. Dorothea frug kaum hörbar: „Darf ich jetzt noch fragen und sprechen, was ich will?“

„Alles!“ flüsterte er bewegt, und sie gingen miteinander im Dunkel der Linden entlang.

„Sie gehen,“ frug sie so leise, daß er sich, um sie zu verstehen, ganz herabbeugen mußte, „Ihret- und meinetwegen und wegen —“

Sie sprach nicht aus.

„Ja, Dorothea.“

„Denken Sie böse von mir?“

„Wie sollte ich!“

„Dann seien Sie,“ bat sie mit zitternder, hinsterbender Stimme, „jetzt gut, sprechen Sie nicht so gleichgültig und nicht so hart.“

Er nahm ihre Hand in die seinige. „Wir müssen ernst und vernünftig sein, Dorothea."

„Ja gewiß! Wir wollen unter den dunklen Bäumen hervor. Man sieht sich gar nicht. Kommen Sie."

Sie bog die tief herabhängenden Zweige einer Linde beiseite und sie standen vor einer weiten Rasenfläche. Nach der Finsternis in dem Lindengang schien es hier fast hell zu sein.

„Nun sehen wir uns," sagte sie und blickte ihn lange an. „Es ist doch gut, daß man vom Abschied nicht zu früh erfährt und erst dann, wenn er da ist. Das muß erschrecklich sein, wenn man ihn so langsam kommen sieht, so immer näher und näher. Wenn dann die Gegenwart auch noch so schön wäre — dann ist sie nichts mehr!"

„Armes Kind," sagte Stephan fast tonlos und blickte mit einer Spannung in den Zügen auf ihr hübsches braunes Haar, auf ihre Gestalt. Er zwang sich, nicht mit ihr zu reden, und hielt nur zaghaft ihre zitternde Hand.

Mit einemmal hob Dorothea ihr Köpfchen und frug: „Sagen Sie mir, wer soll mich dann trösten? Ich darf ja niemand klagen."

„Guter Liebling," sagte er in derselben ruhigen Fassung, von der er noch nicht gewichen war. „Ich habe einem Herzen wehe gethan und muß ihm wehe thun — darunter leide ich schwer. Ich möchte wie noch nie ein Mensch um Verzeihung bitten, daß ich war, wie ich war. Ich hätte eher verstehen und fühlen müssen. Wir dürfen davon nicht reden," sagte er kurz. „Wir dürfen uns nicht gehen lassen, Dorothea!"

„Das ist hart," flüsterte sie ihm leise zu. Sie richtete sich mit einemmal gerade auf, strich sich das Haar zurück und sagte: „Ich verstehe Sie und will es Ihnen gewiß nicht schwer machen. Aber denken Sie doch, Sie haben alles überlegt, wie Sie mit mir sein wollen, wenn wir uns wiedersehen, und haben Entschlüsse gefaßt. Und ich muß Ihnen gestehen, ich habe gar nichts gedacht und gar keine Entschlüsse gefaßt — und habe nur immer eins gefühlt, nur immer eins. Deswegen finde ich mich nicht so schnell." Hier hielt sie inne und preßte beide Hände auf ihre Brust. „Ich möchte Sie fragen," sagte sie dann ruhig, „ganz einfach und ganz in Freundlichkeit und Liebe zu ihr: Sage mir, wie deine Frau ist?"

„Mein liebes Herz," sagte Stephan bewegt und strich ihr einmal sanft über das Haar. Ihr Köpfchen lag ihm an der Brust.

„Du möchtest mir es nicht sagen," erwiderte sie. „Dann will ich es sagen; ich habe heute nacht lange, lange an sie gedacht. Sie sieht gütig aus — vornehm — so wie ich es nicht gewohnt bin; mir war es erst ängstlich, an sie zu denken. Und sie sieht schön neben dir aus. Sie paßt zu dir. Sie ist ein ganz klein wenig kalt, so wie du es auch jetzt mit mir bist, weil sie, wie du jetzt, es für gut findet, so zu sein."

Dorotheas Stimme zitterte; sie war von Thränen belastet.

„So sahst du sie?" frug Stephan.

„Ja."

„Sahst du sie so," frug er weiter, „daß es dir unmöglich war, zu denken, daß wir sie kränken könnten?"

„Ja," erwiderte Dorothea leise. — „Aber," fuhr sie fort und hob den Kopf, „verzeihe mir und denke nicht von mir, wie du es wohl könntest. Ich muß dir gestehen, daß ich mir nicht vorstellen kann, daß alles so ist, wie es ist. Ich kann und kann es mir gar zu oft nicht denken. Weißt du, wie du mit den Brüdern dich in deinem Garten jagtest, da habe ich sogar lachen müssen, als ich daran dachte, wie es mit dir ist. Und wenn wir miteinander waren, da habe ich es mir zuletzt gar nicht mehr vorstellen können, sonst wäre ich vielleicht anders mit dir gewesen — aber vielleicht auch nicht," flüsterte sie hastig, „denn du weißt es nicht." — Hier brach sie ab. — „Wann gehst du?" frug sie nach einer Weile.

„Morgen früh."

„Dann lebe wohl," sagte sie ruhig und gab ihm die Hand. Dann nahm sie dieselbe, drückte leise ihre Lippen darauf und sagte: „Du Liebling!" und setzte kaum hörbar hinzu: „Das dürfen nur Leute sagen, die sich lange kennen, die sich lange zu haben gedenken. Leb wohl."

Er drückte ihr fest die Hand und sprach nichts. Dann stand er allein und hörte gespannt auf ihre Schritte, bis sie verklungen waren.

Er war fest geblieben. Er hatte das Aussprechen jeder Regung in sich besiegt. Er hatte das, was er thun wollte, gethan. Aber er fühlte sich tief im Herzen verwundet und hatte die schwerste Stunde seines Lebens zu durchleben.

Er bog die Zweige wieder zurück und stand in dem dunklen Lindengang, ging wie im Traum langsam vorwärts und ließ sich auf eine Bank nieder.

Hier blieb er sitzen, stützte den Kopf in die Hände und fühlte sich tief getroffen. Jetzt erst stand es ihm klar vor der Seele, daß er das Schwerste gethan, was unserer Natur hier auf Erden zugemutet werden kann. So einfach und selbstverständlich ihm sein Thun geschienen, hatte es ihm doch mehr Anstrengung, mehr Kraft gekostet, als er sich vorgestellt. Er fühlte, als er sich vergegenwärtigte, daß er Dorothea von dem nächsten Tage an wohl schwerlich je im Leben wieder begegnen würde, eine grenzenlose Sehnsucht nach ihr. Der Gedanke, sie in Wahrheit nicht wiederzusehen, hatte in diesem Augenblick etwas Vernichtendes, Unerträgliches für ihn. Und es erhob sich ein tiefes Mitleid in seinem Herzen um das arme Kind, das durch ihn, wenn auch durch sein bestes Wollen, das er für sie an den Tag gelegt hatte, in vielleicht langes und nicht zu ermessendes schweres Leiden gestoßen wurde. Jedes ihrer Worte, das er sich zurückrief, riß ihn am Herzen, und sein Benehmen ihr gegenüber erschien ihm herzlos.

So saß er in dumpfem, schwerem Empfinden. Die feste Ruhe, welche ihn diese ganze Woche belebte, war, nachdem er mit seinem Vorhaben abgeschlossen hatte, von ihm gewichen. Und Unruhe und Kampf waren erst jetzt eingezogen, nachdem der Weg wieder klar vor ihm lag.

Er bereute nicht, was er gethan, aber trug an dem, was er erreicht hatte, wie an einer unwillkommenen Last.

Nachdem er lange in dem dunklen schwülen Lindengang geweilt, machte er sich auf, um in das für ihn jetzt verlassene Haus zurückzugehen, um heute noch von den Verwandten Abschied zu nehmen. Er wußte, daß er Dorothea dort nicht mehr finden würde. Aber als er unter den Linden hervortrat, waren die Lichter im Hause schon alle gelöscht und es lag in tiefem Dunkel.

Dieser Anblick durchfuhr ihn. Es mußte schon sehr spät sein. Er hatte die Zeit nicht gehen fühlen, und diese Erfahrung zeigte ihm beunruhigend, wie tief er befangen war. Morgen erst mußte er sich bei Henglins verabschieden — morgen erst.

Das war ihm erschreckend. Der Gedanke legte sich lähmend über ihn. Er machte ihn schwindeln. Bei der Überwindung, das Ziel zu erreichen, erschien ihm ein Aufenthalt, eine Erschwerung als unerträglich. Er atmete tief auf, stand und blickte zu den dunklen Fenstern; wie lange? — wieder eine lange Zeit. Endlich schritt er auf eine Thür zu, welche man für ihn offen ließ, damit er, ohne zu stören und ohne gestört zu werden, sein Zimmer aufsuchen konnte, wann es ihm beliebte. Er trat ein, blieb aber, die Thürklinke in der Hand, stehen und blickte nochmals in die Nacht hinaus. Da hörte er leise Schritte in seiner Nähe. Es war ihm so, als wenn er Schritte hörte. Das Herz stockte ihm in einem Strom von Empfindungen, der ihn mit sich fortriß, und er lauschte angestrengt. Er schien sich getäuscht zu haben und lauschte wieder. Da, ehe er sich fassen konnte, die Schritte in seiner nächsten Nähe zu hören, fühlte er seine Hände ergriffen.

„Ich wollte dich noch sehen," flüsterte ihm eine zitternde Stimme zu, „und ich fürchtete, du wärst schon fort."

„Dorothea!" rief er überwältigt und schloß sie in seine Arme. „Du süßes, unkluges Mädchen!"

Sie ruhte an seiner Brust, ohne Bewegung. Er sah in dem Dämmerlicht, das durch die offene Thür drang, daß ihre Lippen halb geöffnet waren, wie zu einem Schmerzens- oder Jubellaut; aber er wagte es nicht, diese Lippen zu küssen, die seinen Kuß so ohne Widerstreben geduldet haben würden.

„Du bist ein böses armes Kind, du solltest mir folgen," flüsterte er und bog sich nahe zu ihr herab. „Ich bin dein Freund und bin klüger als du. Komm, geh schlafen, mein Herz!"

„Du bist ein böser Freund; da du nun kommst, schiltst du noch. Ich habe so lange hier auf dich gewartet," sagte sie auf eine ihn tief rührende Weise und fuhr mit unbeschreiblich weicher Stimme zu sprechen fort: „Du bist gar nicht klug, wenn du denkst, ich würde schlafen. Ich werde gewiß nicht schlafen — und werde auch morgen nicht schlafen — und dann auch noch lange nicht wieder. Wir nehmen für immer voneinander Abschied — das vergißt du ganz."

„Liebes Herzenskind," sagte er tief erregt, „du mußt mich nicht quälen. Wir müssen voneinander Abschied nehmen. Es ist für uns kein anderer Weg."

Er fühlte, wie die zärtliche Gestalt sich langsam von ihm löste; dann fühlte er, wie nur ihre Finger noch leicht auf seinem Arme ruhten.

Unaufhörlich hatte er die Empfindung gehabt — bei jedem Wort, das er gesprochen — als wäre er gezwungen, dieses gute, liebevolle Herz auf das grausamste zu töten. Er wußte kein Wort, das Wohlthat sein würde, und vermied jedes, das ihn und sie täuschen und in ein Glücksempfinden stürzen könnte, das ewig zu sein scheint und das der nächste Augenblick zerstören würde.

Seine schlanke Gestalt stand hoch aufgerichtet in der offenen Thür; sein Kopf war leicht auf Dorothea hingeneigt mit einem leidenden Ausdruck.

„Gute Nacht," sagte sie kaum hörbar. „Ich will jetzt gehen." Sie faßte nach seiner Hand.

Da schlang er seinen Arm um das Mädchen, preßte es an sich, hob ihr das Köpfchen, neigte sich zu ihr und drückte auf die offenen erschreckten Lippen einen langen, heißen Kuß.

„Laß mich," sagte sie und wehrte sich seiner Hand, die sich fest um ihren Kopf gelegt hatte, brach in einen Thränenstrom aus und sagte: „Ich bin ein dummes albernes Ding, und du bist gut. Nun geh nur und verzeih mir. Ich habe dir den Abschied recht schwer gemacht."

„Ja, mein Herz," und wieder hielt er ihr Köpfchen mit beiden Händen und neigte sich so nah zu ihr herab, daß er ihren Atem fühlen mußte.

„Könntest du nicht ein wenig länger bleiben?" frug sie zaghaft.

„Ja, ja," erwiderte er leise aus tiefster Seele.

„Mir ist es auch, als dürftest du das thun," sagte sie ruhig.

„Ja, mein Herz."

„Wenn du dann gehen willst," fuhr sie fort, „bei unserem nächsten Abschied wird es anders sein, da sei unbesorgt. Hier ist meine Hand!" Sie legte ernst und feierlich ihre Hand in die seinige und wiederholte: „Es wird dann anders sein. Ich werde klüger und kann mir, daß wir so gar nicht zueinander gehören, dann eher vorstellen, und daß es ein großes Unrecht ist, daß ich dich so sehr liebe und du mich auch etwas liebst." Das sagte sie auf eine ganz absonderliche leichte Weise, daß man an der Art, wie sie sprach, begreifen konnte, daß sie in Wahrheit noch nicht fühlte, was sie sprach. „Sieh einmal," fuhr sie weiter fort, „ich bin auch wie alle anderen, und wenn mir nun die große Liebe zu dir bestimmt ist, so mußt du noch ein bißchen bleiben und warten, bis es in mir klar ist, bis ich alles eingesehen habe und dann vielleicht nicht so sehr leiden muß. Wenn alles so schnell geht und man so sehr verwirrt ist, dann ist der Abschied sicher viel schlimmer."

„Ich bleibe noch, Dorothea."

Da faltete sie die Hände über der Brust und sagte so innig, so aufatmend: „Das danke ich dir!"

Sanft und behutsam legte er ihr den Arm wieder um die Schulter. Da hob sie die Hände wie bittend zu ihm empor, ohne zu reden.

„Was willst du, mein Liebling?" frug er zärtlich.

„Küsse mich nie wieder," sagte sie leise und befangen.

„Gieb mir die Hand," erwiderte er ernst. „Du bist ein liebes Kind. Ich sehe, wie über dem Leben dreier Menschen von jetzt an ein schweres Schicksal liegt. Wer wird ihm Einhalt thun? Ich weiß es nicht. Vielleicht ich nicht, vielleicht du nicht."

„Du wirst mich für ein schwaches, leichtsinniges Mädchen halten," erwiderte Dorothea. „Das bin ich auch." Sie stand aufgerichtet vor ihm. „Aber ich werde es nicht mehr sein," sagte sie, „glaub mir; ich werde ruhig sein. Ich verstehe mich selbst nicht, wie ich dich quälen konnte. Es war der Schreck, daß ich dich so mit einemmal fürs Leben nicht wiedersehen sollte. Mir war ganz, als müßtest du, weil ich dich so sehr liebe — als müßtest du noch ein Weilchen bei mir bleiben. Verstehst du?"

„Gewiß verstehe ich dich."

Sie bog seinen Kopf zu sich herab, neigte ihre Lippen zu seinen Ohren und sagte: „Wenn du ganz alt bist, sagst du ihr einmal — du weißt wem —, daß du einem dummen Mädchen einmal lieb warst. Du sagst auch, daß du sie lieb hattest, aber nicht so sehr und nur eine ganz kurze Zeit. Dann kannst du sagen, was für ein böses selbstsüchtiges Geschöpf die heute abend war. Dann wirst du sagen, wie sie sich besserte und wie sie dich ganz sanft gehen ließ, mit gutem Herzen. Und wenn sie dann fragt, was aus dem Mädchen geworden ist — und sie wird gütig fragen — dann wirst du sagen, daß du nichts wieder von ihr hörtest; und dann wird dir es selbst sein, als wäre alles nur ein Traum gewesen, der uns keine Sorgen, kein schweres Herz zu machen braucht, der kam und wieder ging und der uns so zurückließ, wie wir waren, ehe er einzog. — Nun leb wohl." Sie reichte ihm ruhig und sanft die Hand.

„Du liebes, liebes Geschöpf," sagte er innig.

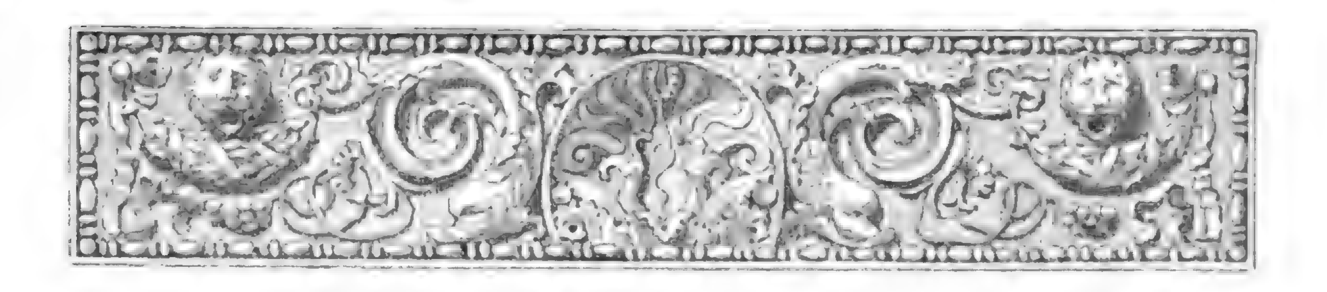
Sie lächelte ihm zu mit jenem ruhigen und friedlichen Glück in den Zügen, das noch vor kurzem die Heuglinschen Töchter von ihr unterschieden hatte. Dann schlich sie leise, unhörbar die Treppe hinauf.

Und er blieb regungslos stehen, lauschend, mit angehaltenem Atem. Jedes Geräusch, das feinste, ließ ihm das Herz fast stille stehen, solange er ihren leichten Schritt verfolgte, bis er endlich hörte, daß sie die Thür hinter sich schloß. Alle Angst, alle Erregung, die sein Liebling nicht empfand, als er sie die Stufen hinaufschlüpfen hörte, regte sich in seinem Herzen. Er zitterte, daß man das liebe Mädchen entdecken könnte, vergaß Zukunft und alle Bedenken und trug im Augenblick nur Sorge um sie; und als sie längst in Sicherheit war, fühlte er es noch in sich wie Fieber toben. Es war ihm furchtbar, sie einer für sie unübersehbaren Gefahr ausgesetzt zu wissen. Er hatte, während er ihren leichten Schritt hörte, das klare Bewußtsein von der unüberwindlichen Macht der unbarmherzigen Menschheit und sah das arme leichtsinnige Herz von schrecklichen Gewalten bedroht. Und in seinem Geist erhob sich ein Bild jener Macht, die wir Liebe nennen, wie es je in der Erkenntnis eines Liebenden aufgetaucht sein mag — ein Bild mit fremden, starren Zügen; nicht jenes freundliche, einschmeichelnde Bild, das liebevolle Herzen zu sehen glauben — nein, er sah Züge, vor denen sein Herz bebte — Züge, in denen eine furchtbare Tyrannei leuchtete — Züge, die unter ihrer Schönheit Grausamkeit, Sinnlosigkeit und Härte verbargen — Züge, die auf die Menschheit spöttisch zu blicken schienen, die aber von wenigen erkannt und durchschaut wurden, deren bösen Spott man für Lächeln hielt,

deren Sinnlosigkeit für Reiz, deren kalte Grausamkeit und Härte für ein mildes Regiment. Er sah das schwere Schicksal, was wir Liebe nennen, das auf der Menschheit liegt, klar vor sich. Er sah, wie es durch kluge, gesicherte Verhältnisse für viele unschädlich gemacht worden war. Er sah aber, wie es über die, welche sich mit einem Schritte nur aus den strengen Grenzen, die Schutz und Sicherheit versprechen, herauswagen, herfällt und sich ihnen in seiner wahren Gestalt zeigt, so daß diese in arge Verwirrung geraten, denn sie sehen die Beschützten unter scheinbar denselben Umständen, in denen sie leben, da lächeln, wo sie zittern, da selig sein, wo sie qualvoll leiden, da eine sanfte Thräne weinen, wo sie blutige weinten, und sehen sie da friedlich sein, wo sie mit zerrissenem gequältem Herzen keinen Schritt mehr gehen, keinen Atemzug mehr thun möchten. Stephan sah in der ersten Stunde schon, in der er sich aus dem sicheren Schutz begeben hatte, die wahren Züge jener Macht prophetisch vor sich, und wunderbarerweise nicht mit seinen eigenen Augen, sondern mit den Augen seines Schützlings. So empfand er mehr ihr Schicksal als sein eigenes.

Noch lange ging er im Garten auf und nieder, von der Macht seiner Erkenntnis, seines klaren Schauens umhergetrieben. Er blickte auf sich selbst, auf Dorothea und auf seine und ihre Zukunft objektiv. Es war ihm, als überschaute er alles mit einer erstaunlichen Klarheit, und er mußte auflachen, wie er trotzdem den einzigen richtigen Gedanken nicht mehr fassen konnte, zu gehen, jetzt noch zu gehen. So trug er widerwillig seine geistige Klarheit, welche die Schwäche, die ihn hier hielt, deutlich fühlen ließ, und er empfand sich als einer, auf dem in dieser Stunde Schmach und Größe, die Kennzeichen des Menschengeschlechtes, verwirrend lagen. Und alle Verwirrung, alle Klarheit, alle Schwachheit löste sich vor seinen beobachtenden Augen, als er sich sagte, wie reizend sie war, wie anschmiegend, wie nur durch ihn belebt!

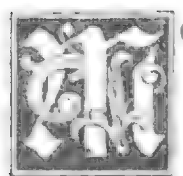
(Fortsetzung folgt.)



Deutsche Goldschmiede der Renaissance.

Von

Marc Rosenberg.



Man braucht nicht sehr alt zu sein, um sich noch der unverhohlenen Bewunderung erinnern zu können, welche man in Deutschland sämtlichen Produkten des Auslandes entgegenzubringen pflegte. Damals galten die französischen Arbeiten als Inbegriff von Schönheit und Eleganz, die englischen standen da als Muster für die Solidität und Accuratesse der Ausführung, die italienischen vertraten einen unerreichbar scheinenden Reiz der Ornamentik, und wenn an einem Gegenstande gar nichts zu loben war, so mußte er unfehlbar deutsche Arbeit sein.

Auf diese Zustände paßt vortrefflich ein Witzwort, das Saphir einmal zur Geißelung der zerrütteten Finanzverhältnisse Österreichs angewendet hat. „Lasse ich mir einmal ein Zwanzigfrankenstück wechseln," sagt er, „so heißt es gleich, ich sei von Frankreich bestochen, komme ich mit einem Sovereign, so beziehe ich englische Subsidien, und wenn ich gar nichts zum Wechseln habe, dann ist es klar, ich bin von Österreich bestochen."

Gerade so war es mit dem Kunstgewerbe bestellt; es zeichnete sich aus durch den Mangel jeglicher Kunst und jeglichen handwerklichen Könnens.

Daß solch traurige Verhältnisse nicht die steten Begleiter des deutschen Kunstfleißes sind, kann man schon daraus ersehen, daß wir gegenwärtig zweifellos schon in besseren Zuständen leben und auch in früheren Perioden bessere gekannt haben. Ja, wir finden sogar, daß in vergangenen Jahrhunderten das deutsche Handwerk im Auslande ebenso geschätzt war wie noch vor kurzem die ausländische Arbeit bei uns.

Es kann an dieser Stelle nicht unsere Aufgabe sein, dies auf sämtlichen Arbeitsgebieten zu erweisen, und nur aus dem Bereiche der Goldschmiedekunst wollen wir einige hierher gehörige Daten anführen.

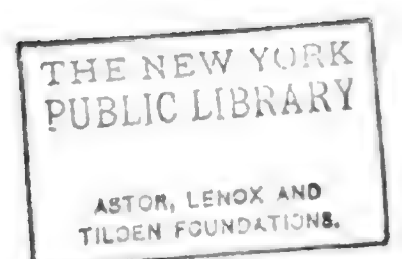
Als Abt Suger im zwölften Jahrhundert damit beschäftigt war, die reiche und ehrwürdige Grabkirche der französischen Könige in St. Denis bei Paris umzubauen und auszuschmücken, berief er, wie wir aus dem Rechenschaftsberichte wissen, den er über seine Kunstbestrebungen hinterlassen hat, deutsche Goldschmiede, um jene bedeutenden Arbeiten auszuführen, durch welche er den Schatz seiner Kirche über den der Hagia Sophia in Konstantinopel erheben wollte.* Es ist das ein sehr wichtiges Zeugnis für die Bedeutung der deutschen Goldschmiedekunst, denn Abt Suger war ein Mann, der sich auf die Kunst verstand; ist er es doch gewesen, unter dessen Bauleitung sich der gotische Stil zuerst rein entwickelt hat.

Neben Paris sehen wir auch Limoge, das alte Goldschmiedecentrum Frankreichs, deutsche Arbeit aufnehmen. Aus einem

* Ilg, Goldschmiedekunst; in Bucher, Geschichte der technischen Künste.

Doppelschneckenkanne von Jamnitzer in der Königl. Schatzkammer zu München.

Digitized by Google


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

Kloster in der Nähe der Stadt ziehen die Mönche, um Reliquien zu holen, nach Köln und bringen von dort nicht nur diese zurück, sondern auch einen emaillierten Schrein, die Arbeit eines deutschen Meisters.* Speciell scheint die kölnische Arbeit in Frankreich beliebt gewesen zu sein, denn ein goldener, mit Edelsteinen geschmückter Kelch, den im dreizehnten Jahrhundert eine Kirche dort aus Geldnot verkaufen muß, wird für den Schatz von Notre-Dame in Paris erworben.

Deutsche Namen finden wir bis in die jüngsten Jahrhunderte hinein regelmäßig unter den Hof-Goldschmieden der französischen Könige, und in den Namensverzeichnissen der verschiedenen Zünfte des Landes bilden sie eine ständige Rubrik. In den fürstlichen Schatzkammern häufen sich deutsche Arbeiten, und in den Inventaren, die Ludwig XIV. über seinen gesamten Kunstbesitz hat aufstellen lassen, begegnen wir ihnen ungemein oft. Sie sind dort mit einer Sachkenntnis beschrieben und mit einer Präcision als „Argent d'Allemagne“ bezeichnet, die das hellste Licht auf ihre Wertschätzung wirft. Kein geringerer als de Launay, der Hofgoldschmied Ludwigs XIV., bewahrte, wie er sich ausdrückt, „par curiosité“, fünf deutsche Silberschmiedearbeiten in seinem Arbeitszimmer.

Nürnberger Meisterbecher im Germanischen Museum zu Nürnberg.

So sehen wir gerade in dem Lande, das uns im Geschmack so lange bevormundet hat, und selbst zu einer Zeit, wo sein Einfluß nicht nur auf Deutschland, sondern auf die ganze gebildete Welt der größte war, die deutsche Arbeit von den Herren gesucht und von den Künstlern geschätzt.

Auch Italien, das wahre große Kunstland, hat sich einen Teil seiner besten Goldschmiede-Arbeiten von deutschen Meistern machen lassen. Die berühmte Altartafel von S. Ambrogio in Mailand, ein wahres Wunderwerk der Goldschmiedekunst des neunten Jahrhunderts, ist von einem deutschen Goldschmied Wolf (Wolvinius nennt er sich in der lateinischen Inschrift) gefertigt. An einem großartigen Reliquienschrein, der im sechzehnten Jahrhundert mit viel Aufwand in Genua gemacht wird, sind niederländische Goldschmiede, unsere Stammverwandten, beschäftigt, ja ein Teil der Arbeit wird in Antwerpen gemacht, und dabei ist Genua eine Stadt, die schon lange den Ruhm hatte, ein blühendes Goldschmiedegewerbe zu besitzen. Im Beginn des folgenden Jahrhunderts, wo es sich in Padua darum

* Email; in Bucher: Geschichte der technischen Künste.

handelt, eine Sakristei mit silbernen Thüren auszustatten, ergeht der Auftrag an den Augsburger Goldschmied Gaap, und als dieser während der Arbeit stirbt, sucht man in Italien lange Zeit vergebens nach einem Meister, der im stande ist, das begonnene Werk zu vollenden.

In England haben deutsche Meister zweimal versucht, das dortige Goldschmiedhandwerk aus den Banden des Naturalismus und der Phantasiearmut zu befreien; unter Heinrich VIII. im sechzehnten Jahrhundert und unter den Georgen im achtzehnten.

Schon als Holbein in London eintraf, fand er dort fast mehr deutsche als englische Goldschmiede vor, und er geizte ihnen gegenüber nicht mit seinen Entwürfen. Sind doch wohl zweihundert und mehr Goldschmiederisse von ihm erhalten. Aber die guten Geister, die er mit seinen Landsleuten in England geweckt hatte, walteten nicht lange, und schon vierzig Jahre nach seinem Tode verraten die englischen Goldschmiedearbeiten wieder jenen Hang zum Schweren und Reizlosen, dessen dieses tüchtige Volk sich niemals entäußern kann. Dann, während des vorigen Jahrhunderts, als die Herrschaft der hannöverischen George über Großbritannien begann, wurde, nachdem schon Karl I. und Karl II. viel in Deutschland hatten arbeiten lassen, abermals eine Auffrischung der englischen Goldschmiedekunst mit deutschen Meistern in größerem Stile durchgeführt. In ihrem Rokokostil, wie er sich unter englischem Einflusse schnell vergröbert hatte, schaffen die englischen Goldschmiede noch heute.

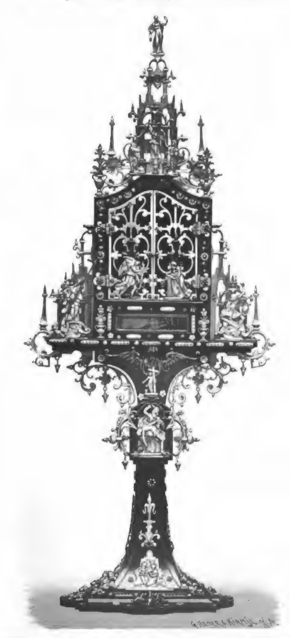
Rußland spielt für die deutsche Goldschmiedekunst beinahe die Rolle einer Kolonie. Es empfängt nicht nur ganze Schiffsladungen von Goldschmieden und anderen Handwerkern, welche die im Lande herumreisenden Agenten für den Zaren angeworben hatten,* sondern die dem russichen Geschmacke zusagenden Gefäßformen werden in deutschen Werkstätten hergestellt und nach Rußland spediert, ganz in demselben Sinne, wie man heute Exportarbeit macht für unsere schwarzen Brüder in Afrika, nach welcher im Mutterlande selbst keinerlei Bedarf vorliegt.

Von den ältesten Zeiten also bis in die neueren, von Italien bis nach England, von Frankreich bis nach Rußland sehen wir den deutschen Goldschmied gesucht. So sprengt denn in der That die Geschichte der deutschen Goldschmiedekunst den engen Rahmen einer Lokal- oder Specialgeschichte und fügt sich als bedeutsames Glied in die allgemeine Kunst- und Kulturgeschichte ein.

Wir versagen es uns für diesmal, die ältere deutsche Goldschmiedekunst an uns vorüberziehen zu lassen, und greifen vor bis in die Zeit der Renaissance, deren Werke unserer künstlerischen Überzeugung näher stehen. Ehe wir aber die großen Meister nennen, die damals wirkten, wollen wir einen flüchtigen Blick werfen auf die Verhältnisse, unter welchen sie ihre Thätigkeit entfalteten.

Wer die Reden gehört und die Schriften jener Männer gelesen hat, welche mit Einsetzung ihrer gesamten Kräfte sich bemühen, unser Handwerk zu heben und zu veredeln, wird oft bemerkt haben, wie den Meistern der Jetztzeit die Meister von damals als Muster vorgehalten werden; die hätten nicht nötig gehabt, wegen jeden Profils zum Architekten zu laufen, für jedes Relief ein Modell vom Bildhauer zu erbitten und neben jedem Entwurf eine sorgfältig ausgeführte Vorzeichnung zu verlangen. Deshalb sollten unsere Meister auch ihre Sachen selbst entwerfen und ohne fremde Modelle ausführen. Diese forcierten Bestrebungen, jeden Handwerker zum Kunsthandwerker zu machen, sind erwachsen auf Grund der Überzeugung, daß unser daniederliegendes Kleingewerbe nur durch Verpfropfung mit Kunst gehoben und der Großindustrie, die es zu erdrücken droht, als lebensfähiger Konkurrent gegenübergestellt werden kann. Ich möchte nicht behaupten, daß dieser Weg ein falscher ist, doch will ich ebensowenig unterlassen

* Nordhoff: Eisenhuth; in Jahrbücher ꝛc. Rheinlande.



Altärchen von Wallbaum, im Besitze des Barons Nathanael v. Rothschild in Wien.

zu bemerken, daß man dem Kleingewerbe durch Beschaffung guter Maschinen für den Kleinbetrieb und eines billigen Motors viel wirksamer beistehen kann als in obiger

Digitized by Google

Weise, und daß die Meister der „guten alten Zeit", ja der besten alten Zeit den hohen Anforderungen, die man neuerdings an den Handwerker stellen möchte, nur in den allerseltensten Fällen genügt haben.

Im Mittelalter, wo Kunst und Handwerk noch unter einem Dache wohnten, wo die Maler mit den Sattlern und Glasern in einer Zunft beisammen waren, wo die Architekten und Bildhauer sich aus der Gilde der Steinmetzen noch nicht herausgehoben hatten, liegen die Verhältnisse noch etwas verdeckt. Schwer und nur in vereinzelten Fällen läßt es sich nachweisen, daß der Goldschmied die Idee zu einem bedeutenden Werke vom Besteller und den Entwurf vom Maler erhielt. Ob der letztere dafür schon in ordnungsmäßiger Weise honoriert wurde, ist zweifelhaft. Der Goldschmied mag ihm als Gegendienst einen Goldgulden recht fein platt geschlagen haben, damit er ohne viel Aufwand den Goldgrund seines Altarbildes anlegen konnte.

Im sechzehnten Jahrhundert sind wir nicht mehr auf Vermutungen angewiesen, da liegen die Verhältnisse ganz klar vor uns. Wir wissen bestimmt, daß damals die Handwerker nicht alles selbst erfanden, was sie ausführten, denn es existierten ganze Berufsklassen, welche keine andere Aufgabe fanden, als dem Handwerk mit ihrer Kunst zu dienen. Für wen erschienen wohl die vielen, heute so kostbaren Musterbücher mit Goldschmiederissen, wenn nicht für die Goldschmiede, die nicht selbst erfinden konnten? Kunstgewerbeschulen oder Fortbildungskurse, abends von acht bis zehn Uhr, in welchen sie als Lehrmittel hätten dienen können, gab es ja damals nicht. Für wen arbeitete der Geschmeidemaler — es gab nämlich damals Leute, die sich ausschließlich dieser Beschäftigung widmeten — wenn nicht für den Juwelier, der sich bei ihm die Entwürfe holte? Was war der Bildschnitzer in einer Zeit, die keine Schnitzaltäre mehr machte und in welcher die Möbel immer mehr und mehr einen architektonischen Charakter annahmen, anderes als der Modellschnitzer für Goldschmiede und Kunstgießer? Der Wachsbossierer, was hatte er zu thun, wenn ihn nicht Modelle für die Metallausführung beschäftigten? Hier und da ein Porträtmedaillon, in Wachs fein koloriert, zu machen, und später vielleicht die Schaueſſen zu modellieren, die der Hofbäcker auf die fürstliche Tafel brachte! Erwähnen wir zuletzt den eigentlichen Entwerfer. Was wir heute den Musterzeichner, den kunstgewerblichen Entwerfer, den Professor an der Kunstgewerbeschule nennen, das war damals der Kunstreißer, und in diese Kategorie gehören alle jene Namen, welche durch Hirths Formenschatz zum Gemeingut der Gebildeten geworden sind, wie Paul Flindt, Virgil Solis, Jost Amman, Bernhard Zan, Hans Brosamer und viele andere. Sie alle arbeiteten für den Handwerker, es war ihr Beruf. Neben ihnen aber standen noch, sie anregend und gelegentlich mit ihnen wetteifernd, unsere großen Malerfürsten. Entwirft doch Dürer Becher und Leuchter, Holbein Uhren und Schmucksachen, Raphael Gobelins und Kupferbecken, Michelangelo Tafelsilber, Rubens Taufgeräte und so fort, bis in neuerer Zeit die Architekten in diese Aufgaben eintreten.

Heute, wo wir ein Heer von Musterzeichnern haben, und wo das Kunstgewerbe so hoch in der Achtung der Liebhaber steht, daß auf den großen Kunstauktionen in Paris das gemalte Fächerblatt eines lebenden Künstlers höher bezahlt wird als sein bedeutenderes Staffeleibild, verschmähen es auch unsere besten Künstler nicht, kunstgewerbliche Gegenstände zu entwerfen. In dieser Beziehung liegen also die Verhältnisse jetzt nicht viel anders als vor dreihundert Jahren. Was aber im Vergleiche zum damaligen Handwerke dem unserigen noch fehlt, das ist eine bessere Vertrautheit mit der Natur der verwendeten Materialien, eine bessere Vertrautheit mit dem Handwerksgeräte und dann auf der anderen Seite eine intimere Beziehung zum verständnisvollen Besteller.

Semper, der große Vorkämpfer für die Neubelebung des Handwerks, hat das

technische Verständnis als oberstes Princip für das (Kunst-)Gewerbe hingestellt. der alten Zunftordnungen. Die Nürnberger Goldschmiedezunft, die doch gewiß

Büffettstücke von Bühler, im Besitze des deutschen Kaisers.

Es ist das keine willkürliche Forderung. Sie ist tief begründet im Wesen des Handwerks und bildet den kostbarsten Teil Bedeutendes geleistet und die es vorzüglich verstanden hat, ein Handwerk zu organisieren und zur Blüte zu bringen,

Digitized by Google

verlangt zum Beispiel im sechzehnten Jahrhundert — in ihrer größten Zeit — von ihren angehenden Meistern keine Kompositionsskizze, keine fein ausgeführte Zeichnung, sondern nur die exakte Kopie eines ihnen vorgelegten Musterstückes. Aber ein Musterstück war es, dessen reizvolle Umrißlinien entzückend sind, dessen Ornamentik den freiesten wie den subtilsten Sinn berauschen mußte. (Abbild. S. 317.) Im South-Kensington-Museum zu London und im Germanischen Museum zu Nürnberg stehen die besten Exemplare. Man lasse sich von einem der Angestellten die Vitrine mit „the Jamnitzer cup“ oder mit den beiden „Jamnitzer-Bechern“ zeigen — denn unter dem Namen dieses Meisters kennt man sie — und urteile selbst, wie viel Goldschmiede wir heute in Deutschland haben würden, wenn jeder vor seiner Etablierung ein solches Stück hätte machen sollen.

Außer dieser technischen Schulung fehlt unserem Kunsthandwerk noch der Besteller von ehedem. Man kann zwar sicherlich nicht sagen, daß das Publikum im sechzehnten Jahrhundert gebildeter gewesen sei als heute, aber es besaß mehr Verständnis für das Kunstgewerbe. Sprachen die Frauen damals auch nicht von den Giebeln des Zeustempels in Olympia und von der Gigantomachie des Altars von Pergamon, so hatten sie doch ein feines Kunstgefühl erworben, welches besonders kunstgewerblichen Produkten gerecht werden konnte, durch ihre Selbstbeschäftigung mit figuraler Hochstickerei, mit Gobelinweben und Spitzenarbeit. Und die Männer, wenn sie auch keine klassischen Studien gemacht hatten, interessierten sich doch so sehr für die „antikische Art“, die sie durch Zeichnungen und Kupferstiche kennen gelernt hatten, daß man bei ihnen von einem auf Anschauung gegründeten Kunstenthusiasmus reden kann. Daneben aber besaßen sie, was uns heute ganz abgeht: eine tiefe Einsicht in das Wesen des Handwerkes. Wer einen silbernen Becher bestellte, wußte, wieviel Silber dazu notwendig sei, was daran gegossen, was daran getrieben werden mußte, wußte, wieviel Zeit und Mühe der Arbeiter daranzuwenden hatte. Unser Publikum aber kennt alle diese und tausend ähnliche Verhältnisse nicht mehr. Von unserem Kunstinteresse hat sich ein großer Bruchteil dem musikalischen Leben zugewandt, und der angeborene Instinkt für das Wesen der Technik ist uns durch das Fabrikwesen abhanden gekommen. Der große nationalökonomische Wert der Fabrikarbeit soll nicht verkannt werden, ebensowenig das Vortreffliche vieler Fabrikerzeugnisse und die in jeder Hinsicht hervorragende Leistungsfähigkeit einer verständnisvoll bedienten Maschine, aber es ist ein tief einschneidender Unterschied da zwischen Maschinen- und Handarbeit, und dieser Unterschied soll und darf nicht verkannt werden. Unter dem berauschenden Einflusse der für manche Erzeugnisse so staunenswerten Billigkeit der Fabrikarbeit hat das Publikum diesen Unterschied unbeachtet gelassen und die Kritik ein Sehen allmählich eingebüßt. Von jedem verlangt man heute so viel Musikverständnis, daß er zwischen Hand und Maschine, d. h. zwischen Künstlervortrag und Leierkasten unterscheiden kann, aber im Kunstgewerbe Hand- und Maschinenarbeit auseinander zu halten, vermögen verhältnismäßig nur wenige, und das zum großen Teile deshalb, weil man nicht genug sehen gelernt hat. Die Maschinenarbeit ist im günstigsten Falle exakt und korrekt, aber leblos und kalt und ohne die individuelle Färbung, welche die Ausführung mit der Hand dem Stücke verleiht. Wer den Unterschied herausfühlen kann zwischen der mit dem Lineal hingestrichenen Linie und der aus freier Hand gezogenen charakteristischen Geraden,* der wird sich einen Begriff von der Natur dieser Differenz machen können.

Wenn wir uns etwas länger bei diesen allgemeinen Verhältnissen aufgehalten haben, so geschah es in der Absicht, den Hintergrund anzulegen, von dem sich die

* Adamy: Die Architektur als Kunst.

Meister, die nun zu nennen sind, abheben, und ihm durch eine Vergleichung mit der Gegenwart das nötige Licht zuzuführen.

Die Meister der frühesten Renaissance sind für uns noch unbekannte Größen, und wir müssen etwa bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts vordringen, um Namen zu finden, bei welchen sich schriftliche Überlieferungen und erhaltene Arbeiten so weit vereinigen, daß man ihre künstlerische Individualität feststellen kann. Besonders wichtig ist dabei das Zusammensuchen der Werke der einzelnen Meister, eine Arbeit, welche bisher niemals energisch versucht worden ist. Es kommt uns bei derselben ein wichtiges Hilfsmittel zu statten, das erst neuerdings in seiner Bedeutung erkannt worden ist, nämlich die auf den einzelnen Stücken ganz klein eingeschlagenen Marken, Zeichen des Feingehaltes, des Verfertigungsortes und besonders der ausführenden Meister. Von der Obrigkeit waren diese angehalten, ihre Wappen oder Initialen vermittels eines Stempels auf die vollendete Arbeit zu setzen, damit man im Falle eines nachträglich entdeckten Feingehaltsmangels auf den betrügerischen Lieferanten zurückgreifen könne. Diese Verhältnisse waren von jeher allgemein bekannt. Dennoch hatte sich im Laufe der Zeit die Kenntnis der Städte- und Meistermarken so weit verloren, daß man selbst von ernster, wissenschaftlicher Seite schon fürchtete, sie niemals für die Geschichte der Goldschmiedekunst und somit für die Kunstgeschichte im allgemeinen verwerten zu können. Monumentalstudien und urkundliche Forschung aber haben das Gegenteil bewiesen, und jetzt steht das Markenstudium in vollem Flor. Das lachende Glück hat es gewollt, daß die erste Goldschmiedemarke, welche in die Kunstlitteratur eingeführt wurde, die des berühmten Wenzel Jamnitzer war, jenes hochbedeutenden Meisters, welcher berufen war, mit seiner Kunst vier deutschen Kaisern, von Karl V. bis Rudolf II., zu dienen, und zwar indem er ihnen Becher und Kannen fertigte, Tafelaufsätze und

Pokal von Petzolt, im Besitze des deutschen Kaisers.

Digitized by Google

Kassetten, Springbrunnen und Vexiergefäße, Meßwerkzeuge und astronomische Instrumente; jenes Meisters, dem Zeitgenossen und Nachgeborene fast übertreibend nachrühmen, daß er die Bossierspachtel so gut zu handhaben wisse wie das Schnitzmesser, den Ciselierstichel so gut wie den Prellhammer, daß er in der Perspektive ebenso erfahren sei wie in den Naturwissenschaften, daß er Ornamente auf einer Maschine presse, als wären sie getrieben, und winzige Mücken nach der Natur forme, als wären sie lebendig, daß er Blättchen und Blümlein in Silber ausschlage und sie mit allen Farben der Natur überschmelze, so duftig, leicht, daß ein Hauch sie bewege.

Wenn man bedenkt, daß es der Name eines solchen, ebenso hochbedeutenden wie vielseitigen Meisters war, der fast allein für das sechzehnte Jahrhundert in Deutschland bekannt war, und daß mit diesem einen Namen alle besseren Arbeiten belegt werden mußten, besonders aber die in Mähren, wo Jamnitzer herstammt, in Wien, wo er geboren ward, in Nürnberg, wo er zünftig gewesen, und in Prag, wo er Hofgoldschmied war, so wird man sich eine Vorstellung davon machen können, wie viel Zuschreibungen ihm überhaupt gemacht wurden. Und so kritiklos war man in diesen Zuschreibungen, daß man mit ihrer Schilderung die Geschichte der Goldschmiedekunst während dreier Jahrhunderte würde schreiben können.

Nachdem die Marke Jamnitzers bekannt geworden war, lag die Aufforderung nahe, sämtliche einschlägigen Sammlungen auf sie hin abzusuchen, um unseren authentischen Bestand an Werken dieses Meisters kennen zu lernen. Soweit diese Arbeit bis jetzt geführt werden konnte, hat sie zwanzig Stücke zu Tage gefördert, die sich zum größten Teil in deutschen Städten, wie München, Frankfurt a. M., Dresden, Berlin, Gotha rc. befinden. Unter diesen zwanzig Stücken sind aber nur zwei, welche man schon früher Jamnitzer zugeschrieben hatte, alle anderen waren entweder nicht genügend beachtet oder seiner nicht für würdig gehalten worden. Und in der That, es entsprechen die achtzehn neu gefundenen Stücke nicht ganz dem Bilde, das man sich auf Grund der schriftlichen Überlieferungen und der bekannten Arbeiten von der Kunst Jamnitzers ausgemalt hatte. Wer wird aber verkennen wollen, daß ein Meister in einer langen Lebens- und Arbeitszeit auch Minderwertiges hervorbringt, und daß sein Ruhm und sein Name nicht an den Durchschnittsarbeiten haften bleibt und uns überliefert wird, sondern an den reifsten Schöpfungen seines Geistes? So sind denn jene beiden altbeglaubigten Stücke, die Dresdener Kassette und der Merkelsche Tafelaufsatz (Abbild. zwischen S. 316 u. 317), nicht nur durch die moderne Kritik, sondern auch durch die Tradition als die hervorragendsten Werke Jamnitzers gekennzeichnet.

Mit seiner Kassette hat der Meister einen glücklichen Griff gethan und ein Modell geschaffen, das fast ein Jahrhundert lang in Nürnberg und Augsburg kopiert und variiert worden ist. Ein streng komponiertes architektonisches Gefüge hob das Ganze aus der Stilistik des Schlossergewerbes heraus, welchem seit dreihundert Jahren die Kassettenbildung verfallen war. Statt der alten Holzschachtel mit ihren sich immer weiter verzweigenden Beschlägen und ihren immer spitzfindiger gestalteten Schlössern stellt Jamnitzer ein Gebilde hin, dessen aus Rahmen und Füllung bestehende Seitenwände zwischen kräftige Pilaster eingezogen sind und das mit einem Dach oder Deckel verschlossen ist, der alle stilistischen Merkmale des Lastenden und Absperrenden aufweist. Einzelne mit vollem Verständnis angewandte antike Gliederungen empfahlen das Muster allen denen, welche die „antikische Art“ suchten, und sicherten ihm dadurch einen langen Bestand. Die selbsterfundenen ornamentalen Motive, welche sich über Streifen und Felder verbreiteten, gaben ihm Aktualität, eine gewisse Beziehung zur Gegenwart, welche es lebensfähig machten. So war die Kas-

Jll. D. Monatshefte. Dezember 1886.

Tafelaufsatz von Jamnitzer.

Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

sette nicht die Nachahmung eines Bauwerkes, nicht die Reproduktion eines antiken Gerätes, nicht ein unsystematisches Konglomerat von Zierteilen ohne Funktion und ohne Bedeutung, sondern eine in feinem stilistischem Gefühl geschaffene Komposition, die ihre Wirkung auf die Zeitgenossen des Meisters nicht verfehlt hat und auch heute noch auf uns ausübt.

Imposanter in der Wirkung ist der Tafelaufsatz. Ursprünglich, wie es scheint, für einen Besteller gefertigt, der das Stück nicht abnahm,* oder entstanden unter dem Impulse einer sich selbst gestellten größeren Aufgabe, wurde es 1549 von Jamnitzer um 1300 Gulden an den Rat der Stadt Nürnberg verkauft. Wenn wir die damaligen ökonomischen Verhältnisse mit den heutigen vergleichen, so ergeben diese 1300 Gulden des sechzehnten Jahrhunderts etwa 13000 Mark für unsere Zeit, also eine Summe, um die man auch jetzt einen sehr schönen Tafelaufsatz erhalten kann. Als nun im Jahre 1806 die bayerische Regierung die ehemalige freie Reichsstadt Nürnberg samt ihren zerrütteten gewerblichen und finanziellen Verhältnissen übernahm, mußte sie darauf bedacht sein, sich aus dem Besitztume der Stadt eine Einnahmequelle zu schaffen. Was besaß aber das arme heruntergekommene Nürn-

Taufkanne von Kellerthaler in der evangelischen Hofkirche zu Dresden.

* Bergau: Der Merkelsche Tafelaufsatz; in Zeitschrift für bildende Kunst.

berg damals an Wertsachen anderes als einzelne Kunstwerke aus seiner großen, nunmehr der Vergangenheit angehörenden Zeit? Das Beste, die Dürerschen Apostel, waren schon längst fort — verschenkt, damit sie nicht genommen würden — und von dem noch Vorhandenen erachtete die bayerische Verwaltung das als das Wertvollste, was am meisten wog. So kam denn unter anderem das berühmte Bronzegitter von Peter Vischer, das mit seinen vielen Centnern von gutem Material ein ganzes Kapital repräsentierte, und dieser Tafelaufsatz, der bei seiner Höhe von einem Meter ein gutes Stück Silber enthält, zur Versteigerung. Obgleich es sich für die Veranstalter der Auktion fast nur darum handelte, den Materialwert herauszuschlagen, so wurden doch beide Stücke, freilich mit einem sehr geringen Mehr, über ihren Metallwert bezahlt, und das ist uns Garantie, daß sie nicht zum Einschmelzen gekauft worden sind. Daher ist es nicht müßig, wenn man nach dem Gitter forscht, das seitdem verschollen ist. Die letzten Spuren scheinen auf Frankreich zu weisen.* Der Tafelaufsatz aber verblieb lange in Nürnberg. Der Kaufmann Merkel erwarb ihn auf der Auktion, und aus dem Besitze seiner Nachkommen gelangte er um einen Raphaelpreis in die Rothschildsche Sammlung zu Frankfurt a. M., wo er mit vier anderen Werken desselben Meisters vereinigt ist. Das Thema dieses Zierstückes ist ein auch uns geläufiges: auf profiliertem Untersatze ist ein bergiger Boden charakterisiert. Auf demselben steht eine weibliche Figur, die über ihrem Haupte die weit ausladende Fruchtschale trägt.

Jamnitzer hat, wie wir aus einer uns erhaltenen Zeichnung wissen,** den Gegenstand nochmals behandelt, aber nicht mit demselben Glücke wie hier. Zwar ist die Komposition ungemein kühn, indem der Aufbau leicht, die Schale dagegen zu schwer erscheint, aber was ästhetische und stilistische Mittel vermögen, ist aufgewendet, um den gewünschten Ausgleich hervorzubringen; die große Schale lastet nicht auf dem Haupte der Frau, sondern bettet sich mit einem korbartigen Untersatze weich in die Blumen und Gräser ein, die sie auf sich genommen hat. Die Masse des weit ausladenden Gefäßes wird für das Auge durch seinen ungemein leicht, fast duftig angeordneten Blumen- und Rankenrand aufgehoben, und außerdem helfen Engel sie tragen. In einigen lateinischen Versen, die einem mittelalterlichen Hymnus nachgedichtet sind, auf kleine Tafeln in eleganter Antiqua angebracht, wird die tragende Figur als Mutter Erde bezeichnet, eine Allegorie, die auch zur Rechtfertigung der ganzen Komposition ausgebeutet wird: trägt nicht willig der Weinstock die hangenden Reben? stützt nicht mühelos der Fels das hochgetürmte Schloß? so werden auch der Mutter Erde ihre Kinder, die Früchte (welche die Schale füllen sollen), nicht zu schwer sein.

Sehen wir von der Figur der Mutter Erde ab, welche in gewissen Härten ihre Abstammung von einem Holzmodell verrät, so steht der Tafelaufsatz auf dem Höhepunkte künstlerischen und technischen Könnens.

Wenn wir in den weiteren mit Jamnitzers Marke versehenen Stücken (Abbildung zwischen Seite 324 und 325) nicht immer alle Anzeichen der höchsten Jamnitzerschen Kunst antreffen, wie wir sie an der Kassette und dem Tafelaufsatz finden, so liegt das, wie gesagt, an der exceptionellen Stellung dieser beiden Meisterwerke. Was ihnen unter Jamnitzers Arbeiten etwa an die Seite gestellt werden könnte, sind nicht die achtzehn zusammengesuchten Stücke, über welche sich keine litterarische Kunde erhalten hat, welche seine tägliche Marktware gewesen zu sein scheinen, sondern jene geringere Anzahl von Arbeiten, die er in direktem fürstlichem Auftrage gefertigt hat. Diese aber sind entweder verloren oder harren, ohne Zunftvermerk, der Wiederentdeckung durch

* Lübke: Peter Vischers Werke.

** Bergau: Der Merkelsche Tafelaufsatz; in Zeitschrift für bildende Kunst.

die Stilkritik, welche jedoch eine gesicherte Basis erst dann haben wird, wenn die authentischen Arbeiten unseres Meisters in einer gewissenhaften Publikation oder, was heute noch eher durchzusetzen ist, in einer Separatausstellung zusammengebracht worden sind.

In den Werken Wenzel Jamnitzers verliert sich die Kunst des mit ihm gemeinschaftlich arbeitenden Bruders Albrecht. Die einzige selbständige Arbeit dieses Meisters, die bisher bekannt geworden ist, wird im Kunstkabinett des Großherzogs von Baden verwahrt, einer Sammlung, von der man wünschen möchte, daß sie besser bekannt wäre.

Ein Neffe (?) Wenzels, Christoph, erscheint uns als ein Künstler von eigenartigem Talent. Durch seine zahlreichen Ornamentstiche und seine erhaltenen Silberarbeiten geht ein prononcierter einheitlicher Zug, eine bestimmte Art der Linienführung, in der man die Vorboten des Rokokostiles erkennen möchte. Zu seinen interessantesten Stücken rechnen wir den silbervergoldeten Elefanten im Kunstgewerbemuseum zu Berlin, dessen reiche Untersatzplatte jetzt leider fehlt. Sie befand sich noch im vorigen Jahrhundert in der Kunstkammer. Infolge eines Befehls Friedrichs des Großen wurde sie dort „entnommen“ und ist seitdem verschollen. Durch einen eigentümlichen Umstand aber ist sie uns in Abbildung erhalten. Die gelehrten Antiquare des vorigen Jahrhunderts waren in der Auswahl der Denkmäler, welche sie zur Illustrierung ihrer Schriften verwendeten, nicht so streng, wie man es heute ist. So sehen wir einen von ihnen eine silberne Kanne heranziehen, wie sie die Danziger Goldschmiede des ausgehenden siebzehnten und beginnenden achtzehnten Jahrhunderts zu machen pflegten, um die Herzlosigkeit der Tullia zu veranschaulichen, die über den Leichnam ihres Vaters hinwegfährt. Ein anderer bildet die Platte des Christoph Jamnitzer ab, um uns eine bessere Anschauung der Schlacht bei Zama (201 v. Chr.) zu vermitteln, die in getriebener Arbeit darauf dargestellt war.* Es fehlen uns nicht die Belege, um nachzuweisen, daß diese gelehrten Herren nicht immer einen richtigen Begriff von dem Alter der auf diese Weise herangezogenen Stücke hatten. Sie scheinen sich sogar im innersten Herzen mit der Hoffnung getragen zu haben, dieselben könnten noch dem Altertume näher stehen als nachweisbar und in ihren Darstellungen einen bestimmten und nicht unbedeutenden Grad von Authenticität verdienen, welchen wir ihnen heute natürlich rundweg absprechen müssen.

Unbestritten sind die Jamnitzer die bedeutendsten Goldschmiede in Nürnberg während des sechzehnten Jahrhunderts, aber es wäre falsch, sie als vereinzelte Erscheinungen aufzufassen. Neben ihnen und in Konkurrenz mit ihnen arbeiten viele tüchtige Meister, deren schönste Stücke man lange Zeit für Arbeiten des Wenzel Jamnitzer angesehen hat und die, wenn sie von ihm wären, dem Glanze seines Namens keineswegs Eintrag thun würden. Ich nenne nur Rehlein, der in hervorragender Weise an jenen sogenannten Jamnitzer-Bechern beteiligt erscheint, von denen einer das Muster war, nach welchem in Nürnberg lange Zeit das Meisterstück gemacht werden mußte; ich nenne dann noch Petzolt, der entgegen dem Klassicismus Jamnitzers auf den alten gotischen Buckelpokal zurückgreift und ihn in einer so feinen und eleganten Weise mit Renaissancemotiven zu verbinden weiß, daß man fast meinen sollte, es gäbe ein Mittel, diese beiden Stilrichtungen miteinander zu vermählen.

Die Blütezeit der Augsburger Goldschmiedekunst fällt etwas später als die der Nürnberger und scheint dieselbe abgelöst zu haben. Das Jahr 1600 ist etwa die Grenze. Jamnitzer, Rehlein, Petzolt sind Cinquecentisten. An der Spitze der Augsburger Goldschmiedeschule stehen Meister des siebzehnten Jahrhunderts, obenan unter ihnen Matthäus Wallbaum.

---

* Pabst: Christoph Jamnitzer; im Kunstgewerbeblatt.

(Abbild. S. 319.) Ich glaube, man kann ohne viel Mühe fünfzig seiner Arbeiten zusammentragen, denn es ist noch sehr viel von ihm erhalten, und das Suchen ist nicht schwer. Wer eines seiner Werke gesehen hat, kennt sie alle. Er wird in jeder Sammlung ohne weiteres die Wallbaumschen Stücke bezeichnen können. Besonders gern arbeitet dieser fruchtbare Meister in Ebenholz und Silber, welches er sparsam vergoldet oder zum Teil ganz weiß läßt. Größere Mittelplatten treibt er sehr elegant und fein, wenn auch etwas schematisch. Seine Ornamente: Sternchen, Rosetten, Gehänge und Figürchen, sind gegossen, pikant modelliert und sehr sorgfältig nachciseliert. Jedes einzelne Stück ist entzückend, und es ist nur schade, daß sich die Motive zu oft wiederholen, daß die Musterkarte seiner Einfälle etwas kurz ist. Das berühmteste seiner Werke ist der Pommersche Kunstschrein im Kunstgewerbemuseum zu Berlin, an dem er aber in Gemeinschaft mit vielen anderen gearbeitet hat, das charakteristischste die Kußtafel in Überlingen, welche durch die Karlsruher Ausstellung von 1881 bekannt geworden ist, und das jüngst entdeckte, die Pax, welche erst durch die diesjährige Ausstellung in Klagenfurt aus dem Dunkel einer Privatsammlung hervorgezogen worden ist.*

Aus der Periode der Renaissance fällt schon die Thätigkeit der berühmten Augsburger Goldschmiedefamilie Bühler heraus. Dennoch wollen wir sie hier heranziehen, weil sie von einem wahrhaft klassischen Geiste durchweht wird. Man denke sich den Stil, den man „Louis Quatorze“ nennt, entkleidet von seiner oft unbeholfenen Schwerfälligkeit, dastehend mit seinem unverkennbaren Typus von Größe und Adel, so hat man die Art vor Augen, in welcher die Bühler arbeiteten. Alle Schlösser Europas haben sie mit ihren silbernen Möbeln und ihren prachtvollen Büffetts versorgt. Außerhalb Deutschland nenne ich z. B. Amsterdam, Petersburg, Moskau und Konstantinopel. Der schönste Tisch steht vielleicht im Schlosse zu Dresden, der verborgenste (vielleicht von Drentwett im Bühlerschen Stile gearbeitet) in einer Rumpelkammer des Münsters zu Paderborn. Die prachtvollsten Büffettstücke sieht man in Berlin auf dem großartigen, seinesgleichen nicht wiederfindenden Büffett im Rittersaale des königlichen Schlosses. In der Mitte steht der große Schwenkkessel mit Weinfontäne von Bühler (Abbild. S. 321), rechts ein Jamnitzer- und links ein Petzolt-Pokal (Abbild. S. 323). Nirgends kann man so bequem wie hier eine vergleichende Betrachtung anstellen.

Leipzig hat eine doppelte Bedeutung für uns: als Markt und als Werkstätte. Aber beide Gebiete sind noch sehr ungenügend erforscht. Nur über einen Goldschmied, Hans Reinhart, sind neuerdings sehr interessante Daten beigebracht worden.* Ein Tischler, aus der Fremde eingewandert, läßt sich in Leipzig als Bürger nieder und beschäftigt sich damit, in einer selbsterfundenen Art Medaillen herzustellen. Er gießt sie, zum Teil mit sehr dünnem Körper, lötet die höher heraustretenden Teile besonders auf, ciseliert das Ganze in sorgfältiger Weise durch, legt dann um die Schaumünze diesen oder jenen Inschriftrand, fügt dem einen Exemplar ein Teilchen hinzu, vereinfacht das andere und macht so von zwanzig Stücken jedes zu einem Unikum. Zuerst kümmerten sich die Leipziger Goldschmiede wenig um diesen „Groschengießer“, als sie aber bemerkten, daß seine Arbeiten Anklang und Absatz fanden, protzten sie das grobe Geschütz ihrer Zunftordnung ab und zwangen den Mann, im vorgerückten Alter eine vierjährige Lehrzeit durchzumachen und das Meisterstück zu fertigen. Wie diese Forderung nur auf eine Äußerlichkeit hinausgeht, so hat auch Meister Reinhart Mittel und Wege gefunden, ihr in nur äußerlicher Weise zu genügen.

* Radisics: Matthäus Wallbaum; im Kunstgewerbeblatt.

* Wustmann: Hans Reinhart; im Kunstgewerbeblatt.

Wenn wir auf die Meister, die wir bisher genannt haben, zurückblicken, so sehen wir, daß sie als Vertreter für die verschiedenen Zweige aufzufassen sind, welche in der Goldschmiedewerkstatt zusammenfließen; Jamnitzer macht Kassetten und Tafelaufsätze, Petzolt hauptsächlich Becher, Wallbaum kirchliche Geräte, Bühler Silbermöbel und Reinhart Medaillen. Aber einen hochwichtigen Zweig des Goldschmiedegewerkes, die Emailarbeit auf Gold, haben wir auf dieser Wanderung, die uns durch Nürnberg, Augsburg und Leipzig geführt hat, nicht kennen gelernt. Für diese Technik können wir auch nicht erwarten, die Hauptvertreter in den Handelsstädten zu finden, wo das Bürgertum den Ton angiebt, sondern wir müssen sie an den Stätten suchen, wo ihr ein kunstsinniger Fürst die Bedingungen ihrer Existenz gewährt; so in München unter dem Schutze der bayerischen Herzöge, so in Dresden bei den Kurfürsten von Sachsen. Man kann die Goldemailarbeit die höfische Kunst nennen im Vergleiche mit der Silberschmiedearbeit. Sie konnte nur da erblühen, wo ihr Aufgaben gestellt wurden, und das geschah zunächst an dem Sitze der Besteller. So finden wir denn in München einen Hans Reimer, dessen Arbeiten man in der bayerischen Schatzkammer bewundern kann, und in Dresden einen Gabriel Gipfel, dessen Werk erst vor kurzer Zeit hat festgestellt werden können.*

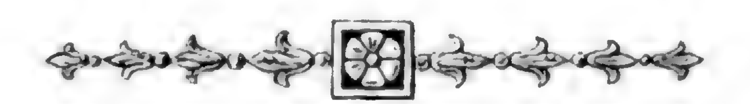
Sind das schon hochwichtige Beispiele für den Einfluß des Bestellers auf die Kunst, so möchte ich noch zum Schluß auf das leuchtendste unter ihnen hinweisen. Wer kennt nicht den so schnell zu allgemeiner Berühmtheit gelangten Goldschmied Anton Eisenhoidt.* Vergeblich würden wir die amtlichen Goldschmiedelisten von Marburg und Paderborn, von Nürnberg und von Rom durchsuchen, nirgends würden wir seinen Namen als eingetragenen Goldschmied finden, obgleich er sich in all diesen Orten aufgehalten hat. Er ist eben seines Zeichens nicht Goldschmied, sondern Kupferstecher, hat naturwissenschaftliche Werke illustriert, Porträts gestochen und allegorische Kompositionen in Anlehnung an italienische Vorbilder herausgegeben, und nur die Bestellungen des Fürstbischofs von Paderborn haben ihn zum Goldschmiede gemacht. Wie so viele unter den Künstlern der Renaissance, mag auch er in seiner Jugend durch eine Goldschmiedewerkstätte gegangen sein, und so konnte er als dreißigjähriger Mann die Erinnerung seiner Kindheit wieder aufnehmen unter dem mächtigen Impulse einer großen tüchtigen Fürstennatur. Was Eisenhoidt für den Fürstbischof von Paderborn gemacht hat, ist so hervorragend, so voller Schönheit und Eleganz, daß es in allen Landen zu allen Zeiten den höchsten Ruhm ernten wird.

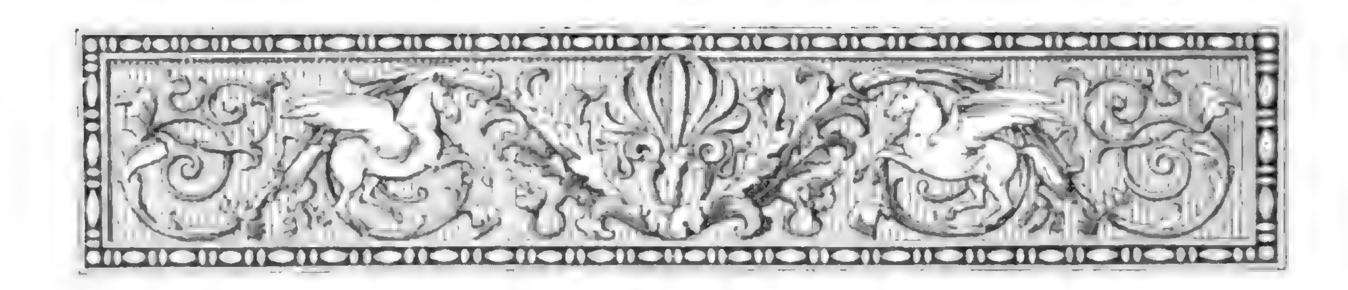
Der Kupferstecher Eisenhoidt war von jeher bekannt, doch blieb er uns immer fremd. Mit dem Fluche des Nachahmers behaftet, schleppte er ein unscheinbares Dasein durch die Handbücher der Kupferstichkunde. Kaum aber erfahren wir von seinen Silberarbeiten,** so ist er wie mit einem Schlage einer der gefeiertsten Meister. Fürstbischof Theodor von Fürstenberg hat aus dem unbedeutenden Kupferstecher den Goldschmied gemacht, der jetzt fast alle anderen verdunkelt; der Besteller hat den Meister geschaffen!

* Erbstein: Das Grüne Gewölbe.

* Lessing: Anton Eisenhoidt.

** Nordhoff: Eisenhuth; in Jahrbücher 2c. Rheinlande.



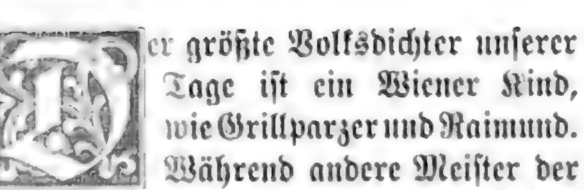


Ludwig Anzengruber.

Von

Anton Bettelheim.

> Anzengruber ist ein Dichter und ein echter, dramatischer Dichter und ein Kenner des Volkstums und der besonderen Psyche im Bauernleben, wie außer ihm nur noch Jeremias Gotthelf.
>
> Berthold Auerbach: Dramatische Eindrücke.



Der größte Volksdichter unserer Tage ist ein Wiener Kind, wie Grillparzer und Raimund. Während andere Meister der Dorfgeschichte, Auerbach, Rosegger &c., auf dem Lande heranwuchsen, hat Anzengruber die entscheidenden Eindrücke seiner Knaben- und Mannesjahre in der Großstadt erhalten. Wohl rollt Bauernblut in seinen Adern — noch der Großvater unseres Poeten wirtete als Kleinhäusler in Oberösterreich —, aber zäher als seine Vorfahren an der heimischen Scholle haftet Anzengruber am Wiener Pflaster. Freilich nicht als einer der „Spießer", die nach Bismarcks bösem Witzwort ihr Leben zwischen Mauern, Büchern und Zeitungen verdämmern, sondern in steter, reger Berührung mit dem Volkstum der Kaiserstadt, das seinen Feierabend am liebsten im Grünen, in den Auen des Praters, auf den Hügeln des Wienerwaldes hält. Leiden und Freuden des kleinen Mannes hat er also in täglichem Verkehr mit ihm, aus nächster Nähe kennen gelernt, zugleich aber die mächtigen Umwälzungen in den Geschicken Deutschösterreichs mit patriotischem Anteil verfolgt. In seine Kindertage fällt die Märzrevolution, in seine Schulzeit das Konkordat, in seine Jünglingsjahre der italienische Krieg und die Umwandlung der absoluten Monarchie in einen konstitutionellen Staat, in die Epoche seiner ersten theatralischen Erfolge endlich die Aufhebung des Konkordates, die Gesetzgebung des Bürgerministeriums, die große Abrechnung zwischen starrer Unduldsamkeit und freier Forschung. So gilt auch für sein Wesen und Wirken das Wort, das Grillparzer von sich gesprochen:

> Hast du vom Kahlenberg das Land dir rings besehen,
> So wirst du, was ich schrieb und was ich bin, verstehen.

Alle guten Geister, welche in den Weingeländen der Donau umgehen, jener kräftige Humor, welcher Schubertsche Ländler und Straußsche Walzer beflügelt, grüßt uns in den besten Komödien Anzengrubers. Aber auch die dunklen, tragischen Gestalten, welche den „Strom der Nibelungen" von altersher umdrängen, sind dem starken Geiste dieses Poeten frühzeitig vertraut gewesen. Und mehr als einmal überrascht uns in seiner Darstellung österreichischer Zustände jener bittere, pessimistische Zug, der den besten unter seinen viel räsonnierenden Landsleuten eigen ist; denn bei aller Liebe für die Heimat hat er nie zu ihren Schmeichlern gehört: die selbstgefällige Verherrlichung

des Gassenhauers „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien" überließ er Bäuerle und seinesgleichen. Mit offenem Blick erkannte er die Schäden der Zeit, die Sünden der Vergangenheit; aus innerster Überzeugung gesellte er sich den Mahnern und Warnern seines Volksstammes; seine theatralischen Gleichnisreden sind derselben Muttererde entstammt wie die Zornreden Kürnbergers, die Zeitgedichte Grillparzers, die Stachelreime Bauernfelds. Bei solchen Gesinnungen weist er es schroff von sich, „mit Honigfarben" zu lackieren. Er erspart uns — wie er in seinen „Dorfgängen" nachdrücklich bemerkt — keinen Schrei wehen Jammers, er erspart uns kein Jauchzen wilder Lust. Tugend und Laster, Kraft und Schwäche führen ihre Sache in ihrer eigenen Weise. Er will das Leben in die Bücher bringen, nachdem man es lange genug nach Büchern lebte. Er führt niemand abseits des Lebens. Jeden führt er inmitten der breiten Straße desselben, vorbei an wildromantischen Gegenden, an friedlichen Dörfern, an reichen Städten und armen Ansiedelungen, an traurigen Einöden und an lachenden Gefilden, er erspart euch keinen Stein des Anstoßes, keine Rauhheiten des Weges, keine Krümmung, nicht um zu ermüden, sondern um euch die Erkenntnis aufzuzwingen, daß, ob nun mit leichter Mühe oder schwerer Arbeit, allen Wallern der Pfad gangbar gemacht werden könnte.

So menschenfreundliche Absichten verklären seine Kunst- und Weltanschauung! so redlich meint er es mit der Erziehung des Menschengeschlechtes! Er schafft als Realist, um dem Idealismus in Staat und Gesittung zum Durchbruch zu verhelfen; die Veredelung der Massen, ihr geistiges Gedeihen, ihre immer wachsende Wohlfahrt gilt ihm als Heilslehre, deren volle Verwirklichung er niemals zu erleben, doch rastlos zu fördern gedenkt. Er fühlt und bethätigt sich, wie sein Freund und Genosse Rosegger, wiederholt mit neidloser Bewunderung verkündet hat, als geborener Reformator. Neuerer seiner Art sind nicht mit alten Schlagworten zu kennzeichnen, gleichwohl sind sie ihm nicht erspart geblieben. „Wer in die unbefangensten Gemüter den Keim der Unzufriedenheit mit aller irdischen und himmlischen Straßenpolizei ausstreut, wird naturgemäß als ‚Tendenzdichter‘, wo nicht gar als ‚Revolutionär‘ verrufen." Immerhin! In gewissem Sinne ist das ja auch Gottfried Keller als bewußter Moralist der Schweizer Art und Unart; unbeschadet aller lokalen Beziehungen und Anspielungen hat sich der Stadtschreiber von Zürich als Dichter freilich so urkräftig beglaubigt, daß die Leute von Seldwyla verstanden und geliebt werden, soweit die deutsche Zunge klingt. Kein Zweifel, daß ein Gleiches Anzengrubers Meistergestalten, dem Wurzelsepp und dem Steinklopferhans, dem Meineidbauer und dem alten Brenninger, der Horlacherlies und der Großmutter Herwig, beschieden sein wird. Denn wenngleich Gottfried Keller seine Helden in der Schriftsprache vergegenwärtigt, während Anzengruber seine Charaktere meist der Mundart sich bedienen läßt, die Stimme der Natur haben beide gleicherweise wahrhaftig zum Ausdruck gebracht. „Man hat mir," so meinte zudem Anzengruber gelegentlich, „die Ehre erwiesen, mich unter die Dialektdichter zu zählen — ich sage Ehre, denn ich könnte mich dann im Norden wie im Süden der achtenswertesten Kollegen erfreuen; aber ich bin nur ein halber: denn schon als Dramatiker habe ich darauf Bedacht zu nehmen, der Mehrheit der Menge verständlich zu bleiben. Weil ich inmitten des Schilderns und Schaffens die Dialekte selbst anklingen höre, gebe ich diese Anklänge voll oder schwach, wie sie sich just bemerkbar machen, in der vielleicht etwas vermessenen Meinung, daß jedes deutsche Ohr jeden Dialekt deutscher Zunge auch anklingen hören müsse."

Wir meinen, unser Dichter hat Recht, zum wenigsten giebt ihm die Erfahrung recht. Erweist sich doch an den Dialektdichtern in bescheidenerem Maße, was alle Verehrer der Weltdichter längst er-

probt haben: gerade der Zusammenhang mit ihrem Heimatboden erhöht ihren Reiz. Kein Wissender wird Dante und Florenz, Shakespeare und Alt-England scheiden wollen; Reuter ist nicht trotz, sondern mit seinem Platt dem Süddeutschen ein lieber Hausfreund geworden, und Rosegger hat manches nordische Herz durch sein trauliches „Stoansteirisch“ gewonnen.

* *
*

Der Lebenslauf Anzengrubers (geb. 29. November 1839) ist bald erzählt. Sein Vater Johann Anzengruber war in jungen Jahren aus seinem Heimatsdorf in Oberösterreich in die Jesuitenschule nach Innsbruck geschickt worden; dort hatte der begabte Knabe neben den Gymnasialstudien auch musikalische Liebhabereien betrieben; späterhin kam er als kleiner Beamter nach Wien, wo der stille, in sich gekehrte Mann die Bürgerstochter Herbig kennen lernte. Innigste Neigung führte die beiden zum Lebensbund zusammen. Ihre Armut wurde durch ihr ideales Streben verklärt: die nachmalige Mutter Anzengrubers übte schon in ihren Mädchenjahren ein nicht alltägliches Zeichentalent, und der Vater unseres Dichters versuchte sich in seinen Mußestunden als Dramatiker. Nichts weniger als weltläufig, wagte sich der oberösterreichische Bauernsohn mit seinen nicht verächtlichen Jambenstücken („Vaterland und Liebe“, „Das Orakel“) nicht vor das Publikum. Grillparzer, dem der schüchterne Dilettant einmal eines seiner Manuskripte überreichte, würdigte ihn keines weiteren Bescheides: ein Grund mehr für den kränkelnden Mann, die Öffentlichkeit mehr zu fürchten als zu suchen. Das bedeutendste Werk von Johann Anzengruber, die Historie „Berthold Schwarz“, wurde zwar am 19. Dezember 1840 in Ofen zur Aufführung gebracht. In Wien dagegen fand das in mehr als einer Beziehung bemerkenswerte Drama erst nach dem frühen Tode des Autors (1844) einen Lobredner an Andreas Schumacher, der zugleich in den „Österreichischen Blättern für Litteratur und Kunst“ einige bezeichnende Proben aus dem ungedruckten Opus mitteilte.

Leider war es dem aufstrebenden Dramatiker nicht vergönnt, seine Anlagen zu voller Entfaltung zu bringen; die Naturkraft seiner theatralischen Begabung ging glücklicherweise auf seinen Sohn über, der in einem seiner ersten (bisher ungedruckten) Jugendgedichte sang:

Bin früh verwaist, mein Vater starb,
Ein kleiner Knirps war ich zur Zeit;
Was er mit saurem Schweiß erwarb,
Hat Weib und Kind von Not befreit.
Doch blieb nicht Gut, doch blieb nicht Rang,
Doch hoff ich, daß ich nie verderbe,
Und sprech mit freudig stolzem Klang:
Ich bin doch meines Vaters Erbe.

Ein Schloß hat er mir auferbaut,
Das ist so wunderweit und groß,
Drin singt's mit holdem, süßem Laut
Und reißt dich von der Erde los.
„Da flücht dich drein —“ hör ich sein Wort,
„Daß Lebensplag dich nicht verderbe.“
Und dieser wonnig süße Hort,
Seht, das ist meines Vaters Erbe.

Aus dieses Schlosses Fenstern schau
Ich in die Welt so sorgenfrei,
Als ob ihr Grün im Morgentau
Vom Hasse nie vergilbet sei.
Ein Dichter war der Vater mein,
Er machte nie aus Sang Gewerbe,
Ein Dichter hoff auch ich zu sein,
Und das ist meines Vaters Erbe.

Des freu ich mich, weiß ich auch wohl,
Daß nicht den ganzen Schatz er ließ;
Nie wird der Geist zum Monopol,
Er ist des Alls Fideikommis.
Doch findet sich oft ungesorgt
Solch sinnig Liedlein, wonnig herbe,
Er hat's vom Himmel mir erborgt,
Bin ja des Vaters lieber Erbe.

Sechzehn Jahre zählte Ludwig Anzengruber, als er mit so ungelenken Strophen aus harter Lebensnot in ein Phantasiereich flüchtete; war doch der poetische Geist, der grüblerische Hang das einzige Vermächtnis seines Vaters! Und schmerzlicher noch als die äußeren Bedrängnisse empfand der Knabe den Mangel eines Beraters und Erziehers; der Vormund, Andreas Schumacher, kümmerte sich kaum um seinen Schützling, der träumerisch und verschlossen mit den Kleinbürgern der Vorstadt sich zurechtfinden mußte. Nachhaltige Anregung fand der junge Ludwig

nur bei seiner Mutter, einer Frau von idealer Gesinnung und Selbstverleugnung. „Sie wirkte auf mich wie ein Charakter auf den anderen,“ meinte Anzengruber gelegentlich im Freundeskreise. Tapfer und rechtschaffen trug sie alle Beschwerden für den Sohn, der trotz ihres Opfermutes nur die Volks- und Unterrealschule besuchen konnte; dann hieß es, so rasch als möglich „ins Verdienen zu kommen“. Als Lehrling trat er bei einem Buchhändler ein, in dessen Gewölbe er sich von Anfang unbehaglich fühlte. Zuverlässige Tröster hatte er übrigens längst in der bescheidenen Handbibliothek seines Vaters gefunden, einen deutschen Shakespeare, Lucian in der Wielandschen Übersetzung, ein paar Bände Grillparzer, vor allem aber Schiller. Die Schwärmerei, welche der Knabe für den Dichter von „Kabale und Liebe“ hegte, ist auch dem Mann ins Leben gefolgt; vor kurzem erst pries er den alten Liebling in einem Festprolog mit heller Begeisterung:

Als Schiller früh von dieses Lebens Bühne
Inmitten regen Schaffens mußte fliehn,
Da haben reuig, diesem Weh zur Sühne,
Die Götter ew'ge Jugend ihm verliehn.
Und keiner mag des Zaubers sich erwehren,
Der milde ihn nach Götterschluß umgiebt.
Man mag die andern hohen Geister ehren,
Der ewig junge Schiller wird geliebt.

Niemals hat Anzengruber die anregenden, erhebenden Eindrücke vergessen, welche der Sänger des Liedes an die Freude in dem Einerlei des Werktages, in den Mühen eines lästigen Handlanger-Treibens ihm beschieden; je tiefer er sich aber in Schillers Ideen versenkte, desto lauter wurden die Stimmen in seinem Inneren, die ihn zur Bethätigung seiner schöpferischen Kraft aufriefen; allein selbst über die Richtung seiner künstlerischen Neigungen war er eine Weile nicht im klaren. Steckte ein Poet in ihm wie im Vater? steckte ein malerisches, bildnerisches Talent in ihm wie in der Mutter? so fragte er sich auf einsamen Spaziergängen.

Von solchem Streben beseelt, hält man es nicht lange hinter dem Ladentisch aus. Anzengruber verließ den Buchhandel und begann „von da, also von meinem neunzehnten Jahre ab, zu schriftstellern. Ich hatte keine Muster als Schiller und Shakespeare, meines Vaters Arbeiten, etliche Stücke Grillparzers und anderer Autoren, darunter aber keinen einzigen in platter Sprache. Kotzebue und Iffland studierte ich lediglich der Routine wegen. Nur von einem einzigen Volksschriftsteller, dem verstorbenen Friedrich Kaiser, kannte ich einiges und schätzte es, des echt dramatischen Lebens wegen, das in seinen Stücken zu Hause ist. Obwohl mir daher der Versuch, eine Tragödie zu schreiben, näher liegen mußte, so ließ ich es doch bei kurzen Anläufen bewenden und behielt mir diese Gattung als das Höchste und Schönste, das der dramatische Dichter zu leisten berufen ist, für die Zeit meiner Reife auf. Ich schrieb zuerst Volksstücke, ich bewegte mich zu Wien ja auch nur in Volkskreisen.“* Wohl schüttelte Schumacher bedenklich den Kopf zu der ersten Posse, welche ihm Anzengruber als freie Studie nach Mustern des Modeautors Nestroy zeigte; unbeirrt aber folgte der Jüngling seinem „Natur-Genius“. In lyrischen Ergüssen offenbarte er seine geheimsten Empfindungen; das Elend aller Kreatur geht ihm nahe: philosophische und patriotische Betrachtungen werden in diesen Jugendschriften von socialen Genrebildern abgelöst; selten nur begegnen uns Liebesweisen. Der männliche Poet singt ein „Lied vom Leiden“, „Des Bettlers Lied“, er wägt des „Daseins Glück“ und beschwört „Die Schatten von Solferino“ in einem gewaltigen Totenliede auf die Opfer einer verfehlten Politik. Wahrhaft beredt schildert er, wie die Geister der Gefallenen nächtens die Walstatt umkreisen und ein „eisern Gericht“ halten.

In diesem Schlußwort offenbart sich schon der Ankläger einer verurteilten Staatsordnung, der Wortführer der Volksaufklärung, der künftige Dichter des

* Anzengruber an Julius Duboc. Abgedruckt in des letzteren lesenswertem Aufsatz: „Ein Volksdichter.“ „Reben und Ranken“ (Halle, Gesenius, 1879) S. 114 ff.

„Pfarrers von Kirchfeld“. Als der Zwanzigjährige diese Verse niederschrieb, ahnte er freilich selbst nicht, daß er ein Jahrzehnt später von der Bühne herab in unvergleichlich besserer Form denselben Gedankeninhalt verkünden würde; unbesieglich war aber schon dazumal seine Theaterpassion erwacht: nicht als Dramatiker, als Schauspieler folgte er zunächst diesem dämonischen Drange seines Herzens. Hatte er bis dahin seine Vaterstadt kaum einen Tag verlassen, so führte ihn nun (1860 bis 1866) sein Unstern von einer Wandertruppe zur anderen. Überallhin begleitete ihn, alle Entbehrungen und Enttäuschungen teilend, seine treue Mutter als Hauswirtin. Anzengruber lernte das ganze Elend der Schmieren kennen; im Laufe seiner sechsjährigen Thätigkeit brachte er es niemals auf eine höhere Monatsgage als auf fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Gulden; in ungarischen Städtchen und slavonischen Märkten wurde wiederholt im Wirtshaus, in deutschen Dörfern oft in Scheunen „auf Teilung“ Komödie gespielt. Die Direktoren solcher Gesellschaften pappten in ihren Mußestunden Königskronen, wenn sie nicht gerade mit dem Schreiben oder Austragen von Theaterzetteln beschäftigt waren; in der Kalendergeschichte: „Wie mit dem Herrgott umgegangen wird“, schildert Anzengruber launig einen dieser Prinzipale, wie er vor Beginn der Vorstellung das Kruzifix von der Wand holt und den Heiland beschwört, ihm doch ja nicht durch unzeitiges Regenwetter die Zuschauer zu vertreiben. „Schau,“ sagt der Biedere zu dem Gottesbilde, „wirst doch heute nicht so greulich gegen mich sein wollen, daß ich nicht einmal auf die Kosten komm? Wenn ich rechne, was mich Pappendeckel, Goldpapier und Kleister kosten, ein Pfund Kerzen zur Beleuchtung, Auslagen für Zettel und was sonst noch, so macht alles in allem zwei Gulden siebenundfünfzig Kreuzer, das könntest mich doch verdienen lassen? Na also, nicht wahr, du wirst schon dazuschauen?“ ꝛc. Nicht immer blickt unser Dichter auf das Elend jener Wanderjahre mit solchem Frohsinn zurück; meist erscheint ihm das Treiben dieser Zeit noch in der Erinnerung wie „ein Fremdes, Angeflogenes, Angequältes“. Als er vor ein paar Jahren nach Bruck an der Mur, einer seiner früheren Leidensstationen, kam, verleidete ihm das Andenken jener trostlosen Vergangenheit den ganzen Ausflug; so dumpf hatte er bei seinem ersten Aufenthalt in der anmutigen Ortschaft dahingelebt, daß er nicht einmal die altertümlichen Bauten auf dem Marktplatze, den Brunnen mit seinem Wahrzeichen: „Ich heiße Hans Prasser und trink nur Wasser“ bemerkt hatte; seine begabtesten Kameraden waren in der Zwischenzeit im Spital gestorben, andere waren ihm gleichgültig, die meisten „verekelt“ worden; die einzige, der er damals sein Herz aufschloß, die jede freie Stunde mit ihm verplauderte, „denn wir hatten uns immer viel zu sagen“, seine Mutter, war mittlerweile auch geschieden. Man begreift, daß Anzengruber diese schmerzlichen Erlebnisse nur widerstrebend (in dem autobiographischen Blatt: Eine Erholungsreise) zur Sprache bringt. Außer allen anderen quälenden Sorgen, drückender noch als die Not um das tägliche Brot, bedrängte ihn die Erkenntnis, daß er auch in der Schauspielerei nicht vorwärts komme. Zum Liebhaber schickte er sich schon der äußeren Erscheinung nach — der gedrungenen Gestalt, dem tief in den Schultern sitzenden Charakterkopf — kaum. Aber auch als Wurm rang er nach seinem eigenen Geständnis vergebens nach Erfolg; nur in Leoben imponierte er den jugendlichen Bergakademikern in Elmars „Goldteufel“, wie er selbst ironisch meint, „durch die größte Schreileistung seines Lebens“. Im Privatverkehr blieb er seinen Genossen durch sein schroffes, wortkarges Wesen so gut wie unnahbar; die Prinzipale besserer, ständiger Theater teilten ihm dann und wann die Verwaltung ihrer Bibliotheken zu; bestenfalls schoben sie ihn als Episodisten vor, dessen Leibfach brummige Kerkermeister, Profossen und dergleichen Respekts-

personen mehr gewesen sein sollen. Nicht wenig erstaunt war deshalb der Marburger Direktor Radler, als der wenig beachtete Darsteller eines Tages eine Benefizvorstellung beanspruchte; seine Verwunderung stieg, als Anzengruber mit dem Wunsche herausrückte, bei diesem Anlaß mit einem Volksstück, das er selbst geschrieben, hervorzutreten. Nach kurzem Besinnen sagte der Direktor: „Ja, denn so was zieht immer in einer kleinen Stadt.“ Das Haus war in der That ausverkauft; hatten ja ein paar muntere Pfahlbürger das Schlagwort ausgegeben, dem eckigen Schauspieler, dem niemand was Rechtes zutraute, auch als Autor heimzuleuchten. In vergnügter Lachstimmung fanden sich die Stammgäste bei dem (nach einem englischen Roman gearbeiteten) Drama: „Der Versuchte“ ein. In den ersten Aufzügen wurde fleißig gezischelt und gestichelt; mit dem Fortgang der Handlung wurden aber Widerstrebende und Wohlgesinnte lebhaft angeregt, und zum Schluß gab es lauten, einmütigen Beifall. Der eine und der andere erinnerte sich mit einemmal auch, das derselbe Anzengruber gelegentlich ein fliegendes Blatt mit satirischen Versen und Zeichnungen eigener Komposition unter die Leute gebracht: „Der Teufel in Sauerbrunn.“

Im übrigen machte der Eintagserfolg unserem Autor weiter keinen Eindruck; er verbrannte das Manuskript des „Versuchten“, wie seine meisten Jugendwerke; auch hatte er es satt, „fern vom Brennpunkt des geistigen Lebens sich herumzutreiben“. Den Wiener duldete es nicht länger mehr in der Provinz. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt war er eine Weile an dem rasch gegründeten und rasch verschwundenen Harmonietheater engagiert (des Kuriosums halber sei erwähnt, daß er für den damaligen Kapellmeister dieser Bühne, Millöcker, das Textbuch zu einer Operette: „Der Sackpfeifer“, schrieb). Alsbald aber gab er die Schauspielerei völlig auf und versuchte sein Glück als freier Schriftsteller. Mehr als ein Dutzend Volksstücke reichte er in den Jahren 1867 bis 1869 — immer fruchtlos — bei den Wiener Privatbühnen ein. Freundlichere Aufnahme fanden seine ersten Erzählungen bei der Redaktion des „Wanderer“; im Romanfeuilleton dieses Blattes erschienen die Novellen: „Ein Brief, der tötet“ (Tagebuchblätter eines Komödianten); „Die zürnende Diana“, Glück und Ende eines Künstlers, der allzu kühn die Reize einer im Bade überraschten Schönen in einem Gemälde offenbart und im Zweikampf mit ihrem Bräutigam fällt; „Ein unheimlicher Gast“, eine Skizze, welche die Stellung des Judentums zur modernen Gesellschaft berührt; die psychologisch interessante Kriminalgeschichte „Die düstere Grabschrift“, endlich die Dorfgeschichte „Die Polizze“, eine ländliche, mit dramatischem Schick geführte Genrescene. Wer heute diese Novellen überliest, wird, bei allen Mängeln der Technik und des Vortrages, verwandte Züge mit der späteren dramatischen und epischen Art Anzengrubers herausfinden; dazumal aber hätte selbst der wohlwollendste Leser dieser Erstlingsversuche kaum ahnen können, daß derselbe Autor wenige Monate nachher ein Werk von der Bedeutung des „Pfarrers von Kirchfeld“ hervorbringen würde.

In der Stille einer Polizeistube — denn mit Novellen, das Stück zu zwanzig Gulden, konnte er sich und seine Mutter nicht fortbringen — erholte er sich von leidigen Schreibgeschäften an dem halbfertigen Manuskript des „Pfarrers“, den er in wenigen Monaten, 1869, zum Abschluß brachte. Ein sachkundiger Direktor, Maximilian Steiner, nahm das Stück an: 1870 wurde es im Theater an der Wien zum erstenmal gegeben, mit gutem Erfolge, der übrigens von Abend zu Abend wuchs. Während Anzengruber nach der Erstlingsvorstellung an der nachhaltigen Wirkung seines Schauspiels zweifelte und verzweifelte, verkündete Heinrich Laube eine Woche nachher in einem litterarhistorisch denkwürdigen Feuilleton der „Neuen Freien Presse“, daß in L. Gruber — denn unter diesem Leihnamen erschien der Dichter auf dem Theaterzettel — der deutschen Bühne

ein vielverheißender Dramatiker erstanden sei. Der Jägerblick des Alten sollte sich wieder einmal bewähren: in dem folgenden Jahrzehnt schrieb Anzengruber über ein Dutzend Bauernkomödien und -Tragödien, Wiener Volksstücke und Schauspiele, die Laubes Prophezeiung erfüllten. Mit dem „Pfarrer von Kirchfeld“ war unser Dichter — nach seinem eigenen Worte — „mit einem Schlage oben“, und zum Heil unseres Volkstheaters sorgte er dafür, daß er diesen Ehrenplatz dauernd behauptete.

* *
*

Mit dem „Pfarrer von Kirchfeld“ war der rechte Mann zur rechten Zeit und am rechten Ort erschienen. Auf offener Bühne wurde wahrhaft volkstümlich und echt künstlerisch zugleich ein Problem behandelt, das den geistigen Adel und die Massen gleichmäßig bewegte: der Zwiespalt zwischen dem alten und neuen Glauben. Im Rahmen einer dramatisierten Dorfgeschichte überraschten uns Charaktere, deren Frische und Tiefe nichts mit dem belletristischen und theatralischen Herkommen zu schaffen hatte. Und die Geschicke dieser kernigen Menschen, die schon in gewohnter Umgebung lebhaft gewirkt hätten, wurde durch Fragen von weltgeschichtlicher Bedeutung bedingt und bestimmt.

Seit Jahr und Tag schaltet auf dem Kirchfelder Pfarrhof ein Priester, Namens Hell, den Rousseaus savoyischer Vikar als Wahlbruder preisen würde; als „Waldprediger“ möchte er „in dem sich verjüngenden Vaterland“ die Religion der Liebe verkünden und nicht allein durch Worte bewähren; er widerstrebt Ehen zwischen Katholiken und Lutherischen nicht, er macht seine Pfarrkinder besser, milder, vorurteilsloser; er will Frieden auf Erden. Den großen Herren auf Adelsschlössern und Bischofssitzen mißfällt sein Treiben schon lange; allein der redliche Mann achtet Warnungen nicht mehr als Schmeicheleien, er mag weder „Frauenprediger“ noch Schützling der streitenden Kirche werden. Gereizt erspähen seine Gegner die Gelegenheit, ihn zu Schanden zu machen. Als unverhoffter Bundesgenosse gesellt sich ihnen der „Dorfketzer“ Wurzelsepp; der hadert mit sich und der Welt, weil die Unduldsamkeit des früheren Pfarrherrn ihn um sein Liebes- und Lebensglück gebracht hat; bei ihrem ewigen Seelenheil mußte ihn die eigene Mutter beschwören, von seinem Schatz zu lassen, nur weil der protestantisch gewesen. Verbittert und rachedurstig liegt der Wurzelsepp auf der Lauer, gilt es doch, den vielgepriesenen neuen geistlichen Herrn als Heuchler zu entlarven. Der Anlaß findet sich, als der Pfarrer auf die Empfehlung eines Amtsbruders das verwaiste „lebfrische Dirndl“ Anna Birkmaier in sein Haus aufnimmt; das junge Blut weckt das Andenken seiner Kindertage, da er am Segen der Familie sich erlabte: von solchen Erinnerungen bewegt, schenkt er Anna ein Geschmeide seiner Mutter, ein goldenes Kreuz. Noch ist er seiner aufkeimenden Neigung sich nicht bewußt, als der Wurzelsepp, der ihr Gespräch belauscht, ihn gehässig antritt und alsbald auch in Hells Sprengel dessen Ansehen mit giftigen Reden verdunkelt. Wohl gelingt es Hell, sich in heroischem Kampfe zu bezwingen, wohl segnet er selbst am Traualtar Annerls Ehe mit einem Prachtburschen ihresgleichen ein, wohl beweist er dem Wurzelsepp, als ihn dieser nach dem im Wahnsinn verübten Selbstmord seines Mütterchens scheu angeht, man möge die Alte nicht ohne geistlichen Segen begraben, daß er „doch der Rechte“, der, von Haß und Zorn unberührt, seine Pflicht und über seine Pflicht thue: — alle Selbstverleugnung um den Preis der Selbstvernichtung fruchtet nichts. Zu schwer hat der „josephinische“ Pfarrer durch seine Unbotmäßigkeit das Konsistorium gekränkt, er wird seines Amtes entsetzt und wie ein Verbrecher zur Verantwortung vor das geistliche Gericht geladen. Im ersten Schmerz denkt er an Selbstmord: „Die Wege über die Gebirge sind jetzt gefahrvoll, die Frühlingsluft ist lau, da gehen die Lawinen nieder, das Gestein ver-

bröckelt . . ." Als Sprecherin seiner unverlierbaren Pfarrkinder überzeugt ihn Annerl aber, daß er ihret- und seinetwegen noch das letzte, härteste Martyrium auf sich nehmen müsse; er löst das Gelübde des Gehorsams ein und „geht hin, wie Luther einst nach Worms. Ich trete meine Strafe an und warte still, was nächste Zeiten bringen. Vielleicht ruft eine freie Kirche im Vaterlande mich, ihren treuen Sohn, zurück aus der Verbannung."

Ungemessen war der Beifall, welchen der „Pfarrer" in der Heimat und im Reiche fand, ja bis zur Stunde ist dieses Volksstück Anzengrubers populärstes, wenngleich nicht sein bestes Werk geblieben. Hier war dem stumpfsten Sinn gezeigt, was die neue Menschheit von der alten Weltordnung schied. Und mußten im Leben die Pfarrer von Kirchfeld vorerst auch noch tragisch enden, „von der Rampe herab hatte Hell Tausenden ins Gewissen geredet und ihr Mitleid für alle um ihr Herz Betrogenen, mögen sie nun mit wahrer Entsagung den Gott der Liebe lehren oder auf steilen Höhen nach Wurzeln graben, geweckt." Geweckt mit den Mitteln schlichter Wahrhaftigkeit. Nicht eine Gestalt erschien in diesem Kreise, die nicht dem Dichter ureigen gewesen wäre, nicht eine, die nicht zugleich auch jeden Zuschauer wie eine alte Bekanntschaft angemutet hätte. Der ideale Priester und der von wildem Menschenhaß zu reiner Humanität bekehrte Wurzelsepp siegten, weil sie lebten; die Frohnatur Annas und der Mutterwitz ihres Freiwerbers Michel gewannen aller Herzen, die Kontrastfigur des gedrückten, resignierten, halbverbauerten Pfarrers Vetter aus St. Jakob in der Einöd, so recht ein Typus des niederen Landklerus im Vormärz, zeugte für die Sorgfalt und Feinheit, welche unser Autor der unscheinbarsten seiner Episoden angedeihen läßt. Nach einem solchen Kernschuß ins „Schwarze" konnte es freilich nicht ausbleiben, daß die Gegner von Anzengrubers Tendenzen scharf ins Gericht mit ihm gingen; aber auch die unbefangene Kritik hatte, neben aller Zustimmung für das Ganze, Einzelheiten zu tadeln: einige Mängel der Komposition, welche Laube in seinem dramaturgischen Bericht anmerkt, fallen allerdings nicht dem Dichter, sondern seiner unerbetenen, aber unabweislichen Mitarbeiterin, einer engherzigen Theatercensur, zur Last; sie hat ihm, soweit das bei seiner ruhigen Festigkeit und nimmermüden Arbeitslust möglich war, Leben und Schaffen unablässig erschwert: in seinem Streben ließ sich Anzengruber durch solche Widerwärtigkeiten übrigens so wenig beirren wie durch die Süßigkeiten des ersten Triumphes; gleich sein nächstes Werk, der „Meineidbauer" (1871), bedeutete einen außerordentlichen Fortschritt des Künstlers.

„Wie ist da," so schrieb Berthold Auerbach unter dem Eindruck der ersten Lektüre, „alles von Scene zu Scene gegipfelt, wie breit und in festen Quadern der Unterbau, und immer eine Spannungskraft, die wahrhaft staunenerregend! Daneben, oder eigentlich nicht daneben, denn es gehört zum innersten Kern, die Charaktere von schöner Farbe und in den Konflikten waschecht, keine in der Theaterstickluft aufgewachsene Figuren, sondern aus dem Leben herausgeholt mit der sie umschwebenden frischen Luftschicht." Der Held dieser Charaktertragödie ist Matthias Ferner, der Kreuzwegbauer, hochangesehen seines Reichtums und seiner Frömmigkeit wegen; durch Gleisnerei wähnt er dem Himmel schwere Unthat abzukaufen, die ihn „für seine Leute" zum Verbrecher hat werden lassen. Sein älterer Bruder hat kurz vor seinem Tode zwei Kinder, die er mit einer ledigen Dirn gehabt, zu seinen Erben eingesetzt. Matthias aber vernichtet den letzten Willen seines Bruders, er beschwört vor Gericht, daß kein Testament vorhanden war. Und nicht bloß um ihre Habe bringt der „Meineidbauer" die rechtmäßigen Erben, er waltet als ihr Vormund so pflichtvergessen, daß Jakobs Sohn als Dieb verkommt und das Mädchen, Vroni, nur durch eigenes Verdienst der Gefahr entgeht, durch rasches, heißes Blut

auf denselben Irrwegen zu enden wie ihre unglückliche Mutter. Matthias Ferner steht auf der Höhe seiner Macht, als das Stück beginnt: die hausbackene Moral „unrecht Gut gedeihet nicht" hat scheinbar keine Gewalt über diesen bäuerlichen Tartuffe. Mehr und mehr aber kehren sich seine eigenen Thaten gegen ihn: der einzige Mitwisser seines Geheimnisses, sein leiblicher Sohn Franz, der als Knabe zufällig dahintergekommen, wie Ferner das Testament verbrannt, tritt ihm fremd und drohend gegenüber. Statt nach dem Willen des Alten geistlich zu werden und dessen Seele vom höllischen Feind loszubeten, hat Franz in der Stadt die landwirtschaftliche Schule besucht, um den Vater nach seiner Heimkehr von seinem Anwesen zu verdrängen. Und unversehens stellt sich ihm auch Vroni als Rächerin in den Weg: ihr liederlicher Bruder hat sich, „für die Ewigkeit graviert", aus dem Zuchthaus in die Heimat geschleppt; dem Sterbenden spielt ein höhnisches Geschick einen Brief des Meineidbauers in die Hand, der die Schuld des tiefen Heuchlers schwarz auf weiß erhärtet. Ins Angesicht trotzt Vroni nun dem alten Peiniger: jede Schmach, alle Unbill will sie ihn tausendfach büßen lassen, von Herd und Hof will sie ihn jagen, in dasselbe Zuchthaus, in dem ihr Bruder verdorben. Im Tiefsten getroffen, rafft sich der Meineidbauer in Verzweiflungsmut zu neuen Verbrechen auf; nächtens kommt er mit geladenem Stutzen in Vronis einsame Kammer, um ihrer Todesfurcht die Urkunde seiner Schuld abzujagen. Rasch gefaßt sagt ihm Vroni, daß sie die Briefschaft nicht mehr habe, sondern gerade zuvor seinem Sohn Franz — der allerdings, doch nur als Warner, bei ihr eingesprochen — ausgeliefert habe. Und nun stürmt der Alte dem gefürchteten Erben nach; peinigt ihn doch der Argwohn, sein Fleisch und Blut wolle den Beweis seiner Unthat gegen ihn selbst ausnutzen; in wildem Wort- und Ringkampf stößt der Meineidbauer mit Franz in der Pascherschlucht zusammen; da Bitten und Drohungen Franz nicht vermögen, Vroni zu verraten, schießt der Vater den Fliehenden von der Brücke: der Meineidbauer ist zum Mörder des einzigen Sohnes geworden; je tiefer er sich aber in alte und neue Schuld verstrickt, desto jesuitischer versucht er alle Verantwortung von sich abzuwälzen. „O du mein Heiland," so ruft er nach der Unthat, „hat dös a noch sein müssen? Er hat's selber nit anderscht wollen. Tief liegt er jetzt unt', der Wildbach reißt ihn mit, den Ausweis gegen mich und den Mitwisser bringt keins mehr ans Licht. Dös is a Schickung, dös muß a Schickung sein." Damit kniet er an der Martersäule nieder, um in frommen Gebeten alle Heiligen anzurufen: „Die Worte fliegen auf, der Sinn hat keine Schwingen, Wort ohne Sinn kann nicht zum Himmel dringen." Das Gaukelspiel der Werkheiligkeit ist zu Ende, die Dämonen geben ihn nicht mehr frei. In rasendem Unwetter sucht er Zuflucht in einer armseligen Kausche; da hört er zufällig, wie die Weiber unter anderen Bauernmärchen erzählen, daß einem im Leben scheinbar reich gesegneten Übelthäter erst die Todesstunde schreckliche Klarheit gebracht. Statt des Pfarrers habe sich ein anderer „Schwarzer" an seinem Sterbelager eingestellt und seine Selbsttäuschung: „wär ich in der Schuld, lieget nit der Seg'n auf mein Haus und mein Hof" mit der Hohnrede zunichte gemacht: „Bauer, so is nit! Du hast mal die Hand zum Himmel aufg'hobe und hast g'schwor'n, daß dein Lug wahr wär, von da an warst mir verlobt. 's schlechteste is dir verwilligt word'n, weil ich woll'n hab, daß d'dich auch im Gebet versündigst." Das Spiegelbild erscheint dem Meineidbauer als grauenvolle Wahrheit: in einer furchtbaren Vision steigt ihm der Satan auf, den er mit Kreuzschlagen abwehren möchte und nicht bannen kann, denn die Schwurfinger versagen ihm den Dienst; er stirbt, zu Boden gerungen durch das eigene Schuldbewußtsein; sein Leichnam wird in dieselbe Totenkammer, wie der Schwager des von ihm verschändeten Jakob, getragen. Got-

tes Gericht hat den Frevel gestraft, die Liebe die Geschlechter der beiden Ferner versöhnt; noch bevor Vroni von dem Ende des Unseligen gehört, hat sie aus reiner Neigung zu dem geretteten Franz den Brief seines Vaters vernichtet.

Auerbach wird nicht müde, wie die Komposition und Charakteristik im ganzen, auch ihre Einzelzüge zu preisen, „die merkwürdige Verbindung von Naturmut und theatralischem Mut in Anzengruber.“ Die dichterisch kühnsten Wendungen üben auf der Bühne die stärkste Wirkung: der Tod Jakobs, die Scenen zwischen dem Meineidbauer und seinem Sohn, die Generalbeichte daheim wie der Zusammenstoß in der Pascherschlucht, endlich Ferners letzte Zwiesprache mit dem höllischen Erbfeind greifen uns immer wieder mit tragischen Schauern ans Herz. Die Kritik begrüßte die geniale Schöpfung nicht minder dankbar als das Publikum; der Dichter selbst aber hielt es mit Vronis Schlußwort: „Wann d'wieder frisch bist, gehst mit mir in die Berg' und von der höchst'n Spitz'n woll'n wir 'nausjauchzen ins Land: aus is und vorbei is, da sein neue Leut' und die Welt fangt erst an.“ Dem tragischen Nachtstück ließ er ein übermütiges Possenspiel folgen: eine bäuerliche Nutzanwendung des aristophanischen Lysistrata-Motives, die unsterbliche Komödie von den Geheimnissen der Weiberherrschaft.

Als Maschinist der „Kreuzelschreiber“ (1872) griff der Bauernphilosoph Steinklopferhans ein, auch einer von Anzengrubers „Freigläubigen und Freimäuligen“, diesmal aber zur vollen Harmonie ausgeklärt. Wohl hat auch ihn, „der kein Heid', kein Christ und kein Türk'“, das Leben in strenge Zucht genommen. Der arme Hansl aber, den „a Kuhdirn zur Welt gebracht und zu dem sich kein Vater hat finden woll'n“, den ein Bauernprotz als Einsteher „zum Militari“ geschickt und ein störriges Roß zum Krüppel geschlagen hat, ist durch sein individuelles Mißgeschick nicht an Gott und Menschen irre geworden, wie vordem der Wurzelsepp oder die Großmutter von Jakob und Vroni Ferner, die Burgerlies. So tief der Steinklopferhans die großen und kleinen Lügen der „besten aller Welten“ durchschaut und durchlitten hat, so tief wurzelt seine Naturreligion. Gleich einer Offenbarung hat es ihn in einer Stunde schwerster Krankheit, da er von allen verlassen „wie an Einsiedel“ dahinsiechte, überkommen: „Es kann dir nix g'schehn. Du g'hörst zu dem allen und dös all g'hört zu dir. Es kann dir nix g'schehn.“ Durch den Mund seines Lieblingshelden hat Anzengruber, der so oft und so irrig als Pessimist ausgerufen wurde, seine innerste, persönliche Überzeugung geäußert. Wie er zu Beginn seiner Laufbahn sich zum „treuen Glauben an die Menschheit im allgemeinen und das Volk im besonderen“ bekannte, so hat er auch fürderhin „die gute Sache der Volksaufklärung“ niemals mit der Propaganda Schopenhauerischer Lehren verwechselt. Schönfärberei hat er freilich mit seinem hohen Berufe niemals vereinbart, kritiklosen Optimismus unter allen Umständen geradezu verrucht genannt, immer und wieder nur die Wahrheit gesucht. Den Großen in Staat und Kirche zeigt er, welche Verheerungen der Mißbrauch der geistlichen und weltlichen Gewalt im Hirn des kleinen Mannes anrichtet, wie ihn unbedachte, unverdiente Mißhandlung zum Zweifler, ja zum Out-law werden läßt, der im Kriegszustand mit den herrschenden Mächten in Religion und Gesellschaft sich fühlt und vermessen die eigene Meinung gegen vermeintliches oder wirkliches verjährtes Unrecht setzt. Im Steinklopferhans dagegen vergegenwärtigt er — den Mühseligen und Beladenen zum Trost und Exempel — den phantasievollen Mann aus dem Volke, der eigenes und fremdes Leid gelassen trägt, weil er im Innersten durch selbstgefundene Weisheit, so schlicht, so groß, so beruhigend wie die Lehre des Spinoza, geläutert und gestärkt ward. Die Erhabenheit dieser bald schwärmerisch bald humoristisch vorgetragenen Philosophie hat allerdings

keine geringeren Bedenken geweckt als zuvor der Menschenhaß, der Weltschmerz des Wurzelsepp. Redet so ein Bauer? Denkt so ein Steinklopfer? wurde gefragt. Offenbar von Leuten, die selten oder nie mit den „Gottsuchern“ und „Sonderlingen“ des Alpenlandes zusammengetroffen sind. Der kürzlich in Goisern verstorbene Konrad Deubler unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit Feuerbach, David Strauß, Moleschott 2c., ganz und gar erfüllt von dem Drang, die letzten Dinge zu ergründen: ein Streben, das ihn und ein paar Gesinnungsgenossen, protestantische Salzarbeiter im Hallstätter Kreise, unter Bachs Frömmlerregiment wegen Gotteslästerung in das Zuchthaus führte. Und Justinus Kerner berichtet von seinem Landsmann, dem Bauern Rapp, der als Religionsstifter übers Meer ging und in Amerika freie schwäbische Gemeinden gründete. Solcher Bekehrungseifer ist Anzengrubers Steinklopferhans völlig fremd: selten nur erzählt er einem Würdigen von seinen Gesichten. Und nicht seiner so gut wie niemals gepredigten Weltweisheit, sondern seines schlagfertigen Mutterwitzes halber steht er bei den Bauern seines Heimatsgaues in Ansehen.

Als lustiger Rat hilft er ihnen aus arger Verlegenheit. Die Zwentdorfer haben sich vom Grundldorfer Großbauer bereden lassen, eine Zustimmungsadresse an Döllinger — (Zeit der Handlung: kurz nach dem vatikanischen Konzil) — mit ihrem Handzeichen zu fertigen. Diese Kundgebung der Kreuzelschreiber ist aber nicht nach dem Geschmack ihrer Weiber (beziehungsweise von deren Beichtvätern): die Bäuerinnen heischen darum kurzweg die Zurücknahme dieser „Namens“fertigung bei sonstiger Aufhebung jeder Gemeinschaft. Der Steinklopferhans hat nun zwar ursprünglich seine Kreuzeln für die „G'schrift“ verweigert: denn theologische Spitzfindigkeiten sind seine Sache nicht.

Als er aber das tragikomische Spiel mitmacht, „wie die armen Tölpel ins Hönigschlecken geschickt werden und sich dabei den Ring durch die Nase ziehen lassen“; als er gar das Verlangen der aufgehetzten Weiber mit anhört, ihre Männer müßten zur Bußfahrt nach Rom, da heckt er als Rädelsführer den Anschlag aus: die Bauern mögen sich scheinbar als Pilger marschbereit halten. Er hat richtig gerechnet: die Bäuerinnen geben die Sorge um das vermeintliche Seelenheil ihrer Männer sogleich preis, als sie hören, daß jene als Reisegesellschafterinnen willfährige Mitglieder eines eben gestifteten Jungfernbundes mitnehmen wollen. Bei den jugendlichen lebenskräftigen Paaren wird also den Ungenannten hinter der Scene der Spaß versalzen, daß sie sich einmischen wollen zwischen Mann und Weib. Ein tragischer Zwischenfall im Lager der Alten spielt aber in die launige Lösung hinein: der greise Brenninger hat es nicht verwunden, daß sein Weib nach fünfzigjähriger Ehe zur Strafe für seine arglos verübte Eigenmächtigkeit sein Hauswesen „zerreißt“. Die gewohnte Behaglichkeit ist diesem armen Kopf und reichen Herzen so rauh gestört worden; Zänkerei und Eifersüchtelei haben ihn dermaßen von Sinnen gebracht, daß er im Wildbach Rettung von allen Sorgen sucht. In dieser Episode und in ihrem bis an die Grenze des Erlaubten führenden Widerspiel, wie die Gelbhofbäuerin ihren Mann klein kriegt, liegt ein Stück Geschichtsphilosophie der südländischen Glaubenseinheit: nur ein großer Dichter darf Auftritte von so verwegener, vollsaftiger Sinnlichkeit zum besten geben.

Nichts begreiflicher, als daß auch das Burgtheater einem Poeten aufmunternd entgegenkam, der so rasch nacheinander mit einem Schauspiel, einer Tragödie und einer Komödie so siegreich durchgedrungen war. Mit dem Sittenbilde „Elfriede“ (1872 bis 1873) versuchte sich Anzengruber zum erstenmal im Gesellschaftsstück. Nicht mit vollem Gelingen. Das Werk — mehr die novellistische Studie einer glücklich beschworenen Ehekrise als ein rundes Drama — konnte es trotz bedeutender Einzelzüge in der Musteraufführung zu

keinem dauernden Erfolge bringen. Auch das nächste Volksstück Anzengrubers „Die Tochter des Wucherers“ (1873) war kein voller Treffer. Grelle, allerdings hochdramatische Motive werden mit den Mitteln des Rührstückes gelöst. Ein Geldmakler benutzt seine Tochter als Lockvogel, um junge Leute auszubeuten; ein unbedachter Liebhaber büßt seine Galanterien mit dem Tode, ein Jugendfreund des Unglücklichen gelobt ihm Rache; er weiß das Herz des Mädchens zu gewinnen, am Hochzeitstage aber klagt er sie vor allen Gästen ihrer Frevel an und verläßt mit einem Ausbruch unauslöschlichen Hasses die Braut und ihr Haus. Die schwer Gedemütigte bleibt ihrem Richter trotzdem in treuer Liebe verbunden, sie sagt sich von ihrem Vater los, der sie enterbt; als Pflegemutter eines Töchterchens des Offiziers sühnt sie die Vergangenheit, als Büßerin rührt sie den Mann ihres Herzens. — War der Ausgang dieses Stückes der Kritik zu ifflandisch, so erschien Anzengrubers folgendes Werk, das bürgerliche Trauerspiel „Hand und Herz“ (1873 bis 1874), den Stammgästen von Laubes Stadttheater allzu herbe. Die Kenner freilich rühmten die ernste Künstlerarbeit, und die Moralisten hatten ihre Lust an dem Mannesmut, der „dem Elend verfehlter Satzungen“ den Spiegel vorhielt. Die Heiligkeit der Ehe gründet Anzengruber nicht auf unlösliche Gelübde, sie wurzelt ihm nur im Charakter, in der sittlichen Zusammengehörigkeit von Mann und Weib. Das Würfelspiel der Ehe hat ein rechtschaffenes Mädchen die Frau eines Tanzbodenkönigs werden lassen, der sie betrügt, entwürdigt, als Sträfling verläßt. In stiller Abgeschiedenheit haust sie fortan mit einem idealen Manne, der ihr nach jahrelangem Nebeneinandergehen Hand und Herz bietet; sie gewinnt es nicht über sich, nein! zu sagen, noch weniger, ihm ihre Vergangenheit zu offenbaren. Wie im Traum folgt sie ihm zum Altar; in innigster Harmonie lebt sie nun mit dem Gatten ihrer Wahl bis zur Stunde, in welcher der heimkehrende Unhold ihr Versteck erspäht. Auf seinen Rechtstitel als Eheherr pocht der katholische Görg, um sich wieder warm zu betten; „ist denn nicht,“ so fragt die Verzweifelnde, „mit dem Mann, der mich zu Haß und Abscheu treibt, das Sakrament entheiligt, gilt euch die Ehe mit dem Mann des Herzens nicht?“ Umsonst! Staatsgesetz und Kirche stehen auf der Seite des ehrlosen Vagabunden: tragisch, mit Mord und Selbstmord bezahlen die Liebenden ihren kurzen Glückstraum. Die Sophisten des französischen Sittenstückes haben ihre Theaterreden für Scheidungsfreiheit menschlich und ethisch niemals so überzeugend begründet wie Anzengruber in „Hand und Herz“. Solange Dumas' „Fremde“ auf deutschen Theatern gegeben wird, ist es eine unbegreifliche Achtlosigkeit unserer Dramaturgen, dem Trauerspiel unseres Autors die gebührende Stelle im Bestande der lebendigen deutschen Bühnenwerke zu verweigern.

Ludwig Anzengruber.

Nicht die Wissenden allein, auch die

Digitized by Google

Massen ergriff Anzengruber wiederum mit seinen neuen Bauernkomödien „G'wissenswurm" (1874) und „Doppelselbstmord" (1874 bis 1875). Gesunde Lebensfreude siegt da über eingebildete Sündhaftigkeit: gewitzte Schelme kommen nicht auf gegen Jugend und Liebe. Fabel und Technik sind gleich rühmenswert bei diesen Schöpfungen, die zu den glücklichsten Eingebungen des Dichters gehören und mit ihren munteren Liedern und Chorgesängen den kongenialen Tonsetzer förmlich herausfordern. Je häufiger diese Stücke gegeben werden, desto frischer wirken sie; der Unbefangenste fühlt, welch herrlicher Besitz der deutschen Komödie mit diesen Bauernpossen zugewachsen.

Der „G'wissenswurm" behandelt Glück und Ende des ländlichen Erbschleichers Dusterer; der verschmitzte Bursche hat über seinen ehedem höchst wohlgemuten Schwager Grillhofer Macht gewonnen, seit diesen ein leichter Schlaganfall als „Weiser" Gottes zur Einkehr gemahnt. Zu allem Überfluß hat Dusterer Kunde von einem Seitensprung, den Grillhofer einst als Gatte eines siechen Weibes sich gestattet, und nun nährt er den „G'wissenswurm" mit Lügengeschichten und Androhung der greulichsten Höllenqualen; das unglückliche Opfer seiner Lust, so spiegelt ihm Dusterer vor, habe er in Not und Tod gejagt, nur Reue könne sie beide vor ewiger Verdammnis schützen. Als ein kurzweiliges Kernmädel, die Horlacherlies, den Alten bei einem Gastbesuch durch ihr offenes Wesen fröhlich erregt und wundersam bewegt, dämpft Dusterer diese rasch aufflammende Sympathie: listig raubt er ihm alle Freudigkeit des irdischen durch aufregende Schilderungen aller Strafen des künftigen Lebens. Mit einem Schlage wird aber Dusterers Lügengewebe zerrissen; Grillhofer hört von einem trunkenen Fuhrknecht, daß die Mitschuldige seiner Jugendsünde nicht gestorben, wie ihm der scheinheilige Wicht hat weismachen wollen. In höchster Aufregung tritt er die Fahrt zu der einst so Heißgeliebten an, die vermeintlich im tiefsten Jammer verschmachtet. Wahrhaft befreiend für ihn und die Zuschauer wirkt die Überraschung, wie die mit klopfendem Herzen gesuchte angebliche Maria Magdalena ihm als wohl verheiratetes Mannweib gegenübertritt, das Gatten und Söhne, echte „Trau-mi-nöt", unter der Fuchtel hält und ihren früheren Schatz keifend anfährt.

Tiefer noch als diese unerwartete Wendung ergriff uns die Lösung: die wunderbare Fügung, welche Grillhofer zu guter Letzt die Horlacherlies als seine Tochter zuführt und der Jubelruf, mit dem dieses Sündkind ihm dafür dankt, daß er ihr das Dasein geschenkt: „Also du hast mer's Leben geb'n. No, vergelt's dir Gott, 's g'fallt mer recht gut af der Welt." Nicht lobend, nur genießend werden wir, gleichviel ob am Lesetisch oder im Schauspielhaus, diesen Meisterscenen unserer Dichtung am besten gerecht; Jauchzen und Schluchzen quillen hier aus demselben Born reiner Menschlichkeit. Auch sonst ist kein Zug verzeichnet, keine Gestalt anders als im rechten Licht; der traurige „Wurmdoktor" und der stramme Fuhrknecht, Wastl und Grillhofer, die Horlacherlies und ihre Mutter: sie alle setzen mit ihren scherzhaften und empfindsamen Motiven, wie die Stimmen einer Mozartschen Symphonie, mit Zug und Schwung ein. Über alle hin leuchtet aber die sonnige Weisheit des Schlußliedes:

Der Herrgott hat's Leb'n
Zum Freudigsein geb'n,
Und was wir oft schlecht,
Er macht's do no recht.

Dieselbe „fröhliche Wissenschaft" der Lebenskunst waltet in „Doppelselbstmord" vor. Ein bäuerliches Liebespaar leidet unter dem Hader der Väter; als sich scheinbar unüberwindliche Hindernisse ihrem Bund entgegenstellen, gehen sie von Haus und Hof. Zuvor aber lassen sie einen wohlgesetzten Brief zurück, in welchem sie nach dem unsinnigen Musterbrief städtischer „Doppelselbstmörder" [welchen die Zeitung unter diesem unsinnigeren Schlagwort mitteilt] ankündigen: „wir scheiden,

um uns auf ewig zu verbinden.“ Nur als Briefsteller halten sich diese Kernnaturen jedoch an Vorbilder: statt sich zu ertränken, wie „Romeo und Julia auf dem Dorfe“, handeln die beiden nach dem Sprüchlein „Auf der Alm giebt's ka Sünd“. Durch verwegene Selbsthilfe beugen sie den Trotz der Väter. Überglücklich, die Totgeglaubten in höchster Lebenswonne wiederzufinden, versöhnen sich die Alten mit der raschen That ihrer Kinder. Für das Leben gilt der Bund, welchen die beiden in einer verfallenen Sennhütte geschlossen, bevor ihnen der Pfarrer das Ja! abgefragt hat. Ein Meisterbildnis sticht selbst unter den Charakterköpfen dieser Bauerngalerie hervor: der Vater der armen Braut, Hauderer, auch einer der „Unchristen“, ein halb gelangweilter, halb müde geärgerter Dorfphilosoph, der sich über die Untreue des Jugendfreundes und die Falschheit seines Schatzes, über alles Ungemach der „Liebeswoislerei“ und allen Trug der Menschen mit dem phlegmatischen Wahlspruch hinweghilft: „'s is all's a Dummheit.“ Trotz alledem ist ihm dabei „das Heilandsbewußtsein eing'schossen“, er ist milde, weich, zu weich für diese harte Welt. Und doch trifft dieser vielgenarrte Idealist im entscheidenden Augenblick den Nagel auf den Kopf: als alle, die Klugen und Gewitzten voran, besorgen, daß die jungen Leute sich ein Leides angethan haben, meint er kurz und kräftig:

„Na! na! zu so ein Thun g'hör'n Leut mit einer grauslichen Selbstigkeit, was nur af sich denkt und einer Boshaftigkeit af andere! es is a ung'sunds Wesen! a ung'sunds Wesen! Unsere Kinder sein brav, dö wiss'n schon, wenn ma amal af der Welt is, g'hört sich a, daß mer sich drein schickt und daß dös kein Respekt war, sich vorm Vater in d' Grub'n einidrängen.“

So bekennt sich unser „Eigenbrödler“ als Chorus des gesunden Menschenverstandes zu der tröstlichen Lebensregel, mit der „Doppelselbstmord“ ausklingt:

'S Lustigsein und Busserlgeb'n
Hätt a End a mit'm Leb'n
Und nur d'kurze Lebenszeit
Macht mer sich und andern Freud'.
Macht a heut dö Not dich irr,
Bleib am Leb'n, so stirbt's vor dir.

Mächtige Wirkungen hat Anzengruber seitdem als Dramatiker erzielt (so gleich mit seinem nächsten, tief greifenden Volksschauspiel „Der ledige Hof“ [1876]); erquicklichere werden ihm selbst kaum jemals beschieden sein. „'s liegt in der Luft, wie a Kirchenlied und a Schnadahüpfel“; dies Wort aus dem Pfarrer von Kirchfeld war des Dichters Lebensprogramm geworden; weltliche Christenlehre und übermütige Komödienmotive hatte er mit gleicher Meisterschaft dramatisch bewältigt. Seinen treuesten Parteigängern schien die Enge des bäuerlichen Lebens die weitere Entwickelung Anzengrubers zu gefährden; mit dem alten Tiefblick ergründete unser Autor aber neue Probleme des Volkslebens; er, der sein Wiener Heim nicht einmal zur Sommerszeit mit einem Landaufenthalt vertauscht, überraschte uns mit „Dorfgängen“. Gleich der Heldin seines Romans „Der Schandfleck“ kehrt er aber auch „bei den Kleinhäuslern ohne Haus“ ein, steigt er zum Arbeiter und Handwerker „auf die gemauerten Berge der städtischen Straßenzeilen“. Mit ruhelosem Künstlerfleiß sucht er neue Bahnen als Erzähler und Dramatiker, mit wechselndem Erfolge, immer aber mit dem Einsatz seiner vollen Kraft; neben vielem Trefflichen gelingen ihm zwei runde Meisterwerke: die Wiener Tragödie: „Das vierte Gebot“ und ein Dorfroman „Der Sternsteinhof“.

* *
*

Lange hatte unser Dramatiker sich besonnen, den Schauplatz seiner Stücke in das moderne Wien zu verlegen; mit sittlichem Ernst und verdoppeltem Eifer ging er nunmehr dem Gegensatz der alten und neuen Ordnung, den Klassenkämpfen der Gegenwart, auch in der Großstadt nach. Wie er vordem (allerdings nicht aus Vorliebe, wie Paul Heyse meint, sondern der

Sache wegen) bei schneidenden socialen Konflikten, der sittlichen Verschuldung und Verwahrlosung des ländlichen Lebens verweilte, so schilderte er nun das Wienertum, wie es ist und war, die Krisen der Übergangszeit. Herb und schroff vergegenwärtigt er den Zwiespalt zwischen kernfester Rechtschaffenheit und haltloser Verlotterung, herzenswarmer Gemütlichkeit und wohldienerischer Unzuverlässigkeit. Falsche Biedermänner und phantastische Schwarmgeister, die Ganzen und die Halben, sie erscheinen bei unserem Künstler durchweg treu nach der Natur gemalt. Über allen waltet aber das eherne Weltengesetz, das nur dem Gesunden und Wahren auf die Dauer Bestand verheißt. Er predigt den Kleinen und den Großen Maß, er heischt von jedem Selbsterkenntnis, Selbstbescheidung, unbedingte Pflichterfüllung gegen sich und andere, wie immer ohne lehrhafte Rhetorik, durch lebendigen Anschauungsunterricht. Stets und allerorten als Fürsprecher von „Frau Thätig Ehrbarkeit, Großmut und Rechtfertigkeit", die auch ihn, wie Goethes Hans Sachs, mit den Worten anreden durfte:

Ich hab dich auserlesen
Vor vielen in dem Weltwirrwesen,
Daß du sollst haben klare Sinnen,
Nichts Ungeschicklichs magst beginnen.
Sollst halten über Ehr und Recht,
In allem Ding sein schlicht und schlecht;
Frommkeit und Tugend bieder preisen,
Das Bös mit seinem Namen heißen,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt,
Nichts verlindert und nichts verwitzelt.
Sondern die Welt soll vor dir stehn
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn.
Der Natur-Genius an der Hand
Soll dir zeigen all das Leben,
Wie kunterbunt die Wirtschaft tollert,
Der Ameishauf durcheinander kollert.
Mag dir aber bei allem geschehn,
Als thätst in einen Zauberkasten sehn.
Schreib das dem Menschenvolk auf Erden,
Ob's ihnen möcht zur Nutzung werden.

Von solchen guten Geistern geleitet, glückt es ihm, wie schon Julius Duboc treffend bemerkt hat, der Aufgabe zu genügen, die Schiller einst dem idealen Volksdichter gestellt hat: er „überliefert die Resultate des mühsamsten Denkens der Einbildungskraft und giebt die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu erraten". Von solchen Gesinnungen getrieben, unternimmt er das Wagestück, die sociale Frage in dem (jahrelang durch die Censur verbotenen) Schauspiel „Ein Faustschlag" (1877) theatralisch zu behandeln. Der Sohn des autokratischen Fabrikherrn Frank verliebt sich in die Tochter des Werkführers und Agitators Bergauer; ein allgemeiner Arbeiteraufstand, hervorgerufen durch unzeitige Härte des Kaufherrn, verschärft dessen Abneigung gegen Bergauer, der gleichzeitig, des Liebeshandels seines Kindes wegen, bei seinen Kameraden als Verräter verdächtigt wird. Die weisen Mahnungen von Franks Schwiegervater, dem volksfreundlichen Grafen Rankenstein, bleiben fruchtlos; da erfährt der Fabrikant zufällig, daß er vor Jahren und Jahrzehnten durch eine Handlung unbedachter Roheit Bergauers Familienglück vernichtet hat; schon zuvor ist er zum Einlenken gemahnt worden durch die Thatsache, daß sein Hohn nicht die auf dem Boden des Gesetzes stehenden Arbeiter, wohl aber einen seichten Schwätzer zu dem Versuche gereizt hat, die Fabrik in Brand zu stecken. Bewegt erklärt sich Frank Bergauer gegenüber zu jeder Genugthuung bereit; auch hier wie im Meineidbauer gleicht selbstlose Liebe das Unrecht aus, das einst der Vater des Bräutigams an dem der Braut geübt. Anzengruber verkennt die Gefahren der Bewegung nicht, und da erscheint ihm keine größer als die heillose Verheerung, welche Hetzreden bei der Halbbildung anzurichten vermögen. Nicht der in Mühen und Sorgen ergraute, viel verleumdete und gepeinigte Wortführer der berechtigten Ansprüche seiner Kameraden schlägt sich in das Lager der Anarchisten, wohl aber Bergauers Kontrastfigur, der Comptoirdiener Kammauf, ein Wirrkopf, der im Wippchenstil schwört: „Bei Gott! ich bin ein Atheist!" In dieser Gegenüberstellung liegt die Moral der Gleichnisrede Anzengrubers. Bei redlichem Willen hält er eine friedliche Verständigung zwischen den Wohl-

gesinnten des dritten und vierten Standes für erreichbar; Starrsinn auf der einen führt dagegen zur Verblendung auf der anderen Seite. Das wird im „Faustschlag“ nicht hausbacken gepredigt, sondern lebhaft versinnlicht; nur schade, daß der energisch geführten Handlung, den kräftig gefaßten Grundmotiven der allzu rührselige, theatermäßige Abschluß Abbruch thut. So kritische Bedenken können allerdings nicht laut werden einem der mächtigsten Werke Anzengrubers gegenüber, der Wiener Tragödie (oder, wenn man lieber will, einer Tragödie des Wienertums): „Das vierte Gebot“ (1877).

„Wenn du in der Schul' den Kindern lehrst: Ehret Vater und Mutter, so sag's auch von der Kanzel den Eltern, daß 's danach sein sollen“; in diesem schlichten Mahnwort eines braven Gärtners an seinen Sohn, einen Priester, offenbart sich die Absicht des Dichters. Die Verderbnis, welche „Wiener Früchteln“ zeitigt, wird in ihren Wurzeln bloßgelegt: gedankenlose und vorurteilsvolle Eltern, die Leichtfertigkeit und Pflichtvergessenheit, mit welcher sie ihren Einfluß oft mißbrauchen: das und manches mehr wird in erschreckenden Beispielen aufgezeigt. Alle anderen Gestalten überragend und verdunkelnd erscheint in diesem realistischen Beichtspiegel eine ideale Figur: ein altes Mütterchen, das mit brechendem Herzen ihre Enkelin als Dirne, ihren Enkel als gerichteten Mörder zu Grunde gehen sieht. Wie gerad und streng hat die Alte gewarnt, solang es galt, die Verkommenden zu retten; mit welcher Fülle der Liebe tröstet sie noch die Gefallenen! Ihr lauteres Mitgefühl beirrt aber keinen Augenblick ihren Rechtssinn; sie möchte tausendmal ihr Leben hingeben, um das Geschehene ungeschehen zu machen, und doch wird keine weichmütige Regung laut, daß solche Frevel nachsichtig gebüßt oder vergeben werden sollen. Die alte Herwig predigt durch ihr Thun wirksamer als der größte Kanzelredner; entläßt sie uns doch nach den herzbeklemmenden Eindrücken dieses Trauerspieles mit dem erhebenden Bewußtsein, daß der Sinn für das Echte und Rechte nirgends tiefer Wurzel geschlagen als im Kern der Nation, im Gemüt des Volkes.

Versöhnlicher in der Lösung, kaum weniger düster in den Voraussetzungen ist Anzengrubers nächstes Wiener Stück; nicht unwürdig der Mutter Herwig giebt sich auch der wohlmeinende Mittler Kernhofer, der Held der „Alten Wiener“ (1878). Auch hier ist jugendlicher Ungestüm auf der einen, Haltlosigkeit auf der anderen Seite nahe daran, das Glück ehrenhafter Familien zu vernichten. Leider stimmt das episodische Beiwerk der „Alten Wiener“ nicht immer zur Haupthandlung; allerlei Possenelemente und Zerrbilder nehmen sich doppelt wunderlich aus neben Kernhofer, diesem idealen Alt-Wiener, der aller Verkennung, Verleumdung, Enttäuschung ungeachtet immer wieder Werke selbstloser Liebe vollbringt: nur weil er nicht anders kann, „weil's ihn,“ allem Undank zum Trotz, immer wieder „reißt“.

Ein Stück Kernhofer steckt in Anzengruber selbst, der allzeit bei der Hand ist, in aller Stille das Rechte zu fördern; Wort und Reim, Scherz und Ernst kommandiert er, so oft es gilt, würdige Kunstgenossen zu feiern; geradezu klassisch hat er so bei einer (für die Hinterbliebenen Kurzbauers veranstalteten) Akademie die „stürmische Verlobung“ des Malers dichterisch verherrlicht; das bei diesem Anlaß entstandene ländliche Genrestück „Die umkehrte Freit“ (1879) ist seines Urbildes wert.

Auch sonst war unser Dichter schlagfertig zur Stelle, wenn es hieß, die Forderungen des Tages künstlerisch zu befriedigen: er schrieb Glanzrollen für die Virtuosen der Zeit. Und er brachte in der „Trutzigen“ (1879), in „Brave Leut vom Grund“ (1880), „Jungferngift“ (1878) Schöpfungen zu stande, welche den Kenner des Talentes der Gallmeyer und Geistinger kaum lebhafter überraschen konnten als den Freund seiner Muse. Meisterlich hat er sich den Eigenheiten beider angeschmiegt: dieser ein Parade-

stück für die Vergegenwärtigung weiblicher Stufenjahre, jener eine resche, spröde Frauenrolle „auf den Leib geschrieben“, ohne gerechten Ansprüchen an seine Art und Kunst etwas abzudingen. Mag auch da und dort eine Episode vergriffen, ein andermal eine Posse („Aus'm g'wohnten Gleis“, 1879) mißglückt sein: im ganzen und großen hat Anzengruber über dem Theaterdichter niemals seinen Beruf als Erzieher der Massen, als Reformator der Volksbühne vergessen. Und dennoch konnte ein so hochgesinnter Künstler, der beiher alles technisch Erlernbare des Handwerks so überlegen beherrscht, durch Jahre und Jahre an den Wiener Theatern zurückgedrängt werden. Wie das zugegangen, bleibt eines der merkwürdigsten Kapitel der Dramaturgie unserer Tage; auch hier wirken die allgemeinen deutschen Bühnenzustände entscheidend herüber; zunächst aber sei dieses Phänomen aus den besonderen Wiener Verhältnissen erklärt.

Wien bestand nach dem Börsenbruch von 1873, um ein Wort Laubes zu gebrauchen, wahre Hungerjahre. Unser Theaterwesen ging sichtlich zurück; der Mittelschlag konnte die vormals unmäßig hinaufgetriebenen Preise nicht mehr erschwingen; bald fehlte es den Volksbühnen an einem Stammpublikum und dem Volke an einem Schauspielhause. Weitab lag die naive Zeit, in welcher die Menge vor dem Kasperl-Theater in der Leopoldstadt (nach dem Zeugnis des Norddeutschen Goedeke: das beste Volkstheater, das Deutschland je besessen) sich drängte und alles Lärmen sofort erschreckt einstellte, wenn der Direktor aus dem Fenster drohend herabrief: „Stille! sonst laß ich zur Strafe heut nicht spielen!“ Weitab lagen auch jene Tage, da Zauberpossen und Feenmärchen den Knaben Grillparzer begeisterten, da alles öffentliche Leben auf die Bretterbühne beschränkt war. Die neuen, immer stärker den Theaterbesuch und Theatergeschmack bestimmenden Elemente verlangten, wieder nach einer Bemerkung Laubes, leichte oder überwürzte Reizungen, die Gassenhauer der Operette, die Vexierstücke der Komödien der tausendundeine Irrungen, die spanischen Fliegen der Boulevardpossen. Für tiefer gründende Anregung, für „launigen Zuspruch und ernste Red“ war kein Raum mehr; Raimund wurde als „veraltet“, Anzengruber als „pessimistisch“ beiseite geschoben. In „dramaturgischen Plaudereien“ (1880) hat unser Dichter dieser Vergröberung und Verrohung unseres Theaterwesens scharf die Meinung gesagt und einläßlich das Verdammungsurteil begründet: „Wir haben keine Bühne mehr.“ Wiederum erhob Anzengruber diesen Mahnruf nur der Sache, nicht seiner persönlichen Verbitterung wegen; er fällte seine Entscheidung mit dem Selbstgefühl des Künstlers, der das Große und Gute nicht bloß mit Redensarten angestrebt und seiner Begabung immer neue Aufgaben gesetzt hat. Ward ihm die Bühne verrammelt, so strebte er mit Ernst und Glück als Erzähler der Vollendung nach.

Auch hier galt es nur die Entfaltung von frühauf gepflegten Fähigkeiten; auch hier haben wir ein stetiges Fortschreiten zu immer bedeutenderen Leistungen, die Entwicklung außerordentlicher Naturgaben durch unermüdliche Übung zu rühmen. Wir haben oben erwähnt, daß Anzengruber schon 1867 bis 1869 beim Wiener „Wanderer“ als Novellist sich einführte; allein auch nachher, in der Zeit seiner größten Bühnenerfolge, feierte seine epische Thätigkeit niemals. Viele seiner Geschichten (so gleich die erste, welche unser Dichter in die Sammlung seiner „Dorfgänge“ aufnahm, „Die Polizze“, 1868) durchwaltet ein dramatischer Zug; auch die meisten seiner Genrefiguren geben sich als Charakterstudien des Dramatikers, so die halbnärrische Gänseliesel, welche Liebesunglück zur Kirchenschänderin macht; das „Sündkind“ einer Witwe, das auf dem „birkenen Lebensweg“ des Geistlichen strauchelt, Ehre und Leben verspielt; das Pfaffenkind „der Einsam'“, der im Hader mit göttlicher und irdischer Weltordnung durch den eigenen Vater zu einem tragischen Ende getrieben wird, „die fromme

Kathrin", die, in stiller Selbstüberwindung, ihrer Schwester Habe und Schatz opfert, „Hartingers Sixtin", eine abgestrafte Kindesmörderin, welche ihrem mildthätigen Brotherrn seine barmherzige Aufnahme dadurch vergilt, daß sie dessen Tochter in der Stunde gefährlicher Versuchung mit der Geschichte ihres Unglückes ins Gewissen redet; der tölpische „Sinnirer", der durch afterweises Gedankenspinnen zum Schaden auch noch den Spott heimbringt; in der Schule des Lebens geprüfte Dulder und Denker, „gesprenkelte und schwarze Schafe" in der Herde ihrer Seelenhirten; humoristische Originale, wie „der gottüberlegene Jakob", ein dummschlauer Frömmler, der bei einem Viehhandel nicht bloß den reichen Großbauer, sondern auch die besonderen Schutzheiligen seiner kranken Kuh überlistet, eine Prachtfigur, die Turgenjews ausnehmendes Wohlgefallen erregte; durchweg Charaktere, Episoden, Motive, wie sie dem Stoff- und Skizzenbuch eines geborenen Theaterdichters wohl anstehen. Zwischendurch beschämt unser Dramatiker in der einen und anderen Erzählung freilich manchen zünftigen Erzähler durch die klassische Ruhe seiner Epik; so vor allem in der unscheinbaren Studie „Die Örtler", diesem Musterstück einer Novelle. Eine seltsame Begebenheit aus dem weltfernen Leben der Einsiedler der Alpen wird da mit prunkloser Kunst vorgetragen und ausgestaltet; hoffentlich muß nicht erst der Edelrost der Jahrzehnte die Mitlebenden Wert und Reiz dieses Juwels erkennen lassen.

Eine zweite Gruppe „belehrsamer" Geschichten hat er in der Vorrede von „Launiger Zuspruch und ernste Red" gekennzeichnet; auch als „Kalendermann" vertritt er seine Lieblingsideen, er fragt nicht nach dem Glauben, sondern nach der Menschlichkeit seiner Leute; „das, was den Menschen zum Menschen macht, sitzt in den Tiefen seiner Seele, es kann das wohl durch den Glauben verklärt, aber nicht mit ihm abgelegt werden, denn das Sittengesetz ist ein ewiges, und ein Verstoß dagegen zahlt sich gleich drückend und quälend heim, ob er nun von dem Gläubigen als Sünde oder von dem Glaubenslosen als Schuld empfunden wird." Diese bei aller Einfachheit eigenrichtige Moral exemplifiziert Anzengruber mit den Künsten des Bühnenmenschen, der sein Publikum — in diesem Falle den ländlichen oder kleinbürgerlichen Kalenderleser — an der rechten Stelle zu packen weiß. Daß der frechste, furchtloseste, am feinsten angelegte Frevel vor Selbstverrat nicht sicher, verkündet „Der Verschollene", eine aufregende Kriminalgeschichte, in welche auch das Gespenstische hineinspielt; daß übertriebene Werkheiligkeit ein bäuerliches Hirn nicht abhält, den Himmel zu übervorteilen, wiederholt in gelungener Variante des „gottüberlegenen Jakob" „Zu fromm"; daß unheilbarer Seelenschmerz den Landmann kirchenfeindlich, pessimistisch stimmt, bezeugt in erschütternder Weise „Gott verloren". Nicht minder erfolgreich als durch so tragische Geschicke weiß Anzengruber seine Leute durch Schelmerei und Schwänke anzuregen; so in der hübschen, lustspielmäßigen Humoreske „Treff-Aß", der Heilung einer abergläubischen, vermeintlich dem Tode geweihten Bäuerin durch schnurrige Kriegslist; so in der Liebesgeschichte „vom starken Pankraz und der schwachen Eva", so in dem gesalzenen „Dorf-Idyll", dieser Metamorphose Don Juans als „fensterlnder" Bauernbursche. Die Technik dieser Arbeiten, wie die kühne Stoffwahl in den (wie nicht verschwiegen werden soll) oft allzu grellen Schilderungen großstädtischer Verderbnis würde eingehendes Verweilen fordern und lohnen. Hier fehlt uns der Raum zu dieser dankbaren Aufgabe: nur dagegen sei Einspruch erhoben, daß man den Dichter auf die eine oder die andere vereinzelte Skizze hin schlankweg unter die pessimistischen Ankläger der modernen Zustände einreiht. Von der Entartung aller idealen Bestrebungen mag Anzengruber freilich nichts wissen, auch die Hoffnungslosigkeit der Ergründung der letzten Dinge offenbart er gelegentlich in den wahnwitzigen Hirn-

gespinsten seines durch Selbstmord endenden Lords in den „Teufelsträumen“; das furchtbare Gesetz des Kampfes ums Dasein, alle Not und Pein des Menschengeschlechtes steigt in dem grandiosen Gesicht „Jaggernaut“ vor uns auf. Seine innersten Gedanken über politischen und technischen Fortschritt, die er am liebsten in modern realistische Märchengewandung hüllt, sind aber der gegenwärtigen Entwickelung sympathisch zugewendet; in den „Drei Prinzen“, vor allem aber in den „Märchen des Steinklopferhans“ kommt seine menschenfreundliche, dem Segen der neuen Forschungen und Entdeckungen herzlich dankbare Gesinnung zum Vorschein.*

Nur kurz können wir zuletzt der beiden großen Dorfromane unseres Dichters gedenken: des „Schandfleck“ (1876) und des „Sternsteinhof“ (1883). Jener, in seinem ersten Teil eine der bedeutsamsten Schöpfungen unserer neueren Litteratur, führt uns die tragischen Folgen eines Ehebruchs vor: die Bäuerin Reindorfer hat sich mit dem „herumstromenden“ Müllerssohn Florian vergessen. Ihr Mann vergilt die unverdiente Kränkung nicht an dem schuldlosen Kinde, das er wie sein eigenes aufzieht. Das Schicksal greift an seiner Statt rächend ein, der Sohn des Ehebrechers erglüht für das Sündkind, und der Tag des vermeinten höchsten Liebesglückes, die Freiwerbung der Mutter des jungen Florian bei Reindorfer, bringt Schuldigen und Schuldlosen furchtbares Erwachen. Der Liebhaber, der mit eins zum Bruder herabsinkt, sieht Zukunft und Vergangenheit gleicherweise verekelt; verzweifelnd an Gott und Welt endet er nach wüstem Selbstverlieren in heldenhaftem Aufschwung, als Kämpfer für die Unschuld eines Kindes gegen die Roheit eines riesenstarken Gewaltmenschen. Die Leni aber (Anzengrubers lieblichste, mildeste Frauenfigur) nimmt die Prüfung auf sich, geht von der Heimat in die Stadt, widmet alle unterdrückte Zärtlichkeit dem Töchterchen eines Witwers, der von so viel Treue und Selbstlosigkeit gerührt, dem Naturzauber dieses Landmädchens nicht widerstehen kann und sie zu der Seinigen macht. Ihrer Cordelia-Seele ist es noch vergönnt, dem alten, von seinen leiblichen Kindern mißhandelten Reindorfer alle Gutthat durch reinste Liebe zu vergelten: nur er, ihr Ziehvater, gilt ihr als Vater; da nach Florians Tode ihr eigentlicher Vater sie mit der Bitte antritt, ihm als Hausgenossin und künftige Erbin auf sein reiches Anwesen zu folgen, weist sie ihn ab, genau aus denselben Gründen, aus welchen d'Alembert nichts von seiner reichen Mutter, die ihn als Säugling aussetzen ließ, wissen wollte, sondern seiner Pflegemutter, einer Glaserwitwe, treu blieb. Leni beglückt und verklärt Reindorfers Alter, der Schandfleck ist zum Ehrenpreis geworden. Mit Unrecht hat Auerbach in den Briefen an Jakob diese Fabel „französisch überbeizt“ genannt, mit Unrecht auch Julius Duboc Lenis Maßhalten in so tragischen Ereignissen als unheilbaren Fehler der Komposition getadelt. Mit triftigeren Gründen wurde dagegen die Durchführung des zweiten Leitmotivs von der Kritik als nicht durchweg gelungen bezeichnet. Anzengruber hat das selbst gefühlt und, einer romantischen Aufforderung ungenannter Verehrer entsprechend, welche ihm bei einem Hamburger Bankhaus ein ansehnliches Honorar anweisen ließen, das Werk vollständig umgearbeitet. In der „Kameradin“ stellte er die städtischen, in dem Dorfroman „Der Schandfleck“ die auf dem Lande spielenden Motive in neuen Rahmen, wie uns scheint, nicht mit durchgreifendem Gelingen.* Denn war der

* Anzengrubers kleinere Schriften sind in verschiedenen Sammlungen verstreut: Dorfgänge (Wien, Rosner, 1878). Kleiner Markt (Breslau, Schottlaender, 1883). Allerhand Humore (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1883). Launiger Zuspruch und ernste Red (Lahr, Moriz Schauenburg, 1883). Eine Gesamtausgabe der Bauerngeschichten, sowie der bisher nur in Einzelheiten erschienenen dramatischen Werke unseres Dichters läßt hoffentlich nicht gar zu lange auf sich warten.

* In der Stadtgeschichte „Die Kameradin“ (Dresden, Minden, 1883) verläßt ein Dorfmädchen, das Mündel des Bürgermeisters, die Heimat, sich zuleide, anderen zuliebe, um die Ehre der Haus-

erste Plan auch nicht einheitlich durchgeführt, einheitlich gedacht war er gewiß, und in der Sache bleibt es begründet, daß eine Ausnahmenatur wie Leni, die zudem durch ihre Erlebnisse so weit über den Durchschnitt ihrer Dorfgenossen gehoben wird, auch in höherer Lebenssphäre sich bewähre. Vergegenwärtigt dieses Kernwesen doch symbolisch die Urkraft, den gesunden Sinn und das reine Gemüt des Volkes, das von seinen Bergen in die städtischen Niederungen hinabsteigt, um die verdumpfende Welt der Gesellschaft aufzufrischen und zu verjüngen. In guter Stunde kehrt Anzengruber hoffentlich zu seinem ursprünglichen Entwurf zurück und bringt ihn zu harmonischem Abschluß.

Voll ausgeglichen erscheint dagegen der „Sternsteinhof“, dessen Heldin eine große, erfolgreiche Verbrecherin ist, eine Willenspotenz vom Schlage der „nordischen Semiramis“. Auf das blutarme, bildschöne Dirndl Helene übt schon von Kind auf der „Sternsteinhof“ als Sinnbild irdischer Herrlichkeit dämonische Anziehungskraft aus. Auch im Bauernkittel triumphieren Kraftnaturen aus dem Geschlechte Katharinas der Großen, allem belletristischen Herkommen zum Trotz; in einem sinnreichen Nachwort rechtfertigt der Dichter seine Geschichte, die „nur aufweist, wie es im Leben zugehe“: „Der eingeschränkte Wirkungskreis des ländlichen Lebens beeinflußt die Charaktere weniger in ihrer Ursprünglichkeit und Natürlichkeit, und der Aufweis, wie Charaktere unter dem Einfluß der Geschicke werden oder verderben, ist klarer zu erbringen an einem Mechanismus, der gleichsam am Tage liegt, als an einem, den ein doppeltes Gehäuse umschließt, wie denn auch in den ältesten, einfachsten, wirksamsten Geschichten die Helden und Fürsten Herdenzüchter und Großgrundbesitzer waren, und Sauhirten ihre Hausminister und Kanzler.“ So, frei über den Dingen stehend, nach gutem, vollem Dichterrecht zeigt uns Anzengruber die leibhaftige Welt, vergegenwärtigt er uns die Haupt- und Nebenpersonen seines Dramas, jede aus Kernholz geschnitzt, von dem starrsinnigen, herrschsüchtigen Großbauern bis zu dem humanen, alles verzeihenden, weil alles begreifenden Dorfpfarrer. An scherzhaften und tragischen Zwischenspielen ist kein Mangel; die Schilderung einer Wirtshauskeilerei, sowie die gemeinsame Fahrt von ein paar „bäuerlichen Kandidaten für Lebensversicherung“ zum städtischen Arzt zählt mit zu dem Besten und Launigsten, was Anzengruber geschrieben. Zeigen die Wechselreden immer wieder den Meister des Dialogs, so halten wir den Sternsteinhof gleichwohl für eine episch gedachte und geratene Schöpfung, jedenfalls für die Krone aller bisherigen erzählenden Werke unseres Dichters.

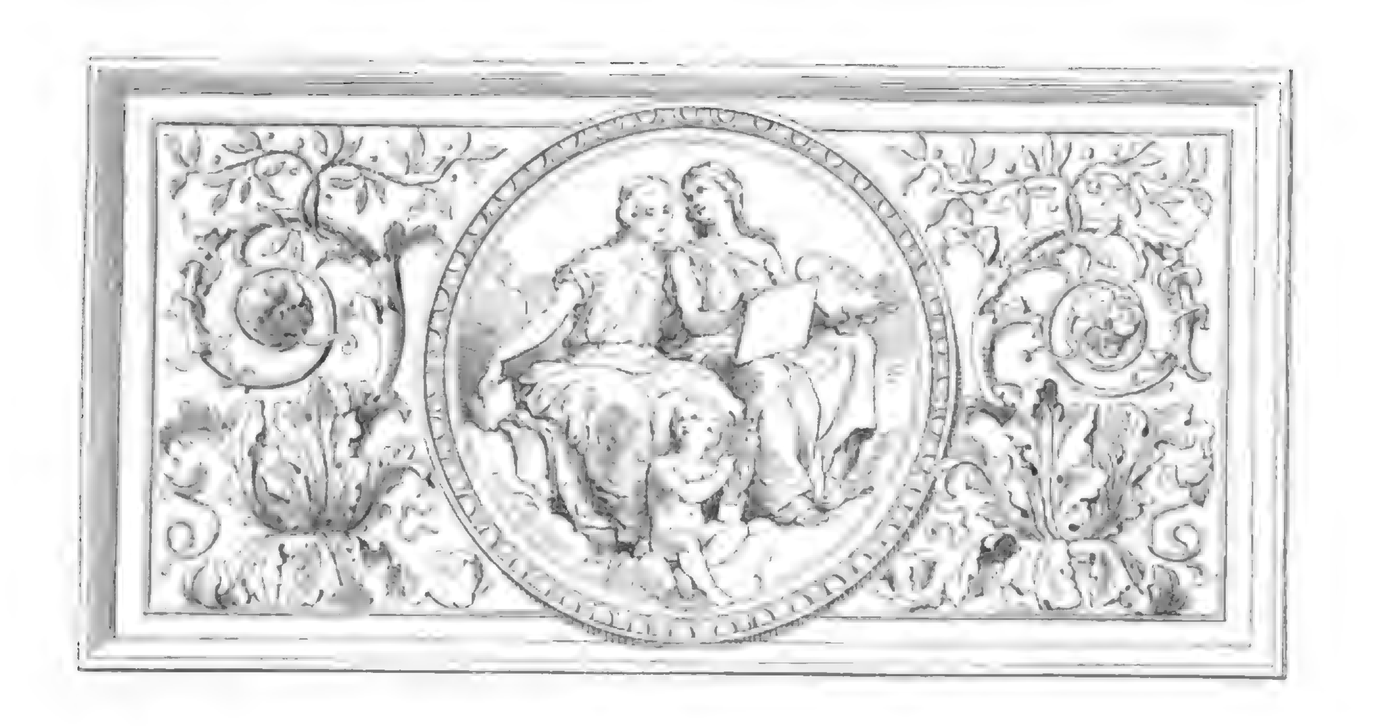
Trotz dieser Leistungen und Erfolge, deren nur wenige Erzähler von Beruf sich berühmen können, war und bleibt aber die Bühne Anzengrubers eigentliche Heimat. Immer wieder zieht es den Dichter zum Theater hin, wenn er auch schwer darunter zu leiden hat, daß kein einziges Wiener Schauspielhaus die klassischen Werke alter und neuer Volksdichter mit derselben Stetigkeit in einem festen Repertoire wiederkehren läßt wie etwa das Burgtheater die kanonischen Schöpfungen Shakespeares, der Spanier, Franzosen und Deutschen. Der würdigste Nachfolger Raimunds hat zur Stunde in Wien keine Bühne und keine Truppe zur freien Verfügung, und es ist ein schlechter Trost für uns und ihn, daß sein Stern noch leuchten wird, wenn alle Öllämpchen und Glühlichter der gefälligen Wohldiener des

tochter, einer „verkündeten“ Braut, zu retten. In der Residenz gewinnt sie Hand und Herz eines Witwers, dessen Kind sie pflegt; seine Werbung bringt auch die Lösung des Geheimnisses, ihr Opfermut hat sie nicht dauernd verderben können. In dem umgearbeiteten Dorfroman „Der Schandfleck“ (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1884) trifft Leni auf der Bahn einen alten Bauern, der sie von der Reise in die Großstadt abredet und zu seiner vom Veitstanz geplagten Enkelin führt. Ihre Ruhe und Sorgfalt beglückt die Kranke und deren Vater, der in erster Ehe wenig Freude gefunden. Das beste aus dem ersten Entwurf des „Schandfleck“ ist in die neue Bearbeitung übergegangen (nur die Episode der Fuhrmannsgeschichten fehlt leider). Das Ganze wirkt auch, wenngleich uns aus den oben erwähnten Gründen Lenis Entwickelung in städtischen Kreisen unerläßlich scheint.

Tagesgeschmackes verlöscht sein werden. „Ich kann sagen," so schrieb Anzengruber einem Wiener Verehrer im Mai 1883, „ich ergriff nur die Feder, um durch dauerhaftere Stücke mit den vorhandenen guten Werken meiner Vorgänger ein Repertoire der Volksbühne zu ermöglichen, dieser und den Schauspielern zum Heile, die, von einer geistlosen Robot erlöst, sich künstlerischen Aufgaben hätten zuwenden können. Können! Es war mir niederdrückend genug, nach zehnjähriger gewissenhafter Arbeit wieder da zu stehen, wo ich begonnen hatte. Mit der Aussicht auf den Erfolg schwindet bekanntlich auch der beharrlichste Mut."

Der Widersinn dieser Zustände bewog eine Reihe redlich denkender Männer (u. a. Erich Schmidt ꝛc.), den Vorschlag zu erwägen, nach dem Muster des Burgtheaters ein Raimund-Theater ins Leben zu rufen, das von Philipp Hafner und Raimund bis auf Nestroy, Kaiser, Langer, Anzengruber, von Dittersdorf bis auf Johann Strauß die besten Werke des deutschen Volksstückes und Singspieles pflegen und zu Ehren bringen sollte. Unser Dichter hat die naheliegende Idee als lebensfähig bezeichnet und mit sympathischem Anteil begrüßt; nur schade, daß die halbe oder ganze Million, welche ein solches Unternehmen fordern würde, nicht über Nacht herbeizuschaffen ist. Die Tage wiederholen sich kaum mehr, in welchen Joseph II. durch einen wahrhaft kaiserlichen Stiftsbrief der Nationalbühne die würdigste Heimstätte gründete; und auch durch Patronatsvereine wäre unser Volkstheater nicht allzuschnell begründet und gesichert. Um einen Direktor brauchte uns freilich nicht bange zu sein, Anzengruber wäre der beste Theaterdichter und Dramaturg in einer Person, der rechte Mann im rechten Element.

„Künstlers Erdenwallen" hat es freilich anders gefügt; die Not des Tages ersparte diesem Dichter des Volkes keine Sorge des Volkes; als Leiter eines Familienblattes, späterhin als Redacteur der humoristischen Wochenschrift „Figaro" hatte Anzengruber seine kleinbürgerliche Existenz in erster Linie zu bestreiten. Bis vor einem Jahr hauste er Sommer und Winter in seiner Gumpendorfer „Wachtstube" am übeldunstenden Wienflusse; seit kurzem schaltet und waltet er in einem winzigen Familienhause zu Penzing, einem Vororte Wiens, auf eigenem Grund und Boden. Sein Arbeitszimmer weist keinen anderen Schmuck auf als das Bild seiner Mutter, zu der er mit immer wachsender Verehrung aufblickt; da und dort fällt der Blick auf Ehrengaben befreundeter Künstler, auf Karikaturen des hochbegabten Satirikers Juch; im „Sitzzimmer" aber prangen unter Glas und Rahmen Blumenstücke der Mutter unseres Dichters. Er hatte den Schmerz, diese seine beste Freundin in den letzten Jahren zu begraben, und die Freude, als gemütlicher Hausvater liebe Kinder aufwachsen zu sehen; das sind die bemerkenswertesten jüngsten Ereignisse seiner Biographie, die im übrigen mit dem Katalog seiner Schriften zusammenfällt. Selten nur verläßt Anzengruber seine Klause; selten nur tritt er, meist zu wohlthätigem Zweck, als unübertroffener Vorleser seiner tragischen und schnurrigen Geschichten vor das Publikum; selten nur erscheint er an der Tafelrunde vorstädtischer Kneipen, am liebsten im Kreise kerniger Alt-Wiener, vom Schlage seines trefflichen Freundes Friedrich Schlögl. Schreitet aber der stille Mann durch die Straßen, dann fällt mehr als einem dies bedeutende, von einem rötlichen Vollbart umwallte Antlitz auf. Studenten und anderes junges Volk, das den Dichter als Weisen liebt und als Künstler ehrt, lüftet ehrfürchtig den Hut vor „unserem Anzengruber", wie ehedem vor „unserem Grillparzer". Ein richtiger Instinkt sagt den Bürgern der Zukunft, daß sie in diesem Manne eine vorbildliche Erscheinung grüßen: ein volles Talent, das sich in jeder Lage des Lebens auch als voller Charakter bewährte.



Der Herr Kandidat.

Erzählung
von
Wilhelm Berger.

Burchard Dröge war der älteste Sohn eines Pfarrers, und das war sein Verhängnis, denn es ist Thatsache, daß schon mancher Pastorensohn auf eine falsche Lebensbahn gedrängt worden ist und seine liebe Not gehabt hat, endlich zu einer leidlichen Stellung zu gelangen.

So ist es auch Burchard Dröge ergangen.

Während er sich in der Kinderstube tummelte, schien alles mögliche aus ihm werden zu können: Minister oder Kreisphysikus, Hofprediger oder Oberbaurat. Auch in den ersten Jahren seiner Schulzeit blieben seine Aussichten auf einen hervorragenden Platz in der menschlichen Gesellschaft die denkbar besten; dann aber stellte sich immer deutlicher heraus, daß Burchard zwar ein lieber, gutmütiger Bursche, geistig indessen nur mittelmäßig begabt war. Auf dem Gymnasium wurde es ihm mit jedem Jahre schwerer, mit seinen Kameraden gleichen Schritt zu halten. Es fehlte dem Armen gänzlich jener feine, angeborene Orientierungssinn, der die meisten seiner Klassengenossen befähigte, sich auf dem Wege zurechtzufinden, den sie alle vorwärts getrieben wurden.

Trotzdem verharrte der Pastor Dröge bei dem Gelübde seiner Jugend, daß sein ältester Sohn Theologe werden müsse. Er war sich bewußt, daß auch er nur ein kleines Licht sei; aber er hatte doch nach zehn Semestern das Examen glimpflich bestanden und war dann ohne große Mühe erst zu einer mittelmäßigen und bald darauf zu einer guten Pfarre gekommen. Leichter wie er, meinte er, brauchte sein Sohn es auch nicht zu haben.

Burchard, zu stillschweigender Fügsamkeit erzogen, rang sich mühsam und ohne Klage vorwärts. Aber während er ein elendes Leben führte, begann er im stillen sehnsüchtig hinauszuspähen in die Welt, wie sie sich ihm aus Büchern darstellte, reich an Abwechselung und Abenteuern. Insbesondere hatte die See einen magischen Reiz für ihn. Seine Phantasie beschäftigte sich, sobald er ihr

freien Spielraum lassen durfte, mit gefälligen Bildern aus dem Schifferleben, die aus kurzweiligen Seeromanen in ihm haften geblieben waren. Und je länger und stärker der Zwang in Schule und Haus auf ihm lastete, desto prächtiger, desto märchenhaft lockender wurden diese Bilder. Endlich — er war inzwischen siebzehn Jahre alt geworden — ging er eines Morgens, ohne einem Menschen etwas von seinem Vorhaben zu sagen, anstatt in das Gymnasium auf den Bahnhof, löste eine Fahrkarte vierter Klasse nach Bremen und fuhr hoffnungsvoll dem geträumten Eldorado zu.

Indessen prallte Burchard schon in der alten Hansestadt hart mit der rauhen Wirklichkeit zusammen. Da fanden sich keine Hände, die sich verlangend nach dem durchgegangenen Pastorensohn ausstreckten, der Schiffsjunge zu werden begehrte. Im Gegenteil: die berufsmäßigen Vermittler zuckten kühl die Achseln, sprachen von äußerst geringer Nachfrage und erklärten schließlich unverblümt, daß sie einer ansehnlichen Provision sicher sein müßten, ehe sie nur einen Finger für Burchard rühren würden. Nun hatte Burchard allerdings in seiner Sparbüchse manches schöne Geldstück vorgefunden; aber ein Kommissionär in einer großen Handelsstadt hat einen hungrigen Magen, und was Burchard springen lassen konnte, wurde als nicht genügend befunden. Die Geschäftsleute wiesen ihn jedoch nicht ganz und gar ab, sondern brachten ihn bei einem befreundeten Matrosenwirte unter, damit er dort seinen Barvorrat durchbringe und mittlerweile versuche, von irgend einem Verwandten eine weitere Geldsendung heranzuziehen.

Der unerfahrene Burchard ließ sich gewaltig von den bärtigen Männern imponieren, von denen er, da sie ihm zuweilen einige tröstliche Worte gönnten, eine wohlwollende Förderung seiner Pläne erwartete. Müßig saß er in seiner Spelunke, der stillen Hoffnung lebend, einer dieser Freunde werde einmal kommen und ihn an Bord eines segelfertigen Schiffes rufen. Die Gesellschaft in der Herberge hatte wenig Anziehendes für ihn. Ein in geordneten bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsener Jüngling, der unter Leute gerät, die sich als Matrosen jahrelang auf allen Meeren umhergetrieben haben, muß die Empfindung einer Mimose haben, die zwischen Stachelgewächse gestellt ist. Burchard bedachte nicht, daß diese wetterbraunen Burschen, die sich ihre unfreiwillige Muße mit den derbsten Scherzen würzten, im Dienste die besten Eigenschaften des Mannes zeigten: Besonnenheit, Kaltblütigkeit, Mut, Aufopferungsfähigkeit, Todesverachtung. Er nahm die Schale für den Kern, und zuweilen beschlich ihn ein gelindes Grauen bei dem Gedanken, daß er seine Lehrjahre zur See inmitten dieser rohen, verwilderten Menschen werde verleben müssen.

Inzwischen hatte Pastor Dröge die diskrete Hilfe der Polizei in Anspruch genommen, um seines entflohenen Sohnes habhaft zu werden. Nach zehntägigem Suchen gelang es, Burchards Aufenthaltsort zu ermitteln, und der Pastor reiste nach Bremen, um den Ausreißer in Empfang zu nehmen. Es kam dem Pastor Dröge nicht in den Sinn, an der Richtigkeit des Erziehungsplanes zu zweifeln, den er mit dem Sohne verfolgt hatte. Er sah in Burchards Flucht nur einen verbrecherischen Versuch des Jünglings, sich der väterlichen Gewalt zu entziehen, und war zunächst darauf bedacht, demselben eine empfindliche Strafe zu teil werden zu lassen. Und in der Befangenheit, welche frommen Fanatikern seines Standes eigen sein kann, geriet er auf einen unseligen Einfall. Er schleppte seinen Sohn, dessen Betragen bis zu dem Augenblicke seiner Flucht stets musterhaft gewesen war, in eine jener Besserungsanstalten für jugendliche Taugenichtse, die sich christliche nennen, in eins jener fragwürdigen Institute, in denen Zuchthaus, Schule und Kirche zu einer Hölle auf Erden vereinigt sind.

Dort mußte Burchard ein volles Jahr verweilen. Sein Familienname wurde nur den Beamten der Anstalt bekannt;

die Gefangenen erfuhren voneinander nur ihre Rufnamen. Eine sorgsame Überwachung bei Tage und bei Nacht verhinderte jede vertrauliche Annäherung. Dazu eine eiserne Disciplin, ein Zwang in allen Stücken, der keine Nachsicht, kein Erbarmen kannte. Von der Voraussetzung ausgehend, die dem Institute übergebenen jungen Seelen seien sämtlich vom Teufel besessen, unterwarf man sie einem gründlichen Prozeß der Ausbeizung durch die fressenden Säuren der Furcht, der Erniedrigung, der Selbstzerknirschung, der Verzweiflung.

Stumpf ließ Burchard alles über sich ergehen. — Es ist merkwürdig, wie rasch ein Mensch seiner Gottähnlichkeit verlustig gehen kann, wenn er systematisch mißhandelt wird. Als Burchard die Anstalt verließ, war er ein scheues, verschüchtertes, ängstliches Wesen, das umherschlich wie eine häufig gejagte Katze, jedem verstohlen nach den Augen sehend, immer fürchtend, es möchte ihm ein Fußtritt zugedacht sein. Die Rückkehr in das Elternhaus wurde ihm nicht gestattet; der Herr Pastor hatte ein geheimes Grauen vor der Anstaltsluft, die Burchard in seinen Kleidern mitbringen könnte. Er sandte den anrüchigen Sohn in eine entfernte Stadt, wo er ihm bei einem Lehrer Pension ausmachte. Dort sollte er wieder in ein Gymnasium eintreten; denn ein Theologe mußte Burchard werden; dabei blieb es nun erst recht.

Glücklicherweise war jener Lehrer ein Mann von weitem Blick und warmem Herzen, der es sich angelegen sein ließ, das arme, geknickte Geschöpf aufzurichten, das ihm blöde und furchtsam vor die Augen trat. Unter seinem Einflusse erholte sich Burchards verschrumpfter Geist wieder; etwas von dem frischen, unbefangenen Vertrauen in die Güte Gottes und der Menschen, das die beste Kraft der Jugend ausmacht, kehrte in ihn zurück. Auch in seinen Studien kam er zwar langsam, aber stetig weiter, von dem Lehrer freundlich geführt und in Stunden der Verzagtheit liebreich zum Ausharren ermuntert.

Nachdem Burchard das Abiturientenexamen bestanden hatte, wurde ihm ein Besuch im Elternhause gestattet. Viele Freude davon versprach er sich nicht, und er fand noch weit weniger, als er erwartet hatte. Es war dort so häufig von ihm als einem verlorenen Sohn gesprochen worden, daß diejenigen seiner Geschwister, welche ihm zunächst im Alter folgten, hochmütig auf ihn herabsahen, und die jüngsten vor ihm zurückwichen, als wenn von seiner Person eine ansteckende Krankheit ausginge. Der geistliche Herr Vater nahm Burchard gegenüber die Miene eines Richters an, der die Rückfälligkeit eines Verbrechers nur für eine Frage der Zeit hält, und die Frau Pastorin, gewöhnt, aus dem Gesichte ihres Mannes die Anweisung für ihr Verhalten in allen Lagen des Lebens zu lesen, gestattete sich nach dem ersten frostigen Empfangskusse weder eine weitere Liebkosung noch ein vertrauliches Wort. Sie glaubte ihre Mutterpflichten zu erfüllen, indem sie Burchards Kleidung in Ordnung brachte und im stillen für ihn betete.

In dieser Temperatur erfror in Burchard der letzte kümmerliche Rest von Heimatsgefühl, der sich noch darin erhalten hatte. Er sah sich für immer auf sich selbst verwiesen; denn er hatte wenig Talent dazu, Bekanntschaften zu machen, Verbindungen anzuknüpfen — der schüchterne Jüngling, der noch bei jedem scharfen Blick, dem er zufällig begegnete, das alte Herzklopfen verspürte, das er von der Anstalt her so gut kannte!

In der That: er blieb fast allein während der ersten Jahre seines Universitätslebens. Nicht deshalb, weil sein Vater ihn kärglich mit Geldmitteln versah, unter dem Vorwande, ihm Ausschweifungen unmöglich machen zu wollen: Armut hat noch nie einen Studenten verhindert, Freundschaften zu schließen. Aber wer da haust wie ein Käuzlein und auf seinen notgedrungenen Ausflügen scheu an dem übrigen Gevögel vorbeistreift, der erwirbt sich so leicht keine Gesellen. Dies war Burchards Fall.

Als er nach vier Semestern in eine andere Universitätsstadt übersiedelte, traf es sich, daß er Wohnung bei zwei jungen Frauenzimmern fand, welche, beide elternlos, einen Haushalt zusammen führten. Ein angehender Theologe hatte gerade die einfache, aber freundlich gelegene Kammer geräumt, und der neue, schüchterne Ankömmling schien den Zimmerherrinnen der richtige Ersatzmann für denselben. Die Parteien wurden deshalb rasch handelseinig. Was Burchard betraf, so war er viel zu sehr mit der Exegese des Hebräerbriefes beschäftigt, um acht darauf zu haben, von wem er eigentlich mietete. Es dauerte geraume Zeit, ehe er inne wurde, daß er zwei Wirtinnen besaß, die ihn von Woche zu Woche wechselweise bedienten, eine hellblonde und eine dunkelblonde. Dann erfuhr er von einem Schuster in der Nachbarschaft, dem er seine Kundschaft zuwandte, daß jene Angelika Braus hieß und diese Eleonore Vetterlein. Nun erst wagte er, die beiden Jungfrauen genauer anzusehen, da ihn diese wohlklingenden Taufnamen Geschöpfe von hervorragender Lieblichkeit vermuten ließen. Das Resultat dieser Prüfung war indessen eine Enttäuschung: seine neugierigen Blicke trafen auf ein Paar ziemlich gewöhnliche Gesichter. Hierauf machte sich der fleißige Student zunächst keine weiteren Gedanken über seine zwiefache häusliche Vorsehung.

Erst in den Sommerferien, die Burchard auch diesmal in der Universitätsstadt zubrachte, machte er die nähere Bekanntschaft der beiden Fräulein. Schon stand ihm das Examen Tag und Nacht drohend vor der ängstlichen Seele; an jedem Morgen fiel er über seine Bücher und Hefte her, als ob er mit einer einzigen gewaltigen Anstrengung sein Maß des Wissens bis zur vorschriftsmäßigen Höhe auffüllen könnte. Dennoch kamen Zeiten, namentlich an lauen Abenden, da ihm der Müßiggang Bedürfnis war und die Rede eines Menschen Erquickung. Und einst, als er von einem langen, einsamen Spaziergange zurückkam, lud ihn die dunkelblonde Eleonore ein, auf der Bank vor dem Hause noch ein Weilchen die Luft zu genießen. Dort saß er dann behaglich bei seinen beiden Wirtinnen und sah über seinem Haupte die Sterne aufdämmern, während von links und rechts die Stimmen seiner neuen Bekannten angenehm murmelnd in seine Ohren rieselten.

Burchard erfuhr, daß die beiden Freundinnen, die sich zu einem ungefähren Alter von siebenundzwanzig Jahren bekannten, nach ihrer fast gleichzeitigen Verwaisung sich entschlossen hatten, den Einladungen wohlmeinender Verwandten widerstehend, ein gemeinschaftliches, bescheidenes Hauswesen einzurichten, wie es ihnen die Zusammenlegung ihrer Vermögen gestattete. Diese stille Selbständigkeit entsprach ihrem Sinn am besten, und sie hatten nun schon mehrere Jahre in ziemlicher Verborgenheit gewirtschaftet, ohne sich von dem Treiben um sie her irgendwie behelligen zu lassen.

Eigentümlich berührte es den jungen Theologen, als er im Verlaufe des Gesprächs entdeckte, daß diese beiden weltflüchtigen Jungfrauen Beziehungen der familiärsten Art zum höchsten Wesen unterhielten. Der Regierer aller Welten wurde in ihre sämtlichen kleinen Kümmernisse und Haushaltungssorgen hineingezogen. Da war kein Anliegen, keine Verrichtung so weltlich, daß sie es nicht fertig gebracht hätten, das Walten des unsichtbaren Geistes damit in Verbindung zu bringen. Immer und überall war es der höhere Wille, dem sie zu gehorchen strebten, den sie aus Zeichen und Träumen unablässig zu erforschen bemüht waren. Anfangs war Burchard von dieser herrnhutischen Richtung seiner beiden Wirtinnen wenig erbaut; seiner geläuterteren Frömmigkeit schien solch ein dreister Verkehr mit dem lieben Gott eine Art von Sakrilegium. Indessen besann er sich dann darauf, daß auch diese Anschauungen unzweifelhaft im Boden des Christentums wurzelten, und bedachte, daß durch dieselben die beiden alleinstehenden Jungfrauen, die ihn so redlich ver-

sorgten, ein vergnügtes, sicheres Leben führten. Er enthielt sich deshalb aller vorwitzigen Glossen über geistliche Dinge und gab sich einfach als ein bescheidener, wohlgesitteter Mensch, der artiges Entgegenkommen zu würdigen und zu erwiedern weiß.

Von diesem Abend datierte sich eine allmähliche, stetige Annäherung des familienlosen jungen Theologen an seine Hausgenossinnen. Bald nahm er regelmäßig sein Abendbrot an ihrem Tische ein und blieb bei ihnen sitzen, bis die Uhr zehn schlug. So wohl wie jetzt war es ihm noch nie geworden; er hatte ein Heim gefunden, worin man ihn gelten ließ und ihm mit herzlichem Wohlwollen begegnete. Seine neuen Freundinnen verhätschelten ihn freilich nicht; Abend für Abend mußte er ihnen vorlesen. Es waren wunderliche Erbauungsbücher, die sie vor ihm auf den Tisch häuften, nachdem der rotlackierte Brotkorb, die weinblattartige grüne Butterschüssel, der schmalbauchige Bierkrug nebst dem sonstigen Kleingeschirr davon verschwunden waren — Bücher, von wohlmeinenden Geistlichen geschrieben, die ein bescheidenes Reich Gottes in die Häuser ihrer Pfarrkinder einzuführen gedachten — Bücher, in einer längst vergangenen Zeit entstanden, einer Zeit, in welcher die Menschen lediglich von dem Erbe ihrer Väter zehrten und die Möglichkeit der Geburt neuer Ideen gänzlich ausgeschlossen schien. Dennoch las Burchard nicht ungern daraus vor. Diese Religion, welche die Glückseligkeit der Beschränkung auf das Kleine lehrte, paßte vortrefflich zu der Umgebung, in welcher er sich befand. Da saß er in der hell tapezierten Stube inmitten alten Hausrates von wunderlichen Formen, vor sich einen runden, centnerschweren Tisch aus Birnbaumholz, mit einer vielfaltigen weißen Serviette behangen — ihm gegenüber, hinter einer hochragenden Moderateurlampe, in der einen Ecke eines kunstreich verschnörkelten Staatssofas, Angelika, in der anderen Eleonore, jede mit einer Handarbeit beschäftigt. Es war wie ein Idyll aus dem letzten Jahrhundert. In diese Stätte drang keine jener Fragen, um deren richtige Beantwortung sich draußen die Köpfe erhitzten; hier tauchte keines jener Rätsel auf, deren Lösung der menschliche Geist immer wieder aufs neue und immer wieder vergeblich versucht. In diesem friedlichen Kreise pochte kein Herz begehrlich nach den zweifelhaften Genüssen der Reichen, nach zerstreuenden Lustbarkeiten im Tempel der Natur oder in den Hallen der Kunst, nach Anerkennung bei anderen; es herrschte darin harmonischer Einklang von Mensch, Gott und Welt.

Burchards Zuhörerinnen erlaubten sich häufige Unterbrechungen. Zu den vorgetragenen Moralregeln pflegte Angelika kleine Erzählungen aus dem Schatze ihres Gedächtnisses zu liefern. Sie zeigte dabei eine erstaunliche Kenntnis der verschiedensten Personen, von lebenden zurück zu solchen, die ihr Großvater noch hatte umhergehen sehen. Es schien, als wenn sich der Familienklatsch dreier Generationen in ihrem Kopfe angesammelt hätte. Sie würde, wenn sie in vorhistorischen Zeiten thätig gewesen wäre, ein vortreffliches Vehikel für mündliche Überlieferung abgegeben haben; nur würde schwerlich das spätere Schrifttum etwas anderes durch sie gewonnen haben als Anekdoten aus dem häuslichen Leben hervorragender Höhlenbewohner und chronologische Notizen über Bürgermeister und Stadtverordnete benachbarter Pfahlbauten.

Eleonorens Anmerkungen bewegten sich auf einem anderen Gebiet. Scharf zuhörend kontrollierte sie die Rechtgläubigkeit der geistlichen Schriftsteller. Wie das Ohr des Musikers die kleinste Abweichung eines Tones von der geforderten Höhe empfindet, so bemerkte Eleonore jede Verirrung des frommen Gedankens, sowohl nach der Höhe des Unglaubens als nach der Tiefe des Mysticismus. Doch blieb sie vollständig gelassen bei Entdeckung einer gelinden Ketzerei; sie stand so fest auf ihrem Boden, daß sie die kleinen Schwankungen verwandter Seelen mit Gemütsruhe beobachtete. Sogar konnte

sie einen gewissen trockenen Humor zeigen, wenn sie einen sonst wackeren Autor darüber ertappte, daß er in das derbe Hausmachergespinst seiner Gedanken einmal eine bunte Seidenflocke eingewoben hatte. „Auch bei den frömmsten Skribenten," meinte sie, „hockt der Teufel oben auf dem Federhalter und nimmt die Minute wahr, da jener nicht ganz bei der Sache ist, um schleunigst etwas von seiner Kontrebande in den Text zu schmuggeln."

Nachdem Burchard einige Zeit mit den beiden Freundinnen in dieser erbaulichen Weise verkehrt hatte, fand er, daß er sich zu der dunkelblonden Eleonore mehr hingezogen fühlte als zu der helleren Angelika. Freilich besaß letztere ein glatteres Gesicht und blauere Augen, aber auch ausdruckslosere, weichlichere Züge als die erstere, die ihrerseits wieder einen hübscheren Mund, kleinere Hände und eine vollere Figur hatte als Angelika. Auch kleidete sich Eleonore nicht so achtlos und puritanisch einfach wie ihre Freundin; vielmehr wußte sie ein buntes Bändchen, eine Schleife oder dergleichen Zierat recht gefällig an ihrer Person anzubringen. Eins nur störte Burchard an ihr, als er mit verstohlenen Blicken eine topographische Aufnahme ihrer Gesichtszüge veranstaltete, nämlich ein braunes Leberfleckchen, das sich auf ihrem Kinn angesiedelt hatte. Es war nicht eigentlich entstellend, dennoch ärgerte es ihn, weil seine Augen, während er mit Eleonore sprach, unwillkürlich sich darauf richteten, was ihn dann verlegen machte.

Burchard befand sich in einem Alter, in welchem die zwanglose, anhaltende Betrachtung weiblichen Waltens aus nächster Nähe selten verfehlt, Empfindungen hervorzurufen, die mit Theologie nichts gemein haben. Es erwuchs allmählich zwischen ihm und Eleonore eine stille Vertraulichkeit, die nicht gerade in Worten, wohl aber in kleinen, wenig auffälligen Zeichen sich kundgab. Und als es im Laufe des Winters sich fügte, daß Angelika zur Pflege einer kranken Tante berufen wurde, war der zwischen den beiden aufkeimenden Neigung Gelegenheit zu einem raschen Wachstum gegeben. Zuerst blieb es nach Tisch noch bei der alten Ordnung, mit dem einzigen Unterschiede, daß Burchard den freien Platz im Sofa angewiesen erhielt; dann aber wurden die Erbauungsbücher auf dem Gestell an der Wand belassen und es entspannen sich ernsthafte Unterhaltungen über äußere und innere Schicksale, über Weltenlauf und Seelenfrieden, immer mit Beziehung auf Selbsterlebtes und die stillen Wünsche des eigenen Herzens. Es waren sehr genußreiche Stunden, denn Verliebte unterhalten sich bei dem trockensten Disput vortrefflich, während zwei Professoren, die sich nicht leiden mögen, auch bei übereinstimmenden Ansichten sich gegenseitig mit jedem Worte ärgern.

Burchard war um diese Zeit, obwohl die Natur seinem Gesichte den Schmuck eines Bartes gänzlich versagen zu wollen schien, ein ziemlich schmucker junger Mann, an dem ein Frauenzimmer nahe den Dreißigen wohl Gefallen finden konnte. In seinem Gesichte war freilich die Unterlippe etwas unschön, weil er sich gewöhnt hatte, an derselben beim Nachdenken zu zupfen. Dies schaufelartig vorgeschobene rote Querpolster verschaffte ihm bei denjenigen, die ihn nicht näher kannten, den Ruf eines mißvergnügten, maulenden Menschen. Eleonore jedoch hatte sich längst daran gewöhnt, und außerdem war es nicht ihre Art, aus zufälligen physiognomischen Besonderheiten voreilige Schlüsse zu ziehen. Sie hatte Burchard wirklich gern und zeigte ihm dies, indem sie von der herkömmlichen Dürftigkeit ihrer Abendmahlzeiten durch Einfügung einer Extraschüssel abwich. Freilich setzte sie dem zukünftigen Manne Gottes keine gebratenen Tauben vor. Aber in Eleonorens Verhältnissen sagte ein Eierkuchen, der gegen die Regel war, vollständig genug, und wenn Burchard diese stumme Sprache nicht verstand, so war das lediglich seiner Unerfahrenheit zuzuschreiben. Es ist wahr: er wunderte sich im stillen über die Traktamente, welche auf einmal

neben dem Brotkorb auftauchten, doch schloß seine Bescheidenheit den Gedanken aus, daß dieselben für ihn gemünzt seien; er aß indessen reichlich und freute sich der angenehmen Sättigung, die ihm widerfuhr.

Eines Abends nach einem solchen lukullischen Mahl geschah es, daß Burchard der Freundin die Geschichte seiner Flucht aus dem Elternhause und seiner Erlebnisse in der Besserungsanstalt erzählte. Bisher hatte er über diesen Teil seines Vorlebens ein ängstliches Stillschweigen beobachtet. Vielleicht entsiegelte an diesem verhängnisvollen Abend ein Glas Madeira, das Eleonore ihm kredenzte, seine Lippen; vielleicht auch war sie weicher, weiblicher, sinnenberückender wie gewöhnlich — genug: Burchard schüttete sein Herz aus. Und während er von seinen Leiden berichtete, von der Last der Schande, die er noch immer zu tragen meinte, erfaßte ihn eine große Traurigkeit. Eleonore wurde durch die Thränen, die ihm langsam die Backen hinabrannen, innig bewegt; sie rückte zu dem Weinenden heran, faßte seine Hand und redete ihm tröstend zu: „Sie armer lieber Mensch, beruhigen Sie sich doch! Sie sind kein Geächteter — bester Herr Dröge — ein Stein müßte Erbarmen mit Ihnen haben — eine gute, harmlose Seele wie Sie — solch ein Schicksal, solch eine Prüfung!“

Bei diesen Herzenstönen der Sympathie verlor Burchard vollends seine Fassung; er legte seinen Kopf an Eleonorens Schulter und weinte sich aus.

Thränen schwächen; sie erregen eine hingebende Sehnsucht, die eigene, haltlos gewordene Persönlichkeit anzulehnen an eine andere. Dem gebeugten Manne ist das Weib der Engel, durch dessen milde Güte er sich selbst wiederzugewinnen hofft; ihre weiche Brust scheint ihm das wunderthätige Kissen, auf welchem für jede Unbill am sichersten seliges Vergessen zu erreichen ist. Als Burchards Kopf sich jetzt sachte mit Eleonorens Atem hob und senkte, als er unter seinem Ohre den Schlag ihres Herzens hörte, übermannte ihn das Gefühl: hier ist Ruhe, hier ist Frieden, hier ist Glück! — „O Eleonore,“ sagte er, „wenn ich Sie immer bei mir haben könnte, wie wohl würde mir sein!“

Mit feierlichem Tone erwiderte sie: „Warum sollte es nicht im Himmel beschlossen sein, daß wir beide einander zum Trost und zur Freude unsere Lebensschifflein zusammenbinden?“

Damit war sie schon aufgestanden und holte nun eine Spruchsammlung herbei, aus welcher sie gewöhnt war, sich Rat erteilen zu lassen, wenn sie in irgend einer Frage eine Entscheidung zu treffen hatte.

„Gottes Wort soll uns als Richtschnur dienen,“ sagte sie, stach mit einer Stricknadel in die Blätter, öffnete das Buch an der auf diese Weise ermittelten Stelle und las: „Ich will mich mit dir verloben in Ewigkeit.“

Da war denn weitere Überlegung nicht mehr vonnöten; unzweideutig hatte durch den Mund des Propheten Hosea das Orakel gesprochen.

Noch lange saß an diesem Abend das Paar Hand in Hand und überlegte, wie ihr Leben nunmehr zu gestalten sei. Sie kamen überein, alles im bisherigen Geleise zu lassen; nur sollte Burchard künftig Sonntags auch das Mittagsmahl der Freundinnen teilen und den Nachmittag mit ihnen verbringen dürfen. Von Angelika war zu erwarten, daß sie sich leicht in die Stellung einer Schutzpatronin der Verlobten finden würde. Schließlich drängte sich indessen die Frage auf, wie man sich Burchards Eltern gegenüber zu verhalten habe. Da meinte Eleonore, die Klugheit gebiete, dem Pastor Dröge keine Kenntnis von dem geschlossenen Seelenbündnis zukommen zu lassen. „Eltern haben meist ihre absonderlichen Heiratspläne für ihre Kinder,“ sagte sie. „Namentlich von erwachsenen Söhnen pflegen sie zu verlangen, daß dieselben sich der Liebe enthalten, bis sie in Position gelangt sind. Wir würden nur Unannehmlichkeiten von deinen Eltern zu gewärtigen haben. Zudem bist du ihnen fast entfremdet. Sobald du

eine Pfarre hast, mögen sie erfahren, was ihnen dann nicht länger verschwiegen werden kann."

Gern fügte sich Burchard diesem Rate. Er hätte in der That nicht den Mut dazu gehabt, seinen Vater mit der Anzeige in Harnisch zu bringen, daß ihm bereits durch Vermittelung des Propheten Hosea eine Braut beschert worden sei. Aber nun galt es fleißig zu sein, damit er baldmöglichst jene Pfarre erreichte, die ihn unabhängig machen sollte.

Und fleißig war er. Eleonore wachte über ihm und ließ keine Störung an ihn kommen. Gleich im Anfang ihres Brautstandes hatte sie sich für ihr Verhalten während desselben feste Regeln entworfen, von denen sie niemals abwich. Sie erlaubte Burchard nicht, mit seinen Liebkosungen über einen Händedruck hinauszugehen, auch dann nicht, wenn sie unter vier Augen miteinander waren. „Auch im Erlaubten muß man Maß halten," wies sie die Zärtlichkeiten des Bräutigams zurück. „Es steht uns eine Prüfungszeit bevor und nur durch ununterbrochene Selbstbeherrschung können wir uns vor aufreibender Ungeduld bewahren."

Anfangs war Burchard durchaus nicht zufrieden mit der frostig klugen Zurückhaltung seiner Braut. Verschiedenemal machte er den Versuch, das braune Fleckchen an ihrem Kinn zu küssen, mußte aber jedesmal infolge ihres energischen Widerstandes die schon gespitzten Lippen wieder einziehen. Endlich ergab er sich in sein Schicksal, wenn auch mit der sauren Miene eines Knaben, dem verboten worden ist, von den Kirschbäumen zu naschen, unter denen er spazieren geht und deren Zweige mit ihren roten Früchten ihm zuweilen die Wange streifen.

Angelika lobte den Enthaltsamen und erzählte ihm zur Ermunterung im Guten die Geschichte von etwa einem Dutzend verschiedener Brautpaare, die sämtlich im Laufe der letzten hundert Jahre in ähnlicher Lage gewesen seien wie er und Eleonore und schließlich zu Mustereheleuten geworden, lediglich infolge der im Zustande der Erwartung geübten asketischen Tugend. Und durch gebührende Beherzigung dieser guten Beispiele gewann Burchard etwas von dem Heldenmut eines Märtyrers, der im Ausblick auf späteren Überfluß eine Weile mit gefaßter Miene Tantalusqualen erduldet.

Mit neuem Eifer wühlte er weiter in den Tiefen theologischer Wissenschaft. Und im Frühjahr nahm er Abschied von Eleonore, um das Examen zu wagen. Diesmal vergönnte sie ihm einen Kuß — einen einzigen. Auch mit ihrer Photographie beschenkte sie ihn. Das Kärtchen zeigte sie in ganzer Figur, angethan mit ihrem besten — schwarzseidenen — Kleide und in einer überaus künstlichen Festfrisur, an welcher Angelika eine volle Stunde gearbeitet hatte. Als Burchard das Bild empfing, durchforschte er zuerst Eleonorens Miniaturgesicht nach dem Leberfleckchen. Er fand es nicht; der Photograph, als guter Geschäftsmann auf möglichste Verschönerung seiner Kunden bedacht, hatte es hinweg retouchiert. Damit entbehrte das Bild für Burchard eines charakteristischen Zuges; indessen ließ er, als wohlgesitteter Mensch, keinen Tadel laut werden, sondern rühmte, wie von ihm erwartet wurde, das idealisierte Werk der Camera obscura als ein wohlgelungenes Konterfei. Er schob es dann samt dem rosaroten Umschlage in seine Brieftasche und holte es erst wieder hervor, nachdem er das Examen bestanden und an Eleonore telegraphiert hatte: „Frohlocke mit mir, der Herr ist in dem Schwachen mächtig gewesen." Da suchte er in einer Ecke des Telegraphenamtes das Bild aus allerlei Notizen und Rechnungen hervor und gelobte im stillen dem guten Wesen, das ihn etwas fremdartig daraus anschaute, nochmals ewige Treue.

Notgedrungen kehrte nunmehr Burchard nach Hause zurück. Der Kandidat des Predigtamtes wurde jetzt allerdings von seiner Familie mit anderen Augen angesehen als früher der aus dem geistlichen Zuchthause entlassene Sträfling mit ungewisser Zukunft. Sein Vater behandelte

ihn sogar mit einer gewissen kollegialischen Vertraulichkeit, gewährte ihm belehrende Einblicke in die laufende Seelsorgerpraxis und unterwies ihn in den äußeren Formen eines würdevollen Auftretens. Und als er ihn genügend vorbereitet glaubte, verschaffte er ihm die Gelegenheit, in der Kirche eines benachbarten Städtchens seine erste Predigt zu halten.

Burchard hatte gebeten, daß keiner aus seiner Verwandtschaft und Bekanntschaft dabei gegenwärtig sein möge, und da sein Wunsch respektiert worden war, so sah er sich, als er die Kanzel bestiegen hatte und seinen Blick flüchtig über die singenden Andächtigen schweifen ließ, einem ihm vollständig fremden Auditorium gegenüber. Wohlgemut begann er seine Predigt und fand zu seiner Freude, daß ihm sein Gedächtnis bereitwillig die Sätze darbot, an denen er seit mehreren Wochen täglich gemodelt und gefeilt hatte. Dann jedoch, als er sich bereits völlig sicher glaubte und schon begann, seinen Vortrag durch Hebung und Senkung der Stimme kunstreicher zu gestalten, begegnete ihm etwas Seltsames. Ein graubärtiger Mann, der etwa in der zehnten Bank vor der Kanzel saß und das Gesicht aufmerksam emporgerichtet hatte, bekam plötzlich die Züge des Vorstehers der christlichen Besserungsanstalt. Und als Buchard rasch ein minder schreckliches Objekt aufsuchte, das seinen Augen als Ruhepunkt dienen möchte, fand er in allen Bänken Lehrer, Gehilfen und Zöglinge aus jenem Institute. Noch schnurrte seine Rede weiter — Worte, deren Sinn er nicht mehr verstand; dann überlief ihn ein kaltes Grauen. Vergeblich bemühte er sich, mit seinen Blicken auf der Decke zu verweilen, die sich in freundlichem Blau, mit goldenen Sternen geschmückt, über ihm wölbte; immer wieder zog es ihn wie mit dämonischer Gewalt, die Mitwisser seiner Schande zu betrachten. Er wußte jetzt, daß er Unsinn schwatzte; ein grinsendes Lächeln ging über die Gesichter seiner alten Quälgeister. Da stockte er. Noch hatte er so viel Besonnenheit, langsam den letzten Satz zu wiederholen, dann aber konnte er nicht weiter.

Oben auf der Orgel der aufmerksame Kantor flog zur Klaviatur und weckte den schlummernden Bälgentreter mit einem kräftigen Zuge am Läutwerk. Ein sanftes, zaghaftes Präludium erscholl, während sich die Windlade langsam füllte; die Blätter der Gesangbücher raschelten unter eilig suchenden Fingern; dann intonierte die Gemeinde den Schlußvers, mechanisch murmelte Burchard den Segen, und alles war vorüber.

Als Burchard seinem Vater sein Mißgeschick beichtete, ohne indessen des tollen Streiches zu erwähnen, den ihm seine Phantasie gespielt hatte, bemerkte Pastor Dröge lächelnd, es sei schon mancher in seiner ersten Predigt stecken geblieben, der hernach sich zu einem Meister des Wortes entwickelt habe. „Nur nicht verzagen!“ ermunterte er seinen Sohn. „Rom ist auch nicht in einem Tage erbaut worden!“

Und nach einiger Zeit zog Burchard wiederum aus, eine neue Predigt im Kopfe, diesmal nach einem entfernten Dorfe. Schon mit Angst bestieg er die Kanzel; er suchte die Gesichter, von denen er doch wußte, daß sie nicht da sein konnten. Und als er sie nicht fand, war er keineswegs beruhigt; nun fehlten sie ihm und er rief sie sich in das Gedächtnis zurück. Darüber wurde er zerstreut, und sein Vortrag verwirrte sich. Wie im Taumel jagte er weiter, kaum wissend, was er sagte, bis er plötzlich am Ende war und sich genötigt sah, zu schließen, nachdem er nur zwanzig Minuten gesprochen hatte.

Noch ein drittes Mal versuchte dann Burchard, auf dringendes Zureden seines Vaters, über die bösen Gespenster Herr zu werden, die ihn verfolgten. Er ging in das Armenhaus, um vor alten Mütterchen und zahnlosen Greisen die Übung der Beredsamkeit gleichsam mit dem Abc zu beginnen. Aber auch dort gelang es ihm nicht, die Gedanken bei seinem Thema festzuhalten. Freilich kamen seine Zu-

hörer nicht um die gewohnte Erbauungsstunde; Burchard las ihnen seine Predigt aus dem Konzepte vor, und sie konnten sich hernach geistig gesättigt zum Genusse ihres sonntäglichen Fleischgerichtes niedersetzen.

Nach dieser Erfahrung jedoch entschloß sich Burchard, endgültig auf Verfolgung der theologischen Laufbahn zu verzichten und seine Kenntnisse im Lehrfache zu verwerten. Pastor Dröge war entrüstet. „Du bist ein energieloser Schwächling!“ fuhr er seinen Sohn an. „Du wirst mir diese Schande nicht machen!“

„Ich kann sie dir nicht ersparen,“ erwiderte Burchard mit zuckender Unterlippe. „Zu dem Berufe, der mir aufgedrungen worden ist, bin ich untauglich. Niemals würde ich die Pflichten erfüllen können, die er mit sich führt. Dazu ist Selbstachtung erforderlich, und diese ist mir in jener Anstalt genommen worden, worin du mich ein Jahr hast verweilen lassen.“

Der Pastor fühlte, daß diese Worte seines Sohnes die Wahrheit enthielten. Es war so: er selbst hatte in ihm jenen Glauben an die Würde der eigenen Persönlichkeit zerstören lassen, ohne welchen eine gedeihliche apostolische Wirksamkeit nicht denkbar ist. Aber der Hochmut in seiner Brust litt nicht, daß er dies zugab. „Du verteidigst dich nicht übel,“ sagte er. „Nur wird dir niemand glauben. Man kennt die Neigung schwacher Charaktere, die Schuld für ihr Mißlingen anderen aufzubürden. Der Verlust der Selbstachtung, den du vorschützest, ist ein Hirngespinst. Wolle nur ernstlich und es wird zerflattern. Aber beeile dich; viel länger ernähren kann ich dich nicht; deine Brüder sind jetzt an der Reihe, auf die eigenen Füße gestellt zu werden. Du weißt: es sind Vakanzen genug da, und mein Einfluß hilft dir. Also frisch ans Werk!“

Burchard indessen verharrte auf seinem Vorhaben. Nun wurde er wieder als ein verlorener Sohn betrachtet. Sämtliche Familienglieder erhoben sich über ihn und behandelten ihn als ein unnützes Subjekt, das schmarotzend an des Vaters Säckel hänge. Der Aufenthalt im elterlichen Hause wurde Burchard unerträglich. Nachdem er eine Zeit lang der Nichtbeachtung, die ihm sein Vater zu teil werden ließ, dem scheuen, ratlosen Mitleid seiner Mutter, den pharisäerhaften Bemerkungen seiner Geschwister ein trotziges Schweigen entgegengesetzt hatte, packte er eines Tages still seine Habseligkeiten zusammen und reiste ab, in einem zurückgelassenen Briefe erklärend, daß er fortan sich allein durchschlagen werde.

Er wandte sich nach einer Stadt im mittleren Deutschland und suchte an den dortigen höheren Töchterschulen seine Kenntnisse in Litteratur und Geschichte zu verwerten. Ehe es ihm indessen gelang, ein paar Stunden zu ergattern, gingen seine geringen Mittel zu Ende. Da half ihm Eleonore.

Allerdings hatte diese über die Geistererscheinungen, die ihren Bräutigam auf der Kanzel plagten, den Kopf geschüttelt. Ahnungen, die sich als richtig auswiesen, hatte sie selbst schon gehabt, und von Vorspuk allerlei Art bewahrte Angelika eine Menge von wohlbeglaubigten Erzählungen treu im Gedächtnis. Burchards Hallucinationen indessen boten den beiden Jungfrauen etwas durchaus Neues. Bei ihrer Denkart mußten sie jedoch zu dem Schlusse kommen, daß es sich dabei um Eingebungen des Geistes handle und eine höhere Macht bemüht sei, Burchard zum Verlassen des eingeschlagenen Lebensweges zu bewegen. Und nachdem Eleonore zu dieser Überzeugung gelangt war, billigte sie den Schritt ihres Bräutigams und gab ihre Hoffnungen auf baldiges eheliches Glück ohne sonderlichen Schmerz auf. „Gott führt uns seine Wege,“ sagte sie ergeben zu Angelika, und als Burchard ihr seine materielle Not klagte, stellte sie ihm ohne Besinnen einen Teil ihres kleinen Kapitals zur Verfügung.

Nach Verlauf eines Jahres hatten sich Burchards Einnahmen so weit gehoben, daß er daraus seine Lebensbedürfnisse

bestreiten konnte. Und dies war daher gekommen, daß der Herr Kandidat, wenn er in weißer Halsbinde und in abgetragener schwarzer Kleidung in den Straßen ehrbar seinen Weg verfolgte, den Leuten auffiel. Man sah ihm neugierig ins Gesicht und fand, daß mit den vergnügten Augen darin die hängende Unterlippe auf das seltsamste kontrastiere. Wer diese komische Persönlichkeit sein möge? fragte man lächelnd. Da wurde dann nur Gutes über Burchard Dröge bekannt; denn daß er mit dem Predigen nicht hatte zu stande kommen können, hielt niemand für etwas Schlimmes. Wenn nun über einen unfähigen oder faulen Schüler Nachhilfestunden verhängt wurden, so erinnerten sich die Väter unwillkürlich an den Kandidaten Dröge, der ihnen allein vom Ansehen her schon wie ein halber Bekannter vorkam, und wandten sich an ihn. Zu ihrer Freude fanden sie bei Erörterung von Leistung und Gegenleistung, daß der Herr Kandidat äußerst bescheidene Honoraransprüche machte. In der That besaß Burchard nur eine geringe Meinung von dem Werte seiner Arbeit; jedesmal, wenn er eine Zahlung empfing, wunderte er sich über die Generosität der Menschen. Bei dieser Denkart mangelte es ihm bald nicht mehr an Schülern. Er wurde ausgebeutet, wie ein jeder wird, der sich nicht selbst höher schätzt, als er im Markte wert ist.

Indessen findet der gutmütige Selbstlose doch hier und dort einen wohlsituierten Gönner, der mit dem „braven aber unpraktischen Kerl“ ein selbstkitzlerisches Mitleid empfindet. Auch Burchard machte diese Erfahrung. Hin und wieder bekam er auf den Sonntag eine Einladung zu Tisch in ein Haus, worin er während der Wochentage dem Söhnchen die Sprache der alten Römer plausibel zu machen suchte. Der Braten sei ja groß genug, meinten Vater und Mutter, und dem Herrn Kandidaten würde es gut thun, wenn er sich einmal ordentlich satt esse. Und Sonntag mittags wurde Burchard dann genötigt, ungeheure Portionen zu sich zu nehmen, um seine Wirte zufrieden zu stellen, die stillschweigend annahmen, er müsse dem Hungertode nahe sein.

Nach zwei Jahren hatte Burchard sich unentbehrlich gemacht. Es war seine anerkannte Specialität, jenen Teil der schulpflichtigen männlichen Jugend, der auf den untersten Klassenplätzen des Gymnasiums hängen zu bleiben Neigung zeigte, durch die Versetzung zu pressen. Etwas einförmig war diese Beschäftigung; das aber focht Burchard nicht weiter an. Wäre sein Verhältnis zu Eleonore nicht gewesen, so hätte er für einen glücklichen Menschen gelten können, da seine Wünsche im übrigen nicht über dasjenige hinausgingen, was ihm das Leben gewährte. Dies Verhältnis jedoch verursachte ihm bisweilen schwere Sorgen. Wann konnte er wohl zum Heiraten kommen? Was er verdiente, ging darauf, einerlei, ob er über seine Einnahmen und Ausgaben Buch führte oder nicht. Und woher sollte eine Vermehrung seiner Einkünfte fließen? Selbst wenn der Prozentsatz der Dummen unter den Knaben stieg, so nützte ihm dies nichts. In der Schulzeit konnte ihn niemand gebrauchen, und die übrigen praktikablen Tagesstunden waren schon sämtlich bei ihm besetzt; an eine Steigerung seines stadtbekannten Honorarsatzes aber wagte er nicht zu denken.

Um seine Mußezeit hinzubringen, hatte Burchard seine Studien wieder aufgenommen. Daß er kein theologisches Buch anrührte, verstand sich von selbst; die Theologie widerstand ihm; er war damit überfüttert worden. Aber auch die Geschichte, der er sich zunächst zuwandte, langweilte ihn. Dann besann er sich auf sein altes Interesse an fremden Ländern und Menschen. Mit wachsender Befriedigung verschlang er Reisebeschreibungen ohne Zahl, bis er endlich mit Kaffern und Eskimos, mit Hindus und Tungusen so vertraut geworden war wie mit den Kaukasiern, in deren Mitte er langsam älter wurde. Da indessen alles systemlose Lesen auf die Dauer keine Genugthuung zu gewähren vermag, so kam auch

für Burchard die Zeit, da er weder von Kapitän Cook noch von Livingstone etwas mehr hören mochte. Glücklicherweise entdeckte er, daß die Erde mit ihren Bewohnern auch ein Objekt für wissenschaftliche Forschung ist, und nun verstrickte er sich unversehens in allerlei Problemen, an deren Lösung die Naturforscher von jeher gearbeitet haben. Während er in stiller Arbeit weiter und weiter drang, gewann, ohne daß er Arg daraus hatte, die Welt um ihn her ein ganz anderes Gesicht für ihn, und anerzogene Meinungen und Vorurteile verschwanden unmerklich aus seinem Kopfe.

Da teilte Eleonore eines Tages Burchard mit, daß sie sich entschlossen habe, mit Angelika in die Stadt überzusiedeln, worin er, wie sie meinte, einsam und freudelos seinem Broterwerbe nachging. Warum sie gänzlich voneinander getrennt leben wollten, fragte sie, da dies doch nicht nötig sei? Sie könne ihre kleine Wirtschaft ebensogut in seiner Nähe führen als hundert Meilen von ihm entfernt. Und was ferner nicht wenig ins Gewicht falle: seit geraumer Zeit schon deuteten die Sprüche, die sie aufschlage, darauf hin, daß ihre baldige Vereinigung im Plane der Vorsehung liege. Burchard möge also für sie eine passende Wohnung mieten und könne dann ihres pünktlichen Eintreffens gewärtig sein.

Bald nachher verbreitete sich in der Stadt das mit allgemeinem Unglauben aufgenommene Gerücht, der Kandidat Dröge besitze eine Braut in der Person eines ältlichen Mädchens, das vor kurzem zugezogen sei. Die von Burchard auf Befragen mit einiger Verlegenheit abgegebene Erklärung, daß er in der That so frei gewesen sei, sich schon vor einer Reihe von Jahren zu verloben, erweckte überall Heiterkeit. Schlechterdings niemand konnte sich den Herrn Kandidaten als Gatten und Vater vorstellen. Sein ferneres Verhalten wurde mit jener Neugierde beobachtet, die man den für komisch geltenden Personen zuwendet, wenn sie sich herausnehmen, etwas zu thun, das mit der herrschenden Vorstellung von ihrem Charakter in Widerspruch zu stehen scheint.

Es wurde dann bald bekannt, daß die Kandidatenbraut ein Ehrenfräulein gleichen Alters bei sich habe, mit welchem sie einen musterhaften Miniaturhaushalt führe. Wenn jetzt Burchard zu Sonntag-Mittag eingeladen wurde, antwortete er stolz: „Ich danke, Sonntags pflege ich bei meiner Braut zu speisen.“ Außerdem erschien Burchard Mittwoch abends bei den beiden Freundinnen zu einer Tasse Thee und entfernte sich mit dem Glockenschlage zehn. So war das Übereinkommen zwischen den Brautleuten. Als die schöne Jahreszeit herankam, hatten die Einwohner der Stadt zuweilen Gelegenheit, die Braut des Kandidaten an seinem Arme in den Anlagen lustwandeln zu sehen, und lächelten einander verständnisvoll zu, wenn das eigentümliche Paar vorübergeschritten war.

Mit der Zeit freilich nahm das öffentliche Interesse an dem zarten Verhältnis des Herrn Kandidaten etwas ab, da nicht die mindeste Veränderung darin sichtbar wurde. Doch war es das alte nicht mehr. Wenn Burchard in den Kreis eintrat, den die beiden frommen Jungfrauen um sich gezogen hatten, so bemerkte er recht wohl, daß etwas in ihm nicht mehr mit dem Geiste harmonierte, der dort herrschte. Das ganze Gebaren seiner Braut erweckte ein leises Mißbehagen in ihm, und gegen manche ihrer Äußerungen empörte sich sein ganzes Innere. Indessen hielt er an sich, indem er sich immer wieder darauf besann, daß die Anschauungen, denen er begegnete, dieselben seien, die auch ihm geläufig gewesen waren und immerhin der weiblichen Fassungskraft angemessen sein möchten.

Was Eleonore betraf, die genau die Alte geblieben war, so kleinlich klug wie kleinlich fromm, so ahnte sie nicht, daß ihr Bräutigam den engen Pfad, den sie seelenvergnügt wandelte, längst verlassen hatte und in beträchtlicher Höhe über ihr hinschritt. Ihr war er noch immer der

simple, anspruchslose Student von ehedem. Mit den Annehmlichkeiten, die ihr jetzt der Brautstand bot, war sie im ganzen wohlzufrieden, und nur selten wünschte sie ein Wunder herbei, welches Burchard in den Stand setzen würde, endlich mit ihr als Hausfrau eine eigene Wirtschaft zu beginnen.

Doch endlich, als ihr Verlobungstag zum neunten Male im Kalender wiedererschienen war, ereignete sich dies Wunder. Herr Weidenbusch, ein wohlhabender Mann, in dessen Hause Burchard schon lange drei geistesträge Knaben unterrichtete, schickte sich an, seine silberne Hochzeit festlich zu begehen. Nun entstand der Wunsch in ihm, diesen Tag durch einen Aufsehen erregenden Akt der Wohlthätigkeit auszuzeichnen. Nachdem er lange vergeblich nachgesonnen, kam er eines Tages zufällig in das Zimmer, worin gerade Burchard seine Sprößlinge zum Fleiße anhielt. Da, als er des armen Pädagogen ansichtig wurde, ging ihm plötzlich ein helles Licht auf. Mit strahlendem Antlitz lief er zu seiner Eheliebsten. „Ich hab's!" rief er der Verwunderten zu. „Wir wollen den Kandidaten Dröge verheiraten! Das Paar wird von uns ausgesteuert und feiert an unserem Ehrentage bei uns seine Hochzeit! Ein schönerer Effekt ist nicht denkbar, und ein löbliches Werk thun wir auch. Ist es doch ein öffentliches Ärgernis, daß diese Brautleute nicht den Weg in die Ehe zu finden vermögen, nur weil sie die erste Einrichtung nicht beschaffen können!"

Die gute Frau Weidenbusch fand die Idee ihres Mannes vortrefflich; auch ihr behagte es, an ihrem Jubelfeste unter dem Beifall der halben Stadt ein altes Liebespaar glücklich zu machen. Demgemäß begab sie sich sofort zu Fräulein Vetterlein, um derselben mitzuteilen, was über sie und den Herrn Kandidaten beschlossen worden war. Eleonore hatte sich so sehr gewöhnt, alles Außergewöhnliche, das ihr widerfuhr, als eine Fügung von oben zu betrachten, daß sie bei dieser Nachricht den lieben Gott weit lebhafter pries als Herrn und Frau Weidenbusch. Bald indessen gewann sie ihre gewöhnliche nüchterne Fassung wieder und war bereit, mit ihrer Wohlthäterin sachlich über die Erfordernisse ihres künftigen Haushaltes zu verhandeln.

Als Frau Weidenbusch sich entfernt hatte, schickte Eleonore zu ihrem Bräutigam und ließ ihn bitten, sie nach vollbrachtem Tagewerk zu besuchen. Burchard kam und hörte nun, daß ihm das vielbesprochene Glück der Ehe nunmehr in einigen Wochen zu teil werden solle. Er war etwas betroffen darüber, daß diese unerwartete Bescherung kein weihnachtliches Gefühl in ihm erweckte. Sein Herz schlug nicht höher, sein Blut wallte nicht heißer auf. Indessen fühlte er, daß es seine Pflicht sei, der freudigen Erregung, die bei ihm vorausgesetzt wurde, einen Ausdruck zu geben, und ermunterte sich zu einer kleinen freundlichen Ansprache, welcher beide Jungfrauen mit gefalteten Händen andächtig zuhörten. Am Schluß derselben reichte ihm Eleonore freiwillig ihre Lippen zum Kusse, während Angelika sich einige Thränen der Rührung abtrocknete.

Keinen Augenblick bis zur Hochzeit verließ den Herrn Kandidaten eine gedrückte Stimmung. Er hatte Angst vor der Ehe, aber er gestand sich dies nicht. Schon der Gedanke, daß er sich immer noch weigern könnte, sein Wort einzulösen, würde ihm als ein Verbrechen erschienen sein. Es war selbstverständlich, daß er nun heiraten mußte. Und geduldig zog er mit seiner Braut und Frau Weidenbusch in Magazinen und Läden umher und half das Bett aussuchen, worin er schlafen, die Stühle, auf denen er sitzen, das Leinen, von dem er speisen sollte.

Am Tage der Silberhochzeit von Herrn und Frau Weidenbusch verwandelte sich das alte Brautpaar in ein funkelnagelneues Ehepaar. Die Gäste genossen, halb mit Rührung, halb mit Lächeln, die ungeschickte Umarmung, den weithin vernehmlichen Kuß, mit dem die jungen Gatten die geschlossene Verbindung öffentlich

besiegelten. Bei vorgerücktem Mahle ergoß sich die frohe Laune der Festredner in reichem Maße über die verlegenen Opfer einer prunksüchtigen Wohlthätigkeit. Herr Weidenbusch hatte alle Ursache, mit dem Erfolg des von ihm in Scene gesetzten Festspieles zufrieden zu sein.

Wenig fehlte und die ganze Gesellschaft hätte in später Stunde den Herrn Kandidaten und seine Frau in die neue Wohnung geleitet; erst im letzten Augenblick gelang es der Silberbraut, diesen Plan zu hintertreiben. Burchard und Eleonore atmeten tief auf, als sie das Haus des Herrn Weidenbusch verlassen hatten; Arm in Arm, mit langen Schritten, immer noch eine Verfolgung fürchtend, eilten sie ihrem künftigen Heim zu. Auf der Schwelle wurden sie von der treuen Angelika empfangen, die schon eine Stunde früher von der Festtafel entwichen war, da sie sich nicht anders vor den Zudringlichkeiten der angeheiterten Herren zu retten wußte. Angelika trug den Neuvermählten einen Spruch vor, mit welchem ihre Urgroßeltern bei dem Einzuge in das eigene Haus empfangen worden waren; der ungewohnte Champagner indessen, von dem sie reichlich genossen, machte sie unsicher. Das Opus des alten unbekannten Gelegenheitsdichters kam nicht zu seinem Rechte; Angelika zog sich beschämt zurück, noch ehe sie bis zur Mitte gelangt war, und ließ das junge Paar mit seinen Kopfschmerzen allein.

Unmittelbar hinter dem großen Feste setzte für die nunmehrigen Eheleute das gewohnte Tagewerk in seiner kalten Nüchternheit ein. Burchard hatte sich ein Stübchen ausgewirkt, worin er in bisheriger Weise seine Studien fortzusetzen gedachte, von den Frauenzimmern unbehelligt. Dies sollte ihm jedoch nicht gelingen. Eleonore zeigte nicht den allergeringsten Respekt vor seinem Sanktuarium; sie fürchtete sich nicht einmal vor dem Cigarrenrauch, mit welchem Burchard dasselbe anzufüllen pflegte. Sie betrachtete seine Beschäftigung mit gelehrten Dingen als einen unnützen Zeitvertreib und hielt alles andere für wichtiger, selbst die Qualität des im Haushalt zur Verwendung kommenden Gemüses, das sie vor Vollziehung des Einkaufes ihm jedesmal zur Begutachtung vorlegte.

Nach einiger Zeit jedoch kam Eleonore einmal auf den Einfall, hinter dem Rücken ihres Mannes Kenntnis von den Büchern zu nehmen, über denen er so fleißig zu brüten pflegte und von deren Inhalt er niemals eine Silbe verlauten ließ. Sie erhielt da allerdings Nüsse zu knacken, die für ihre Zähne zu hart waren. Ontogenie, Phylogenie, Parthenogenesis und dergleichen wunderliche Worte, die ihr allenthalben entgegenstarrten, wußte sie nicht zu deuten; weder von den Graafschen Follikeln noch von Amnionsfalten hatte sie jemals etwas gehört. Aber mit jenem feinen Instinkt des Weibes, der auch in dem Unverstandenen sofort die bedenkliche Tendenz wittert, fand sie doch heraus, daß in Burchards Büchern allerlei Teufelssaat verstreut lag, und eines Tages erschreckte sie ihn durch eine freimütige Kritik seiner geheimen Studien. „Es scheint mir,“ sagte sie, „daß du es mit deiner Lektüre nicht eben auf Befestigung deiner Gottseligkeit abgesehen hast. Laß dich warnen, Burchard! Ungezügelte Forschung führt zum Unglauben und damit zum Verluste des Herzensfriedens. Mit der Einsicht in unwichtige Dinge wird nichts gewonnen; die Hauptsache bleibt immer, daß man sich den Weg zum Himmel frei hält, und das gelingt nur der Einfalt.“

Burchard war klug genug, auch bei dieser Provokation ein vorsichtiges Stillschweigen über seine innersten Überzeugungen zu beobachten, wie er denn überhaupt von jener Neigung zum Widerspruch frei war, welcher so mancher thörichte Zank entspringt. Doch hatte Eleonorens Gardinenpredigt die Folge, daß er nunmehr seinerseits die religiösen Ansichten seiner Frau einer scharfen Prüfung unterzog. Und da konnte es nicht ausbleiben, daß er in ihrer Frömmigkeit eine Menge

von Aberglauben entdeckte. Ein beißender Ärger nistete sich in ihm ein über die naive Anmaßung, mit welcher Eleonore ihr kleines Schicksal von der beständigen Sorge des höchsten Wesens abhängig glaubte. Befangen in dem Hochgefühl seiner vermeintlichen Aufklärung war es ihm nicht möglich, sich über Eleonorens schlichtes Gottvertrauen lächelnd zu ergötzen, wie er über die unzulänglichen Vorstellungen eines lieben Kindes gethan haben würde.

Und jetzt, da Burchard einmal angefangen hatte, sich zum Richter über seine Frau aufzuwerfen, fand er bald noch mehr Tadelnswertes an dem guten Geschöpf als die Enge ihres geistigen Horizonts und ihre lästige Pedanterie in Führung der Hauswirtschaft. Bei seinem Verkehr in den feinen Familien der Stadt hatte er sich unbewußt an die dort herrschenden Umgangsformen, an eine würdige Behandlung alles Äußeren gewöhnt. Nun mußte er erleben, daß Eleonore, deren Bildung schon in frühem Alter zum Abschluß gekommen war, sich allerlei Verstöße gegen ihm geläufig gewordene Sitten und Gebräuche zu Schulden kommen ließ. Burchard versäumte niemals, zu den Mahlzeiten einen schwarzen Leibrock anzulegen; Eleonore, morgens stets in Küche und Haus fieberhaft geschäftig, erschien mittags häufig im Küchenkleide mit rasch vorgebundener heller Schürze. Dergleichen Unschicklichkeiten waren Burchard in den Tod zuwider; er schloß die Augen, um sie nicht sehen zu müssen, denn sie zu rügen hatte er den Mut nicht. Ferner erregte sie häufig seine Ungeduld durch umständliche Erörterung unwichtiger Kleinigkeiten, die eine taktvolle Frau mit ein paar Worten abgethan haben würde, und kam auf längst Entschiedenes tagelang immer wieder mit denselben Argumenten zurück. Und bei alledem trug sie mit empörender Unbefangenheit die Überzeugung zur Schau, daß sie die Vollkommenste ihres Geschlechtes sei, daß sie stets das Angemessene thue, das Richtige sage und über die Fehler anderer Leute am besten Bescheid wisse.

Wenn sie ihn dabei nur in Ruhe gelassen hätte! Aber nein: ohne Ahnung davon, daß ihr Wesen, ja schon ihre Erscheinung — der Leberfleck an ihrem Kinn, die Furche unter ihren Augen, ihre verwahrlosten Hände — ihrem Mann unleidlich geworden war, drängte sie sich mit altgewohnter Vertraulichkeit zu ihm, nicht allein beanspruchend, daß er sie stets bereitwillig anhöre, sondern auch, daß er sich nach den Plänen richte, die sie sowohl zur Konservierung seiner Gesundheit als seiner Rechtgläubigkeit aussann. Und als Mann des Friedens fügte Burchard sich äußerlich. Er ging spazieren, wenn Eleonore es wünschte; er stellte sich in ihrem Kränzchen ein und las aus den Schriften geistlicher Modeautoren vor; er ging mit ihr zur Kirche und erhob, ihrem Winke gehorchend, seine Stimme im Gemeindegesange.

Bei diesem Leben wurde dem Kandidaten immer übler zu Mut. Und nachdem er monatelang sein Leid in der Stille getragen, zwickte und kneipte es ihn endlich dermaßen, daß er sich einmal aussprechen mußte. Er begab sich zu Herrn Weidenbusch, den er als den verantwortlichen Urheber seines Unglücks betrachtete, und schüttete ihm sein Herz aus.

Mit gerunzelter Stirn vernahm der reiche Mann die Klagen des armen Kandidaten, den er verheiratet hatte. Wie konnte Burchard sich nur erkühnen, mit seinem Lose unzufrieden zu sein! Hatte er nicht, gewissermaßen im Angesicht der ganzen Stadt, die Verpflichtung übernommen, glücklich zu werden?

„Sie müssen sich finden, Herr Kandidat,“ erwiderte Weidenbusch barsch. „Schon um meinetwillen. Sie werden doch nicht so undankbar sein, mich nachträglich zu blamieren, indem Sie den schlechten Ausfall einer Ehe, die ich gestiftet habe, zum Stadtgespräch machen? — Und überhaupt,“ fuhr Weidenbusch etwas sanfter fort, „welche Ansprüche stellen Sie denn eigentlich? Eine Frau ist immer ein anderer Mensch; auch der passendsten muß man sich anbequemen.

Schwingen Sie sich einmal von dem niedrigen Standpunkt des Privatinteresses empor zu dem höheren der öffentlichen Moral! Bedenken Sie, mein lieber Herr Kandidat, wie verderblich das Schauspiel einer unglücklichen Ehe in den gebildeten Ständen auf die Sittlichkeit des Volkes wirken muß! Vollends an eine Lösung seiner Ehe sollte keiner denken, der sein Vaterland lieb hat. Der Glaube an die Festigkeit unserer socialen Einrichtungen darf nicht erschüttert werden." Er faßte Burchard eindringlich an einem Knopfe seines schwarzen Leibrocks. „Eine Scheidung, ja nur eine Trennung ist ein böses Beispiel. Es reizt zur Nachahmung. Hundert stille Dulder werden rebellisch; in hundert friedliche Familien fällt die Fackel der Zwietracht. Herr des Himmels! welche Anarchie würde einreißen, wenn jeder die Frau loszuwerden suchte, welche im Laufe der Jahre dem Bilde unähnlich geworden ist, das er sich vor der Hochzeit von ihr machte!" Fast zärtlich schloß Herr Weidenbusch: „Nein, nein, Herr Kandidat, Sie müssen ausharren; nicht einmal eine saure Miene dürfen Sie vor den Leuten ziehen. Wir anderen Verheirateten haben auch unseren modus vivendi gefunden; gehen Sie hin und thun desgleichen!"

Und schmunzelnd über den wohl angebrachten lateinischen Ausdruck klopfte Herr Weidenbusch dem verblüfften Burchard auf die Schulter und entließ ihn mit der Überzeugung, daß sein Opfer ihm weiter keinen Ärger bereiten werde.

Indessen hatten die staatsmännischen Argumente, die sein Gönner vorführte, keineswegs den überwältigenden Eindruck auf Burchard gemacht, den Herr Weidenbusch vermutete. Erwidert hatte er freilich nichts darauf, aber er wußte genug dagegen zu sagen. Wie? er sollte um des Gemeinwohls willen sich lebenslang martern lassen und noch dazu lächeln? Thaten andere dies? Würde dies Herr Weidenbusch thun? Nein, der Herr Kandidat war der Ansicht, daß er erschaffen sei, um für sich einen möglichst glücklichen Zustand zu erreichen, einerlei, wer darüber zu Grunde gehen möge.

Und seiner Natur getreu ergriff er eines Morgens heimlich die Flucht und fuhr, wie er ging und stand, zu einem jüngeren Bruder, einem Junggesellen, der in einer Stadt Norddeutschlands als Rechtsanwalt ein joviales Leben führte. Ein Briefchen, vor seiner Abreise zur Post gegeben, unterrichtete seine Frau, daß er es nicht länger in dem Klima aushalten könne, das sie um sich her verbreite; er werde sich anderswo die dummen Schüler suchen, deren Geist zu wecken er nun einmal berufen zu sein scheine. Übrigens möge sie sich um ihr tägliches Brot keine unfrommen Sorgen machen; er habe durchaus nicht die Absicht, sich seinen gesetzlichen Verpflichtungen gegen sie zu entziehen, werde ihr vielmehr quartalweise ein Drittel seines Einkommens zugehen lassen.

Bei dem Empfange dieser Mitteilung zeigte Eleonore, die gerade einige weiße Halsbinden des Herrn Kandidaten ausbügelte, keine übermäßige Gemütsbewegung. In den letzten Tagen hatten sämtliche Sprüche, die sie in ihrem Orakelbuch aufschlug, dunkle Hindeutungen auf ein schweres Leid enthalten, das ihr bevorstehe, und nun empfand sie es als eine Erleichterung, daß der herniedergekommene Blitzstrahl sie leidlich unbeschädigt gelassen hatte.

Am Abend sagte sie zu Angelika: „Ich hätte dies kommen sehen können, wenn ich dessen eingedenk geblieben wäre, daß Burchard in seiner Jugend dazu angeleitet worden ist, seine wahren Gesinnungen zu verbergen. Aus Notwehr hat er heucheln müssen, und die Gewohnheit der Heuchelei hat er behalten. Der früh Unterdrückte wird feige und hinterlistig; lebenslang sucht er seine Ziele auf versteckten Wegen zu erreichen; er täuscht auch da, wo er es nicht nötig hätte; er schweigt aus tief eingewurzelter Furcht vor fremdem Willen."

Angelika nickte zustimmend. „Da war einmal zu den Zeiten meines Großvaters ein Apotheker, namens Vielstein," begann

sie, sofort eines treffenden Beispiels zu den allgemeinen Ausführungen ihrer Freundin gedenkend.

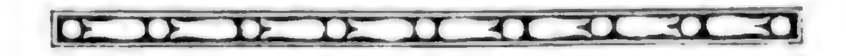
Aber Eleonore schnitt ihr das Wort ab. „Bitte, verschone mich mit deinen langweiligen alten Geschichten," sagte sie unwirsch. „Burchard ist kein Bielstein, wenn wir ihn auch als eine verlorene Kreatur betrachten müssen. Ich habe das Vertrauen zu ihm, daß er die versprochenen Zahlungen pünktlich leisten wird."

Eleonore täuschte sich nicht; die verlorene Kreatur kam in der That ihren pekuniären Verpflichtungen gewissenhaft nach, so daß die verlassene Frau Dröge im stande war, mit dem von Herrn Weidenbusch gestifteten Hausrat und in Gesellschaft ihrer anekdotenreichen Freundin Angelika ein ehrbares, wenn auch monotones Leben zu führen, ohne von ihrer täglichen Kaffeeration einige Bohnen abzusetzen oder ihre Kleider länger tragen zu müssen, als bis sie unmodern geworden waren.

Der Rechtsanwalt Dröge hatte große Augen gemacht, als ihm sein älterer Bruder plötzlich in seine Wohnung hineinschneite. Er kannte diesen älteren Bruder kaum, der sich noch in seinen Schuljahren von der Familie abgetrennt hatte; er wußte nur im allgemeinen von seinen Schicksalen und hielt ihn für versorgt und leidlich wohl aufgehoben. Nun erschien er vor ihm, eine Persönlichkeit, die zum Lachen reizte, enthüllte sich als durchgebrannter Ehemann und verlangte seine Beihilfe zur Förderung eines neuen Lebensplanes. Es war zu toll!

Nachdem aber Rechtsanwalt und Kandidat ein paar Stunden miteinander geschwatzt hatten, reichte der erstere dem Bruder gerührt die Hand. „Du bist ein drolliger Kauz, aber im Grunde ein guter Kerl, Burchard," sagte er. „Wenn es in der Welt nach Recht und Gerechtigkeit zuginge, so hätte dir ein besseres Los zu teil werden müssen. Na, ich will mich jetzt deiner annehmen; ich will dir helfen, den Winkel zu finden, wo du unbehelligt nach deiner Façon leben kannst. Am wohlsten ist dir, wie mir scheint, in einem Schneckenhäuschen. Wie du willst. Ich habe Verbindungen genug, um dir genügenden Verdienst verschaffen zu können. Das Weitere sei dir überlassen. Verlangt dich einmal nach einem Menschen, mit dem du ein vernünftiges Wort von der Leber weg plaudern möchtest — nun wohl: so komm zu mir, ich bin der Mann dazu. Mit seinen Grillen muß sich jeder allein plagen. Das ist meine Ansicht von der Sache."

Nach dieser Anweisung seines Bruders, des Rechtsanwalts, gestaltete Burchard sein Leben. Wer ihn jetzt auf den Straßen seines Wohnortes umherspazieren sieht, in weißer Halsbinde und langem schwarzem Rock, die Grüße zahlreicher Schüler mit wohlwollendem Lächeln erwidernd, der kann nicht daran zweifeln, daß dieses Individuum, trotz seiner melancholisch herabhängenden Unterlippe, sich einer beneidenswerten Zufriedenheit mit der Weltordnung erfreut. Und so ist es auch. Der Herr Kandidat hat endlich den Winkel gefunden, worin er allen Bedürfnissen seiner anspruchslosen Natur Genüge thun kann, ohne in seinen Zirkeln gestört zu werden. Vergangenes läßt er in seinen Gedankengängen beiseite liegen; er muß sich jedoch vor einer zu reichlichen Abendmahlzeit in acht nehmen, denn dann erscheinen ihm nachts im Traume die Beamten der geistlichen Korrektionsanstalt, zerren ihn aus dem Bett und schicken sich an, mit frisch geschnittenen Haselstöcken an ihm die einem Ausreißer reglementsmäßig zukommende Strafe zu vollziehen, worauf er endlich, gerade vor dem ersten Hieb, in Schweiß gebadet zu erwachen pflegt.



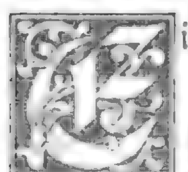
Die

Dichterin Anna Amalia v. Imhoff zu Weimar.

Von

Heinrich Düntzer.

I.

inem sonderbaren Ehebund entsproß die Dichterin der „Schwestern von Lesbos". Ihr Vater war der württembergische Kammerjunker und Major Christof Adam Karl Imhoff, Herr von Mörlach und Hohenstein. Die Familie gehörte zum Nürnberger Patriciat; der Großvater, der hessen-kasselsche Rittmeister Christoph Albrecht v. Imhoff, hatte zuerst aus diesem herausgeheiratet, indem er mit Sophie v. Calemberg zu Wettersingen in Hessen sich verband. Der Vater, Moritz Karl Wilhelm, früher braunschweigisch-wolfenbüttelscher Oberst, später sachsen-hildburghausenscher Landesdirektor, hatte zu dem Familiensitz Mörlach bei Nürnberg das Rittergut Hohenstein im Ritterkanton Rhön und Werra erworben. Unser Adam Imhoff kehrte, fast dreißig Jahre alt, aus dem Siebenjährigen Kriege zurück. Seine Lieblingsbeschäftigung war das Porträtieren, worin er es zu bedeutender Fertigkeit brachte. Sein für körperliche Reize sehr geübtes Auge fiel auf die in vollem Glanze reinster Jugend strahlende, um 1748 geborene Marianne Chapuset. Ihren Vater, der Feldwebel in der Kaserne auf der Burg gewesen, hatte sie früh verloren; die Mutter mußte sich und ihre beiden Kinder mit der Arbeit ihrer Hände ernähren. Trotz aller Abmahnungen verband sich der zum Abenteuerlichen hinneigende Major mit dem mittellosen Mädchen niedrigen Standes: er wollte und mußte das reizende Bild besitzen. Aus der Heimat, wo man mit Verachtung auf seine Ehe schaute, trieb es ihn nach London; hier fand er als Miniaturmaler viele Anerkennung und hinreichenden Verdienst. Ein Bild Mariannens mit ihrem etwa anderthalbjährigen Knaben hatte er gemalt und gestochen, als im Jahre 1769 sein abenteuerlicher Drang nach einem neuen, fremden Leben ihn mit Frau und Kind über das Meer nach Ostindien führte. Auf dem nach Madras gehenden Schiffe befand sich Warren Hastings, der Sohn eines Geistlichen, welcher sich in Ostindien zum Mitgliede der Regierung von Bengalen emporgeschwungen hatte, aber bereits vor vier Jahren zurückgekehrt war. Seine Gattin hatte er vor kurzem verloren, ehe er zum Mitglied des Rates von Madras ernannt worden, wohin er eben abging. Er war von Mariannen, die er von ihrem Manne vernachlässigt sah, so bezaubert, daß er diesem eine große Summe bot, wenn er sich von ihr scheiden lasse; die beiden Kinder sollten bei der Mutter bleiben, und er versprach, wie ein Vater für sie zu sorgen. Imhoff ging gern auf das glänzende Geschäft ein, wodurch er auch den letzten Rest von Mariannens Neigung verlor. Bis die kirchliche Scheidung von Nürnberg ein-

Digitized by Google

traf, wohnte Marianne noch bei ihrem Gatten. Sie folgten dem zum Generalgouverneur von Ostindien ernannten Hastings auch 1773 nach Kalkutta, wo endlich die ersehnte kirchliche Scheidung anlangte. Hastings ließ sich sogleich mit Marianne trauen. Imhoff kehrte mit dem für seine Frau erlangten Gelde nach Deutschland zurück, wo er als ostindischer Nabob zu paradieren und sich in Sachsen anzukaufen gedachte; seine vornehm abenteuerliche äußere Erscheinung, zu der auch die Bedienung von einem braunen ostindischen Knabenpaar gehörte, sollte ihm zu einer neuen, glänzenden Heirat verhelfen.

Im letzten Regierungsjahre der Herzogin-Mutter Anna Amalia finden wir ihn zu Weimar, wo er sich am 2. Februar 1775 mit der jüngeren Schwester der Frau v. Stein, der Tochter des Hofmarschalls v. Schardt, Luise Franziska Sophie, vermählte. Diese, mehr als ihre ernstere Schwester dem Schein und dem Genusse zugewandt, war eine reizende Erscheinung, die neben großer Gutmütigkeit durch ihr rascheres Blut und ihr leidenschaftlich bewegtes, willenlos ihrem Instinkte folgendes Wesen einnahm; von dem schönen, prunkenden, phantastischen Major war sie bald hingerissen, und auch die fromme Mutter glaubte der glänzenden Verbindung mit dem Manne, der seine Frau verschachert hatte, aus Rücksicht auf Versorgung nicht entgegentreten zu dürfen. Das eben getraute Paar kam zunächst nach Weimar, wo wir es vom 19. bis zum 27. Februar mehrfach an der Hoftafel finden. Nach einer größeren Reise ließen sie sich auf dem Stammsitze Mörlach nieder. Mitte Juni 1776 kam die Frau Major v. Imhoff allein nach Weimar, wo sie im elterlichen Hause ihre Niederkunft abwartete. Zwischen ihrer Schwester und Goethe hatte sich ein leidenschaftliches Verhältnis entwickelt, das sie nicht ohne neugierigen Anteil bemerkte. Am 16. August wurde sie von einer Tochter entbunden, die von ihrer Patin, der Herzogin-Mutter, die Namen Anna Amalia erhielt. Nach ihrer Herstellung wandte Goethe ihr die Zärtlichkeit zu, die er ihrer sich von ihm zurückziehenden, ihr äußerlich ähnlichen, doch an Geist und Herz so verschiedenen Schwester nicht erweisen durfte. Erst anfangs Oktober stellte sich der Major v. Imhoff in Weimar ein, wo wir ihn und seine Gattin am 6. bei der Hoftafel finden. Gleich darauf begaben sie sich nach Mörlach, wo der Familienkreis durch zwei Töchter und einen Sohn vermehrt wurde. Die ersten Jahre scheinen sie bei nicht ungünstigen äußeren Verhältnissen leidlich zusammen verlebt zu haben, wenn auch Imhoffs Seltsamkeit und rasch eintretende Unbefriedigung sich nicht verleugneten; für Amalien empfand er große Zuneigung. Im Juni 1780 war Frau v. Stein mit Bruder und Schwägerin mehrere Wochen in Mörlach zu Besuch. Amalia erinnerte sich noch in späteren Jahren des von ihrem Vater besonders im Englischen und Französischen empfangenen Unterrichts und seiner lebhaften Erzählungen aus den in Ostindien verlebten Jahren. Die Vermögensverhältnisse wurden bald, wahrscheinlich infolge von Imhoffs vornehmem Leben, so mißlich, daß er sich dazu verstand, mit seiner Frau und der achtjährigen Amalia seine erste, verkaufte Gemahlin in England aufzusuchen, die ihrer Gesundheit wegen schon vor ihrem Gatten, im August 1784, nach England zurückgekehrt war; es war nicht Sehnsucht, die ihn zu der Aufgegebenen trieb, sondern die Hoffnung auf Unterstützung. Die zweite Gattin ließ sich bereden, ihre Vorgängerin zur Teilnahme zu bestimmen, obgleich sie nicht ohne Bangigkeit sich zur Reise entschloß. Ihre Freundin Henriette v. Knebel in Ansbach belebte ihre Hoffnung, daß dieser schwere Schritt zu ihrem Glück führen werde. Ende November wurde die Reise über Frankreich angetreten. Imhoff blieb in Calais zurück, wo er die Antwort der Lady Hastings erwarten wollte, ob er kommen dürfe. Diese nahm die zweite Frau und die reizende Tochter ihres ersten Gemahls freundlich auf. Obgleich sie auch ihn selbst empfing, so war sie doch zu keiner

dauernden Unterstützung, wie er in seiner Not sie erwartete, zu bestimmen. Durch Holland kehrten die Reisenden zurück. Für Amalien war dies frühe Schauen der gebildetsten Länder nicht ohne nachhaltige Wirkung. Ihr auf das Äußere gerichteter Sinn erhielt dadurch frische Nahrung, wenn auch die Lage ihrer Eltern bei dieser Reise keine wahre Freude aufkommen ließ, doch dürfte die Freundlichkeit der Lady ihr wohlthätig gewesen sein, da sie das wirkliche Verhältnis nicht ahnte.

Der Mißlichkeit der Lage hatte die Reise so wenig abgeholfen, daß Imhoff Mörlach aufgeben mußte. Seine Hoffnung war auf Weimar gerichtet, wo der Einfluß der Verwandten seiner Frau ihm eine Stellung verschaffen werde. Durch Knebel und Goethe wurde der Herzog bestimmt, Imhoff ein kleines Jahrgehalt für die Zeit seines Aufenthaltes im Weimarischen zuzusagen. Schon am 8. Oktober 1785 kam Frau v. Imhoff nach Weimar und besuchte den Herzog. Dieser schrieb den folgenden Tag an den in Nürnberg wohnenden weimarischen Major v. Knebel: „Ich danke dir, mein Lieber, für deine Bemühungen, uns mehrere Gesellschaft hier zu verschaffen. Dein Geschmack ist gut, und ich bin sicher, daß du niemanden, als der uns Ehre macht und moralischen Wert hat, anwerben wirst. Dem Herrn v. Imhoff bin ich bereit, die gewünschten dreihundert Thaler so lange zu geben, als er in Weimar oder sonst irgendwo in meinem Lande leben wird; nur mache ich mir zur Bedingung, daß er es niemandem sage, daß er diesen Gehalt von mir habe, und daß diese Abgabe also ein unverbrüchliches Geheimnis bleibe. Mit Freuden erwarte ich ihn bei uns." Gleich am Anfange des folgenden Jahres stellte er sich ein. Bei Hofe war er gern gesehen; der Herzog gab ihm den Titel eines weimarischen Majors. Wahrscheinlich war bereits eine Wohnung gemietet und der Umzug von Mörlach beendet. Amalia war in eine Pension zu Erlangen gekommen. Die Trennung von Eltern und Geschwistern, auch von Mörlach mit dem schönen großen Garten war ihr sehr empfindlich. Am Vater, von dem sie zuletzt schied, scheint sie inniger als an der Mutter gehangen zu haben; von ihm hatte sie auch die Neigung zum Auffallenden, Prunkhaften geerbt, und diese war von ihm, der gern mit seiner Tochter glänzen wollte, genährt worden. Im Französischen und Englischen scheint sie schon gewandt, auch mit den empfindsamen Dichtern, besonders mit Hölty und Stolberg, bekannt gewesen zu sein, da ihre Erzieherin diesen Hang des sich einsam fühlenden, mit reger Einbildungskraft ausgestatteten Mädchens nicht unterdrücken zu dürfen glaubte.

Mit Imhoff scheint es zu Weimar in der ersten Zeit mäßig gegangen zu sein, wenn er auch seine Eigenheiten, besonders die Sucht, seine Frau zu quälen, schwer bekämpfen konnte. Im Sommer ging er allein nach Karlsbad, das manche Weimaraner, auch Frau v. Stein, Goethe und der Herzog besuchten. Letzterer schreibt an Knebel, Imhoff habe sich dort recht artig betragen und gar schön gemalt. Aber bald darauf ließ er alle seine Tücken und Rücksichtslosigkeiten gegen die arme Frau spielen, welche ihr Leiden, so gut es ging, der Welt zu verbergen suchte, an deren Genuß sie lebhaft teilnahm. Noch Ende Juni 1787 war er mit seiner Gattin und der ihr nahe stehenden Frau v. Schardt bei einem Abendessen, das Knebel seinen Freunden gab, aber nächstens wollte er nach Nürnberg reisen; daß er seiner Frau schon mit der Scheidung gedroht, ward bald nach seiner Abreise bekannt. Als Schiller nach Mitte Juli in Weimar eintraf, hörte er, daß die Imhoff schon von ihrem Manne geschieden sei. Dieser suchte mit seiner Amalia Knebels Schwester in Ansbach auf, die er aber nicht traf. „Man sagt mir," schreibt dieselbe, „daß Imhoff so elend aussähe, daß es unmöglich mehr lange mit ihm währen könnte. Es sieht ihm sehr gleich, daß er selbst dem Tod die Ehre und Freude nicht lassen will, daß er ihn bald von seiner Frau scheidet. Er ist ein unglücklicher Mensch." Von

Amalien, welche sie einmal in Nürnberg besucht hatte, schrieb sie, es sei eine völlige Komödiantin aus ihr geworden, mit allen Manieren ihres Vaters. So wenig hatte bisher die Vorsteherin der Pension das Anmaßende und Prunkende ihres Wesens zu mildern vermocht, das vielmehr mit ihrer Entwickelung sich steigerte. Am Ende des Jahres klagt Frau v. Stein bitter, wie schlecht sich Imhoff gegen seine Frau betrage, deren Ehre er vor allen abzuschneiden suche und sie hilflos sitzen lasse. Im Januar 1788 schreibt sie an Lottchen v. Lengefeld: „Meine arme Schwester ist wie ein Schatten aus dem Grabe; ihr Blühen und ihre Munterkeit ist alles dahin. Noch ist's nicht decidiert, ob die Trennung vor sich geht. Wollte Gott, es geschähe! Über das, was Sie mir von Imhoff schreiben, hat meine Schwester schon Verdacht gehabt. Es ist nicht der erste Streich, den er ihr so spielt." Dieser hatte sich nach München begeben, wo er in der Nähe der Galerie im Hofgarten bei einem alten lustigen italienischen Kaffeesieder wohnte. Dort lernte ihn der Maler Franz Kobell kennen. Dieser berichtete über ihn an Knebel: „Es ist ein Mann, der vieles gesehen, sehr sanften Charakters zu sein scheint und sehr, wie er klagt, an Beklemmungen in der Brust, Schwindel und Melancholie leidet, doch befindet er sich [nach dem Gebrauche von Flußbädern] seit einiger Zeit besser, und die Luft thut ihm hier gut. Er ist sehr beschäftigt, soweit es seine Gesundheit zuläßt, im Malen und hat ein recht schönes und gefälliges Kolorit, wie Sie selbst wissen werden. Auch hat er das Porträt nach der Natur von Baron Götz (dem Maler) gemalt, welches sehr aufgefallen ist. Wir haben allerhand Sachen von ihm gehört, daß er 30000 kleine Thaler für ein einziges Miniaturbild in Indien bekommen." Aber der Tod erfolgte rasch. Die Trauerkunde traf am härtesten Amalien, die sie gerade an ihrem zwölften Geburtstag empfing. Auch seine Gattin konnte sich nicht trösten, wie viel sie auch von ihm gelitten und noch mehr von ihm zu fürchten gehabt. Die Vermögensverhältnisse zeigten sich günstiger, als man gedacht; auch enthielt sein letzter Wille keine unangenehmen Bestimmungen. Der kleine Ernst kam zunächst zu seinem Vormünder nach Baireuth, Amalia sollte noch mehrere Jahre in der Pensionsanstalt bleiben, um, reifer ausgebildet, in die Welt zu treten. Im Herbst 1791 holte die Mutter sie von Erlangen ab; am 26. Oktober erwartete Frau v. Stein die Nachricht ihrer Rückkunft.

Die fünfzehnjährige Amalia war wenn auch keine hohe, doch eine außerordentlich reizende, fesselnde Erscheinung, die sich mit phantastischem, vom Vater geerbtem Schwunge über die Gewöhnlichkeiten des Lebens hinwegsetzte. War sie in dem einsamen Erlangen, wo der erste erschütternde Lebensschmerz sie so grausam getroffen hatte, an Eingezogenheit gewöhnt worden, so erwartete sie in dem deutschen Athen ein freieres und glänzenderes Leben und die reichste Entwickelung ihrer lebhaft sich hervordrängenden Anlagen. Freilich war ihr häuslicher Kreis sehr beschränkt, da sie mit der Mutter und ihren zwei jüngeren Schwestern allein wohnte (später trat noch der Bruder hinzu, der Page der Herzogin wurde); aber ihre Mutter war hoffähig, ihre Tante, Frau v. Stein, die eine vertraute Freundin der Herzogin, genoß in allen höheren Kreisen bedeutendes Ansehen und stand mit Deutschlands größtem Dichter in näherer Beziehung, einer ihrer Oheime war Geheimer Regierungsrat, ja sie selbst hatte zur Patin die Herzogin-Mutter. Wie diese sich einst unter Villoison mit griechischer Litteratur und Sprache beschäftigt hatte, so trieb es auch sie zur Sprache Homers. Gelegenheit dazu fand sie im Hause ihres Oheims, wo sie durch einen gewissen Jacobi mit den Anfangsgründen des Griechischen bekannt wurde, worin sie solche Fortschritte machte, daß sie nach vier Wochen schon den Homer zu lesen anfangen konnte. Neben der schönen Litteratur fühlte sie sich besonders zum Zeichnen und Malen gezogen. In

Weimar bestand eine herzogliche freie Zeichenschule unter der Leitung von Goethes Landsmann Rat Kraus, welche von jüngeren wie von älteren Damen viel besucht wurde. Direktor Kraus war ein besonderer Liebling der jungen Mädchen, denen er alles zu Gefallen that. Aber die vornehmere, nach der Antike strebende Amalia hielt sich weniger an ihn, wenn sie überhaupt die Zeichenschule besuchte, als an Goethes vertrauten Freund und Kunstrat, den Züricher Heinrich Meyer, der im November aus Italien eintraf, wo er vor Jahren des großen Dichters Achtung in so hohem Grade sich erworben, daß dieser den lebendigsten Aufschwung des Zeichenunterrichts in Weimar von ihm erwartete. An ihn, den gutmütigen Schweizer, der einen Duft Hesperiens mit sich brachte, den genauesten Kenner der alten und neuen Kunst, den Verehrer Winckelmanns, schloß sich Amalia innig an, begierig von dem großen Meister zu lernen, und dieser freute sich herzlich der schönen, begabten Schülerin. Unter den Frauen Weimars stand ihr gleich anfangs die junge Gattin ihres Oheims, Sophie v. Schardt, die sich durch Geist und reiche Bildung auszeichnete, am nächsten, doch wollte sich kein rechtes Verhältnis zu der in mancher Beziehung ihr ähnlichen, leicht bewegten und rasch in ihrer Neigung wechselnden Verwandten finden. Ihre Tante, Frau v. Stein, deren tiefen Verstand, reiche Weltkenntnis und mannigfaltige Ausbildung sie verehrte, war ihr zu alt und zu ernst gestimmt, als daß die anspruchsvoll dem Leben zustrebende, nach einer eigentümlichen höheren Entwickelung verlangende Amalia sich ihr hätte erschließen mögen. Auch litt diese unter der Krankheit ihres Gatten, den sie kaum verlassen durfte; sein Ende 1793 erfolgender Tod war auch für sie eine Erlösung. Amaliens etwas fahrlässige Mutter ließ ihr um so mehr freien Willen, als sie ihrer schönen Begabung sich freute. Freilich mußte Amalia sich auch mit dem Haushalte beschäftigen, aber den größten Teil ihrer Zeit widmete sie ihrer Ausbildung und dem Genusse des ihr auch bei den beschränkten Mitteln eine blühende Aussicht bietenden Lebens. Mit seltenen Ausnahmen herrschte bei der vornehmen Welt Weimars kein besonderer Wohlstand, so daß viele der hoffähigen jungen Mädchen nicht in besseren Vermögensverhältnissen sich befanden, die Eltern der meisten von ihrem Hofdienste lebten, manche als Hofdamen ihr Fortkommen suchten. Ein Hauptbildungselement Weimars war außer dem Hofe, wo die hoffähigen Mädchen bei Festlichkeiten einen reichen Kreis bildeten, die vom Hofe besuchten Winterredouten, von denen eine, die dem Geburtstage der Herzogin zunächst liegende, immer besonders gefeiert wurde. Kurz vor Amaliens Ankunft war das herzogliche Theater unter Goethes Leitung gegründet worden, an dem nicht bloß die jüngere Welt den lebhaftesten Anteil nahm.

Schon im November 1793 schreibt Frau v. Schardt, Meyer sei von Amaliens Fortschritten im Malen enchantiert; sie wollte, diese hätte sie lieb genug, ihr den Engel mit dem Lilienstengel, den sie jetzt mache, zu schenken.

Daß sie im Februar 1794 dem älteren Sohne der Frau v. Stein, der von Kochberg gekommen war, abends „ein Bildchen nebst Versen bei Lichterschein bescherte“, deutet darauf, wie sie sich der Familie angenehm zu machen suchte. Dessen jüngerer Bruder Fritz stand ihr näher; er studierte in Jena, begab sich später nach Hamburg. Als der Herzog ihn zum Kammerjunker ernannt hatte, kam er nach Weimar, aber nur, um von dort die Reise nach England anzutreten. Er nahm lebhaften Anteil an der hübschen, reich begabten Nichte, deren anspruchsvollem Wesen er freilich nicht schmeichelte. Am Ende des Jahres bezog Frau v. Imhoff eine neue Wohnung, ihrer Mutter gegenüber; bei Einrichtung derselben war Freund Meyer behilflich.

Eine große Lücke fühlte Amalia, als dieser im November 1795 auf mehrere Jahre nach Italien ging, wohin Goethe

Amalia v. Imhoff.

ihm folgen wollte; sie blieb aber mit ihm in Briefwechsel und besorgte manches für ihn in Weimar. Lebhaften Anteil nahm sie am Erscheinen von Schillers Zeitschrift „Die Horen“, wozu Deutschlands begabteste Geister sich vereinigt hatten; noch näher lag ihr dessen „Musenalmanach“. Der erste Ende 1795 erscheinende Jahrgang brachte von Schiller die sie besonders anziehenden Gedichte „Die Macht des Gesanges“, „Der Kampf mit dem Drachen“ und „Würde der Frauen“, von Goethe die losen „Epigramme“ aus Venedig und einiges anmutig Reizende, von Herder u. a. die Romanze „Madera“ und das Gedicht „Die Farbengebung“ auf ein allegorisches Gemälde von Angelika Kauffmann.

Digitized by Google

Jedenfalls nahm sie bereits in diesem Winter, wenn nicht schon früher, da sie ihr achtzehntes Jahr vollendet hatte, an den Assembleen, Redouten und Bällen teil. Ihrem zu weiterer Ausbildung in Breslau weilenden Neffen Fritz, gegen den sie sich gern erging, schrieb sie am 15. Februar 1796, sie habe nur zwei Redouten mitgemacht; auf der letzteren, der Geburtstagsredoute, sei sie fast erstickt. Sie berichtet ihm von einem schönen Maskenzuge Goethes, an dem die Gräfin v. Egloffstein, Frau v. Werthern und die meisten schönen Damen teilgenommen. Bei einer anderen, ein paar fremden Prinzen zu Ehren gegebenen Redoute hatte die Gräfin Egloffstein einen Zug der Göttinnen veranstaltet; deren Aufforderung, die Psyche dabei vorzustellen, lehnte sie ab. „Psyche müßte von einem Wesen dargestellt werden," äußerte sie gegen Fritz, „die mehr Geist als Körper wäre, und da mir die Natur zum wenigsten so von beiden gleich viel erteilt (und Sie sehen, daß ich meinen Geist nicht schmal anrechne), so laß ich es dabei bewenden, die holde Gefährtin Amors zu machen und mich an der reinen geistigen Idee zu ergötzen." Anlässe zu dichterischer Erhebung ließ sie nicht vorübergehen. Um dieselbe Zeit dichtete sie schöne Verse auf den Hingang eines der ehrenhaftesten französischen Ausgewanderten, eines Baron du Fumel, die Frau v. Stein wegen ihrer Wahrheit gefielen. Einen höchst bedeutenden Eindruck machte Ifflands längeres Gastspiel zu Weimar im April und Mai, bei welchem auch Goethes „Egmont" nach Schillers Bearbeitung mit großem Erfolg gegeben wurde. Schiller und dessen Gattin hielten sich eben in Weimar auf. Amalia lernte damals wenigstens letztere kennen und fand an ihr Gefallen. Als Frau v. Stein am 16. Mai zu Schiller nach Jena fuhr, wo sich sein Freund Körner mit seiner ganzen Familie aufhielt, brachte sie Amalien mit, die sich aber bescheiden zurückhielt. Dort trafen sie auch Goethe, der sofort von einer eben für ihn angekommenen kleinen Statue der Viktoria so angezogen wurde, daß er an nichts anderem rechten Anteil nahm. Goethes begeisterte Freude mußte Amalien anziehen, wie widerwärtig auch ihre Tante dadurch berührt wurde. Im Herbst spendete der zweite Jahrgang des Musenalmanachs Goethes prächtige Idylle „Alexis und Dora" und Schillers schöne Allegorie „Das Mädchen aus der Fremde". Aber freilich auch neben manchen schwerwiegenden geistreichen Sprüchen die brennenden Füchse der „Xenien", welche allgemeine Aufregung erregten. Auch eine Dichterin war in diesem Musenalmanach nicht unvorteilhaft aufgetreten, die Gattin des Jenaischen Professors Mereau. Amalia sollte im nächsten Jahre auch bei Goethe eingeführt werden, als Frau v. Stein nach so langer Zeit ihn zum erstenmal wieder besuchte. Am 22. Januar speiste sie mittags mit den Kindern des Herzogs bei Goethe; sie war mit Frau v. Imhoff und deren beiden ältesten Töchtern gekommen. Die Tante hatte die jüngere Schwester zu sich genommen, da die Mutter diese vernachlässigte, aber der Mangel derselben an Teilnahme und an Lust, sich geistig zu bilden, machte sie ihr zuwider, so daß sie nach anderthalb Jahren sie zur Mutter zurückkehren ließ.

Amalia erregte zuerst die Aufmerksamkeit der vornehmen Kreise, als sie auf der nächsten Geburtstagsredoute mit ihrer Mutter als Geist verkleidet erschien und der Herzogin ein Gedicht „Die Schatten" überreichte, worin es hieß, es treibe sie aus „Elysiums umblühten Hallen, den Gefilden nie gestörter Ruh", zu dem Tummelplatz der munteren Freude, um mit leisem Geistergruß die zu segnen, in deren Nähe es ihnen hienieden am seligsten gewesen, deren schönes, holdes Bild allein Lethes Macht überwunden habe, und um ihr zu verkünden, daß die stille Tugend, die sie liebe und mit schön bescheidener Größe übe, die einzige sei, die uns über den Styx geleite. Wenn der Gedanke, daß die Tugend uns allein ins Jenseits folge, Klopstockisch ist (Klopstock spricht von „Thaten der Tugend", „guten Thaten"), so ist

das ganze Gedicht in Schillers Ton gehalten, auch das Versmaß von den letzten Strophen seines Gedichtes „Elysium“ hergenommen. Die Dichtung machte großes Aufsehen und verbreitete sich in Abschriften, von denen eine durch Knebel auch an Schiller kam. Dieser sah sich dadurch veranlaßt, seiner am 20. Februar nach Weimar gehenden Gattin aufzutragen, die talentvolle Nichte der Frau v. Stein mit nach Jena zu bringen, wo damals auch Goethe weilte; ihre Mutter und Tante sollten sie dort abholen. Amalia genoß in Schillers Hause die glücklichsten Tage. Damals erregte sie auch die innige Neigung des jungen Oberbergmeisters Alexander v. Humboldt, der aber jetzt gerade seinen Dienst aufgab, um sich ganz dem Studium der Natur zu widmen und sich zu großartigen Entdeckungsreisen mit Aufwendung seines durch den Tod der Mutter ihm zugefallenen Vermögens vorzubereiten. Einen Brief, den der „Ami“ Humboldt an Amalie gerichtet, sandte Schillers Gattin am 28. zur Vermittelung an Frau v. Stein. Den 31. März kamen die beiden Humboldt mit Goethe nach Weimar, wo Alexander der ihm so wundervoll reizend erschienenen Amalia seine Verehrung bezeigt haben wird. Da dieser sie gern geputzt sah, hatte seine Schwägerin ihr ein goldgesticktes Tuch geschenkt, was diese aber, statt sich damit zu zeigen, ihrer Mutter gab. Da Schiller und seine Gattin sich weniger günstig über Alexander v. Humboldt äußerten, dessen Talent sie sehr unterschätzten, schrieb Frau v. Stein, sie würde sich ihn gern als Neveu gefallen lassen, da sie sich recht gut mit ihm vertragen zu können glaube; nur die Kürze seiner Anwesenheit habe sie gehindert, ihn einmal zum Thee oder zum Dejeuner einzuladen. Aber an eine Heirat und ein bindendes Versprechen konnte dieser, der seine besten Jahre auf die Erforschung fremder Länder verwenden wollte, unmöglich denken, wie sehr ihn auch Amaliens geistreiche Anmut und ihr seelenvoller Umgang bezauberte, was er ihr mit aller jugendlichen Lebhaftigkeit auszusprechen nicht unterlassen konnte. Es ist dies eines der glänzendsten Zeugnisse für Amaliens ungemeine Liebenswürdigkeit. Seine Schwägerin dachte nun an eine Verbindung Amaliens mit einem Freunde der beiden Brüder, mit Wilhelm v. Burgsdorf, einem feingebildeten märkischen Edelmann. Deshalb bestimmte Charlotte Amalien, einer Einladung der Frau v. Humboldt nach Jena zu folgen; aber der gründlich bedachte Plan zerschlug sich, da Burgsdorf nicht geneigt war, sich schon jetzt festzusetzen und zu binden. Auch er trat eine längere Reise an. Als Körner ihn vier Jahre später in Dresden wiedersah, erklärte er sich die kaum merkliche Wirkung einer so langen Reise auf den doch nicht unempfänglichen Mann aus seiner geringen Reaktion gegen äußere Einwirkung und aus seinem Mangel an Selbständigkeit. Amaliens Reize hatten, bei aller Anziehung, kein Verlangen nach ihrem Besitz in ihm erregt.

Im Juni machte Amalia die Bekanntschaft eines der beliebtesten Lyriker, dem Schiller selbst im Gegensatze zu Bürger ein so glänzendes Zeugnis ausgestellt hatte. Knebel, den Amaliens Talent außerordentlich erfreute, führte Friedrich Matthisson in das Imhoffsche Haus. Dieser unterließ nicht, die junge Dichterin liebevoll zu ermuntern, ihr schönes Talent leuchten zu lassen. Schiller wünschte ihr Maskengedicht in den nächsten Musenalmanach aufzunehmen, aber sie gestattete es nicht, da sie zunächst namenlos auftreten wollte, während sie als Dichterin der „Schatten“ in Weimar bekannt war, und so versuchte sie sich in neuen Dichtungen, die sie Schiller bei seiner Anwesenheit zu Weimar (vom 11. bis zum 18. Juli) übergeben zu haben scheint. Zwei der in den Musenalmanach aufgenommenen Gedichte sandte dieser am 21. Juli an Zumsteeg zur Komposition, „Mein Traum“ und „Die Freuden der Gegenwart“, mit welcher sie im Musenalmanach erschienen. Das erste hat die Chiffre „A.“ (Amalia), das andere und vier weitere sind „F.“ (Imhoff) unterzeichnet. Seinem jetzt aus

Italien nach der Schweiz zurückgekehrten Freunde Meyer meldete Goethe am 14. Juli (er hatte ihm zuletzt am 7. geschrieben): „Fräulein v. Imhoff entwickelt ein recht schönes poetisches Talent; sie hat allerliebste Sachen zum Almanach gegeben.“ Schiller schrieb am 21. demselben: „Auch Ihre Schülerin habe ich unterdessen kennen lernen und an ihrem Talent und angenehmen Wesen mich sehr gefreut. Sie denkt Ihrer mit lebhaftem Anteil, und ich hoffe, das poetische Talent, das sich seither so schön bei ihr entwickelt hat, soll dem andern nicht geschadet haben.“ Der Brief war einem von Goethe beigelegt, worin wir lesen: „Unsere Freundin Amalia hat sich auch in der Dichtkunst wundersam ausgebildet und sehr artige Sachen gemacht, die mit einiger Nachhilfe recht gut erscheinen werden. Man merkt ihren Produktionen sehr deutlich die soliden Einsichten in eine andere Kunst an, und wenn sie in beiden fortfährt, so kann sie auf einen bedeutenden Grad gelangen.“

Welchen Anteil Goethe an der Entwickelung Amaliens nahm, zeigen die während der Schweizerreise mit Schiller gewechselten Briefe. Da dieser geklagt hatte, die Gedichte der Freunde und Freundinnen und die Ausgabe des in den „Horen“ begonnenen Romans „Agnes von Lilien“ seiner jetzt auch in Weimar wohnenden Schwägerin Frau v. Wolzogen machten ihm viele und gar nicht erfreuliche Diversionen, erwiderte Goethe: „Halten Sie unsere Agnes und Amalie ja recht wert. Man weiß nicht eher, was man an solchen Naturen hat, als bis man sich in der breiten Welt nach ähnlichen umsieht. Sie, mein Freund, haben die Gabe, auch lehrend wirksam zu sein, die mir ganz versagt ist; diese beiden Schülerinnen werden gewiß noch manches Gute hervorbringen, wenn sie nur ihre Apperçus mitteilen und in Absicht auf Disposition des Ganzen etwas mehr von den Grundforderungen der Kunst einsehen lernen.“ Goethes Bemerkung, daß diejenigen, die aus dem Kaufmannsstande zur Poesie übergehen, zwar einen gewissen Ernst und Innigkeit besäßen, aber keiner Erhebung und des Begriffs, worauf es eigentlich ankomme, fähig seien, brachte Schiller auf den umgekehrten Gedanken, daß die aus einem liberalen Stande zur Poesie kommenden wohl eine gewisse Freiheit, Klarheit und Leichtigkeit, aber wenig Ernst und Innigkeit zeigten. Die Dichterin Mereau hatte ihn vor einiger Zeit durch den Anfang eines Romans in Briefen von Amanda und Eduard überrascht, die weit mehr Klarheit, Leichtigkeit und Simplicität zeigten, als er ihr zugetraut. Jetzt verglich er diese mit Amalien. „Unsere Freundin Mereau,“ schrieb er, „hat in der That eine gewisse Innigkeit, und zuweilen selbst eine Würde des Empfindens, und eine gewisse Tiefe kann ich ihr auch nicht absprechen: sie hat sich bloß in einer einsamen Existenz und in einem Widerspruch mit der Welt gebildet. Hingegen Amelie Imhoff ist zur Poesie nicht durch das Herz, sondern nur durch die Phantasie gekommen, und wird auch ihr Lebenlang nur damit spielen. Weil aber nach meinem Begriff das Ästhetische Ernst und Spiel zugleich ist, wobei der Ernst im Gehalte und das Spiel in der Form gegründet ist, so muß die Mereau das Poetische immer der Form nach, die Imhoff es immer dem Gehalt nach verfehlen. Mit meiner Schwägerin hat es eine eigene Bewandtnis: diese hat das Gute von beiden, aber eine zu große Willkür der Phantasie entfernt sie von dem eigentlichen Punkt, worauf es ankommt.“ Wie manche Not ihm auch die Verbesserung der Arbeiten der drei Dichterinnen machte, so waren sie ihm doch eine anziehende Erscheinung und für den „Musenalmanach“ und die „Horen“ eine erwünschte Stütze. Freilich bei Amaliens Romanze „Die Jungfrau vom See“, bei welcher die Sage von der Ruine des Schaumforstes zu Grunde lag, wo, wie man in Kochberg erzählte, ein Mädchen den Vorübergehenden einen Becher reicht, konnte von der hohen künstlerischen Vollendung, wie sie die verbündeten Dichter erstrebten, keine

Rede sein, aber auch sie zeigte eine anmutige Leichtigkeit bei mancher Jugendlichkeit, die selbst Schillers Hand nicht überall ausmerzen konnte. Alle im Musenalmanach erschienenen Gedichte Amaliens verleugneten eine gewisse Prunkhaftigkeit nicht, die der Dichterin zur Natur geworden und den eigentlichen Charakter ihrer Dichtung begründet, zeugten aber zugleich von großem Geschick der Ausführung, wenn auch einzelnes etwas abfiel. Körner, den Schiller um sein Urteil besonders über seine neuen Leute im Almanach fragte, lieferte auch diesmal eine ausführliche Beurteilung, die als eine der bedeutendsten Stimmen der Zeit von Wert ist. Sie ging auf alle Spenden Amaliens näher ein. „Mein Traum“ scheine von Fräulein Imhoff zu sein; er sei gefällig erzählt, in der Versifikation herrsche viel Wohlklang, der Schluß habe etwas Mattes. „Das Sonett“, als musikalisches Ganzes schätzbar, sei als Gedicht dürftig. „Der verlorene Maitag“ zeige Talent in Sprache und Versifikation, aber der mythologische Eingang sei zu lang. Als eine Reihe von wohlklingenden Versen sei „Die Mode“ nicht ohne Wert; sie gehöre zu einer französischen Gattung, die er nicht mehr zu den Gedichten rechnen könne, sei dafür zu lang und zu wenig mit Witz gewürzt. Das in Distichen verfaßte Gedicht lief darauf hinaus, daß die Frauen bei der Annahme der griechischen Tracht den Schleier vergessen hätten. „Die Jungfrau des Schlosses“ beweist nach Körner mehr Kunstfertigkeit als Geist; es fehle an Wärme und Leben. Die Galanterie „An Daphne“ (gleichfalls in Distichen) würde kein Franzose gewagt haben, aber in der Behandlung finde sich viel Liebliches und Herzliches, daß ein Deutscher gern dabei verweilen werde. Das Lied „Die Freuden der Gegenwart“ habe den Fehler so vieler deutschen Gesellschaftslieder, daß es keine Bilder gebe, die Lust und Leben atmeten; auch die Reimform sei nicht ganz passend gewählt.

Henriette v. Fritsch, geb. v. Wolfskeel-Reichenberg, und Amalia v. Hellwig, geb. v. Imhoff.
(Nach einem im „Palais“ zu Weimar befindlichen Aquarellbilde.)

Das erste Auftreten der jungen Dichterin, deren Namen man bald erfuhr,

war jedenfalls glänzend. Neben ihr hatte Sophie Mereau, wie schon im vorigen Jahre, ein paar Gedichte geliefert; mit Amalien neu eingetreten war eine „Louise ***“, eine Dichterin aus Weißenfels, die noch einige Monate jünger war. Amalia hatte sich unterdessen an einer größeren Dichtung versucht, die im Morgenlande spielt. Ihr Gedicht „Abdallah und Balsora“ in sechs Gesängen erschien bereits im achten Stücke der „Horen“, zu welchem Schiller am 13. September die Handschrift absandte. Aber auch das auf urdeutscher Sage beruhende „Fest der Hertha“ war spätestens im Oktober gedichtet, da Schiller die Handschrift zum zehnten Stücke der „Horen“ am 30. Oktober absandte. In dasselbe Stück nahm er jetzt auch „Die Schatten auf einem Maskenball“ auf, doch wohl mit einigen Verbesserungen. Die Namen der Verfasser wurden erst im letzten Stücke, das im folgenden Februar erschien, angegeben, oder blieben ungenannt, wie bei Amaliens Beiträgen zum zehnten Stücke.

Der Almanach erschien gegen Ende Oktober, fast gleichzeitig mit Goethes „Hermann und Dorothea“. Amalia wurde damals durch einen Umzug in eine nicht angenehme Bewegung gesetzt. Ihre Mutter hatte ein Haus gekauft, in welches die Großmutter mit ihnen zog. Daß es viel „komfortabler“ war als das frühere und „eine freundliche, heitere Aussicht auf das Leben und Weben der Menschenkinder hatte“, freute Amalien. Eine andere Freude bereitete ihr Matthisson durch die Sendung der neuen Ausgabe seiner Gedichte und den warmen Anteil, den er persönlich an ihr nahm. Erst nach einiger Zeit, am 3. November, sprach sie diesem ihren Dank aus, wobei sie ihm als Gegengeschenk die schönste transparente Mondscheinlandschaft in Aussicht stellte, die sie im Winter unter Leitung ihres mit Goethe zurückkehrenden Meyer zu stande zu bringen gedachte. Sie hatte damals ein frei ersonnenes Gedicht „Die Geister des Sees“ in Nachahmung Ossians ausgeführt, von der schönen Allona, der auf Ullins Auen der Geist ihres geliebten Cathullin, des „Jägers der Haine“, erscheint.

Es rauscht mit dumpfem Brausen
Um sie des Sturmwinds Wut.
Ihr schwinden die matten Sinnen;
Da reißt sie's wirbelnd von hinnen,
Hinab in die tiefe Flut.

„Unter der Nebelhülle der letzten trüben Tage,“ vertraute sie Matthisson, „habe ich eine kleine melancholische Romanze gedichtet, die dem Ossian, den ich jetzt englisch lese, ihr Dasein verdankt. Sie hat seinen Nebelhorizont und seine Wehmut, aber nicht den höheren poetischen Charakter dieses unsterblichen Barden. An den beiden letzten Strophen sind noch einige Änderungen zu machen, die mir die Zeit jetzt nicht erlaubt. Sie erhalten daher das Gedicht erst später.“ Die Sendung erfolgte sechs Tage nach Meyers Rückkunft. Matthisson sollte es der strengsten Kritik unterwerfen. „Die Wahrheit aus dem Munde des Freundes ist immer willkommen,“ äußerte sie in ihrer zierlichen Weise, „und wie notwendig zugleich, da so viele trügende Stimmen das Ohr umgeben! Wie werde ich mich glücklich preisen, wenn jene zwei Himmelstöchter, die so selten dem Sterblichen erscheinen, Hand in Hand zu mir herniederschweben und meinem Pfade die Weihe geben, Wahrheit und Freundschaft, die hohen verschwisterten Gestalten, welche die täuschenden Zwielichte der Irrtums siegend verscheuchen.“ Das war ganz in Matthissons Sinne gesprochen, und doch hatte sie einen unbestochenen Freund in Schiller, der vor der Aufnahme ihrer Gedichte manches zu ändern fand. Weshalb sie sich den Abdruck ihrer „Schatten“ verbeten hatte, teilt sie Matthisson mit, verschweigt aber Schillers und Goethes Anteil an ihr, ja, gedenkt nicht einmal ihrer in den Almanach aufgenommenen Gedichte; noch auffallender ist es, daß sie kein Wort von den beiden darin erschienenen Gedichten Matthissons sagt.

Als Meyer endlich am 20. November nach Weimar zurückkehrte, begann für Amalia ein neues Leben, da sie durch sei-

nen Unterricht und sein Urteil in der Malerei und der Kunstkenntnis immer weiter gefördert zu werden sich sehnte. Außerordentlich erfreuten sie die von Meyer aus Italien mitgebrachten, in Goethes Hause aufgestellten Kunstschätze, meist Kopien von Gemälden, zu denen besonders die weimarischen Damen wallfahrteten. Unter diesen stand Amalia jetzt besonders mit der anderen Dichterin Weimars in näherer Verbindung, der reichgebildeten, ihrer feurigen Einbildungskraft sich hingebenden Frau v. Wolzogen, deren von Schiller durchgesehene „Agnes von Lilien“ einige Goethe selbst zuschrieben. Freilich war es für Amalien eine empfindliche Enttäuschung, als sie vergeblich auf schöne Louisdor für die von ihr im Almanach und den „Horen“ erschienenen Beiträge hoffte und erfahren mußte, daß nur Goethe und Schlegel einen Musensold erhielten. Für den goldenen Lohn hatte sie sich einen Schreibtisch anschaffen wollen; Frau v. Stein tröstete sie, indem sie ihren eigenen Schreibtisch aus dem Gastzimmer ihr lieh, auf dem dann Amaliens Hauptdichtung geschrieben werden sollte.

Goethes mit unendlichem Beifall aufgenommenes bürgerliches Epos „Hermann und Dorothea“ reizte, wie vor kurzem Ossians Nebelwelt, Amaliens malerisch-dichterischen Geist zur Nachahmung, aber ihre Dichtung sollte nicht in Deutschland, sondern im alten Griechenland spielen, wo sie sich selbst eine eigene Sage schuf, anknüpfend an die Thatsache, daß noch auf der Insel Lesbos und benachbarten Inseln alle liegenden Gründe auf die älteste Tochter übergehen, was Amalia in Reisebeschreibungen gefunden haben wird. Barthélemys damals vielgelesener „Anacharsis“ erwähnt davon nichts. Jene Sitte hängt mit den nicht bloß bei den Barbaren, sondern auch an manchen Punkten Griechenlands erhaltenen Spuren uralter Weiberherrschaft zusammen. Unsere Dichterin dachte sie sich als eine der Strafen, welche die Athener über das abgefallene Mitylene verhängten, was ihr erwünschte Gelegenheit zu einer schönen Schilderung bot. Ihren Plan teilte sie Meyer mit, durch den Goethe davon erfuhr. Dieser schreibt schon den 3. Februar 1798 an Schiller: „Amelie hat wieder etwas vor. Meyer fürchtet, daß das Sujet ihr große Hindernisse in den Weg legen werde. Es ist sonderbar, daß die guten Seelen nicht begreifen wollen, wie viel darauf ankommt, ob auch der Gegenstand sich behandeln läßt.“ So bedauerte er auch, daß Frau v. Wolzogen den zweiten Teil der „Agnes von Lilien“ übereilt habe, da die Anlage so schöne Situationen darbiete, die, mit einiger Ruhe ausgeführt, eine unvergleichliche Wirkung thun müßten; selbst Meyer, der sich sonst nicht leicht verwundere, sei voller Verwunderung. Mit diesem hatte Goethe der Bedeutung, welche die Wahl des Stoffes für den Künstler habe, die eifrigste Betrachtung zugewandt, wie er mit Schiller mehr als je auf Reinheit der Kunstform drang.

Neben der Malerei und der Dichtkunst vernachlässigte Amalia nicht den heiteren Genuß, welchen die Wintermonate in Weimar darboten. So nahm sie an den Redouten teil, wenn sie auch auf der Geburtstagsredoute des 26. Januar nicht in dem von Goethe veranstalteten Maskenzuge, einer symbolischen Friedensfeier, auftrat. Neben den Redouten fanden Bälle des Tanzklubs statt. Dort fiel einmal der Frau v. Stein, die mit ihren beiden Nichten am 14. den Ball besuchte, die Eitelkeit Amaliens unangenehm auf. In Weimar befand sich damals der dreiunddreißigjährige schwedische Gesandtschaftssekretär Karl Gustav v. Brinkmann, der Freund Alexanders v. Humboldt, auf den er auch neben einer Reihe meist auf die Liebe bezüglicher Sprüche in Distichen ein Preisgedicht in den Almanach unter der Chiffre „R.“ geliefert hatte. Schon vor acht Jahren hatte er in Berlin Gedichte unter dem Namen Selmar herausgegeben; mit den vornehmsten Kreisen Berlins und Dresdens war er in Verbindung getreten, und er zeichnete sich

durch reichste Weltbildung aus. Zu Weimar hatte er auf Amalien als die reizendste und zugleich geistvollste Erscheinung sein Auge geworfen. Goethe lud ihn am Fastnachtsdienstage, den 20. Februar, zum Abendessen ein, zugleich mit den beiden liebenswürdigen Dichterinnen, Frau v. Wolzogen und Amalia v. Imhoff, an deren Seite er „sich außerordentlich gut befand“. In derselben Gesellschaft speiste Brinkmann an den beiden folgenden Abenden bei der Herzogin-Mutter und bei Frau v. Stein. Letztere fand ihn zwar sehr unterhaltend, doch hatte er für sie etwas Abstoßendes; trotz seines beständigen Zielens auf wohlwollende Empfindung machte er ihr nur den Eindruck von Herzlosigkeit und Eitelkeit. In Amalien war er sterblich verliebt, sie nicht weniger in ihn. Beim Scheiden ließ er ihr einen zwei Bogen starken Brief zurück. Auf der folgenden Redoute stichelte der Herzog in seiner Weise auf Amaliens Liebe zu dem nach Paris abgegangenen Schweden. Im April und Mai zog Ifflands Gastspiel Amalien lebhaft an. Sie erschien als eine der anziehendsten und geistreichsten Frauen bei den Frühstücken, die zu Ifflands Ehren in Goethes Hause eine täglich wechselnde gewählte Gesellschaft versammelten. Am 21. Mai war Amalia bei der Trauung ihres Neffen Karl v. Stein und dreier anderer Brautpaare und bei den daran sich schließenden Festlichkeiten.

Wurde auch die Verbindung mit Brinkmann brieflich fortgesetzt, so steigerte sich diese doch nicht zu wahrer Innigkeit, ja in der Ferne scheint ihn Frau v. Wolzogen inniger angezogen zu haben, der er einmal einen Brief an Amalien einschloß. Diese wandte unterdes allen Eifer auf ihr großes episches Gedicht, von dem sie sich Ruhm und eine erkleckliche Einnahme versprach; hatte ja „Hermann und Dorothea“ dem Dichter tausend Thaler in Gold eingebracht. Darunter litt ihre lyrische Dichtung. Der folgende Schillersche Musenalmanach erhielt von ihr unter der Chiffre „F.“ außer den schon im vorigen November gedichteten „Geistern des Sees“ nur das elegische Gedicht „Der Abschied“, dessen Datierung „Den 20. Juni 1798“ es als Gelegenheitsdichtung bezeichnet. Sie erzählt hier, wie sie beim Abschiede den Nymphen der Quelle einen Kranz um den Felsen geschlungen, mit der Bitte, daß bei ihrem Abendtanze ihr Name ausgesprochen werde, worauf die aus der Quelle gestiegene Nymphe sich zum Kranze gewandt und ihr feuchtes Auge ihr Gewährung gewinkt habe, dann aber seufzend versunken sei. Schillers Hoffnung, noch mehrere Beiträge von ihr zu erhalten, ging nicht in Erfüllung. An ihrem großen Gedichte „Die Schwestern von Lesbos“ nahm besonders Frau v. Wolzogen, auch wegen der großmütigen Entsagung der Heldin, näheren Anteil; diese kam auch mit Amalien am 2. Oktober nach Jena zu Schiller, wo von ihrer weit vorgeschrittenen, wenn nicht schon zu Ende geführten Dichtung die Rede war. Goethe hatte davon wohl durch Meyer vernommen; wenn er geäußert haben soll, er wolle das Gedicht, von dem er noch nichts gesehen, an Vieweg verkaufen, so kann dies höchstens auf einer scherzhaften Äußerung an diesen beruhen.

An dem Erfolge, den Schiller am 12. Oktober mit dem zur Eröffnung des umgebauten weimarischen Theaters gegebenen Vorspiel zu „Wallenstein“ hatte, nahm Amalia freudigen Anteil; waren ja Goethe und Schiller ihre dichterischen Schutzgeister. Letzterer wird sie zu erneuter Durcharbeitung getrieben haben, ohne vorab die Veröffentlichung, die er leicht durch Cotta bewirken konnte, in bestimmte Aussicht zu stellen. Jetzt erst teilte sie das ganze Gedicht Frau v. Stein mit, die es sehr schön fand. Der angeblich auf der eigenen Erzählung der Dichterin beruhende Bericht, sie habe Goethe in seinem Gartenhause in Gegenwart der Frau v. Stein den ersten Gesang vorgelesen, ist entschieden unwahr, ganz unglaublich, daß Amalia, die längst den Homer gelesen und Distichen geschrieben

hatte, gar nicht gewußt habe, die Verse würden Hexameter genannt, und Goethe ausgerufen haben soll: „Unsereiner quält sich, diese Verse herauszubringen, und das Kind macht sie!" Hatte ja Amalia sich schon in Distichen versucht, und Goethe war nichts weniger als mit ihren Hexametern ganz zufrieden, verwies sie vielmehr auf das Studium der Voßschen

1799 brachte Schiller in Weimar zu, wo am Geburtstage der Herzogin seine „Piccolomini" mit glänzendem Erfolge die Bühne betraten. Damals bat er die Dichterin, ihm nach und nach ihr Gedicht nach wiederholter Durchsicht mitzuteilen; dabei schärfte er ihr die genaueste Feile ein, wobei er einzelne Bemerkungen ihr nicht vorenthielt. Mitte März erhielt er die

Amalia v. Hellwig, geb. v. Imhoff. Nach einer Zeichnung von Wilh. Hensel.

„Luise". Die glückliche Dichterin fühlte sich bald darauf durch einen Brief ihres Neffen Fritz, der ihr in scharfer Weise, wahrscheinlich in Rücksicht auf eine ihrer Äußerungen, Prätension vorgeworfen hatte, sehr verletzt; sie brach darüber in Thränen aus. Dieser Fehler, schrieb Frau v. Stein mißbilligend ihrem Sohne, sei unmöglich abzulegen; alle daran hängenden Tugenden und Talente würden sich damit auch wegwischen.

Die fünf ersten Wochen des Jahres

beiden letzten Gesänge, die ihm sehr große Freude machten. „Es ist überaus zart und rein entwickelt, mit einfachen Mitteln und ungemeiner Anmutigkeit," schrieb er an Goethe. „Wenn Sie kommen, wollen wir es zusammen besprechen." Dieser antwortete, Meyer habe ihm viel Gutes von dem Imhoffschen Gedichte gesagt; es solle ihm recht lieb sein, wenn ihre ein so hübsches Talent besitzenden Frauenzimmer avancierten. Schon am Tage seiner Ankunft zu Jena, am 21. März,

Digitized by Google

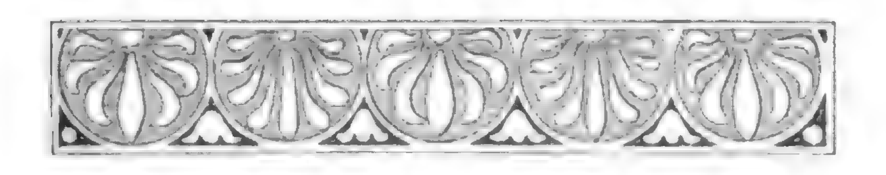
meldete er Freund Meyer, der die Freudenbotschaft sofort Amalien mitgeteilt haben wird, Schiller wolle statt seines Musenalmanachs das Gedicht ihrer kleinen Freundin herausgeben, wodurch von allen Seiten gewonnen werde, für Schiller, der so seine ganze Zeit auf eine Tragödie verwenden könne, für ihn selbst, der „Achilleis“ und der „Propyläen“ wegen, und auch für ihre liebe Kleine. Sechs Tage später fragt er bei Meyer an, ob er sich getraue, sechs Kupfer zu den „Schwestern von Lesbos“ noch für dieses Jahr zu stande zu bringen. „Es dürften etwa nur ein paar ausgeführte Gegenstände aus dem Gedichte selbst dabei sein, vielleicht ein paar Umrisse nach Gemmen, die einigen Bezug hätten, vielleicht ein paar Landschaften, die ja (Freund) Horny radieren könnte. Vielleicht fällt auch unserer Freundin selbst was ein... Ich habe das Gedicht bei mir, um es besonders durchzugehen. Wenn wir nach Weimar kommen, soll mit der Verfasserin weitläufig darüber gehandelt werden. Ich habe die Idee zu einer Elegie; wenn mir die Ausführung gelingt, so können wir sie als poetische Vorrede und Einleitung vor das Gedicht setzen und dadurch eine gute Wirkung hervorbringen. Thun Sie nur von Ihrer Seite das Mögliche wegen der Kupfer; wir geben Ihnen das ganze Universum frei, und in welcher Manier Sie etwas schaffen wollen und können, aber mit etwas sichtbar Gebildetem müssen wir die Unternehmung ausstatten.“ Daß es dem Gedichte doch etwas an frischem, sinnlichem Leben fehle, hatte sich herausgestellt. Am 9. April kamen die Freunde zur Aufführung der Trilogie „Wallenstein“ nach Weimar. Noch vor der Aufführung des „Lagers“, am 13., teilte Schiller Cotta das von ihm für den diesjährigen Almanach getroffene Arrangement mit, wobei er auch eine Vorrede und vielleicht einen Anhang kleinerer Gedichte in Aussicht stellte. Den Namen der Verfasserin des kleinen epischen Gedichtes „von sehr großem Interesse“ verschwieg er. Cotta solle für den diesjährigen Almanach keine größeren Auslagen haben als für den vorigen, wonach der Dichterin etwa vierzig Louisdor zufielen. Durch den ungeheuren Triumph, den Schiller besonders mit „Wallensteins Tod“ feierte, fühlte sich Amalia selbst begeistert und gehoben.

Als Goethe am 1. Mai nach Jena kam, las er das Gedicht mit beständiger Rücksicht auf die künstlerische Vollendung und die zu erwartende Wirkung. Da fielen ihm denn die Mängel um so stärker auf, als er mit Schiller den üblen Folgen des Dilettantismus seit einiger Zeit gründlich nachspürte. Frau v. Wolzogen kam mit Amalien auf einen Tag nach Jena, wo Goethe durch lebhafte Hervorhebung der Mängel der neuen Dichtung die beiden Damen höchst unangenehm berührte. Die Dichterin, welche doch einmal Matthisson um strengste Wahrheit dringend gebeten, sah darin männliche Überhebung und beschränkte Ungerechtigkeit, worin Frau v. Wolzogen sie eher bestärkte, als daß sie ihre Aufregung beschwichtigt hätte; sie drohte, ihr Gedicht, das sie sich nicht so mißhandeln lassen wollte, zurückzuziehen. Dies war Schiller schon deshalb höchst unangenehm, weil er keinen Ersatz so bald finden konnte. Goethe versprach, die Sache beizulegen. „Frau v. Wolzogen wird Ihnen erzählt haben,“ schrieb er den 14. an Meyer, „wie übel unser poetischer Kongreß abgelaufen ist. Schiller schreibt Ihnen wahrscheinlich heute selbst; ich verspare alles auf Unterredung. Das Verhältnis ist zart und kompliziert, daß ein so ungeduldiger Briefsteller, als ich bin, es wohl schwerlich rein und genugthuend ausdrücken würde. Ich wünsche, daß die Sache heilbar sei, und hoffe, Ihre Gegenwart soll das Beste beitragen. Lassen Sie uns auch bei dieser Gelegenheit fühlen, wie notwendig es ist, fest und fester zusammenzuhalten.“ Mit Schiller besprach er sich über die beste Art, der Dichterin beizukommen; er selbst wollte die nötigen Änderungen vorschlagen und die Notwendigkeit derselben nachzuweisen suchen. Am meisten vertraute er auf Meyer und die Beruhigung der durch

den scheinbaren Widerspruch von Goethes notwendigen Bedenken mit Schillers höchst anerkennendem Lobe aufgeregten ehrgeizigen Dichterin.

Den nach Weimar zurückgekehrten Freund erinnerte Schiller sofort an sein Versprechen, aber Goethe hatte sich schon mit der Dichterin dahin verständigt, daß sie ihm Gesang für Gesang mitteile, damit er seine Bemerkungen darüber mache. „Den ersten Gesang des Gedichtes habe ich von unserer Freundin erhalten," meldete er den 29. Mai, „gegen den aber leider alle Gravamina, die ich Ihnen schon vorerzählt, gewaltig gelten. Es fehlt alle epische Retardation; dadurch drängt sich alles auf- und übereinander, und dem Gedicht fehlt, wenn man es liest, durchaus Ruhe und Klarheit. In dem ganzen Gesange ist kein einziger Abschnitt angegeben, und wirklich sind die Abschnitte schwer zu bezeichnen. Die sehr langen Perioden verwickeln die Sache mehr, als daß sie durch eine gewisse Vollendung dem Vortrag eine Anmut gäben. Es entstehen viel dunkle Parenthesen und Beziehungen; die Worte sind oft ohne epischen Zweck umgestellt, und der Gebrauch der Participien nicht immer glücklich. Ich will sehen, das Mögliche zu thun." Schiller wunderte sich nicht, daß das Gedicht einer Dilettantin, je näher Goethe es ansehe, ihm immer weniger Freude mache, da der Dilettantismus von einem falschen Princip ausgehe. Sein Trost sei, daß sie den dilettantischen Ursprung des Gedichtes ankündigen dürften, und so, ohne ihr Urteil zu kompromittieren, eine Humanität zeigten, da sie Toleranz übten. Das Schlimmste sei die Goethe gemachte Mühe und Unzufriedenheit; er müsse die Arbeit als eine sectio cadaveris zum Behuf der Wissenschaft ansehen, und die dabei gemachten Erfahrungen würden ihm bei ihren gemeinsamen Arbeiten über den Dilettantismus nicht ganz ungelegen kommen. Doch als Herausgeber des „Musenalmanachs" durfte er eine solche Humanität bei einem diesen fast ganz ausfüllenden Gedichte um so weniger üben, als sie dem Dilettantismus stark zu Leibe gehen wollten. Bereits am 1. Juni meldete Goethe, es gehe mit dem Gedichte besser, seitdem er sich ernsthaft an den ersten Gesang gemacht und, wie der Sache zu helfen sei, im einzelnen durchdacht habe. Gestern abend habe er bei der Wolzogen eine Konferenz mit den Frauen gehabt, die sich vor seinen rigoristischen Forderungen nicht zu entsetzen geschienen, so daß die Sache hoffentlich doch noch nach ihrem Wunsche gehen werde. Schillers Schwägerin konnte diesem nicht genug rühmen, wie viel sie bei dieser Zusammenkunft gelernt habe. Noch jetzt leidet der erste Gesang, dem Goethe besondere Aufmerksamkeit gewidmet, mehrfach an unklarer Breite und überlangen, sich verwickelnden Perioden. Die Durchsicht schritt nur langsam fort, aber ohne zu stocken.

(Schluß folgt.)



Kunstgewerbe bei den Negern.

Von

Max Buchner.

I.

Die nachfolgenden Schilderungen beziehen sich auf die Stämme der Angola, Songo, Minungo, Kioko und Lunda. Diese Stämme wohnen zwischen dem 7. und dem 11. Grad südlicher Breite an den verkehrsreichen Handelswegen, welche von der Westküste nach dem südlichen Kongobecken führen, und gehören rein und unverfälscht zur großen Völkerfamilie der Bantu-Neger.

Daß die Neger wie überhaupt alle sogenannten Wilden geistig und gemütlich uns stolzen Europäern viel näher stehen, als man oft meinte, und daß der von gewissen Anthropologen so eifrig gesuchte Übergang vom Menschen zum Tier nirgends auf der ganzen Erde zu finden ist, braucht heutzutage wohl nicht mehr betont zu werden. Je genauer wir die sogenannten Wilden kennen lernen, desto größeres Interesse und desto höhere Achtung ihrer Fertigkeiten nötigen sie uns ab, und ganz besonders die afrikanische Rasse zeigt sich bei aufmerksamer Betrachtung ungemein begabt, leider allerdings mehr in leichtfertig künstlerischer als in ernst produktiver Richtung. Stärker vielleicht noch gilt das für die Musik in ihren heitersten Formen als für die bildnerische Darstellung, die uns hier beschäftigen soll.

Ich stehe nicht an zu behaupten, daß in allem, was wir Schick und Anstand, Eleganz und Würde des Benehmens nennen, der Neger meistens feinere Instinkte zeigt als das mittlere Individuum unserer niedrigeren Klassen. Gemeine Zoten, die Freude am Schmutz oder reine Bosheiten, die doch bei dem europäischen Pöbel keine geringe Rolle spielen, sind ihm fast völlig fremd.

Auch der Neger hat das Bedürfnis, die ihn umgebenden Dinge mit Zieraten auszuschmücken, und er bekundet dabei ein Schönheitsgefühl, das ebensosehr durch die originelle, naive Art des Ausdrucks als durch zarte, auch unserem Geschmack meist zusagende Gestaltung auffällt. Schon bei den gewöhnlichsten, nur für den Ge-

Digitized by Google

brauch des Augenblicks bestimmten Vorkehrungen, wie Verpackung von Kautschuk, Wachs, getrockneten Fischen und anderen Waren, oder Errichtung von Schutzdächern gegen Sonne und Regen auf der Reise, kann man seinen Sinn für äußere Glätte und Eleganz beobachten.

Selbst wenn die Träger schwerer Lasten nach dem täglichen Marsche noch so müde sind, sie werden doch noch Zeit und Laune finden, ihre Nachtquartiere, einfache Kegelhütten, die sie in der freien Wildnis aus frisch gefällten Bäumen, Laub und Gras errichten, durch an sich höchst überflüssige,

Figur 1.

schnell improvisierte Ornamente dem Auge wohlgefällig zu gestalten. Da werden auf die Spitze dieser flüchtigen Bauten regelrecht gelegte und gebundene Garbenzipfel aufgestülpt und die Eingangsöffnungen derselben mit je zwei säuberlich geflochtenen, widderhörnerartig in sich eingebogenen Strohzöpfen ausgestattet.

Bildliche Darstellungen in der Fläche, also Zeichnung und Malerei, trifft man allerdings nur ausnahmsweise. Meist handelt es sich um plastische Leistungen, wie sie durch Schnitzen und Schmieden, durch Geflechte und Töpferei, sowie durch geschmackvolle Benutzung von der Natur gebotener Körper hervorgebracht werden können.

Unsere europäischen Bilder auf Papier, photographische Porträts zum Beispiel, werden deshalb schwer verstanden. Giebt

Figur 2.

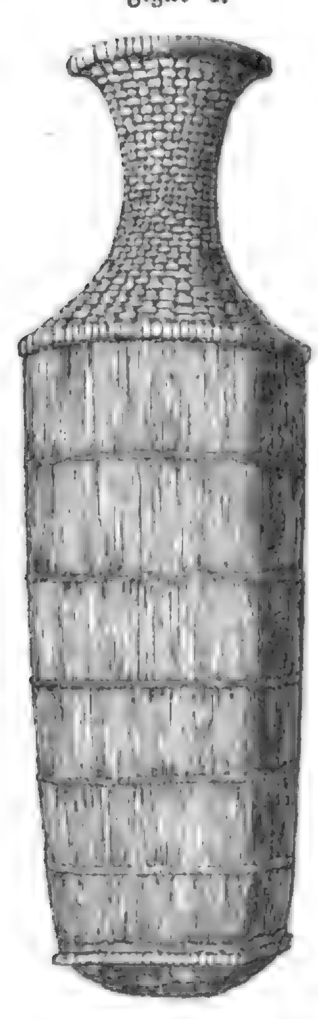
man einem unverfälschten Eingeborenen des Inneren eine Photographie ihm bekannter Menschen in die Hand, so wird er zuerst nicht viel daraus machen können. Er wird das steife Blatt erst hin- und herdrehen und vielleicht äußern, daß es sehr schön glänze. Aber ganz plötzlich bricht auf einmal das Verständnis durch. Mit einem freudigen Schrecken wird er ausrufen: „Was seh ich! Da sitzt ja der Kitulu! Wahrhaftig, der Kitulu! Und neben ihm steht Soba Mutu! Wahrhaftig, das Papier zeigt, wie sie leben."

Figur 3.

Der erste Anfang einer schaffenden Thätigkeit wird wohl das Flechten ge-

wesen sein. Nötig sind dazu bloß die Hände und die fertig zugeschnittenen Rohstoffe der Pflanzenwelt. Man denke sich einen Menschen nackt und hilflos in dieses Dasein gesetzt. Er wird wahrscheinlich zuerst sich eine geschützte Stelle suchen und diese durch Zusammenbiegen und Zusammenbinden von Zweigen, Blättern und Gras noch mehr abzusondern suchen. Und ist ihm behaglich zu Mut, so wird er sich mit Blättern oder Blüten schmücken, gerade so wie unsere Kinder im Frühling. Aus den zusammengebundenen Zweigen wird schließlich die Hütte, aus dem Blätterschmuck die Kleidung werden, und zugleich entstehen nebenher in ähnlicher Weise allerhand Gerätschaften zum Gebrauch des täglichen Lebens.

Figur 4.



Die drei Körbe, Figur 1, 2 und 3, geben eine Andeutung, wie weit die Neger es in der Kunst des Flechtens gebracht haben. Figur 1 zeigt die in Angola gebräuchliche Form, welche besonders an der Küste in Loanda vorherrscht, vielleicht beeinflußt durch die Nachahmung europäischer Muster. Figur 2 und 3, die erstere Form im Songolande, die letztere in Lunda üblich, dienen meist zum Auftragen jener steifen Klöße polentaartigen Maniokbreis, der überall in jenen Gegenden als Hauptnahrung ebenso typisch ist wie bei uns das Brot. Figur 3 hat einen abhebbaren Deckel, der oben einen runden Reifen trägt und so als Teller dient. Auch unten ist ein solcher Reifen angebracht. Kehrt man das Ganze um, so kann auch dieser Unterteil als Teller dienen.

Ein Sieb für Maniokmehl aus Angola und dem Songolande ist Figur 4. Das lockere Geflecht läßt nur die feinsten Teilchen durchfallen. Die Maniok- oder Kassadewurzel ist bekanntlich so reich stärkehaltig, daß sie selbst als Import für unsere Küchen in der Gestalt von „Tapioka" aus Brasilien und Westindien eine Rolle spielt. Bei den afrikanischen Negern wird sie meist durch Einlegen in Wasser erst tüchtig maceriert, dann getrocknet und geschält, schließlich in hölzernen Mörsern pulverisiert und abgesiebt.

Technisch zwar, aber nicht dem Zwecke nach, gehören auch die beiden Klappern „Mussambu", Figur 5, hierher. Sowohl das einzelne rund geflochtene Körbchen auf dem Stocke, als die beiden hantelartig aneinander gefügten, enthalten mehrere Steinchen, welche, wenn geschüttelt, ein musikalisches Geräusch erzeugen, das namentlich bei Zauberakten, Wahrsagerei und Teufelsbeschwörungen beliebt ist. Fast täglich kann man in den Negerdörfern auf derlei religiösen Hokuspokus stoßen. Da sitzen dann in irgend einem durch Schilfzäune abgegrenzten Höfchen einige Dutzend Männer eng zusammen, wobei ein Ältester unter beständigem Klappern einzelne Sätze und Worte vorsagt, die vom Chorus heulend und plärrend nachgesungen werden. Eine eigentliche Andacht ist jedoch dabei fast niemals zu bemerken, und es wird durchaus nicht übel genommen, wenn man diesem Treiben ungläubig lächelnd zusieht.

Das Gleiche gilt von Figur 6. Dieses dreiviertel Meter lange Ding ist eine große Medizin, Amulett, Fetisch, oder wie man sagen will, gegen alle möglichen Gefahren feindlicher Gewalten. Der Schwanz einer Gnu-Antilope ist oben am Griff mit europäischen Perlen verziert, wobei die Muster einfach durch Umwickelung entstanden. Der Knopf des Griffes stellt ein zierlich geflochtenes Körbchen mit Deckel dar, welches heilsame Kräuter,

Würzelchen und Knöchelchen oder auch geweihte Erde enthält. An diesem sind gleichfalls einige gelbe europäische Tapeziernägel angebracht. Nur ganz vornehme Personen können sich den Luxus einer solchen größeren Medizin erlauben.

Figur 5.

Der abgebildete Gnu-Schwanz wurde einst von meinen Leuten einem Kioko-Häuptling abgenommen, dem ich am Kassai begegnete, während er eben auf einem Raub- und Kriegszug zur Erbeutung von Sklaven begriffen war. Er hatte mir seinen feierlichen Besuch gemacht, um, wie es üblich, ein angenehmes Freundschaftsgeschenk auf möglichst milde Weise zu erpressen. Durch ein Mißverständnis kam er mit uns in Streit, meine Leute griffen zu den Waffen und jagten ihn aus unserem Lager. Sein eigenes, etwa fünfzig Mann starkes Gefolge lief davon und ließ ihn schmählich im Stich. So sehr er auch mit seinem Zauberschwanz beschwörend winkte, er wurde ihm entrissen und meiner ethnographischen Sammlung einverleibt. Noch mehrere Tage lang sandte mir der biedere Menschenräuber Boten nach, das Kleinod loszukaufen, und bot dafür erst zwei, dann drei und schließlich fünf Sklaven oder ebenso viele kleinere Elefantenzähne. Wir blieben aber hart, und das Kriegsglück wandte sich von ihm. Kurze Zeit darauf fiel er seinen Feinden in die Hände, welche ihn köpften.

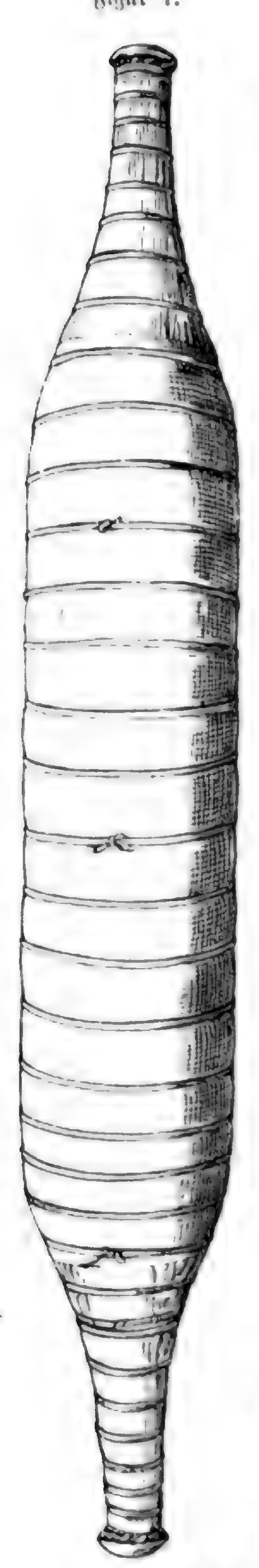
Figur 6.

Eine alte, echt afrikanische Industrie ist die Weberei, die im innersten Inneren noch fleißig betrieben wird, während sie nach der Küste zu vor den schlechten Zeugen Europas immer mehr zurückweicht. Auf denkbar einfachsten Webstühlen werden die Bastfasern der Raphiapalme zu schnupftuchgroßen Quadraten zusammengefügt, die in Lunda Madidi (Singular Didibi) heißen und eine Art Wertmaß oder Münze darstellen. Je zehn bis achtzig Stück ineinander gerollt kommen sie aus Lunda und Luba durch die Händler nach den Küstengebieten herab. Eine solche Rolle heißt Mukuta und ist in Figur 7 abgebildet. Die beiden konischen Zuspitzungen derselben sind dadurch entstanden, daß an zwei entgegengesetzten Seiten eines jeden Quadrates die Webefäden als Fransen übrig gelassen wurden, wie bei unseren modernen Handtüchern. Das Wort und der Wertbegriff „Mukuta" ist, zu „Macuta" verbildet, auch in das moderne afrikanisch-portugiesische Vokabular übergegangen und bedeutet heutzutage die in Loanda gangbarste Kupfermünze, die Figur 8 in natürlicher Größe darstellt. (Siehe Westermanns Illustrierte Monatshefte, Bd. LVII, Seite 343 meinen Artikel „Loanda".)

Der Nutzen einer festen Valuta von

Zwischenwerten ist nämlich auch den Negern längst bewußt, und der Ausdruck „Tauschhandel“ dürfte selten wörtlich aufzufassen sein. Jene Zeiten, in denen der europäische Kaufmann, sobald er auf die Wilden stieß, ein paar Stücke bunter Stoffe und etliche Bündel glitzernder Glasperlen emporhielt, worauf diese fortliefen, um ihrerseits Elefantenzähne oder Goldstaub zu bringen, jene Zeiten sind für Afrika längst vorüber. Wenn auch gemünztes Geld in unserem Sinne meistens fehlt, so ist eine Valuta anderer Art doch überall in Afrika bereits vorhanden, wenn auch bloß in Begriffen und Worten.

Figur 7.



Ein gutes Beispiel hierfür liefert unser Kamerunhandel. Ein Kru, nominell als ein Pfund Sterling gerechnet, in europäischen Waren jedoch bloß ungefähr dreizehn Mark wert = vier Pickins = acht Kegs = zwanzig Bars, ist dort die gebräuchliche Währung. Unter „Bars“ hat man ursprünglich eiserne Stangen zu verstehen, die bei den Eingebornen des Inneren noch heute als richtiges Geld kursieren, während sie an der Küste gänzlich verschwunden sind. Nur das Wort, der Begriff ist geblieben, und man sagt: „Ich verkaufe dir ein Bar Palmöl und erhalte dafür ein Bar Zeug oder Draht oder Perlen.“ Ebenso bedeutete früher „Pickin“ ein größeres, „Keg“ ein kleineres Fäßchen Schnaps oder Pulver, während diese Ausdrücke heutzutage allgemeine Wertabmessungen irgend welcher Art bedeuten.

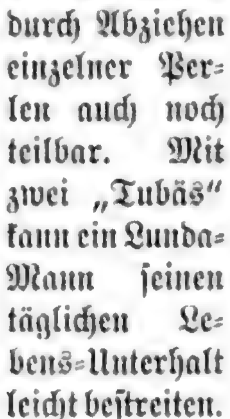
Sogar auf europäische Geldausdrücke hat dieses Negersystem zurückgewirkt. Laien gegenüber werden von den afrikanischen Kaufleuten der Kürze halber statt der fremden Begriffe „Bar“ und „Kru“ mit Vorliebe die Bezeichnungen „Shilling“ und „Pfund Sterling“ „in Waren“ gebraucht, sehr zur Erschwerung des Verständnisses. Denn wenn es heißt: „ich zahle so und so viel Pfund Sterling in Waren“, so ist das eine Ziffergröße mit unbekanntem Nenner, bei der man immer die Hälfte bis ein Drittel abziehen darf, um die entsprechenden Pfunde Sterling in wirklichem Geld zu erhalten. Dasselbe gilt von den nominellen Dollars, nach denen in Liberia und anderwärts gerechnet wird. In Gabun rechnet man nach „Gewehren“ und sagt „ein Gewehr Zeug“, „ein Gewehr Elfenbein“ und dergleichen.

Figur 8.

In Lunda drückt man größere Summen beim Elfenbeingeschäft nach dem Wertbegriff „Sklave“ aus. Ein mittlerer Sklave = vier Ziegen = acht Gewänder; ein Gewand = vier Ellen europäischen Zeugs = vierzig Stränge roter Perlen ist dort

eine stehende Wertabstufung. Ein schöner großer achtzigpfündiger Elefantenzahn gilt etwa vier Sklaven. Doch hat sich in Lunda auch bereits eine richtige Scheidemünze herausgebildet. Je zwanzig weißer europäischer Perlen, auf einen Faden gereiht, dienen dort allgemein zum Einkauf der kleineren täglichen Bedürfnisse. Ein solcher Faden, wie ihn Figur 9 zeigt, heißt „Kabäs", Plural „Tubäs", und ist durch Abziehen einzelner Perlen auch noch teilbar. Mit zwei „Tubäs" kann ein Lunda-Mann seinen täglichen Lebens-Unterhalt leicht bestreiten. Allerdings — sehnt sich sein Herz auch nach dem geliebten Palmwein „Marruff", so kostet ihm das unverhältnismäßig viel Geld. Ein Krug von etwa fünf Liter Inhalt, wie Figur 14 einen zeigen wird, ist unter vierzig Faden kaum zu erschwingen. Das gleiche Quantum Bier, aus Mais oder aus Sorgumgetreide gebraut, erhält man dagegen schon für zwei Faden. Im Inneren Afrikas ist es vorzugsweise die stammlose Raphiapalme, an der Küste hauptsächlich die Ölpalme, die den Palmwein liefern.

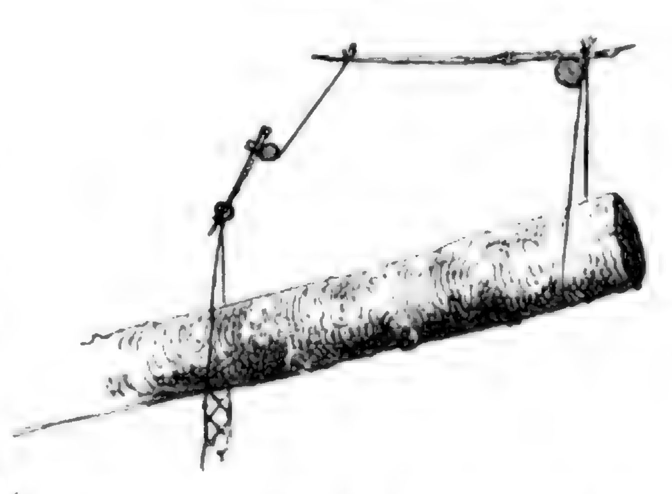
Figur 9.



Zu Mussumba, am Residenzhof des großen Lundakönigs Muatiamvo, fehlen merkwürdigerweise die Palmen in der nächsten Umgebung, so daß der Palmwein, ehe er zu Markte gelangt, einen längeren Transport in glühender Sonnenhitze durchzumachen hat, was genügt, ihn in einen abscheulichen Essig zu verwandeln. Trotz dieses verdorbenen Zustandes bleibt die saure Flüssigkeit gesucht und hoch im Preise. Von Muatiamvos Haushalt werden täglich mindestens vier Krüge oder zwanzig Liter konsumiert. Auch Muatiamvo und seine Höflinge müssen den Palmwein mit Perlen kaufen, obgleich sonst im allgemeinen gewaltsame Beraubungen der Unterthanen an der Tagesordnung sind. Sonst würde eben wahrscheinlich keiner mehr nach Mussumba gebracht werden. So ist die Not und die Abhängigkeit von dem guten Willen anderer auch für die Despoten Afrikas Lehrmeisterin der Moral. Ich selber zog

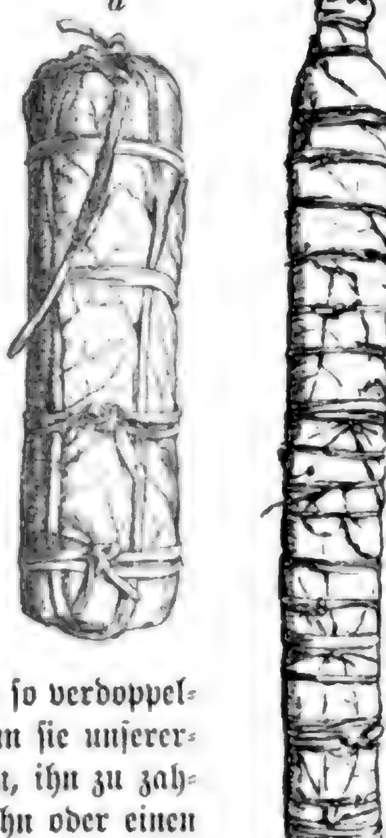
Figur 10.

Figur 11.



meistens das erwähnte zwanzigfach billigere Bier vor. Man rümpfte deshalb nicht selten die Nase über meinen ungebildeten Geschmack.

Figur 12.

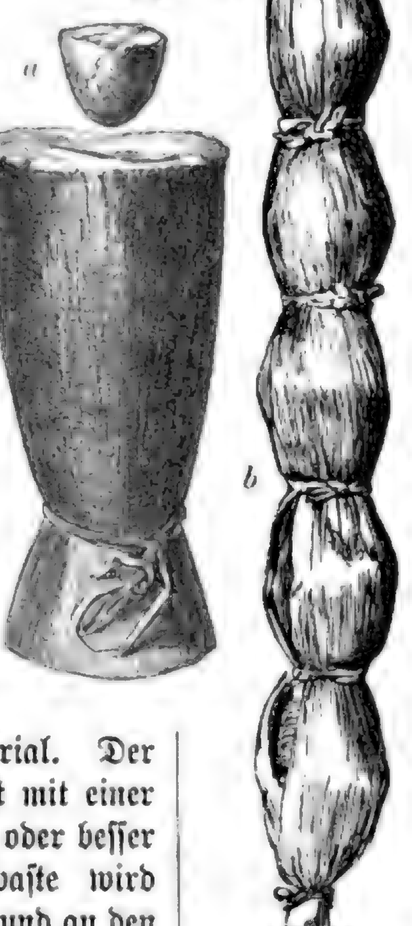


Trotz des Bestehens der „Kabäs“-Valuta gehörte das Einkaufen von Lebensmitteln und anderen Dingen doch zu den größten Schwierigkeiten meines langen Aufenthaltes in Mussumba. Es herrschte eben gerade das Gegenteil von dem, was wir feste Preise nennen, wenigstens sobald der unermeßlich reiche weiße Fremdling in Betracht kam. Unter sich konnte man natürlich weniger dreist überfordern. Gewöhnlich wollten die Mussumba-Leute ihre Ware erst als Geschenk geben, in der Hoffnung, den zehnfachen Wert als Gegengeschenk zu erhalten. Konnte man sie endlich dazu bringen, einen bestimmten Preis zu nennen, so verdoppelten sie denselben sofort, wenn sie unsererseits die Willigkeit bemerkten, ihn zu zahlen. Um ein lumpiges Huhn oder einen Korb voll Maniokmehl verbrauchte man auf solche Weise manchmal ganze Viertelstunden, und das häßliche, halb aus Mutwille, halb aus wirklichem Ärger dabei stets verübte Keifen der Verkäufer setzte die Geduld auf eine harte Probe. Die Mussumba-Leute wußten immer ganz genau, wann bei uns die Lebensmittel auf die Neige gingen, und steigerten ihre Forderungen um so mehr, je hungriger sie uns sahen.

Fast schlimmer noch als mit der täglichen Nahrung ging's mit jedem kleinsten ethnographischen Artikel, den ich erstehen wollte, und an jener großen Sammlung, die ich glücklich nach der Küste brachte, um sie schließlich durch Schiffbruch in den Tiefen des Ärmelmeeres zu verlieren, klebte ungemein viel Zeitaufwand und Ärger. Als außergewöhnliche Verkaufsgegenstände, meistens ohne alle Konkurrenz und von mehr imaginärem Werte, wurden sie zu lächerlich unverschämten Preisen angeboten. Zeigte ich ein Interesse, so wurden die Preise wahrhaft unerschwinglich. Verbarg ich aber meine Gier und gab nicht nach, so konnte es passieren, daß die betreffenden Verkäufer plötzlich unwirsch scheltend abzogen, und das heiß gewünschte Kabinettstück blieb auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Ich gewöhnte mich und meine Träger allmählich an folgendes Verfahren beim Einkaufen. Ware und Preis wurden nebeneinander auf den Boden gelegt und die Verkäufer aufgefordert, möglichst schnell für das eine oder das andere sich zu entschließen. Wollten sie nicht und fingen sie an zu zetern und zu keifen, so klaschte ich „eins, zwei, drei“, und ihre Ware flog zum Hofe hinaus und sie selber flogen hinterdrein. Hätte ich statt eines halben ein ganzes Jahr in Mussumba zu verleben gehabt, ich glaube, ich würde seinen Bewohnern doch noch einigen Geschäftsanstand beigebracht haben.

In den Küstengebieten wird das Madidizeug nur mehr zur Anfertigung von Amuletten benutzt. Obgleich vor kaum hundert Jahren auch in Angola noch fleißig betrieben, ist die afrikanische Webekunst dort so rasch vergessen worden, daß ihre Erzeugnisse heutzutage selbst für die eingeborenen Neger von dem Nimbus des Fremdartigen, Weithergeholten und Geheimnisvollen umgeben sind. Zu gewissen Zeiten bedienen sich Weiber derselben in der Form von heilsamen Leibbinden, und säugende Mütter schützen ihre Kleinen vor dem üblen Einfluß finsterer Mächte durch Halsbändchen dieses Stoffs.



Figur 13.

Erst jenseit des Koangoflusses findet man das Madidizeug auch als gewöhnliches Kleidungsmaterial verwendet. Figur 10 zum Beispiel ist ein Weiberschurz von solchem Zeug aus dem Lande der Schinsch, einer Abzweigung des Kiokostammes, der jedoch nicht vorn, sondern hinten getragen wird. Zur Bedeckung vorn dient ein zwei Finger breiter Streifen von demselben Material. Der Schurz nebst seinen Fransen ist mit einer öligen Rötelpaste imprägniert, oder besser vollgeschmiert. Diese Rötelpaste wird auch in die Haare eingerieben und an den natürlichen Zottellocken zu tropfenförmigen Klümpchen angeordnet, die dann, wenn noch frisch und triefend von Öl, einen recht wirksamen Kupferglanz ausstrahlen.

Die besten Madidigewänder kommen aus dem Lande der Turrubba oder Luba, und kein Küstenhändler, der nach diesem interessanten Volksstamm zieht, wird versäumen, deren als Rimesse heimzubringen. Die Kunst der Buntdruckerei, die, nebenbei bemerkt, den Südsee-Insulanern längst bekannt war, ist für die Eingeborenen Afrikas noch nicht erfunden. Um mannigfaltige Muster zu erzeugen, nähen diese deshalb möglichst viele verschiedenfarbige drei- und viereckige Stücke aneinander. Auch bei den Negern, wie bei allen sogenannten Wilden, sind die häufigsten Farben unsere nationalen „Schwarz", „Weiß" und „Rot", und die meisten Negersprachen kennen außer „Grün", welches mit „Wie Gras" umschrieben wird (auch unser „Grün" hängt zusammen mit grown „gewachsen"), nur diese drei Bezeichnungen, wobei freilich „Weiß" zugleich für „Gelb" und „Glänzend", „Schwarz" zugleich für „Blau" oder überhaupt „Neutral dunkel" herhalten muß. Von einer Art Farbenblindheit, wie sie eine überkluge Gelehrsamkeit aus solchen linguistischen Eigentümlichkeiten vielleicht ableiten möchte, kann dabei durchaus keine Rede sein.

In nächster Linie ist die Kleidung bloßer Schmuck. Erst auf einer höheren Stufe der Entwickelung und bei größerem Reichtum wird sie zum bewußten Schutz gegen die Unbilden der Natur. Je weiter nach dem Inneren man kommt, desto mehr schrumpfen die Einheitsquantitäten für die europäischen Gewebe, mit denen man eben noch etwas kaufen kann. An der Küste muß man immer schon nach Ellen rechnen. In manchen weniger besuchten Gegenden von Lunda dagegen sind die fast gänzlich nackten Weiber froh, wenn sie für ihr Maniokmehl handbreite Streifen des geschätzten Stoffes einhandeln können, die sie sich dann stolz nicht etwa an jenen Körperstellen, an denen die Verhüllung sonst gewöhnlich zu beginnen pflegt, sondern um den Hals und auf der Brust befestigen.

Es ist erstaunlich zu beobachten, welche große Menge der verschiedenartigsten Gegen-

stände, namentlich wenn sie aus Europa stammen, als Schmuck verwertet werden kann. Es dient hierzu buchstäblich alles, was dem Körper anzuhängen ist. Wer keine Perlenschnüre besitzt, trägt um den Hals einen einfachen europäischen Strick oder die Schwanzborste eines Elefanten. Während der Wohlhabende Hand- und

Figur 14.

Fußgelenke mit Spangen aus Eisen, Kupfer und Messing umgiebt, genügen dem Ärmeren hierzu Epidermisringe, geschnitten aus der Sohle eines Hippopotamus. Korkstöpsel mit gelben Tapezierernägeln bespickt, metallene Kartuschenhülsen, abgelegte Zahnbürsten, zerbrochene Thermometerröhren, gleich Medaillons auf der Brust getragen, sind bereits hochelegante Amulette. Religiöse und profane Schmucksachen sind nämlich nicht zu unterscheiden. Jedem Ornament des Leibes werden mit der Zeit oder vielleicht auch schon von allem Anfang geheimnisvolle Kräfte beigelegt.

Wichtiger noch für den Haushalt eines Negers als das Weben dichter Stoffe ist die Strickerei von Netzen zum Fischfang und zur Jagd. Lange, mannshohe Netze, tückisch zwischen Buschwerk ausgespannt, dienen an der Küste häufig zur Erbeutung kleinerer Antilopen, die man hineintreibt, so daß sie mit den Köpfchen sich verhängen. Im Inneren dagegen findet man zu diesem Behuf mehr fallenartige Vorrichtungen, Gruben und Schlagbäume, im Gebrauch.

Der Mechanismus eines solchen Schlagbaumes ist aus Figur 11 ersichtlich. Quer zu einem Wasserlauf und dicht an dessen Rand beginnend, sind Hecken durch den Wald gezogen, die alle zwanzig Schritte schmale Öffnungen haben. Passende Netze sperren diese Öffnungen, und sucht ein Tier sich einen Weg durch sie zu bahnen, so wird der Schlagbaum ausgelöst.

Der Schlagbaum, welcher etwa vierzig Centimeter dick ist, ruht mit seinem einen in der Zeichnung nicht weiter ausgeführten Ende auf dem Boden, mit dem anderen ist er ein Meter oder mehr gehoben, und zwar so, daß er die nach innen immer niedriger herabsinkende Decke für die Durchbruchsöffnung bildet, deren Mitte von dem Netz versperrt ist. Oberhalb sind die Schnitte dreier Querstäbe angedeutet, von denen die beiden vordersten stärkeren in der Hecke festliegen, während der dritte schwächere die obere Querstange für das Netz bildet und mit einem Loch durchbohrt ist. Wird an dem Netz gezerrt, so lockert sich der in das Loch gesteckte Pflock, und der Schlagbaum fällt.

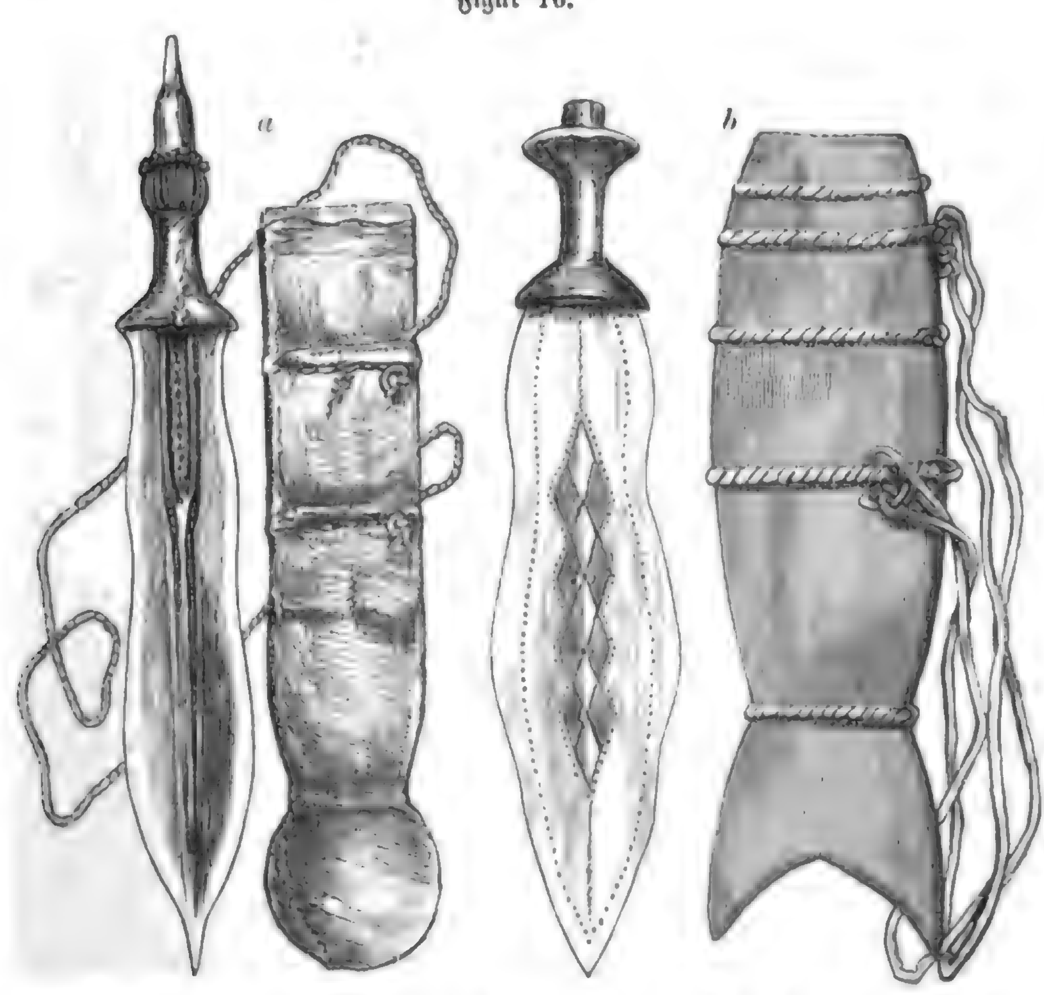
Daß die Neger selbst bei der Anfertigung von gewöhnlichen Paketen einer gewissen Zierlichkeit sich befleißigen, ist bereits gesagt. Die Figuren 12 und 13 geben davon eine Probe. Die ersteren drei Gebilde sind Salzpakete von verschiedener Herkunft, aus Angola (a), Kassanje (b) und Lunda (c). Die beiden cylindrischen Formen, etwa vierzig und achtzig

Digitized by Google

Centimeter lang, wurden erst über einem hölzernen Stock aus Blättern zusammengebunden und mit grob gepulvertem Salz gefüllt. Die doppelt konische Lundaform jedoch rührt davon her, daß man erst zwei festkrystallisierte flache Kegel Salz aufeinander setzte und dann mit einer Blätterhülle umstrickte.

Figur 15.

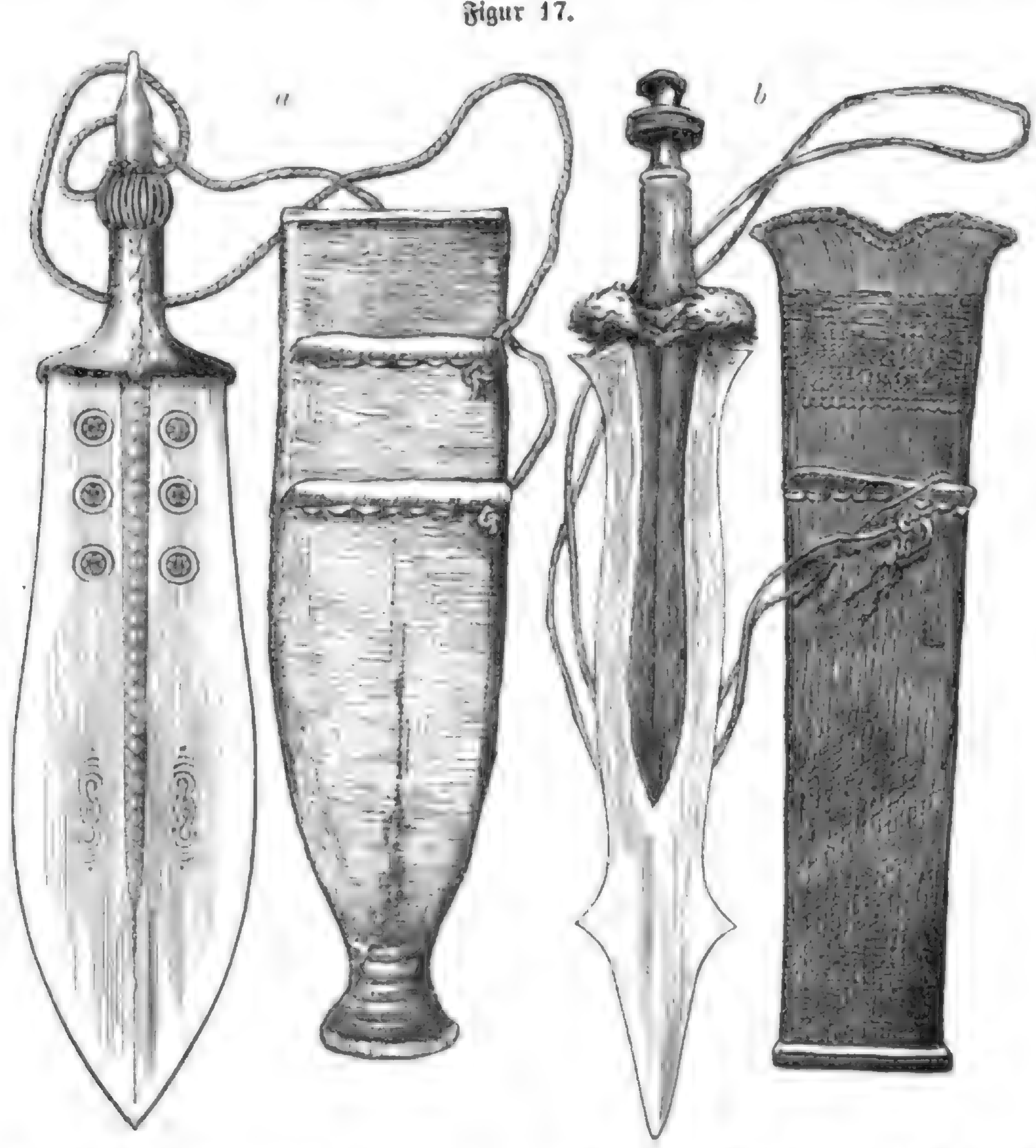
Figur 16.



Die Figuren 13 a und b beziehen sich auf die Tabakbereitung, wie sie in Malange, dem äußersten östlichen Grenzpunkte von Angola, vorgenommen wird. Die ge-

trockneten und dann wieder befeuchteten Tabakblätter werden in dem Mörser „Kino" gestampft, so daß die abgebildete konische Form zu stande kommt. Je zwei solcher Kegel werden dann mit ihren Grundflächen aufeinander gelegt und mehrere, meistens zehn, also fünf Paare, in Bananenblätter ähnlich unseren Knackwürsten eingebunden, aneinandergereiht. Der einzelne Kegel heißt gleichfalls „Kino". Zehn Kino oder vielmehr „Ino" (so nämlich lautet der Plural von Kino) kosten in Malange zwei Macutas (etwa sechsundzwanzig Pfennige). Nach dem Inneren zu, wo nur selten Tabakbau getrieben wird, wächst natürlich ihr Wert immer mehr.

Figur 17.



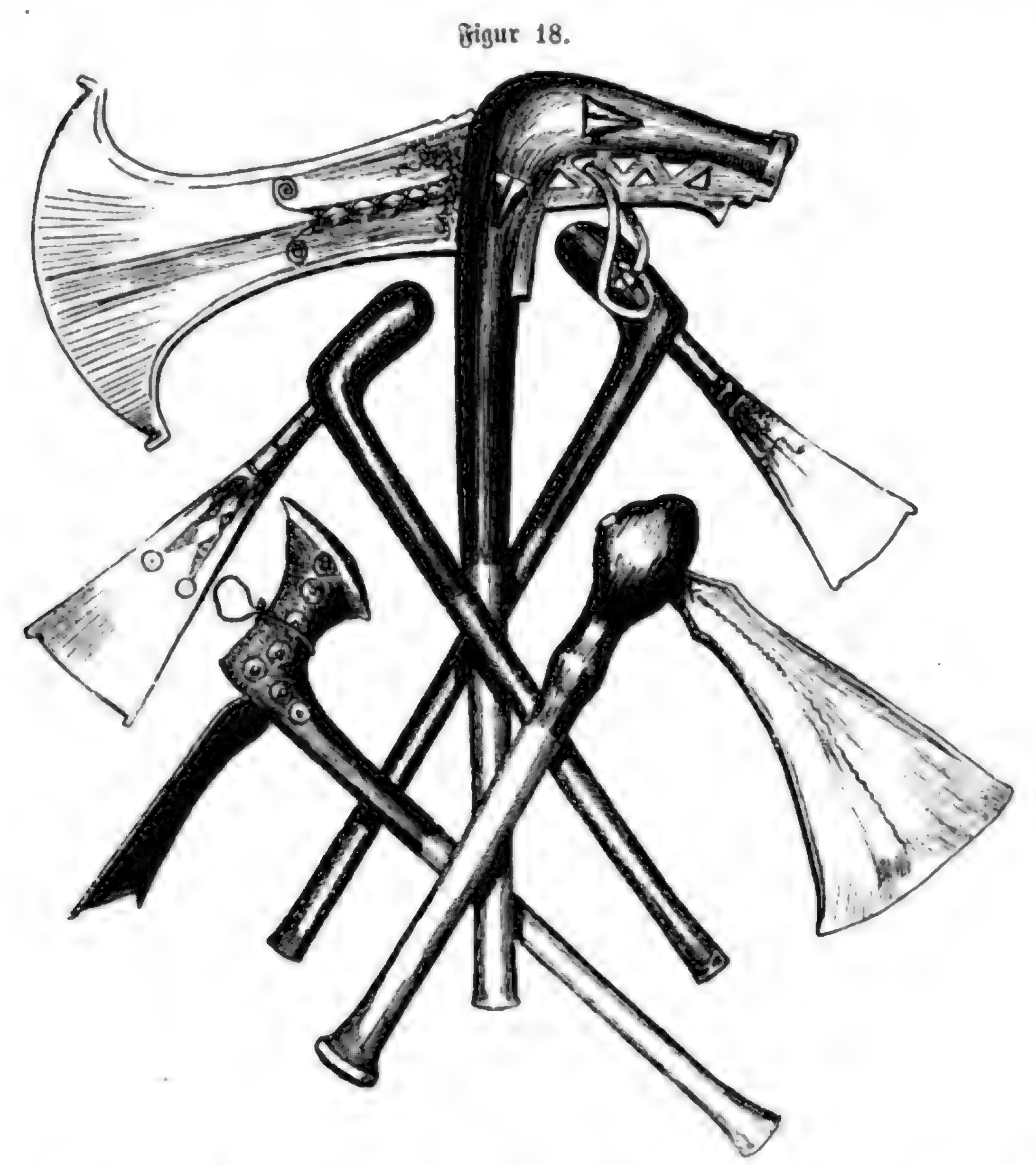
Der Negertabak Westafrikas ist vermöge des landesüblichen Schlendrians, der sich auch bei dieser Industrie bemerkbar macht, ein Produkt von sehr schwankender Qualität. Es kommen aber in Angola, in Songo und Kassanje Sorten vor, die zu den besten Hoffnungen berechtigen. Unter europäischer Aufsicht dürfte dem Tabakbau in jenen Ländern ein günstiges Gedeihen zuzusprechen sein.

Aus dem Korbgeflecht ist die Töpferei entstanden. Damit die Körbe auch zum Wasserholen taugten, verschmierte man sie dicht mit Lehm. Eines schönen Tages setzte man den Lehmkorb an das Feuer, das Geflecht verkohlte und der erste Topf war fertig. Die Töpfe der Neger und anderer Naturmenschen tragen denn auch noch heute als nachträglich eingekratzte Verzierungen deutliche Geflechtmotive. Figur 14 zeigt einen Krug für Palmwein oder Maisbier, wie er zu Mussumba am Hofe des berühmten Lundakönigs Muatiamvo

üblich ist. Der durch Kohlenpulver schwarz gefärbte Lehm wurde in lauter Ringen zu der bauchigen Wölbung, das obere Ende unten, aufgebaut. Als Drehscheibe dient dabei ein horizontales, auf drei hohen Beinen ruhendes dickes Brett, und da dieses rohe Gebilde selber sich nicht drehen kann, so dreht statt dessen der Töpfer sich darum herum. Die Umstrickung mit dem Henkel zum Aufheben besteht aus starken Gräsern. Etwa zwanzig besonders feine glatte Halme, zierlich geknotet, umgeben die Mündung des Halses. Zum Niedersetzen dient ein Strohkranzpolster, schwarz und gelb geringelt. Den Stöpsel bildet ein Geflecht gespaltener Raphiapalmenstiele, dessen oberer Teil mit scharlachrotem Flanell europäischer Abkunft überzogen ist. Mit dem charakteristisch geschnitzten Löffel wird der Inhalt vor dem Einschenken in die Trinkgefäße aufgerührt, damit der Bodensatz, der niemals fehlt, den Genuß des Trinkens etwas voller mache.

Als eine gleichfalls bei den Negern heimische Industrie, die sie nicht erst von uns Europäern zu erlernen brauchten, wird in Afrika die Schmiedekunst betrieben. Die charakteristische Farbe Afrikas zwischen den Wendekreisen ist ein dunkles Ziegelrot, das von Eisen herrührt; und fast an allen Abhängen der Flußthäler liegen sekundäre Ablagerungen von Raseneisenerz zu Tage. Aus diesem bei uns in Europa nicht sehr hoch geschätzten Mineral haben nun die Neger seit urdenklichen Zeiten mittels ungemein primitiver Hochöfen, die sie sich aus Lehm aufbauen, halb mit Holzkohlen füllen und durch Blasebälge ventilieren, ihren Eisenbedarf befriedigt.

Figur 18.



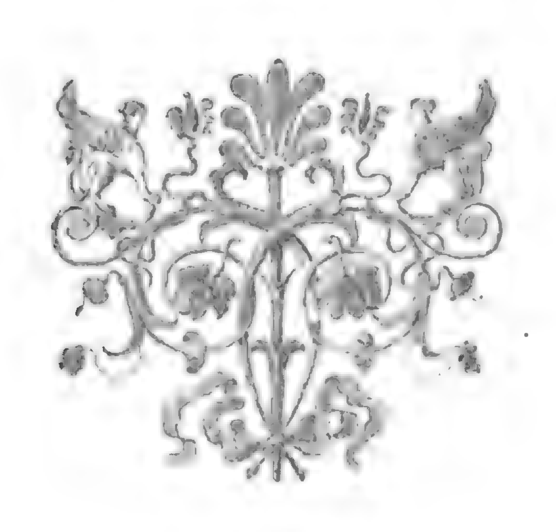
Von den Messern, Schwertern, Beilen, die sie sich verfertigen, mögen die Figuren 15, 16, 17, 18 als Muster dienen. Die sieben Messer stammen aus den Ländern der Songo, Kioko und Lunda. Das vorletzte steckt in einer Lederscheide und ist identisch mit dem zweiten.

Häufig kann man die Behauptung hören, die von den schwarzen Schmieden Afrikas gelieferten Messer seien so vortrefflich, daß sie selbst den europäischen Artikeln dieser Art vorgezogen würden. Die letztere Thatsache dürfte freilich, um die Wahrheit ganz zu treffen, etwas anders gefaßt werden. Die nach Afrika verhandelten europäischen Messer sind so niederträchtig schlecht, daß selbst die Neger bessere verfertigen. Da die Stahlbereitung unbekannt ist, kommt bloß weiches, ungemein leicht schartig werdendes Eisen in Betracht. Aber immerhin hat man hier Leistungen des Negers vor sich, die aller Achtung wert sind.

Unter den Schwertern, deren größtes siebzig Centimeter lang ist, giebt es mancherlei verschiedene Formen oder Stilarten, welche für bestimmte Länder oder Stämme charakteristisch sind. Als ständig im Gebrauch findet man sie nur mehr in Lunda und Kioko. An der Küste spielen sie die Rolle aus dem Inneren verschleppter Kuriositäten. Sie zeichnen sich alle dadurch aus, daß ihr Schwerpunkt stets im vorderen Drittel der Klinge ruht, was dem Schlag eine große Wucht verleiht. Mit dem in Figur 17 a abgebildeten Schwerte hat Verfasser in Mussumba eine Hinrichtung vollziehen sehen, bei welcher der Kopf auf den ersten Hieb vom Rumpf getrennt war. Sämtliche Schwerter werden in Holzscheiden getragen und mit Stricken oder schmalen Riemen über die Schulter gehängt. Nur bei Figur 16 b ist die Holzscheide ohne weitere Bekleidung, während die drei anderen mit glattgeschabten Antilopenhäuten überzogen sind.

Die vier Beile nebst der einen Hacke, Figur 18, sind vor allem Schmuckwaffen zum Paradegebrauch bei Aufzügen oder Tänzen, viel weniger Kampfgeräte zum ernsten Männermorden. Besteht ja so ein Negerkrieg überhaupt in erster Linie mehr aus viel Geschrei, Getobe und Grimassen, und nur ganz nebensächlich aus wirklich lebensgefährlichem Angriff. Es widerstrebt mir deshalb, diese Beile unter der geläufigeren und bombastischeren Bezeichnung „Streitäxte“, die man sonst gewöhnlich hören muß, passieren zu lassen.

(Schluß folgt.)

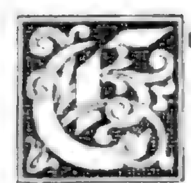


Der Freund Tibers.

Eine Studie

von

Karl v. Heigel.



Cocceius Nerva, der gelehrte Kenner aller geistlichen und weltlichen Gesetze, der Gefährte Tibers auf Capreä, war vom meerumfluteten Kaisersitz nach Rom gekommen. Er wurde in seiner Villa nahe dem Tiburnischen Thor von Nerva dem Sohn empfangen. Noch ein Jüngling, war dieser schon ein geschätzter Jurist. An der Tafel, welche im kühlen Peristyl gerüstet worden war, aß der Sohn, wenn auch ohne Prüfung und Wahl, doch mit Behagen; der Alte dagegen verschmähte Speise und Trank; er lag blaß, müd und unfroh auf den Polstern.

„Vater," sprach jener, als der Tisch abgeräumt war und die Sklaven sich entfernt hatten; „Vater, zu redlich teilst du mit dem Kaiser die Sorgen. Sie machen dich krank. Bleib eine Zeit lang daheim, wo du um dich nur heitere Gesichter sehen und von den Tagesereignissen nur die erfreulichen erfahren sollst."

„Giebt es heutzutage Erfreuliches?"

„In unserem Kreise wohl. Wir, deine und des Labeo Schüler, schreiten tüchtig fort. Jeder Tag bringt neue Rechtsfragen, die wir in eurem Sinne — weder Verächter noch Sklaven der alten Autoritäten — entscheiden. Das beste aber dünkt mich, daß die Impulse, welche ihr der Rechtswissenschaft gegeben, auch in der anderen Schule wirken. Sabinus kann einmal für Labeo, ich kann für Capito sein. Alle unsere Kontroversen dienen gemeinschaftlich dazu, die Lücken zu füllen, den Schatz zu mehren, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen."

Der Sprecher war von edlem Eifer erfüllt, doch zu jung, um nicht eitel zu sein. „Cicero," setzte er mit selbstgefälligem Lächeln hinzu, „Cicero würde heute schwerlich mehr behaupten, daß er sich in drei Tagen zum Juristen machen wolle."

Nerva der Vater, das Haupt auf den Arm gestützt, blickte unter schweren Wimpern vor sich hin. „Wir ändern unsere Ziele mit den Jahren," begann er. Er sprach sehr leise, in Absätzen; das Reden strengte ihn an. „Als ich das Jus ælianum durchstudiert hatte, war ich mit den Göttern und mit mir zufrieden; als ich mein erstes Gutachten abgeben durfte, wähnte ich mich am Ziele meiner Wünsche. Allein bald trieb es mich aus der Stille des Bibliothekzimmers in die Öffentlichkeit. Ich wurde Censor, Quästor, Konsul. Jetzt bin ich — was den meisten das Höchste dünkt — der Freund des Cäsars... Das Beispiel des Vaters und das allgemeine Verhängnis werden auch dich begehrlich machen."

„Ehrgeizig in diesem Sinne hoffe ich nimmer zu werden," erwiderte der andere. „Ich sah Sejan —"

„Still!"

Eine Pause trat ein, denn auch der Jüngere wußte, daß der Name, den er

soeben ausgesprochen, der Name des einstigen Günstlings nur noch Verderben bringe.

„Unsere Sklaven sind treu," entschuldigte er sich.

„Und wenn wir nur zwei besäßen, würde mindestens einer davon untreu sein."

„Niemand ist in der Nähe. Im Atrium und in den Gemächern hört man das Plätschern der Brunnen, nicht uns."

„Wie dem sei, neige dich zu mir, laß uns ganz leise sprechen und dabei lächelnde Mienen zeigen. Ja, ich möchte die Wahrheit über Sejans Ausgang hören."

„Du weißt ihn noch nicht?" rief erstaunt der Jüngere.

„Nein, ich kann ihn nur ahnen... Neige dich näher, doch glaube, daß ich nur für dich, nicht für mich zittere."

Der Sohn gehorchte.

„Sejans thronräuberische Absichten," fuhr der Alte nach einer Pause wieder fort, „wurden mir von Tag zu Tag klarer. Sejan schmeichelte sogar mir, den er als seinen Nebenbuhler in der kaiserlichen Gunst herzlich haßte. Endlich wagte ich, Tiber meine Befürchtungen mitzuteilen. Doch schien es, als ob sie den Cäsar nicht überzeugten... Da unterrichtete mich ein Zufall, daß Tiber in der Erwartung des warnenden Signals schon die Schiffe zur Flucht rüsten lasse... Bald darauf sagte mir der Kaiser während der Mahlzeit: Sejan ist tot. Mehr konnte ich in den zwei Jahren, die seitdem vergangen sind, weder von ihm, noch von seiner Umgebung erfahren."

„Und ich," fiel der junge Nerva ein, „wagte nicht, dir über das Ereignis zu schreiben. Ach, Vater, welch ein Schicksal: Sejan, vor dem wir alle bebten, Sejan — welch ein Schicksal! Ach, und die Menschen!"

„Horch!" flüsterte der Alte.

„Der taube Glaucia zankt mit den Sklaven," beruhigte ihn der andere nach kurzem Lauschen.

„Erzähle!"

„Ich erinnere mich noch genau aller Vorgänge. Es war am Morgen des achtzehnten Oktobers. Nachts war der neue Prätorianeroberst Makro von Capreä angekommen, und schon wollte ganz Rom wissen, daß er eine kaiserliche Botschaft an den Senat bringe, wonach Sejan die tribunicische Gewalt verliehen sei. Glücklicher Sejan! So verlieh Augustus dem Tiberius die tribunicische Gewalt, bevor er denselben zum Thronfolger erklärte. Wie ich aus guter Quelle weiß, traf Makro mit Sejan auf dem Wege zum Senat zusammen und bestätigte ihm das Gerücht. Jedenfalls war dasselbe überall verbreitet und wurde allgemein geglaubt. Der Senat tagte im Apollotempel. Als Sejan mit freudestrahlendem Antlitz unter die schon versammelten Väter trat, erhob sich ein Sturm von Beifall. Jeder verließ seinen Platz, um Sejan persönlich zu beglückwünschen. Die ältesten Männer betrugen sich wie seine gerührten Kinder. Nie war ein Gnadenspender durch den Begnadigten so sehr in den Schatten gestellt wie Tiber von Sejan. Vielen erschien ja Sejan wirklich schon mächtiger, allen war er augenblicklich näher als der Kaiser. Nur die Ankunft des kaiserlichen Boten vermochte den Tumult und Taumel zu beschwichtigen. Makro händigte die Zuschrift den Konsuln ein, entfernte sich jedoch, bevor dieselbe verlesen wurde. Wie man nachträglich erfuhr, ging er sogleich ins Lager der Prätorianer, um durch die Verkündigung kaiserlicher Gnadengeschenke eine Bewegung im Keim zu unterdrücken. Nun wurde der Brief Tibers in der atemlos lauschenden Versammlung vorgelesen... Erst verbreitete sich der Kaiser über die Gründe, warum den Ananen das Bürgerrecht zu erteilen sei. Dann kam als Beiläufiges die Bemerkung, daß er — der Cäsar — nicht wie Sejanus an übertriebenen Ehrenbewilligungen Ergötzen finde. Dann der allerhöchste Bescheid bezüglich einer Wasserleitung in — ich weiß nicht mehr welcher Kolonie. Wieder eine spitze Bemerkung gegen die Unsitte, Sterblichen wie Sejan Opfer darzubringen, und daran schloß sich der bün-

dige Befehl, die Senatoren Fusius und Vincius zu bestrafen, weil sie Sejan Standbilder gestiftet, kostbarer als alle, die man einem Augustus errichtet habe, Sejanus selbst aber zu verhaften. Wie weiß doch unser Kaiser dramatisch zu wirken! Noch bevor der gewöhnliche Schluß seiner Briefe, daß er demnächst nach Rom zurückzukehren gedenke, verlesen war, rückten diejenigen, welche Sejan zunächst saßen, von ihm weg, dafür stellten sich Prätoren und Volkstribunen um ihn her, damit er nicht entwiche. Er selbst saß wie entgeistert da. Der Konsul rief wiederholt: Sejanus, tritt herbei! Endlich beim dritten Ruf und als jener den Arm nach ihm ausstreckte, rüttelte er sich auf und fragte: Rufst du mir? fragte und gehorchte gleichzeitig dem Befehl. Und nun wurden alle Bestien laut, Haß, Grimm und Rachbegierde; am lautesten aber tobten seine Freunde wider ihn, bei keinem von ihnen war das Ehrgefühl stärker als die Furcht. Gleichwohl ließ der Konsul, sei's in der Bestürzung, sei's aus Vorsicht, über Sejans Bestrafung noch nicht abstimmen. Er fragte einzig den Lucius Cassius, was zu thun sei? und als dieser riet, den Feind des Kaisers in Fesseln zu legen, führte der Konsul, gemeinsam mit den anderen Staatsbeamten und unter dem Schutz der Soldaten, welche die Nachtwache hatten, den Sejanus aus dem Senate weg in den Kerker. Obwohl diese Vorgänge nur kurze Zeit gedauert hatten, waren sie doch schon ruchbar geworden. Und aus allen Straßen wogte es heran; jede Thür spie Feinde des Sejanus aus. Sie begleiteten den Zug mit Geheul; der wandelnde Wall Gepanzerter wurde von den Wütenden wiederholt durchbrochen. Als Sejan sein Haupt verhüllte, riß man das Gewand zurück und spie ihm und schlug ihn ins Gesicht. Er mußte es ansehen, wie alle seine Standbilder, an denen man vorüberkam, von den Gestellen herabgeworfen und zertrümmert wurden. Kaum war der Unglückliche im Kerker, trat der Senat wieder — diesmal im Tempel der Concordia — zusammen. Ein Zufall, dennoch ein Omen. Die Hinrichtung Sejans wurde einstimmig beschlossen, schleunigst vollzogen... Sein nackter Leichnam blieb die übliche Frist ausgestellt. Ebendahin, wo er im Übermut des Glückes so viele Hunderte aufgebahrt, wurde er nun selbst geworfen: im eklen Kot der Gemonischen Treppe lag Gott Sejan!"

Coccejus Nerva hatte den Erzähler durch kein Wort, keine Gebärde unterbrochen; jetzt stieß er einen Seufzer aus, ließ Arm und Haupt sinken — er wurde ohnmächtig. Die Dienerschaft, darunter der arzneikundige Cicuta, wurde gerufen, doch bevor dieser eine Meinung äußern, einen Entschluß fassen konnte, kam der Gebieter wieder zu sich. Der wies jeden Beistand zurück und verlangte unverzüglich die Rückreise nach der Insel anzutreten. Die Vorstellungen des Sohnes waren vergeblich, ebenso dessen Bitte, daß er den Kranken wenigstens zu Lande, etwa bis Anxur oder Furi begleiten dürfe.

„Ach," rief der Jüngling, als er Stirn und Wangen des Scheidenden geküßt hatte und zaudernd die kalte Hand festhielt, „ach, wie kurz war dies Wiedersehen! Und ich hätte so viel Wichtiges mit dir zu besprechen, so viel Zweifel könnten mir von dir endgültig gelöst werden. Da war gestern mein Freund Passienus bei mir. Wir stritten uns bis tief in die Nacht über das Vindikationslegat. Ich sage mit dir, daß ein Legat erst durch meinen Willen mein Eigen wird. Passienus dagegen hält unentwegt an Sabinus fest: Sobald die Erbschaft angetreten ist, geht eine legierte Sache auch ohne Wissen des Legatars in dessen Eigentum über."

Da wurde das Antlitz des alten Juristen, das schon einer Totenmaske geglichen hatte, lebendig.

„Dein Freund hat recht," fiel er ein, „denn Sabinus denkt noch wie ein echter Römer. Dem galt der Testator als ein Gesetzgeber: und darum soll das Wort des Toten über dem Privatwillen der Lebenden stehen!"

„Du sagst —?“ rief überrascht der Jüngere.

„Nichts mehr,“ erwiderte der andere und gab das Zeichen zum Aufbruch.

* *
*

Der Abend, an welchem Nerva auf Capreä landete, war herrlich. Das Meer leuchtend wie der Himmel; die Luft eben nur stark genug, um die Segel anmutig zu schwellen und Erquickung ans Land zu tragen; die Welle am Ufer eben nur so ruhelos, um an den Badenden kühlend emporzurauschen; die Erde ein Garten, das Gebirg ein farbiger Sockel für die Marmorpaläste des Kaisers. Überall ertönte Musik, feierlich Zimbeln und Pauken aus Säulenhallen, zärtlich lockend lydische Flöten aus dem Gebüsch von Lorbeeren und Myrten. Die Straßen und Terrassen waren von Scharen Lustwandelnder, von Priesteraufzügen und geschäftigen Sklaven belebt.

Da und dort schien die Glut des Himmels von Panzer und Schild und Lanze wieder; doch Waffen sogar hatten in der wollustatmenden Umgebung nichts Drohendes. Diese Krieger waren die Ehrenwache, welche Mars zur Liebesgöttin geleitet.

Ja, das war Cyprias Lusthain, das ein Tag aus der goldenen Zeit!

Aber ein Blick auf den Ankömmling, den seine Sklaven zur Villa Jovis emportrugen, genügte zur Enttäuschung. Der war kein Unsterblicher, sondern ein Orkusopfer, victima nil miserantis Orci!

Kaum war Nerva in seinen Gemächern angekommen und, völlig entkräftet, zu Bette gebracht, wurde ihm Thrasyllus, der Sterndeuter und Vertraute des Tiberius, gemeldet.

Wenn die Geschichte, welche Tacitus und andere von ihm erzählen, wahr ist, vermochte er, wenn nicht in den Sternen, doch in den Herzen zu lesen. Tiber soll nämlich Verdächtige oder Lästige auf steile Felsenpfade geführt und sie unversehens in die Tiefe, ins brandende Meer gestoßen haben. Auch Thrasyllus wandelte einmal mit dem Kaiser diesen verhängnisvollen Weg. „Als er Tiber durch kunstgemäße Aufschlüsse über Thronbesteigung und Zukunft in Spannung versetzt hatte, wurde er gefragt, ob er auch seine eigene Nativität wisse? was jetzt für ein Jahr, welch ein Tag für ihn sei? Er nun, nachdem er Stellung und Entfernungen der Sterne berechnet, stockte zuerst, erschien bestürzt und rief endlich aus, es sei für ihn ein gefahrvoller, ja beinahe sein letzter Augenblick gekommen. Da umarmte ihn Tiberius und bezeugte ihm Freude über sein Vorhersehen der Gefahr und seine Erhaltung, und fortan nahm er des Thrasyllus Aussprüche wie Orakel auf.“

Dieser Mann nun trat hastig bei Nerva ein. „Unser glorreicher Cäsar,“ begann er mit süßlichem Ton, hielt aber erschrocken inne, so sehr fand er den Rechtsgelehrten verändert.

„Bist du leidend?“ fragte er nach einer Pause.

„O nein, nur sterbend.“

„Ich bitte dich, scherze nicht mit den Unterirdischen! Du wirst nicht sterben. Sag mir deine Schmerzen, laß mich deinen Puls fühlen!“

„Ich kann dir meine Krankheit nennen — Tiberius. Du denkst doch nicht, daß unser Kaiser mich vergiftet habe? Nein. Sterben heißt in meinem Fall genesen; das war meine Sorge.“

„Du willst dich töten?! Du, der weltberühmte Jurist, der allbeneidete Freund Tibers!“

„Ja ich, der Mann des Rechts und doch der Freund Tibers.“

Wie Nerva zu Rom, stand Thrasyllus hier unter der Furcht vor Angebern. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, er rieb hilflos die Hände und schielte nach dem Eingang, den nur ein Vorhang bedeckte.

„Herr! Herr!“ flüsterte er, „warum willst du auch mich zu Grunde richten, der dir immer wohlgesinnt, warum deinen Sohn, der dir immer teuer war!“

Der Blick des Alten wurde milder.

„Du hast recht, mich an meine letzte Pflicht zu erinnern,“ sprach er. „Tiberius tötet nie den Vater allein. Sterben wir also in der Gunst des Cäsars, das rettet meinen Sohn.“

Der andere versank in Gedanken, dann bog er sich über das Lager, strich die Decke, welche Nerva frierend bis ans Kinn gezogen hatte, und lispelte:

„Warum willst du vor ihm sterben?“

Was er dachte, stand in seinen Augen, und der Jurist krümmte sich vor dem Mörderblick hinweg.

Sofort drückte der Grieche die Augen ein und sagte salbungsvoll: „Das heißt, mögen die Götter euch beiden hundert Jahre geben!“

„Prophezeien die Sterne bessere Zeiten? Glaube ihnen nicht! Was haben wir nicht von Tiberius erwartet, und wie wurden wir enttäuscht! Was dürfen wir von seinem Nachfolger hoffen! Ihr müßt ihn haben, aber auch ihn wird seine Macht verderben. Oder kennst du einen Mann im Senat, im Volk, im Heer, dessen Seele solcher Macht gewachsen wäre? Erwäge die Größe Roms und siehe die Römer!“

Thrasyllus zuckte die Schultern.

„Entartet sind wir gegen die Väter, die
Schon schlimmer als die Söhne waren,
Schlechter noch wird das Gezücht der Enkel.*

Alles in allem giebst du zu, daß unser Geschlecht solche Herrschaft verdient. Und dich wahrlich drückt sie am sanftesten. Du kamst dabei zu Jahren und zu Ehren.“

Der andere lächelte bitter. „Je älter wir werden,“ sprach er, „desto geringer schätzen wir die Würde, die wir durch Gunst erlangten. Aber zwischen dem Streben danach und dem Ekel darüber liegt die Gewöhnung an Willkür und das Schweigen zum Unrecht.“

Wieder rang der Sterndeuter die Hände. „Was aber sage ich dem Gebieter? Er sah deine Barke ankommen, entbietet dir seinen Gruß durch mich, ist ahnungslos — den Cäsar erschrecken, heißt den Cäsar erzürnen.“

„Teile Tiberius mit, daß ich ihn zum Erben eingesetzt, so wird er sich meines Todes freuen und meinen Sohn und meine Freunde vergessen.“

„Ach, er wird wissen wollen, warum du stirbst! Er ist heute bei Laune, gesprächig, giebt seinem Liebling Hypatos ein Fest.“

„Nun, so sage, ich stürbe dem Hypatos zu Ehren.“

Und Nerva wandte sich verächtlich von dem Höfling hinweg.

* *
*

In einem Saal, dessen Kreuzgewölbe von gewaltigen Granitsäulen getragen wurde, spendeten eine Reihe Feuerkörbe zugleich Licht und Duft. Zwischen zwei Säulen führten Stufen zu einem Zelt aus kostbaren Stoffen, und dort lag, auf einem Ruhebett ausgestreckt, den Kopf auf den Arm gestützt, Tiberius. Er war nur noch der Schatten des weiland schönen Mannes, dürr und kahl, sein Antlitz verzerrt und entstellt. Neben ihm erschien die Schönheit eines Knaben, der zu Häupten des Kaisers auf einem Polster saß, um so leuchtender. Er hieß Hypatos, war das Kind griechischer Eltern und nicht nur sieghaft schön an Gestalt und Gesicht, sondern von einer Anmut des ganzen Wesens, daß er sogar Tiberius rührte. Seine Stimme, sanft wie sein Gemüt, drang wie ein Lichtstrahl in die verfinsterte Brust des Zwingherrn, und wenn auch derselbe, schon zu tief in Blut, kein Besserer wurde, so suchte er vor Hypatos seine mörderischen Gelüste wenigstens zu verbergen. Freilich wich er auch in der Zärtlichkeit nicht von seiner Art. Es machte ihm wilde Freude, Ritter und Senatoren, Männer von den erlauchtesten Familien, Scipionen, Silaner, Cassier, vor dem Knaben niedriger Herkunft kriechen zu sehen. Priester mußten Hypatos als dem Liebling Jupiters göttliche Ehren erweisen. Die Feste, die der Kaiser seinem

* Horat. Od. III, 6.

Günstling gab, waren wüst und lärmend oder sinneberückend. Vielleicht lauerte unter aller Vorliebe Tibers für den Jüngling, ihm selbst noch unbewußt, der Wunsch, auch dieses edle Menschenbild zu verderben.

Aber, war es Hypatos' Blut nicht gegeben, anders als sanft sich zu erwärmen, oder lag es an seinem zarten Alter — er nahm die Huldigungen gelassen hin, und in jene sündhafte Welt schaute er mit schüchternem Staunen.

Die Luft im Saale war lau, feucht, sie wirkte beklemmend und doch erregend. Zuweilen thaten sich hinter den Säulen geheimnisvolle Thüren auf. Dann ward ein Wellengeplätscher, ein Rieseln und Rauschen vernehmbar. Dazwischen klang Musik und Gesang, nicht deutlich noch dauernd, sondern leis anschwellend zu einer süßen Weise und bald wieder verhallend. Dämpfe stiegen auf und wie hinter Schleiern erschienen irdische und olympische Gestalten, alle reizvoll: Hirten und Hirtinnen, schultergewaltige Germanen, hochgeschürzte Amazonen, der Reigen der gürtellosen Grazien und Nymphen, Ägyptens schöne Königin, auf goldenem Sessel getragen, von Sklavinnen umringt und von

> Mohren, die Indias Hitze versengte
> Und die das Feuer von Sols nahem Gespanne geschwärzt;

bacchische Züge, und er selbst, auf helfernem Wagen, welchen gezähmte Leoparden zogen, der Gott,

> Der mit grünendem Weinlaube die Schläfe kränzt.

Dann stiegen aufs neue Nebel auf und verschlangen die letzten thyrsusschwingenden Mänaden. Statt der rasselnden Becken klangen wieder Syringen, der Geruch von Narcissen und Hyacinthen erfüllte den Saal; aus dem Gewölbe aber trat Merkur der Götterbote, schritt dicht an das kaiserliche Ruhebett und reichte Hypatos einen Apfel von Gold dar.

„Nimm nur," beantwortete Tiber den fragenden Blick des Knaben; „wer anders als du erbte die Rechte und Pflichten des Adonis, Endymion und Paris? Wenn der jonische Sänger heute lebte, würde er von Hypatos singen:

> Daß er der lieblichste sei an Gestalt im Geschlechte der Menschen."

„Du spottest, Cäsar."

„Ich der Jugend, der Schönheit spotten? der Gaben, dank denen der Kuhhirt Götter und Cäsaren besiegt? Nein. Du aber sei deines Werts bewußt, mein Liebling, und

> Weil die Zeit noch blühet der frischesten Jugend,
> Nütze sie, denn hinweg schlüpft sie mit eilendem Fuß!

Traun, da kommen sie schon, Juno, Minerva, Venus... Du brauchst nicht zu erschrecken, es sind nur sterbliche Jonierinnen. Denn unseren Olympiern graut heute vor der Erde. Doch scheinen mir jene ihrer Rollen würdig."

Und Tiber ließ den Blick prüfend über die Gestalten gleiten, die langsam näher schritten: Juno mit dem Diadem, Minerva mit Helm und Lanze, Venus, das Haar wie eine Lohe um die nackten Schultern.

„Eigenartig jede und begehrenswert... Das heißt, wenn ich die Wahl hätte," sprach Tiberius lachend — er hatte ein leises trockenes Lachen — „würde ich dieser schlanken Minerva mit den ineinander fließenden Brauen den Preis geben. Doch anders sehen junge Augen als alte. Du wirst sicherlich Cythera am schönsten finden, und ich heiß es um der Tradition willen gut und auch aus Höflichkeit gegen meine unsterbliche Verwandte. Wie du weißt, ist Venus die Mutter, der flatternde Amor der Bruder meines Ahnherrn Äneas... Ja," setzte er mit ihm gewohnter Ironie (aber wehe dem, der sie für Ironie genommen hätte!) hinzu, „ja, ich bin aus guter Götter Geschlecht." *

Plötzlich fuhr er aus der bequemen Lage auf und wandte sich seitwärts, denn sein Ohr, im Lauschen und Horchen geübt, hatte den Leisetritt des Thrasyllus ver-

* Das Julische Geschlecht, welchem August durch Cäsar, Tiberius durch August zugesellt wurde, führte seinen Stammbaum bis auf Äneas, der ein Sohn der Venus und des Anchises, zurück.

nommen, der denn auch alsbald den Kopf durch die Vorhänge steckte.

„Nerva?“ fragte Tiberius.

„Er kommt nicht.“

„Kommt auf meine Bitte nicht? So befehl ich ihm zu kommen!“

„Cäsar, er wird nicht gehorchen.“

„Dem Tiber nicht gehorchen?“

Der Arzt schielte nach Hypatos, doch dieser, die feurigen Blicke der Jonierinnen mit einem leeren Lächeln lohnend, folgte dem Spiel. Dennoch wagte Thrasyllus nur ein Flüstern:

„Nerva stirbt.“

Das Gesicht des Kaisers entfärbte sich. Er wurde in der Wut bleich wie im Schrecken; doch das gebeugte Geschlecht sah in seinem Erblassen immer nur ein Zürnen. Der Unglücksbote zog sich schnell zurück. Sekundenlang starrte Tiberius vor sich hin, dann glitt er vom Lager; er duckte sich durch ein geheimes Pförtchen in der Wand, durch das Thrasyllus gekommen war, und eilte mit unfürstlicher Hast, fliegenden Gewandes, an Kämmerlingen und Wachen vorbei, durch erleuchtete Säulengänge, mondbeglänzte Gärtchen und über Marmortreppen nach Nervas Gemächern.

* *
*

Bevor Tiber die Schwelle überschritt, hatte er Atem geholt, Fassung gesucht. Wort und Miene des Thrasyllus sagten: Nerva setzt seinem Leben selbst ein Ende. Aber was denn war an solchem Entschluß das Ungeheure, das den Würger Tiber erschreckt? Immer ein stiller Mann, wollte Nerva sachte davon gehen, der Welt müde wie Tausende vor ihm, die ebenso reich und geehrt wie Nerva und jünger als Nerva waren. Kannte der Cäsar nicht selbst den Ekel am Leben? Ach, wer von allen Sterblichen mehr als er!

Und war ihm Nerva teurer als jener Cäcilius Longus, der die siebenjährige freiwillige Verbannung mit Tiberius geteilt hatte, als dieser seinen Groll gegen Augustus wegen der aufgezwungenen Ehe mit der schmachvollen Julia und den Haß gegen seinen glücklicheren Neffen Germanicus auf Rhodus verbarg? Als Longus starb, ehrte ihn der Kaiser durch prächtiges Leichenbegängnis und ein Standbild auf dem Forum Augusts. Doch hatte er ihn beweint?... Unsere Schuldner machen wir zu Vertrauten, die Vertrauten werden unsere Gläubiger... Sollte Tiberius jetzt, zehn Jahre älter, weicher sein? Allein Longus starb eines natürlichen Todes. Nerva dagegen wollte sich von Tiber aus eigenem Willen scheiden. Da lag's: Nachdem der große Gelehrte Jahr für Jahr so klug gewesen, dem Cäsar niemals Rat zu erteilen, beansprucht er jetzt das Recht, seinerseits ohne Cäsar zu handeln. Das darf er nicht!

Nun stand Tiberius im Gemach, wo die Leuchte erloschen war, aber ein Mondenstrahl auf das Lager und den darauf Ruhenden fiel. Die Stille hier und das marmorne Gesicht auf dem Purpurkissen machten Tiber aufs neue beben. Zögernd, ja schüchtern blieb er am Eingang stehen.

„Nerva,“ begann er, „ich bin's, dein Gebieter — nein, dein Freund Tiberius!... Thrasyllus sagte mir, daß du von Rom leidend zurückgekehrt. Ach, dieses Rom! Jetzt mache ich mir Vorwürfe, die Reise bewilligt zu haben. Gesunde! und versprich mir, dich nie mehr von mir zu trennen.“

Keine Antwort erfolgte.

„Bei allen Göttern, rede!“ fuhr Tiberius nach langer Pause fort, „oder ich muß das Fürchterliche glauben, daß du für immer uns verlassen willst. Unglücklicher, was treibt dich zu des Dis bleichen Gewässern? Nichts bedroht dein Vermögen, nichts die Gunst, die dir dein Kaiser schenkt. Was also treibt dich? Wenn ich das weiß, sollen mich Götter und Göttinnen noch härter schlagen, als ich mich täglich geschlagen fühle.“

Keine Antwort.

Da rang Tiberius flehend die Hände.*

---

* „Nicht lange darauf war es, daß Coccejus Nerva, des Kaisers steter Begleiter ... zu sterben beschloß. Als Tiberius das erfuhr, kam er an sein Lager, fragte nach den Gründen, versuchte es

„Mein Nerva,“ rief er, „du darfst nicht so von mir scheiden! Du frevelst gegen die Götter, gegen die Deinen und mich! Ja, gegen mich am schwersten! Denn mich wird Rom für deinen Tod verantwortlich machen. Wenn Übelwollende vor mir in die Unterwelt fliehen, so vermehren sie meine Macht, denn durch die Furcht vor mir beherrsche ich die Völker. Wenn aber der Freund mich verläßt, zeigt er, daß er meine Sache verloren giebt und mich der Götterrache für verfallen hält. Du widerrufst dadurch deine Freundschaft, und alle deine Tugenden und Verdienste, die meinem Thron bislang zum Schmuck gereichten, werden mir nun zum Fluch. ‚Ein Nerva,‘ wird man sagen, ‚giebt sein letztes Zeugnis, setzt sich in Widerspruch mit der höchsten Gewalt nicht ohne Prüfung aller Gründe und seines Gewissens. Das Schiff ist am Scheitern.‘ Giebst du den Schmähern recht? Ordnung waltet im Lande; das Reich ist verwahrt; Legionen, Schiffsgeschwader, Provinzen stehen in engem Verbande. Das Gesetz herrscht unter den Bürgern; dafür sind deine eigenen Werke Beweis. Roma selbst steht herrlich ausgestattet da. Ist nun dieses Wohlbefinden des großen Ganzen nur das Verdienst der Vergangenheit, und sind die Flecken in der Sonne: die Einbuße an Freiheit, die Verbreitung knechtischer Gesinnung, die Verweichlichung und Buhlerei des römischen Adels nur meine Schuld? Indem ich die entarteten Großen unterdrücke, begünstige ich die vielen, das Volk. Verfuhr der glorreiche Augustus anders? Wenn dir die Mittel, wodurch ich meine Herrschaft behauptete, schlecht erschienen, warum schwiegst du dazu? Du schwiegst, weil du selbst keinen anderen Führer und keine besseren Mittel wußtest. Ich bin gerechtfertigt.“

„Ha,“ fuhr er, von einem echt tiberianischen Verdacht ergriffen, auf; „oder war auch Cocceius Nerva feig? Du schwiegst, weil dir vor meiner Rache, weil dir vor der Gemonischen Treppe bangte. Und jetzt entsühnst du dich durch freiwilligen Tod und erklärst Tiber für einen Untergegangenen* in deinem Testament!“

Grabesstille ...

„Konnte ich ein anderer werden?“ hob der Cäsar wieder kläglichen Tones an. „Bedenke, Teuerster, meine traurige Jugend! Traurig war sie, nicht unrühmlich. Im Kampfe mit Vindelikern, Rätiern, Norikern that ich meine Abkunft von den Klaudiern dar... Ach, damals!

Ein herrlich Schauspiel, als er im Waffenkampf
Den Tod der Freiheit suchende Räter
Durch immer neuen Sieg bedrängte!
— — Als er der Feinde Schwarm
Rastlos geängstigt und durch Feuer
Mitten sein schnaubendes Roß hindurchtrieb!

Horatius sang es damals von mir! Und doch blieb ich für August immer der Stiefsohn!“

Thränen rannen jetzt über des Tiberius Wangen.

„O, hätte mich meines Bruders Drusus Geschick getroffen, ein früher Tod ...!“

In Schluchzen erstickte seine Stimme.

„Konnte ich ein anderer werden?“ wiederholte er nach einer Weile. „Erinnere dich an den Tag, da ich zum erstenmal nach dem Tode Augusts die Kurie besuchte. Als ich mit der Annahme der großen Pflicht und Verantwortung zauderte; erinnere dich, wie die Senatoren in Klagen, Thränen, Gebete ausbrachen. Zu den Göttern, zu Augusts Bild, nach meinen Knien streckten sie die Arme aus. Ach, diese Willigkeit zum Kriechen! sagte ich auf Griechisch beim Verlassen des Saales zu dir. Wie oft drängte sich in der Folge dieses Wort auf meine Lippen! ... Du allein bliebst dir immer gleich, gelassen, ehern. Kein trotziger Cato, aber noch weniger ein widriger Schmeichler. Du krochst nicht vor mir — nicht einmal vor Sejan,“ setzte er mit bitterem Hohn auf sich selbst hinzu. „Deshalb lieb ich dich, deshalb laß ich

auch mit Bitten, erklärte zuletzt, es sei schlimm für sein Gewissen, schlimm für die öffentliche Meinung, wenn sein genauester Freund ohne Anlaß zu sterben, das Leben fliehe...“ Tacitus, Annalen VI, 26.

* Perditus!

dich nicht — bei der schlangenhaarigen Hekate, ich lasse dich nicht! ... Dein Schweigen ist unerträglich, entsetzlicher als alle Schrecken der Schlachtfelder und des tarpejischen Felsen. Es zieht die Schatten aus der Unterwelt, alle, die mir feindlich waren — eine unabsehbare Reihe! Allein ich fürchte sie nicht. Ich bin ja kein Mörder. Unter deinen Genossen, den Senatoren, fanden sich immer Ankläger und Zeugen. Und wer würde nicht auf Throneshöhe den einzelnen geringschätzen! Bis in meine Einsamkeit herauf drang der Todesschrei der meiner Macht Geopferten nicht... Widersprich mir, du Freund und Kenner des Rechts: ich regierte zwar mit blutiger Hand, doch immer hatte ich Kläger und Zeugen!... Unbarmherziger! jetzt kenne ich den Sinn deines Schweigens: Germanicus! Du beschuldigst mich des Mordes an Germanicus... Und wenn ihm Piso das Gift mit meinem Wissen und Willen gereicht hätte, würde es Notwehr gewesen sein. Mein Neffe war mein furchtbarster Feind! Weiß ich doch, daß August sich besann, ob er nicht ihm die Regierung hinterlassen sollte.* Freilich nahm ich Germanicus als Sohn an. Das geschah ebenso willig und freudig, wie ich mein rechtmäßiges Weib verstieß, um die verbuhlte Julia dafür einzutauschen. Auf des Augustus Befehl! Ach, alle meine Wunden brechen wieder auf!... Germanicus war mit Agrippina glücklich; ihm schenkte das Volk seine volle Gunst. Wie gefährlich er mir gewesen, zeigte sich bei seinem Tod. Als seine Reste in Augusts Tempel beigesetzt wurden, heulte man durch alle Gassen, aus sei es mit dem Lande und nichts mehr zu hoffen. Und Agrippina wurde der Stolz der Vaterstadt, der alleinige Zweig vom Stamme Augusts genannt. Das ging mir zu nahe, und während das Volk betete, daß des Germanicus Kinder bleiben und ihres Vaters Rächer werden

* Germanicus war der Enkel von Augusts Schwester Octavia, der Sohn von deren Tochter Antonia, welche mit Drusus d. Ä., dem Bruder des Tiberius, vermählt war.

möchten, beschloß ich, den Stamm zu vertilgen. Von des Germanicus drei Söhnen lebt nur noch Caligula. Doch er — Wozu verführst du mich," unterbrach sich der Zwingherr, den alle die Erinnerungen wie Sturmwinde schüttelten, „der Cäsar legt nicht nur den Purpur ab, er zeigt sich nackt vor dir! Sei denn auch du menschlich! Vergiß! Der Tod meines Einzigen, meines Drusus, der in meinen glücklichsten Tagen geboren worden, hat alles gesühnt!"

Damit in neue Thränen ausbrechend, wankte er zum Lager und warf sich über den Freund ...

Die Kälte des Körpers machte ihn schaudern. Er sprang auf und tastete auf der nackten Brust Nervas nach dem Herzen — — kein Schlag! Er packte die Hand — sie war Eis! Der Cäsar hatte zu einer Leiche gesprochen.

Mit einem Entsetzensschrei floh er.

* *
*

Am Südostrand der Insel fällt das Ufer senkrecht in die See. Unten schäumt die Woge an Klippen oder ruht zwischen möwenumflatterten Riffen. Droben aber, auf festem Boden über schwindelnder Tiefe mag ein Menschenkind tags gerne ruhen. Man sieht weit über das Meer, dem der Himmel immer wechselnde Farben leiht, zur fruchtbaren Küste mit dem rauchenden Vesuv. Doch Tiberius weilte mit Vorliebe bei Nacht dort oben. Ihn zog der schwarze schwanke Abgrund an, ihn der Vesuv, wenn er stoßweise mit seinem Glutatem den Nachthimmel rötet. In dieses schauerlich schöne Schauspiel versunken, saß der Kaiser, der auf seinen Nachtgängen nur die Getreuesten mit sich nahm, stundenlang. Dorthin ließ er sich aus der Villa Jupiter tragen, nachdem er die Anordnungen wegen der Leiche Nervas getroffen hatte.

Gewölk zog am Himmel und verfinsterte zuweilen den Mond. Dann war der Wiederschein der vulkanischen Glut am dunklen Hintergrund um so prächtiger.

„Thrasyllus,“ redete Tiber den Sterndeuter an, ohne den Kopf zu erheben, den er sorgenvoll auf den Arm stützte; „ist dir das Geheimnis des Vesuvs bekannt? Oder glaubst auch du an die Fabel von den Titanen, die unter den Feuerbergen atmen?“

„Cäsar, vergieb,“ antwortete der vorsichtige Grieche; „ich dachte diesen Erscheinungen niemals nach.“

„Und bist doch sonst so weise! Du kennst die Bahn der Gestirne, weißt um die Kräfte, welche in den Pflanzen kreisen. Ist der Feuerherd und das Getöse im Inneren eines Berges ein tieferes Geheimnis als das Wachsen eines Grashalms? Wie dem sei ... wenn die Feuerbäche des Vesuvs bis zu den Schwesterstädten dort niederrännen und Mauern und Menschen mit eins vernichteten, es würde mir nicht zu Herzen gehen wie der Tod Nervas... Du trafst ihn noch lebend an. Gestand er dir, warum er sterben wolle?“

Auf diese Frage war Thrasyllus vorbereitet. „Ach, mein Cäsar, ich kam zu spät,“ beteuerte er; „der Unglückliche röchelte nur noch.“

Der Regent schleuderte ihm einen verächtlichen Blick zu. „Du lügst. — Wer war außer dir im Sterbezimmer?“

„Außer mir niemand! Niemand! Ich schwör's bei Sol, bei der Gottheit, an deren Dasein und Macht wir beide glauben, zu der wir heute noch beten werden!“

„Ja, laß uns beten,“ fiel Tiberius ein, „laß uns opfern! Ich fühle mich von den Göttern verlassen.“

„Ohne Grund, Cäsar; du lebst und bist der Herr der Welt. Dein Gestirn ist die Sonne, und sie wird auch heute wieder herrlich aufgehen.“

„Ach, diese Nacht nimmt kein Ende,“ murmelte der andere. „Die Kälte des Toten drang mir ins Mark. Frost und Schauder schütteln mich. Mir ekelt vor der eigenen Hand, die den Leichnam berührte. Ich bin verunreinigt und fürchte Unheil. Laß uns opfern, allen Göttern und den Manen Nervas opfern.“

Die Angst vor naher Gefahr, vor einem endlichen Erscheinen der Nemesis verriet sich im rollenden Auge, im Zucken seiner Gesichtsmuskel, in der Unruhe seiner Hände.

„Der Herr der Welt?“ fuhr er nach einer Weile fort. „Ja! du Alter dort, mein Freund Vesuv, hast Glut und Gifthauch, du kannst für das übermütige Geschlecht, das zu deinen Füßen lebt und liebt, eine fürchterliche Fackel sein. Doch was ist dein donnernder Zorn im Vergleich mit meinem schweigsamen Grimm! Deinen Wutausbrüchen setzt das Meer eine Grenze. Schon auf diesem Felsenwürfel spottet man deiner. Wo auf der Welt lacht einer bei m e i n e m Namen? Vor dem Heer meiner Angeber giebt es keine Flucht. Ich will, und aus Siegestriumphen werden Leichenzüge, Völker stürzen sich aufeinander, um sich zu vernichten; Städte verwaisen, Reiche trümmern hin.“

Das Vollgefühl seiner Macht gab dem Blick Tibers wieder Glanz. Ward er einst vom Vers eines Schmähgedichtes in Wut versetzt, erinnerte er sich jetzt desselben mit Behagen und wiederholte ihn laut:

„Kommt der Verbannte zum Thron, so regiert er mit blutigem Scepter.“

Doch war seine Freude nur kurz. „Ja, wenn Blutbäder verjüngen könnten, würde es den Kahn der ewigen Verbannung für mich nicht geben! ... Thrasyllus,“ ächzte er, „Nervas Tod hat mich um hundert Jahre gealtert. Der falsche Freund warf erst sterbend seine Maske ab. Was hilft mir nun meine Meute Senatoren und Ritter; er ist entwischt! ... Ich fange an, gleich ihm des Tiberius überdrüssig zu sein.“

Dann wieder schämte er sich seiner redseligen Schwäche. War denn auch für ihn die Zeit schon da, die Maske abzuwerfen?

„Thrasyll, ich rede im Fieber, Nerva starb mit einer Verwünschung gegen mich, ich fühl's, mit einer Verwünschung. Und die Götter ehren das Testament des

Rechtschaffenen. Ich erliege dem Fluche. Thrasyllus, du jetzt mein einzigster, laß uns zur Mithrasgrotte eilen! Ich will sühnen, will opfern, mein Bestes, Teuerstes — und wäre es Hypatos!"

Er erschrak über den eigenen Einfall. Dennoch hing er ihm nach.

„Mein belesener Freund, erinnerst du dich der schönen Zeilen des Horatius:

Wehklagend mit so bangem Munde stand der Knabe —?"

„Wehklagend mit so bangem Munde,"

antwortete der Sterndeuter,

„stand, beraubt
Des Festgewands, der Knabe da,
Ein zarter Körper, der sogar des Thraziers
Verwildert Herz erweichete."

„Des Thraziers verwildert Herz erweichete," wiederholte der andere, „aber nicht das Herz Tibers! — Bin ich heute von den Musen besessen?" setzte er mit einem Versuch zu scherzen hinzu. „Was soll der Klingklang des goldenen Zeitalters dem Gebieter des ehernen! Ja, wenn ich wüßte, daß nach mir das Chaos kommt, würde ich mich heute töten, allein mein Wort ist wahr: Der Großen Leben ist vergänglich, aber das des Staates ewig. Und weil es so ist, laß uns der Sonne opfern, daß sie uns noch länger scheine! ... Hast du Hypatos zur Mithrasgrotte bestellt?"

„Er wartet auf den Cäsar."

„So laß uns nicht länger säumen!"

Thrasyllus rief den Sänftenträgern, zwei sehnigen Rätiern, und alsbald wandelte der kleine Zug auf steilem Pfade niederwärts. Unten leuchtete ihnen auf dem Hintergrunde finsterer Klippen eine Fackel entgegen. Hypatos hielt sie, Hypatos, der wie immer träumerisch am Eingang einer Grotte stand.

„Sei gegrüßt, Cäsar!"

Tiber sah den Knaben aus hohlen Augen lange, lange an. Dann aufseufzend winkte er ihm, in die Höhle voranzugehen. Hypatos gehorchte ohne Zögern. Ihm folgte Thrasyllus; der Cäsar, immer mißtrauisch, ging zuletzt.

Die zwei zurückbleibenden Germanen aber warfen sich müde auf das nackte Gestein.

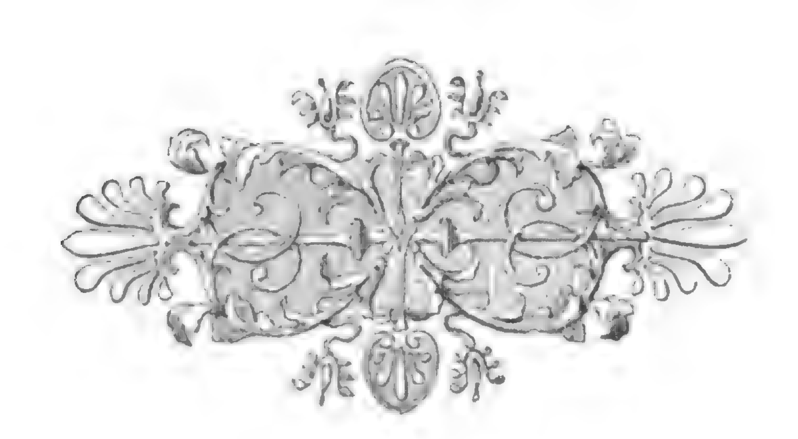
„Schwül ist's," sagte der eine.

„Auf unseren Bergen weht's heute frischer."

„Ja, daheim!" ...

— — — — — — — — — — — —

Erst nach Sonnenaufgang verließ der Kaiser die Grotte. Mit ihm war nur noch Thrasyllus ...



Städtebilder aus Toskana und Umbrien.

Von

Ludwig Weißel.

II.

Orvieto.

Canova bezeichnete als die herrlichsten kirchlichen Bauten der Welt S. Marco in Venedig, den Dom von Pisa und die Kathedrale von Orvieto. Das große Publikum, das alljährlich Italien bereist, besucht zum größten Teil Venedig, zum geringeren Pisa, nach Orvieto aber kommen die wenigsten. Und doch sollte man denken, daß eine Stadt, die den schönsten gotischen Dom ihr eigen nennt, und überdies durch die freundliche Landschaft, die feurigen Weine und die lieblichen Frauen sich hervorthut, Heimische und Fremde anzöge.

Dort, wo das Flüßchen Paglia in den Tiber mündet, ist das Gebiet eines alten Kraters, umschlossen von den Höhen des Monte Murano, Monte Lago, Monte Fiascone und Monte Alfino, den Boden des Kraters aber füllt der See von Bolsena. Unweit davon erhebt sich auf vulkanischem, steil abfallendem Hügel oberhalb der hellen Paglia wie eine Feste auf felsigem Eiland das altersgraue Orvieto. Die Einfahrt durch das dunkle Stadtthor auf enger, schmutziger Straße, vorbei an verfallenen, gestützten Häusern, ist nicht verlockend; aber der Weg zum Schönsten ist wie der Weg zum Himmel oft uneben und schlecht gepflastert. Und wäre Orvieto das elendeste aller italienischen Dörfer, sein Dom hätte es immer weltberühmt gemacht. Mit Recht pilgerten zu allen Zeiten die Künstler von nah und fern zu dem Wunderwerke der Baukunst, das seine Entstehung der Legende von der Messe zu Bolsena verdankt. — Wer Raphaels Stanzen kennt, erinnert sich wohl auch seiner beredten Darstellung der frommen Sage. Ein deutscher Priester — so heißt es in der Legende — habe um 1263 zur Zeit Papst Urbans IV. an dem Dogma der Transsubstantiation gezweifelt; da sei, während er in der Kirche Santa Cristina zu Bolsena die Messe celebrierte, zum Zeichen, daß die Hostie den Leib Christi enthalte, Blut aus derselben geflossen. Reuig senkt auf dem Bilde Raphaels der Priester das Haupt, Überraschung blickt aus den Gesichtern der Gläubigen, finsteren Auges steht der kriegerische Kardinal Riario zur Seite des Priesters, und in ernstes Gebet versunken hält der Papst an der Spitze seines Gefolges, teils leidenschaftlich erregter Italiener, teils ruhiger kräftiger Schweizer. Man sagt, Raphael habe, um auch in der Farbe all die Gegensätze um so schärfer zum Ausdruck zu bringen, für dieses Bild eine eigene Technik der Fresko-Malerei erfunden.

Papst Urban IV., der im Jahre dieses Wunders zu Orvieto Hof hielt, stiftete zur Erinnerung daran das katholische Fronleichnamsfest und brachte das vom

Blut der Hostie gerötete Tuch nach Orvieto. Diesem Heiligtum errichtete die Stadt einen Dom als Reliquienschrein, und schon 1290 legte man in Gegenwart des Papstes Nikolaus IV. den Grundstein. Im ganzen Gebiete Orvietos wurden Taxen und freiwillige Spenden eingehoben, um die nötigen Summen zusammenzubringen; doch erst 1310 war man so weit, um Lorenzo Maitani aus Siena († 1330) zum Meister des Baues bestellen zu können. Dreihundert Jahre waren nötig, das Werk zu vollenden, und man berechnete, daß dreiunddreißig Baumeister, hundertzweiundfünfzig Bildhauer, achtundsechzig Maler, neunzig Mosaikarbeiter und achtundzwanzig Holzschnitzer in der Zeit von 1290 bis 1580 daran thätig gewesen sind.

Wie in Siena, ist auch hier die Kathedrale auf dem höchsten Punkt der Stadt erbaut und schon von weit her sichtbar. Wenn wir es gleich mit einem der vollkommensten Werke der Gothik zu thun haben, ist es doch unmöglich, dasselbe mit einer der vielen gotischen Bauten Deutschlands zu vergleichen. Diese Gotik mit ihren breiten, farben- und formenreichen Flächen ist von der deutschen so verschieden wie die italienische sonnenhelle Landschaft von dem Himmel und der Landschaft des Nordens. Die gotischen Kirchen des Nordens, St. Stephan zu Wien, das Münster zu Straßburg und der Dom zu Köln, sind Werke einer ernsten erhabenen Phantasie, phantastisch wie die Gedanken der deutschen Mystiker, am Wunderbaren hangend und emporsteigend zu den grauen Wolken, dabei ernst wie der deutsche Luther, dem die Moral höher stand als die Kunst, und der wie Wiclef aus ethischen Gründen zum dogmatischen Zweifler und Kritiker ward. Die Katholiken des Südens waren und sind noch heute naiver und fröhlicher als die des Nordens, sie gleichen den alten Griechen, denen die Religion heiter war wie die Kunst. Sie vergessen über den Leiden Christi nicht, daß der Herr wohl auch zu guter Stunde das Wasser in köstlichen Wein zu wandeln wußte und das Volk mit Fischen und Broten speiste, daß alle sich sättigten. Die Befriedigung irdischer Genüsse ist mit dem religiösen Bedürfnis des Südländers eng verbunden. Die kirchlichen Feste müssen die Sinne erfreuen; das hat die katholische Hierarchie zu Rom stark empfunden, und Papst Alexander VI. pflegte zu sagen, man dürfe sich vom Volke nicht ins Innere des Weihrauchfasses gucken lassen. Hell wie der südliche Himmel und heiter wie der Glaube des Südländers entwickelte sich auch die Gotik in Italien: man legte das Hauptgewicht auf die Außenseite, die Fassade, und gestaltete dieselbe farbenfrischer und reicher — oft ganz unglaublich reich.

Eine dieser reichsten Fassaden, die zugleich im vollsten Maße den Gesetzen edelster Harmonie entspricht, ist die Fassade des Doms von Orvieto, bei welcher, wie bei keiner anderen, die Plastik mit der Architektur eng verbunden wurde, indem man ganze Wandflächen mit Reliefs von hervorragender Schönheit schmückte, wie man ähnliches bisher nur in kleinerem Maßstabe an Brunnen, Kanzeln und Tabernakeln gesehen hatte. Auf den ersten Blick erscheinen die Fassaden der Kathedralen von Siena und Orvieto von ganz ähnlicher Anlage; die letztere aber ist ungleich einheitlicher in der Durchführung und künstlerischer im Detail.

Wie zum Dom von Siena steigt man auch hier auf breiten Stufen zu den drei Portalen des Doms, deren mittleres höher als die an den Seiten; die Portale aber sind hier durch mächtige, mit herrlichen Reliefs geschmückte Mauervorsprünge voneinander getrennt, und diese bilden die Erdgeschosse für die vier Türme, welche den ganzen Bau schon von unten angefangen dreigliederig gestalten. Über den Portalen erheben sich spitze Giebel, und auf diesen ruht eine der zierlichsten Arkadengalerien, welche die schlanken Türme, ohne ihren Aufbau zu durchbrechen, miteinander verbindet. Über den Arkaden erhebt sich der obere Teil der Kirche. Zwischen den beiden Mitteltürmen über

dem Hauptportal erscheint die prächtige Rosette als Centrum eines reichgezierten Vierecks, an dessen drei oberen Seiten in flachen Nischen die hohen Figuren der Apostel und anderer Heiliger aufgestellt sind. Ein hoher Giebel erhebt sich auf diesem Quadrate, zwei kleinere zunächst den Seitentürmen über den Arkaden; sie bilden im Oberbau die harmonischen Gegenstücke zu den Portalaufsätzen des Unterbaues. Aus all den Feldern dieser Giebel, sowie aus den Flächen zu ihren Seiten, strahlen uns farbenreiche Mosaiken (Darstellungen aus der biblischen Geschichte) entgegen. Sie sind nach den Zeichnungen erster Künstler von den tüchtigsten Mosaicisten gearbeitet. Daß den hoch oben stehenden um die Rosette gescharten Heiligenstatuen keine besondere künstlerische Ausführung zugewandt wurde, darf nicht wunder nehmen, da die mit ihnen beabsichtigte Wirkung eine rein dekorative war. Um so größere Sorgfalt widmete man den über den Mauervorsprüngen angebrachten Evangelisten-Emblemen, die Maitani selbst in Bronze ausführte, und vor allem der Madonna über dem Mittelportale, einem Werke Andrea Pisanos von schlichter edler Schönheit.

All diese Details aber werden übertroffen von den Reliefs an den Mauervorsprüngen des Erdgeschosses. In den Domurkunden erscheint ein nie genannter Künstler, Ramo di Paganello, als ihr Erfinder. Welchem Zufall dieser Name seine Entstehung verdankt, ist unbekannt. Man hat sich darüber geeinigt, daß nur einer der ersten Meister diese Werke ersinnen und vollenden konnte, und so hat man sie bald dem Giovanni Pisano, der damals auch an den Kanzelreliefs zu Siena arbeitete, bald dem Andrea Pisano, der nach Maitanis Tode Leiter des Dombaues zu Orvieto war, und seinem Sohne Nino zugeschrieben. Aber wer immer der Künstler gewesen, er war einer der Unsterblichen. Die Flächen der Mauern werden durch die zart gewundenen Äste und Ranken, die aus der Mitte der Wände emporwachsen und wie die Ranken des wilden Weines sich nach allen Seiten verbreiten, in Felder geteilt, und in diesen ist die Geschichte des Alten und Neuen Testaments in lebendigen, bis ins feinste Detail, ja, ich möchte sagen, bis zum Gesichtsausdruck ausgeführten Bildern dargestellt. Bald sind es kleine Gruppen, bald figurenreiche Bilder, die uns fesseln; all die verschiedenen Motive sind wahr und ihrem Charakter entsprechend behandelt. Es hätte keinen Zweck, die einzelnen Darstellungen aufzuzählen; nur des „jüngsten Gerichts“ sei besonders gedacht, weil diesem wohl kein plastisches Werk des vierzehnten Jahrhunderts an Phantasie und Charakteristik, an Leben und dramatischer Bewegung gleichzustellen ist. Wenn diese Reliefs von der hellen Morgensonne klar beleuchtet sind, vergißt man, daß man es hier nur mit einem dekorativen Wandschmuck zu thun hat: man betrachtet die einzelnen Gestalten mit jener sorgfältigen Freude, die man sonst einzelnen Tafelbildern in den Galerien, oder seltenen kleinen Miniaturen zuwendet. Sie so recht con amore zu genießen, kehrt man wohl mehrmals wieder.

Betritt man nun voll des Eindrucks dieser Fassade die Kirche, so hat man eine eigenartige Empfindung: es ist, als käme man in einen neuen Ideenkreis und verlöre den gotischen Boden unter den Füßen. Man glaubt in eine der alten Basiliken zu treten: das Langschiff ist ungewölbt, der Dachstuhl offen und reich geschmückt, runde, antikisierende Säulen tragen ihn, Bogenarkaden verbinden diese, auch das horizontale Konsolengesims mahnt in seiner Einfachheit an die Antike. Maitani hatte eben den Auftrag erhalten, zu Ehren der Madonna eine Basilika nach Art der Kirche Sta. Maria maggiore in Rom zu erbauen. Er folgte dem Gebote Orvietos, aber der Meister des gotischen Stils konnte seiner alten Liebe nicht ganz entsagen, und so ließ er oberhalb des Gesimses das erhellende Licht durch zierliche gotische Fenster in die Basilika dringen.

Der Schmuck des Mittelschiffes durch die großen Statuen der zwölf Apostel ist von zweifelhaftem Werte; schon Vasari hat sie als mittelmäßig bezeichnet; hier kann man lernen, was schlechte Gesellschaft vermag; denn selbst der Apostel Matthäus, obgleich ein Werk des berühmten Giovanni da Bologna, ist kaum besser geraten als seine Genossen. Von seltener Schöne ist dagegen das Taufbecken zunächst der ersten Säule, die gemeinsame Arbeit eines deutschen und eines italienischen Künstlers aus den ersten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts. Der Italiener Jacopo di Piero Guidi ist in der Kunstgeschichte wenig gekannt, der Deutsche aber, Pietro di Giovanni Teutonico, that sich schon beim Dombau zu Florenz als ein geschickter Bildhauer hervor; eine ganze Reihe von Statuen und vor allem die blätter- und rankenreiche Thürleibung des Südportals werden als seine Werke gerühmt. Seine letzte Arbeit war ein Goldrelief für den Herzog von Anjou: als man dieses aus Geldmangel einschmolz, ward der Künstler, der auch in der Fremde die deutsche Romantik bewahrte, aus Gram zum Einsiedler. Ihm gehört wohl auch der Hauptanteil an dem Taufbecken zu Orvieto. Acht kleine Löwen tragen die Schale, in deren Innenraume die Taufe Christi abgebildet ist, während den äußeren Rand ein Fries aus rotem Marmor mit Ranken und Blättern und zwanzig kleinen figürlichen Darstellungen umzieht. Da sind es bald Früchte, bald Tiere, bald tanzende Kinder von feinster Ausführung, die das Auge erfreuen. Der mit gotischem Aufsatz geschmückte Deckel vom Meister Sano di Matteo (aus Siena) war einst mit einer Bronzestatue Donatellos geschmückt; sie ist verschwunden, und ein recht gewöhnlicher Johannes der Täufer muß sie ersetzen.

Als das größte plastische Kunstwerk, und zugleich das höchste Heiligtum der Kirche aber gilt das silberne Tabernakel des Hochaltars, in dem die Hostie von Bolsena verwahrt wird. Nur Bevorzugten wird er ausnahmsweise gezeigt, und die gläubige Menge des Volkes bekommt es nur am Fronleichnams- und am ersten Ostertage zu sehen. Ein Goldschmied aus Siena (Ugolino di Maestro Vieri) hat es Anno 1337 gefertigt. Das Reliquarium ruht zwischen vier Pfeilern und wird von Engeln getragen. Drei Giebel erheben sich über demselben, deren mittlerer das Giebelfeld mit dem „Santo Corporale“ umschließt. Ringsum ist in zwölf kunstvoll ausgeführten Emailbildern das Wunder der Messe von Bolsena dargestellt. Da ein gewöhnlicher Sterblicher nicht leicht Gelegenheit hat, die einzelnen Details des Werkes genau kennen zu lernen, und überhaupt zufrieden sein muß, wenn er dies Sanktissimum nur einmal von fern betrachten durfte, so ist's am besten, denen zu glauben, die da erzählen, daß kaum wo anders im Miniaturbild größere Mannigfaltigkeit mit tieferem Ausdruck gepaart worden sei.

Und so wenden wir uns denn, ehe wir den Dom verlassen, der Capella della Madonna zu, wo die Werke zweier erster Künstler jedem Menschenkinde zugänglich sind. Fra Angelico da Fiesole und Luca Signorelli aus Cortona schmückten diese Räume mit ihren Meisterwerken. Obgleich nur durch ein Menschenalter getrennt — Signorelli war ein Jüngling, als Fiesole bereits ein Greis war —, können doch kaum zwei größere Gegensätze in Kunst und Leben gedacht werden. Während Fiesole der letzte und größte Meister einer fast überirdischen Glaubensinnigkeit war und mit vollem Rechte den Namen des Engelmalers trug, war in Signorelli der Vorläufer der großen italienischen Künstlertrias „Lionardo, Raphael und Michelangelo“ erstanden, er, der wie diese aus dem vollen Leben schöpfte und treu nach dem Leben seine Gestalten schuf, ein dem Lionardo fast ebenbürtiger Genosse — im Denken, Fühlen und Malen. Die Bilder Fiesoles sind von denen Signorellis so verschieden wie die Meister, die sie schufen, und ihre Zeit: die einen malte der fromme Mönch in härner Kutte in den Tagen Nikolaus' V., des milden

und leutseligen Friedensfürsten, des Gegners aller Heuchelei, die anderen der eleganten Edelmann, der stets seidene Gewänder trug, zur Zeit Alexanders VI., des habsüchtigen Kriegers und prachtliebenden Schlemmers. Die kaum fünfzig Jahre, die zwischen der Entstehung dieser

Fassade des Domes zu Orvieto.

Werke liegen (1442 und 1490), haben die Anschauungen in Religion und Kunst gewaltig geändert. Mit der Freude an

Digitized by Google

Inneres des Domes zu Orvieto.

der Antike ist allmählich auch die Freude am Heidentum eingezogen: man ist von den antiken Formen entzückt und weiht die heidnische Schönheit, um sie als heilige Helena dem Christentume zu erhalten (vergl. die antike Statue der St. Helena in der Kirche S. Croce in Gerusaleme zu Rom). Die Schule von Athen wird zum Seitenstück der Disputa del Sacramento, und in der christlichen Hölle waltet der griechische Totenschiffer Charon so selbstverständlich, als wäre er durch ein Dogma anerkannt. Nirgends tritt uns diese rasche Wandlung religiösen Empfindens deutlicher entgegen als in den Bildern Fiesoles und Signorellis.

Fiesole malte auf der Decke über dem Altar den Heiland als Weltenrichter, rechts davon sechzehn Heilige und links die Madonna unter den Aposteln und Kirchenlehrern. Aus jedem dieser Köpfe spricht die Glaubensinnigkeit und das selige Empfinden des Mönches, von dem Vasari sagt, daß er nach dem Tode sicher gleich in den Himmel gekommen sei. Im Geiste Fiesoles hätte nach dessen Tode kaum ein anderer die Arbeit vollenden können; mit Fiesole hatte die Kunst reiner naiver Gläubigkeit ihr Höchstes erreicht, mit ihm ist sie begraben worden. Perugino hätte vielleicht am ehesten in ähnlichem Sinne fortfahren können, aber er zog die Orvietaner neun Jahre hin und kam nicht. Seine Hand hätte die Capella della Madonna vermutlich einheitlicher geschmückt, die Hand Signorellis machte sie interessanter. Hier packt uns in ganz unerwarteter Weise die Kraft einer neu erwachten Phantasie: da ist kein episches Nebeneinander, da ist alles dramatisches Leben, Kampf und Leidenschaft im Ausdruck der Gesichter, in der Bewegung der Körper. Wie Fiesole die himmlische Ruhe auf die Erde brachte, so versetzte Signo-

Digitized by Google

relli die irdischen Streiter in den Himmel. Selbst da, wo Signorelli den Fiesole nur ergänzen und sich ihm anpassen wollte, wie in den Deckengemälden, tritt seine dramatische Natur überall hervor.

Vollständig tritt uns aber der ganze Signorelli in den großen Wandgemälden entgegen. Von Dantes gewaltigem Geiste beherrscht, schuf hier ein Gewaltiger das Paradies, die Hölle, die Auferstehung des Fleisches und das Walten des Antichrists. Ich wüßte mit diesen Wandgemälden nur die Schöpfungen Michelangelos in der Capella Sistina und die Stanzen Raphaels zu vergleichen, und wenn diese Werke größer sind, so war eben Signorelli der große Vorläufer derer, die nach ihm — und wohl auch durch ihn — das Größte leisteten.

Unter dem mächtigen Eindruck dieser Bilder, deren Genuß durch ihre treffliche Erhaltung noch erhöht wird, verließ ich den Dom. Wahrhaftig, bestände ganz Orvieto nur aus seiner Kathedrale und den Bildern Signorellis, es hätte eine weit längere und mühsamere Reise gelohnt. Aber immerhin giebt's auch noch anderes hier, das der Rede wert ist. Ich will nicht von den interessanten, in der Dombauhütte verehrten Gemälden (darunter einem herrlichen Selbstporträt Signorellis) oder dem erzbischöflichen Palast mit seiner reichen gotischen Fassade, sowie von dem großartigen Stadthause aus dem vierzehnten Jahrhundert sprechen; zweier Dinge aber muß ich, weil sie in solcher Großartigkeit selten zu sehen, besonders erwähnen: das eine ist ein Brunnen, das andere eine Grabstätte.

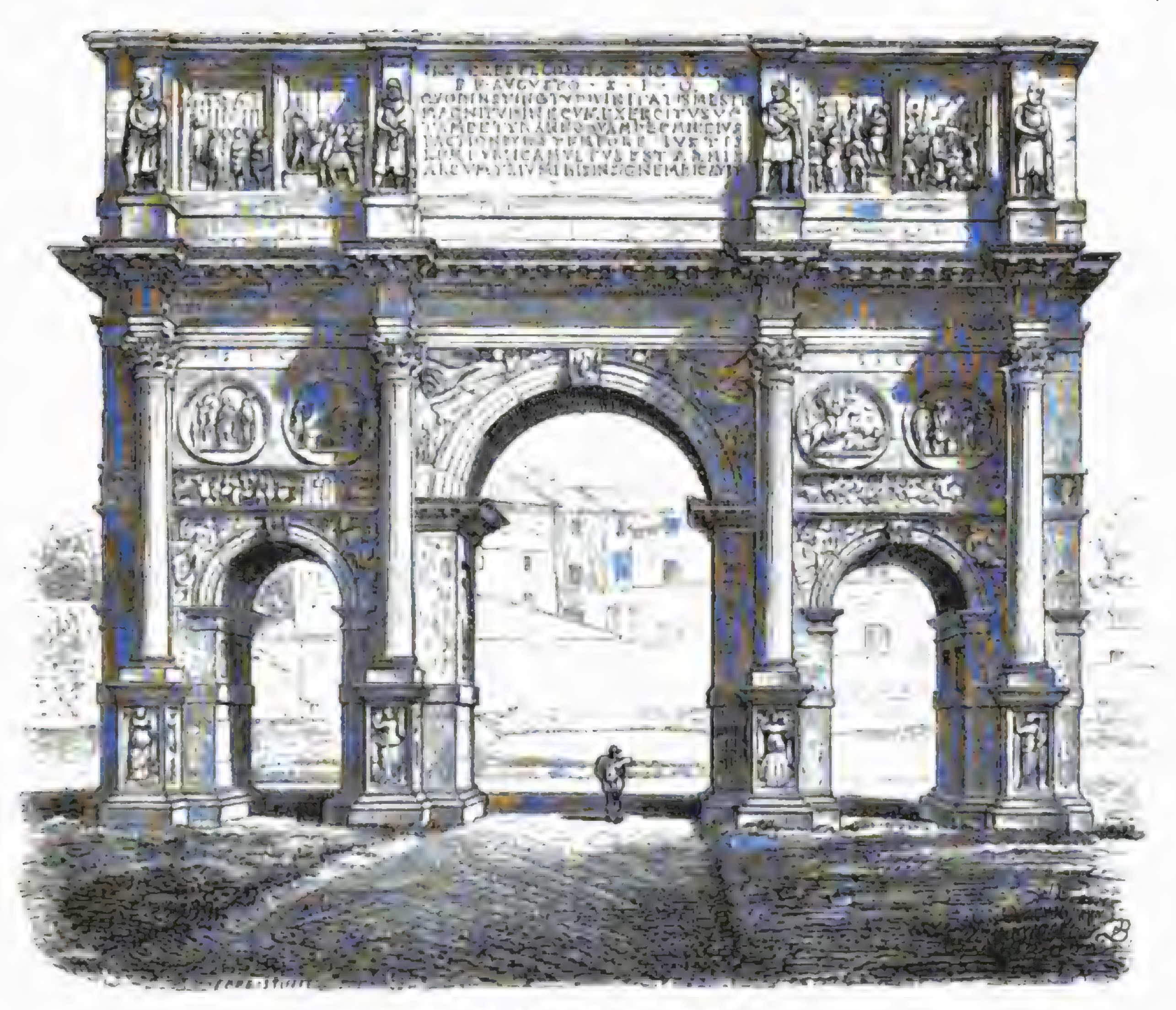
Zur Zeit als Papst Klemens VII. in Orvieto weilte (1527), legte Sangallo den Pozzo di S. Patrizio an, um die Stadt mit Wasser zu versorgen. Er hieb in den Felsen der Stadt eine mächtige Höhlung und erbaute in derselben einen Cylinder mit zweiundsiebzig Öffnungen, die das Licht in den Innenraum strömen lassen. Zwei Wendeltreppen, jede zweihundertachtundvierzig Stufen lang, führen in den Brunnen hinab und zurück, und sind so bequem angelegt, daß man sich zum Wasserholen der Esel bedienen konnte.

Die Grabstätte ist eine etruskische: man hat bisher cirka hundertsechzig bis hundertsiebzig Gräber aufgedeckt und einen reichen Schatz an Schmuck, Waffen und Gefäßen zu Tage gefördert. Was diese Gräber besonders wertvoll macht, das sind die Malereien im Innern, alte etruskische Darstellungen von Kämpfen und religiösen Ceremonien.

Der Weg zu dieser Totenstätte führt durch eine freundliche fruchtbare Hügellandschaft, die reich mit guten Weinen bewachsen. Der beste Wein um Orvieto aber gedeiht auf dem Flaschenberge, dem Monte Fiascone. Wer Orvieto verläßt, versäume nicht, sich am Stadtthor von einer schönen Orvietanerin ein Glas Fiascone reichen zu lassen. Doch guck er nicht zu tief ins Glas; denn der Wein ist feurig und verlockend. Eine alte (auch von Gustav Schwab in hübsche Reimlein gebrachte) Mär erzählt, daß einst ein Herr seinen Knecht von Stadt zu Stadt voraus geschickt, um die Weine zu kosten. Wo der Knecht die besten fand, schrieb er das Wörtchen „Est“ ans Thor. Als er aber nach Orvieto kam und den Fiascone versuchte, schrieb er entzückt zwei „Est Est“ an die Schenkenthür. Freudig sah's der Herr, und trank und trank, bis er am guten Weine sich zu Tod getrunken. Sein Knecht hat ihn zu Grabe gebracht und schrieb ihm auf den Stein:

> Propter nimium Est Est
> Dominus meus mortuus est.
> (Das Übermaß von Est Est
> Ist des Herren Tod gewest.)

Der „Est Est“ vom Monte Fiascone ward aber bald berühmt wie seine Vaterstadt Orvieto.



Der Konstantinsbogen zu Rom.

Litterarische Mitteilungen.

Ein kunsthistorisches Werk in neuer Auflage.

eschichte der Architektur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, dargestellt von **Wilhelm Lübke**. (Leipzig, Verlag von E. A. Seemann.) — Es sind nun gerade dreißig Jahre her, daß dieses vortreffliche Werk zuerst in die Öffentlichkeit trat. Damals erschien die erste Auflage im Verlage von Emil Graul, und zwei Jahre darauf gab E. A. Seemann, zu jener Zeit in Köln, die zweite Auflage heraus, welcher dann weitere vier Auflagen bis jetzt gefolgt sind. Man könnte eine Geschichte dieses einzelnen Werkes schreiben und daran die Fortschritte entwickeln, welche die Kunstanschauung der modernen Zeit zurückgelegt hat. Es würde dabei auch ein Streiflicht auf unsere Monatshefte fallen, deren Hervortreten mit dem Erscheinen der Lübkeschen Architekturgeschichte zusammenfiel. Die erste Auflage der letzteren ist im ersten Bande der Monatshefte kritisch gewürdigt worden, und außerdem enthält derselbe Band eine längere Abhandlung von W. Lübke über „die deutsche Architektur der Gegenwart", eine Arbeit von so fest gefügtem Bau, daß ihr Verfasser in der neuesten Auflage seiner „Geschichte der Architektur" wiederum darauf verwiesen hat. Ist doch in dieser Auflage der Abschnitt über die neue Baukunst nicht von dem Verfasser selbst, sondern von dessen Freunde Karl v. Lützow mit sorgfältiger Wahrung der ursprünglichen Fassung überarbeitet und bis zu den neuesten Entwickelungen fortgeführt worden.

Vergleicht man die früheren Auflagen des Lübkeschen Werkes mit der gegenwärtigen, so

Digitized by Google

bemerkt man schon im äußeren Umfang eine beträchtliche Erweiterung, und doch hat der Verfasser, der ein abgesagter Feind aller Weit- historischen Nachrichten wie in der Beurteilung der Kunstschöpfungen nur dasjenige einzuschalten, was bedeutende Forscher inzwischen dar-

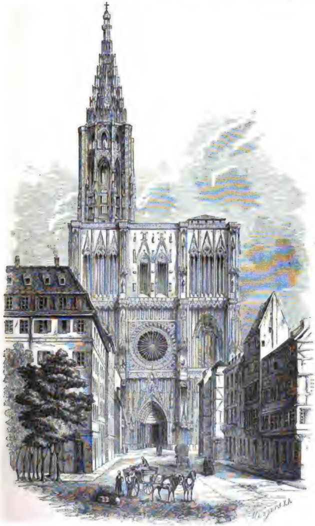
Der Dom zu Limburg.

schweifigkeit ist und durch Kürze und Klarheit des Stils sich besonders auszeichnet, nur die notwendigsten Ergänzungen beigefügt und sich darauf beschränkt, seinem Werke sowohl in den gelegt und eigene Beobachtungen ihm deutlicher erklärt haben.

Die populäre Kunstgeschichtsschreibung ist nicht viel älter als das nun in sechster Auflage

Digitized by Google

vorliegende Lübkesche Werk. Franz Kugler war eigentlich der erste, welcher diesen Weg



Fassade des Straßburger Münsters.

betrat, um in leicht verständlicher Weise mit Einfügung von Illustrationen die Entwickelung der bildenden Künste einem größeren Publikum interessant zu machen. Seine Bestrebungen fielen zusammen mit den vielfachen Versuchen in der populären Darstellung der Naturwissenschaften innerhalb der vierziger Jahre, und sie bildeten gleichsam einen wohlthuenden Gegensatz und Ausgleich zu jenen, indem sie den Wert der Kultur in einer ihrer wichtig-

Digitized by Google

sten Äußerungen historisch begründeten. Franz Kugler war ganz besonders geeignet, einen Kreis von Schülern um sich zu versammeln, und wie sein Anteil an der Poesie auf Paul Heyse, Emanuel Geibel, Theodor Fontane und andere Einwirkung übte, so fanden seine Lübke bereits in der deutschen Nation Wurzel gefaßt haben, beweist der Umstand, daß sie trotz der Kostspieligkeit ihrer Herstellung immer wieder in neuen Auflagen erscheinen können.

Die Einteilung des ganzen Werkes ist dieselbe geblieben wie beim ersten Erscheinen.

S. Pierre zu Caen.

kunsthistorischen Bestrebungen vorzugsweise in Friedrich Eggers und Wilhelm Lübke ihre weitere Entwickelung und Ausbreitung. Andere Kunstforscher sind Lübke inzwischen zur Seite getreten, und das gesamte Gebiet hat eine erfreuliche Ausbreitung und nach vielen Richtungen hin detailliertere Ausführung erfahren; wie sehr aber gerade die Werke von Wilhelm Der gesamte Inhalt ist in sechs Bücher gruppiert und jedes dieser Bücher zerfällt wieder in einzelne Kapitel. Das erste Buch behandelt die alte Baukunst des Orients, darunter besonders in ausführlicher Weise die ägyptische Architektur, dann die babylonisch-assyrische und darauf die persische Baukunst, letztere mit einem Anhang über die Architektur der Sassaniden.

Daran schließt sich das Kapitel über die phönicische und hebräische Baukunst, welches in der ersten Auflage fehlte; es folgt dann die kleinasiatische und endlich die indische Baukunst. Darauf behandelt das zweite Buch die klassische Periode, die griechische, etruskische und römische Baukunst, nebst den verschiedenen Stilen in den Epochen ihrer Entwickelung. Im dritten Buche wird die altchristliche Baukunst abgehandelt, und das vierte Buch schildert die mohammedanische Baukunst, deren Stil und Verbreitung bis nach Spanien und Sicilien verfolgend. Dann kommt die Entwickelung der christlich mittelalterlichen Architektur, der romanische und gotische Stil, und in diesen Kapiteln zeigen sich die Kenntnisse und die Beobachtungsgabe des Verfassers von der glänzendsten Seite. Auch die Darlegung der neueren Baukunst, namentlich die Entwickelung und Ausbreitung der Renaissance in Italien und in den übrigen europäischen Ländern zeigt in jeder Zeile den gründlichen Sachverständigen, der mit gewissenhafter Sorgfalt überall verbessert und erweitert hat. Bei diesem Buche ist ihm denn auch die Beihilfe seines Freundes Karl v. Lützow, der sich gleichfalls mit großem Erfolge der Kunstgeschichte gewidmet hat, zu gute gekommen.

Das Pantheon zu Paris.

Aber nicht nur die Ausarbeitung des Textes hat durch Heranziehung alles dessen, was die Forschung im Laufe der letzten zehn Jahre an neuen Thatsachen ermittelt hat, erheblich gewonnen, sondern auch die Illustrationen sind durch wichtige Nummern vermehrt worden. In die letzten Jahre fallen die großen Entdeckungen aus altgriechischer Zeit; durch die Ausgrabungen Schliemanns, denen sich diejenigen zu Olympia und Pergamon anschließen, sind diese Forschungen in ein ganz neues Licht gerückt worden. Über das Herauswachsen der griechischen Kunst aus der orientalischen ergaben sich überraschende Aufschlüsse, und die ägyptische Baukunst ist gleichfalls durch neuere Werke in fast erschöpfender Weise dargestellt worden. Ähnlich erging es in Bezug auf die mittelalterliche Baukunst, sowie auf die Geschichte der Renaissance in Italien und Frankreich, überall erschienen Specialarbeiten von großer Bedeutung und in splendider Ausstattung, so daß auch dem Illustrationsmaterial wichtige Einzelheiten zugeführt werden konnten.

Wie in früherer Zeit bei ähnlichen Gelegenheiten, so hat die Verlagshandlung uns auch diesmal einige Abbildungen zur Einfügung in diese Besprechung überlassen. Wir haben

Digitized by Google

absichtlich aus verschiedenen Epochen Bilder gewählt und mußten dabei auch auf unser Format Rücksicht nehmen. Rühmend muß noch erwähnt werden, daß die Auswahl der Illustrationen zu Lübkes „Geschichte der Architektur“ mit großer Umsicht getroffen ist: es finden sich nicht nur öffentliche Gebäude sowohl für die Zwecke des Kultus wie der Verwaltung, sondern auch Privatbauten von charakteristischem Geschmack.

Die von uns gewählten Abbildungen sind aus den verschiedensten Stilperioden herausgegriffen: da ist der Konstantinsbogen zu Rom, der Dom zu Limburg als Repräsentant des romanischen Stils, die Fassade des Straßburger Münsters, der reizende Chor der Kirche S. Pierre zu Caen aus der ersten Zeit der Renaissance und das Pantheon zu Paris, alles Stilproben aus weit auseinanderliegenden Perioden der architektonischen Kunst, aber gerade deshalb für unseren Zweck besonders geeignet.

Weihnachtslitteratur.

Als ein Geschenk, welches in seiner Art den höchsten Anforderungen nach jeder Richtung hin genügt, kann die von Alfred v. Wurzbach herausgegebene **Rembrandt-Galerie** bezeichnet werden, welche aus dem Verlage von Paul Neff in Stuttgart hervorgegangen ist und nun vollständig in schönster Ausstattung als wirkliches Prachtwerk vorliegt. Eine Auswahl von sechzig Blättern ist in Groß-Folio nach den vorzüglichsten Stichen, Radierungen und Schwarzkunst-Blättern in Lichtdruck ausgeführt, und außerdem enthält ein besonderer Textband noch vierzig kleinere Radierungen. Dieser Textband in Groß-Quart giebt eine ausgezeichnete und doch kurz gehaltene Erklärung sämtlicher einzelnen Bilder, und somit wird in diesem Werke wirklich zum erstenmal die Möglichkeit geboten, Rembrandt vollkommen würdigen und schätzen zu lernen. Die Lichtdrucke sind im Atelier von Martin Rommel u. Co. in Stuttgart ausgeführt und verdienen die vollste Anerkennung. Das Werk gehört in der That zu den vorzüglichsten Erscheinungen auf diesem Gebiete. — Noch einige andere Lieferungswerke sind in letzter Zeit zum Abschluß gelangt, darunter namentlich die fünf Bände des im Verlage von Greßner u. Schramm in Leipzig erscheinenden reich illustrierten Werkes **Europas Kolonien**, West-Afrika vom Senegal zum Kamerun, sodann das Kongo-Gebiet, Süd-Afrika, Ost-Afrika, nach den neuesten Quellen geschildert von Dr. Hermann Roskoschny. Die Verlagshandlung hat sich bereits durch mehrere ausgezeichnete Illustrationswerke hervorgethan und bietet hier ein verhältnismäßig billiges Prachtwerk, von welchem jeder einzelne Band als selbständiges Geschenk gelten kann. — Auch die Verlagshandlung von Heinrich Schmidt u. Karl Günther in Leipzig hat bereits früher die Veröffentlichung empfehlenswerter Prachtwerke unternommen. Soeben geht das reich ausgestattete, auf vier Teile angelegte Werk dieser Art **Frankreich in Wort und Bild** seiner Vollendung entgegen. Die letzte Abteilung über Süd-Frankreich bietet für landschaftliche Schilderungen und anziehende Illustrationen ungemein reichen Stoff. Ein Anhang wird sich dann noch über Algier und die Kolonien verbreiten und somit das ganze Werk an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. — In demselben Verlage, gleichsam als Fortsetzung der Prachtwerke über „Rom“ und „Neapel“, wird augenblicklich auch **Florenz in Wort und Bild** von Rudolf Kleinpaul herausgegeben. Die große Reichhaltigkeit des Stoffes und die bewährte Tüchtigkeit des Verfassers sind die beste Empfehlung für dieses, den beiden Vorgängern gleichwertig zur Seite stehende Buch, dessen Erscheinen rüstig vorwärts schreitet. — Bei der Bewunderung der italienischen Kulturstätten, ihrer Kunstschätze und landschaftlichen Reize hat übrigens die vorgenannte Verlagshandlung unser deutsches Vaterland nicht ganz außer acht gelassen und unter dem Titel **Weimar-Album**, Blätter der Erinnerung an Karl August und seinen Musenhof, eine geschichtliche Schilderung von Aug. Diezmann, als Lieferungswerk mit vielen Stahlstich-Illustrationen begonnen, dessen bis jetzt erschienene Hefte bereits den Beweis liefern, daß hier ein wertvolles und unser nationales Gefühl besonders sympathisch berührendes Werk entstehen wird. — Im Verlage von Adolf Titze in Leipzig erschienen einige ganz besonders zu Festgeschenken geeignete Bände, von denen wir das **Vaterunser** von Paul Thumann, mit neun größeren Bildern und einer Anzahl Vignetten geschmückt, auf das eindringlichste empfehlen können, da der einheitlich künstlerische Charakter darin ungemein wohlthuend berührt. — Gleich empfehlenswert ist das reizende Buch, welches dreizehn musikalische Kompositionen: **Kinderscenen** von Robert Schumann, mit Dichtungen von Albert Träger und Bildern von

Alexander Zick enthält. Hier ist gewissermaßen eine Dreieinigkeit geboten, zu welcher alle Freunde des Schönen in Verehrung aufblicken werden. — Auch aus dem rührigen Verlage von Otto Spamer sind in diesem Jahre wieder mancherlei neue Bücher versandt worden. Die zweite Auflage des **Illustrierten Konversations-Lexikon für das Volk** schreitet rüstig vorwärts, und von dem verdienstvollen Werk **Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien**, Rundschau auf allen Gebieten der gewerblichen Arbeit, in Verbindung mit einer Anzahl von Gelehrten herausgegeben von Prof. F. Reuleaux, liegt nun auch der sechste Band, in welchem die mechanische Bearbeitung der Rohstoffe behandelt wird, in achter Auflage vor. Es wird darin eine Menge von Erzeugnissen behandelt, welche das tägliche Leben in Anwendung bringt, wie Nadeln, Stahlfedern, Messer, Gabeln, Waffen, Seile, Wollwaren, Borsten und dergleichen mehr. Die schöne, dauerhafte Ausstattung dieser vielverbreiteten Bände ist längst bekannt. Auch in Bezug auf die illustrierte Jugend- und Hausbibliothek von Otto Spamer ist Älteres in neuen Auflagen und dazu mancherlei Neues erschienen. Besonders günstig und als Gegenstück zu früheren Geschenkbüchern für die männliche Jugend führt sich ein: **Prinz Eugen der edle Ritter** von W. und J. Wägner, eine Erzählung, welche dem Studium der Geschichte in verdienstlicher Weise zu Hilfe kommt. — Die Verlagshandlung von Ferdinand Hirt u. Sohn in Leipzig hat gleichfalls ihre Auswahl von Jugendschriften um einige Novitäten vermehrt. Es befinden sich darunter kulturhistorische Erzählungen von Brigitte Augusti und Oskar Höcker; von ersterer nennen wir **Das Pfarrhaus zu Tannenrode**, mit sehr hübschen Illustrationen, von letzterem **Ein deutscher Apostel**, gleichfalls reich und geschmackvoll illustriert. — Auch die Verlagshandlung von A. Hartleben in Wien ist nicht zurückgeblieben und hat zwei schön ausgestattete Werke, welche in Lieferungen erschienen sind, mit elegantem Einband für den Weihnachtstisch fertiggestellt. Das eine ist betitelt **Zwischen Donau und Kaukasus**; es hat den unermüdlichen A. von Schweiger-Lerchenfeld zum Verfasser und schildert Land- und Seefahrten im Bereiche des Schwarzen Meeres. Abgesehen von dem zeitgemäßen Stoff, ist das Buch auch durch seinen engen Anschluß an die gegenwärtigen geistigen Bestrebungen in Rußland, sowie durch die interessanten Illustrationen besonders empfehlenswert. Von strengerer wissenschaftlicher Haltung ist das andere Werk **Die Alpen**, Handbuch der gesamten Alpenkunde, von Prof. Dr. Friedrich Umlauft, mit größeren und kleineren Illustrationen und einer ganzen Anzahl von Karten versehen, ein Buch, welches bei allen Touristen, aber auch bei jedem Naturfreunde großen Beifall finden wird. — Den Freunden der Scheffelschen Muse wird das schöne Illustrationswerk **Scheffels Ekkehard** in Bildern von Benczur, Diez, Liezen-Mayer, G. Max u. a. und Textillustrationen von Otto Seitz, welches die Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München soeben versandt hat, hoch willkommen sein. Es handelt sich um einen Bildercyklus, welcher bereits in verschiedenen Ausgaben Gemeingut geworden ist und nun hier in einem prachtvoll ausgestatteten Quartbande mit begleitendem Text von L. Fulda geboten wird. — Versäumen wollen wir nicht, auch noch darauf hinzuweisen, daß im Verlage von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig die dritte Auflage von **Hogarths Werken**, eine Sammlung von Stahlstichen nach seinen Originalen, mit Text von G. Ch. Lichtenberg, revidiert und vervollständigt von Dr. Paul Schumann, erschienen ist. Der sorgfältige Druck der Stiche und die elegante Ausstattung des ganzen Werkes sind Vorzüge, welche die neue Auflage dieses Werkes, in welchem Hogarth und Lichtenberg in ihrer Geistesverwandtschaft zusammenwirken, auf das vorteilhafteste auszeichnen. — Als Seitenstück zu der Münchener Bunten Mappe, zu welcher sich seit Jahren hervorragende Dichter und Künstler der Isarstadt vereinigten, ist nun im Verlage der ehemals Bruckmannschen Verlagshandlung für Kunst und Wissenschaft in München eine **Berliner Bunte Mappe** erschienen, in welcher sich eine stattliche Reihe von schriftstellerischen und künstlerischen Kräften zur Herstellung eines ebenso ansprechenden wie wertvollen Festgeschenkes vereinigt hat. Diese bunten Mappen sind eigentlich eine Erneuerung des ehemaligen Düsseldorfer Künstleralbums, wie dieses wieder die Erneuerung des in den sechziger Jahren zu Berlin von Franz Kugler und Friedrich Eggers herausgegebenen Prachtwerkes „Argo“ bildete. Das neue Berliner Unternehmen weist eine ganze Reihe der gefeiertsten Namen von beiden Gebieten auf, und man müßte sie alle verzeichnen, wollte man sich keiner Unterlassungssünde schuldig machen. Die Ausstattung ist der berühmten Verlagsanstalt würdig. — Nachdem die verschiedenen Länder, Staaten und Völker einzeln in reich illustrierten Prachtwerken dem Publikum vorgeführt wurden, unternahm die Verlagshandlung von R. Schultz u. Co. in Straßburg ein illustriertes Gesamtwerk, welches den Titel **Die Wunder der Welt** führt und in fünf Bänden die einzelnen Weltteile zu schildern unternimmt. Bei der Fülle des bereits vorliegenden Materials darf es als eine glückliche Idee bezeichnet werden, ein derartiges

zusammenfassendes Bild der gegenwärtigen Welt darzustellen. Der erste Band „Europa" liegt nun vor; er enthält eine große Anzahl meist vortrefflicher Holzschnitte, und der Text von Adolf Brennecke schildert die Merkwürdigkeiten von Land und Leuten mit Rücksicht auf die geschichtliche Entwickelung und kulturhistorische Bedeutung, wie sie sich in den verschiedenen Staaten, hervorragenden Städten u. s. w. kenntlich machen. — Weniger reich illustriert, dafür aber etwas systematischer bearbeitet erscheint ein ganz ähnliches anderes Lieferungswerk, welches unter dem Titel **Länderkunde der fünf Erdteile**, unter fachmännischer Mitwirkung von Alfred Kirchhoff, dem Studium der Geographie entgegenkommt und dabei gleichfalls der Geschichte und Kulturentwickelung Rechnung trägt. Hier sind die beiden ersten Bände der Länderkunde von Europa gewidmet, und die Namen der bei der Ausführung beteiligten Gelehrten verbürgen eine sorgfältige Behandlung. — Noch ein sehr zeitgemäßes und in Bezug auf die technische Ausführung empfehlenswertes Werk liegt in einundzwanzig Lieferungen nun vor; es ist **Afghanistan und seine Nachbarländer**, geschildert von Dr. Hermann Roskoschny. (Leipzig, Greßner u. Schramm.) Von demselben Verfasser wurden bereits illustrierte Schilderungen über Rußland mit bestem Erfolg veröffentlicht, ebenso wie dessen Arbeit über „Europas Kolonien" im Eingang dieser Besprechung gedacht ist. „Afghanistan" ist ein Werk, das bei dem wachsenden Interesse, welches sich den Gegenden zwischen Rußland und Indien zuneigt, viele Freunde finden wird, die sich auf die Beurteilung kommender Ereignisse vorbereiten wollen. — Im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig erscheinen gegenwärtig mehrere wertvolle wissenschaftliche Werke, die sich ebensowohl durch die Namen der rühmlichst bekannten Verfasser, wie durch die Gediegenheit und Sorgfalt der Ausstattung empfehlen. Im vorigen Jahre bereits wurde der erste Band einer **Völkerkunde** von Dr. Friedrich Ratzel herausgegeben, und zwar behandelt dieser erste Band die Naturvölker Afrikas. Das in letzter Zeit massenhaft angewachsene Material ist hier mit größter Gewissenhaftigkeit gesichtet und in wahrhaft klassische Formen gebracht. Zwar genau mit den Quellenwerken bis in die neueste Zeit vertraut, hat sich doch der Verfasser — er ist Professor an der Münchener Universität — vor allen zweifelhaften Angaben und Übertreibungen fernzuhalten gewußt. Ganz vortrefflich führt die Einleitung dieses Bandes in das Studium des Gesamtwerkes ein, indem die Grundzüge der Völkerkunde darin ausführlich klargelegt werden. Außer einer großen Anzahl trefflicher Abbildungen im Texte enthält dieser erste Band zehn schön ausgeführte Aquarelltafeln und zwei Karten. — In demselben Lexikonformat, gleichfalls in musterhaftem schönem Druck mit zahlreichen Textillustrationen, Aquarelltafeln und Karten, erschien in demselben Verlage der erste Band einer **Erdgeschichte** von dem bekannten Geographen Dr. Melchior Neumayr, und zwar giebt dieser erste Band eine allgemeine Geologie, eingeteilt in die physikalische Geologie, die dynamische Geologie und endlich die Gesteinsbildung. Neumayr ist als Direktor der Sternwarte in Hamburg, sowie durch frühere Werke auf den Gebieten der Geographie und Meteorologie vorteilhaft genug bekannt, um dieses neueste Werk als eine Bereicherung wissenschaftlicher Forschung einzuführen. — Endlich gebührt auch dem dritten Werke, welches dieselbe Verlagshandlung gleichfalls vorläufig im ersten Bande verschickt hat, die eindringlichste Empfehlung, denn der Verfasser ist auf dem Gebiete der Anthropologie von hervorragender Geltung. Dieses Werk führt den Gesamttitel **Der Mensch** von Dr. Johannes Ranke, und der erste Band behandelt Entwickelung, Bau und Leben des menschlichen Körpers. Der Verfasser, bekanntlich Universitätsprofessor in München, hat es in bewunderungswürdiger Weise verstanden, den schwierigen Stoff in eingehender und doch für weitere Kreise zugänglicher Form erschöpfend zu behandeln. Auch diesem Bande sind zahlreiche Abbildungen im Text und vierundzwanzig Aquarelltafeln beigegeben. Selbstverständlich beziehen sich diese Abbildungen zum größten Teile auf anatomische Einzelheiten, auf die inneren Teile, das Knochengerüst, die Muskeln und Nerven, und man staunt über die außerordentliche Genauigkeit, mit welcher diese bildlichen Darstellungen ausgeführt sind. Der Text gliedert sich nach der Einleitung in die physische Entwickelung des Menschen, die niederen und endlich die höheren Organe, deren letzte Abteilung von den Sinnesorganen und Sprachwerkzeugen handelt. — Auf ein ganz anderes Gebiet führt uns der **Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur**, eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte, nach den Quellen bearbeitet von Dr. Gust. Könnecke (Marburg, Elwertsche Verlagshandlung), eine willkürlich zusammengestellte Vereinigung von Porträts, merkwürdigen Titelbildern, Facsimiles und dergleichen mehr, nebst ganz kurzen Erklärungen. Das Ganze wird eben ein interessantes Nachschlagebuch werden, und diejenigen Freunde der Litteratur, welche Gegner der illustrierten Litteraturgeschichten sind, finden hier das bildliche Material in aparter Ausgabe. — Von der **Geschichte des römischen Kaiserreichs** von Viktor Duruy, übersetzt von Prof. Dr.

G. Hertzberg (Leipzig, Heinrich Schmidt u. Karl Günther), sind wieder mehrere Lieferungen erschienen, und das prächtig ausgestattete, mit zahlreichen Illustrationen geschmückte Werk rechtfertigt auch in dieser Ausgabe den großen Ruf, der dem Original bereits zu teil geworden. Diese neuesten Hefte schildern den Glanzpunkt der römischen Kaisergeschichte; auf die Regierung Trajans folgt diejenige des verständigen und entschlossenen Hadrian, dessen Sorgfalt den Arbeiten des Friedens und des inneren Wohlstandes zugewendet war. Von ihm sagt der Verfasser mit Recht: „Wenn wir den verdienten Ruhm der Regenten nach dem Glück bemessen, welches sie ihren Völkern bereitet haben, so wird Hadrian unter allen römischen Kaisern die erste Stelle einnehmen müssen." Auf ihn folgen Antoninus Pius und Marc Aurel, gleichfalls zwei ausgezeichnete Herrscher. Nicht zum geringsten Teil verdienen die Illustrationen in dieser deutschen Ausgabe des Duruyschen Werkes rühmende Erwähnung. Diese Porträts, Kunstdenkmäler, Münzen, Ansichten und Pläne sind sämtlich nach den besten Originalen angefertigt und dienen somit als authentische Erläuterungen. — Als ebenso sinniges wie geschmackvoll ausgestattetes Festgeschenk präsentiert sich das bei Richter u. Kappler in München erschienene Sammelwerkchen **Blüten und Ähren**, und die Herausgeberin Marie Beeg hat es mit Recht ein Schatzkästchen für die junge Mädchenwelt genannt. Im weitesten Kreise sind darin alle Freunde derselben vertreten: von Marie v. Olfers bis zu Nataly v. Eschstruth. Auch Frau Lina Morgenstern, Frau Luise Otto, J. Trojan, Karl Gerock und der bayerische Dialektdichter Maximilian Schmidt sowie viele andere haben dazu Gaben gespendet. — Ebenso unterhaltend wie instruktiv ist das bei A. Hartleben in Wien erschienene, mit hübschen Illustrationen versehene und überhaupt geschmackvoll ausgestattete Buch **Viertausend Meilen unter Sturmsegeln** auf der dem Grafen Bardi gehörenden Yacht „Aldegonda", von Detlev v. Heydebrand und der Lasa. Der Leser wird darin auf ganz ungezwungene Weise mit den Einzelheiten der Segelschiffahrt bekannt gemacht und lernt außerdem einzelne Küstenplätze und ihre Bewohner auf der Fahrt von Dartmouth an der Südküste von England bis nach Pola unweit Triest kennen. Namentlich Gibraltar, Malta und Korfu geben zu anziehenden Schilderungen des dortigen Volkslebens Veranlassung. — Ein sehr passendes Festgeschenk bildet auch die siebente Auflage von K. v. Holteis **Vagabunden**, welche im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau hübsch gebunden erschienen ist. Die unverwüstliche Frische dieses Buches erweist sich aufs neue bei dieser Gelegenheit. Auch unter den Kinderbüchern desselben Verlages findet sich mancherlei Neues, so z. B. der Märchen- und Geschichten-Strauß **Vergißmeinnicht** von Therese v. Rothschütz.

Litterarische Notizen.

Als ein wissenschaftliches Werk von hoher Bedeutung, dem zugleich weite Kreise der Gebildeten ein lebhaftes Interesse entgegenbringen dürften, begrüßen wir Julius Lipperts **Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau**. (Stuttgart, Ferd. Enke.) Der vorliegende erste Band — der zweite abschließende soll noch im Laufe dieses Jahres erscheinen — imponiert zunächst durch die ebenso eigen- als großartige Anlage. Mit dem älteren, im engeren Sinne historischen Schema der Kulturgeschichte, wonach unter Vorausschickung einiger Allgemeinheiten über die „vorhistorische Zeit" einfach eine Geschichte der Entwickelung der für das europäische Kulturcentrum wichtigen Völker alter, mittlerer und neuerer Zeit gegeben wurde, hat man längst gebrochen, doch wohl noch nie so gründlich, wie es hier geschieht. Lippert beginnt mit einer Urzeit, die weit vor der „Zähmung des Feuers" liegt, und sein erster Band führt nicht über die Ansiedelung der jüngeren Völker in Europa und die sich daran knüpfenden Untersuchungen über die Verbreitung der Zuchttiere, der Nahrungspflanzen und Genußmittel hinaus. Doch ist die Darstellung eine vergleichende: zur Beleuchtung der Kulturstufen und -Fortschritte in historisch nicht erreichbaren Zeiten werden überall Verhältnisse der noch jetzt in relativem Naturzustande lebenden Völker und Rudimente älterer Denk- und Lebensformen bei den Kulturvölkern historischer Zeit herangezogen. Diesen unendlich weitschichtigen und zerstreuten Stoff beherrscht der Verfasser in geradezu erstaunlichem Maße, auch wenn man in Anschlag bringt, daß er eine Anzahl der schwierigsten und wichtigsten Fragen in Specialarbeiten — wir heben besonders seine „Geschichte der Familie" hervor — bereits früher gründlich zu behandeln Gelegenheit nahm. Den leitenden Gedanken, die Einheit in der Fülle der Bestrebungen und Erscheinungen, findet er in dem Princip der Lebensfürsorge, aus welchem sich ihm auch

die Anfänge einer geistigen Kultur in engerem Sinne, namentlich die Keime der religiösen Vorstellungen, ergeben. Wie weit es berechtigt war, gerade dieses Princip zum roten Faden der Darstellung zu machen, das zu untersuchen, müssen wir der wissenschaftlichen Fachkritik überlassen, ebenso die Beurteilung der Stellungnahme des Verfassers zu einzelnen Problemen, wie z. B. zu der alten Streitfrage nach der Völkerzugehörigkeit der Scythen, zu den Fragen nach Heimat und Verbreitungszeit wichtiger Nutztiere und -Pflanzen u. a. m. Wir können und wollen nur konstatieren, daß er es meisterhaft verstanden hat, auf dem eingeschlagenen Wege die Kulturentwickelung der Menschheit nach außen und innen zusammenhängend und übersichtlich zur Darstellung zu bringen. Gespannt darf man sein, wie er die bei dem relativ beschränkten Raume, welcher ihm noch zu Gebote steht, doppelt schwierige Aufgabe lösen wird, die ungeheure Stoffmasse, welche namentlich nach der Seite der gesellschaftlichen und der ästhetischen Bildung hin für den zweiten Band übriggeblieben ist, zu bewältigen; daß es ihm gelingen wird, daran zweifeln wir keinen Augenblick. Die Form der Darstellung ist trotz des offenbaren Bestrebens nach gehaltreicher Kürze eine ebenmäßig glatte und fesselnde; daß sie aufmerksame Leser fordert, ist ihr gutes Recht, nur dürfte bei aller Anerkennung der verschiedenartigen Schwierigkeiten der Wunsch erlaubt sein, der Verfasser möchte hier und da, zumal in den allgemeineren Ausführungen, den eigentlichen und plastischen Ausdruck mehr als bisher bevorzugen.

* *
*

Geschichte der neueren Litteratur. Von Adolf Stern. Sechster und siebenter Band. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) — Mit vorliegenden beiden Bänden hat der Verfasser sein verdienstvolles Werk zum Abschluß gebracht. Mit den bezeichnenden Worten „Liberalismus und Demokratismus" charakterisiert er die geistigen Strömungen von 1830 bis 1848, während „Realismus und Pessimismus" die Merkmale der augenblicklichen europäischen Litteraturbewegung sind. Man merkt es der geistvollen Darstellung Sterns an, daß er all dem Neuen, was „nach Gestaltung" ringt, nicht gerade mit ästhetischem Wohlbehagen gegenübersteht; er hat ein Recht dazu — wie viele Richtungen haben sich seit Goethes Tode nicht schon überlebt! Die „Richtung" macht es eben nicht, sondern der einzelne, der große Poet. Bei Betrachtung des modernen Industrialismus in der Litteratur hätte übrigens der Verfasser den wahren Grund angeben sollen: Das eigentlicher Poesie abgeneigte, von „Wissenschaft" durchdrungene Publikum will eben seine Specialdichter haben. Spielhagen soll nur Romane, Heyse nur Novellen, Hamerling nur Epen schreiben; beugen sie sich dieser Despotie nicht, so belehrt sie die Erfahrung bald, daß sie nicht — gehört werden. Bei Aufzählung der Allerneuesten wird, da z. B. Wildenbruch und Baumbach erwähnt sind, der Leser sehr viele Namen vermissen, jedoch das läßt sich nicht ändern; eine Litteraturgeschichte der Gegenwart kann nie objektiv sein, sie giebt immer nur ein Bild von dem, was der Verfasser gelesen hat, was ihm sympathisch war, oder das er aus gewissen Gründen lesen mußte, auch wenn es ihm mißfiel. Der dem ganzen Werke beigefügte Index ist eine wertvolle Zugabe. Den Litteraturfreunden kann das umfangreiche Werk aufs wärmste empfohlen werden; viele Einzeldarstellungen sind durch dasselbe überflüssig gemacht.

* *
*

Ein eigentümlich fesselndes, in jeder Beziehung gediegenes Werk bietet uns Kuno Stommel: **Aus dem Geistesleben der Gegenwart.** Bunte Blätter. (Düsseldorf, Felix Bagel.) So verschiedenartig die Aufsätze sind, die höchsten Fragen berührend, so geistbildend wirkt jeder derselben. Manche Ansichten des Verfassers werden Widerspruch erregen; aber sie beweisen eben, daß Stommel in seinen Ausführungen ein folgerichtiger Denker bleibt und sich selber nirgends widerspricht. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen die Betrachtungen „über das Romanheldentum in der Moral", ebenso die ästhetischen Versuche über dramatische Dichtung, an Wagners „Gesamtkunstwerk" anknüpfend. Hier vergißt der Verfasser, daß derartige Fragen selten theoretisch, sondern mit einem Schlage praktisch durch das Genie gelöst werden. Das Musikdrama beherrscht augenblicklich die Bühne und wird so lange den Vorrang inne haben, bis sich der Dramatiker findet, der nicht an Shakespeare, Schiller, Kleist und andere erinnert, sondern der, wie Wagner, eben etwas Neues in neuen Formen sagt. Der Aufsatz: „Die Kunst, gesund zu werden" sei allen — Gesunden empfohlen. Was der Verfasser über „Adam Smith als Schutzzöller" oder „über volkswirtschaftliche Schlagwörter" sagt, werden die Beteiligten sicherlich nicht gelten lassen; trotzdem dürfte ihm der Unparteiische recht geben. Kurz, wer noch Sinn und Muße hat für etwas schwerer wiegende Lektüre, der möge sich den Genuß dieser „bunten Blätter" nicht entgehen lassen.

* *
*

Von besonders fesselndem Inhalte ist der diesjährige siebente Band des **Goethe-Jahrbuches.** (Frankfurt a. M., Litterarische An-

stalt, Rütten u. Loening.) Dem Herausgeber, L. Geiger, war es vergönnt, das inzwischen erschlossene Goethe-Archiv benutzen zu dürfen. Mitgeteilt werden aus demselben fünfzehn Briefe Goethes an seine Schwester Cornelia und einundzwanzig an Behrisch: bei diesen eigentümlichen Briefen bemerkt man, daß Goethe noch nicht an andere Leser als den Briefempfänger gedacht hat. Von den mitgeteilten Abhandlungen verdient besonders hervorgehoben zu werden Brunnhoffers Aufsatz: „Giordano Brunos Einfluß auf Goethe.“ Verf. führt den Nachweis, daß einige der schönsten und gerühmtesten philosophischen Gedichte Goethes nichts weiter sind als in Verse gebrachte Umschreibungen lateinischer Sätze Brunos. Daß Goethe, wie auch bei anderen ähnlichen Gelegenheiten, seinen Zeitgenossen die „Quellen“ ängstlich sorgsam verschwieg, mag uns heute befremdlich erscheinen; indessen in solchen Fragen ändern sich die Anschauungen. Freilich wird man fernerhin Verse wie die vielgenannten: „Was wär ein Gott, der nur von außen stieße“ nur noch mit denselben Einschränkungen als von Goethe herrührend bezeichnen, wie man z. B. von „la regata veneziana“ kurzweg sagt, sie sei von Liszt.

Der letzte Teil des umfangreichen Bandes enthält Miscellen, Chronik und Bibliographisches und ist nur für diejenigen von Bedeutung, welche sich das wissenschaftlich betriebene Studium der Goetheschen Werke zur Lebensaufgabe gemacht haben, wobei freilich die „Textvergleichung“ von allerunterstgeordneter Bedeutung ist. Beigefügt ist dem Bande der erste Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft und ein Verzeichnis der Mitglieder derselben. Merkwürdigerweise sind die „Künstler“ und die „Kollegen“ des Olympiers in dieser Liste in äußerst schwacher Anzahl vertreten.

* * *

Friedrich August, Prinz von Schleswig-Holstein-Augustenburg, Graf von Noer. Briefe und Aufzeichnungen aus seinem Nachlaß. Herausgegeben von Carmen, Gräfin von Noer. (Nördlingen, Verlag der C. H. Beckschen Buchhandlung.) — Diese Briefe und Aufzeichnungen enthalten zwar sehr wenig politisches oder historisches Material, aber sie geben das interessante und ergreifende Lebensbild eines ganz auf eigenen Füßen stehenden Mannes, der die ihm durch die Geburt vorgeschriebenen Bahnen verläßt, um auf dem Gebiete rein wissenschaftlicher Thätigkeit sich einen Wirkungskreis zu schaffen. Wenn ihm dies auch nur in beschränktem Maße gelingt, so fesselt uns doch sein konsequentes Ringen und Streben nach dem vorgesetzten Ziele. Prinz Friedrich August neigte von frühester Jugend an zu gelehrten Forschungen: die orientalischen Sprachen und die Geschichte der alten Kulturvölker waren die Gegenstände, die ihn mächtig anzogen, und nachdem er in Cambridge studiert und große Reisen in Australien, Afrika und Asien gemacht hatte, verheiratete er sich mit einer Hamburger Bürgerstochter, verzichtete auf den Titel und die Rechte eines Prinzen von Schleswig-Holstein und lebte als Graf von Noer auf seinem Stammschlosse gleichen Namens, glücklich in der selbst gewählten einfachen Existenz, seinen schriftstellerischen Arbeiten hingegeben, bis ihn leider ein frühzeitiger Tod denselben entriß. Solange seine Eltern lebten, entzog er sich nicht ganz den Anforderungen seiner Geburt, indem er die Beziehungen seines Hauses zu auswärtigen Mächten durch Besuche am englischen Königshofe und in den Tuilerien aufrecht hielt. Er zieht jedoch stets den Umgang mit Gelehrten vor. Erst nach dem Tode des Vaters resignierte er völlig und endete damit jede Aussicht auf etwaige Erbansprüche in den Herzogtümern. Das Buch ist von seiner Witwe herausgegeben; es reiht sich in gewissem Sinne den im Jahre 1861 erschienenen politischen Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer an und beschließt die Geschichte dieser unglücklichen Linie des Hauses durch eine Art von idyllischem Nachspiele.

* * *

Reisebriefe von Karl Maria von Weber an seine Gattin Carolina. Herausgegeben von seinem Enkel. (Leipzig, A. Dürr.) — Als vorzügliche Ergänzung zu den beiden Hauptwerken von Jähns und v. Weber über Leben und Schaffen des unsterblichen Meisters begrüßen wir die vorliegenden Reisebriefe. Wird uns der Künstler Weber mit seiner specifisch nationalen Tonsprache niemals entfremdet werden können, so sind gerade diese Briefe geeignet, uns für den Menschen Weber zu erwärmen. Der Herausgeber sagt allzu bescheiden im Vorworte: „Demzufolge hat nun die Absicht, Webers Korrespondenz und Tagebücher im Zusammenhange zu veröffentlichen, seit langem bestanden, es haben aber besondere Umstände ihre Ausführung stets von neuem vereitelt. Unsere jüngste Vergangenheit und die Gegenwart sind so reich an gewaltigen Ereignissen und bedeutenden Erscheinungen auf allen Gebieten des menschlichen Wissens und Schaffens, daß für das weiter Zurückliegende, besonders insofern es persönlicher Natur ist, der Raum immer mehr eingeengt wird.“ Diesen Raum wird die Zukunft schon lichten und auch bei Weber auf Kenntnisnahme alles dessen bestehen, was rein persönlicher Natur ist. So nehmen wir denn „trotz alledem“ diese Reisebriefe als Abschlagszahlung.

Derselbe Zauber einer liebenswürdig be-

scheidenen und für das deutsche Kunstleben dennoch hochbedeutenden Erscheinung spricht zu uns aus: **Lebenserinnerungen eines deutschen Malers.** Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften und Briefen von Ludwig Richter. Herausgegeben von Heinrich Richter. Vierte vermehrte Auflage. (Frankfurt a. M., J. Alt.) Wenn es ein solches Buch in kurzer Zeit zu vier Auflagen bringt, so ist das der beste Beweis für seine Güte. Der Tod hat zwar den greisen Liebling von groß und klein verhindert, seinen Lebenserinnerungen ein Schlußkapitel anzufügen, in welchem er „das Resultat seiner Lebenserfahrungen zu einer Art von künstlerischem und religiösem Glaubensbekenntnis zusammenfassen" wollte; aber auch in der vorliegenden Form gewährt das Buch einen eigentümlichen Genuß. Welch ein ergreifendes, sittlich erhebendes Bild erhalten wir hier von dem künstlerischen und religiösen Entwickelungsgange des Künstlers, von einer alten Zeit, die wirklich gut war! In den spärlichen Bibliotheken angehender Künstler sollte dieses Buch einen besonderen Ehrenplatz einnehmen. Wir glauben auch, daß mancher „moderne Geist", der über die hier vorgetragenen Anschauungen längst „hinweg" ist, eines Tages auf dieselben zurückkommen dürfte, wenn er unter tausendfacher Mühe und Not das ihm vorschwebende Ziel erreicht hat!

Richard Wagner und seine Schöpfungen. Für die deutsche Frauenwelt dargestellt von H. Stohn. (Leipzig, Reinboth.) — In der Einleitung entwirft der Verfasser knapp und anschaulich ein Bild von dem Leben des Meisters und von dem, was er Neues gewollt und erreicht hat. Daran schließen sich ausführliche Inhaltsangaben der einzelnen Musikdramen, wobei auch Wagners Verhältnis zur Volkspoesie und zu den epischen Schöpfungen des Mittelalters gebührende Beachtung findet. Die soeben erschienene dritte Auflage beweist, daß das Werkchen seinem Zwecke, die deutschen Frauen in Wagners Ideenwelt einzuführen, entspricht.

* * *

Die Grenzen der Kunst und die Buntfarbigkeit der Antike. Von Theodor Alt. (Berlin, G. Grotesche Verlagshdlg.) — Der Verfasser stellt zunächst mit Anlehnung an Schopenhauers Definition das Wesen des Kunstgenusses fest und entwickelt daraus unter Verwertung und gelegentlicher Bekämpfung der Lessingschen Theorien seine Anschauung von den Aufgaben und Grenzen der einzelnen Künste. Mit besonderer Ausführlichkeit behandelt er dann die Grenze der Plastik, für welche er im Gegensatze zu Kugler, Schasler und anderen die Polychromie nach dem Vorgange der Alten wiedergewinnen möchte. Der eingehende Nachweis, bis zu welchem Grade Griechen und Römer die Farbe in der bildenden Kunst verwandt haben, enthält viel Interessantes, scheint uns jedoch speciell für die Bronzeplastik nicht hinreichend erbracht. Vielfach originell und zu weiterem Denken anregend sind die Schlußabschnitte über die „Idee in der nachahmenden Kunst" und „das Princip des Idealismusses (so!) und die sittliche Grenze der Kunst", wie denn überhaupt in den kunstphilosophischen Ausführungen der Hauptwert des Buches liegen dürfte. Seltsam berühren neben manchen stilistischen Eigenheiten Formen wie Sylen, Persaphone, Agragentiner u. ä.

Professor Dr. M. Lazarus' **Ideale Fragen** in Reden und Vorträgen behandelt liegen in dritter durchgesehener Auflage vor. (Leipzig und Heidelberg, C. F. Wintersche Verlagshdlg.) Bei der allseitigen wohlverdienten Beachtung, welches dies ebenso bedeutende als liebenswürdige Buch seit seinem ersten Erscheinen vor acht Jahren gefunden, dürfen wir uns wohl auf diesen Hinweis und die Bemerkung beschränken, daß dasselbe durch ein ausführliches Register eine angenehme Bereicherung gegenüber den früheren Auflagen erfahren hat; es ist damit den Besitzern in einem höheren Grade zu eigen gemacht. Mögen die schönen Abhandlungen auch ferner manchen „edlen Geist auf eine Weile von dem Druck des Tages und von der Sorgen Last befreien" und mit dazu helfen, daß „alte und neue Trübungen unserer Volksseele siegreich überwunden" werden.

* * *

Der unermüdliche Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld hat ein neues Skizzenbuch: **Aus unseren Sommerfrischen**, erscheinen lassen. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) Das „unser" ist in specifisch österreichischem Sinne zu verstehen: es sind die Hauptanziehungspunkte der Ostalpen, welche der geistreiche und federgewandte Tourist diesmal zu schildern unternommen hat. Er legt dabei das Hauptgewicht nicht auf die Sachen — wer etwas wie einen schön stilisierten Bädecker erwartet hat, wird sich je nachdem angenehm oder unliebsam enttäuscht finden —; in der Reflexion einerseits, der Spiegelung des Natureindrucks im eigenen Empfindungsleben andererseits, welches letztere einen in der Form oft rhapsodischen, im Gehalte phantastischen Ausdruck findet, liegt der eigentümliche Reiz und Wert dieses Wanderbuches. Ein geschmackvoller Farbendruckumschlag und zwölf Landschaftsbilder von Kirchner, in Holzschnitt ausgeführt, schmücken das Büchlein als äußerliche Zierde.

* * *

Es war gewiß ein vortrefflicher Gedanke, welcher Herrn Dr. Max Wildermann veranlaßte, ein Jahrbuch herauszugeben, das in gemeinverständlicher Sprache der gebildeten Laienwelt die wichtigsten Errungenschaften des verflossenen Jahres auf dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften vorführt: **Jahrbuch der Naturwissenschaften.** 1885 bis 1886. (Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung.) Unterstützt von einer Reihe tüchtiger Fachmänner, ist es dem Herausgeber gelungen, ein Jahrbuch herzustellen, das bei seiner gediegenen und unterhaltenden Fülle von Mitteilungen aus dem weiten Gebiete naturwissenschaftlicher Entdeckungen, Reisen u. s. w. sicherlich die weiteste Verbreitung finden wird. So wird auch dem Laien Gelegenheit geboten, mit den Riesenschritten der Wissenschaften — Schritt zu halten und über alles neue Wissenswerte, was nicht auf leichten Hypothesen ruht, orientiert zu sein. Möge das Werk, das wirklich eine „Lücke" auf diesem Gebiete ausfüllt, den Erfolg haben, daß seine Wiederkehr für Jahre hinaus gesichert ist.

* * *

Von Franz v. Löhers **Beiträgen zur Geschichte und Völkerkunde** (Frankfurt a. M., Litterar. Anstalt, Rütten u. Loening) ist der zweite Band erschienen, dem wir im ganzen das gleiche Lob wie dem ersten spenden müssen. Unter den historischen Aufsätzen sind namentlich diejenigen, welche sich mit der Geschichte der Entdeckung und Besiedelung der Kanaren beschäftigen, in hohem Grade fesselnd. Nur die Schilderungen amerikanischer Zustände erscheinen in manchen Einzelheiten antiquiert und hätten vielleicht hier und da einer Überarbeitung bedurft.

* * *

Hinter der Leinwand. (Malers Modell.) Ästhetische Skizze von J. Wolf-Südhausen. (Zürich, Verlags-Magazin.) — Unter diesem etwas geheimnisvoll klingenden, ein wenig unschönen Titel werden uns Untersuchungen geboten über die Notwendigkeit der Modelle für Maler und Bildhauer. Das etwas heikle, aber zeitgemäße Thema ist mit großer Decenz und — Begeisterung behandelt. Dem Laien gewährt das empfehlenswerte Schriftchen mancherlei Einblicke in Lebenskreise, die der Mehrzahl kaum vom Hörensagen bekannt sind; wer indessen vielleicht „Pikantes" in Pariser Boulevardmanier erwartet, wird sich enttäuscht finden.

* * *

Von Engelhorns Romanbibliothek — jener billigen Ausgabe, welche teils Übersetzungen, teils Originalarbeiten bietet — sind neuerdings mehrere Bändchen ausgegeben worden, worunter sich Novellen von Adolf Wilbrandt, Hans Hopfen, Claire v. Glümer und den besten dänischen, französischen und italienischen Novellisten der Gegenwart befinden. Eine größere Arbeit von Ernst Remin betitelt sich „Die Versaillerin", ein Roman in zwei Bändchen. Den Hintergrund der Erzählung bilden die ersten Siege Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Kriege, und wenn die Entwickelung der Handlung mitunter auch etwas theatralisch zurechtgestutzt ist, spricht sich doch ein energisches Talent darin aus, das wie eine Verheißung auf spätere reifere Werke berührt. Dem Engelhornschen Unternehmen gebührt Dank für die Pflege heimischer Talente.

* * *

Die Nonnensusel. Ein Bauernroman aus dem Pfälzer Wasgau von August Becker. Drei Bände. (Jena, Hermann Costenoble.) — Wie Berthold Auerbach den Schwarzwald, Otto Müller den Odenwald, so kennt August Becker das Pfälzer Wasgau durch und durch, aber er sieht auch Land und Leute seiner Heimat nicht nur bis in alle Einzelheiten genau, sondern mit dem Auge des Künstlers, der gerade die charakteristischen Seiten erfaßt und ihnen bei der Wiedergabe den rechten Farbenton, die wirksamste Gruppierung zu leihen weiß. Im vorliegenden Romane treten uns die verschiedenartigsten Gestalten aus dem Pfälzer Bauernvolke in ungeschminkter, richtig verstandener und darum nach keiner Weise hin übertriebener Zeichnung entgegen: alle allgemein menschlichen Leidenschaften bewegen diese Gestalten, aber sie thun dies nach Maßgabe der Anschauungen und Gebräuche, wie sie dort üblich sind. Nur die Heldin des Buches, die sogenannte Nonnensusel, trägt einen idealen Zug in sich, der sie den übrigen Personen immer mehr entfremdet und ihr schließlich eine Stellung ganz außerhalb der gewöhnlichen Verhältnisse anweist. Und gerade diese Gegenüberstellung des nie aussterbenden idealen Princips in der Menschenseele zu der gemeinen Wirklichkeit, mag es sich nun dokumentieren als Kampf der Empfindungen im Gemüte des Weibes oder als thatkräftiges Ringen in der Mannesseele, wird ewig der ergiebigste und dankbarste Stoff für den Romanschreiber bleiben. Mit welcher poetischen Kraft Becker seine Figuren auszugestalten weiß, zeigen namentlich die der Heldin am nächsten stehenden Menschen, ihr Bruder und ihre Mutter, Frau Juliane, sowie der stürmische Liebhaber Schorsch; aber auch die Schwiegermutter und die alte Frau Benkert sind echte Bauern ohne künstliche Nachhilfe.

Der Mut zur Wahrheit. Roman von Ste-

fanie Keyser. (Leipzig, Ernst Keils Nachfolger.) — Die Vorzüge, welche litterarische Routine und Kenntnis gesellschaftlicher Vorgänge und Verwickelungen geben können, sind in diesem Buche in besonders erfreulichem Grade vertreten, aber manches kommt doch zu absichtlich heraus und die Verfasserin muß sich hüten, nicht nach und nach in die gewöhnliche Schablonenarbeit zu geraten. Diese hochmütige, verblendete und verschwenderische Frau, die auf ihre adelige Geburt pocht, ist gar zu oft dagewesen, und das unermeßlich reiche und unerschöpflich edelmütige Geschwisterpaar von jüdischer Herkunft tritt zu absichtlich in den Vordergrund der Verwickelungen. Es soll damit nicht gesagt sein, daß der kleine Roman nicht sehr unterhaltend und in vieler Hinsicht auch von tieferer Wirkung sei, aber die Verfasserin möge sich hüten, den Äußerlichkeiten des Lebens zu viel Gewicht beizulegen und sich von der Natur zu weit zu entfernen. Wir wollen keinen rohen Naturalismus, aber wer Romane schreibt, muß die menschliche Natur kennen, sonst machen seine Gestalten denselben Eindruck wie die Figuren eines Malers oder Bildhauers, der ohne anatomische Kenntnisse schafft und uns verzeichnete Gewänder vorführt, unter denen richtige Körperteile keinen Platz finden.

Drei Weiber. Berliner Kultur- und Sittenroman von Max Kretzer. (Jena, H. Costenoble.) — Der Verfasser besitzt ohne Zweifel ein bedeutendes Darstellungstalent; trotzdem wird ihm, wie wir glauben, diese Nachahmung Zolas nicht zum Heile gereichen. Figuren wie Isidor Gerechter und andere, nur für den Eingeweihten verständlich, sind keine Bilder aus dem Leben, sondern gleichsam nur „Steckbriefe". Aus jener Scene, wo Kretzer einen vornehmen Klub nach schwerem Gelage zwischen „Nacht und Morgen" die Räume einer Druckerei durchpilgern läßt, hätten wohl Balzac und Zola ein ganz anderes, poetisch ergreifendes Bild gemacht. Man merkt in diesem Romane überall die Spuren eines wirklichen Dichtertalentes; um so mehr muß man bedauern, daß der Verfasser als Deutscher nicht den Weg einschlägt, der seiner Natur zusagt: in der Weise der Engländer und Amerikaner den Humor zu pflegen. Grammatik und Satzbildung des Verfassers lassen viel zu wünschen übrig. Bei Daudet, Zola, Feuillet u. s. w. wird man derartige Rücksichtslosigkeiten gegen die Gesetze der Sprache niemals finden, höchstens bei Veuillot, dem einst vielgenannten Verfasser der „Odeurs de Paris".

Leute von heute. Fünf Zeitbilder von Chrusen. (Zürich, Verlagsmagazin.) — Diese Skizzen, von denen sich einzelne zur Novelle erweitern, sind ungleich an Wert; während die erste: „Balanciert!" von der weiteren Lektüre geradezu abschrecken könnte, bekunden die folgenden vielfach eine erfreuliche Schärfe der Beobachtung und ein eigenartiges Darstellungstalent. Am besten gelungen erscheint uns die Charakteristik der alten Schulgenossen in dem vierten Bilde: „Die Kommilitonen", namentlich die Hauptfigur, der „blasse Heinrich", ist ein Kabinettstück.

Für ein reiferes Alter bestimmt, durch Schilderung des Lebens auf See und in fernen Landen auch für Erwachsene fesselnd, ist die Erzählung: **Kontorrock und Konsulatsmühe** von Arw. Solano. (Hamburg, K. Gräbener.) Der Reiz dieser Geschichte, die man einen kleinen Lehrroman nennen könnte, liegt nicht in der Handlung, sondern in der episch getragenen Darstellung. Hin und wieder wird ein leichter Hauch von Tendenz bemerkbar.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Astronom.

Eine Erzählung

von

Ernst v. Wildenbruch.

I.

Am Skat-Tische, an welchem seit zwei Stunden der Amtsrichter des Orts, der Kreisphysikus und der Wasserbau-Inspektor an der Arbeit saßen, war eine Pause eingetreten; die Karten lagen auf dem Tisch. Jeder der Kämpfenden benutzte die Ruhe des Waffenstillstandes nach seiner Art.

Der Amtsrichter hatte die Cigarrentasche geöffnet; mit der schmunzelnden Gewichtigkeit des verwöhnten Rauchers hielt er Musterung über den Inhalt, und mit gespitzten Fingern hob er eine der braunen Jungfern aus der Reihe der übrigen heraus; der alte Kreisphysikus, seit zwanzig Jahren im Städtchen ansässig und im Amt, folgte altväterischer Überlieferung und stopfte sich eine frische Pfeife Varinas; der Wasserbau-Inspektor widmete sich gröberem Genuß. Er hatte sich eine Portion italienischen Salat kommen lassen, denn es war elf Uhr abends vorbei, und die Wirtschaftsküche gab keine warmen Speisen mehr her.

Alle drei hatten ihr Bier ausgetrunken; dem Kellner, welcher den Salat gebracht, wurden die leeren Krüge behufs frischer Füllung mit Pschorrbräu anvertraut.

Das Münchener Echte, welches sich jetzt in weit verzweigten Strömen über ganz Norddeutschland ergießt, hatte damals in der kleinen Stadt erst diese einzige Bierstube für sich erobert, und auch diese nur halb, denn neben ihm behauptete sich noch das einheimische Gebräu. Magerer von Körper und blässer von Gesicht als jenes, schien es vor Neid über den Erfolg des bayerischen Nebenbuhlers immer gelblicher und immer dünner zu werden; nur ein mächtiger Bundesgenosse war es, der es am Leben erhielt, ein mächtiger, wenn schon gemeiner, der billigere Preis.

In das kleine Hinterzimmer jedoch, in dem die skatspielenden Herren saßen, wagte sich der untergeordnete Stoff nicht mehr hinein; hier floß nur der Quell des Echten, Wahren, Guten.

Wer in dieses, durch den Flur vom

großen Ausschanksaale getrennte Zimmer eintrat, übernahm schweigend die Verpflichtung, höheren Bierzins zu erlegen; dafür genoß er aber sodann des Anrechts, zu den oberen Zehn des Städtchens gezählt zu werden.

Der Raum war dementsprechend mit einer gewissen vornehmen Ruhe ausgestattet; von der Decke hing eine einzige Gaslampe hernieder, die über dem Skattische schwebend, denselben hell beleuchtete, während die übrigen Teile des Zimmers, namentlich die Fensterecke hinter dem Tische sich in Schatten hüllten.

Der Kellner war noch nicht zurückgekehrt, der Amtsrichter war eben dabei, mit einem Schneidemaschinchen neuester Art und Mode seine Cigarre an der Spitze kunstgerecht einzukerben, als auf dem Flur vor der Thür des Zimmers ein neuer Gast erschien.

Es war ein Mann, dem man etwa vierzig Jahre geben mochte, von kräftigem Körperbau, mit kurz gehaltenem blondem Vollbart und Haupthaar von derselben Farbe.

Er hatte den Raum einen Augenblick mit prüfendem Blick überschaut; dann, als er sah, daß der Tisch in der Fensterecke noch frei war, drehte er sich um und nickte einem, der anscheinend hinter ihm auf dem Flure stand, ermunternd zu; mit kurzem „guten Abend“ trat er ein.

Beim Erscheinen des anderen, der jetzt hinter dem ersten drein kam und mit schüchtern höflicher Verbeugung an dem Spieltische vorüberging, blickten die Skatspieler unwillkürlich überrascht auf.

Es war ein junger, dem Anschein nach sehr junger Mann und ein auffallend schöner Mensch.

Ein schlanker Körper trug einen herrlich geformten Kopf, und dieser war von langem weichem, dunkelbraunem, beinah schwarzem Haar umgeben.

Das Gesicht war blaß, aber seine Blässe war nicht die der Kränklichkeit, sondern des Wachstums; Blut und Säfte waren zu den inneren Organen geeilt, um die Entfaltung des blühenden Gewächses zu heizen und zu ernähren.

Alle Wärme und Glut aber, die so von der Oberhaut hinweggerufen war, schlug, wie in einer Flamme vereinigt, aus den Augen wieder zu Tage. Es waren zwei prachtvolle, dunkle Augen, die in schwärmerischer Weichheit aus dem Antlitz des Jünglings herausblickten.

Der Kellner, der mit drei Krügen gegangen war, kehrte mit fünfen zurück; zwei derselben trug er an den Tisch in der Fensterecke, an welchem die beiden Ankömmlinge Platz genommen hatten.

„Wer ist denn das?“ fragte der Amtsrichter, der mit dem Rücken gegen die Fremden saß, halblaut über den Tisch.

„Kennen Sie die nicht?“ kaute der Wasserbau-Inspektor, der den Teller in der linken Hand hielt und mit der gabelbewehrten rechten sich den Salat in den Mund schaufelte, zur Antwort, „das ist der große und der kleine Lama vom Sonnenberg.“

„Was?“ fragte der Amtsrichter, indem er die frisch angebrannte Cigarre aus dem Munde nahm. „Wer? Der — Lama?“

„Wissen Sie, was buddhistische Lamas sind?“ erwiderte der Wasserbau-Inspektor, indem er den abgeräumten Teller in die Hände des harrenden Kellners zurückgab.

„Sind mir nicht näher vorgestellt,“ versetzte der Amtsrichter, „aber ich denke, so nennt man die Mönche in Tibet?“

„Das stimmt,“ sagte der Wasserbau-Inspektor, der seine Cigarre wieder anrauchte, „tibetanische Mönche, einigermaßen verrückte Heilige, die zu einem oder zweien in Einsamkeit und Abgeschiedenheit leben und ihr Leben damit hinbringen, die Gebettrommel zu drehen und dem Dalai-Lama, wie sich bekanntlich ihr Oberhaupt betitelt, göttliche Verehrung darzubringen. Da hinten, der große Blonde, sehen Sie, das ist der Dalai-Lama, und der kleine Schwarze das ist der Dalai-Novize, der seinen Herrn und Meister anbetet.“

„Erklären Sie sich etwas deutlicher,“ sagte der Amtsrichter, indem er die Karten aufnahm und zum neuen Spiel zu

geben begann, „Sie scheinen zu vergessen, daß wir uns in den Hundstagen befinden und daß es unerlaubt ist, den Menschen bei der Hitze mit Rätseln zu peinigen."

„Sie sind noch nicht lange am Ort," erklärte der Wasserbau-Inspektor, „aber was der Sonnenberg ist, werden Sie doch wissen?"

„Meinen Sie die Anhöhe, auf der die Sternwarte steht?" fragte der Amtsrichter.

„Allerdings, und der große Blonde da ist der Direktor von der ganzen Geschichte."

„Ah so, dann weiß ich Bescheid," sagte der Amtsrichter, „von dem habe ich schon gehört, wie heißt er doch gleich?"

„Professor Doppnau," mischte sich jetzt der alte Kreisphysikus ins Gespräch, „und es soll ein sehr bedeutender Astronom sein."

„Ein Licht der Wissenschaft," fuhr der Wasserbau-Inspektor in seiner Erklärung fort, „eine Leuchte der Astronomie; darum hat ihm die Regierung auch die Warte da oben ganz nach seinen Angaben erbaut und ihm Vollmacht über Sonne, Mond und Sterne gegeben. Er führt Buch über die großen und kleinen Planeten, kreidet unpünktliche Kometen wegen Verspätung an und mit der Sonne hat er ein ganz intimes Verhältnis."

„Beobachtung der Sonne," nahm der Kreisphysikus wieder das Wort, „darin soll er ganz Besonderes leisten."

„Vollständig verheiratet soll er mit ihr sein," sagte der Wasserbau-Inspektor, „ein ganz neues Fernrohr hat er erfunden, mit dem er sie photographiert, und seitdem wird sie nach allen Richtungen abkonterfeit; nächstens, sagt man, wird er hinaufsteigen und die Sonnenflecke putzen." Der Wasserbau-Inspektor lachte laut und befriedigt über seinen Witz.

„Sie sind heute schauerlich geistreich," sagte der Amtsrichter, „trotzdem verstehe ich noch immer nicht, wie Sie dazu kommen, ihn einen Lama zu nennen."

„Die Sache ist aber sehr einfach," erklärte der Wasserbau-Inspektor, „er lebt nämlich mit seinem Bruder, dem kleinen Lama, in totalster Weltabgeschiedenheit da oben auf seinem Sonnenturm."

Der Amtsrichter war unwillkürlich halb mit dem Kopfe herumgefahren. „Wie denn?" sagte er überrascht, „der junge Mensch, das ist sein Bruder?"

„Na freilich," nickte der Wasserbau-Inspektor.

„Das hätte ich aber nicht für möglich gehalten," fuhr der Amtsrichter fort, „zwei Brüder, die sich so gar nicht ähnlich sehen — außerdem muß der andere ja beinah zwanzig Jahr jünger sein als er?"

Der Kreisphysikus klemmte das Mundstück seiner Pfeife zwischen den Zähnen fest und beugte sich etwas weiter über den Tisch.

„Ungefähr kommt es auch so raus," sagte er behutsam flüsternd. „Der Vater des Professors ist früh gestorben und die Mutter hat lange Jahre als Witwe gelebt; nachher hat sie sich noch einmal verheiratet."

„Und das war das Signal für den kleinen Lama," unterbrach der Wasserbau-Inspektor, „auf der Bildfläche der Welt zu erscheinen."

„Zum Henker mit Ihrem ewigen Lama," sagte fast ungeduldig der Amtsrichter, „leben denn die Eltern noch?"

„Beide längst mit Tode abgegangen," erwiderte der Wasserbau-Inspektor.

„Und nach dem Tode der Eltern," mischte sich der Kreisphysikus wieder ein, „hat der Professor die Erziehung des Jungen ganz allein in die Hand genommen. Vermögen scheint nur wenig dagewesen zu sein, und man sagt, er hätte nicht geheiratet, bloß damit er alles an den Bruder wenden könnte."

„Das ist ja aber ganz famos," meinte der Amtsrichter.

„Na ja," sagte der Wasserbau-Inspektor, indem er den Stummel seiner Cigarre aus der Bernsteinspitze pustete, „geheiratet hätte der aber so wie so nicht, dazu hat er ja gar keine Zeit."

„Der junge Mensch," fuhr der Kreisphysikus fort, „besucht jetzt das Gymna-

sium hier; er sitzt in Prima und wird zu Michaelis, wie ich gehört habe, sein Examen machen; er soll ebenfalls sehr begabt sein."

„Ein vierdimensionaler Hecht," ergänzte der Wasserbau-Inspektor, „er thut den ganzen Tag nichts als arbeiten und hilft dem Dalai-Lama, wie ich mir habe sagen lassen, schon bei seinen astronomischen Rechnungen. Er soll nämlich ganz toll mit seinem Bruder dem Professor sein und ihm geradezu abgöttische Verehrung darbringen. ‚Mein Bruder hat dies gesagt — mein Bruder hat das gesagt,' das ist sein drittes Wort; wenn der Professor morgen zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften gemacht würde, der kleine Lama würde es nur gerade in der Ordnung finden."

„Nach dem, was der Bruder an ihm gethan hat, finde ich das ganz begreiflich," wandte der Amtsrichter ein, „aber Sie sagten, daß die beiden in klösterlicher Abgeschiedenheit dort oben leben? Das scheint doch nicht ganz zu stimmen, da man sie beim Biere trifft?"

„Das notiere ich auch nachher in meinem Kalender," sagte der Wasserbau-Inspektor; „solange ich in die Kneipe komme, habe ich den großen nur ein einziges Mal hier gesehen, den kleinen noch nie; Sie haben Glück, daß Ihnen gleich beide in den Schuß laufen."

„Ich denke mir beinah," nahm der Kreisphysikus das Wort, „sie werden heute abend bei meinem Kollegen Doktor Allbach gewesen sein; er ist mit dem Professor befreundet von der Universität her; und ich weiß, daß er heute Gesellschaft gehabt hat, ich sollte auch dabei sein, habe aber abgesagt."

„Was sehr achtungswert von Ihnen ist, da es mir Gelegenheit giebt, Ihnen ein Grand ouvert anzukündigen," sagte der Wasserbau-Inspektor, indem er seine Karten offen auf den Tisch legte.

Die beiden Gäste in der Fensterecke waren unterdessen so gänzlich ineinander versunken gewesen, daß sie nicht geahnt haben würden, wie angelegentlich man sich am Skattisch mit ihnen beschäftigte, auch wenn das Gespräch daselbst weniger gedämpft geführt worden wäre, als es geschah.

Professor Doppnau hatte aus der Westentasche ein Stück Bleistift hervorgeholt, dessen abgegriffener Form man ansah, daß es ihn selten oder nie verließ, und mit diesem schrieb er auf der glatt gescheuerten Fläche der hölzernen Tischplatte Zahlenreihen auf, die zu irgend einer astronomischen Berechnung dienen mochten. Den Kopf in die Hand gelehnt und den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, folgte der jüngere Bruder in schweigender Aufmerksamkeit der schreibenden Hand.

Der Professor richtete den Kopf auf. „Den Rest," sagte er, „erkläre ich dir zu Hause, ich wollte dir nur andeuten, wie ich dazu gekommen bin — ist es dir klar geworden?"

Das dunkle Haupt des Jünglings beugte sich noch einmal tief auf die Zifferreihen nieder, dann erhob er das Gesicht, und mit einem Blick, der vor stummer Bewunderung leuchtete, nickte er dem Professor zu.

Doppnau ließ den Bleistiftrest in die Tasche zurückgleiten, dann that er einen tiefen Zug aus seinem Bierkruge. Mit der linken Hand griff er darauf zu dem des Bruders hinüber und schlug den Deckel zurück. „Dacht ich es doch," sagte er lächelnd, indem er in das Gefäß hineinblickte, „da sitzt der Junge wieder die ganze Zeit und hat noch nicht einen Schluck gethan. Klemens, Klemens, wie soll das werden, wenn du unter die Studenten kommst. Prosit, Junge, trink einmal." Er stieß mit seinem Kruge an den des Bruders. Klemens erhob seinen Krug und senkte die gespitzten Lippen in den Schaum des Bieres, indem er dem Bruder lächelnd zunickte.

„Das ist ja aber gar nichts," sagte dieser, als er sah, daß der andere absetzen wollte, „das heißt doch nicht Bescheid thun? Einen langen, ordentlichen, gehörigen Schluck will ich sehn."

Klemens stieß einen Seufzer aus, dann

hob er zum zweitenmale den Krug zum Munde, während des Trinkens zu dem Bruder hinüberschielend, ob dessen Strenge sich nicht erweichen würde.

Der Professor aber blieb unerbittlich und ließ ihn saugen und saugen. „Geschenkt,“ sagte er endlich, und nun setzte der andere den Krug nieder, indem er sich mit dem ganzen Leibe schüttelte.

„Siehst du,“ fuhr der Professor fort, „das nennt man bei den Studenten jemanden in die Kanne steigen lassen; das werden sie dir schon beibringen, wenn du erst Fuchs in Heidelberg bist.“

Klemens schüttelte den Kopf, so daß die dunklen Locken ihm um Stirn und Schläfen flogen.

Doppnau brach in ein gedämpftes Lachen aus. „Aber da hört doch alles auf,“ sagte er, „schüttelt sich der Junge wie ein Pudel, der aus dem Wasser kommt, bloß weil er Bier trinken soll. Klementine hätte man dich taufen sollen, als du geboren warst, nicht Klemens, denn du bist wirklich, glaub ich, ein zimpferes Mädchen. Wie ist's, willst du eins rauchen? Versuch's, du mußt es doch einmal lernen!“

Er hielt ihm die geöffnete Cigarrentasche hin; beinah entsetzt stieß Klemens sie zurück.

„Aber Peter,“ sagte er mit verlegenem Lächeln, „wie bist du denn heute nur?“

„Wie bin ich denn?“ fragte der Professor, „anders als gewöhnlich?“

Klemens schaute ihm einen Augenblick stumm lächelnd ins Gesicht, dann, als er sah, daß der Bruder sich eine Cigarre aus der Tasche genommen hatte, riß er eilfertig ein Schwefelholz aus dem Behälter, der auf dem Tische stand, strich es an und hielt es ihm zum Anrauchen hin. Seine Finger waren lang, weiß und zart.

„Na also?“ nahm Doppnau das Gespräch wieder auf, „was ist denn heute so Besonderes an mir? Wie bin ich denn?“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Klemens stockend, „so — wie soll ich sagen — so lustig.“

„Bin ich denn sonst ein Kopfhänger?“ fragte der Professor.

„Nein, nein,“ fiel der andere ein, „aber — ich weiß nicht — so wie heute habe ich dich noch nie gesehen.“

Der Professor hatte den Kopf hintenüber geworfen und lächelte stumm vor sich hin.

„Sprich dich nur aus,“ sagte er, als der Bruder schwieg.

„Daß du plötzlich durchaus noch in die Kneipe gehen wolltest,“ fuhr dieser zögernd fort.

„Wenn man aus einer Gesellschaft kommt,“ erwiderte Doppnau, „in der man so viele süße Bowle hat trinken müssen; und du versäumst doch auch nichts; du hast ja Ferien.“

Er trommelte mit den Fingern der rechten Hand leise auf der Tischplatte. Ein längeres Stillschweigen trat ein; Klemens blickte ihn stumm von der Seite an und wagte nicht, seine Gedanken zu stören.

Der Professor war kein schöner Mann; eher hätte man ihn häßlich nennen können. Der kunstlos gehaltene blonde Bart umrahmte ein eckiges, nüchternes Gesicht, das Gesicht eines Arbeiters, eines harten Arbeiters. Die Nase, die kurz und stumpf aufgesetzt war, ritt in die Welt hinaus, wie ein Gaul, der besser Trab als Galopp geht, freilich ein guter Traber und ein ausdauernder, der mit der Zeit weiter kommen mochte als mancher rasch anspringende feingliedrige Hengst. Kopf und Stirn waren stark, beinah mächtig ausgearbeitet; aber es war grobes Holzschneidewerk, ein Baukasten für kantige mathematische Gedanken-Bausteine, ohne die weichen Rundungen, welche die Phantasie am Haupte des Menschen wölbt, um darin zu ruhen und zu träumen.

Die wasserblauen Augen hatten einen festen geraden Blick; Augen des Beobachters, die keinen Schleier zwischen sich und dem Gegenstand duldeten, den sie ergriffen hatten.

Heute abend aber war etwas in denselben, was ihnen für gewöhnlich fremd

sein mochte, ein weiches Sinnen, ein lächelndes Träumen.

Er hatte jetzt die Beine übereinandergeschlagen, so daß sein Rücken an der Stuhllehne lag, die Hände in die Hosentaschen versenkt, und sein Kopf wiegte, wie im Selbstgespräch, auf und nieder.

Plötzlich fuhr er auf, es sah aus, als käme er aus weiter Ferne zurück. Seine Hand griff nach der Uhr, dann tippte er den Bruder auf das Knie. „Na, Klemens, alter Junge?“ sagte er, indem er ihm lächelnd ins Gesicht sah. Der kurze Satz blieb unvollendet; es war wie ein unartikulierter Laut des Herzens, arm an Worten, reich an Gehalt; wohlwollende Güte verklärte sein ganzes breites Gesicht und strömte wie eine warme weite Welle zu dem jungen Bruder hinüber. „Was meinst du?“ fuhr er fort, „es ist Zeit, wollen wir nach Hause gehen?“

Er hatte noch kaum geendet, als Klemens schon aufgesprungen war. Mit einer beinah drolligen Hast riß er seinen und des Professors Hut vom Nagel. „Freilich,“ sagte er, „wir wollen gehen, wir wollen gehen.“

Als die Brüder auf die nachtdunkle Gasse hinausgetreten waren, hing Klemens sich in den Arm des älteren. „So,“ sagte er, indem er sich mit weicher Zärtlichkeit an ihn schmiegte, und dieses „so“ klang, als hätte er sagen wollen: nun hab ich dich endlich wieder.

Schweigend verfolgten sie ihre Straße, die, langsam steigend, aus der Stadt zu dem Berge hinaufleitete, auf dem die Sternwarte stand.

„Wie hat es dir denn eigentlich heute abend bei Allbachs gefallen?“ unterbrach Doppnau endlich die Stille.

„Langweilig,“ erwiderte Klemens kurzweg.

„Langweilig? warum denn?“

„Ich habe gar nicht gewußt, was ich da sollte,“ antwortete Klemens, „gegessen und getrunken hab ich, weiter nichts.“

„Nun, nun, es giebt auch noch schlechtere Beschäftigungen im Leben,“ begütigte der Professor.

„Und du warst gar nicht für mich da,“ fuhr Klemens, schmollend wie ein eifersüchtiges Mädchen, fort, „du böser Peter du!“

Doppnau brach in ein lautes Gelächter aus.

„Du brauchst nicht zu lachen, es ist mein Ernst,“ murrte Klemens.

„Ich lache gar nicht über dich,“ versetzte Doppnau; „ich mußte nur daran denken, wie Fräulein Lucie heut abend lachte, als sie erfuhr, daß ich Peter hieße.“

Klemens ruckte unwillkürlich am Arme des Bruders. „Darüber hat sie gelacht?“ fragte er mit dem Tone vorwurfsvollen Staunens; „was ist denn aber dabei zu lachen?“

„Sie besitzt nämlich einen Dompfaffen,“ fuhr der Professor fort, der in seiner guten Laune die Betroffenheit des Bruders gar nicht bemerkt hatte, „ein unglaublich possierliches Kerlchen, wie sie mir erzählte, und der heißt auch Peter; und als sie hörte, daß wir Namensvettern wären, wollte sie sich ausschütten vor Lachen.“

Klemens blieb plötzlich stehen und sah den Bruder mit großen Augen an. „Das finde ich aber unglaublich taktlos,“ sagte er.

„Ach mach doch keine Geschichten,“ erwiderte Doppnau, „es war ja ganz reizend und allerliebst, wie sie es herausbrachte.“

Er hatte den Arm des Bruders, der ihm entschlüpft war, wieder fester in den seinen geklemmt und setzte den Weg mit ihm fort. Klemens ging in schweigender Erregtheit neben ihm her.

„Das begreife ich aber nicht,“ sagte er nach einiger Zeit, „wie man auf solche Vergleiche kommen kann, wenn man die Ehre hat, neben einem großen Gelehrten zu sitzen.“

„Dummes Zeug,“ versetzte der Professor, „es giebt für den großen Gelehrten wie für den Menschen überhaupt gar nichts Gesunderes, als sich von Zeit zu Zeit in liebenswürdiger Weise auslachen zu lassen.“

Klemens wagte keine Einwendungen

mehr; schweigend gingen sie einige Hundert Schritte weiter; der Professor räusperte sich einigemal, wie jemand, der zum Sprechen ansetzen will und das, was er auf dem Herzen hat, nicht herausbringt. Mit möglichst gleichgültigem Tone sagte er endlich: „Du hast Fräulein Lucie Immenhof heute zum erstenmal gesehen? Hm?“

„Ja,“ antwortete Klemens einsilbig.

„Na, was hat sie für einen Eindruck auf dich gemacht?“

„Gar keinen,“ versetzte Klemens trotzig.

„Rede doch nicht solches Zeug,“ fuhr der Professor unwillkürlich aus seinem gleichgültigen Tone herausfallend auf.

„Schlecht hat sie mir gefallen,“ rief jetzt ganz hitzig Klemens, „schlecht!“

„Ach, was das heißen soll!“ sagte Doppnau, indem er seinerseits stehen blieb und den Arm des Bruders fahren ließ. „Das ist doch der reine Trotz, der aus dir spricht, der geradezu kindische Trotz!“

Klemens ließ den Kopf hängen und stand, ohne ein Wort zu erwidern, regungslos an seinem Fleck.

„Na komm, wir wollen vernünftig sein,“ sagte der Professor, gutmütig lachend. Er schob den Arm des Bruders wieder in den seinen, und abermals setzten sie schweigend ihren Weg fort.

„Daß sie aber auffallend hübsch ist, das kannst du doch nicht leugnen,“ brach er nach längerer Stille wieder heraus; seine Gedanken waren also noch immer bei demselben Gegenstand.

„Mag ja sein, daß sie manchem gefällt,“ maulte der Gefragte zur Antwort.

Der Professor räusperte sich wieder; es ließ ihm offenbar keine Ruhe, er mußte von Fräulein Lucie sprechen, aber es wurde ihm nicht leicht, das merkte man.

„Herrliche Augen,“ sagte er vor sich hin, laut aber kühl, als teilte er einem Kreise von Hörern das Ergebnis eines Rechenexempels mit.

„Furchtbar grell,“ stieß Klemens kurz und borstig heraus.

Abermalige Pause im Gespräch; beiden Brüdern stieg die Hitze in den Kopf; mit geröteten Wangen trotteten sie stumm nebeneinander hin.

„Eine ganz reizende Figur,“ vertraute sich nach einiger Zeit abermals ganz laut, aber so, als ob der Bruder gar nicht vorhanden gewesen wäre, der Professor an.

„Sehr lang,“ kam es sofort, wie ein Federball vom Rakett, knurrend von Klemens' Seite zurück.

Dem Professor riß wieder die Geduld.

„Wenn ich nur begriffe, was eigentlich mit dir ist,“ sagte er, abermals stehen bleibend.

„Und wenn ich nur begriffe, warum du mich so quälst,“ erwiderte mit weinerlich verzweifeltem Tone Klemens. „Was in aller Welt geht mich denn Fräulein Lucie Immenhof an?“

Doppnau sah ihn einen Augenblick stumm verwundert an, dann schritten sie, ohne sich unterzufassen, weiter.

Der Abhang des Berges, auf welchem die Sternwarte stand, war mit buschigem Strauchwerk bedeckt, welches, je höher hinauf, um so dichter wurde; die Sternwarte selbst stand inmitten eines ausgedehnten Gartens.

Die reine Luft, die den beiden Wanderern von Blättern und Bäumen entgegenrauschte, kühlte ihre erhitzten Nerven; nachdem sie noch einige Schritte gethan, standen sie vor einer Gitterpforte, am Eingange des Gartens.

Klemens sprang voraus, stieß die Thür nach innen auf, und sobald der Bruder nach ihm eingetreten war, drehte er den Schlüssel zweimal im Schlosse herum und schob einen Riegel vor die Planken.

Es sah aus, als hätte er einen Überfall erwartet, gegen den er den Garten schützen wollte.

Sobald dies besorgt war, riß er den leichten Sommerrock, den er trug, von den Schultern, und nun, in Hemdsärmeln, lief er wie ein junges Füllen an dem Professor vorbei, den Laubgang, in dem sie sich befanden, entlang, den Rock über dem Kopf schwingend und ausschüttelnd, wie man ein Tischtuch nach vollbrachter Mahlzeit ausschwenkt.

Doppnau blieb laut lachend stehen.

„Aber du närrischer Kauz du,“ sagte er, als Klemens in langen Sätzen vom Ende des Laubgangs zu ihm zurückkam, „welcher Teufel regiert dich? Was treibst du?“

„Fort Tabaksqualm,“ rief Klemens, ganz außer Atem, „fort Biergeruch, fort Kneipenluft, fort der ganze Abend! Ihr gehört nicht herein in unseren Garten, bleibt draußen! Hier ist es rein, hier ist es schön, hier bist du, hier bin ich, unsere Bäume, unsere Pflanzen und unsere Sterne! Hier soll nichts weiter herein und niemand anderes und nichts!“

Er hatte die starken jungen Arme um die Schultern des Bruders geschlungen und preßte ihn an sich; der Hut war ihm beim Laufen vom Kopf geglitten, das lange Haar hing über sein Gesicht; er war wie besessen von einer wilden Leidenschaft.

„Hehehe,“ sagte Doppnau, indem er sich lachend gegen diese erdrückende Zärtlichkeit wehrte, „laß mich los, du erstickst mich.“

„Nur daß ich recht habe, sollst du sagen,“ schrie Klemens, noch immer keuchend vor Atemlosigkeit, „daß du fühlst, daß es hier besser ist als in der Gesellschaft und in der Kneipe und irgendwo anders!“

„Ja doch, ja, ich ergebe mich,“ antwortete Doppnau, indem er die Arme des jungen Wilden von sich los machte, „mit dir ist ja heute einmal nicht zu rechten.“

Er stand vor ihm mit schweigendem, kopfschüttelndem Lächeln; dann strich er ihm die Locken aus dem glühenden Gesicht. Das Licht der Sterne spiegelte in den großen schwärmerischen Augen; das schöne Antlitz leuchtete im Helldunkel der Sommernacht.

„Du seltsames Kind,“ sagte Doppnau, „du sonderbares Kind.“

Aus dem offenen Hausflur, zu dem sie jetzt über einige Stufen hinaufstiegen, leuchtete wie ein verlorenes Glühwürmchen die Flamme eines Lichtes in die Nacht heraus, welches in einer kleinen blankgeputzten Laterne auf einem Tische aufgestellt war.

„Aha,“ sagte der Professor, „die alte Agathe hat sich über unser langes Ausbleiben gewundert und offenbar gemeint, solchen Nachtschwärmern müsse man heimleuchten.“ Er nahm die kleine Leuchte auf, deren Vorhandensein in der That der Vorsorge der Alten zu danken war, welche als einziges dienendes Wesen die Wirtschaft für die beiden Brüder führte; dann öffnete er die gegenüberliegende Thür und trat mit Klemens ein.

Es war das Arbeitszimmer des Professors, in dem sie sich befanden, ein großer Raum mit drei Fenstern, welche sich auf den, dem Flureingange entgegengesetzten Teil des Gartens öffneten.

Während der Professor den Hut auf einen Stuhl warf, hatte Klemens die Hängelampe, die von der Mitte der Decke niederhing, herabgezogen; ein Schwefelholz flammte über dem Cylinder, und mit einem dumpfen „buff“ schlug die Gasflamme empor. Ihr rotgelbes Licht strömte auf die viereckige Platte eines mächtigen Schreibtisches nieder, der so massig inmitten des Raumes stand, daß man hätte denken können, das Zimmer sei um ihn herum gebaut worden. Die Wände ringsumher waren von Bücherregalen eingenommen, die bis an die Decke hinaufreichten.

Auf dem Schreibtische sah es ungefähr wie auf einer Schiffswerft aus, wo in scheinbarer Verworrenheit tausend Bestandteile umherliegen, aus denen schließlich zum Staunen des Uneingeweihten ein wohlgeordnetes festes Ganze hervorgeht.

Papiere in allen Formen, welche das erfinderische Bedürfnis des Augenblicks gebiert, lagen kunterbunt in Massen verstreut. Große Foliobogen, auf denen sich ungeheure Zahlensäulen türmten, größere und kleinere Papierfetzen mit angefangenen Berechnungen, mit hieroglyphenartig hingekritzelten Notizen. Und mitten auf diesem Papiermeer schwamm etwas, das

Klemens jetzt aufgefischt hatte und emporhielt.

„Sieh doch hier," rief er aufgeregt, „eine telegraphische Depesche!"

„Donner—," fuhr der Professor auf, „das kommt aus Madras."

Mit einem Schritt war er heran und hatte die Depesche dem Bruder aus der Hand gerissen; beinah zitternd vor Aufregung verfolgte dieser das Gesicht des Lesenden.

Die Züge des Professors hatten sich verwandelt; seine Nasenflügel weiteten sich; wie mit Zangen packten seine Augen den Inhalt des Telegramms an.

Mit einem „hurra" schwang er das Blatt empor. „Es ist gelungen," rief er, „höre das an." Mit einer vor Erregung stockenden Stimme las er dem atemlos Lauschenden in hastiger Übersetzung des englischen Textes den Inhalt der Depesche vor. Derselbe lautete: „Habe gestern abend, Ihren Anweisungen entsprechend, beobachtet, den Kopf eines Kometen im Sternbild des Kentauren gefunden; grüße und beglückwünsche Sie."

Klemens stieß einen jauchzenden Schrei aus, flog auf den Bruder zu, umarmte ihn voll stürmischer Freude und küßte ihn. „Peter!" stammelte er, „Peter, großer Mann!"

Diesmal wehrte Doppnau der Zärtlichkeit des Jünglings nicht; ein stolzes Lächeln ging über sein Gesicht; die Depesche brachte ihm Kunde von einem großen Siege, den er für die Wissenschaft errungen.

Vor einigen Tagen hatte er einen ungewöhnlich starken Sternschnuppenfall bemerkt. Eine solche, im Monat Juli an sich ungewöhnliche Erscheinung hatte seine Aufmerksamkeit gefesselt. Die ganze Nacht hindurch hatte er das Phänomen beobachtet und den Gang der Sternschnuppen, so genau als möglich, ihrem Anfangs- und Ausgangspunkte nach in die Sternkarte eingezeichnet. Mit unermüdlicher Ausdauer war ihm Klemens dabei zur Hand gegangen, und erst der helle lichte Morgen hatte die beiden Brüder von der Warte fort in die Betten geschickt. Das Ergebnis war gewesen, daß sämtliche Sternschnuppen aus einem und demselben Punkt am nordwestlichen Himmel hervorbrachen und mit geringen Abweichungen in der Richtung nach Ost-Süd-Ost verschwanden. Diese Wahrnehmung hatte den Astronomen auf die Vermutung gebracht, daß der Sternschnuppenfall den Schweif eines Kometen darstellte, dessen Bahn dicht bei der Erdbahn vorübergezogen sein müsse, und nach wenigen Stunden Schlafs hatte er sich daran gemacht, die Bahn des Vermuteten zu berechnen. Wie Herkules mit dem Riesen, so hatte er einen ganzen Tag lang mit der furchtbaren Aufgabe gerungen; es war ein Tag gewesen — die alte Agathe meinte, „so einen Tag würde sie Zeit ihres Lebens nicht mehr vergessen." Mittags war der Herr Professor gar nicht zum Essen gekommen, „und was der junge Herr Klemens gegessen hatte — das trug auch die Katze auf dem Schwanz fort."

Klemens war in der That den ganzen Tag hindurch nicht aus der Aufregung herausgekommen; auf den Fußspitzen schlich er im Hause hin und her und mit verhaltenem Atem lauschte er von Zeit zu Zeit an der Thür zu des Bruders Arbeitszimmer. Hineinzutreten und ihn zu stören, wäre ihm wie Tempelschändung erschienen.

Am Nachmittage endlich war die Thür des Heiligtums von innen aufgethan worden und der Professor, ganz rot im Gesicht von der Anstrengung, auf der Schwelle erschienen. Er hatte den Hut bereits auf dem Kopfe gehabt, zum Ausgange fertig. „Komm mit," sagte er zu Klemens, „ich telegraphiere nach Madras; dort muß der Kopf des Kometen zu erblicken sein, wenn meine Rechnung stimmt."

Und sie stimmte. Heute abend beim Biere hatte Doppnau sie dem Bruder in kurzen Andeutungen skizziert, und jetzt hielt er die Bestätigung des Gelingens in Händen.

Wie zu einem höheren Wesen blickte

Klemens zu ihm auf; er war zurückgetreten und seine Augen ruhten mit dem milden Ausdruck unbegrenzter Ehrfurcht auf dem Gelehrten.

Doppnau hatte die Depesche wieder zusammengelegt und auf den Tisch geworfen.

„Na, aber jetzt,“ sagte er, „zu Bett, zu Bett, es ist hoch Schlafenszeit.“ Der Sturm der Erregung war vorübergebraust, sein Gesicht hatte wieder den einfachen Ausdruck gewöhnlicher Stunden angenommen.

Klemens kam wie aus einer Verzückung zu sich.

„Schlafen?“ murmelte er, „kann man denn nach so etwas schlafen?“

„Erst recht,“ erwiderte Doppnau kräftig, „bei Nacht soll der Mensch schlafen und meinetwegen träumen, und bei Tage wachen und arbeiten.“ Er legte die Hand auf des Jünglings Haupt und strich über das lange weiche Haar hinunter. „Hast du gehört, Kerlchen? bei Tage nicht träumen, nicht träumen.“

Klemens nickte stumm.

„Übrigens dank ich dir noch für die Assistentendienste,“ fuhr der Professor fort, „du hast deine Sache famos gemacht, sicher beobachtet und richtig eingezeichnet — du weißt, ich lobe nicht leicht.“

Daß letzteres wahr sein mochte, sah man an der freudigen Überraschung, welche leuchtend über des Jünglings Gesicht ging. Er faßte die Hand des Bruders mit beiden Händen. „Wirklich?“ sagte er leise, „bist du zufrieden mit mir gewesen? Mühe habe ich mir redlich gegeben, das kann ich bezeugen.“

„Ja wirklich, ich bin zufrieden gewesen,“ versicherte Doppnau, „und ich bin überzeugt, daß einmal ein tüchtiger Astronom aus dir wird; darum aber jetzt zu Bett; du hast bei der Gelegenheit eine Nacht um die Ohren geschlagen, und das ist noch nichts für einen solchen jungen Spatz, wie du einer bist — also gute Nacht.“

Er hatte ein Licht angezündet, die Lampe ausgelöscht, und ging auf sein Schlafzimmer zu, das an den Arbeitsraum stieß; die Flurthür schloß sich hinter Klemens, welcher zum oberen Stockwerk hinaufstieg, wo sein Wohn- und Schlafzimmer lag.

Tief in der Nacht wachte Doppnau auf. Er griff nach dem Schnupftuch, das er auf den Nachttisch neben dem Bett zu legen pflegte, und bemerkte, daß er es im Rock hatte stecken lassen, der im Arbeitszimmer lag. Er stand auf, und als er in den Nebenraum trat, glaubte er zu hören, wie jemand von der Treppe her mit leisen Schritten bei der Thür vorüberschlich. Lauschend stand er; die Schritte verloren sich den Flur entlang, und nach einigen Augenblicken hörte er in der Ferne eine Thür gehen; es war dem Schalle nach die Pforte, welche in den großen Kuppelsaal führte, in dem die Fernrohre und sonstigen astronomischen Instrumente aufgestellt waren.

„Was hat denn das zu bedeuten?“ sprach er vor sich hin. Hastig kleidete er sich an; dann trat er auf den Flur hinaus, um dem nächtlichen Wanderer nachzugehen. So behutsam als möglich öffnete er die Thür des Saales und betroffen blieb er auf der Schwelle stehen.

Der ganze weite Raum war von einer mächtigen drehbaren Glaskuppel überwölbt, durch welche hindurch man in den sternfunkelnden Nachthimmel hinausblickte, der wie eine zweite ungeheure Wölbung die Kuppel umfing.

Es war ein wunderbarer Anblick, der das Gefühl erweckte, als befände man sich hier im Vorgemach des Himmels. Die riesigen Teleskope, die wie schwarze Schatten regungslos in der Nacht standen, sahen aus wie Sprachrohre, emporgerichtet, um die Stimme der Erde aufzunehmen und hinauszusenden in den unermeßlichen Weltraum, hinüber zu den Planeten, die lautlos, die glühenden Augen auf die Erde gerichtet, durch den Weltraum dahinzogen.

Und an einem dieser großen Rohre saß Klemens, in den Himmel blickend, so ganz in sein Thun versunken, daß er nicht

hörte, wie sich die Pforte hinter seinem Rücken öffnete.

Doppnau blickte in der Richtung des Teleskops empor; in grünlich flimmerndem Licht schwamm dort oben der Jupiter. Das nächtlich geheimnisvolle Treiben des Bruders machte ihn selbst für einige Augenblicke sprachlos.

„Aber Klemens!“ sagte er dann mit lauter Stimme.

Der Angerufene fuhr auf, Überraschung und Schreck durchzuckten seine Glieder, sein Antlitz erschien leichenblaß.

„Bei Nacht aufstehen und hierher schleichen?“ fuhr Doppnau herantretend fort, „und sich halb angekleidet hersetzen und in den Himmel starren? Junge, Junge, was machst du mir für Geschichten?“

Es war, wie der Professor sagte: so wie er aus dem Bett gesprungen, war Klemens, so schien es, hergeeilt, in Unterbeinkleidern und Strümpfen, und einen leichten Rock über das auf der Brust offene Nachthemde geworfen.

Er legte beide Hände an die Stirn und strich sich langsam über die Schläfen hinunter. „O Peter,“ sagte er, „Peter, die Sterne lassen mich nicht schlafen.“

„Und da sitzt er und beobachtet den Jupiter,“ sagte der Professor, „als hätte er ihn nicht hundertmal schon durch das Teleskop betrachtet.“

„Aber sieh ihn doch nur an,“ rief Klemens, „und sieh, wie wunderbar er aussieht! Peter, ich glaube, die Sterne wachsen, sie werden alle Tage größer und herrlicher!“

Seine lautgesprochenen Worte widerhallten in der Wölbung, es gab einen verworrenen Schall, der wie in einem großen dumpfen Seufzer endete.

Doppnau hatte sich unter das Fernrohr gesetzt und blickte hindurch; in wundervoller Klarheit erschien die grünlich leuchtende Kugel des Planeten, von seinen Trabanten-Monden umtanzt. Nach einiger Zeit erhob er sich. „Es ist aber wirklich gar nichts Außergewöhnliches heute zu sehen,“ sagte er ruhig, indem er sich von seinem Sitze erhob.

Klemens trat auf ihn zu, legte die Hände auf seine Schultern und blickte ihn mit den leuchtenden Augen an, während ein geheimnisvolles Lächeln sein Gesicht umspielte.

„Nichts Außergewöhnliches zu sehen?“ fragte er, die Worte des Bruders wiederholend, langsam und schwer, „o ja doch, Peter, doch. Es sind die Augen der unermeßlichen Welt — kann man denn noch an andere Augen denken, wenn man einmal da hineingesehen hat?“ Der Professor wollte etwas erwidern, aber Klemens ließ ihm nicht Zeit dazu. Er beugte sich zu ihm hinüber und flüsterte ihm ins Ohr: „Weißt du, was mir klar geworden ist, Peter? Die Sterne sind Götter und dulden keine anderen Götter neben sich; wer sich ihrem Dienste geweiht hat, muß sich ihnen ganz hingeben, ganz und ausschließlich und darf nicht —“

Er stockte, der Professor machte sich ärgerlich los. „Träumer!“ sagte er verweisend, „Träumer und Phantast! Wenn du zu den Sternen hinauffliegen willst, wirst du dir das Genick brechen. Ich habe dir die Leiter gezeigt, auf der man hinaufklettert, sie heißt: die Wissenschaft. Daß es unbequemer und prosaischer sein mag, Stufe nach Stufe zu erklimmen, anstatt sich mit einem Flügelschlage der Phantasie hinauf zu versetzen, zugegeben; jedenfalls aber ist es sicherer. Man weiß, wohin man gelangt und verläuft sich nicht da oben; man behält seinen Zusammenhang mit der Erde, zu der man wieder zurückkehrt, und vergißt nicht, daß man der Erde und der Wirklichkeit angehört.“ Er hatte seinerseits den Bruder an der Schulter gefaßt und schüttelte ihn. „Verstehst du, Herr Nachtwandler? Der Wirklichkeit, wie sie war und ist und sein wird! deren Anforderungen sich jeder zu beugen hat, jeder, mag er sein, wer er will und wie er will! Und nun zur Ruhe und zu Bett! Es ist mein Ernst. Du siehst jetzt schon aus, als hättest du dir ein Fieber an den Leib erkältet.“

Er knöpfte dem Jüngling, dessen halbnackter Körper in der kühlen Luft des

dämmernden Morgens zu schauern begann, wie einem Kinde den Rock über der Brust zusammen; dann trat er mit ihm auf den Flur hinaus und verschloß hinter sich die Thür des Saales.

Mit einem leisen „gute Nacht“ schlüpfte Klemens der Treppe zu und verschwand nach den oberen Räumen des Gebäudes.

* *
*

Im Hause des Doktor Allbach sah es seit einigen Tagen etwas anders aus als bisher, und zwar seitdem Fräulein Lucie Immenhof als Gast in dasselbe eingezogen war und darin wohnte. Der Schwerpunkt der Hausordnung war verschoben; für gewöhnlich ruhte derselbe in der Person des Hausherrn, jetzt stellte Fräulein Lucie ihn dar. Sie hatte aus Berlin, wo sie früh verwaist, ohne Eltern und Geschwister in der Gesellschaft einer alten Anstandstante wohnte, ihre großstädtischen Lebensgewohnheiten mitgebracht, und die stimmten nicht ganz mit denen des Städtchens überein. In kleinen Städten geht man früh zu Bett, um früh aufzustehen — in Berlin macht man es umgekehrt.

Den Morgenkaffee, den Doktor Allbach zu früher Morgenstunde in Gemeinschaft mit seiner Frau einzunehmen pflegte, mußte er jetzt meistens allein trinken, da seine Gefährtin um diese Zeit mit tausend kleinen Besorgungen für den noch schlummernden Gast beschäftigt war. Sie hatte an Luciens Schlafzimmerthür zu lauschen, ob sie auch noch schliefe, den Mädchen anzuempfehlen, daß sie leise sein und den Gast nicht stören sollten; manchmal hatte sie auch ganz heimlich in das Gemach zu schlüpfen, um einen frischen Blumenstrauß hineinzubefördern, der die Erwachende begrüßen sollte.

Doktor Allbach ertrug sein Schicksal jedoch, ohne zu murren. Er war noch jung und empfand das heimlich süße Gefühl, das es dem Manne bereitet, einem weiblichen Wesen in seinen vier Pfählen Schutz und Obdach zu gewähren; namentlich wenn dies weibliche Wesen schön ist, wie Fräulein Lucie Immenhof es war. Das Haus, das der Mann sich gründet, ist sein Reich, und es ist ein Gefühl ritterlichen Stolzes, den Frieden dieses Reiches einem schönen Geschöpf zu teil werden zu lassen, welches sich ihm so ganz anvertraut, daß es sich darin entkleidet und zu Bett legt und sich ihm in aller Hilflosigkeit des Weibes dahingiebt.

Als Freundin der Frau Allbach, mit der sie sich seit den Kinderjahren kannte, war Lucie ins Haus gekommen, als Freundin des Herrn und der Frau Allbach wohnte sie jetzt darin; denn der Doktor brachte dem schönen, geistvollen Mädchen aufrichtige Verehrung dar.

Noch nie hatte er eine Frau gefunden, mit der er sich über wissenschaftliche Fragen so zu unterhalten vermochte wie mit Lucie; er bewunderte das Interesse, mit dem sie ihm zuhörte, und den scharfen Verstand, mit dem sie Fragen stellte und Meinungen äußerte. Und zu dem allen kam jener unbestimmbare Hauch der großen Welt, den sie wie einen feinen Duft um sich verbreitete, der aus der feinen Fügung ihrer Worte herausklang, in der freien Leichtigkeit ihrer körperlichen Bewegungen sichtbar wurde und der den Bewohner der kleinen Stadt gewissermaßen berauschte.

Doktor Allbach war ein pünktlicher Mann in seinem Beruf und daher auch an dem Morgen des Tages früh aufgestanden, welcher dem Abend folgte, an dem die Gebrüder Doppnau bei ihm zu Gaste gewesen waren.

Er war schon bei der zweiten Tasse und der Cigarre, als Frau Allbach hereingeschlüpft kam, „um sich doch auch einmal nach ihrem vernachlässigten armen Alten umzusehen“.

Sie fand ihn in die Morgenzeitung vertieft, die er bei ihrem Eintritt sofort beiseite legte.

„Wie steht’s?“ fragte er, „bist du schon bei Fräulein Lucie gewesen?“

Frau Allbach hatte bereits zu ihr hineingespäht — Lucie schlief noch ganz fest; sie mußte, ihrer Gewohnheit nach, gestern

abend noch lange gelesen haben, denn das Licht sei ganz herabgebrannt gewesen.

Die Erdbeerbowle gestern abend würde ihr doch hoffentlich gut bekommen sein? forschte der Arzt.

Frau Allbach hoffte dasselbe.

Der Doktor blickte eine Zeit lang schweigend in die Rauchwolken seiner Cigarre, dann sprang er auf. „Weißt du,“ sagte er, „was mich geradezu in Erstaunen setzt? Daß das Mädchen noch nicht geheiratet hat.“ Er ging im Zimmer auf und ab. „Du kennst sie ja seit lange,“ fuhr er fort, „sie hat wohl schon eine gehörige Menge Körbe ausgeteilt? Hm?“

„Ich habe nie etwas davon gehört,“ erwiderte Frau Allbach.

Ganz überrascht blieb er stehen. „Was? nicht? Es hätte noch niemand um sie angehalten?“

„Ich glaube, nein,“ versetzte sie.

„Aber wie ist das möglich?“ fuhr Allbach auf, „sag mir nur, wie ist das möglich? Ich will ganz davon absehen, daß sie schön ist, daß sie Verstand hat für zehn, aber daneben, denk ich, hat sie von ihrem Vater ein ganz hübsches Vermögen mitbekommen; sie steht ganz allein in der Welt, bringt ihrem Manne keine Familienverpflichtungen mit, keine Schwiegereltern —“

Frau Allbach zeigte ein etwas ungeduldiges Gesicht; er ging zu ihr und küßte sie.

„Du weißt ja, Annchen,“ sagte er begütigend, „deine Eltern sind so — so — das sind gar keine Schwiegereltern, sondern nur Eltern überhaupt — aber was sind denn das für junge Männer in Berlin, wenn keiner sich das Mädchen holt?“

Frau Anna war ans Fenster getreten und blickte sinnend hinaus; jetzt wandte sie sich zurück.

„Ja siehst du,“ sagte sie, „es ist ein eigen Ding — alles was du sagst, ist ganz richtig, und ich will auch gar nicht behaupten, daß Lucie die Männer gleichgültig ließe, aber, es ist merkwürdig aber wahr, die verheirateten Männer interessieren sich weit mehr für sie als die unverheirateten — und das kann ihr schließlich nichts nützen,“ fügte sie auflachend hinzu.

„Was du sagst —“ erwiderte ungläubig der Doktor.

„Du kannst es mir glauben,“ fuhr sie fort, „ich habe es mehr als einmal bemerkt und mich selbst darüber gewundert; die verheirateten und die sehr viel älteren Männer, das sind ihre Anbeter; die jüngeren kommen an sie heran, flattern eine Zeit lang um sie herum — und plötzlich sind sie wieder fort.“

Allbach stampfte mit dem Fuß auf den Boden.

„Hab ich es nicht immer gesagt,“ rief er, „unser deutsches Männergeschlecht ist im Niedergang begriffen! Ein neuer Beleg für meine Behauptung! Auf der einen Seite geißelt man mit schalen Witzeleien die sogenannten Emancipationsgelüste der Frauen, und auf der anderen läßt man die bedeutenden Mädchen sitzen und zwingt sie zu dem, was man ihnen vorwirft! Die Lucie ist ihnen ganz einfach zu klug und zu bedeutend, das ist des Pudels Kern; sie fürchten sich vor ihr!“

„Mag sein, daß du recht hast,“ entgegnete Frau Allbach, „ich habe immer das Gefühl gehabt, als wäre sie den Männern zu selbständig; sie lebt, ganz ohne irgend jemanden zu fragen, gerade wie es ihr beliebt, macht Reisen in die Welt, liest Zeitungen, spricht über ernste Angelegenheiten mit, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen — und daran ist man bei uns zu Lande nun einmal nicht gewöhnt.“

„Weil wir Deutschen uns die Frau noch immer nicht anders denken können als mit dem Strickstrumpf oder hinter dem Herd,“ murrte der Doktor. „Die Herren fühlen ganz genau, daß der Mann, der mit solch einem Mädchen fertig werden soll, ein ganzer Kerl sein müßte, und das ist unbequem — natürlich.“

„Ich habe mir schon manchmal recht ernste Gedanken über die arme Lucie gemacht,“ sagte Frau Anna. Sie blickte

wieder zum Fenster hinaus. „Über die erste Jugend ist sie ja doch auch hinweg.“

„Na, was das anbetrifft,“ erwiderte Allbach, „so wollen wir uns nur beruhigen; die Natur hat, als sie ihr das Gesicht gab, einen gut geschnittenen Prägestock gebraucht, sie hat Züge, und solch ein Gesicht hält sich länger als die Eintagsgesichtchen, die nur von der Gnade und Barmherzigkeit der Zeit leben.“

„Du brauchst dich nicht so zu ereifern,“ sagte Frau Anna, „es hat noch niemand etwas anderes behauptet.“

Sie war rot im Gesicht geworden; der Doktor fühlte sich veranlaßt, wieder zu ihr zu gehen und ihr einen Kuß zu geben.

Dann trat eine Pause ein; Allbach zog sein Notizbuch hervor und überblickte die Reihe der Krankenbesuche, die er zu machen hatte.

„Weißt du, was ich heute vorhabe?“ fragte er nach einiger Zeit.

„Nun?“

„Ich werde zu Doppnau gehen und ihm sagen, er soll uns einmal seine Sternwarte zeigen.“

„Uns?“ fragte Frau Allbach langsam zurück, „heißt das, dir und mir?“

„Und natürlich Fräulein Lucie,“ entgegnete er.

Sie sah ihn mit listigem Lächeln schweigend an; der Doktor errötete ein wenig.

„Ich bin überzeugt, daß sie das sehr interessieren wird,“ stotterte er.

Statt aller Antwort hob sie die Hand und drohte ihm mit langgestrecktem Zeigefinger.

„Na? Was soll's?“ fragte er mit erkünstelter Unbefangenheit.

„O du, du, du,“ sagte Frau Anna.

Allbach ließ ein kurzes Lachen hören. „Mit was für Gedanken diese Frauen immer gleich bei der Hand sind,“ sagte er.

Die Schlaguhr auf dem Kaminsims verkündete die neunte Stunde; Allbach wandte sich zur Thür, um sich zum Ausgehen fertig zu machen. Auf der Schwelle drehte er sich um, Frau Anna stand noch immer mit vielsagendem Lächeln mitten im Zimmer.

„Na, und schließlich,“ erklärte er, „es ist wahr, Doppnau ist auch ein ganz famoser Kerl — oder bist du anderer Ansicht?“

„Ganz und gar nicht,“ erwiderte sie, „und ich bin auch überzeugt, daß es Lucie außerordentlich interessieren wird.“

Der Doktor ging hinaus.

Als er auf dem Flur an der Thür vorüberschritt, hinter welcher Fräulein Lucie schlief, konnte er sich nicht enthalten, einen zärtlich bewundernden Blick auf die kleinen zierlichen Stiefelchen zu werfen, welche daselbst, ihrer Gebieterin wartend, aufgestellt waren.

Wenige Minuten darauf trat Frau Anna bei Lucie ein.

In dem geräumigen Gemach herrschte noch das Halbdunkel; die Vorhänge an den Fenstern waren herabgelassen; vorsichtig spähte sie nach dem Bett, welches quer im Zimmer stand.

„Komm nur herein,“ ertönte vom Lager her eine helle Stimme, „ich bin schon lange wach.“

Die Arme unter dem Haupte gekreuzt, lang auf dem Rücken ausgestreckt, lag Lucie Immenhof da, mit klaren Augen ihrer Wirtin entgegenlachend.

„Darf ich die Gardinen öffnen?“ fragte Frau Allbach.

„Nur zu,“ entgegnete Lucie.

Das einströmende Licht beleuchtete die Gestalt eines schönen ruhenden Weibes.

Sie stand nicht mehr in der ersten Jugendblüte, aber unter der leichten Bettdecke zeichneten sich weiche, volle Körperformen ab, und die Züge des Gesichts, um welches sich das Federkopfkissen zu beiden Seiten emporbauschte, waren geistvoll, bedeutend und schön.

„Hast du gut geschlafen?“ fragte Frau Anna, indem sie an das Bett herantrat.

„Wie ein Sack,“ erwiderte Lucie mit herzhaftem Gähnen. — „Setz dich doch drauf,“ fuhr sie fort, als sie sah, wie Frau Anna nach einem Stuhl umherherblickte und mit den Augen an dem Polsterschemel hangen blieb, auf welchem Luciens Unterröcke und Strümpfe lagen.

„Ich zerdrücke dir ja deine Sachen," entgegnete diese, „sieh nur, welche Pracht."

Mit der sachverständigen Neugier der Hausfrau und Kleinstädterin betrachtete sie Luciens elegante Kleidungsstücke, sie ließ den spitzenbesetzten Saum des weißen Unterrocks durch ihre Finger gleiten, dann strich sie mit der flachen Hand über die langen Strümpfe von feiner weißer Baumwolle.

„Wie Seide," sagte sie bewundernd, „wie Seide; ist das Berliner Arbeit?"

„Freilich," erwiderte Lucie, die, ohne ihre Stellung zu verändern, der Freundin gleichgültig lächelnd zusah.

Endlich hatte Frau Allbach einen noch freien Stuhl entdeckt, den sie neben das Bett rückte. Lucie drehte sich auf die Seite, indem sie das Haupt, dessen schönes dunkles Haar lang aufgelöst herniederhing und das Kopfkissen überflutete, in die aufgestützte rechte Hand lehnte.

„Und du sorglich waltende Hausfrau bist natürlich schon lange wieder auf den Beinen?" sagte sie, die klugen Augen, in deren Tiefen der Schlaf noch wie ein verfliegendes Gewölk lag, auf Anna gerichtet.

„Man hat für seinen Mann zu sorgen," versetzte Frau Allbach, beinah als ob sie sich entschuldigen müßte, „und für sein Haus —"

„Und für seinen faulen Logierbesuch," unterbrach Lucie sie lachend; „o du Heinzelmännchen! Von Gottes und Rechts wegen müßt ich mich in Grund und Boden vor dir schämen."

Sie hatte den Oberleib aufgerichtet und umschlang den Hals der Freundin; die weiten Ärmel des Nachthemdes glitten von den weißen nackten Armen zurück; Frau Annas kleinbürgerliches Gesicht sah aus wie ein dürftiges Porträt in einem prachtvollen Rahmen.

Lucie hing sich mit der ganzen Wucht ihres vollen Oberleibes um Annas Nacken, so daß diese wie eine Weidenrute herabgebeugt wurde und sich mit den Händen auf die Bettkante stützen mußte; dazu lachte und kicherte sie wie ein neckischer Kobold.

„So," sagte sie, indem sie Anna auf die sanften Augen küßte, „nun hab ich wie ein Feinschmecker dein Gesicht genossen, deine Augen sind darin das Hübscheste." Sie ließ sich in die Kissen zurücksinken und reckte und streckte die Glieder. „O dies Talent zum Schlafen," sagte sie, „ich glaube, es ist das einzige, das ich besitze."

„Du hast wohl gestern abend noch lange gelesen?" fragte Frau Allbach, indem sie zu dem Nachttisch hinüberblickte, der neben dem Bette stand. Neben unzähligen zierlichen Kleinigkeiten, die eine elegante Frau mit sich führt, um sie nicht zu gebrauchen, lag ein ziemlich dickleibiges, uneingebundenes Buch.

„Ja," sagte Lucie gähnend, „ich habe einen Roman zu Ende gewürgt, um dann um so sicherer einzuschlafen."

„Hübsch?" fragte Frau Anna.

„Ein deutscher Roman," antwortete Lucie, „also versteht sich ja alles übrige von selbst. O diese deutschen Romane! Die fürchterlichen deutschen Romane!" Sie hatte die Füße gegen die untere Bettwand gestemmt und stampfte ungeduldig dagegen. „Immer dieselbe Leier, mit ein paar neuen Modulationen, ohne eine neue Melodie. Zurechtgeschnitten wie Rechenexempel; statt des großen Ganges, den die Dinge ihrer Natur nach gehen müßten, immer der spanische Stiefelgang, den der Herr Verfasser sie machen läßt, damit sie hübsch artig an das Ziel gelangen, an dem er sie haben will. Und der unglückliche Leser, der dieses Ziel von der ersten Zeile an mit Händen greift! Wahrhaftig, man kommt sich vor wie ein Wanderer auf einer langweiligen Chaussee, der den Kirchturm auf eine Meile Entfernung sieht und die Pappeln zählt, die er noch hinter sich bringen muß, um bis ins Dorf zu kommen. Diese Männer, die in Druckform denken und in Aufsätzen reden! Und nun gar erst die Frauen! Diese Frauen! Das nennen sie das Leben! Das nennen sie Menschen! Diese Übermasse von Bildung und Büchergelehrsamkeit, und dieser gräßliche Mangel an Welterfahrung, an Lebenskühnheit und an Phantasie!"

Frau Anna saß ganz stumm und verschüchtert; sie fühlte sich zu fremd auf diesem Gebiete, um mitzureden.

Lucie lag wieder auf dem Rücken ausgestreckt, das Gesicht emporgerichtet; ihre Augen hafteten an der Stubendecke. Und diese eben noch so lächelnden Augen erschienen verändert, ganz dunkel, und aus ihren Tiefen blickte die schmachtende Seele eines einsamen Weibes.

„Ich habe mir immer gewünscht," fuhr sie wie mit sich selbst sprechend fort, „einmal in einem Buche eine Frauengestalt zu finden, bei der ich mir hätte sagen können: das bist du — ich hab es mir so schön gedacht, sich einmal von einem wirklich bedeutenden Mann so bis in die tiefste Tiefe durchschaut zu fühlen; er hätte vielleicht nicht viel Gutes gefunden, ich glaub's beinah selbst, aber er hätte mich auch nicht zu schonen brauchen, unbarmherzig hätte er mit mir umgehen können, nur daß er mir wirklich über sei, nur daß er wirklich und wahrhaftig die Wahrheit sagte, nur das hätte ich fühlen müssen — aber ich habe nichts gefunden. Ich habe gelesen — puh, es ist gräßlich, darüber nachzudenken — ganze Leihbibliotheken, glaub ich — aber ich habe nichts gefunden."

„Aber es wird doch gewiß manches Schöne und Gute geschrieben?" wagte Frau Anna beschwichtigend einzuwenden.

„Laß mich mit dem Schönen und Guten," rief Lucie ganz wild, „das sind Etiketten für gefälschten Wein! Ein Buch, das ich lese, soll mir etwas nützen, und unsere deutschen Romane nützen uns nichts! Nein, es ist mir klar geworden, die Kraft des deutschen Geistes wohnt heutzutage nicht in der deutschen Litteratur; sie hat sich auf einen anderen Körperteil der deutschen Seele geworfen, auf die Wissenschaft."

Frau Anna fuhr wie elektrisiert auf. „Siehst du," rief sie, „siehst du, genau dasselbe hat neulich einmal, bevor du kamst, Professor Doppnau zu meinem Mann gesagt, als sie über solche Geschichten sprachen."

Lucie hatte wieder die Arme unter den Kopf geschoben, ein feines spöttisches Lächeln umkräuselte ihren Mund. „Professor Doppnau das Orakel," sagte sie langsam.

„Aber wirklich beinah mit denselben Worten," versicherte Anna.

In Luciens Augen waren von neuem alle Kobolde des Mutwillens aufgewacht, sie wälzte den schönen trägen Leib wieder auf die Seite und schaute die Freundin mit blinzelndem Lächeln an.

„Aber dein Professor Orakel," sagte sie, „ist in der Sache Partei; was der sagt, das gilt nicht."

„Professor — Orakel?" fragte Frau Anna.

„Ist er denn euer Hausorakel etwa nicht?" entgegnete Lucie. Sie schob sich mit halbem Leibe aus dem Bett und legte den Kopf auf Annas Schoß. „Aber siehst du, Anna," sagte sie flüsternd, mit tief ernstem Tone, „was die deutschen Gelehrten anbetrifft, so muß ich dir etwas beichten, etwas Geheimes, etwas Schauerliches."

„Was meinst du denn?" fragte Anna, die ganz unruhig wurde.

Lucie hob das Gesicht empor: „Sie sind langweilig, Anna, über die Maßen, furchtbar langweilig!" Sie umfaßte Anna und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Nun, es wird doch wohl Ausnahmen geben," wandte Frau Anna etwas empfindlich ein.

Lucie aber war nicht zu bändigen; wie ein wilder Wassernix schüttelte sie das flatternde Haar um den Kopf. „Traue einer Erfahrung von so und so viel Berliner Abend- und Mittaggesellschaften," rief sie; „ich habe im vorigen Winter in einer Bankierfamilie, in welcher der Küchenzettel neben den frischesten Sommergemüsen stets die neuesten Berühmtheiten der Saison aufweist, zu Mittag gegessen und neben einem Afrikareisenden von orchestraler Berühmtheit gesessen. Keine Zeitung, die nicht spaltenlange Artikel über ihn gebracht hätte; der Herr des Hauses in

lauter Wonne zerschmelzend wie Butter, die man an die Sonne stellt; alle Gäste in flüsternder Ehrfurcht, und ich selbst, von der man schmeichelhafterweise angenommen hatte, daß ich den imposanten Gast am besten unterhalten würde, mit allen gezogenen Registern meines armen Geistes an seiner Seite — und siehst du, nie im Leben habe ich mich öder gelangweilt als in jenen Stunden! Ich weiß, daß hundert andere in meiner Lage sich ebenso gelangweilt haben würden wie ich, und dann aufgestanden wären und „welch ein interessanter, welch ein bedeutender Mann!" gelispelt hätten — aber ich konnte es nicht sagen und hab es nicht gesagt und will's nicht sagen; denn die Wahrheit ist, daß der berühmte Reisende langweilig war wie ein unaufgeschnittenes Buch! Unzugänglich wie sein schwarzer Erdteil selbst! Unausgiebig wie ein Barren Erz, den man einer Hausfrau in den Schoß legt, mit der freundlichen Aufforderung, damit ihre Wirtschaftsbedürfnisse zu besorgen! — Ja, ich weiß schon, was du sagen willst," schnitt sie Anna, die den Mund zu einer Erwiderung spitzte, das Wort ab, „daß der Barren Gold ist; natürlich, das nehm ich auf Treue und Glauben an, aber was nützt mir ein Riesenwust von Wissen und Gelahrtheit, wenn nie ein Körnchen davon abfällt, um mich armes hungerndes Menschenkind zu füttern? Der Mensch soll dem Menschen nützen! ‚Lies seine Werke,' engegnet man mir — aber ich will nicht immer lesen und lesen! In Deutschland wird schon viel zu viel gelesen! Ein bedeutender Mann soll nicht nur schreiben, sondern auch sprechen können! ‚Salongeschwätz,' ruft man mir von oben herunter zu, ‚unter der Würde eines großen Geistes,' aber man braucht im Salon nicht zu schwatzen, man kann im Salon sehr gut reden, und die Männer sollten uns Frauen dankbar sein, die wir sie dazu nötigen. Ein gutes gesprochenes Wort ist mehr wert und bleibt lebendiger im Gedächtnis als zehn Seiten guten geschriebenen Inhalts; wer schreibt, ist wie der Prediger auf der Kanzel, er hat immer recht; wer spricht, muß sich auf Einwendungen gefaßt machen. Und die Prediger auf der Kanzel sind langweilig, und die Schreibemenschen desgleichen, und wer seinen Nebenmenschen langweilt, der — der begeht ein Verbrechen an der Menschheit, denn Langeweile tötet nicht bloß, sie richtet zu Grunde, ruiniert, moralisch, geistig und körperlich! Langeweile ist gräßlich, fürchterlich, entsetzlich!"

Lucie hatte das Gesicht in das Federpolster gedrückt; dadurch bekam der erstickte Schall ihrer Worte etwas Dumpfes, Rauhes.

War das Scherz? War das Ernst? Es klang beinah wie eine verzweifelte Klage. Mit den Füßen stieß sie um sich wie ein wildes, ungebärdiges Kind, so daß die Decken umherflogen und die sorgliche Anna hinzutreten und ihren entblößten Körper zudecken mußte.

„Aber Lucie," sagte sie, „du wirst doch nicht so ungerecht sein und alle deutschen Gelehrten für langweilig erklären, weil du einmal neben einem gesessen, der es vielleicht zufällig war?"

„Er war der erste nicht und nicht der letzte," erwiderte Lucie, indem sie abermals den feierlichen Ton anschlug, durch den sich die gute Anna regelmäßig in die Falle locken ließ; „siehst du, Anna, Freundin, Vertraute, da war ich vor kurzem bei Freunden zum Besuch, in einem Städtlein, so da liegt etliche Meilen von dem großen Berlin, und in dem Städtlein wohnte ein weiser Mann, welcher da kannte die Sonne, den Mond und den Gang aller Gestirne; und sie hatten ihn eingeladen zu einer Abendgesellschaft und hatten vor ihn hingestellt eine Erdbeerbowle, auf daß sein Herz fröhlich werde und sein Mund übergehen sollte von der Weisheit, so da in ihm aufgespeichert war; und mich hatten sie an seine Seite gesetzt, daß ich profitieren sollte von der Weisheit, so von ihm ausginge. Und er that den Mund auf und siehe da — er war fürchterlich langweilig."

Annas Augen waren ganz rund geworden vor staunendem Entsetzen.

„Das — geht wohl gar auf Professor Doppnau?“ stammelte sie endlich.

Statt aller Antwort brach Lucie von neuem in schmetterndes Gelächter aus. Anna war kleinlaut geworden und zupfte an ihrem Kleide.

„Aber liebe, liebe Lucie,“ brachte sie nach längerem Schweigen schüchtern hervor, „wo willst du denn schließlich die Menschen finden, mit denen du leben kannst?“

Ein plötzliches Zucken ging über Luciens Gesicht, ein Schatten sank über ihre Augen.

„O Weisheit,“ sprach sie langsam und dumpf, „du sprichst wie eine Taube und wie Anna Allbach. Es ist schrecklich, wenn einem nichts und niemand imponiert.“

Sie hatte die Arme über dem Gesicht verschränkt und lag so eine geraume Zeit, ohne einen Laut von sich zu geben. Dann fuhr sie mit einem Ruck empor und schwang sich mit beiden Beinen aus dem Bett.

„Genug jetzt des Träumens,“ rief sie, „jetzt wollen wir leben, und dazu gehört zunächst, daß man aufsteht!“ Mit einem Satz stand sie mitten im Zimmer und reckte und streckte ihre schöne Gestalt, welche das Nachtkleid bis zu den Knöcheln umfloß.

„Erkälte dich nur nicht,“ sagte Frau Anna, indem sie auf Luciens Füße blickte, die nackt auf den Dielen standen.

Lucie streckte beide Arme aus. „Für wen soll ich mich denn aufsparen?“ sagte sie, „ich arme, einsame, stachlige Agave?“

Das Haupt in den Nacken geworfen, die Arme, mit aufwärts gerichteten Handflächen, in der Luft schwebend, begann sie plötzlich mit hallender Stimme zu deklamieren:

„Der Strauch im Walde, welchen der Frühling weckt,
Vergißt des Winters, schmückt sich mit frischem Grün,
Er beugt sich flüsternd zu den Genossen
Und freut sich mit ihnen des kommenden Sommers.

Für mich kein Lenz, kein Sommer, noch Wandel der Zeit,
Mich kleidet immer das gleiche, nie wechselnde Grün,
Und immerdar schreckt mit stachligen Blättern
Ewig jungfräulich die herbe Agave.“

Anna hatte ihr mit wortlosem Staunen zugehört. „Hast du das gemacht?“ fragte sie.

„Es ist mir so eingefallen,“ erwiderte Lucie leichthin, „weil es mir so auf mich zu passen schien.“

Jetzt stürzte Anna auf die Freundin zu und schloß sie in leidenschaftlicher Inbrunst in ihre Arme.

„Nein!“ rief sie, indem sie den schönen vollen Leib, der so gar nichts von der Rauheit der Agave hatte, an sich drückte, „so soll es nicht sein, Lucie, so soll es nicht sein!“

Mit zärtlichen Küssen bedeckte sie Luciens Gesicht.

Lächelnd blickte ihr diese in die Augen. „Oder soll ich mich aufsparen für ihn?“ fragte sie, „für deinen Professor Orakel, den Sterndeuter?“

Anna wurde feuerrot. Lucie legte ihr beide Hände auf die Schultern, und indem sie sie so in einiger Entfernung von sich festhielt, weidete sie sich an ihrer Verlegenheit.

„Ach, Lucie,“ sagte Frau Anna, „ich weiß nicht, was ich dir sagen soll, nur glücklich möchte ich dich sehen, recht innerlich glücklich. Und wahr ist es ja,“ fuhr sie stockend fort, „es ist ein sehr bedeutender und ausgezeichneter Mann. — Allbach sagt es auch.“

Lucie drehte sich mit kurzem Lachen auf dem Hacken um.

„Nun, wenn es so steht,“ rief sie, „dann merke ich, daß ihr freilich viel früher aufgestanden seid als ich! Geh jetzt und mach mir eine Tasse Thee; ich will so rasch nachholen, als ich kann; ich komme dir nach.“

Während Lucie sich auf den Bettrand setzte, um die Strümpfe anzuziehen, ging Frau Anna hinaus, Frühstück für sie zu bereiten.

* * *

Ein so verdutztes Gesicht hatte die alte Agathe vielleicht in ihrem ganzen Leben noch nicht gemacht wie heute, zwei Tage nach der Abendgesellschaft bei Allbachs,

als sie aus des Professors Arbeitszimmer trat. Er hatte nach ihr gerufen, und gleich als sie eingetreten, war er ihr „so besonders, so anders als sonst“ erschienen, „beinah so wie jemand, der was auf'm Gewissen hat.“ Er war vom Schreibtisch aufgestanden, ans Fenster getreten, hatte ihr den Rücken zugedreht, die Hände in die Hosentaschen gesteckt und dann gesagt:

„Sagen Sie mal, Agathe, wenn man nachmittags Damen zum Besuch hat, ist es dann richtiger, daß man Kaffee oder Schokolade vorsetzt?“

„Aber wer hat denn Damen zum Besuch?“ war Agathe, nachdem sie die Sprache wiedergefunden hatte, herausgeplatzt.

„Ich will nämlich in den nächsten Tagen Herrn Doktor Allbach mit seiner Frau einladen“ — hatte er darauf gesagt — dann war er ganz rot geworden, „und vielleicht ist auch noch eine andere Dame dabei.“

Da war's heraus! Diese „andere Dame“ ging wie ein Brummkreisel in Agathens Hirn herum, so daß sie kaum die genügende Geistesgegenwart zusammenraffen konnte, um ihr Gutachten auf Kaffee abzugeben. Aber ihre Prüfungen waren damit noch nicht beendet. Denn eine halbe Stunde, nachdem sie des Professors Zimmer verlassen hatte, klopfte es an ihr eigenes Zimmer, in dem sie halb beleidigt und ganz verstört saß, und der Professor erschien auf der Schwelle.

„Sagen Sie mal, Agathe,“ fing er wieder an, „mir ist eingefallen, steht nicht auf dem Boden oben eine ganze Kiste voll Porzellan von meinen Eltern her?“

Allerdings stand dort oben eine solche, und nun mußte Agathe mit dem Herrn Professor hinaufsteigen und beide rückten aus einem Winkel eine Kiste hervor, auf welcher uralter Staub in faustdicken Schichten lag. Der Deckel wurde mit Anstrengung aufgebrochen, und aus der Kiste entstieg, in den Strohverpackungen, in denen es vor vielleicht zwanzig Jahren hineingelegt worden war, ein schönes altes Familienporzellan; Teller, Schüsseln, Terrinen und Tassen.

„Das ist ja eine vollständige Ausstattung,“ sagte Doppnau, der ganz verblüfft vor seinem ungeahnten Reichtum stand. „Und da ist ja noch eine zweite Kiste? ob da auch Sachen drin sind?“

Auch diese zweite wurde aus dem Winkel gezerrt; sie war etwas kleiner, aber ebenso schwer als die erste, und als Inhalt derselben enthüllten sich seine alte Damasttischtücher, Servietten und schweres altes Tafelsilberzeug für mehrere Bestecke.

„Ist denn so etwas erhört?“ sagte der Professor; „da stehen all die Herrlichkeiten hier oben und verkommen. Damit kann ich ja eine Gesellschaft von hundert Personen geben!“ Er hatte eins der Tischtücher aus der Kiste genommen und ausgebreitet. „Wahrhaftig,“ sagte er, „ein Glück, daß ich einmal darüber herkomme; der Damast fängt schon an zu vergilben und zu stocken; er muß ans Licht und an die Luft.“

Agathe hockte schweigend am Boden und entfernte die Strohhüllen von den einzelnen Porzellanstücken; der Professor trat hinzu und legte selbst mit Hand an. Ein bisher ungekanntes Wohlgefühl ging von seinen arbeitenden Fingerspitzen bis in sein Herz, das des Besitzes. Aus der lange verschlossenen Kiste stieg der Hauch der alten Zeit; das Porzellan war von altmodischer Gestalt; an viele der einzelnen Stücke knüpften sich Erinnerungen aus seiner Knabenzeit, die lange versunken und vergessen, jetzt beim Anblick derselben plötzlich wieder auftauchten. Da war eine alte Sauciere mit einem sonderbar geschweiften, in einen Vogelkopf endigenden Griff, deren er sich gar wohl entsann; hier eine alte Mostrichbüchse. Er betrachtete heimlich lächelnd den Deckel derselben, auf dem ein Türkenturban von Porzellan als Knopf angebracht war.

War es denn möglich, so etwas so gänzlich zu vergessen? Der Turban war blau bemalt gewesen, und der Kopf, den er umschloß, rot; die Farbe war nur in

schwachen Andeutungen noch erkennbar, und er erinnerte sich, wie seine eigenen Kinderhände dazu gethan hatten, sie abzugreifen. Denn so oft er das Mostrichbüchschen auf dem Tische erblickte, hatte er danach geangelt und gestrampelt.

Und jetzt, indem eine alte Obstschale sich aus dem Stroh herausschälte, war es ihm, als sähe er die Hände seiner Mutter wieder, die sie hielten, die schlanken Hände, an deren einem Finger ein schmaler Goldreif blinkte wie ein nie verlöschender Liebesblick seines längst verstorbenen kaum gekannten Vaters. Es war ihm, als tauchte über der alten Schale ihr Gesicht wieder auf, die blasse Stirn, von feinen tiefen Furchen durchzogen, die er mit kindlich ahnungslosem Finger so manches Mal tastend nachgezählt, während sie still dazu gelächelt hatte. — Das leise Rauschen ihres Kleides glaubte er wieder zu hören, in das er so oft sich hineingedrückt; der Duft, der aus der alten Kiste stieg, umfing ihn wie der Duft der alten Heimat, wie die stille, eingeschlossene anheimelnde Luft des häuslichen Lebens — und das alles so in den Winkel geschoben, so versunken während langer, langer Jahre, vergessen unter rastlosem Arbeiten und Ringen und Schaffen! Es überkam ihn plötzlich etwas, das er nie bisher gekannt, etwas wie ein unbestimmtes großes Sehnen, das ihm die Brust weitete, das ihm vom Herzen emporschwoll bis in den Hals — und er stand auf und ging stumm hinaus.

Mit nachdenklichen Blicken schaute die alte Agathe hinter ihm drein.

Hastigen Schrittes durchmaß der Professor das ganze Haus; Klemens war ausgegangen; es erschien ihm so geräumig und so einsam. Zum erstenmal fiel es ihm ein, daß es eigentlich eine Wohnung für eine Familie war; die Regierung hatte offenbar darauf gerechnet, daß der Direktor der Sternwarte ein verheirateter Mann sein würde. Jetzt mußte er beinah lachen, indem er daran dachte, wie verschwenderisch er mit dem Raume umgegangen war: sein Arbeitszimmer war ein Salon; Klemens' Stube über der seinigen gleichfalls ein Salon, und das zweifenstrige Zimmer, in dem die alte Agathe nach der Seite hinaus wohnte, konnte man füglich ebenso nennen.

Zum Herbste kam die Zeit, da Klemens auf die Universität ging — dann würde es noch einsamer als jetzt und er mit der alten Agathe allein sein.

Und indem er so vom Flur in das Zimmer und aus dem Zimmer wieder auf den Flur ging und dem Wiederhall seiner Schritte lauschte, überkam es ihn wieder wie vorhin beim Anblick der alten Kiste, und der Gedanke stieg in ihm auf, wie anders das alles sein würde, wenn ein Frauenkleid in diesen öden Räumen rauschte, wenn der leichte Schall weiblicher Füße auf der Treppe und im Flure sich vernehmen ließe.

Es trieb ihn hinaus in den Garten. Die Bäume standen dunkelgrün im wolkenverhangenen dämmernden Nachmittagslicht, regungslos wie in der Erwartung eines kommenden Ereignisses, vielleicht eines Gewitters, und die schwere warme Luft trug ihm den Duft der Levkojen zu. Mit tiefen Atemzügen sog er den süßen Hauch, und plötzlich war es nicht der Duft der Blumen mehr, sondern ein anderer, heißerer, ein Duft, der in seiner Erinnerung geschlummert hatte und nun daraus hervorquoll, seine Nerven überrieselnd, seiner Sinne sich bemeisternd, so wie ein plötzlicher Trunk Wein einen fastenden Asketen berauscht, der Geruch der Menschheit, der Atem, den das eine Geschlecht zum anderen Geschlecht hinübersendet, der Duft des Weibes, neben dem er gesessen hatte vor zwei Tagen.

Er blieb jählings stehen wie ein Mensch, dem etwas Ungeahntes begegnet; er blickte umher, als fürchtete er, daß irgend jemand da sei, der irgend etwas gehört oder erraten haben könnte, und dann, von leidenschaftlicher Unruhe ergriffen, stürzte er ins Haus, setzte den Hut auf und schlug sich durch die hintere Gartenpforte hinaus in den Wald, der, unmittelbar am Garten der Sternwarte

beginnend, auf Meilen weit das hügelige Gelände der Umgebung bedeckte. Stürmenden Schrittes ging er dahin, durch die köstliche, grüne Fichteneinsamkeit; rot hinter den fernen Stämmen leuchtete die Glut der untergehenden Sonne, die mit letzten Strahlen durch die Wolken brach, und dieser Wald, den er so gut kannte, verwandelte sich ihm in ein Gebiet des Märchens und des Geheimnisses. Es war ihm, als müßte etwas Niegesehenes, Wunderbares in seinen Tiefen verborgen sein, und als würde er es sein, der es fände, sähe, entdeckte, wenn er nur hineindränge, immer tiefer, eifriger, und jetzt, indem er an eine Waldblöße gelangt war, auf welcher der Abendnebel zu steigen begann, würde er nicht gestaunt haben, wenn dort vor ihm Erlkönigs Tochter mit ihren Gespielinnen den Reigen geschwungen hätte.

Er wußte ja nun, wie es aussah, das bestrickende Weib: mit dunklen blaugrünen Augen, halb gut und halb bös, halb sehnend und halb verstoßend, halb klug wie die Schlange und halb träumend wie ein Kind. — Er wußte ja nun den Namen der Zauberin, den niemand noch gekannt, und indem er aufatmend an dem Stamm einer mächtigen Kiefer lehnte und mit träumerischer Hand von der schuppigen Rinde Stückchen abbrach, sprach er ihn vor sich hin: Lucie, Lucie, Lucie.

* *
*

Unter der kleinen Veranda, die sich an der Rückseite des Allbachschen Hauses auf den Garten öffnete, saßen, des stillen schönen Nachmittags genießend, die beiden Damen mit Handarbeiten beschäftigt. Frau Allbach zeichnete mit rotem Garn Nummern in neu gekaufte Staubtücher; Lucie stichelte an einer buntfarbigen Stickerei, deren Hauptzweck anscheinend darin bestand, niemals fertig zu werden. Zwischen beiden stand ein weißgedeckter Tisch; Frau Anna hatte dem feineren Naturgenuß durch derbere Mittel eine festere Grundlage verliehen; aus einer dickbauchigen Kanne goß sie sich die zweite Tasse Kaffee ein, während Lucie, die keinen Kaffee trank, seit einer Stunde an einer Tasse Thee nippte.

Ihre Beschaulichkeit wurde durch das energische Klappen der Thür und durch den Schall hastiger Schritte unterbrochen, welche durch den Salon kamen; es war der Herr des Hauses, der, vom Nachmittags-Rundgang bei seinen Patienten heimkehrend, zu ihnen trat.

Doktor Allbach war aufgeregt; er trug die eben angekommene Abendzeitung in der Hand; eine Stelle in dieser schien es zu sein, die ihn aus dem Gleichgewicht gebracht hatte.

„Es ist doch ein merkwürdiger Mensch!“ begann er, nachdem er Fräulein Immenhof die Hand geküßt und Annas Stirn mit den Lippen berührt hatte. „Ein großartiger Mensch!“ Er rückte sich einen Stuhl an die Treppe, die zum Garten hinunterführte, und begann einen Absatz aus der Zeitung vorzulesen, in welchem mit Posaunenklängen rühmender Bewunderung die Entdeckung eines Kometen am südlichen Sternhimmel angezeigt und der Name dessen verkündet wurde, dessen genialer Berechnung man sie verdankte, des großen Astronomen Professor Doppnau.

Frau Anna hatte das eben angefangene Staubtuch in den Schoß sinken lassen und hörte mit weit geöffneten runden Augen zu; Lucie stichelte, tief niedergebeugt, an ihrer Stickerei weiter; ein leises Erröten überhauchte ihr Gesicht.

„Da komme ich auf seine Sternwarte,“ fuhr der Doktor fort, indem er die Zeitung zusammenkniff, „und ob der Mann mir auch nur ein Wort von dem allen sagt? auch nur eine Silbe davon, daß er eben einen großartigen Triumph errungen hat und ein berühmter Mann für alle Zeiten geworden ist? Kein Gedanke! Spricht mit mir, als wenn nicht das Geringste vorgefallen wäre, läßt mich gehen, ohne mir das Mindeste zu verraten — nein diese Anspruchslosigkeit! Es ist famos! Wirklich famos!“

Eine Pause trat ein.

„Es ist wahr,“ sagte Lucie, „man wird

stolz auf die deutsche Natur, wenn man so etwas hört."

„Nicht wahr?" rief der Doktor, und er sah zu ihr hinüber, als wenn sie ihm ein Geschenk gemacht hätte. „Übrigens," fuhr er fort, „bin ich mit einem Auftrage versehen, dessen ich mich bei keiner besseren Gelegenheit entledigen könnte; Professor Doppnau hat uns zu morgen nachmittag eingeladen, die Sternwarte zu besuchen, er selbst will den Führer und Erklärer machen."

Lucie hatte die Augen wieder tief auf ihre Stickerei gesenkt; sie fühlte, wie die Blicke der beiden sich stumm auf sie richteten; ein heißes Erröten ging über ihre Wangen. War das ein Plan, der gegen sie geschmiedet wurde? Beinah schien es so; ein unwillkürlicher tiefer Atemzug schwellte ihre Brust.

„Von unserer Seite steht gewiß nichts im Wege," sagte Frau Anna rasch und kurz abbrechend.

Lucie erhob lächelnd das Haupt. „Warum unterstreichst du das ‚unsere' so?" fragte sie; „wenn Herr Professor Doppnau mich in seine Einladung eingeschlossen hat, so hoffe ich, daß du mich nicht ausschließen wirst?"

Allbachs wechselten einen raschen Blick, dann stand der Doktor auf, um Doppnau in einigen kurzen Zeilen mitzuteilen, daß seine Einladung angenommen sei.

Der Brief kam am Morgen des nächsten Tages auf die Sternwarte und wirkte dort ungefähr mit der Gewalt einer elektrischen Feuerglocke, berauschend auf den Professor, vernichtend auf Agathe. Beide gingen den Vormittag hindurch wie im Traume, der Professor in einem selig entzückenden, die Alte in einem dumpf grollenden. Sie fühlte sich gekränkt, betrogen, in ihren Rechten und Gewohnheiten bedroht. Als sie Klemens das Frühstück auf sein Zimmer brachte, machte sie ihrem belasteten Herzen Luft:

„Na, junger Herr," sagte sie, „wir können nu bald Abschied voneinander nehmen, die alte Agathe wird man nu nicht mehr lange hier gebrauchen."

Klemens blickte von seiner Arbeit auf. „Was meinen Sie?" fragte er.

„Na — wenn doch nu bald eine Frau ins Haus kommt," erwiderte sie mit einem rauschenden Seufzer.

Klemens blickte sie wortlos an.

„Wir haben ja heute Gesellschaft," fuhr sie fort, „Doktor Allbachs und noch eine Dame."

„Fräulein Immenhof?" fuhr Klemens heraus; er sprang vom Stuhle auf.

Agathe horchte auf; das also war der Name.

„Wenn sie so heißt," sagte sie, „denn wird sie's wohl sein." Sie wischte mit ihrer Schürze über einen Stuhl, auf dem kein Staub lag. „Ja, ja, ja —" stöhnte sie, „wer so etwas gedacht hätte."

„Was reden Sie denn?" sagte Klemens, heftig auf- und abgehend, „das ist ja alles Unsinn!"

„Ach ne, Herr Klemens," erwiderte Agathe, indem sie wieder einen rasselnden Seufzer aus der Brust steigen ließ, „ich kenne das, wenn sich ein Mann in den Jahren von unserem Herrn Professor das Heiraten erst einmal in den Kopp gesetzt hat, denn ist partout kein Halten mehr, denn geht's los, bis die Geschichte fertig is."

Sie ging kopfschüttelnd hinaus und ließ Klemens in einem merkwürdigen Zustand allein.

Er ging noch immer, wie betäubt, im Zimmer auf und ab, seine Fäuste ballten sich. „Die Diebin!" murmelte er, „die elende Kokette!" Ein wütender Haß gegen Lucie Immenhof erfüllte sein ganzes Wesen. Thränen traten in seine Augen, sein Leben schien ihm zerstört. Wie schön, wie reich, wie voller Poesie war dieses Leben in der Einsamkeit mit dem Bruder gewesen! Und nun drängte sich diese Fremde herein, dieses Weib, das ihm vom ersten Augenblick an unheimlich gewesen war, und wollte ihm seine geliebte Einsamkeit stören, seine Träume verscheuchen! Mit der ganzen Eigensucht fanatischer Liebe hing er an dem Bruder; alle Welt sollte ihn ehren und verehren, aber lieben sollte

ihn keiner dürfen als nur er allein! Und jetzt kam dieses Weib und wollte ihm den Bruder entwenden? Wollte wohl gar von ihm wieder geliebt sein? Wer gab ihr dazu das Recht? Sie hatte seinen Bruder umgarnt, seinen herrlichen, großen Bruder, der nichts von Hinterlist wußte und ahnte!

Er hatte sie ja neben ihm sitzen sehen bei Tische an jenem Abend; und diese kühle, vornehm-elegante Dame mit dem spöttisch lächelnden Munde, mit den scharfen beobachtenden Augen, die sollte sich wohl fühlen können hier oben in der heiligen Einsamkeit? Das sollte die Frau sein für seinen Bruder?

Beim Mittagessen, bei welchem die Brüder zum erstenmal während des heutigen Tages zusammentrafen, kam es zwischen ihnen zu einem heftigen Auftritt — es war vielleicht das erste Mal im Leben. Klemens hatte die Absicht geäußert, gleich nach der Tafel einen weiten Spaziergang zu unternehmen und erst zum Abend heimzukehren — der Professor hatte erklärt, daß das heute unmöglich sei.

Mit erheucheltem Staunen hatte Klemens nach dem Grunde gefragt und der Professor erwidert, daß heute nachmittag Gäste kommen würden.

„Was geht denn mich das an?“ murrte Klemens unwirsch.

„Aber mir kommt es darauf an,“ entgegnete scharf und gereizt der Professor, „daß du nichts Unpassendes thust.“

Schweigend aßen sie zu Ende und schweigend gingen sie nach der Mahlzeit auseinander.

Um fünf Uhr nachmittags rollte eine Droschke an der Gitterpforte des Gartens vor; im nämlichen Augenblick kam hastigen Schrittes, beinah laufend, der Professor aus einem Laubgange heran. Er hatte das Knirschen der Räder im Sande des Weges gehört und der gedämpfte Schall war ihm durch Mark und Bein gegangen; das Herz schlug ihm bis zum Halse, und sein Gesicht war dunkelrot, als er die Ankömmlinge begrüßte.

Doktor Allbach war bereits aus dem Wagen gesprungen und half seinen Damen beim Aussteigen; das Haupt mit einem breitrandigen Strohhute bedeckt, landpartiemäßig ausgerüstet, kletterte Frau Anna hinunter, hinter ihr kam Lucie Immenhof; sie trug einen kleinen Hut und schützte sich mit einem Sonnenschirmchen von dunkelblauer Seide gegen die Sonnenstrahlen, ihr Kleid von buntgeblümtem hellgelbem Seidenstoff hob sich leuchtend von Annas grauer, auf Staub berechneter Gewandung ab.

Verlegen wie ein großer Junge stand der Professor an der Pforte und überließ zunächst dem Doktor alle Handreichungen. Dann riß er den runden Filzhut vom Kopfe und verbeugte sich mit steifem Rücken erst gegen Frau Allbach, die ihm freundschaftlich derb die Hand schüttelte, dann gegen Fräulein Immenhof, die sich anmutig lächelnd verneigte. Erröten steckt bekanntlich an, und daher mochte es kommen, daß, als sie den Mann sich gegenüber sah, der sie glühenden Gesichtes mit großen Augen anstarrte, auch ihre Wangen sich röteten. Unwillkürlich senkte sich ihr Blick, und dieser Ausdruck schamhafter Verlegenheit verlieh ihrem Antlitz, das für gewöhnlich so keck und überlegen in die Welt hinausschaute, einen neuen eigenartigen Liebreiz.

„Nun denk ich, zeigen Sie den Damen zunächst den Garten,“ sagte der Doktor, der sich berufen fühlte, dem schüchternen Freunde zu helfen; die Gesellschaft setzte sich in Bewegung, den Laubgang hinunter. Das Gespräch aber blieb höchst einsilbig; der Professor fand durchaus keinen Anknüpfungspunkt; was sollte man denn an einem Garten erklären?

„Darf ich die Damen bitten, hier entlang zu kommen?“ sagte er endlich, indem er aus der Allee in einen Seitenpfad zur Rechten abbog. Man ging zwischen zwei Reihen von Glaskästen, unter denen seltene Gewächse gezogen wurden und auf denen der grelle Sonnenschein lag. Lucie, die unter dem Schatten der Bäume ihren Schirm eingezogen hatte, spannte ihn, beinah seufzend, wieder auf.

„Darf ich die Aufmerksamkeit der Damen hierher lenken?“ sagte Doppnau, indem er an einem großen viereckigen Kasten stehen blieb und den Deckel zurückschlug.

Man erblickte in demselben eine Sammlung von Kakteen aller Art und Gestalt.

„Ich habe mir hier eine Sammlung von seltenen Exemplaren dieser Ordnung angelegt,“ sagte der Professor, „und sie sind sehr schön fortgekommen.“

Um jede der Pflanzen war ein Bändchen geschlungen, an welchem ein Blatt steifen Pergaments in peinlich sauberer Schrift den Namen verkündete.

„Hier zunächst einige Rhipsalideen,“ erklärte der Professor voll Eifer, „die bekanntlich in den meisten Fällen nur parasitisch auf Bäumen wurzelnd erscheinen; hier daneben einige recht schöne Melokakteen, und hier ein besonders schönes Anhalonium.“ Er wies auf einen Kaktus von rübenförmiger Gestalt. „Dort endlich sehen Sie eine ficus indica, einen Feigenkaktus.“

„Kann man die Feigen essen?“ forschte Frau Anna.

„Sie werden in unserem Klima nicht reif,“ erklärte der Professor.

Lucie lächelte leicht. „Wer wird bei einer wissenschaftlichen Sammlung gleich mit so opportunistischen Gedanken bei der Hand sein?“ sagte sie. In Wahrheit schien ihr aber die Frage ihrer Freundin gar nicht dumm, denn die „wissenschaftliche Sammlung“ erweckte ihr nicht das mindeste Interesse. Die fleischigen stachligen Pflanzen von kugeliger und strunkiger Gestalt, die breiten Blätter des Feigenkaktus, die wie grün angestrichenes Leder aussahen, erschienen ihr abscheulich, die Reihen von Pergamentstreifen mit halb unverständlichen, gelehrten Bezeichnungen langweilten sie; zudem brannte die Sonne, und ihre zartbeschuhten Füße glühten in dem heißen Sande.

Der Professor aber hatte ihre Äußerung augenscheinlich ernst genommen. „Das ist ein seltener Fall,“ sagte er leuchtenden Blickes, indem er den Deckel wieder niederlegte, „daß man bei einer Dame solchen Ernst für wissenschaftliche Zwecke findet.“

Lucie war ganz überrascht von diesem übertriebenen Lob. Ein Gedanke huschte durch ihre Seele: wie leicht ist es, solchen ernsten Mann glauben zu machen was man will — und thun zu lassen wie man will, setzte ein Echo in ihrem Innern hinzu.

„Ich glaubte, zu einem Astronomen zu kommen,“ sagte sie lächelnd, „und finde, Herr Professor, daß man Sie auch als Botaniker bewundern muß.“

Die Gesellschaft war wieder in den Laubgang zurückgekehrt und setzte ihren Weg in demselben fort. Plötzlich blieb Lucie stehen. „Wie herrlich ist das,“ rief sie. Durch die Bäume hindurch bot sich ein prachtvoller Ausblick auf die Landschaft; man sah den breiten Strom, der am Fuße des Berges dahinzog, und jenseit desselben erhoben sich die Türme und Häuser der Stadt.

Die anderen waren stehen geblieben, weil Lucie stehen blieb; sie mochten die Aussicht von früher her kennen, denn auf keinen machte der Blick solchen Eindruck wie auf sie.

„Wie schön,“ sagte Lucie leise, „wie schön.“ Sie schien im Begriff, in tief beschauliche Träumerei zu versinken.

„Wenn Sie mir erlauben wollen, gnädiges Fräulein, Sie weiter zu führen,“ sagte der Professor, „so glaube ich, Ihnen von der Plattform der Sternwarte denselben Blick in noch verstärkter Schönheit versprechen zu können.“

Lucie wandte sich rasch um und ließ ein kurzes, beinah ungeduldiges Lachen hören. „O diese unersättliche Zeit, in der wir leben,“ rief sie; „sie verwandelt uns den Genuß in eine Pflicht; man darf beim Schönen nicht verweilen, wenn man nicht das Schönste gesehen hat.“

Doktor Allbach stieß seine Frau in stummer Bewunderung an; Doppnau schritt hastig an ihre Seite.

„Was Sie eben sprachen, gnädiges Fräulein,“ sagte er, „trifft mein tiefstes Empfinden; niemand kann Ihnen mehr

beipflichten als gerade ein Mann der Naturwissenschaft. Denn wir, die wir das Große und das Kleine in der Welt mit gleicher Liebe beobachten, wissen, daß das Kleine in seiner Art ebenso groß und wunderbar ist wie das Große, und daß nur der oberflächliche Sinn es ist, der die Bezeichnungen ‚größer‘ und ‚schöner‘ wie falsche Etiketten in die Welt gesetzt hat.“

Er hatte ohne Verlegenheit, mit tiefer leiser Eindringlichkeit gesprochen, als sollte nur sie ihn hören, und in seiner Stimme war eine verhaltene zitternde Glut.

Lucie fühlte plötzlich einen großen Respekt. Sie empfand, daß sie einem Manne gegenüber stand.

„Und wenn ich heute von meinem Grundsatze scheinbar abweiche,“ fuhr Doppnau fort, „so müssen Sie es mir verzeihen, ich bin heute in der Lage des Fremdenführers und möchte, daß die Herrlichkeiten, die zu meinem Reiche gehören, einigen Eindruck auf Sie machten.“

Der Ton der Stimme vereinigte sich mit dem Inhalte des Gesprochenen, um die Huldigung, die in diesen Worten lag, zu einer vollständigen zu machen.

Lucie blickte ihn an, und ein anmutiges Lächeln überglänzte ihr schönes Gesicht; seine Entschuldigung war angenommen, seine Absicht mit Dank verstanden.

Unterdessen war man auf den freien Platz hinausgelangt, auf welchem sich das Hauptgebäude der Sternwarte mit den umgebenden Nebengebäuden wie ein turmgeschmückter Palast erhob.

„Aber Herr Professor,“ sagte Lucie, indem sie überrascht emporschaute, „Sie wohnen ja wie ein König?“

„Dann gestatten Sie, daß ich an der Schwelle meines Königreichs Zoll erhebe,“ erwiderte Doppnau. Er war die Stufen zur Eingangsthür voraufgesprungen wie ein Turner und stand, den Hut in der Hand, an der Pforte; indem Lucie hineintrat, ergriff er ihre Hand und führte sie an die Lippen. Die innere Beglücktheit verklärte sein Gesicht, ohne dasselbe freilich zu verschönen; aber sie verlieh seinem ganzen Wesen eine ungewohnte Geschmeidigkeit und strahlte auf alle Anwesenden über.

In fröhlichster Laune ward Beratung gehalten, ob man jetzt gleich zum Imbiß schreiten wollte oder später.

„Die materiellen Genüsse nachher,“ entschied Lucie, indem sie mit der Spitze ihres Sonnenschirms auf die Flurdielen stampfte; „wir sind gekommen, um dem Geiste zu dienen.“

„Famos!“ rief Doppnau, „famos!“ Hinter dem Rücken Luciens stürzte er sich auf den Doktor, packte dessen Arm und drückte ihn, so daß dieser beinah aufschrie.

„Sie sind uns die Sonne schuldig,“ fuhr Lucie fort, indem sie den Schirm pathetisch emporstreckte, „geben Sie uns die Sonne, Herr Professor, geben Sie uns die Sonne!“

Doppnau beugte sich zum Ohr des noch immer verankerten Doktors. „Es ist ein Weib!“ rasaunte er hinein, „Doktor, es ist ein Weib!“

Allbach schaute auf. „Der Rest ist Schweigen,“ fuhr der Professor fort, „der Rest ist Schweigen!“ Schweißtropfen perlten von seiner Stirn, sein ganzes Wesen schäumte vor Begeisterung.

„Geben Sie uns die Sonne,“ fuhr Lucie, ihre eigenen Worte nachdenklich wiederholend, fort. „Wo hab ich denn das nur her? Richtig, das sonderbare Stück von Ibsen, die Gespenster, endigt ja so: ‚Mutter, gieb mir die Sonne‘.“ Sie wandte sich an den Professor. „Kennen Sie Ibsens Sachen?“

„Ibsen —“ sagte der Professor, „Ibsen? Ein schwedischer Dichter, wenn mir recht ist?“

„Oha!“ rief Lucie mit komischem Entsetzen, „ein Schwede? Ein Norweger ist es.“

„Na, das liegt aber doch beides nicht so weit auseinander,“ wandte Frau Anna etwas nüchtern ein.

„Ein Norweger,“ fuhr Lucie fort, „ein Wikinger, wie er im Buch steht; so wie seine Vorfahren die Welt vor Zeiten mit

Feuer und Schwert verwüsteten, so überfällt er heutigestags die Menschheit mit seinem Pessimismus! Ich sage Ihnen, ein schrecklicher Mensch, er nimmt uns armen Deutschen allen Zucker aus dem Nachmittagskaffee. Sie haben nichts von ihm gelesen?"

„Bei meinen Arbeiten komme ich wenig zur Litteratur," entgegnete Doppnau.

Lucie blickte vor sich hin, dann fuhr sie auf. „Eigentlich haben Sie recht," sagte sie; „wenn ich ein Mann wäre, ich glaube wahrhaftig, ich läse heutzutage auch keine Litteratur. Also zur Wissenschaft! Wo bleibt sie?"

„Wir sind darin," erwiderte Doppnau lächelnd. Mit diesen Worten öffnete er die Thür, welche zum Kuppelsaale führte — mit einem unwillkürlichen Ausruf blieb Lucie auf der Schwelle stehen.

„Das ist aber großartig," rief sie, indem ihr staunender Blick an den gewaltigen Teleskopen hinauf- und herabstieg, „das ist ja ein vollständiges Arsenal."

„Aber nur friedlichen Zwecken bestimmt," sagte der Professor, indem er die Thür hinter den Eingetretenen schloß.

Er begann nun zunächst damit, seinen Hörern in fließendem Vortrage das Fernrohr im allgemeinen zu erklären, und zwar geschah dies in gründlichster Weise, indem er, von der ersten Erfindung desselben anhebend, durch die allmählichen Vervollkommnungen des Instrumentes hindurch bis in die Entwickelung der Neuzeit fortschritt.

Der Vortrag war äußerst belehrend, aber etwas lang; die beiden Damen ließen sich daher auf Stühlen nieder, während Doktor Allbach, eine derartige Bequemlichkeit verschmähend, mit untergeschlagenen Armen dem gelehrten Freunde lauschte.

Lucie gab sich anfänglich die größte Mühe, sich den Unterschied zwischen Konvex- und Konkavgläsern zu verdeutlichen, über den Begriff des Brennpunktes, der Brennweite, des Okulars und Objektivs, und wie die wissenschaftlichen Ausdrücke lauten mochten, ins klare zu kommen, schließlich aber fing sie an durch die Nase zu gähnen. Die Julisonne schickte versengende Strahlen durch die Glaskuppel hernieder, die Rede des Professors, der ganz bei seinen Teleskopen und gar nicht mehr bei den Menschen war, floß wie ein ewig gleichmäßiger plätschernder Bach dahin, und plötzlich fühlte sie eine verhängnisvolle Schwere in den Augenlidern.

Gewaltsam rückte sie sich zusammen; ihr Blick ging zu Anna, welche weit vorgebeugt mit runden Augen zuhörte und soeben mit zustimmendem Nicken des Kopfes den Unterschied in sich aufnahm, der zwischen dioptrischen und katoptrischen Fernrohren besteht. Lucie fühlte etwas wie Bewunderung vor ihrer Freundin, indem sie sich gestand, daß sie nahe daran gewesen war, einzuschlafen; aber langweilig war es wirklich, darüber kam sie nicht hinweg, herzhaft langweilig.

Wie eine Erlösung klang es ihr daher, als der Professor endlich die Damen aufforderte, heranzutreten, um nun selbst durch die Fernrohre hindurchzuschauen. Sie sprang auf; endlich gab es doch etwas zu sehen, nicht bloß zu hören.

Ihre Geduld wurde aber nochmals auf die Probe gestellt, denn vorläufig begab sich der Professor daran, ihnen die Schrauben zu zeigen und zu erläutern, mit denen die Bewegung der Teleskope in senkrechter und wagerechter Ebene geschieht. Die Damen legten, seinen Anweisungen folgend, selbst Hand mit an, und anfänglich war es wirklich vergnüglich, zu beobachten, wie die mächtigen Instrumente, einer leisen Fingerdrehung gehorchend, die Häupter senkten und hoben und sich auf ihren Axen drehten. Endlich aber hatte man auch das zur Genüge durchgekostet, und in Lucien regte sich immer entschiedener der Wunsch, nun endlich wirklich den Himmel zu sehen, aus den Vorbereitungen herauszukommen. Sie war nahe daran, ihrer Ungeduld lauten Ausdruck zu geben, aber die Scheu vor dem ernsten Mann, der unfehlbar und unermüd-

lich wie eine Maschine von einem zum anderen fortschritt, nichts überging und immerfort erklärte und erklärte, hielt sie zurück.

Endlich war er so weit. „Wenn Sie jetzt an das Okular treten wollen, gnädiges Fräulein," wandte er sich an Lucie, „so werden Sie die volle Sonne im Fernrohre erblicken."

Aufgeregt, als stände sie vor einer Offenbarung, tauchte Lucie ihre Augen in die Röhre — eine blutrote, durch das geschwärzte Glas des Okulars aller Strahlen beraubte Scheibe schwamm vor ihren Augen. Das war alles?! Sie mußte sich zusammennehmen, um nicht einen Ausruf der Enttäuschung hören zu lassen.

„Wenn Sie mit den Augen nach der östlichen Peripherie der Sonne gehen," fuhr der Professor belehrend fort, „das heißt, nach rechts, so werden Sie eine dunkle Stelle finden, von einem etwas weniger dunklen Schatten umgeben."

„Ganz recht," bestätigte Lucie, „es sieht beinah aus wie ein schwarzes Loch."

„Wie ein Loch mit gezackten Rändern," setzte Doppnau in ihre Worte ein, „das ist ein seit drei Tagen sichtbar gewordener Sonnenfleck."

„So, so," sagte Lucie, „aber es ist wohl nur ein kleiner?"

„Die Erde würde zweimal darin Platz finden," antwortete der Professor mit unveränderlichem Tone.

Lucie fuhr von dem Teleskop zurück. „Die Erde — zweimal?" schrie sie auf, „und das sagen Sie so ruhig?"

Sie glaubte einen Schwindelanfall zu bekommen, das Bewußtsein überkam sie von der Riesenhaftigkeit der Verhältnisse, in welche sie hineinblickte und an denen sie mit tändelndem Unverstand genascht hatte; ihre Phantasie war überwältigt, erdrückt. Und da stand ein Mann vor ihr, der diese ungeheuren Maße kannte, der sie in seinem Bewußtsein mit sich trug und aussprach mit der kühlen Ruhe, mit der man eine Thatsache ausspricht, die man beherrscht — ja, er beherrschte die unermeßliche Welt! Und plötzlich war es ihr, als ob sich der einfache nüchterne Mann vor ihren Augen verwandelte, als ob sein Haupt emporwüchse, Ehrfurcht gebietend, majestätisch, ausgerüstet mit einer Macht, die ungeheuer sein mußte, da sie das Ungeheure bewältigte, und ihre Seele beugte sich vor ihm und seiner Macht wie ein staunendes, schauerndes Kind.

Sie machte sich Vorwürfe, daß sie den Vortrag des Professors langweilig gefunden hatte; sie erschien sich kindisch und thöricht, und als er sich jetzt wieder zu ihr wandte und immer wieder an sie seine Erklärungen richtete, fühlte sie den süßen Kitzel der geschmeichelten Eitelkeit. Ihr ganzes bisheriges Dasein zuckte, wie in einem Brennspiegel zusammengefaßt, in diesem Augenblick an ihr vorüber; sie sah sich wie einen flatternden Schmetterling von Erscheinung zu Erscheinung taumeln, ohne jemals Halt, ohne jemals Genuß zu finden — und jetzt plötzlich war es ihr, als griffe eine gewaltige Hand nach ihrer Hand, und obschon sie bei der Berührung zusammenzuckte, jauchzte sie innerlich über den Zwang auf, dem sie sich unterworfen fühlte.

Da war Kraft, da war Halt, vor ihren Füßen war ein Weg, da war Lebensführung und Lebensklarheit — wahrhaftig, er hatte ihr die Sonne gegeben.

„Werde ich die Damen nicht ermüden?" fragte der Professor jetzt, „wenn ich Ihnen vorschlage, nun die photographischen Sonnenbeobachtungen in Augenschein zu nehmen? Wir müßten dazu in die oberen Räume der Warte hinaufsteigen."

Er hatte seine Frage wieder an Lucie gerichtet.

„Nein," entgegnete sie hastig, „ich bin gar nicht müde und möchte mehr und immer mehr lernen."

Sie blickte ihn an; ihre Worte zitterten auf ihren Lippen, und in ihren Augen, die in feuchter Wärme weich geworden waren, stand jenes Wort geschrieben, das den Mann berauscht, wenn es die Seele des Weibes ihm entgegenhaucht: „Du bist mein Herr."

Die Sonnenphotographien bildeten den

interessantesten Teil von allem, was der Professor seinen Gästen vorzuführen hatte. Sie wurden hergestellt vermittelst eines außerordentlich sinnreich erfundenen, mit einem Spiegel-Reflector versehenen Fernrohrs, welches, wie Doktor Allbach Lucie heimlich zuflüsterte, wesentlich dem Professor selbst seine Entstehung verdankte. Vor den Augen der Damen veranstaltete Doppnau eine Aufnahme der Sonnenscheibe, und ein allgemeines Freudengeschrei entstand, als auf der Glasplatte die mattgrau gefärbte Sonnenscheibe, und auf dieser in schärfster Abgrenzung der Sonnenfleck erschien, den man vorhin durch das Teleskop beobachtet hatte.

Der Professor zeigte auf einen bis an die Decke reichenden offenen Schrank, in dessen Fächern Glasplatten der erwähnten Art massenhaft, dicht aneinander gereiht standen.

„Sehen Sie,“ sagte er, „jedes dieser Fächer enthält die Sonnenaufnahmen, die während eines Jahres gemacht werden; wenn irgend möglich, geschieht eine solche an jedem Tage. Auf diese Weise erhält man ein fortlaufendes Bild von der Sonne und von allem, was sich auf derselben begiebt. Jeder Sonnenfleck zum Beispiel läßt sich hiernach in jedem Wechsel seiner Gestalt und in jedem Augenblick seiner Bewegung verfolgen.“

„O das ist herrlich!“ fiel ihm Lucie, ganz durchdrungen von der Bedeutung der geistvollen Methode, ins Wort; „das ist wundervoll! Auf diese Art führen Sie geradezu Buch über die Sonne?“

„Famos!“ rief der Professor, „und wahrhaft merkwürdig, daß Sie gerade die Bezeichnung gefunden haben, mein —“ er wollte sagen gnädiges, sprang aber über in „‚verehrtes‘ Fräulein! Wissen Sie, wie ich den Schrank getauft habe? Die Sonnenbibliothek.“

Frau Anna klatschte in die Hände. „Bravo“ rief sie, „bravo! Ihr lebt noch ein Jahr zusammen!“

„Ach was,“ rief der Doktor, „ein Jahr ist kein Jahr! Zehn, zwanzig —“ er brach im Satze ab.

Die Familie Allbach war wie berauscht; vor ihren Augen sahen sie ja die beiden Menschen, die sie nun einmal durchaus zueinander bringen wollten, sich mit jedem Worte, mit jedem Blick näher und näher kommen. Der Professor lachte etwas verlegen, aber übermäßig laut und vergnügt, und Lucie fühlte sich wie in einem Taumel weiter und weiter gerissen. Ein stummes Lächeln und ein heißes Erglühen ihrer Wangen war ihre einzige Antwort.

Sobald er in Begeisterung war, fing der Professor mit verdoppeltem Eifer an, zu erklären.

„Sehen Sie dies,“ rief er, indem er aus einem der untersten Fächer eine Platte herausgriff, „das ist das interessanteste Blatt in meiner Bibliothek; Sie finden hier die Wiedergabe einer bedeutenden Sonnenprotuberanz, die im vorigen Jahre stattgefunden hat.“

„Was ist das?“ fragte Lucie.

„Man versteht darunter Ausbrüche,“ erklärte er, „die von der Sonne ausströmen. Wahrscheinlich sind es Gasmassen, welche aus dem Sonnenkörper ausgestoßen werden, und zwar mit solcher Gewalt, daß sie Tausende von Meilen weit über die Peripherie hinausdringen.“

Lucie hielt die Tafel in Händen; über dem Rande der Sonnenscheibe sah man eine Spitze senkrecht wie ein Horn emporragen, von welchem sich leichte lange Fäden abzweigten.

„Wenn Sie den Montblanc vierzigtausendmal übereinandersetzen, dann haben Sie ungefähr die Höhe des Horns,“ sagte er.

Lucie blickte ganz entsetzt auf die Platte. „Mein Gott,“ sagte sie, „das sind ja alles wahrhaft grauenhaft ungeheure Verhältnisse. Der Gedanke allein, daß man solch ein Ereignis aus der Nähe betrachten könnte, läßt einem ja das Blut gerinnen; man meint, man würde ein Getöse hören, daß man sofort tot niedersinken müßte — und das alles zeichnet sich dem Menschen auf einer kleinen Glasplatte auf und man kann in Ruhe und Behaglichkeit in seinen vier Wänden sitzen und das furchtbare

Schauspiel betrachten, wie man die Photographie eines Hauses betrachtet." Sie gab die Platte in seine Hand zurück, ihre staunenden Augen waren weit geöffnet; die Phantasie schwamm darin wie ein dunkles Gewölk. „Welch ein Leben muß das sein," sprach sie träumerisch vor sich hin, „so immer unter der Last des unermeßlich Großen dahinzugehen!"

Doppnau stand dicht neben ihr.

„Könnten Sie sich — ein solches Leben — schön denken?" fragte er tief aus der Brust heraus.

Lucie schrak zusammen; ihr Blick irrte über ihn hin.

„Ich denke," erwiderte sie stockend, „es gehört viel, viel Kraft dazu."

Durch eine Glasthür trat man nun auf eine offene Plattform hinaus, die in der Höhe des zweiten Stockwerks neben dem Wohngebäude lag.

„Hier," sagte der Professor, „kann ich nun endlich mein Versprechen einlösen und Ihnen die verheißene noch schönere Aussicht zeigen."

In der That bot sich ein bezaubernder Blick auf die Landschaft ringsumher.

Man sah auf der einen Seite auf Strom und Stadt hinunter; nach der anderen Seite schweifte das Auge über ein unabsehbares rauschendes Meer von dunkelgrünen Nadelholzwaldungen hin.

Lucie war bis in die Mitte der Plattform getreten, unwillkürlich breitete sie die Arme dem würzigen Lufthauche entgegen, der vom Walde herübergerauscht kam. Der leichte Wind spielte in ihren langen Nackenhaaren und hob den Saum des luftigen Kleides von ihren kleinen Füßen empor. — Doppnau stand wie angewurzelt und verschlang die liebreizende Gestalt mit stummen glühenden Blicken.

„Jetzt aber haben wir uns den Kaffee redlich verdient," erklärte laut Frau Anna.

Doppnau kam zur Welt zurück. „Sehr wahr," sagte er, „sehr wahr; die Agathe wird schon ganz ungeduldig geworden sein." Eilend verschwand er nach dem Inneren des Gebäudes.

„Komm, Lucie," sagte Frau Anna, indem sie die Freundin, die noch immer traumverloren stand, kurzweg unter den Arm nahm, „man' erkältet sich leicht hier oben, wenn man warm geworden ist."

Als die Gäste den Flur erreicht hatten, kam soeben Agathe mit einer großen Kanne von der Küche heraufgestiegen; sie ging quer über die Diele bei den Damen vorbei, Lucie mit weit aufgerissenen Augen von der Seite musternd. Kaffeegeruch erfüllte den Raum.

Lucie rümpfte die Nase, sie liebte den Kaffee nicht; sein Geruch erinnerte sie an kleinbürgerliche Häuslichkeit; doppelt zuwider war er ihr in diesem Augenblick, da er sie aus ihren Sonnenphantasien in die häßliche Alltäglichkeit zurückversetzte.

„Sagen Sie meinem Bruder, daß wir beim Kaffee sind," gebot der Professor, der mit Agathe aus dem Zimmer, in welchem angerichtet war, auf den Flur heraustrat.

Er ging den Damen entgegen, um sie zum Vespertische zu führen. Auf dem Wege bis dahin boten sich indessen noch zwei Hindernisse dar in Gestalt von zwei großen Glaskasten, von welchen der eine eine Schmetterlings-, der andere eine Muschelsammlung enthielt.

„Interessieren Sie sich für Schmetterlinge und Konchylien?" fragte Doppnau, indem er erklärungslustig an den ersten Kasten herantrat.

„O ja, ja," erwiderte Lucie zögernd, „aber —" Sie wandte das Haupt ab; es schauderte ihr bei der Erinnerung an die Kakteensammlung und bei dem Gedanken an eine abermalige langatmige Erklärung. Anna kam ihr diesmal zu Hilfe.

„Nein, nein, Herr Professor," rief sie, „jetzt kommen zunächst die materiellen Genüsse an die Reihe!"

Doppnau lachte, und man trat ein, um sich an dem weißgedeckten Tische niederzulassen.

In der Mitte desselben stand, wie eine fette alte Henne in der Schar ihrer Küchlein, die große Kaffeekanne zwischen den Tassen. Zur einen Seite derselben erblickte man einen mächtigen, frisch ange-

schnittenen Napfkuchen, zur anderen einen Teller, auf welchem Schnitte von Sträuselkuchen aufgetürmt lagen. Ein Blumenstrauß vervollständigte die Tafelausrüstung.

Agathe, welche jetzt wieder eintrat, ließ einen zufriedenen Blick über das Ganze dahingehen; dann schaute sie Lucie mit herausforderndem, den Professor mit vorwurfsvollem Ausdruck an, als ob sie sagen wollte: Kann man es denn besser haben, wenn man verheiratet ist?

Lucie erhielt ihren Platz an der Schmalseite des rechteckigen Tisches; zu ihrer Rechten saß Doktor Allbach, links von ihr der Professor und an dessen Seite Frau Anna; neben dem Doktor war ein Platz noch leer.

Frau Allbach wollte sich eben der Kaffeekanne bemächtigen, als Agathe ihr mit kurzem aber entschiedenem Griffe zuvorkam. Das hätte noch gefehlt, daß ein anderer an ihrem Tische den Kaffee einschenkte!

Das braune Getränk dampfte in den Tassen, und während die anderen demselben eifrig zusprachen, nippte Lucie an dem ihrigen, um den Rest stehen zu lassen. Agathe, die kein Auge von ihr abwandte, sah das mit stummer Empörung an; ihr Kaffee war ihr wohl nicht einmal gut genug?

Alsdann setzte sich der Napfkuchen in Bewegung; mit feierlicher Langsamkeit schritt er von Hand zu Hand um den Tisch herum, um demnächst mit gewaltig klaffender Bresche an seinen Standort zurückzukehren.

Im Augenblick, da Lucie mit der Kuchenschüssel beschäftigt war, klappte die Thür.

„Na, da ist ja der Herr Klemens,“ rief Doktor Allbach, „hier kommen Sie her.“ Er wies auf den Stuhl an seiner Seite.

„Mein Bruder Klemens ist Ihnen vorgestellt?“ hörte Lucie des Professors Stimme neben sich.

„Wir haben uns ja neulich kennen gelernt,“ erwiderte sie.

Sie erhob den Blick — und ließ ihn nicht wieder sinken. In Wahrheit sah sie ihn heut zum erstenmal, denn in der Abendgesellschaft bei Allbachs hatte er am unteren Ende des Tisches, unter anderen Gästen verloren gesessen und war für sie kaum dagewesen.

Das lange Haar war in den Nacken zurückgestrichen; Stirn und Antlitz erschienen blaß wie Elfenbein, und in den dunklen Augen flackerte eine unstäte Glut.

Mit einer linkisch stummen Verbeugung begrüßte er die versammelte Gesellschaft, dann machte er Miene, sich auf seinen Platz neben dem Doktor zu setzen. Frau Anna jedoch streckte ihm die Hand zu und nötigte ihn auf diese Weise, einen Augenblick zu verweilen. Im Glauben, daß sie seiner knabenhaften Schüchternheit entgegenkommen müsse, reckte auch Lucie hinter dem Doktor ihm die Hand entgegen.

„Kommen Sie, Herr Doppnau,“ sagte sie mit liebenswürdigem Lächeln, „wir haben uns neulich so gut wie gar nicht kennen gelernt; wir müssen heute nachholen.“

Es entstand eine augenblickliche Verlegenheit, da Klemens, regungslos, mit tief gesenktem Blick, hinter dem Tisch stehend, keine Miene machte, die dargebotene Hand zu ergreifen.

Der Professor schoß einen Blick zu ihm hinüber; eine Blutwelle stieg ihm in die Stirn, er räusperte sich. Jetzt trat Klemens hinter dem Sessel des Doktors einen Schritt auf Lucie zu, seine eiskalten Fingerspitzen berührten ihre Hand, und indem er sich steif und förmlich verneigte, richtete er für einen Moment die Augen auf sie. Lucie schrak innerlich zusammen — was war das gewesen? Aus den düsteren Augen zuckte ein flammender Strahl von Groll und Haß zu ihr hinüber. Im nächsten Augenblick hatte er sich auf seinen Platz niedergelassen und führte schweigend, ohne jemand anzusehen, die Tasse zum Munde.

Der Professor vermochte die peinliche Verlegenheit kaum zu verbergen, in welche ihn der sonderbare Auftritt versetzt hatte; er schlug krampfhaft in seinem Geiste nach, um rasch irgend einen Gesprächs-

stoff zu finden, und da ihm das nicht gelingen wollte, half ihm der Doktor, der seinen Zustand bemerkte, nach.

Mit erhobenem Zeigefinger drohte er zu ihm hinüber. „Sie hinterhaltiger Mann,“ sagte er, „jetzt sollen Sie uns einmal erzählen, wie Sie zu Ihrem Kometen gekommen sind, von dem natürlich Ihre Freunde wieder zuletzt etwas erfahren haben.“

Das war Hilfe in der Not; der Professor griff zu, und die Unruhe, die sein Gemüt eben durchströmt hatte, glättete und verlief sich im breiten Strom des ausgiebigen Vortrags, mit dem er seinen Gästen Anfang, Weg und Ende seiner Entdeckung erklärte.

Unterdessen beugte sich Doktor Allbach zu Lucien hinüber. „Sie müssen es ihm nicht übel nehmen,“ flüsterte er, „der junge Mann arbeitet zu seinem Abiturientenexamen, und ich fürchte, er übernimmt sich dabei. Ich habe seinen Bruder schon öfters gebeten, darauf zu sehen, daß er sich nicht überarbeitet.“

„Der arme Junge,“ sagte Lucie leise vor sich hin. Sie blickte zu Klemens hinüber, der, auf das Tischtuch niederstarrend, ihr das Profil seines Gesichtes zukehrte. Welch ein herrlich schönes Gesicht und welch ein leidvolles Weh auf demselben!

Ein tiefes Mitleid überkam sie, gleichzeitig aber empfand sie es wie eine Beruhigung, daß es nur allgemeine nervöse Erregung gewesen war, was diesen schönen Augen einen so furchtbaren Ausdruck verliehen hatte. War sie doch nahe daran gewesen, zu glauben, daß er sie persönlich haßte.

Ihre fröhliche Laune kehrte zurück, mit Aufmerksamkeit folgte sie den Entwickelungen des Professors, und als er geendet, war sie es, die lachend die Tasse erhob und den Vorschlag machte, auf den Entdecker und seine Entdeckung anzustoßen.

„Nein, nein,“ entgegnete eifrig der Professor, „wenn Sie mir solche Ehre anthun wollen, so soll es mit edlerem Stoffe geschehen! Klemens, alter Junge,“ wandte er sich an diesen, „geh, spring in den Keller hinunter und hole uns eine Flasche alten Rheinwein herauf.“

Klemens erhob sich und ging hinaus.

„Na und Sie, Agathe,“ fuhr er zu der Alten fort, „haben Sie uns keine Genüsse weiter vorzusetzen?“

„Ich wollte nur warten, bis das gnädige Fräulein mit dem Kaffee fertig sein würde,“ entgegnete Agathe spitzig, indem sie mit den Augen auf Luciens noch immer gefüllte Tasse deutete.

„O, darauf warten Sie nicht,“ sagte diese; „ich bin keine Kaffeeschwester.“

„Nein, das weiß Gott,“ rief Doppnau lachend und triumphierend. Er nahm die Tasse, die Lucie von sich geschoben hatte, auf und reichte sie Agathe hin. „Fort mit dem schnöden Saft,“ sagte er, „wir wollen beim Glase Wein auf den Tisch schlagen — heißt es nicht so bei Goethe?“

„Bravo,“ antwortete Lucie, „Sie machen Fortschritte in der Litteratur.“

„Das habe ich noch aus meiner Studentenzeit,“ sagte er, und plötzlich hob er an: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen —“ er brach ab und verschluckte den Rest des Gedichts in einem mächtigen Lachen. Er war wie trunken, noch bevor der Wein gekommen war, und die Stimmung der anderen gab der seinen nicht viel nach. Alles war in ausgelassener Fröhlichkeit bis auf Agathe, welche sich durch das Benehmen des Herrn Professors auf das tiefste gekränkt fühlte. Sie setzte jetzt eine große Schüssel Himbeeren mit Schlagsahne auf den Tisch und begleitete die Spende mit einem Gesicht, daß es zu verwundern war, wenn die süße Sahne nicht sauer wurde und gerann.

Inzwischen war auch Klemens, eine Weinflasche in der Hand, wieder eingetreten.

Doppnau sprang vom Stuhl auf. „Gieb her, Junge,“ rief er, „mit Wein und Bier verstehst du nicht umzugehen.“ Er nahm ihm die Flasche aus den Händen, riß den Pfropfen heraus, daß es

knallte, und schenkte fünf Gläser voll; dann blieb er am Tische stehen, indem er sich wie zu einer Tischrede räusperte.

„Halt, halt," unterbrach ihn Lucie, „wir wollten ja zuerst auf Sie selbst anstoßen."

„Das hat Zeit," erwiderte der Professor, „zunächst gestatten Sie mir, daß ich mich bei den Damen für ihren Besuch bedanke und für das Interesse, das sie für meine Wissenschaft gezeigt haben." Er unterbrach sich und lächelte pfiffig vor sich hin: „Eine schöne Dame," fuhr er dann fort, indem er sich mehr und mehr zu Lucie wandte, „ist — ist eben etwas Schönes."

„Sehr wahr!" unterbrach Doktor Allbach.

„Eine schöne und liebenswürdige Dame ist — wenn ich mir die mathematische Form erlauben darf, gewissermaßen eine Dame in der zweiten Potenz —"

„Hört, hört!" rief Doktor Allbach dazwischen.

„Aber eine schöne und liebenswürdige und geistvolle Dame —"

„Das ist eine Kubik-Dame!" schrie der Doktor, indem er jauchzend auf die Tischkante schlug. „Die Kubik-Dame soll leben!" Er erhob das Glas und stieß an das Glas seiner Nachbarin. Lucie, über die sonderbare mathematische Huldigung lächelnd, hielt das ihrige in die Höhe und ließ die Gläser der anderen daran anklingen.

„Na, Klemens?!" rief der Professor kurz und beinah scharf. Klemens, der teilnamlos dagesessen hatte, erhob sich wortlos und stieß erst mit Frau Allbach, dann mit Lucie Immenhof an; seine Lider waren gesenkt, so daß sie diesmal nichts von seinen Augen sehen konnte.

Mittlerweile war die Zeit vergangen; die Sonne war gesunken, und als sollte dem Inhalt dieses reichen Tages noch ein glänzender Schlußpunkt angefügt werden, erhob sich über den Bäumen des Fichtenwaldes der sommerlich rote langsam steigende Mond. Der Vorschlag wurde laut, noch einmal auf die Plattform zu steigen und eine Stunde in der Abendkühle zu verbringen.

Stühle wurden hinausgebracht, der Doktor und der Professor zündeten sich Cigarren an, und während dieselben durch das Dunkel glühten, versank Lucie in den Anblick der mächtig und friedlich umgebenden Natur.

Ob es die Nachwirkung der Huldigungen war, die heute so überströmend ihr zu Füßen gelegt worden waren? Indem sie von ihrem hohen Sitze in die Tiefen ringsumher blickte, erschien sie sich wie eine Königin, der dieses alles zu sagen schien: Wolle — und dieses alles ist dein. Nur zu wollen brauchte sie, nur die Lippen zu öffnen und das Wort heraustreten zu lassen, das hinter ihren Lippen stand — das Zauberwort — ihr schauerte; sie empfand die Macht, die dem schönen bedeutenden Weibe über die Welt verliehen ist, und fühlte die Entscheidung des Augenblicks, wenn die Frau das Zauberwort spricht, den Talisman dahingiebt, der sie feite, dahingiebt an den einen, der nun der Gewaltige wird über sie.

* *
*

Wie tief die Erregungen dieses Nachmittags gewesen waren, das wurde Lucie erst ganz klar, als die Nacht gekommen war und sie im Bette lag.

Sie verfiel in jenen merkwürdigen, an das Wunderbare grenzenden Zustand, den man Halbschlaf nennt.

Wenn es eine Möglichkeit gäbe, sich die Seele eines Verstorbenen vorzustellen, die nach dem Tode umginge, so müßte sich dieselbe in solchem Zustande befinden; man empfindet sich selbst und sein Bewußtsein — und dennoch schläft man; man denkt — und das Denken ist Traum.

So erging es Lucie.

Ihre Gedanken kehrten zu den Dingen zurück, die heute an ihr vorübergezogen waren, aber diese Dinge wurden zu greifbaren Bildern, ihr Verstand vermochte sie nicht mehr zu beherrschen, und sie nahmen schreckende, wüste Gestalten an.

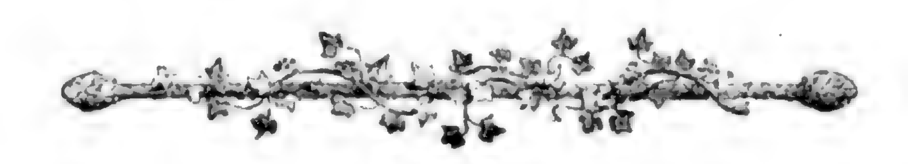
Sie sah sich am Rande einer endlos ungeheuren schwarzen Tiefe stehen und wußte, daß es der Sonnenfleck war, den sie heute im Teleskop gesehen hatte. Dazu vernahm sie eine bleierne gleichgültige Stimme, die unaufhörlich die Worte wiederholte: „Die Erde hätte zweimal Platz darin", und was das Furchtbarste war, hinter ihr war es wie eine drängende Macht, wie eine Hand in ihrem Rücken, die sie näher und näher an die gähnende unergründliche Tiefe schob.

Dann wieder sah sie sich einsam im öden unermeßlichen Weltraum; ein heulendes Tosen durchschütterte die Lüfte und jeden ihrer Nerven, und dies Getöse ging von dem ungeheuren Ball aus, der sich mit fürchterlicher Gewalt dicht vor ihren Augen drehte — sie wußte, das war die Sonne. Und plötzlich war es, als zerberste die riesige Kugel, und mit donnerndem Krachen und Sausen und Zischen schoß eine Feuergarbe daraus empor, eine Säule, ein Turm, immer weiter, immer höher, immer gewaltiger, daß es aussah, als müßte das ganze Weltall zerstoßen und in Brand gesteckt werden.

Und dann kam eine neue schreckliche Erscheinung: der flammende Ball nahm menschliche Züge an, verwandelte sich in ein furchtbares menschliches Gesicht, in ein Gesicht, um welches lange Haare flatterten und aus dem zwei vernichtende Augen auf sie starrten; sie las in diesen Augen eine stumme zermalmende Frage: Was willst du hier? warum drängst du dich in meine Nähe? Und sie wußte plötzlich, daß es Klemens' Antlitz war, das sie vor sich sah, der Ausdruck seiner haßerfüllten Augen, der aus diesen Augen blickte. Und während der eisige Schreck ihr über den Leib schauerte, konnte sie doch nicht lassen, in dieses wunderbar herrliche Antlitz zu schauen, mit aller Kraft in der Tiefe dieser Seele zu forschen, um zu ergründen, warum er sie haßte. Dabei hatte sie ein Gefühl der Demut, wie sie es noch vor keinem Menschen empfunden hatte; es war ihr, als müßte sie niederknien, die Hände zu ihm erheben und sprechen: Hasse mich nicht, ich habe dir kein Leides gethan. Ein wildes Verlangen war in ihr, diesen Haß brechen, diese eisige keusche Kälte schmelzen zu sehen, und als der wüste Traum sie dahin gebracht hatte, daß sie flehend die Arme nach ihm ausstreckte — da fuhr sie entsetzt im Bette empor. Sie war erwacht, zu sich selbst gekommen und schüttelte das Haupt, als wollte sie die Bilder des tollen Spuks hinausschütteln.

„Der dumme Junge," murmelte sie ärgerlich vor sich hin. Es fiel ihr ein, was Doktor Allbach ihr gesagt hatte, daß er sich bei den Arbeiten zum Abiturientenexamen übernommen hätte — ein Schuljunge — war es möglich? Das hatte sie von ihrem gutmütigen Mitleid, daß sie sich mit solchen abgeschmackten Bildern herumschlagen mußte! Und noch dazu ein recht ungezogener Schuljunge, denn als sie die Sternwarte verließen, war er einfach verschwunden gewesen, statt, wie es sich geziemt hätte, den Gästen adieu zu sagen. Sie ärgerte sich aufrichtig; der Ärger schlug die Wallungen ihres erregten Blutes nieder; sie drehte sich auf die Seite und schlief tief und fest ein.

(Schluß folgt.)



Partie am Kanal in Brügge.

Brügge und Gent.

Von

E. F.

elgien ist ein junger Staat, aber keineswegs ein junges Land in dem Sinne, wie Amerika ein solches ist. In der Art und Weise, wie einem das Land entgegentritt, sind trotz der neuerlichen Blüte Brüssels und Antwerpens, trotz der modernen Fabrikstädte Lüttich, Seraing und Charleroi so viele altertümliche Momente, wie sie nur wenige Länder aufweisen; ja, das heutige Erwerbsleben ist noch sichtbar bedingt durch die Vorzeit; die Fesseln einer unglücklichen Geschichte, nachdem sie vor kurzem gelöst sind — erst 1862 wurde der holländische Scheldezoll vor dem Antwerpener Hafen aufgehoben —, werden erst jetzt ganz abgeschüttelt. Ob das Land wieder werden kann, was es einst war, mögen die Götter wissen; aber es war einstmals Mittelpunkt des nordeuropäischen Welthandels, und zwar in noch viel höherem Maße, als Holland dies am Ende des siebzehnten oder England im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts war. Schon gegen Ende des Karolingerreiches war die Landschaft, in der sich germanisches und französisches Wesen begegneten und gleichzeitig die Seeschiffahrt ihren tiefen Einfluß ausüben konnte, hoch entwickelt. Als 1204 Graf Balduin von Flandern Kaiser von Byzanz wurde, knüpften sich auch zwischen dem Mittelmeer und Flandern zahlreiche Fäden an; manches Samenkorn der Kunst und Gelehrsamkeit flog aus der absterbenden antiken Welt herüber, um hier dermaleinst aufzugehen und herrliche Früchte zu tragen.

Die Gestalt der Küste hat mannigfache Veränderungen erlitten. Wenn auch nicht so sehr wie in Holland, so sind doch auch in Flandern Umbildungen der Küste durch veränderte Meeresströmungen vor sich gegangen. Namentlich Brügge ist davon auf eine so furchtbare Weise betroffen, daß, ohne dies zu berücksichtigen, seine Geschichte gar nicht verstanden werden kann. Heute liegt die Stadt mitten zwischen Kuhweiden, mit der 13 km entfernten Küste verbinden sie nur ein kleiner und ein mittelgroßer Kanal, welch letzterer aber erst dem siebzehnten Jahrhundert entstammt. Aber früher ging hier ein mächtiger Meeresarm, het Zwyn, ins Land, der bei Sluys seinen Anfang nahm.

Bis Damme, 5 km vor Brügge, konnten die größten Schiffe ihrer Zeit fahren; kleinere gingen auf dem Kanal ganz nach Brügge hinauf, und zwischen der Stadt und den größeren Schiffen vermittelten kleine Schuten leicht und wohlfeil den in ganz Europa. Im Jahre 1213 kam Philipp August von Frankreich mit einer Flotte von siebzehnhundert Segeln nach Damme, um den verbündeten Engländern und Flamingern eine Schlacht zu liefern. Das war die Zeit, wo Brügges Handel blühte. Hier kamen die venetianischen und genuesischen Galeeren, beladen mit den Gewürzen Hinterindiens und der Molukken, mit vorderindischem Baumwollzeug (Calico hat noch heute den Namen von der Stadt Calicut), mit Seide von Persien und China, mit Öl und Wein vom Mittelmeer. Hier hatten die Händler von Danzig und Wisby, von Lübeck, Riga, Hamburg, Bremen und Bergen ihren großen Stapelplatz; von ihnen handelten die Venetianer und Genuesen den Hering und Stockfisch ein; von ihnen kauften sie grobe Häute, kostbare Pelze und Talg aus Rußland, Bretter von Schweden und Preußen. In Brügge landeten die Hanseaten mit der englischen Wolle, um dafür die

Straße in Brügge.

Verkehr. Heute ist der Hafen von Damme in Land verwandelt, aber im dreizehnten Jahrhundert war er einer der weitesten Tuche Gents und Yperns wie die von den Venetianern angebrachten Schätze nach der Themse hinüberzuschaffen, wo

Digitized by Google

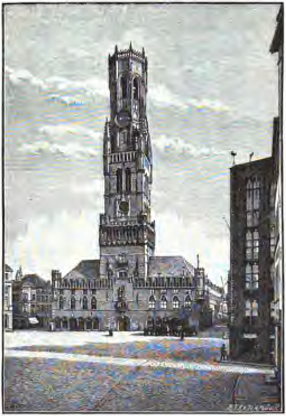
sie als privilegierte Kaufleute den ganzen Handel in Händen hatten. Der deutsche Hansabund errichtete in Brügge eine seiner fünf großen Faktoreien (die anderen waren in London, Wisby, Nischni-Nowgorod und Bergen); und im Anschluß an diesen großen Warenumsatz entwickelte sich hier das große Geld- und Wechselgeschäft für Nordeuropa; die Fürsten hielten hier ihre Geldagenten. Aus aller Herren Ländern gingen Schiffe und Kaufleute hier aus und ein; wo daheim eine reiche Handelsgesellschaft war, da sah sie sich veranlaßt, in Brügge eine Filiale oder Faktorei zu errichten; aus siebzehn Königreichen konnte man solche zählen. Und als später der

Das Rathaus in Brügge (1376 bis 1387).

Digitized by Google

burgundische Hof hierher verlegt wurde, zählte man zwanzig Minister fremder Potentaten. Noch heute treten die Zeugen der ehemaligen Größe dem Beschauer entgegen: die Kaufhalle mit ihrem mächtigen Turm, das Rathaus, die großen Kirchen, das ehrwürdige Johanneshospital, die breiten, heute so öden Straßen, die zahlreichen Wasserzüge in der Stadt, die ehemals von Schiffen bedeckt waren, die großen Warenhäuser, die heute leer stehen. Doch davon später.

Brügge war die große Welthandelsstadt; Gent nur Fabrikstadt. Bei der flandrischen Schwesterstadt haperte es im ganzen Mittelalter mit der Schiffahrt. Gent liegt an der Schelde, aber weit stromaufwärts von Antwerpen; von Gent nach Antwerpen war für die alten Schiffe eine Reise von mehreren Tagen, und überdies war der Strom so voller Krümmungen und von so geringer Wassertiefe, daß Gent nur als Hafen dritten Ranges gelten konnte. Im ganzen Mittelalter hatte es keine andere Verbindung mit der See; erst 1551 begann es mit der Erbauung eines Kanals nach der Scheldemündung. Im Mittelalter mußte Gent mit Bekümmernis den ganzen Welthandel in den Händen des nahen Brügge sehen; Antwerpen hatte sich noch nicht emporgeschwungen. Gent wurde die erste Fabrikstadt der Welt, namentlich konzentrierte sich hier die Wollenweberei, die es zeitweilig gemeinschaftlich mit Ypern als Monopol besaß, ein Vorrecht, das es mit den Waffen in der Hand gegen kleinere Städte verteidigte. Nicht weniger als 40000 Mann soll im Jahre 1400 die Zunft der Weber betragen haben; sie



Der große Markt zu Brügge mit dem städtischen Warenlager (1561 bis 1566) und dem Hallenturm (14. Jahrhundert).

allein konnte 18000 streitbare Männer stellen, während die ganze Stadt 80000 Bürger ins Feld schicken konnte. Danach erscheint die Annahme, daß seine Bevölkerungsziffer mehr als eine halbe Million betragen haben muß, als sehr mäßig; und heute hat dieselbe Stadt, nachdem der Aufschwung fast das ganze Jahrhundert angedauert hat, nur erst wieder 130000 Einwohner, das einst so prächtige Brügge gar nur 45000.

Überall wuchs seit dem zehnten Jahrhundert ein kräftiger Unabhängigkeitssinn in den städtischen Bürgerschaften auf, und der flämische Volksstamm war der trotzigste von allen. Weder von den flandrischen Grafen, noch von dem unter dem Einflusse französischer Sitte stehenden Adel, noch von dem Könige von Frankreich, der die Lehensherrlichkeit beanspruchte, wollte man sich viel gefallen lassen; selbst der Kirche und ihrem Interdikt beugte man sich nicht immer.

Um die Zeit der englisch-französischen Kriege wuchs die Gefahr für das Land, aber auch seine Bedeutung; meist fand sich für die Flandrischen Gelegenheit, sich der einen oder anderen dieser Mächte anzuschließen. Da Graf und Ritterschaft gewöhnlich auf französischer Seite sich befanden, so waren die städtischen Bürgerschaften in der Regel Parteigänger der Engländer.

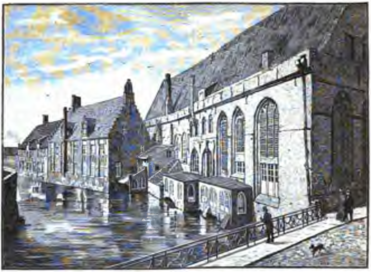
Wer mag ahnen, welche Wendung die Geschichte dieser Gegenden genommen hätte, wenn die Städte einig gewesen wären, oder auch nur einen Bund wie die Hansa zu bilden vermocht hätten. Aber leider ging mit dem Unabhängigkeitssinn ein Geist der Zwietracht und der municipalen Eifersucht Hand in Hand. Namentlich haßten Gent und Brügge einander so, daß sie selten im selben Heerlager zu finden waren. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts kam die Grafschaft Flandern an das Haus Artois, das wenig Frieden und Glück im Lande gefunden hat; da es seine Residenz zu Gent aufgeschlagen hatte, so war Brügge das Haupt der feindseligen Partei. Wesentlich den tapferen Webern, Färbern und Gerbern, den Waffenschmieden und Fleischern von Gent hatte der Graf von Artois es zu verdanken, daß 24000 Engländer unter Eduard I. 1297 von den Mauern der Stadt zurückgetrieben wurden. Aber nur fünf Jahre später waren dieselben Genter Bürger mit den Brüdern von Brügge auf dem Schlachtfelde von Kortryk vereinigt, wo sie den Grafen von Artois mit der Blüte der französischen Ritterschaft schlugen; eintausendzweihundert Ritter und Tausende gemeiner Soldaten bedeckten das Schlachtfeld; die Sieger sammelten siebenhundert goldene Sporen von den erschlagenen Feinden, woher die Schlacht den Namen Sporenschlacht erhielt. Allein das Schicksal war wetterwendisch wie immer. Schlacht verloren, Schlacht gewonnen, so hieß es bald auf dieser, bald auf jener Seite. Bald mußten die Grafen flüchten, bald waren sie mit fremder Heeresmacht im Lande, um das Volk zu unterdrücken, und 1328 schien es, daß nach einer furchtbaren Niederlage der vereinigten Flaminger die Sache des Volkes verloren sei.

Aber es erwuchs dem Freiheitssinn der Flaminger ein Mann von der Art der Cromwell und Wilhelm von Oranien: Jakob van Artevelde. „In ihm," so sagt Wenzelburger, „trat jener stolze, seines Eigenwerts sich bewußte und durch strenge Gesetzmäßigkeit geadelte Freiheitssinn, wie er sich eben nur in Bürgern von solch blühenden Gemeinwesen entwickeln konnte, in potenziertem Maßstabe auf, und die einzige Thatsache, daß die Verfassung, welche er den ‚drei Gliedern von Flandern', den Städten Gent, Brügge und Ypern, sowie der ganzen Provinz gegeben hat, bis zum Jahre 1793 unverändert bestehen blieb, stellt ihn den größten Staatsmännern aller Zeiten ebenbürtig an die Seite." Artevelde war 1285 zu Gent geboren. Von bürgerlichem Berufe Tuchweber, war er doch auch als Kriegsmann weit herumgekommen. Heimgekehrt, gelangte er bald zu Ansehen und Einfluß. 1337 erwählte man ihn zum „Ruwaert von Flandern" (Ruhewart). Zweierlei war sein Ziel:

ein Bund der flandrischen, später auch der brabantischen und seeländischen Städte, und sodann für diese sehr erhebliche Macht volle Neutralität zwischen England und Frankreich in dem seit lange tobenden Kriege. Daß das früher französisch gesinnte Gent an die Spitze dieses überwiegend England zugute kommenden Bundes trat, erleichterte seine Bildung, hatte aber auch seinen guten Grund, denn der englische König hatte eben die Ausfuhr von Wolle nach Gent verboten und Gents Industrie war damit lahm gelegt. Arteveldes Politik, gestützt auf 80000 streitbare Genter, gelang, und Flandern war in dieser Zeit thatsächlich unabhängig. Allmählich trieb der Bund ganz in englisches Fahrwasser. Er half 1340 bei Sluys, dem damaligen Hafen von Brügge, die französisch-genuesische Flotte vernichten. Aber in den Städten wucherte das Parteiwesen, und 1345, am „bösen Montag", wurde Artevelde, die Seele des Bundes, in seinem Hause meuchlerisch ermordet. Im selben Jahre siegten die Engländer bei Crecy, so blieb vorläufig das englische Übergewicht bestehen.

Aber die französische Partei, der Graf Ludwig von Flandern angehörte, erstarkte in den folgenden Jahrzehnten. 1379 wollte Ludwig in Gent ein Turnier abhalten, aber die Stadt lehnte die Zumutung trotzig ab. Nun ergriff Brügge die Gelegenheit, sich beliebt zu machen; es bot das Turnier an, wofür Ludwig

Maria mit dem Christuskinde von Michelangelo in der Liebfrauenkirche zu Brügge.



Das Johanneshospital in Brügge.

ihm erlaubte, einen Kanal an Gent vorbei nach Brüssel zu bauen. Darüber flammte in Gent wütender Aufruhr auf, andere Städte schlossen sich an, die Kanalarbeiten wurden zerstört, ja Brügge selbst öffnete den Aufrührern seine Thore. Ludwig aber unterwarf mit einem französischen Heere das ganze Land mit Ausnahme Gents, das, belagert, in seiner Verzweiflung Arteveldes Sohn Philipp zum Ruwaert ausrief. Das Glück wandte sich, Ludwig wurde 1382 schwer geschlagen, und ganz Flandern wandte sich wieder den Gentern zu. Aber schon 1384 siegte Ludwig über Artevelde bei Ypern, wo die Flaminger 30000 Mann, unter ihnen Artevelde selbst, verloren. Vier Tage später starb auch Ludwig, nachdem er zuvor ein gräßliches Strafgericht hatte ergehen lassen. Damit endet für Flandern ein Jahrhundert wilder Kämpfe, und trotz alledem war das materielle Gedeihen so groß, daß es selbst hierdurch nicht unterbrochen werden konnte. Freiheitlicher Bürgersinn einte sich mit germanischem Stammesgefühl; hätten die Brügger und Genter sich nicht so tapfer gegen die Franzosen gewehrt, so wäre flämische Sprache und flämisches Volkstum untergegangen und das herrliche Land ganz französiert worden.

Wilde Kämpfe erfüllten auch das folgende Jahrhundert, die Zeit des meteorartig aufleuchtenden und ebenso verlöschenden burgundischen Herzogshauses.

Das burgundische Jahrhundert ist dasjenige des größten äußerlichen Glanzes für Flandern. Philipp „der Gute“ und Karl der Tollkühne umgaben ihren Hof mit einer Pracht, wie sie weder die Könige von England und Frankreich noch der deutsche Kaiser entwickeln konnte. Das Rittertum war bereits in seiner Entartung; vom Hofe gingen Pracht und Sittenlosigkeit aus, der Adel ruinierte sich, um es ihm nachzumachen, und der reiche Kaufmann und Fabrikant schloß sich ebenfalls an. Der größte Glanz fällt auf das burgundische Zeitalter durch die Blüte der altflandrischen Malerschule; es war die Zeit der Hubert und Jan van Eyck, der Rogier van der Weyden und

Memling; Jan van Eyck war ein Bediensteter am Hofe Philipps und machte in seinem Auftrage 1428 die Reise der Gesandtschaft nach Lissabon mit, welche um die portugiesische Prinzessin als dritte Gemahlin des Burgunders warb. Aber die prächtige Hofhaltung war nicht ohne große Geldsummen zu bestreiten, und da die Fürsten sie nicht aus eigenen Mitteln besaßen, mußten sie durch Auflagen auf die Städte beschafft werden. Wurden selbst die treuen Städte nicht damit verschont, so mußten die nach einem Aufruhr niedergeworfenen sich fürchterlich brandschatzen lassen. Damit säete das burgundische Haus Haß aus, der ihm selber im reichen Maße aufgegangen ist und an dem die Habsburger noch lange zu laborieren gehabt haben. Ja man schreibt dieser Ursache den Haß zwischen Spaniern und Niederländern zu, der beim Unabhängigkeitskriege so große Folgen hatte.

Die Geschichte des burgundischen Hauses von Philipp dem Kühnen bis Philipp dem Guten braucht hier nicht erzählt zu werden. Es ist ja allbekannt, daß Maximilian I., der spätere deutsche Kaiser, Maria von Burgund, die Erbtochter Karls des Kühnen, heiratete, wodurch seinem Sohn Philipp von Österreich die ganz burgundisch gewordenen Niederlande zufielen; und daß Philipp Johanna von Spanien heiratete, deren Sohn Karl V. die Welt zusammenerbte. Maximilian I. hatte fast nichts als Not und Krieg im Lande gefunden. Erst 1543 vollendete

Der Schrein der heiligen Ursula von Hans Memling im Johanneshospital zu Brügge (1480 bis 1490).

Karl V. mit der Unterwerfung Gelderns die Befriedung der Niederlande und seine Herrschaft über dieselben. Mit ihm hört die selbständige Geschichte Flanderns eigentlich auf. Es wurde nun ein Anhängsel des großen habsburgischen Weltreiches; die materielle Blüte kam mehr Antwerpen und Brüssel zugute als Gent, und Brügge vollends war schon eine gefallene Größe.

Der Unabhängigkeitskrieg der Niederlande ließ Flandern bei dem spanischen Teile; zahlreiche Kaufleute und Gewerbtreibende verließen aus diesem Anlasse die ehedem so blühenden Handelsstädte und siedelten nach dem freien Amsterdam, nach Haarlem, Leiden und Utrecht über. Holland hatte die ganze Seeherrschaft gewonnen, es nahm das ganze Gestade der Scheldemündung an sich und bedingte sich im Friedensschluß die staatsrechtliche Schließung der spanischen, später österreichischen Häfen an der Scheldemündung aus. Diese furchtbare Absperrung hat bis zur französischen Zeit, ja bis zum Jahre 1813 gedauert. In ihr ist einer der Hauptgründe dafür zu suchen, daß die Landschaft noch heute so weit von ihrer ehemaligen Bedeutung entfernt ist.

Brügge hatte jedoch auch mit Übeln zu kämpfen, die fast wie ein Haß der Natur aussahen. Wie erwähnt, war um 1213 der ganz nahe Hafen von Damme noch einer der weitesten der Welt. Aber schon im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts hatte sich die Versandung empfindlich geltend gemacht, so daß die Brügger ihren Kanal verlängern mußten. Bald wurde das noch entferntere Sluys zum alleinigen Hafen, und noch 1468 wird gerühmt, daß mit einer einzigen Flut 250 Schiffe in Sluys eingelaufen seien. Aber schon zwei Jahre später klagt man über rasch zunehmende Versandung auch dieses Hafens; 1482 waren die großen Schiffe schon verschwunden; man machte noch ernstliche Anstrengungen, aber dem Unheil war nicht zu steuern. Um 1516 gingen die letzten Hanseaten nach Antwerpen, und Brügge hat seitdem und bis heute dagelegen als der Schatten seiner großen Vergangenheit, in dieser Hinsicht ein zweites Venedig. Man hat zwar im siebzehnten Jahrhundert einen mäßig großen Kanal nach Ostende gebaut, aber andere Städte hatten längst den Verkehr Brügges an sich gerissen: Amsterdam, Rotterdam, London, Havre, und in unserem Jahrhundert seit Wiedereröffnung der Schelde Antwerpen, das viel günstiger liegt als Brügge. Diesem traurigen Schicksal verdanken wir die Erhaltung einer Stadt in einem Zustande, der sich seit vierhundert Jahren wenig verändert hat.

Gent gewann den Kanal nach der Scheldemündung erst 1561, aber schon 1566 begann der große Religionskrieg, während dessen die Holländer zumeist die See beherrschten, und im Westfälischen Frieden bedingten sich die Holländer die vollständige Schließung aller Scheldehäfen aus, so daß bis zum Pariser Frieden 1814 die Schiffahrt Gents völlig vernichtet war. Seitdem jedoch hat Gent wieder kräftig von der Wasserstraße Gebrauch gemacht und sich zu einer lebensfrohen Fabrikstadt emporgeschwungen. Seit zwei Jahren hat es den alten Kanal für die größten Seeschiffe hergerichtet und es nimmt jetzt wieder kräftig am Seehandel teil.

Fühlt ein deutsches Herz schon um des mutigen Freiheitssinnes und des germanischen Stammesbewußtseins willen, das Flandern ein ganzes Jahrtausend im Kampf mit dem Franzosentum geoffenbart hat, eine lebhafte Sympathie für das Land, so entsteht geradezu helle Begeisterung, wenn man seine künstlerischen Leistungen betrachtet. Trotz Dürers und Holbeins, trotz Cornelius' und Makarts können wir uns darüber nicht täuschen, daß die Niederländer der einzige Zweig der großen germanischen Völkerfamilie sind, welcher eine bildende Kunst zur glanzvollsten Erscheinung ihrer Epoche geführt hat. Man kann in der Malerei nur sechs Epochen ersten Ranges unterscheiden: die altflandrische, die florentinisch-römische, die venetianische, die neuflan-

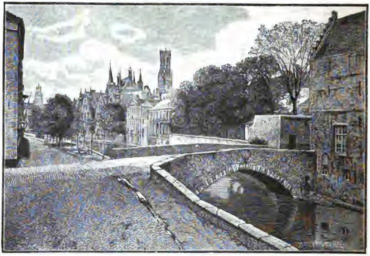
drische (Rubens), die davon ganz verschiedene holländische (Rembrandt und die Feinmaler) und endlich die spanische. Drei davon fallen auf das kleine Völkchen zwischen Ypern und Amsterdam. Diesem Lande der Kuhweiden, Deiche und Kanäle ist ein Volk mit geradezu unerhörter malerischer Begabung entsprossen. So groß die Versuchung ist, einen Zusammenhang zwischen der Landesbeschaffenheit und der Kunstgeschichte oder der Weltgeschichte und der Kunstgeschichte aufzusuchen: wir enthalten uns ihrer, denn immer wieder treten unlösbare Rätsel auf. Das Zeitalter der Arteveldes hat keinen großen Künstler hervorgebracht. Während der etwas späteren furchtbaren Wirren entstanden die van Eycks; trotz der Erschlaffung der Volkskraft unter den burgundischen Herrschern, trotz des wirtschaftlichen Niedergangs der Stadt Brügge besaß diese gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ihren Memling. Und ein starkes Jahrhundert später entfalteten fast gleichzeitig das verarmte und schwer leidende Belgien und das benachbarte triumphierende Holland selbständige herrliche Blüten der Kunst.

Die van Eycks sind nicht flämischen, sondern niederrheinisch-fränkischen Stammes. Hubert, der ältere Bruder, wurde 1360 bis 1370 zu Maaseyck bei Maastricht geboren. Wo er die Keime zu seiner Künstlerschaft gelegt, wissen wir nicht, aber die Blüte knüpft sich an Gent; seit 1421 waren Hubert und der zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre jüngere Bruder Jan Mitglieder der dortigen Malergilde; die Mutter Philipps des Guten, „die sie sehr lieb hatte", schenkte beiden die Zunftfreiheit. Jan tritt nun für einige Jahre in die Dienste Johanns von Bayern, des Lütticher Bischofs, und 1425 in diejenigen Philipps des Guten. Der ältere Bruder, der mit der Erfindung der Ölmalerei und der Ausbildung der Perspektive allein schon ein unsterbliches Verdienst errungen hat, gewann nahe Beziehungen zu dem Genter Patricier Jodocus Vyts, welcher jenen Altarschrein bei ihm bestellte, der noch heute die größte Berühmtheit Gents ist und den Jan nach dem Tode Huberts (1426) vollendete. Wir werden des herrlichen Werkes noch weiter unten gedenken. Jan hatte seinen gewöhnlichen Aufenthalt anfangs in Lille, später in Brügge. Er hatte eine förmliche Bestallung als pointre et varlet de chambre vom burgundischen Herzog und bezog ein Jahrgehalt von hundert Livres; auf den zahlreichen Wanderungen Philipps begleitete ihn der auch zu anderen Diensten geschickte Maler. Am 19. Oktober 1428 ging Jan van Eyck mit der Gesandtschaft zur Anbahnung einer Heirat Philipps des Guten mit der portugiesischen Prinzessin von Sluys nach Lissabon ab; er mußte ihr Bildnis für den Herzog malen, und erst nach dessen Eintreffen gab Philipp sein Jawort. Sein Maler machte mittlerweile Reisen in Portugal und Spanien, die seinen malerischen Sinn sicherlich befruchtet haben werden. Als die Braut in Brügge eintraf, überboten sich der Rat, die Gilden, die Bürger in Prachtentfaltung, und Philipp stiftete bei dieser Gelegenheit in Brügge den Orden des goldenen Vließes. Das Bildnis ist verloren gegangen, und auch an anderen Werken aus dieser Zeit hat sich wenig erhalten. Vorwiegend wird auch Jan von dem großen Genter Altarwerke in Anspruch genommen gewesen sein. Aber von 1432 an giebt es beglaubigte Bilder in Menge, vor allem Madonnen und Heilige, sodann auch männliche und weibliche Bildnisse. Er hat weniger als sein Bruder die Beherrschung figurenreicher Gruppen versucht, aber wie dieser hat er mit einer grenzenlosen Hingabe an sein Werk eine Feinheit der Durchführung, eine Tiefe des Kolorits erzielt, wie kaum einer nach ihm. Allerdings fehlte ihm wie der ganzen flandrischen Schule, ja wie auch den beiden späteren niederländischen Schulen das Formenideal des nackten menschlichen Körpers, das erst nach dem Ausklingen der altflandrischen Schule von der florentinisch-römischen unter Anschluß an die wiederaufgefundenen Reste der antiken Bildhauerei erreicht wurde. Aber die

Meister aus Flandern waren eben auch die ersten, die die Pforten des Paradieses der Malerei öffneten, und an Innigkeit des Ausdrucks ihrer Köpfe suchen sie wieder unter den Italienern ihresgleichen. Auch in Italien galten die flämischen Maler als die großen Lehrmeister; zu ihnen wallfahrtete man, wie später umgekehrt von den Niederlanden nach den Werkstätten Michelangelos und Tizians. Ihre Kunst der Ölmalerei brachte Antonello de Messina, der vielleicht zu den Füßen Jan van Eycks gesessen hat, nach Italien. Jan starb 1440 zu Brügge, wo er begraben liegt und wo 1878 die Stadt ihm ein bronzenes Standbild gesetzt hat.

Von der Brügger Wirksamkeit Jan van Eycks zur Brügger Wirksamkeit Hans Memlings führt der Weg über die Brabanter Schule. Rogier van der Weyden, 1400 zu Doornik (Tournay) geboren, steht ganz selbständig neben dem berühmten Brüderpaare. Selber bewunderns- ergreifend im Ausdruck, steht er doch hierin wie namentlich in der Anmut des Körpers, in der Freiheit der Bewegungen hinter den Eycks zurück. Aber er traf den populären Geschmack in der Darstellung leidenschaftlicher Scenen aus der Kirchen- und Heiligengeschichte und hatte darum einen riesigen Einfluß. Sein Schüler ist Memling, er selber war in Italien und hier der bewunderte Lehrmeister der angehenden Künstler; seine Schule erzeugte im Verlauf keinen Geringeren als Quentin Massys und war auf die kölnische Schule, ja auf Martin Schongauer und Albrecht Dürer von nachhaltigem Einfluß. Uns interessiert hier nur Memling.

Wo Hans Memling geboren wurde, wo er bis zum Jahre 1473 lebte, wissen wir nicht. Der Vorname scheint deutsch zu sein, im Niederländischen würde er Jan heißen. Aber seine Erziehung ist ganz niederländisch, und im sechzehnten

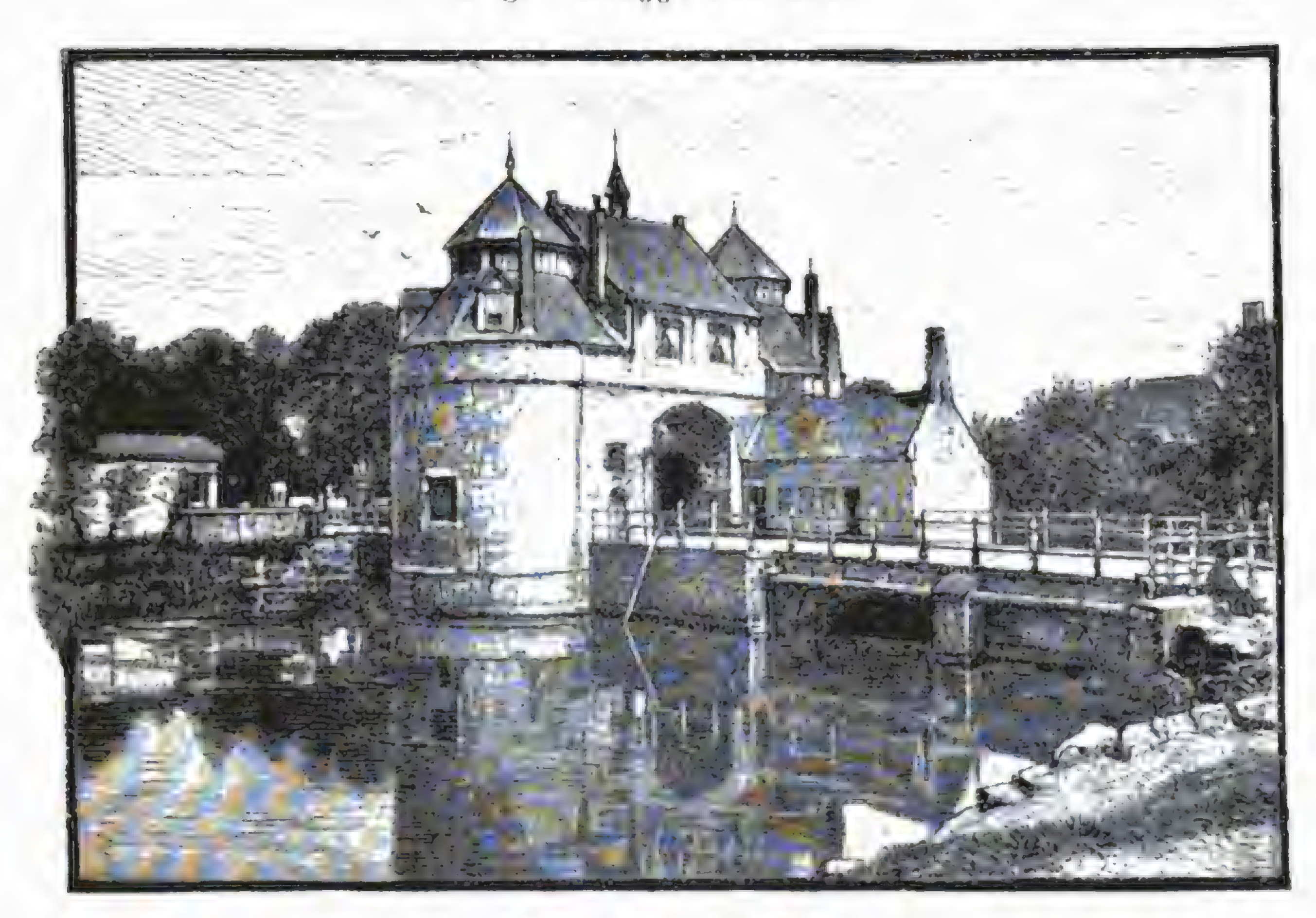


Straße mit Kanal in Brügge; im Hintergrunde der Hallenturm.

wert in der Technik seiner figurenreichen und zumeist in eine wirkungsvolle Architektur hineinkomponierten Bilder, selber

Jahrhundert nennt man stets Rogier van der Weyden als seinen Lehrer, was beider Werke wahrscheinlich genug machen.

Digitized by Google



Ostender Thor in Brügge.

Man nimmt an, daß er 1430 geboren sei; gewiß ist, daß er von 1473 bis 1495 in Brügge gelebt hat und dort 1495 angeblich im Alter von fünfundsechzig Jahren gestorben ist und begraben liegt. Da keine andere Stadt ihn auch nur zeitweilig als ihren Mitbürger nachweisen kann, so ist er Brügges höchster Stolz, um so mehr, da es die meisten und schönsten Memlings in seinen Mauern birgt. Millionen würde die verarmte Stadt allein aus dem Verkaufe ihrer Memlings erzielen können, aber sie hat jedes Angebot kalt von der Hand gewiesen. Im April 1473 war zu Sluys ein Schiff ausgerüstet, das neben vielen anderen Schätzen auch ein „jüngstes Gericht" von Memling enthielt, das von den Agenten des Hauses Medici für ihre italienischen Geschäftsfreunde erworben und abgeschickt war. Das Schiff war eine mächtige Galeere mit doppeltem Vorderkastell und einem Maste von 138 Fuß Höhe. Es barg eine Ladung von Leinwand, Tuchen, Pelzwerk, Spezereien und goldenen, auf Seide gewirkten Stoffen in einem Werte von 1400000 Mark nach heutigem Gelde. In den kriegerischen Verwickelungen der Zeit hatten deutsche Kaufleute von Brügge ein Piratenschiff ausgerüstet, das von dem Danziger Kapitän Paul Beneke geführt wurde. Es fing die Galeere bei Southampton weg und brachte sie aus Vorsicht nicht nach Danzig, sondern nach Stade; das „jüngste Gericht" kam nach Danzig und blieb allen Protesten zum Trotze in der dortigen Marienkirche; Napoleon hatte es nach Paris entführt, aber Blücher brachte es zurück. Das Danziger „jüngste Gericht" ist eins der schönsten Werke des Meisters und eine große Berühmtheit der alten preußischen Hansestadt. Auch Lübecks Domkirche bewahrt bekanntlich eine große Kreuzesabnahme, die vielleicht teilweis von Memlings Hand, aber jedenfalls viel weniger hervorragend ist als das Danziger Werk. Weniger großartig in der Konzeption als die van Eycks, ist Memling der Mann, in dem die alte Feinmalerei ihren Höhepunkt erreicht. Auch er weiß noch nichts von der unerhörten Harmonie der Linien, die der bei Memlings Tode zwölfjährige Raphael Sanzio zur Verkörperung bringen sollte;

Digitized by Google

ihm fehlt noch die schwüle Farbenglut der Venezianer und noch ferner steht ihm jene Wirkung der Halbtöne und der Lichtbouquets, die aus tiefen Schattenmassen emporragen, jene Wirkung, mit der die Holländer ein neues Blatt der Kunstgeschichte aufschlugen. Aber wo ist der Mann, der so ganz aufgeht in der Wiedergabe ausdrucksvoller Köpfe? Wir wüßten keinen, der mit solcher Innigkeit sich hingiebt, um auf einen Raum wie ein Fünfpfennigstück Köpfe zu malen, in deren Seele wir bis auf den Grund sehen und aus deren Zügen ein Übermaß von Herzensgüte, Frömmigkeit und tiefem Nachdenken spricht. Seine Farbengebung ist licht, nur die dunklen Gewänder sind von leuchtender Tiefe, aber das Fleisch ist so hell und frisch, daß man es noch heute den Porträtmalern als Vorbild hinstellen kann. Kurzum ein Gipfel der Kunst ist auch der Brügger Meister, mit dem gleich glühend goldigem Abendrot das Mittelalter unter den Horizont sinkt, während über Italien die Morgensonne der Renaissance schon leuchtend aufgegangen war.

Auch über Flandern war der Abend hereingebrochen; die Renaissance brachte ihm keine Blüte wie das Mittelalter, Brügges Hafen versandete nun endgültig, der Kanal von Gent nach der See wurde erst viel später begonnen. Der wirtschaftliche und künstlerische Mittelpunkt der Gegend rückte nun über die Grenzen Flanderns nach Antwerpen, wo der ehemalige Grobschmied Quentin Massys (1466 bis 1531) unabhängig von der italienischen Richtung den Übergang zur Renaissance vermittelte. Dann folgt ein ganzes Jahrhundert, in welchem die niederländische Malerei durchaus der Bedeutung und Eigenart ermangelt, um mit P. P. Rubens (1577 bis 1640) plötzlich in riesiger Lohe wieder aufzuflammen. Aber alles dies vollzog sich außerhalb der Grenzen Brügges und Gents.

Das tragische Geschick Brügges verleiht uns die Gunst, eine fast mittelalterliche Stadt betreten zu können. Ganze Straßen enthalten kein Haus, das nicht der gotischen Periode angehörte; ein treppenförmig ansteigender Giebel neben dem anderen und lauter Fenster mit der echt gotischen flachen Einwölbung. Manchmal sind auch wohl in neuerer Zeit größere Fenster eingesetzt, aber der mittelalterliche Charakter ist doch ganz frappant. Die Straßen sind so breit, daß sie uns lehren, die Nachrichten von der Engigkeit mittelalterlicher Städte doch nur als durch Zeit und Ort und Verhältnisse bedingt gelten zu lassen. Kanäle durchschneiden die Stadt nach allen Richtungen, aber während sie vor vier- und fünfhundert Jahren dem Gedränge der Schiffe zu eng waren, unterbricht heute kaum ein einzelnes Fahrzeug die Totenstille. Auch auf den Straßen ist wenig Verkehr. Nur 45000 Einwohner zählt die Stadt und darunter ein Drittel Arme: das ist heute das Brügge, das ehedem mit Venedig wetteiferte und nun mit Venedig das gleiche Schicksal der gefallenen Größe teilt; das Brügge, das ehedem London weit überflügelte.

Im Mittelpunkte der Stadt liegt der Burgplatz mit dem Rathause (1376 bis 1387 erbaut, 1854 bis 1871 restauriert), ein wahres Kleinod gotischer Profanbaukunst. Rein im Stil, wirkt es durch die hohen Fenster, das Dach mit Balustrade und Türmen, durch die achtundvierzig Standbilder flandrischer Grafen (an Stelle der 1792 heruntergerissenen neuerdings ersetzt) unendlich reich. Im Inneren birgt es die große städtische Bibliothek mit vielen alten Manuskripten, teilweise geschmückt mit wertvollen Miniaturen. Anstoßend an das Rathaus ist die Kapelle du Saint Sang, ein zweistöckiger Bau, der äußerlich gar nicht den Eindruck einer Kirche macht. Die untere Kirche wurde 1150 vom Grafen Dietrich von Elsaß für einige Tropfen vom Blute Christi gebaut, welche er vom Kreuzzuge mitgebracht hatte. Der Oberbau samt dem Portal und der Treppe ist im spätgotischen Flamboyantstil. In unmittelbarster Nähe des Burgplatzes ist ein zweiter großer Platz, der „große Markt“. Hier

erhebt sich ein ehrwürdiges Denkmal der vergangenen kommerziellen Größe der Stadt: die „Hallen“. Noch nach Erlöschen des gotischen Stils wurde diese mächtige gotische städtische Niederlage oder Warenlager der Kaufmannsgilde 1561 bis 1566 erbaut. Ein ganzer Flügel war der Lagerung von Tuchen bestimmt. Mitten in seiner Fassade steigt der über 100 m hohe städtische Glockenturm, das allbekannte Wahrzeichen Brügges, empor; dieser prächtige Profanturm ist im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts erbaut. Fast alle flandrischen Städte haben solche „Belfriede“ oder „Beffrois“.

Die beiden Hauptkirchen der Stadt, die Kathedrale (St. Sauveur) und Liebfrauenkirche, entstammen ihrer Anlage nach dem frühgotischen Backsteinbau, sind aber mit der Entwickelung des gotischen Stils ausgestaltet. Als Bauwerke weiter nicht hervorragend, sind sie äußerst bemerkenswert durch die Zahl und Mannigfaltigkeit ihrer Kunstschätze. Jede Kapelle, fast jede freie Wand ist mit den Werken älterer und neuerer flämischer Maler oder Bildhauer geschmückt, und zumeist hängen sie noch so, wie sie seiner Zeit zum Andenken an Verstorbene oder an wichtige Familienereignisse gestiftet worden, und wenn auch ein großer Teil von den Franzosen nach Paris geschleppt war, so haben sie doch 1814 ihren Raub herausgeben müssen. Hier finden wir berühmte Werke von Dierik Bouts und von P. Pourbus, von Janssens, Seghers, de Crayer, van Oost und vielen anderen, worauf wir natürlich hier nicht näher eingehen können.

Die Liebfrauenkirche birgt einen Schatz, dessen Bedeutung gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann: ein wirklich echtes Werk Michelangelos aus seiner besten Zeit; eine sitzende Madonna mit dem Kinde in Lebensgröße, von Marmor. Condivi, sonst der zuverlässigste Biograph des großen Florentiners, berichtet, daß um 1500 der Brügger Kaufmann Moscheroni gekommen sei und eine bronzene Madonna mit dem Kinde für hundert Dukaten von Michelangelo gekauft habe. Alles übrige trifft zu, nur das Brügger Werk ist nicht von Bronze, sondern von Marmor. Aber Condivi schrieb erst fünfzig Jahre nach dem Vorfall, und da die Stelle in der Liebfrauenkirche, an der die Statue steht, urkundlich von jeher die Begräbnisstätte der Familie Moosceron gewesen ist, so muß die Tradition, daß die Madonna von Michelangelo stamme, als sicher gelten. Und besteht trotzdem noch ein Zweifel, so schlägt das Werk ihn vollständig nieder. Die Auffassung, die sitzende Stellung, die Gewandung und vor allem das Antlitz sind so echt Michelangelo, wie nur etwas sein kann. Des Meisters weibliche Figuren haben weder im Antlitz noch im Körper den Liebreiz raphaelischer Gestalten, und diese Madonna besonders zeichnet sich durch einen tiefen philosophischen Zug aus. Man glaubt ihr anzusehen, daß sie vorschauend das ganze tragische Schicksal des Knaben kennt der sich an ihr Knie schmiegt. Dieser aber ist von einem Liebreiz, von einer so holden, idealen Gestalt, daß einzelne Kunsthistoriker in dem Souveränetätsgefühl ihres Amtes ihn kurzweg als ein Werk ausgaben, das von einem Schüler des Meisters ausgeführt sei. Allein einen Schüler, der solche Sachen hätte machen können, kennt man nicht, und er wäre sicherlich nicht im Verborgenen geblieben. Und weshalb sollte der Meister, dessen Vielseitigkeit die Mit- und Nachwelt in Erstaunen setzte, nicht in seiner besten Zeit einmal mit Liebhaberei einen graciösen Kinderkörper durchgeführt haben? Die Zweifel an der Echtheit des Werkes haben übrigens lange aufgehört.

Außerdem sind in derselben Kirche bemerkenswert die Statuen von Karl dem Kühnen und seiner Tochter Maria von Burgund, beide lebensgroße liegende Bronzefiguren auf reich verzierten Marmorsarkophagen. Marias Denkmal ist das ältere; 1495 bis 1502 hergestellt, ist es noch gotischen Stils, aber gleichwohl an Kunstwert bedeutender als das ihres Vaters, welches Philipp II. von Spanien 1558 seinem Vorfahr errichtete. Brügge hat

zwar die burgundischen Fürsten nicht geliebt, auch keine Ursache dazu gehabt; gleichwohl macht es einen ernsten, tragischen Eindruck, das Ende des Hauses Burgund hier in der Stadt verkörpert zu sehen, deren Glanzzeit mit dem Erlöschen dieses Stammes zu Ende ging.

St. Nikolaskirche in Gent.

Vielleicht der merkwürdigste Punkt Brügges ist das Johanneshospital. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert ein Ort, wo die Aufopferungsfähigkeit klösterlicher Krankenpflegerinnen in Verbindung mit der Wissenschaft des Arztes ihre schönsten Triumphe feiert, ist es zugleich Gegen-

Digitized by Google

stand einer Legende mit Bezug auf Memling. Hier soll Memling, der die Schlacht bei Nancy 1477 mitgemacht habe, sich verwundet hergeschleppt haben; hier habe

Das Rathaus in Gent (1481 bis 1533).

er Aufnahme gefunden und zum Danke dafür Bilder über Bilder gemalt. Sicher ist, daß das Johanneshospital eine kleine Sammlung von Gemälden enthält, teilweise von unbezahlbarem Werte, und die schönsten darunter von Memlings Hand. Da steht vor allem auf einer drehbaren Scheibe der altberühmte Reliquienschrein der heiligen Ursula, 1480 bis 1486 für die Hospitalbrüder gemalt. Der Schrein ist eine gotische Kapelle im kleinen mit hohem Dache. Die Außenwände der

Digitized by Google

Langseiten sind durch runde Bogen in je drei Felder geteilt; diese sechs Tafeln enthalten die Legende der heiligen Ursula mit den elftausend Jungfrauen. Die beiden Kurzseiten zeigen Maria mit dem Kinde und Ursula mit den Jungfrauen unter einem gotischen Bogen. Das Dach ist mit figurenärmeren Bildern geschmückt. Von diesen Bildern gilt insbesondere, was wir oben von Memlings Werken im allgemeinen sagten: sie sind der Triumph der älteren Feinmalerei; erhalten sind sie in einer Frische, als ob sie nicht vierhundert, sondern vier Jahre hinter sich hätten. Memling ist in Köln gewesen, sonst hätte er den Dom mit dem alten Krahn und die Martinikirche nicht so zuverlässig zeichnen können, wie sie uns auf dem ersten Bilde der Landung in Köln erscheinen. Dagegen hat er Basel, wo die Schar der Pilgerinnen auf dem zweiten Bilde landet, nicht gesehen. Das schönste in Komposition und Ausführung ist die dritte Tafel: Ursula und ihre Schar vom Papste empfangen. Nicht bloß die ausdrucksvollen Köpfe, die lichten Fleischtöne und zugleich die wirksamen tiefen Lokalfarben in den Gewändern, die unendlich feine, hingebungsvolle Durchführung — alles das zeichnet ja jedes Memlingsche Bild aus —, sondern auch die guten Verhältnisse der menschlichen Körper und vor allem die Freiheit und das Ebenmaß der Komposition machen dies Miniaturbildchen zu einem der herrlichsten Kunstwerke aller Zeiten. Manche Partien des Bildes sind sogar in der Komposition Raphaels nicht unwürdig. Die anderen drei Blätter stellen die Einschiffung der Schar mit dem Papste, sodann die Landung in Köln, wobei die Jungfrauen durch die Soldaten des Maximin getötet werden, und endlich den Tod der heiligen Ursula selber dar. Die Vorliebe des Zeitalters für Märtyrerscenen tritt ganz zurück; nur auf den letzten Bildern sieht man die Märtyrer den Tod empfangen, aber ohne die Scenen körperlicher Qual.

Außerdem sind noch vier gutbeglaubigte Werke von Memling und ein zweifelhaftes in der kleinen, unschätzbaren Sammlung des Johanneshospitals: die Vermählung der heiligen Katharina, die Anbetung der Könige, die Jungfrau Maria, dem Christuskinde einen Apfel reichend, und ein weibliches Brustbild mit hoher Zipfelhaube, und endlich (zweifelhaft) eine Kreuzabnahme. Der Raum verbietet uns leider, auf diese Werke noch näher einzugehen. Unter den übrigen befindet sich noch eine Madonna von van Dyck, Porträts von Pourbus u. s. w.

Eine zweite Sammlung besitzt die Stadt in der Akademie des beaux arts; auch hier sind es einige Bilder der altflandrischen Schule, welche den Wert ausmachen. Hier tritt namentlich Gerard David, der 1523 gestorbene Schüler und Nachfolger Memlings, mit drei berühmten Bildern hervor, aber auch Memling selbst ist mit einem prächtigen dreiflügeligen Altar vertreten, auf welchem besonders der heilige Christoph, der staunend zu dem auf seinen Schultern sitzenden Christuskinde emporschaut, von jeher die Bewunderung aller Besucher erregt hat. Endlich besitzt die Akademie nicht weniger als drei Werke von Jan van Eyck: einen Christuskopf, ein von 1439 datiertes Bildnis seiner Frau und eine Madonna mit dem Christuskinde, auf welchem zwar die Hauptpersonen wenig geglückt sind, desto mehr Entzücken aber der fein durchgeführte Kopf des Stifters erregt.

Wir müssen damit von der stillen, nur noch von ihrer Vergangenheit träumenden Stadt Abschied nehmen. Wie sie uns heute gegenübertritt, umweht uns immer noch der Geist der tapferen Streiter für die Freiheit der Vaterstadt und des Vaterlandes und ein Zug des mittelalterlichen Großhandels, der hier einst seine vornehmste Stätte hatte. Noch tieferen Eindruck macht aber die Hinterlassenschaft einer großen Kunstepoche, die man gerade hier auf dem Boden, aus dem sie hervorgegangen, aufsuchen muß. Endlich ist der malerische Anblick des heutigen Brügge, seiner stillen breiten Straßen, seiner mit-

telalterlichen Bauwerke, seiner Kanäle und Thore (vor allem des gewaltigen Ostender-Thores) von großer Wirkung.

Gent ist zwar auch bei weitem nicht das, was es unter den Arteveldes war, aber es ist doch nicht so hoffnungslos gestürzt wie Brügge. Sein Gewerbfleiß blieb immer noch möglich, während die Handelsstadt abstirbt, sobald sie von den großen Verkehrsstraßen des Welthandels abgedrängt wird. Überdies aber ist Gent auch kommerziell, seit 1815 die Scheldeschiffahrt wieder begann, noch mehr seit 1862 der Scheldezoll aufgehoben wurde, und vollends seit vor zwei Jahren der bisherige alte Schiffahrtskanal nach Terneuzen für große Schiffe vertieft und erweitert wurde, in flottem Aufschwung. Es macht bei weitem nicht einen so ärmlichen und altertümlichen Eindruck wie Brügge. Man sieht wenig ärmliche Häuser, viele aber, wo der Wohlstand und selbst der Reichtum zum Fenster herausschaut. Gent hat recht hübsche Fluß- und Kanalverbindungen nach dem südlichen Belgien und dem nördlichen Frankreich und kann sich diesen Gegenden in mancher Beziehung vorteilhafter als Ein- und Ausfuhrhafen anbieten als Antwerpen. Unmittelbar am Hafen und an den Kanälen erheben sich Fabriken, Maschinenfabriken, Brauereien, Färbereien, vor allem aber spielt die Textilindustrie hier noch immer eine große Rolle. Gent hat heute wieder 130000 Einwohner, also dreimal so viel wie sein ehedem so verhaßter Nebenbuhler Brügge.

Wohlstand und Gedeihen haben unter den Altertümern, namentlich sofern sie nicht besondere Sehenswürdigkeiten waren, aufgeräumt, aber allein die eine Kathedrale St. Bavo macht die ganze Stadt zu einer Sehenswürdigkeit. Außen ist dieses Werk des dreizehnten Jahrhunderts (vollendet 1300) etwas plump, aber inwendig ist es ein Prachtstück des Übergangsstils und der Gotik. Um ihren Chor herum stehen, wie üblich, ein reicher Kranz von Kapellen, und in einer derselben hängt die mystische Anbetung des Lammes, das große altberühmte Hauptwerk der beiden van Eycks und der ganzen altflandrischen Schule (1420 bis 1432). Es ist horizontal in zwei Hälften geteilt; die untere Hälfte enthält als Haupttafel die eigentliche Anbetung: auf einem Altar steht das Lamm, dessen Kehle ein Blutstrom entstürzt, der von einem Kelche aufgefangen wird. Psalmodierende Engel umgeben den Altar; im Vordergrunde knien und stehen Patriarchen, Heilige und Kirchenfürsten, zwischen ihnen sprudelt der Brunnen des Lebens empor. Im Hintergrunde Gruppen von Jungfrauen, und Chorknaben und am Horizont Jerusalem; über allem schwebt in einer Strahlenkrone der heilige Geist als Taube. Diese mystische, den in der Bibel verbotenen Bilderkultus hart streifende Anschauungsweise ist unserer Zeit ja glücklicherweise ganz fremd geworden. Aber nicht um sie handelt es sich; das Kunstwerk muß man aus seiner Zeit verstehen. Es handelt sich um die Erscheinung, die Gruppenbildung, den seelischen Ausdruck der Gesichter und um die Durchführung. Und in allen diesen drei Beziehungen ist das Werk fabelhaft; doppelt wunderbar, wenn man bedenkt, daß es das erste Werk der Ölmalerei ist, das je geschaffen. Nur zwei Kopien giebt es, die dem Original nahegekommen sind, aber auch sie werden von diesem noch weit überflügelt. Heutzutage versucht vollends niemand, es zu kopieren, ebensowenig wie Memlings Ursulaschrein.

Über dem Hauptbilde sind drei Tafeln, welche in ganzer Figur Gott oder Christus (in der Mitte), Maria (zur Rechten Gottes) und den Täufer Johannes darstellen, Wunderwerke der Feinmalerei in der Gold- und Edelsteinstickerei der Gewänder, in ihrer farbigen Leuchtkraft und in der Ausführung der ausdrucksvollen Köpfe. Nur das Hauptbild und diese drei Tafeln sind noch in Gent, die übrigen vier Tafeln, die Deckel der vorgenannten oder Flügel, befinden sich in Berlin im Königl. Museum und in Brüssel. Das ganze Altarwerk ist nämlich an Schicksalen reich. 1566 fast den Bilder-

stürmern zum Opfer gefallen, wäre es 1641 beinahe vom Feuer verschlungen worden. Als die Franzosen hier herrschten, schleppten sie es nach Paris (mit Ausnahme zweier kleinerer Flügel, Adam und Eva darstellend, welche verborgen gehalten waren, weil die frivole Zeit wenigstens in der Kirche nichts Nacktes sehen wollte; diese Flügel sind jetzt in Brüssel). Aber die Siege Blüchers und Wellingtons setzten Gent wieder in den Besitz der vier Haupttafeln. Die sechs Flügeltafeln wurden verkauft und kamen schließlich in den Besitz des Berliner Museums.

In St. Bavo zu Gent sind die fehlenden Tafeln durch Kopien ersetzt. Auf den unteren Tafeln des linken Flügels tritt uns ein Reiterzug entgegen, vermutlich Kreuzfahrer, an Komposition, Zeichnung und Malerei vielleicht das hervorragendste der ganzen altflandrischen Schule. Wahrscheinlich gehört dieses Bild zu den Arbeiten des jüngeren Bruders. Die rechten Flügelbilder dagegen sind weniger anziehend; sie zeigen eine Schar von Pilgern und Pilgerinnen, und unter ihnen Magdalena, Christophorus u. s. w. Von den oberen Flügeln enthalten die beiden äußeren Adam und Eva (leider noch himmelweit von dem Ideal des menschlichen Körpers entfernt, das erst später die großen Italiener zum Gemeingut machen sollten), die inneren die heilige Cäcilia an der Orgel und einen Chor von singenden Engeln. Wenn die Deckel geschlossen werden, so tritt uns eine ganz anders geartete Ausschmückung entgegen. Die Rückseiten der oberen Tafeln enthalten eine Verkündigung und in kleinen oberen Abschnitten Sibyllen und Propheten, die der unteren dagegen (wenig vollendet) in Steinfarbe Johannes den Täufer und Johannes den Evangelisten, und in ganz besonders herrlicher Ausführung die Bildnisse des Stifters Jodocus Vyts und seiner Gattin.

Neben diesem bedeutenden Werke tritt alles andere vollständig zurück, obwohl die Kathedrale auch sonst nicht arm an Kunstwerken ist. Gerard v. d. Meire, Janssens, O. Vaenius, Rubens, de Crayer und mancherlei Leute zweiten und dritten Ranges zieren die Wände. Größer noch ist die Zahl der Bilder zweiten und dritten Ranges in der Gemäldesammlung des Museums. Auch sie bewahrt einen Rubens, mehrere de Crayers, Fr. Pourbus, Rombouts, Jordaens, de Coxie u. s. w.

In Brügge fanden wir den Belfried in Verbindung mit dem Hallengebäude; in Gent steht dieser städtische Wachtturm, der 1183 begonnen wurde und 1339, nachdem er Zweidrittel der geplanten Höhe erreicht hatte, unfertig liegen blieb, für sich allein da: ein wirksames altes Bauwerk, ein ehrwürdiges Wahrzeichen bürgerlichen Freiheitssinnes und todesmutiger Vaterlandsliebe. In unmittelbarster Nähe liegt die ebensfalls durch die massive Wucht ihrer Formen wirksame St. Nikolaskirche.

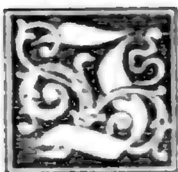
Das Rathaus bleibt an einheitlichem Eindruck hinter dem kleineren Brügger weit zurück. Der älteste Teil ist schon aus dem gotischen Stil in der Zeit seiner vollständigen Auflösung. Er ist 1481 bis 1533 erbaut. Das statische Princip ist hier bereits ganz in das dekorative übergegangen; die Bogen sind in eine Art Spitzenshawl aufgelöst, und dieser ist mit wahrhaft spitzenartiger Feinheit durchgeführt. Der jüngere Teil entstammt den Jahren 1595 bis 1628 und ist im Renaissancestil. In der Nähe ist der Freitagsmarkt, der große Versammlungsplatz für die Bürger, wenn Sturm geläutet wurde oder dem Grafen von Flandern gehuldigt werden sollte. Zur Erinnerung an diese Glanzzeit seiner Funktionen, an die Glanzzeit der Stadt, haben die dankbaren Nachkommen ihrem großen Vorfahr Jakob van Artevelde hier 1863 ein überlebensgroßes erzenes Standbild aufgestellt.

In der That, sie haben Ursache, auf ihre Vergangenheit stolz zu sein, sie und ganz Flandern.

Einige darwinistische Ketzereien.

Von

Karl Vogt.*

Ich schulde wohl einige Erläuterungen des Titels, den ich gewählt habe. Sie dürfen nicht etwa glauben, daß ich der Fahne untreu geworden bin, der ich seit langer Zeit folge; ich bin mehr als je Darwinist, vollkommen einverstanden mit den Lehren von der Descendenz, dem Transformismus, dem Kampf ums Dasein, der natürlichen Zuchtwahl und sage keiner jener Grundlagen ab, auf welchen das Gebäude der Lehre ruht. Meine Ketzereien beschlagen nicht jene Grundlagen, wohl aber maßlose Übertreibungen, ungerechtfertigte Anwendungen, abenteuerliche Schlüsse und unlogische Ableitungen, die man uns nur zu sehr als unwiderlegliche Glaubenssätze hat aufdrängen wollen. In diesem Sinne bin ich Ketzer, und da man heutzutage in der Stadt Calvins Ketzer sein kann, ohne Unheil befürchten zu müssen, so trete ich sofort ohne Umschweife in den Gegenstand ein.

Ich beginne damit, eine These aufzustellen, die ich zu beweisen suchen will. Die mir zugemessene Zeit ist zu kurz, um in weitere Entwickelungen eintreten zu können; wenn es sich darum handelte, die nötigen Beweise für meine Behauptungen beizubringen, so müßte ich ein Buch schreiben oder eine Reihe von Vorlesungen halten; ich muß mich deshalb auf die Aufstellung meiner These, auf die Erläuterung einiger Thatsachen und auf die Andeutungen der wesentlichsten Schlußfolgerungen beschränken.

Meine These lautet folgendermaßen: „Unsere heutige zoologische Klassifikation ist durchaus nicht, wie man uns überall sagt, der Ausdruck der wirklichen Verwandtschaft, die zwischen den in einen Kreis, eine Klasse, eine Ordnung, eine Familie oder selbst in eine Gattung zusammengebrachten Arten besteht. Unsere Klassifikation kann diese Verwandtschaft, deren Nachweis auf der ontogenetischen und phylogenetischen Entwickelung beruht, überhaupt nicht darstellen; sie ist im Gegenteile, in vielen Fällen wenigstens, das Resultat einer Zusammenstellung ähnlicher Charaktere, die sich bei den Tieren vorfinden, welche oft ganz verschiedenen Stämmen entsprungen sind."

Ehe ich in die specielle Erörterung dieser These eingehe, gebe ich einige allgemeine Bemerkungen.

Wir generalisieren im allgemeinen viel zu viel und leiden an der Sucht, Schlüsse, die man aus speciellen thatsächlichen Beobachtungen ableitet, zu allgemeinen Gesetzen aufbauschen zu wollen. Diese Tendenz der Verallgemeinerung schadet häufig aus dem Grunde, weil sie die genauere Erforschung von Thatsachen hindert, welche

* Vortrag, gehalten in der Sitzung der schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft zu Genf am 12. August 1886.

sich dem einmal aufgestellten und angenommenen Gesetze nicht fügen wollen.

Bewußter- oder unbewußterweise geht man von dem angenommenen Glaubenssatze aus, daß die Natur ebenso handelt wie wir selbst, daß sie nach vorgezeichnetem Plane ein von ihr gestecktes Ziel zu erreichen sucht. Wir schieben der Natur diesen von uns in unserem Gehirne ausgearbeiteten Plan mit dem Ziele unter und leben nebenbei in der Überzeugung, daß die Natur den kürzesten und geradesten Weg wählt, um zu ihrem Ziele zu gelangen.

Gerade das Gegenteil ist wahr. Es giebt keine einfache Naturerscheinung; eine jede ist die Resultante einer Menge verschieden wirkender Kräfte, die sich in vielfachen Richtungen kreuzen, oft sogar einander geradezu entgegengesetzt sind und sich teilweise aufheben. In der Mehrzahl der Fälle kommt die Natur deshalb nur auf höchst verschlungenen Umwegen zu einem Resultat, zur Hervorbringung einer Erscheinung. Wenn dies nicht wirklich der Fall wäre, so könnte sich die Wissenschaft mit der einfachen Beobachtung begnügen und wäre nicht genötigt, zu Versuchen ihre Zuflucht zu nehmen. Sie wissen ja alle, daß die Kunst der Experimentation in der Analyse der verschiedenen Ursachen wurzelt, welche zur Hervorbringung einer Erscheinung mitwirken, und daß sie darauf ausgeht, die sekundären Ursachen, die wir Fehlerquellen nennen, zu beseitigen und die Kräfte zu isolieren, welche einfache Wirkungen zur Folge haben.

Ein Beispiel, das ich der unorganischen Welt entnehme, möge meinen Standpunkt darlegen.

Das Schwefeleisen findet sich außerordentlich häufig in der Natur, im Boden, in den Absätzen laufender und stehender Gewässer u. s. w. Man könnte fast sagen, daß es überall vorkommt. Nun würde gewiß ein Chemiker lächeln, wenn ich behaupten wollte, es würde überall auf dieselbe Weise erzeugt, und er würde aus vollem Halse lachen und sich über meine ... Naivetät wundern, wenn ich hinzufügen wollte, es werde auf die einfachste und direkteste Weise erzeugt, wie wir es in unserem Laboratorium durch Zusammenschmelzen von Eisenspänen mit Schwefel hervorbringen können. „Sie sind im Irrtum," würde der Chemiker sagen. „Wir können Schwefeleisen in unserem Laboratorium auf hunderterlei verschiedenen Wegen darstellen, durch direkte Einwirkung der beiden Elemente, durch Desoxydation von schwefelsauren Salzen, durch Zersetzung anderer Schwefelverbindungen u. s. w., wir erhalten es oft als Nebenprodukt. Ganz so verhält es sich in der Natur, die oft Verfahren zu seiner Erzeugung anwendet, welche man den Alchimisten entlehnt glauben könnte. Was aber den kürzesten und direktesten Weg betrifft, so glaube ich, mich anheischig machen zu können, Ihnen zu beweisen, daß man auf der ganzen Erde nicht ein Atom von Schwefeleisen finden könnte, welches auf diese Weise erzeugt worden wäre."

Der Chemiker hat recht. Aber was ist aus meinem Glaubenssatze geworden, nach dem die Natur stets auf dem kürzesten Wege ein vorgestecktes Ziel erreicht? Ich kann Ihnen, denke ich, getrost das Urteil überlassen.

Nun sage ich wohl nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß ich den eben bekämpften Glaubenssatz nicht selten angewendet finde, als ob er sich von selbst verstände. Man hat bewundernswerte Arbeiten zur Synthese der Mineralien durchgeführt; man hat in den Laboratorien auf künstlichem Wege eine Menge von krystallisierten Körpern dargestellt, die man bis dahin nur in der Natur vorgefunden hatte. Ich bewundere diese Arbeiten, aber ich bewundere keineswegs die Schlußfolgerungen, die man häufig daraus abgeleitet hat, indem man behauptete, diese Körper seien in der Werkstätte der Natur auf demselben Wege erzeugt worden wie in unseren Laboratorien. Dieser Schluß ist absolut falsch; man hat nur die Möglichkeit der Erzeugung auf diesem Wege, nicht aber

die Notwendigkeit nachgewiesen! So gut wie Schwefeleisen, können alle diese Körper in sehr verschiedener Weise entstanden sein. Ich kann in die Einzelheiten nicht näher eintreten, aber ich könnte Ihnen leicht nachweisen, daß man infolge dieser falschen Schlußfolgerung die ungeheuerlichsten Ansichten hinsichtlich der Entstehung ganzer Bergketten aufgestellt hat.

Wir kommen also notwendig zu dem Schlusse, daß identische Resultate, ähnliche Erscheinungen durch die Einwirkung sehr verschiedener Einflüsse und Ursachen hervorgebracht werden können. Um Schwefeleisen zu erzeugen, muß man jedenfalls Schwefel und Eisen haben, aber die Wege, auf welchen diese beiden Elemente dazu gebracht werden, sich miteinander zu verbinden, können himmelweit verschieden sein.

So verhalten sich die Dinge in der unorganischen Welt. Sollte es in der organischen Natur anders sein?

Gewiß nicht, und um so weniger, als sie mit weit variableren Verbindungen von Elementen in Wechselwirkung treten und weit verwickeltere Erscheinungen Platz greifen, zu deren Erzeugung eine Menge verschiedenartiger Kräfte mitwirken.

Halten wir uns auch hier an ein Beispiel.

Es giebt gewiß unter den Säugetieren keine einheitlichere, schärfer umschriebene Gruppe als diejenige der Einhufer oder Pferde. Nur wegen der verschiedenen Zeichnung ihres Felles, die ein sehr geringfügiger Charakter ist, welcher auf die übrige Organisation durchaus keinen Einfluß übt, hat man die afrikanischen Einhufer, die Zebras, durch einen besonderen Gattungsnamen, Hippotigris, von den einfarbigen Pferden, Equus, getrennt. Es gehört schon ein gewiegter Osteologe dazu, um das Skelett eines Esels, eines Zebras, eines Dschiggetai oder eines kleinen Pferdes unterscheiden zu können. Die Ordnung der Einhufer nahm früher in der Reihe der Säugetiere einen ganz besonderen Platz ein; man kannte von ihr, bis in die letzten Jahre, keine ausgesprochenen Beziehungen zu anderen Ordnungen.

Die Einhufer schienen auf die alte Welt beschränkt. Zur Zeit der Entdeckung besaß Amerika keine Pferde; die, welche jetzt dort wimmeln, sind Nachkommen von Hauspferden, die aus Europa eingeführt wurden. Beiläufig gesagt, ist diese außerordentliche Vermehrung der Pferde in Amerika gerade nicht sehr günstig für die Annahme, daß die Natur oder die Vorsehung die Floren und Faunen den in gewissen Gegenden vorliegenden Lebensbedingungen auf das beste angepaßt hat.

Unsere Kenntnisse haben sich wesentlich erweitert. Wir wissen heute, daß eingeborene wilde Pferde, die der Art nach nur wenig von den unserigen verschieden sind (Equus curvidens), in der Quaternär- und Pleistocänzeit ebenso in den Ebenen Amerikas umherschweiften wie unsere Pferde im alten Kontinent, und daß die Gattung Equus in Amerika erst mit dem Beginn der jetzigen Epoche ausstarb, während sie im alten Kontinente fortlebte. Ja noch mehr! Wir wissen heute, daß die Einhufer unter allen Säugetieren den bestbegründeten Stammbaum aufweisen können und daß ihre amerikanischen Ahnen sogar besser bekannt sind als die europäischen, wo wir immerhin einige Zweifel über die Zusammengehörigkeit einiger ältesten Formen aus dem Eocän hegen können. Wir wissen heute mit Bestimmtheit, daß die Einhufer, die nur eine Zehe und ein an Zahl etwas vermindertes, aber hoch specialisiertes Gebiß besitzen, von Ahnen abstammen, die fünf Zehen an den Füßen und ein wenig differenziertes, vollständiges Zahnsystem besaßen. Wir kennen ziemlich genau die Veränderungen, welche die Ahnen im Laufe der geologischen Zeitabschnitte durchlaufen haben, und wir besitzen wenigstens für die stufenweise Verminderung der Zehenzahl einige Korollarien in den embryologischen Untersuchungen.

Was wird man nun sagen, wenn ich den Beweis zu liefern suche, daß diese so einförmige Gattung Equus, diese so wenig untereinander verschiedenen heutigen und quaternären Einhufer von zwei getrennten

Stämmen hergeleitet werden müssen, mit einem Worte, daß die Einhufer diphyletischen Ursprunges sind!

Um diesen Beweis zu führen, brauchen wir nur, wie ich es in der folgenden Tabelle gethan habe, die bis jetzt bekannt gewordenen Gattungsnamen der Ahnen in zwei Reihen zu ordnen, die eine für die Alte, die andere für die Neue Welt, und diejenigen Gattungen, welche in den gleichen geologischen Epochen gelebt haben, einander gegenüberzustellen:

Reihe der Gattungen in der Alten Welt.	Geologische Epoche.	Reihe der Gattungen in der Neuen Welt.
Equus.	Quaternär.	Equus, Hippidium.
Hippotherium, Protohippus.	Pliocän.	Hippotherium, Protohippus, Pliohippus.
Hipparion.	Ober-Miocän.	
Anchitherium, Mesohippus, Miohippus.	Mittel-Miocän.	Merychippus, Parahippus, Hyohippus, Anchippus.
Anchilophus, Paloplotherium, Palæotherium.	Oligocän.	Epihippus.
Pliolophus, Pachynolophus, Propalæotherium.	Ober-Eocän.	Orohippus.
Lophiotherium.	Unter-Eocän.	Eohippus.

Was finden wir auf den ersten Blick? Keine der Gattungen, deren Reste auf dem alten Kontinente in den eocänen, oligocänen oder miocänen Schichten gefunden wurden, konnte mit den gleichzeitigen Gattungen der Neuen Welt identifiziert werden! Die europäischen Gattungen Lophiotherium, Palæotherium, Anchitherium, Hipparion sind wesentlich verschieden von den amerikanischen Eohippus, Orohippus, Epihippus, Anchippus, die zu denselben Zeiten lebten, und (ein merkwürdiger Umstand, auf den ich später zurückkommen werde) die Verschiedenheiten sind um so bedeutender, je tiefer wir die Stämme nach den ältesten Tertiärschichten hin verfolgen. Erst in den neueren pliocänen und quaternären Ablagerungen finden wir auf beiden Seiten des Oceans identische Gattungen, wie Hippotherium, Protohippus und endlich, als letztes Glied der Kette, die Gattung Equus.

Fassen wir die Thatsachen etwas näher in das Auge, um die sich daraus ergebenden Schlüsse zu ziehen.

Wie aus unserer Tabelle hervorgeht, konnten die bis zum Ende der Miocänperiode auf der einen Seite des Oceans lebenden Ahnen die auf der anderen Seite lebenden Nachkommen nicht erzeugt haben. Es mußte also, bis zu der angegebenen Zeit, ein für auf der Erde lebende Säugetiere unübersteigliches Hindernis bestanden haben. Dieses Hindernis kann nur das Meer sein! Die beiden Kontinente waren also bis zum Ende der Miocänzeit in derselben Weise durch den Ocean getrennt, wie sie es heute noch sind.

Die identischen Gattungen beginnen erst mit dem Pliocän. Nun weiß ich sehr wohl, daß zu dieser Zeit Einwanderungen von den Polarregionen her gegen die beiden Kontinente hin stattgefunden haben. Diese Einwanderungen sind uns so überzeugend von den Pflanzen-Paläontologen, namentlich vom Grafen v. Saporta, nachgewiesen worden, daß wir nicht daran zweifeln können, und man kann wohl mit Sicherheit annehmen, daß manche Tiere dieser Einwanderung der Pflanzen in die gemäßigten Klimate gefolgt sind. Aber diese Einwanderungen sind nicht weiter gegangen als bis zur Nordküste des mexikanischen Golfes auf amerikanischer und bis zum Mittelmeere auf europäischer Seite, und das krummzahnige Pferd (Equus curvidens), das in den Ebenen der Pampas lebte (wir haben Reste desselben von dorther in unserem Museum), kann demnach nicht von einer Einwanderung abgeleitet werden.

Die Verhältnisse, welche die Einhufer uns bieten, stehen übrigens durchaus nicht vereinzelt da; sie wiederholen sich bei allen anderen Ordnungen der Säugetiere, deren Stammlinien uns mehr oder minder gut bekannt sind, sobald wir sie von demselben Standpunkte aus betrachten. Ich habe mich dieser mühevollen Arbeit unterzogen und die Stammlinien der Wiederkäuer, der Kamele, der Schweine, der Nashörner, der Raubtiere u. s. w. in gleicher Weise untersucht — überall bin ich auf das gleiche Resultat gekommen: in den älteren, eocänen und miocänen Schichten finden sich sehr voneinander

verschiedene Ahnen, in den neueren Ablagerungen dagegen einander genäherte oder gar identische Gattungen zu beiden Seiten des Oceans.

Erlauben Sie mir hier eine kleine Abschweifung.

Die geologische Geographie, das heißt die Begrenzung der alten Kontinente und Meere, wie sie sich in verschiedenen geologischen Epochen darstellt und von der Geologie nachgewiesen wird, muß bei Untersuchungen über die Phylogenie in erster Linie berücksichtigt werden. Bis jetzt hat man sie fast gänzlich außer acht gelassen. Wallace hat sehr wertvolle Arbeiten in dieser Richtung durchgeführt; ich sehe aber nicht, daß man ihm die Heerfolge geleistet hätte, die er verdient. Zoologische, paläontologische und geologische Geographie müssen aber Hand in Hand gehen. Wir müssen den Thatsachen Rechnung tragen, welche uns zum Beispiel beweisen, daß Australien von den übrigen Kontinenten wenigstens seit dem Ende der Kreideperiode getrennt war, Madagaskar seit dem Ende der eocänen Epoche, Amerika wenigstens bis zum Ende der Miocänzeit. Wir dürfen sagen, daß jeder tierische Stammbaum, möge er noch so scharfsinnig zusammengestellt sein, null und nichtig ist, wenn er den Bedingungen der geologischen Geographie nicht entspricht.

Kehren wir zu unseren Pferden zurück; setzen wir uns in den Sattel.

Die dargelegten Thatsachen nötigen uns in zweiter Linie, eine Konvergenz der Charaktere zu statuieren.

Ich muß diesen Ausdruck erläutern.

Vor zwölf Jahren hatte ich, gelegentlich eines Vortrages vor der Association française pour l'avancement des Sciences, die 1874 in Lille tagte, einen Satz aufgestellt, der mir aus der Untersuchung einiger Schmarotzer erwachsen war, die verschiedenen großen Kreisen des Tierreiches angehören, Entoconcha den Mollusken, Sacculina den Gliedertieren, Redia den Würmern. Der Satz lautete folgendermaßen: „Die fortdauernde Anpassung an eine begrenzte, aber vorwiegende Ursache verwischt allmählich die divergierenden Charaktere der Typen und erzeugt schließlich, wenn nicht ihre Vereinigung, so doch ihre Annäherung in solchem Grade, daß die ursprünglichen unterscheidenden Charaktere, selbst der größeren Abteilungen des Tierreiches, nicht mehr erkannt werden können." *

Ich habe seitdem den Gegenstand weiter verfolgt und mehr und mehr eingesehen, daß der anfangs auf das Schmarotzertum beschränkte Satz wesentlich erweitert werden müsse. Die auf den Schmarotzer einwirkenden Ursachen liegen auf flacher Hand. Aber wenn auch die Ursachen weniger klar und schwieriger aufzustellen sind, sobald es sich um Tiere handelt, die in voller Freiheit leben, so lassen sich doch ähnliche Wirkungen erkennen. Je tiefer man von diesem Gesichtspunkte aus in das Studium der verschiedenen Tiergruppen, selbst derjenigen, deren Phylogenie man nicht durch direkt überlieferte Reste untersuchen kann, eindringt, desto mehr gelangt man zur Kenntnis von Thatsachen, welche Schlußfolgerungen aufdrängen, die auf einen vielseitigen Ursprung von Gruppen hinauslaufen, welche unser System der Klassifikation vereinigt. Ernst Haeckel war bisher durchaus Monophyletist; er hat eine Unzahl von Prototieren erfunden, um Stammbäume aufstellen zu können, die von einer einzigen Wurzel ausgehen — alles hypothetische Stammformen, von welchen man niemals eine Spur gesehen hat und auch mit Recht behaupten kann, daß man niemals eine sehen wird. Nun wohl! Nehmen Sie die neuerlich erschienene Monographie der Medusen, ein Fortsetzungs- und Ergänzungswerk des Systems der Medusen, das früher erschien, zur Hand. Beide Werke

* Nach Beendigung meines Vortrages bemerkte Herr Giard, Professor in Lille, daß er durch das Studium derselben oder ähnlicher Parasiten zu analogen Schlüssen gelangt sei. Giards Arbeit, die er im Drucke veröffentlicht hatte, war mir gänzlich entgangen. Es scheint mir, als ob diese Schlußfolgerungen, zu denen wir beide durchaus unabhängig gelangt waren, deren Priorität aber unzweifelhaft Herrn Giard angehört, durch diese Übereinstimmung wesentlich gekräftigt würden.

sind das Resultat langer und bemerkenswerter Arbeiten über diese so zarten Tiere, die nur höchst wenige Abdrücke in einigen Gesteinsschichten hinterlassen haben und deren Phylogenie man also nicht nach überlieferten, wirklichen Überresten konstruieren kann. Was lesen wir auf Seite 125? „Mit einer Wahrscheinlichkeit, welche nahe an Sicherheit grenzt, läßt sich schon jetzt die phylogenetische Hypothese aufstellen, daß die Klasse der Medusen zu den polyphyletischen Tierklassen gehört. Obgleich die Medusen einerseits nach ihrem ganzen charakteristischen Körperbau so einheitlich organisiert erscheinen, daß sie im System des Tierreiches füglich am besten als eine einzige Klasse aufgeführt werden, so folgt daraus doch anderseits keineswegs, daß sie alle von einer einzigen gemeinsamen Stammform herzuleiten sind, welche bereits die Medusenform besaß. Vielmehr ist es höchst wahrscheinlich, daß die beiden Subklassen oder Legionen dieser Klasse, die Kraspedoten und Akraspeden, getrennten Ursprungs sind.“ ... Und zwei Seiten weiter findet Haeckel, daß die Legion der Kraspedoten ihrerseits wieder von drei oder vier verschiedenen Wurzeln herzuleiten sei!

Ich könnte diese Beispiele fast unendlich vermehren und sie nicht nur Klassen, Ordnungen und Familien, sondern auch einzelnen Gattungen entnehmen, wie ich dies für die Pferde gethan habe. Wir sehen aber diese Konvergenz nicht nur bei Gruppen im ganzen, sondern auch bei einzelnen Organen auftreten. Betrachten Sie einmal die Stufenfolgen von Veränderungen, welche die zu Rudern sich umwandelnden vorderen Extremitäten durchlaufen. Untersuchen Sie diese Umbildungsreihen von dem Fuße einer Landschildkröte an bis zu demjenigen einer Seeschildkröte; von dem Fuße eines Landraubtieres bis zu demjenigen einer Robbe und weiter zu der Klasse eines Waltieres oder eines fossilen Seedrachen — erblicken Sie hier nicht auf eine ähnliche Bildung hinsteuernde Konvergenzen, die von einer stetig auf sehr verschiedene Typen einwirkenden Ursache hervorgehen? Hat man nicht bis in die letzten Zeiten die eigentlichen, fleischfressenden Waltiere mit den Sirenen in eine und dieselbe Ordnung zusammengeworfen, nur aus dem Grunde, weil ihre Bewegungsorgane in derselben Weise konstruiert sind, während doch alle übrigen Charaktere himmelweit verschieden sind?

Ich hoffe, den diphyletischen Ursprung der Gattung Equus nachgewiesen zu haben. Ganz gewiß bedarf es zur Bildung dieser einzehigen Gattung mit specialisiertem Gebiß unter allen Umständen eines fünfzehigen Ahnen mit vollständigem Zahnsystem, aber die Umbildung hat auf verschiedene so organisierte Ahnen eingewirkt und die schließlich zusammenlaufenden Wege sind mittels verschiedener Signale abgesteckt.

Bei dem heutigen Zustande der Wissenschaft ist es uns unmöglich, die Ursachen darzulegen, welche so ähnliche Wirkungen hervorgebracht haben, aber wir können die Art und Weise untersuchen, wie die zur Konvergenz führenden Prozesse sich abgespielt haben.

Soviel wir aus den bisherigen embryologischen und paläontologischen Untersuchungen entnehmen können, werden alle Umwandlungen und Metamorphosen auf folgenden Wegen zu stande gebracht:

1) Durch allmähliche Reduktion und schließliches Schwinden von vorher bestandenen Charakteren.

2) Durch die einseitige, übermäßige Entwickelung von Charakteren, die oft nur als primitive Anlagen vorhanden waren.

3) Durch den Funktionswechsel der Organe, der so häufig vorkommt und auf welchen Dohrn schon vor längerer Zeit aufmerksam gemacht hat, ohne freilich viel Echo zu finden. Unverdienterweise, denn wenn ich nicht irre, schließt dieses Princip noch einen anderen Prozeß in sich, den man auch als unabhängigen vierten Prozeß aufzählen könnte, nämlich die Verschmelzung vorher getrennter und die Trennung bis dahin vereinigter Teile.

Wie dem auch sei — ich kann hier nicht auf weiteres Belegmaterial für diese Aufstellungen eintreten. Wenn sie aber wahr sind, wovon ich überzeugt bin, so folgt daraus notwendig in erster Linie, daß in keinem Organismus eine harmonische Fortentwickelung statthat, noch statthaben kann. Wohl verstanden, wenn man nur dasjenige Wesen als harmonisch vollendet betrachtet, bei welchem alle Organe zu derselben Höhe ausgebildet sind. Es kann nur relative Harmonien geben in dem Sinne, daß ein oder mehrere Organe sich in vorwiegender Weise ausbilden und die übrigen Organe sich diesen insoweit anpassen, daß sie ihre Funktion unterstützen oder wenigstens nicht beeinträchtigen.

Der Mensch selbst liefert einen glänzenden Beweis für meine Behauptung. Was hat man nicht alles von der harmonischen Ausbildung seines Körpers, von seiner im ganzen wie im einzelnen der übrigen Tierwelt überlegenen Organisation gefaselt, ohne Goethes so wahren Ausspruch zu beherzigen:

> Wie man den Menschen denn auch nicht scharf,
> Sondern nur en gros betrachten darf!

Betrachten wir den Menschen scharf, im einzelnen, so finden wir, daß seine gesamte Organisation der vorwiegenden Ausbildung seines Gehirnes untergeordnet ist. In Bezug auf seinen sonstigen Bau ist der Mensch oft ein sehr konservatives, auf früheren Ausbildungsgraden stehen gebliebenes Wesen. So haben zum Beispiel die Extremitäten die alte, ursprüngliche Fünfzahl der Zehen bewahrt. Selbst das Auge, dessen Überlegenheit man uns so oft gerühmt hat, ist in vielen Beziehungen sehr schlecht ausgebildet. Ich hatte einmal das Glück, in Frankfurt am Main im Jahre 1867 einem öffentlichen Vortrage meines berühmten Kollegen Helmholtz vor gemischtem Publikum beizuwohnen, aus dem ich mir eine Stelle notierte, die ich jetzt wörtlich citieren kann, da der Vortrag seitdem in Helmholtz' Populären wissenschaftlichen Vorträgen (Braunschweig bei Vieweg 1871) gedruckt wurde. Nachdem er einige wesentliche Fehler erwähnt hat, welche das Auge, als optischer Apparat betrachtet, zeigt, fährt er fort (Seite 21): „Nun ist es nicht zuviel gesagt, daß ich einem Optiker gegenüber, der mir ein Instrument verkaufen wollte, welches die letztgenannten Fehler hätte, mich vollkommen berechtigt glauben würde, die härtesten Ausdrücke über die Nachlässigkeit seiner Arbeit zu gebrauchen und ihm sein Instrument mit Protest zurückzugeben."

Doch damit genug. Wir gelangen noch zu anderen Schlußfolgerungen, die vielleicht in gegenwärtiger Zeit wichtiger sind.

Wenn die weitere Fortentwickelung, die je nach dem Standpunkte, welchen man einnimmt, als rückläufig oder progressiv angesehen werden kann (ich kann diese Begriffe hier jetzt nicht weiter entwickeln), wenn die weitere Fortentwickelung, sage ich, auf einem der drei angegebenen Wege sich macht, so folgt daraus, daß die Möglichkeit, einem oder mehreren dieser Wege zu folgen, von vornherein gegeben sein muß — mit anderen Worten, die der Entwickelung oder Umbildung unterworfenen Organe müssen vorher existieren, sei es im ausgebildeten Zustande oder nur als Anlagen; sie müssen sich demnach in jenen früheren Zuständen vorfinden, die bei den Ahnen realisiert oder bei den Embryonen wiedergespiegelt sind.

Ich verhehle mir nicht, daß dieses ein sehr folgenschwerer Ausspruch ist und daß diese Folgen für manche, jetzt fast allgemein angenommene Glaubenssätze verhängnisvoll werden könnten. Die Wissenschaft hat ja auch ihre Dogmen, die man häufig ohne weitere Untersuchung annimmt. Aber ich habe nun einmal Ketzereien angekündigt; man wird es mir also nicht übel nehmen, wenn ich dieselben weiter verfolge.

Man hat ein sogenanntes biogenetisches Grundgesetz proklamiert, welchem zufolge Ontogenie und Phylogenie einander genau entsprechen sollen. Die Embryonen sollen, in abgekürzter Weise, dieselben Stadien durchlaufen, welche der Stamm während seiner Entwickelung durch die verschiedenen geologischen Epochen durchlaufen hat.

Aus dem, was ich über die relativen Harmonien gesagt habe, geht schon hervor, daß dieses Gesetz, welches ich auch während einiger Zeit für wohlbegründet hielt, in seinen ganzen Grundlagen unrichtig ist. Ein aufmerksames Studium der Embryologie lehrt uns in der That, daß die Embryonen ihre eigene relative Harmonie besitzen, welche von derjenigen der erwachsenen Tiere sehr verschieden ist. Das Gesetz könnte vielleicht für die Organe, im einzelnen betrachtet, anwendbar sein, müßte aber auch hier viele Einschränkungen sich gefallen lassen. Nehmen wir ein Beispiel. Der Embryo eines Säugetieres besitzt während eines seiner frühesten Entwickelungszustände eine Rückensaite (Chorda dorsalis) und Kiemenspalten, ähnlich wie ein Fisch oder ein niederes Amphibium. Folgt nun hieraus, daß das Säugetier einen Ahnen gehabt haben muß, der auch im ganzen auf die gleiche Weise organisiert war wie der Embryo? Durchaus nicht! Ein so organisiertes Tier hätte nicht leben können! Zur Zeit, wo er eine Rückensaite und Kiemenspalten zeigt, besitzt der Embryo weder einen Darm noch Bewegungsorgane, weder ein Gehirn noch Sinneswerkzeuge, die irgendwie ihre Funktion ausüben könnten; alle diese Organe und noch viele andere sind nur erst Anlagen, die etwas werden sollen! Ich frage Sie, wie ein so organisiertes Wesen seine Nahrung sich verschaffen, seine Umgebung erkennen, kurz, durch eigene Thätigkeit seine Existenz hätte fristen können? Nein! Der Ahne, welcher eine Rückensaite und Kiemenspalten besaß, mußte auch die übrigen Organe in funktionsfähigem Zustande besitzen, also in weit ausgebildeterem Zustande sein als der Embryo, der sie erst später entwickeln wird, wenn er zu freiem und selbständigem Leben berufen wird!

Ich weiß sehr wohl, daß man diese Widersprüche gefühlt hat. Statt aber das unhaltbare Dogma über Bord zu werfen, hat man ein, wenn möglich, noch unhaltbareres Ding erfunden. Man spricht von Cänogenie, das heißt, von verfälschter Embryonalentwickelung. Arme Logik, wie man ihr mitspielt! Eine Natur, die sich selbst fälscht, die ihren eigenen Plan entartet, indem sie heterogene Elemente in die Entwickelung einführt, welche die Homogeneität des biogenetischen Grundgesetzes zerstören! Und dieser Plan, ist er nicht von den Herren selbst erdacht und der Natur, die nichts von ihm weiß, untergeschoben? Verdammter Embryo, der einem Gesetze nicht gehorchen will, das ihm ein Fürst der Wissenschaft auferlegt hat! Wir werden dich als „Fälscher" brandmarken!

Ich bin mit meinen Ketzereien noch nicht zu Ende. Es bieten sich noch andere Schlußfolgerungen, die ich nur kurz andeuten will.

Wenn die angedeuteten Umbildungswege wahr sind, wenn es richtig ist, daß die Möglichkeit, einem dieser Wege zu folgen, durch die Anwesenheit von Organen oder Organanlagen gegeben sein muß, so folgt daraus, daß die Stämme, welche Umwandlungen erlitten haben, diese Organe oder Organanlagen besessen haben müssen. Das will mit anderen Worten sagen, daß wir in keiner Weise die komplizierten Organismen von einfacheren Organismen herleiten können, wie man dies bis jetzt allgemein gethan hat, sondern daß im Gegenteile die einfacheren Organismen, welche oft sogar nicht einmal Anlagen der Organe besitzen, die den komplizierten eigen sind, durch rückläufige Entwickelung von diesen abstammen.

Verstehen wir uns wohl! Ich spreche nicht von den ersten Entwickelungszuständen aus dem Ei, die man mit den Namen Gastrula, Morula, Blastula und wie sie alle heißen mögen, bezeichnet hat und die nur Ausbildungsstadien der Formelemente sind, aus welchen der Embryo sich aufbaut. Man kann aus diesen Zuständen absolut keine auf Phylogenie bezüglichen Schlüsse herleiten. Die Phylogenie kann sich nur mit abgegrenzten Formen beschäftigen, welche im stande sind zu leben und sich fortzupflanzen. Wenn die phylogenetische Spekulation sich auf wirklich

beobachtete Thatsachen und nicht auf hohle, subjektive Träumereien gründen will, so darf sie nur die umschriebenen, existenzfähigen Formen in das Auge fassen.

Nun kennen wir aber weder in der Embryologie, noch in der Paläontologie Thatsachen, welche uns mit Sicherheit die Erwerbung durchaus neuer Organe beweisen könnten, während uns im Gegenteile eine Menge von Thatsachen bekannt sind, welche uns beweisen, daß die Umwandlungen auf die angegebene Weise vor sich gehen und daß wir immer in den Fällen, wo ein neues Organ zu entstehen scheint, wenigstens eine vorgebildete Anlage finden, wenn sie auch nur aus einem Zellenhaufen ohne bestimmte Form bestände.

Man hat sich so daran gewöhnt, von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten vorzuschreiten, daß man jedesmal und fast unbewußterweise die Wurzel eines Stammbaumes, eines Phylum, in irgend einem einfachen Organismus sucht. Man bemüht sich, in jeder Verminderung oder jedem Verluste eines Organes einen ancestralen Charakter zu sehen, wenigstens so lange, bis man nicht durch allzu auffällige Thatsachen gezwungen wird, andere Annahmen zu statuieren. So muß man wohl oder übel anerkennen, daß die höhlenbewohnenden Tiere ihre Augen durch fortschreitende Verkümmerung wegen Nichtgebrauches verlieren, also von Tieren mit wohlgebildeten Augen abstammen; aber dieselbe Erscheinung gilt, wenn sie bei festsitzenden Medusen und den von Medusen abstammenden Polypen auftritt, für einen ancestralen Charakter von höchster Wichtigkeit, der beweisen soll, daß die Medusen von den verkümmerten Polypen abstammen.

In Anwendung des soeben dargelegten Satzes wird man wohl fast alle Stammbäume, die man uns gegenwärtig als das letzte Wort der Wissenschaft und des Darwinismus im besonderen dargestellt hat, umdrehen und auf den Kopf stellen müssen. Man wird anerkennen müssen, daß die weniger komplizierten Tiere ihre Existenz einer langen Reihe von Umwandlungen und Verkümmerungen, einer rückschreitenden Metamorphose verdanken, wenn man diesen ungeeigneten Ausdruck anwenden will, und daß sie die letzten Endzweige, nicht aber die Wurzeln der phylogenetischen Stammbäume darstellen.

Ich behaupte also, daß unsere Reihen umgedreht werden müssen, insoweit sie nicht den angegebenen Principien entsprechen. Die festsitzenden Tiere, bei welchen gewisse Organe nach und nach verloren gehen, müssen von frei lebenden Tieren, die kriechenden Formen von schwimmenden abgeleitet werden, und so weiter. Ich kann hier nicht in Einzelheiten eingehen, wodurch ich Ihnen beweisen könnte, daß dieser Grundsatz in keiner Weise der progressiven Entwickelung von Organen entgegensteht, welchen wir ein gewisses Übergewicht zugestehen. Auch der weiteren Vervollkommnung von Organen, die bei den Ahnen vorhanden oder nur als Anlagen vorgebildet sind, steht er nicht im Wege. Auch möchte ich Sie nicht glauben lassen, daß ich nun alles bisher Geleistete umstoßen wollte. Betrachten Sie den Stammbaum der Pferde; er ist gewissermaßen eine greifbare Demonstration meiner Behauptungen. Die fünfzehigen Ahnen mit vollständigem Zahnsystem haben gewiß eine kompliziertere Organisation als unsere heutigen Pferde.

Aber, wird man mir sagen, was wird aus den paläontologischen Thatsachen? Wie stimmt die paläozoische Fauna, die wir in den ältesten geschichteten Gesteinen finden, mit Ihren Anschauungen?

Ich nehme den hingeworfenen Handschuh mit der Bemerkung auf, daß die paläozoische Fauna, die wir kennen, gewiß nicht die ältesten Tierformen enthält, die auf der Erde gelebt haben. Ohne Zweifel sind ihr andere Faunen vorangegangen, von welchen wir aber keine greifbaren Reste besitzen und die wir nur durch leere Spekulationen und ungestützte Hypothesen wieder konstruieren können, vor denen ich um so mehr zurückschrecke, je mehr Mißbrauch man damit getrieben hat. Bleiben wir also bei der sogenannten Primordialfauna stehen. Die große Masse

derselben wird von Cephalopoden, Trilobiten, Brachiopoden, Krinoiden und Korallen gebildet; die übrigen Typen spielen nur eine sehr untergeordnete Rolle, wenn sie überhaupt repräsentiert sind. Nun haben wir unter diesen hervorragenden Typen einige, wie z. B. die Brachiopoden, die wir mit Gewißheit keinem anderen bekannten Typus anschließen können; sie scheinen ein Phylum für sich zu bilden, dem ich gern eine gewisse Annäherung an die Anneliden oder Ringelwürmer zuerkenne. Aber sie sind, wie die Krinoiden oder Seelilien und wie die Korallen, festsitzende Tiere und weisen schon durch diese Thatsache auf eine noch unbekannte Abstammung von frei schwimmenden Tieren hin. Jedenfalls aber kann niemand behaupten wollen, daß die alten Brachiopoden, Krinoiden und Korallen tiefer in ihrer Organisation gestanden hätten als die jetzt lebenden. Man könnte sogar aus einigen Gruppen (den sogenannten Rugoren unter den Korallen, den Tesselaten unter den Seelilien) Beweise für eine entgegenstehende Ansicht herleiten wollen, und was die Brachiopoden betrifft, so finden sich Gattungen, welche in den ältesten Schichten vorkommen (Lingula), noch in den heutigen Meeren.

Bleiben also die Trilobiten und die Cephalopoden. Man hat sich viel Mühe gegeben, um bei den ersteren niedere Charaktere nachzuweisen, und hat sie zu diesem Zwecke namentlich mit blattförmigen Füßen ausstatten wollen, ähnlich denen der heute lebenden Blattfüßer oder Phyllopoden. Die Entdeckung von wirklichen Gangfüßen hat allen diesen Spekulationen ein Ende gemacht, und wir müssen heute zugestehen, daß die Trilobiten durch die hohe Organisation ihrer Augen, die normierte Zahl ihrer Ringe, wie durch ihre Füße sich am meisten den Isopoden nähern, also einer Ordnung der Krustaceen, die keiner anderen Ordnung der Krustentiere nachsteht und durch ihre Tendenz zum Leben auf dem Lande wie durch ihre embryologische Entwickelung sich am meisten den Insekten nähert.

Die Cephalopoden, Kopffüßler oder Tintenfische, bilden ohne Zweifel die höchste Klasse der Mollusken. Ihr Auftreten in den ältesten Gesteinsschichten war so auffallend, daß ich, um diesen offenbaren Widerspruch zu beseitigen, vor längerer Zeit die Ansicht vertrat, man müsse sie aus dem Kreise der Mollusken entfernen und einen besonderen Kreis aus ihnen machen. Ich wußte damals, wo wir lange vor Darwin die progressive Entwickelung der Tierwelt verfochten, durchaus kein anderes Mittel, um das frühzeitige Auftreten dieser so hoch über allen anderen Mollusken stehenden Tiere mit der Theorie in Einklang zu bringen. Ich gestehe meinen Irrtum ein; aber die Thatsache dieses Auftretens bleibt nicht minder, den jetzt herrschenden Anschauungen gegenüber, ein unlösbares Rätsel. Sie wird im Gegenteile sehr begreiflich, wenn man annimmt, daß die Cephalopoden den Stamm bilden, von welchem aus sich die übrigen Mollusken durch einseitige, nach verschiedenen Richtungen hin ausstrahlende Entwickelung abgezweigt haben.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf die von den Paläontologen „Sammeltypen" genannten Formen aufmerksam machen, nämlich solche Typen, bei welchen gewisse Charaktere, die sich später in konstanter Weise scharf differentiieren und dadurch unterscheidende Charaktere von Klassen, Ordnungen und Familien werden, noch unentschieden hin und her schwanken. Die alten Fleischfresser haben schöne Beispiele dieser Sammeltypen aufzuweisen, und die Namen, welche man diesen alten Mischformen gegeben hat, weisen häufig deutlich genug auf diese Unentschiedenheit der Charaktere hin. Man weiß nicht, welcher Familie man gewisse fossile Gattungen zuteilen soll, den Bären oder den Hunden, den Katzen oder den Mardern? So geht es in vielen Fällen, aber immerhin sind diese Mischformen mindestens ebenso hoch organisiert als ihre Nachkommen, bei welchen die Charaktere sich differentiiert haben und die infolge dieser Specialisation entschieden den Familien

mit scharf umrissenen Charakteren zugehören, die wir heute unterscheiden.

Zuweilen haben sich diese Mischformen, mehr oder minder modifiziert, bis auf den heutigen Tag erhalten. Nehmen Sie die Doppelatmer (Dipnoi), jene sonderbaren Fische, die man bald als Fische, bald als Amphibien angesehen hat, weil sie sich letzteren durch ihre Atem- und Kreislauforgane, den Fischen dagegen durch ihre Schuppen und den Bau ihrer Flossen anschließen. Sie zeigen zugleich eine sehr niedere Ausbildung ihres Knorpelskelettes, das aber die Anlagen zu jeder weiteren Fortentwickelung, nach welcher Richtung hin es auch sei, in sich schließt. Mir scheint es sehr wahrscheinlich, daß diese Doppelatmer einen Urstamm darstellen, von welchem aus einerseits die Knochenfische, anderseits die Amphibien nach verschiedenen Richtungen hin sich ausbildeten.

Diese einfache Darlegung, die ich hier nicht weiter entwickeln kann, möge zugleich beweisen, daß ich durchaus nicht Fanatiker der Konvergenz bin. Ich sehe sie nicht als eine allgemeine Panacee an, ich proklamiere sie nicht als unverbrüchliches Grundgesetz und bin weit entfernt davon, zu bestreiten, daß wir bei gewissen Gruppen die Divergenz als vorwaltende Bewegung ebensogut konstatieren können wie bei anderen die Konvergenz. Ich bin so wenig ausschließlich, daß ich sogar geneigt bin, bei einzelnen Stammlinien eine doppelte Bewegung anzunehmen, indem sie während einer gewissen Zeit voneinander weichen, um sich später wieder zu nähern oder umgekehrt. Ich will aber, daß man gewissenhaft untersuche ohne Voreingenommenheit und die Schlußfolgerungen so ableite, wie sie aus den Thatsachen unmittelbar hervorgehen. Die Sicherheit solcher Schlußfolgerungen steht immer in direktem Verhältnis zu der Zahl der gewissenhaften Beobachtungen. Ich bin überzeugt, daß eine solche Verfahrungsweise das Princip der Konvergenz, welches ich aufgestellt habe, stets mehr und mehr in helles Licht setzen wird.

Ich komme nun zum Schlusse und damit zugleich zurück auf meine Anfangsthese über unsere heutige zoologische Klassifikation. Ich hoffe, dargelegt zu haben, daß sie nicht, wie man behauptet hat, die phylogenetische Entwickelung ausdrücken kann und daß sie in vielen Fällen sich sogar versagen muß, die ontogenetische Entwickelung zum Ausdruck zu bringen. Sie ist und wird immer eine künstliche Klassifikation sein, indem sie sich nur auf hervorragende Charaktere stützen kann, welche mehr oder minder ausgedehnten Gruppen angehören, die aber von sehr verschiedenen Stämmen herzuleiten sind.

Man führt uns gewöhnlich die phylogenetische Entwickelung der einzelnen Typen, welche eine Klasse, Ordnung oder Familie zusammensetzen, unter dem Bilde eines Baumes vor, dessen Äste sich vom Stamme aus nach oben verzweigen. Ich nehme für den Augenblick dieses Bild an, ohne es durch die Hinzufügung von hängenden oder rücklaufenden Zweigen und von Luftwurzeln, die sich in den Boden senken und dort wieder ausschlagen, komplizieren zu wollen, obgleich dies alles sich in der Natur vorfindet. Aber ich behaupte, daß man jedenfalls zu diesem Bilde ein Spalier hinzufügen muß, welches die Klassifikation vorstellen soll. Die senkrechten Pfähle dieses Spaliers entsprechen den Grenzlinien der verschiedenen, im System getrennten Gruppen. Die nach verschiedenen Schnittmethoden geführten Äste wachsen links und rechts über die Pfähle hinaus und verzweigen sich in den benachbarten Abteilungen. Das verschlägt uns nichts! Sie befinden sich in der Abteilung und werden, ohne Rücksicht auf ihr Herkommen, in der Klasse, Ordnung oder Familie registriert, welcher diese Abteilung des Spaliers entspricht.

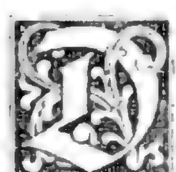
Dies ist meines Erachtens das Bild, unter welchem wir unsere Klassifikation darstellen müssen. Es wird wohl besser den wirklichen Verhältnissen entsprechen als die bis jetzt gegebenen Bilder.

Reines Herzens schuldig.

Roman
von
Helene Böhlau.

IV.

Es nahen sich Hochzeitsgäste. — Man sucht nach einem Tintenfaß. — Die Mär vom durstigen Kandidaten und dem Reisbrei. — Lucifer-Lichtträger und ein Zwiegespräch, das bei weitem wichtiger ist, als es den Anschein hat.



Den nächsten Tag erhielt die Gräfin ein Telegramm des Inhalts: „Ich komme", die Angabe der Zeit, wann dies geschehen würde, und mit der Unterschrift: Luise Wangemann.

Es wurde unter der Gesellschaft die Auswahl getroffen, wer an den Bahnhof gehen sollte, um die Dame abzuholen. Die Wahl traf Dorothea, Christine, die Jüngste und Stephan.

Dorothea und Stephan hatten nach ihrem letzten Abschied noch kein Wort wieder miteinander gewechselt. Als man sich für den Ausgang vorbereitete, war sie die erste, die fertig war; sie stand im Garten und wartete, hatte zwei frische Rosen im Gürtel stecken und sah lieblich und hell aus. Stephan kam ihr entgegen; sie erschien ihm, als er den ersten Blick auf sie warf, wie ganz mit Rosen überschüttet.

Er sagte ihr das, als er neben ihr stand; da lächelte sie, nickte kaum merklich mit dem Kopfe und blickte ihn mit strahlenden Augen an, so voller Dank, daß sie mit diesem Blick seinem beunruhigten Herzen wohl that. Sie ist glücklich, dachte er, und dies Bewußtsein ließ ihm die Gegenwart wichtiger erscheinen als alle Zukunft.

Dorothea erzählte unterwegs, was die Tante Wangemann für eine geschäftige und sonderbare Frau sei und daß sie dieselbe eigentlich nur von Ansehen kenne.

— — — — — — — — — — —

Als man mit dem ersten Hochzeitsgaste zurückkam, war große Bewillkommnung im Familienzimmer. Die Heuglinschen Mädchen mußten sich tief bücken, um auf die festen, roten Lippen der Tante Wangemann den ersten verwandtschaftlichen Kuß zu drücken. Die kleine runde Dame stand während dieser Prozedur steif da, nur

mit ihren kurzen Armen bewegte sie sich auf alle Art. Sie sah die Mädchen aus lebhaften braunen Augen an. Dorothea, die diese Scene beobachtete, hatte den Eindruck, als beschäftigten sich ihre Freundinnen mit einer dicken Amsel, die sie etwas ängstlich anzufassen versuchten, denn sie schlug mit den Flügeln und blickte mit den blanken Augen, als könnte sie auch einmal mit dem Schnabel hacken statt küssen.

Die Dame behielt während der Begrüßung ein äußerst gemessenes Wesen bei, pustete das Gefieder auf und sah gravitätisch aus.

In der ersten Pause, die nach der Begrüßung eintrat, nahm sie ihre große Tasche zur Hand, suchte darin und entnahm ihr ein in Seidenpapier gewickeltes Paket, welches ihre Haube enthielt, die sie sich vor dem Spiegel in aller Ruhe befestigte. Diese Haube zeichnete sich durch zwei mächtige lila Stiefmütterchen aus, welche die Eigentümlichkeit besaßen, bei jeder Bewegung der Besitzerin ernsthaft zu nicken. Während sie noch vor dem Spiegel stand, sagte sie mit Würde: „Wo ist der Amerikaner?“ — Sie schaute sich nach Stephan um, an dessen Arm sie gegangen war und den sie auf dem Weg einem Examen über amerikanische Volksküchen, Findelhäuser, Obdachseinrichtungen, über amerikanisches „Gott weiß was“, unterworfen hatte.

Auf ihren peremptorischen Ruf antwortete Stephan lächelnd, indem er sagte: „Gnädige Frau, ich stehe zu Diensten.“

„Nein, mein Gott!“ rief die Tante, „daß ich es nicht vergesse. Hier steht ja die Schöngardt. Mein Kind, ich habe an Ihren Vater eine kleine geschäftliche Notiz zu schicken, die mir unterwegs einfiel. Ich werde sie Ihnen diktieren; haben Sie die Güte, mir Schreibzeug und Papier zu besorgen. — Entschuldigen Sie, Graf,“ wendete sie sich an diesen. „Wir haben eine kleine geschäftliche Angelegenheit miteinander zu erledigen.“

Die Worte „geschäftliche Angelegenheit erledigen“ und dergleichen schienen der Dame jedesmal, wenn sie dieselben anbringen konnte, ein außerordentliches Vergnügen zu bereiten.

„Gehen Sie, Kind,“ wendete sie sich wieder an Dorothea, die immer noch dastand und nicht recht zu wissen schien, an wen sie sich wegen eines Schreibzeugs wenden sollte. Bei zwei der Schwestern hatte sie sich nach solch einem Gegenstand schon erkundigt und ungenügende ausweichende Antwort erhalten.

Jetzt wendete sie sich an die Jüngste mit derselben Frage.

„Ich weiß nicht, ob in Mamas Tintenfaß Tinte sein wird,“ erwiderte diese laut und vernehmlich. „Neulich war die Tinte ganz vertrocknet.“

„So, weshalb hast du mir das nicht gesagt?“ frug die Gräfin und sah die Tochter würdevoll an.

„Ich dachte, daß du es wüßtest, Mama,“ erwiderte Marie bescheiden.

Die Gräfin ignorierte diese Vermutung.

„Und in deinem Schreibzeug — ist da nichts?“

„Ich habe gar keins,“ sagte Marie.

„Aber eins von euch wird doch ein Schreibzeug haben?“ frug die Gräfin und blickte im Kreise ihrer Kinder prüfend umher.

„Die Klara hat eins,“ erwiderte Georg, „die hat mir aber gestern abend die Tinte aus ihrem in meines gegossen.“

„So, und wo ist deins?“

„Meins?“ frug Georg gedehnt. „Das muß im Garten stehen.“

„Nun, so geh und hole es doch,“ sagte die Gräfin, augenscheinlich durch die Hoffnung, daß sich ein Schreibzeug finden würde, erleichtert.

„Ich weiß nicht recht, wo es wohl jetzt gerade sein mag,“ erwiderte Georg schüchtern. „Heute habe ich schon lange danach gesucht. Ich muß es irgendwo im Grase haben stehen lassen.“

Während dieses traurigen Examens war Onkel Friedrich hereingetreten und hatte auf das gespannteste zugehört.

Über seinem Gesicht lag es wie ein Freudenglanz. Er rieb sich wonnetrunken

die Hände, und es hatte den Anschein, als gehöre nicht viel dazu, so würde er auf einem Bein durch das Zimmer hüpfen.

„Nun, was ist dir wieder?“ frug die Gräfin mit gedämpfter Stimme und verhinderte wahrscheinlich durch ihre Anrede eine ernstliche Thorheit ihres Bruders.

„Ich habe meine Freude über euch,“ erwiderte dieser. „Ihr thut meinem Herzen wohl. So muß es sein. Tinte, Tinte, nicht ein Tröpfchen darf in einem Hause wie in dem euren sein.“

Die Gräfin achtete wenig auf den Enthusiasmus des Bruders und frug bedrückt, indem sie sich an ihren Mann wandte: „Hast du denn nicht etwas Tinte im Hause?“

„Da sei Gott vor,“ erwiderte der Graf, „daß ich meine Schreibutensilien mir hier halte, liebes Kind, sie würden mir bei jeder Gelegenheit entwendet werden; aber wenn du nach dem Atelier schicken willst, so steht mein Schreibzeug heute für diesen Fall zu Diensten.“

Die Gräfin gab Georg Auftrag, es zu holen, und nahm einige ernste, etwas ärgerliche Bemerkungen des Grafen freundlich entgegen.

„Sie verzeihen, liebe Luise,“ wendete sie sich zu ihrer Verwandten. „Wir sind jetzt alle sehr beschäftigt, und wir sind etwas sorglose Leute.“

„Sehr originell,“ sagte Frau Wangemann. „Wer ist der Herr, der sich über den sonderbaren Zufall in Ihrem Hause so ausnehmend freute?“

„Das ist mein Bruder Fritz, Sie kennen sich, also ich brauche nicht vorzustellen.“

„Ah, ich erinnere mich,“ sagte Luise. „Aber, beste Cousine, sind Sie damit einverstanden, daß Ihr Bruder so unverhohlen sein Vergnügen an einer kleinen Nachlässigkeit äußert, und halten Sie den Enthusiasmus, mit dem er von Ihrem Hause redet, zuträglich für die Kinder?“

„Ich glaube nicht, daß ihnen dies etwas schaden wird,“ erwiderte die Gräfin lächelnd. „Und ich kann Ihnen sagen, wer viele Kinder hat und so lange lebt, um sie erwachsen zu sehen, der bildet sich auf seine Erziehungskunst wenig ein. — Die Kinder sind aufgewachsen. Man hat ihnen in manchen Dingen geholfen; aber was nicht in ihnen war, das hat man sicher nicht in sie hineingebracht. Die kleinsten Kleinigkeiten nicht. Ich bin überzeugt, daß meine Kinder nie Tinte haben werden. Solche Kleinigkeiten sind nicht auszutreiben und zu beeinflussen; so denke ich, werden auch ihre guten Eigenschaften stand halten.“

„Eine etwas optimistische Anschauung,“ sagte Frau Wangemann.

„Nun, gottlob, diese Ansicht hat uns dazu verholfen, daß wir einander nie zur Last wurden und immer gute vertrauensvolle Freunde blieben.“

„Nun, ich will wünschen, daß Ihnen Ihre Erziehung so gelungen ist, wie Sie meinen, Cousine.“

„Ich denke doch, die Kinder sind gut,“ sagte die Gräfin einfach.

Während die beiden Frauen miteinander sprachen, war Georg atemlos mit dem Tintenfaß angelangt, das er durch den heftigen Lauf zu verschiedenen Malen hatte zum Überschwappen gebracht. Seine Finger gaben Zeugnis davon.

Die Gräfin strich ihm zärtlich über die heiße Stirn.

Dorothea hatte einen Bogen Briefpapier ohne erhebliche Schwierigkeiten gefunden, und Frau Wangemann stand hinter ihrem Stuhl und begann: „Also, meine Beste, schreiben Sie: ‚Geliebter Vater!‘ (Ich hoffe,“ unterbrach Frau Wangemann ihr Diktat, „es ist Ihre Gewohnheit, einen Brief an diese Adresse so zu beginnen —“) Dorothea gehorchte verwundert. „Also: ‚Liebster Vater! Mein Brief wird dich, so Gott will, bei bestem Wohlsein antreffen.‘ Schreiben Sie so,“ fügte Frau Wangemann hinzu, „‚was du deiner Tochter in der hoffentlich umgehenden Erwiderung dieser Zeilen bestätigen mögest.‘ Gut,“ setzte sie zufrieden und energisch hinzu. — „Nun. ‚Gestatte mir, eine kleine geschäftliche Bitte an dich

zu richten, die Frau Wangemann durch meine Feder an dich gelangen lassen möchte. — Frau Wangemann ist seit einer Stunde bei ihrem Verwandten, dem Grafen Heuglin, angelangt und befindet sich in einiger Verlegenheit, da sie nicht weiß, wie sie eine Vergeßlichkeit wieder gut machen könnte. Von heute ab in zwei Tagen, Donnerstag vier Uhr, hat sie eine Versammlung in ihrem Hause, die Mängel und Vorzüge unserer Suppenanstalt betreffend, anberaumt. Es würde Frau Wangemann von höchster Wichtigkeit sein, wenn du ihr dazu verhelfen könntest, daß einige Vertreter der Anstaltskunden und einige Widerstrebende der gesegneten Einrichtung zu der Stunde der Besprechung bei ihr sich einfinden mögen. Dir wird es ein Leichtes sein, in deinem Namen jemand Auftrag zu geben, die Leute zu benachrichtigen. Frau Wangemann würde damit ein großer Dienst erwiesen sein.'"

Nun komponierte Frau Wangemann noch einen schönen Schluß zu dem Briefe, ließ Dorothea die Adresse auf dem Couvert nach den neuesten Regeln der Postgesetze schreiben, gab Anleitung, wie das Couvert am vorteilhaftesten zu befeuchten wäre, legte nachdrücklich einen Groschen darauf und schien aller Weisheit voll zu sein.

Sie war während der Procedur des Diktierens von den Augen der ganzen Heuglinschen Jugend angestaunt worden.

Dorothea erschien den beiden Jüngsten, Georg und Marie, wie ein armes Opfer, um welches geheimnisvoller Hokuspokus getrieben wurde.

Diese theoretische thatkräftige Tante war eine Erscheinung im Heuglinschen Hause, die niemand recht faßte und begriff. Jedes jüngere Familienglied schien in dem Glauben zu sein, einen komischen Traum zu haben — und so standen und saßen sie wie schlaftrunken und blickten unverwandt auf die Tante bei allem, was diese den Tag über noch vornahm. Sie hörten erstaunt einer Abhandlung zu, welche sie der Gräfin über Zeiteinteilung, über allerhand energisches Vorgehen machte — über Dinge, die nie im Hause erwähnt worden, die unerhört hier waren. Was bei ihnen geleistet wurde, war immer ohne jede Wichtigthuerei gethan, schien sich von selbst gemacht zu haben. Es war alles ohne Lärmen geschehen. Schöne Talente hatten sich unter der ruhigen Oberaufsicht des Vaters entwickelt, und alles war durch die langsamen Bewegungen der Heuglinschen Kinder langsam vollbracht. Sie hatten mit den bedächtigen Stimmen darüber gesprochen, so unscheinbar, daß niemand einen rechten Begriff von dem, was sie erreichten, hatte.

— — — — — — — — — — —

Derselbe Tag, der die Tante Wangemann gebracht hatte, brachte noch andere Hochzeitsgäste, denn die Zeit, welche die große Veränderung im Familienkreis gestalten sollte, rückte näher.

Es traf am Abend ein Vetter des Grafen ein, der Herr von Machowsky, ein Geistlicher. Er kam mit Familie an, mit Frau Gemahlin und einem zehnjährigen Töchterlein. Eine halbe Stunde nach ihm erschien ein Kandidat der Theologie, der bei dem würdigen Herrn Hauslehrerstelle einnahm. Dieser junge Mann war als Dreingabe mitgenommen worden. Niemand hatte seiner bei der Zusage, die auf die Einladung folgte, erwähnt. Er trat erschöpft und befangen in das große Familienzimmer und stand dort, ohne daß eine lange Zeit irgend jemand seiner gewahr wurde.

Dem Guten war unterwegs das Amt eines Reisekuriers zu teil geworden. Er hatte für Billette sorgen müssen, für die Koffer, und zwar für letztere in sorgsamster Weise, da sie den unersetzbaren Hochzeitsstaat der Gnädigsten und der Tochter bargen.

Der Kandidat war ein unbeholfener, schmächtiger Mensch, und das verantwortliche Amt der Kofferüberwachung schien schwer auf ihm gelastet zu haben, denn er sah wirklich äußerst erschöpft aus, als er so unbeachtet an der Thür stand. Der Arme hatte außer seinen Reiseobliegenheiten im übrigen einen schweren Tag

gehabt. Am Morgen hatte er in Angelegenheit innerer Mission in Vertretung seines Vorgesetzten unendliche Wege gehen müssen, danach hatte er eben diesem Vorgesetzten zur Hand zu sein, um ihm bei den Reisevorbereitungen beizustehen, hatte drei ausführliche Briefe bis zur Unterschrift fertigen müssen und hatte zu guter Letzt noch die Puppen des Töchterchens Dodo mit ihrer Garderobe eingepackt, was zwar nicht ganz zu seinen Obliegenheiten gehörte, aber sehr energisch von Dodo beansprucht worden war. Durch eine Andeutung des Herrn von Machowsky, welche die Nutzung des Augenblicks in der Pädagogik betraf, war er unterwegs darauf aufmerksam gemacht, daß es wünschenswert sein würde, wenn er Dodo, anknüpfend an die Dörfer, Flüsse, Ebenen, Hügel, an denen sie vorüberreisten, einen kleinen Überblick über die gesamte Geographie des Landes geben würde.

Der Kandidat war der Andeutung und dem Blicke, der sie begleitete, nachgekommen und hatte bei alledem eine gewisse steife Sitzart beibehalten, von der er wahrscheinlich aus irgend einem Grunde annahm, daß diese Art zu sitzen seinem Vorgesetzten wohlgefällig sein müßte.

Der Gute erwartete durch die Art, wie er sich setzte, durch die Art, wie er sprach, durch den Eifer, den er an den Tag legte, Herrn von Machowsky zu dienen, eine Verbesserung seines Schicksals, eine gute kleine Pfarre zu erhalten.

Auf der mehrstündigen Fahrt hatte er seinem Vorgesetzten über verschiedene Angelegenheiten, deren Abwickelung für diese Zeit aufgespart war, Bericht zu erstatten gehabt, war von Dodo um dieses und jenes bestürmt worden, hatte ihr alle Augenblicke kleine Bissen aus dem Reisevorrat zu reichen, ihr unendliche Fragen beantworten müssen. Auf jeder Station hatte er aus irgend einem Grunde irgendwohin springen müssen, während die Frau Mama von Lektüre und Schlaf befangen war.

Dann war die Sorge um das Gepäck über ihn hereingebrochen, und so stand er jetzt ermattet und hilflos, als Christine seiner gewahr wurde.

„Wer steht denn hier?“ frug sie ihre Verwandte, die Gattin des Geistlichen, mit der sie gerade im Gespräch war.

„Mein Gott, das ist Vogel, unser Kandidat. Ich muß augenblicklich deine Frau Mama um Verzeihung bitten, daß wir ihn mitgebracht haben und ich seiner noch nicht erwähnte; aber die Freude der Ankunft —“

Die zierliche Frau von Machowsky schüttelte die blonde Locke zurück, die in auffallender Neue und Rundung ihr über der Schulter lag. Sie sprach einige Worte mit der Gräfin, und diese ging auf den jungen Mann zu, gab ihm die Hand und bewillkommnete ihn auf eine liebenswürdige Weise, die das schmale Gesicht des Kandidaten verklärte. Bei Tische saß er neben Komtesse Marie. Die Tafelrunde schien heute ein viel weniger harmloses Ansehen zu haben als gewöhnlich, denn es waren unter die schönen sanften Heuglinschen Gesichter zwei wichtig dreinschauende gekommen, das Gesicht der Frau Wangemann und das des Pfarrers von Machowsky.

Beide Gesichter brachten in ihrer nächsten Nähe eine Art Unbehagen, eine Unterhaltungsnot hervor. Man sah den Trägern dieser Gesichter an, sie wollten etwas Besonderes leisten, sie wollten Erfahrungen und Bemerkungen von sich geben. Sie erregten ihre Nachbarn. Onkel Friedrich wenigstens blickte Frau Wangemann öfters mißtrauisch von der Seite an mit einem unbeschreiblichen Ausdruck.

Von der nächsten Nähe der wichtigen Personen aus verbreitete sich das Unbehagen von Glied zu Glied über den ganzen Tisch. Es entstanden viele Pausen im Gespräch, in denen man einander beobachtete.

Die Bräute saßen still neben ihren Verlobten, denn der Pfarrer von Machowsky, der sie trauen sollte, hatte seinem Amte vorgegriffen und schon jetzt einige

ernste, salbungsvolle Worte an sie gerichtet, von denen sie beängstigt worden waren.

Dorothea und Stephan waren wieder bei Tische nebeneinander zu sitzen gekommen; doch weil sie am Abend vorher ungesehen miteinander, im Verborgenen aus tiefsten Herzen gesprochen hatten, war es, als wagten sie unter den Augen der Menschen nicht miteinander zu reden.

Marie saß zwischen dem Kandidaten und Dodo, und auch diese drei wußten nicht, was sie miteinander beginnen sollten. Es war allen fremdverwandtschaftlich zu Mute — ein Gefühl, was nichts recht Erfreuliches aufkommen läßt. Man duzte sich und wußte nichts zu sagen, man hatte sich geküßt und war sich dennoch fremd geblieben. Man wußte gegenseitig mancherlei voneinander, aber nur Hauptthatsachen, keine Eigenheiten, keine kleinen Erlebnisse, und mußte doch vertraulich verkehren. — Auf diese Weise kam eine feierliche, etwas schwere Stimmung zu stande.

Die gute Gräfin hatte ihren Platz neben dem Pfarrer, der als Muster eines Mannes von Welt und eines würdigen Vertreters der Kirche gelten konnte.

Er hatte einen auffallend wohlgeformten, einen ganz vorzüglich geschwungenen Mund, der dadurch, daß er von den gutgenährten Wangen etwas eingeengt wurde, noch geschwungener und schöner geformt erschien, so daß es ganz angenehm war, zu sehen, wie er beim Sprechen auf- und zuging. Das joviale Lächeln, das die Herzen des Volkes gewinnt, umspielte diesen Mund und ließ ganz vergessen, daß über ihm eine kluge spitze Nase Wache hielt und zwei kluge kleine Augen, die mit der Nase zusammen die menschenfreundlichen Schwingungen des Mundes zu beobachten schienen.

Dieser Vetter hatte große Würde. Es mußte eine wahre Ehre sein, von ihm getauft, getraut oder begraben zu werden. Auch neben ihm bei Tisch zu sitzen mochte recht angenehm sein; aber die Gräfin schien diesen Vorzug nicht so zu achten, wie sie gemußt hätte. Ihre Augen schweiften oft gedankenvoll über die Reihe ihrer Kinder und blieben schmerzlich auf den beiden Bräuten haften. Die Nähe des Mannes, der das Machtwort sprechen würde, das sie von ihren Töchtern trennen sollte, schien bedrückend auf sie zu wirken.

Die Gräfin nickte Marie zustimmend zu, als sie sah, daß diese sich bemühte, den dürftigen Kandidaten etwas zu unterhalten.

„Sie sind wohl schon müde, Herr Vogel?“ frug Marie mit Teilnahme. „Sie sehen so aus.“

„Vogel ist abends immer so müde,“ erwiderte Dodo statt seiner und strich sich, indem sie das sagte, auf eine sonderbare Manier die blonden Locken zurück. Die Art, wie sie das that, schien auszudrücken, daß sie schon oft über Vogels Müdigkeit ihren Ärger gehabt hatte. „Unser früherer Kandidat brachte jeden Abend meine Puppen zu Bette. Das thut Vogel nicht,“ setzte Dodo hinzu.

„Aber bitte, liebe Dodo —“ begann der Kandidat bedrückt. Er hatte sich in dem Tonfall, mit dem er dies sagte, geirrt, da dieser unversehens bedrückt statt strenge ausgefallen war.

„Mama sagt auch,“ wendete sich Dodo an Marie, „es wäre hübsch von Vogel, wenn er sich mehr mit mir beschäftigte.“

„Nicht möglich!“ erwiderte Vogel und blickte mit einem fast hilfsbedürftigen Ausdruck auf Marie.

„Geben Sie Dodo Unterricht?“ frug Marie.

„Gewiß,“ erwiderte Vogel, „das ist meines Amtes.“ Vogel hatte unendliche Ämter.

„Das ist aber nicht alles, was Vogel bei uns zu thun hat,“ fügte Dodo hinzu. „Jeder braucht ihn. Papa hat ihn nötig zu vielen Dingen, und Mama will von ihm vorgelesen haben. Er ist den ganzen Tag außer Atem. Unser Vogel ist gut,“ sagte die Kleine, bog sich hinter Mariens Stuhl zu dem Kandidaten hin und zupfte ihn am Rockschoß.

„Aber liebe Dodo," sagte Vogel ruhig.

„Ja, immer ruhig!" rief die Kleine mit einem reizenden silbernen Stimmchen. „Das sagt er so oft, weil er bequem und ein mürrischer Mensch ist." Und wieder beugte sie sich zurück und zupfte ihn von neuem am Rockschoß.

„Komtesse," begann Vogel flüsternd zu Marie, „würden Sie die Güte haben, Dodo zu sagen, sie müsse sich ruhig verhalten. Sie kennen das Kind nicht. Man muß es bei ihr nicht zum Mutwillen kommen lassen, sonst ist sie nicht zu bändigen. Ich möchte Dodo jetzt in ihrer Laune nicht bestärken und ich fürchte, das würde ich thun, wenn ich mich mit ihr einließe. Und übrigens," fügte er hinzu, „ich bin etwas angestrengt."

Vor dem Teller des Kandidaten war eine mächtige Schüssel voll Reis aufgetragen, duftend, schön weiß, mit Rosinen vermengt, ein wahrhaft imposanter Anblick, denn diese Schüssel enthielt das Lieblingsgericht der Heuglinschen Kinder, und ein Lieblingsgericht dieser Kinder hatte in seiner Quantität etwas zu bedeuten.

Als Dodo eben wieder den Kandidaten attakieren wollte, und zwar diesmal, wie es schien, ausführlicher, denn sie hatte sich ihren Stuhl zu diesem Behufe bequem zurecht gerückt, faßte Marie sie am Arm und sagte: „Dodo, das geht hier nicht; sei jetzt ruhig. Wir können hier keine wilden Kinder brauchen. — Aber Herr Vogel, darf ich Ihnen nicht ein Glas Wein eingießen?"

Sie ließ sich von Christine eine Flasche reichen und wollte eben Vogels Glas füllen, da sagte Dodo: „Vogel trinkt keinen Wein, laß es nur, Marie. Mama sagt, daß es nicht gut für Vogel ist."

„Das glaub ich gar nicht," wendete sich Marie an den Kandidaten.

„In der That," erwiderte dieser. „Frau von Machowsky hatte die Güte, mich darauf aufmerksam zu machen, daß es für mich besser sei, keinen Wein zu trinken. Ich trinke nie Wein."

„Also soll ich Ihnen nicht eingießen?"

„Es wird besser sein, daß Sie es nicht thun," erwiderte der Kandidat, indem er wohl unbewußt einen langen Blick auf seine Vorgesetzte warf.

Während dieser kleinen Scene machte die Gräfin einen dienstbaren Geist auf ein Ereignis aufmerksam, das bei Heuglins nicht zu den Seltenheiten gehörte, nämlich daß die große Lampe, die über dem Familientische hing, auszugehen drohte. Kaum hatte die Gräfin dies angedeutet, so traten bei der Lampe ernste Symptome ein, die ein allernächstes Verlöschen ankündigten. Der Diener mußte sie rasch aus ihrem Gehänge herausnehmen, stürzte mit ihr nach der Thür, um sie vollends zu löschen, und die Gesellschaft saß zur allgemeinen Heiterkeit im Dunklen. Jedes legte Gabel und Messer hin, lehnte sich in den Stuhl zurück und wartete der Dinge, die kommen würden.

Der Graf, dem solche häusliche Unglücksfälle, die bei normalen, ganz gewöhnlichen Menschen vermieden werden, höchst fatal waren, ließ einige übellaunige Bemerkungen vernehmen.

Der Arme hatte nach dieser Richtung hin viel zu leiden, denn gerade das, was bei anderen Leuten nie geschah, geschah sicher bei Heuglins: Kam Besuch, so stand wahrscheinlich im Vorhaus die ganze gewaltige Batterie Heuglinscher Stiefel und Schuhe aufgepflanzt, oder Georg vergnügte sich in mangelhafter Toilette auf der Treppe, oder Marie, die zu jeder Tageszeit und überall ein Schläfchen zu halten liebte, lag irgendwo im Salon im schönsten Schlummer — kurz, es war immer und bei jeder Gelegenheit irgend etwas nicht ganz in Ordnung. Die Heuglinschen Lampen gingen mehr aus und waren ganz anderen Unglücksfällen ausgesetzt als die bei anderen Sterblichen. Die Heuglinschen Handschuhe waren die heimtückischsten Dinger der Welt; die Familie mußte, wenn sie sich zum Ausgehen rüstete, förmliche Jagden danach veranstalten, um sie aus ihren Schlupflöchern herauszutreiben. Spitzen, Bänder, Schmuck hatte der Graf seinen Töchtern nie gestattet zu tragen, denn er sah eine furchtbare Ver-

wirrung vor Augen, die entstehen würde, wenn die Mädchen ihre Kleinigkeiten verfolgen, beklagen, vermissen, verlieren würden.

Aber, um zu unserer Gesellschaft im Dunklen zurückzukehren: es war in dieser Dunkelheit das Thema über die vorteilhafteste Beleuchtungsart aufgekommen. Tante Wangemann besaß eine Lampe mit Mitrailleusenbrenner und rühmte diese aus voller Brust. Der Pfarrer ließ seine Weisheit leuchten und gab Auskunft über den siebenarmigen Leuchter der Hebräer. Die Frau des Pfarrers legte im Gefühl, nichts zu versäumen, was Eindruck machen konnte, während sie sprach, auch im Dunklen die Locke wieder über die Schulter. „Mein Mann," sagte sie, „hat jetzt eine recht interessante Abhandlung vollendet; ‚Lucifer als Lichtträger unserer Zeit' ist sie benannt." Eine nicht ganz definierbare Bewegung ging bei diesen Worten im Dunklen durch die Gesellschaft. Sie hatte fast Ähnlichkeit mit einem unterdrückten Lachen. Diese Bewegung mochte daher rühren, daß man erwartet hatte, die Frau Pastorin würde auch eine neue oder alte Beleuchtungsart zum besten geben. Auf „Lucifer als Lichtträger" schien man nicht gefaßt zu sein. Die kleine Pastorin mochte wohl zu der Art der gelehrten Frauen gehören.

„Lucifer bedeutet Lichtträger," fügte der Geistliche hinzu. „Es ist nicht der Rede wert."

„Politischen Inhalts?" frug der Onkel spöttisch.

„Der Aufsatz hat seine verschiedenseitigen Nutzanwendungen," erwiderte der Geistliche, schon mit der gehaltenen Stimme, als wäre er auf Streit und Widerspruch gefaßt.

„Aha," sagte der Onkel. „Ich habe es lange bemerkt: die Herren Geistlichen müssen sich mit dem Teufel auf besseren Verkehrsfuß stellen. Als dummer Teufel läßt er sich in unserem Zeitalter nichts mehr gefallen. Er will mit Achtung behandelt sein. Aber die Herren Geistlichen sollten ihr Recht nicht zu bereitwillig aufgeben, denn es macht guten Eindruck, wenn man ungestraft einen großen Herrn schelten darf."

„Wo bleibt die Lampe?" frug der Graf dazwischen.

„Lucifer-Lichtträger," fuhr der Onkel nachdrücklich fort; „damit ist's eine gefährliche Sache, das macht stutzig —"

„Ich darf annehmen," unterbrach der Geistliche, „daß Sie mit meinem Aufsatz nicht bekannt sind?"

„Ich muß gestehen, nein," erwiderte der Onkel; „aber ich sehe, daß Lucifer-Lichtträger am Horizont aufgestiegen ist."

In diesem Augenblick kam die Lampe zurück. Das Gesicht des Geistlichen sah noch so aus, wie es im Dunklen während der Rede des Onkels ausgesehen haben mochte, etwas geärgert und mißvergnügt, denn seine Frau und dieser abscheuliche Onkel hatten ihn um die Ausführung der Idee gebracht, mit der er sich hier in der Gesellschaft vielleicht, wenn seine Zeit gekommen sein würde, als geistreicher Redner zeigen konnte. Man weiß nie, was ein Sichzeigen an der rechten Stelle für Wirkung haben könnte.

Eine seiner Lieblingsideen war, hier in der Stadt, in der sein gräflicher Vetter wohnte, in welcher der Adel des Landes blühte und grünte, die Stelle als erster Geistlicher zu erlangen, und nun war er um seine Perle von einem Gedanken gekommen.

Aber außer dem mißvergnügten Pfarrer schien noch jemand die Dunkelheit nicht behagt zu haben, und wunderlicherweise war das der Kandidat. Dieser saß da, bald dunkelrot, bald bleich, die Hände gottergeben gefaltet und die Augen niedergeschlagen. Er war von den Umsitzenden wohl der einzige, dem eine merkwürdige Veränderung auf dem Tische nicht aufgefallen zu sein schien, trotzdem sie in seiner nächsten Nähe stattgefunden hatte: die Flasche Rotwein, aus der Marie dem Kandidaten hatte eingießen wollen und die offen bei ihm stehen geblieben war auf dem weißen Tischtuch, sauber und anständig, wie es einer Flasche geziemt,

stand durch einen unverständlichen Prozeß mitten in der mächtigen Schüssel voll Reisbrei, ein gut Teil geleert.

Alle bemerkten das; aber sonderbar — niemand that, als wenn er es bemerkte. Man blickte auf den Kandidaten und von dem Kandidaten auf den Reisbrei, als wenn zwischen beiden ein Zusammenhang sein müßte.

Endlich rief Dodo äußerst vergnügt mit ihrem Silberstimmchen:

„Ich glaube, das hat Vogel gethan!“

Kaum hatte das Kind dies ausgesprochen, so brach ein herzliches unaufhaltsames Lachen los, das durch den starren hilflosen Blick des Kandidaten sich nicht besänftigen ließ. Es war kein Einhalt mehr zu thun.

Nur das Ehepaar von Machowsky blickte ernst, und es durchbohrte mit vorwurfsvollen Augen den guten Vogel.

„Würden Sie die Güte haben und den Diener rufen,“ sagte Frau von Machowsky, „daß er uns von diesem lächerlichen Anblick befreit?“

Vogel erhob sich wankend und ging zur Thür hinaus.

Dieses schuldbeladene Wanken des armen Kandidaten besänftigte die Gemüter. Man zwang sich, nicht wieder von neuem mit Lachen herauszubrechen, und es entstand eine tiefe Stille, die von Frau von Machowsky mit den Worten unterbrochen wurde:

„Ich muß wegen der Ungeschicklichkeit unseres Kandidaten um Verzeihung bitten. Wir selbst sind auf das äußerste von seinem Charakter durch diese Erfahrung enttäuscht worden und in die Lage versetzt, einen anderen Lehrer für Dodo wählen zu müssen. Ich hielt ihn bis jetzt für einen durchaus ehrenhaften Menschen,“ sagte die Pfarrerin seufzend.

„Ja, Mama, er war durstig,“ rief Dodo, „und er getraute sich nicht von dem Weine zu nehmen, weil dir das nicht recht ist. Hier, Marie hat ihm einschenken wollen.“

Dodo verteidigte ihren Kandidaten.

„Führen die gnädige Frau ein so strenges Regiment?“ frug der Onkel die Frau Pfarrerin.

„Durchaus nicht streng,“ sagte die Pfarrerin leicht erregt. „Wir haben nur einige feststehende Hausregeln, von denen wir nicht gern sehen, wenn sie überschritten werden. Unter anderem ist es bei uns nicht Sitte, daß der Kandidat Wein trinkt. Wir haben dies zum Besten der jungen Leute eingeführt.“

„Geiziges Volk,“ flüsterte der Onkel Christine zu, „und armselig frommes Volk, das dem guten Kerl um seines dummen Streiches willen gleich die Ehre abschneiden will! Das ist so ihre Art.“ Darauf fuhr er fort: „Der Teufel hat sich jetzt als Lichtträger entpuppt, aber die armen Teufel sollen nichts davon haben. Thut ein guter Kerl eine Lächerlichkeit, gleich ist er drunter durch.“

Der Onkel hatte sich in einen außerordentlichen Ärger hineingeredet.

„Bester Vetter,“ sagte der Geistliche ruhig mit einem Lächeln um seinen stark geschwungenen Mund, „es ist doch nicht nur Lächerlichkeit, um die es sich hier handelt. Stellen Sie sich vor, daß Kandidat Vogel ein Vertreter der Kirche ist und daß er sich jetzt einer heimlichen, nicht ehrenhaften Handlung schuldig gemacht hat. Wo käme die Würde unserer Kirche hin, wenn sie solche tölpelhafte Vergehen ungerügt ließe.“ Herr von Machowsky, der Pfarrer, saß in diesem Augenblick würdig wie eine Kathedrale in vollem Geläute da. Und sein Glockenwerk läutete weiter, indem er sprach: „Unseren protestantischen Pfarrherren gebricht es leider oft an einer Würde, welche die Kirche von ihren Vertretern beanspruchen muß. Mein Bestreben war und wird es sein, mit Hilfe des Herrn unter den jungen Leuten, denen ich vorgesetzt bin, auf diese Würde, die sie der Kirche schuldig sind, Einfluß zu üben. Unmöglich kann ich Herrn Vogel den Vorzug weiter einräumen, in meinem Hause eine Stellung einzunehmen.“

„Ach, Papa, du wirst doch nicht den

Vogel fortschicken!" rief Dodo ängstlich in das volle Geläute hinein.

„Das werde und muß ich thun, mein Kind."

Dodo starrte mit Thränen in den Augen auf die Schüssel mit Reisbrei, in deren Mitte die verhängnisvolle Flasche steckte. Denn kein Diener war bis jetzt gekommen, um die wunderliche Thatsache fortzuräumen, auch kein Herr Vogel war zurückgekehrt, und Marie war von der Seite Dodos verschwunden. Der Onkel stand jetzt auch vom Tische auf und schlenderte auf eine merkwürdige Weise zur Thür hinaus, die anzudeuten schien, daß er nicht befragt oder aufgehalten sein wollte. Die Gräfin blickte ihm lächelnd nach. Sie wußte schon, daß er jetzt einen Streifzug halten würde, um den armen Burschen aufzufinden, und daß er dann unendliche Dinge sagen und thun würde, mit denen kein vernünftiger Mensch einverstanden sein konnte.

Sie gedachte ihres Bruders mit den liebevollsten Gefühlen, während neben ihr, angeregt von einer guten Sorte Wein, die Kathedrale läutete und in würdigen vollen Tönen der guten Gräfin Mitteilung machte von manchem segensreichen Wirken in Elsaß und Lothringen.

Machowsky war in Metz einige Jahre Pfarrer gewesen und hatte sich dort für Kirche und Vaterland verdient gemacht, hatte eine deutsche Schule mit den kärglichsten Mitteln gegründet und beschrieb diese Gründung, die Herstellung der Schulbänke und der Tafeln, den Anstrich der verwahrlosten Zimmer, die ihm damals zu Gebote standen, mit solchem Aufwand von Bescheidenheit und Freudigkeit, daß er durch diese Erzählung eine ganze Volksversammlung hätte zu Thränen rühren können.

Endlich unterbrach die Gräfin seinen Redefluß mit den Worten: „Bester Machowsky, gestatten Sie mir die Frage, Sie werden Ihrem armen Kandidaten doch seinen kleinen Unglücksfall nicht verhängnisvoll werden lassen?"

„Liebe Cousine," erwiderte Machowsky mit einem Vorbeugen des Oberkörpers darauf, „diese Frage macht unzweifelhaft Ihrem gütigen Herzen Ehre; aber das Benehmen eines Mannes, der in der Öffentlichkeit steht, darf leider nicht nur vom Herzen geleitet werden."

„Der Vorfall wird ganz unter uns bleiben, glauben Sie uns," sagte die Gräfin ruhig.

„So wenig ein Mann der Öffentlichkeit von seinem Herzen geleitet werden darf, so wenig darf er in seinem Thun auf ein willkürliches Schweigen oder Reden bauen," sagte der geistliche Vetter und schlürfte mit Wohlbehagen ein Glas Wein aus.

Der Onkel war inzwischen durch verschiedene Zimmer gegangen, um den armen Burschen aufzufinden, hatte den Diener nach ihm gefragt, ein Mädchen, aber niemand hatte etwas von ihm zu sehen bekommen. So ging er endlich in das Musikzimmer. Beim Eintritt gegenüber der offenen Thür, die zum Garten führte, blieb er stehen. Da saßen vor dem geschlossenen Flügel, den Rücken ihm zugekehrt, der Kandidat und Marie, der Kandidat mit verzweifelter Gebärde und aufgestütztem Kopf.

„Herr Vogel," sagte Marie mit ganz thränenerstickter Stimme, „das dürfen Sie Ihrer alten Mutter gar nicht sagen, die würde es ja nicht verstehen. Ich fürchte, der abscheuliche Machowsky wird Sie nicht behalten — das fürchte ich."

„Ach, Komtesse Marie," stöhnte der Kandidat, „ich bin der unglücklichste Mensch; ich versichere Sie, ein Mörder ist nicht so verachtet, wie ich es bin!"

„Reden Sie doch nicht solche Dinge, Herr Vogel; das wird sich alles wieder ganz gut machen." Marie legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Haben Sie nur Mut, Herr Vogel."

Vogels Haare, die mit allen Kunstmitteln straff an den Kopf angeklebt und gebürstet waren, hatten sich durch die Gemütsbewegung, in die ihr Besitzer gekommen war, aus ihrem Zwang befreit und starrten in fest zusammenhängenden

dunklen Büscheln ihm um den Kopf. Neben diesem zackigen dunklen, von Haarspitzen starrenden Haupt bildete der sonnige blonde Kopf Mariens einen wunderlichen Gegensatz.

Der Onkel konnte sich nicht entschließen, sich bemerklich zu machen; ihm war der Anblick zu seltsam. Und hätte Marie den Kandidaten in ihrer Herzensgüte umarmt und geküßt, um ihn zu trösten, und ihm ewige Liebe und Treue versprochen, um seinem Herzen damit eine Freude zu machen, der Onkel hätte die Dinge gehen lassen, wie sie gehen wollten, so vertieft war er in den Anblick seiner Nichte und des Kandidaten.

Marie fuhr fort zu sprechen: „Wissen Sie, Herr Vogel, Sie sollen sich keine Sorge machen. Mama wird zu Ihrer Mutter gehen und ihr sagen, wie gern wir Sie alle haben. Der Georg macht so wie so seine Sachen in der Schule immer herzlich schlecht. Sie könnten ja ganz bei uns bleiben, wenn der Pastor Sie nicht wieder aufnimmt. Ich weiß, wir denken darin alle gleich."

Über das sorgenvolle, bedrückte Antlitz des Kandidaten zog es wie ein Lächeln bei den Worten Mariens, und er sagte: „Das wäre wohl schön, aber ich bin ja nicht so eigentlich im Hause des Herrn Machowsky. Ich bringe nur meine freie Zeit bei ihm zu, um mir neben meiner kleinen Hilfspredigerstelle einen Nebenverdienst zu verschaffen."

„So ist das," erwiderte Marie. „Da wird er Sie doch nicht von der Stelle bringen wollen?"

Jetzt brach der Onkel seine Stille und machte sich bemerkbar.

Der Kandidat fuhr erschreckt und verwirrt auf. Marie wendete sich langsam, unbefangen um, wie ein zutrauliches junges Tier, das noch keinen Feind und keine erschreckende Überraschung kennt. Über ihr Gesicht ging ein reizendes Lächeln. „Du hast uns wohl zugehört, Onkel?" sagte sie. „Nicht wahr, du denkst doch auch wie ich?"

„Natürlich," erwiderte der Onkel. — „Aber, junger Vogel — Hand aufs Herz — haben Sie nicht Lust umzusatteln?"

„Da sei Gott vor!" entgegnete der Kandidat erschreckt wie ein Heiliger, der einer Versuchung unterworfen ist.

„Also nicht?" sagte der Onkel. „Aber sind Sie außerdem ein vernünftiger Mensch?"

„Das hoffe ich."

„Machen Sie sich etwas aus frommen Leuten, lieben Sie Frömmigkeit an den Leuten?"

„Wahre Frömmigkeit gewiß," sagte Vogel bescheiden.

„Ach was, Frömmigkeit — wahre Frömmigkeit darf man überhaupt nicht bemerken — zum Teufel! — Ich gestehe," fuhr der Onkel heftig auf, „daß mir fromme Leute etwas Unerträgliches sind. Solch ein Vetter wie oben der Freund Machowsky macht aus mir ein Pulverfaß. Vor der Nase möchte ich ihm zerspringen, wenn er nur den Mund aufthut."

Des Onkels Gewohnheit war, jedermann, mit dem er in ein eifriges Gespräch kam, die Hand auf die Schulter zu legen. Wenn er sehr angelegentlich sprach, liebte er es, seinem Opfer am Rockknopf zu drehen. War er gerührt, so kam es sehr leicht zu einer Umarmung. „Bei Gott," rief er und rückte Vogel immer näher auf den Leib, „ich möchte mich, wenn ich Alma und Eva wäre, lieber von Ihnen trauen lassen als oben von dem aufgeblasenen Pfarrer! — Haben Sie den Aufsatz von Machowsky gelesen? Was will er denn mit seinem Lucifer-Lichtträger?"

„Ich habe ihn gelesen, geehrter Herr," antwortete Vogel befangen, „und wenn es Sie interessiert, bitte —" Der Kandidat griff in die Rocktasche und zog ein sorglich zusammengelegtes broschiertes Heftchen heraus.

„Das muß ja ein abscheuliches Machwerk sein! Was?" polterte der Onkel, dem der Kandidat das Heft schon eine Zeit lang hinhielt. „Was — das wird doch nicht etwa der Aufsatz sein?"

Der Kandidat schien nicht recht zu

wissen, was er antworten sollte. Endlich sagte er: „Herr von Machowsky behandelt in dem Aufsatz einige gemeingefährliche Erscheinungen der Neuzeit.“

„So,“ sagte der Onkel — „gemeingefährliche? Was er darunter verstehen mag — he?“

Der Kandidat blickte auf und sagte: „Wir haben keinen Mangel jetzt an gemeingefährlichen Dingen.“ Er hielt das Heft noch immer in der Hand, in der Hoffnung, der Onkel würde endlich danach greifen.

„Natürlich nicht!“ erwiderte der Onkel. „Wozu auch sollten wir gerade Mangel daran haben?“

„Wozu auch, fragen Sie?“ wiederholte der gebeugte Kandidat mit einem ganz winzigen Ansatz von aufkeimender Würde, deren Wachstum seinen hageren kraftlosen Gliedern dermaleinst eine stattliche Rundung und Steifheit versprach.

„Das will ich Ihnen sagen,“ erwiderte der Onkel, nahm dem Kandidaten den Aufsatz aus der Hand, drehte ihn achtlos zu einer Röhre und schlug damit zur Bekräftigung seiner Worte auf den Rand des Flügels: „Weil es gemeingefährliche Dinge geben muß, damit etwas Vernünftiges geschieht, weil es von jeher gemeingefährliche Dinge gegeben hat und weil zum Teufel in diesen gemeingefährlichen Dingen allein die Möglichkeit zu einem Weiterkommen liegt. Glauben Sie mir, niemals hat es eine Zeit gegeben, in der nicht Ach und Weh geschrien wurde, weil man irgend eine alte Gewohnheit, einen alten Glauben, eine alte Sitte bedroht sah. Solange die Welt steht, war die alte Sitte heilig und das Neue — Teufel, solange bis das Neue wieder selbst alt war. Was hat denn nun eigentlich Machowsky beliebt, in seinem gewichtigen Aufsatz zu behandeln?“

Der Onkel berührte mit dem Aufsatzrohr, das durch seine nervigen breiten Hände schon sehr an Form verloren hatte, den Kandidaten.

„Er hat die Gefahr, welche die heutige Naturwissenschaft für unsere Kirche und für das ganze sociale Leben bringt, klargelegt,“ sagte Vogel bescheiden und blickte erregt nach seiner Broschüre, die er mit größter Achtung zu behandeln gewohnt war.

„Vorzüglich,“ erwiderte der Onkel. „Da ist nichts einzuwenden, und wer will ihm das verdenken, daß er sein Haus vor bedenklichen Neuerungen schützt. Ich würde auch mit Feuer und Schwert gegen die Kerle losgehen, die das untergraben, was nur nützlich ist. Und euresgleichen war von jeher auf die Natur schlecht zu sprechen. Ihr seid gescheites Volk. Und mit der Natur ist nicht zu spaßen. Es lassen sich keine Kompromisse mit ihr treffen. Sie schwatzt aus, wirkt gegen euren Willen. Sie schickt euch einen Boten nach dem anderen, der euch zum Kampfe reizt, und es muß schon ein verteufelter Kerl auferstehen, der diesen Kampf wiederum beilegt oder umgestaltet, was übrigens noch eine Weile währen kann, denn ihr seht mir nicht danach aus, als wenn es bald geschehen würde.“ Der Onkel maß Vogel mit einem Blick von Kopf bis zu Fuß. „Vor der Hand, denke ich, kommt es zu nichts Entscheidendem. Bis dahin solltet ihr die Augen für andere Dinge als für die, die euch noch nichts angehen, offen halten. Freund Machowsky hätte gescheiter gethan, sich und anderen die Frage vorzulegen, wie es wohl anzufangen sei, ein Haus zu schaffen, so reizend wie das von Heuglins. Wie sollt ihr es anfangen, daß eure Kinder so liebevoll und gutartig werden, wie es die Heuglinschen sind? — Aufgepaßt, junger Mensch!“ rief der Onkel, als er sah, daß Vogel den Mund aufthun wollte, und er bearbeitete ihn wieder mit der Broschüre, die indessen die bedenklichste Form angenommen hatte, und indem er über eine glückliche Kindererziehung polterte, fiel ein Teil der Broschüre als ein verstümmelter Knäuel zu Boden. Der Kandidat bückte sich danach, hob ihn auf und glättete die Blätter beiläufig auf seinem Ärmel, während der Onkel unter der Hand fortfuhr, den anderen Teil

von Machowskys Werk weiter zu bearbeiten.

Der Onkel war außerordentlich aufgebracht. Er bemühte sich auf das heftigste, Machowskys Aufsatz „Lucifer als Lichtträger unserer Zeit“ kräftig zu widerlegen, ohne daß er es der Mühe wert hielt, zu erfahren, was eigentlich der Inhalt dieses Aufsatzes sei, denn der Onkel ließ Vogel nicht zu Worte kommen.

„Sie sind mit dem Werk doch wohl jedenfalls bekannt?“ unterbrach Vogel endlich auf das bescheidenste und doch mit erregter Stimme des Onkels Wortschwall.

„Ich?“ sagte der Onkel; „fällt mir gar nicht ein, ich kenne ihn gottlob nicht.“

„Dann erstaunt es mich, daß Sie die Reihenfolge der verschiedenen Themata so wohl getroffen haben,“ wendete der Kandidat zaghaft ein.

„Erstaunt Sie das?“ sagte der Onkel. „Mich nicht.“

„Herr Machowsky hat in der Abhandlung über den Einfluß der Naturwissenschaft auf unser Leben — den Grund der Pietätlosigkeit der Jugend entwickelt und die neuen Erscheinungen in der Frauenwelt, von denen er Gefahr für die Familie erwartet und voraussieht, beleuchtet. Er ist gegen die Beteiligung der Frau am Kampf ums Dasein.“

„So,“ sagte der Onkel, „Gott stärke mich! Als wenn das regelrechteste Leben einer Frau nicht der Kampf ums Dasein wäre, so gut wie das Leben irgend eines verdienstvollen Weisheitskrämers.“

„Das meint Herr Machowsky nicht,“ sagte der Kandidat, dem die Würde während des Gesprächs mit dem Onkel schon etwas weiter gediehen war.

„Das meint er nicht?“ frug der Onkel. „Was meint er denn?“

„Er ist nicht dafür, daß das Weib die Grenze seiner Thätigkeit überschreite,“ erwiderte der Kandidat trocken, Machowskys Meinung referierend.

„Ich auch nicht. Wenn er aber mit den etwas unklaren Worten andeuten will, daß er nicht dafür ist, daß unsere Töchter“ — der Onkel liebte es, „unsere Töchter, unsere Kinder, unsere Jugend“ zu sagen — „thun, was in ihrer Macht steht, um sich ehrlich durch das Leben zu schlagen, daß sie dies und jenes ergreifen, um sich durchzuhelfen, dann muß ich mich über den Herrn von Machowsky wundern — oder nicht wundern, denn ich wundere mich nicht. Aber, junger Mensch, ich erstaune über ganz andere Dinge — und beklage ganz andere Dinge. Ich beklage, daß den jungen Leuten jetzt der Kopf so voll gepfropft wird von fremdem Zeug, daß sie zu keinem einzigen eigenen Gedanken kommen können. — Da stehen Sie nun, Herr Vogel,“ sagte der Onkel, „und glätten Machowskys Machwerk — den Fetzen, den Sie ruhig hätten liegen lassen sollen, wo er lag. — Ich habe es im Eifer etwas verknüllt,“ fügte er erläuternd hinzu, griff nach dem Stück Aufsatz, das der Kandidat auf seinem Rockärmel glatt strich, und nahm es ihm wie ein gefährliches Spielzeug weg. „Haben Sie mehr Herz und mehr Kopf, junger Mensch — denken Sie selbst, was geht Sie Machowsky an. Ich rate Ihnen wie ein Freund, daß Sie die Erscheinungen der Neuzeit nicht feindlich ansehen sollen, sondern mit warmem Herzen, und mehr noch, sehen Sie dieselben mit Verstand an. Denken Sie, wenn eine neue Bewegung, eine neue Richtung im Volke auftaucht, daß der Grund dieser Erscheinung nicht auf der Oberfläche zu suchen ist, sondern daß sie aus der Tiefe hervorquillt, und wenn sie euch zum erstenmal undeutlich vor Augen tritt und ihr meint, sie sei ein Nichts, eine Geringfügigkeit, so denkt, daß diese Geringfügigkeit die erste Welle eines gewaltigen Stromes ist, der im Verborgenen mächtig anschwillt — in den geheimnisvollen Tiefen des Volkes — und der an das Tageslicht brechen wird, auch wenn ihr die ersten dunklen Anzeichen seines Kommens beseitigen wollt; zeigt dem Volk, ihr ahntet, daß in ihm etwas Mächtiges vorgeht, zeigt ihm Verständnis und stellt ihm keine Zerrbilder seines Wollens und Strebens auf, das erbittert — aber

ihr liebt es gerade, das zu thun. Ich sage euch noch einmal, seht jede Erscheinung teilnahmvoll an. Verstehen Sie das, junger Mensch?“ frug der Onkel. Er hatte die verstümmelte Broschüre neben sich mit spitzem Finger auf die Mitte des Flügels gelegt; die heftige Erregung und Lebhaftigkeit war damit von ihm gewichen. Er sprach mit einer ruhigen Würde: „Glauben Sie mir, es giebt nichts Schöneres unter uns Menschen, als wenn einer den anderen versteht. Sie hören z. B. davon, daß ein Mädchen etwas Außergewöhnliches gethan hat, sie mag vielleicht Chemie studiert haben. Sie hören wieder von einer anderen, die viel lernt und sich Kenntnisse aneignet. Sie erfahren in Ihrem Bekanntenkreise, daß sich ein ganz vernünftiges alltäglich aussehendes Mädchen das Leben genommen hat. Man weiß nicht, weshalb. Der eine sagt das, der andere jenes. Einer sagt: es war ein verrücktes Mädel, der andere: ein verderbtes, wieder ein anderer zuckt die Achseln. Sie kennen ein oder zwei närrische junge oder alte Personen, die das Haar kurz tragen und auffallend wenig Umstände mit ihrer Toilette machen — und Sie oder einer Ihresgleichen kommen auf ganz wunderbare Schlüsse. Sie fühlen sich berufen, eine ernste oder eine schmerzliche oder eine spöttische Miene aufzusetzen. Ein Mensch wie Machowsky“ — der Onkel wies mit äußerst maßvoller Gebärde auf die Broschüre — „ein Mensch wie Machowsky schreibt darüber,“ sagte er ruhig, „was wird er schreiben! — Gott stärke ihn! — Ein Mensch wie ich, ich will mich nicht rühmen,“ fuhr er fort, „würde wahrscheinlich anders darüber schreiben. Ich würde einen anderen Blick auf die Sache geworfen haben. Ich stehe allein. Ein Alleinstehender hat kein Heim, wenigstens ist das, was er sein Heim nennt, ein lebloses armseliges Ding — nicht der Rede wert. So ein Einsamer ist da und dort zu Hause, wärmt sich da und dort. Wo er auch hinkommen mag, er ist überall Zuschauer. Er wird gern gesehen, denn es ist nicht übel, einen Zuschauer für sein Glück bei sich zu haben. Ich habe mancher Leute Kinder aufwachsen sehen. Ich habe junge, blühende Töchter gekannt, kannte sie, als sie Kinder waren — liebliche Geschöpfe. Ich habe sie heranwachsen sehen. Ich habe in ihnen manche vorzügliche Eigenschaften, Begabungen, welche im stande sein würden, Gutes, Tüchtiges zu schaffen, herausgefühlt. Ein Teil dieser Kinder ist glücklich oder erträglich verheiratet. Dieser Teil wird nun ein lebelang über alles mögliche Lärm schlagen, bald werden sie glauben, ein außerordentliches Glück zu genießen, bald werden sie die Ehe als ein schweres Schicksal ausschreien; werden mit wichtiger lebenserfahrener Miene versichern, daß sie ihren eigenen Töchtern nicht dasselbe Schicksal wünschen, werden kurz darauf mit größtem Interesse und Hoffnungen die ersten Zeichen einer aufkeimenden Neigung im Herzen der Tochter verfolgen. Für diesen Teil meiner guten Bekannten ist gesorgt. Sie haben ewig berechtigte Klagen und Freuden, vor denen jedermann Respekt hat. Da ist aber eine kleine Gesellschaft der guten Mädchen übriggeblieben. Ich sehe deren Lage vielleicht für schlimmer an, als sie ist. Aber ich habe diese Mädchen gekannt, als sie frisch und lebendig waren und zu jeder Hoffnung berechtigten. Habe sie als junge Dinger gesehen, die bereit waren, ihr Glück vom Schicksal in Empfang zu nehmen; dann habe ich sie älter und verschwiegen werden sehen. Ich habe beobachten können, wie ihnen eine Hoffnung nach der anderen welkte, ohne Frucht zu tragen. Ich habe bemerkt, daß sie allein es sind, die dem düsteren Schicksal, alt zu werden, ganz schutzlos ausgesetzt sind. Sie werden beraubt wie kein anderes Geschöpf auf Erden. Herr Vogel, Herr Vogel,“ sagte der Onkel eifrig und legte ihm beide Hände auf die Schulter, „eine Frau, die altert, sieht in ihren Kindern neues, mit ihr eng verbundenes teures Leben erstehen, aber so eine von meiner armen Gesellschaft wird von ihrem eigenen Verfall nicht durch ein natürliches freundliches Mittel abge-

lenkt, und wie früh bricht Alter und Entsagung über sie herein! Gerade wenn andere in der Vollkraft stehen, sieht sie das strenge Leben in seiner Kahlheit unverhüllt vor sich. Sie hat neben sich, wenn das Glück ihr hold ist, die alten Eltern, die sie zu dem Zeitpunkt vereinsamt lassen werden, wenn bei ihr auch die Beschwerden des Alters hereinbrechen; oder hat sie die Eltern nicht, erhält sie einen Platz mitten unter fremdem Glück und fremder Befriedigung, und dann wird von ihr auf das dringendste ein liebenswürdiges Herz gefordert werden. Und ich sage: sie ist ein herrliches, ein heldenhaftes Geschöpf, wenn sie dieser Forderung genügt. — Nun verstehen Sie, Herr Kandidat, weshalb ich Ihnen diese Thatsachen mitteile, verstehen Sie mich?"

Der Kandidat wollte erwidern; aber der Onkel drückte durch den kräftigen Griff seiner Hände die Absicht aus, weiter zu reden. „Schon gut, schon gut, Sie sollen jetzt kein Wort sagen, aber denken, denken, eigene Gedanken haben. Ich frage Sie, halten Sie es für strafbar, für widernatürlich, wenn man den armen Kindern dazu verhelfen würde, daß sie etwas unternehmen könnten, was ihnen einige Befriedigung geben würde, sich mit etwas wichtig zu thun wie andere Sterbliche auch, wenn man einem zwecklosen Leben etwas bieten könnte, was Kräfte verwendet, was die Zeit belebt und verkürzt? Denken Sie über das, was ich Ihnen andeute, nach, sehen Sie sich im Leben um, Sie werden durch unendliche Anzeichen bemerken, daß ein gewaltiger Strom jetzt in der Tiefe des Volkes strömt, der hervorbrechen, der die Herzen mit sich reißen wird. Sie werden viel Elend sehen, das gewaltige, erstaunliche Hilfe, an die vielleicht noch niemand denkt, verlangt. Ich habe Ihnen einen kleinen Teil eines großen Gebrechens unter uns angedeutet. Dem Strom, den Sie spüren, ist nicht durch Widerstand Einhalt zu thun, nicht durch kalte gedankenlose Abhandlungen." Hier erhielt die Broschüre wieder einen Schlag mit des Onkels flacher Hand, der den Flügel dröhnen ließ. „Ich sage Ihnen, Kandidat Vogel, was die Welt jetzt braucht und was mit der Zeit erstehen wird, ist ein Genie der Liebe. Ein Mensch, dessen Kraft, dessen Weisheit, dessen Einsicht Liebe ist — höchst geniale Liebe!" Dem Onkel stiegen die Thränen in die Augen; er schwieg einen Augenblick und sah nachdenklich hinaus in den dunklen Garten. „Denken Sie darüber nach, was ich Ihnen sagte," fuhr der Onkel ruhig fort. „Es sind Notizen und Randbemerkungen zu einer großen Sache. Denken Sie ruhig darüber nach. Es ist besser, daß Sie dies thun, als daß Sie heute nacht über den dummen Ärger, den Sie hatten, brüten. Nehmen Sie das, was unser guter Machowsky für Sie in Bereitschaft haben wird, einfach hin. Das ist nichts — es wird sich alles machen. Aber gehen Sie heute mit dem heiligen Vorsatz schlafen, ein Mensch mit eigenen Gedanken und Gefühlen zu werden." Der Onkel reichte Vogel die Hand und schüttelte sie mächtig.

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen," sagte der Kandidat.

„Sie verstehen also, daß ich es mit Ihnen gut meine?" frug der Onkel. „Das ist schon etwas; ein echter Esel versteht das nie," fügte er kraftvoll hinzu. „Freut mich, freut mich, Herr Vogel," und wieder arbeitete die Hand des Onkels auf des Kandidaten Schulter und Rücken. „Gott helfe Ihnen, daß Sie aus sich einen vernünftigen Menschen, einen guten Menschen zu stande bringen."

Marie saß immer noch und blickte mit großen Augen nachdenklich auf beide.

„Siehst du, Marie," sagte der Onkel, „so richtet man auf ganz natürlichem, einfachem Wege ein armseliges, geknicktes Rohr auf." Der Onkel blickte wohlgefällig väterlich auf Vogel und hatte keinen Schimmer von dem Bewußtsein, daß er ihn eben mit wenig schmeichelhaften Ausdrücken tituliert hatte.

Die Aufmerksamkeit des Kandidaten war auf etwas, was vor der Gartenthür aus dem Dunklen auftauchen zu wollen schien, gelenkt.

„Und so,“ sagte der Onkel, „wird man eben einen armen Kandidaten verabschieden, wird ihm die Hoffnung auf eine hübsche Pfarre nehmen, der zuliebe er schon viel zu lange im voraus ein wahres Schafsgesicht von Geduld und Dienstbeflissenheit hat ziehen müssen.“

Der Grund zu dieser Vermutung des Onkels und der Aufmerksamkeit des Kandidaten war der, daß Machowsky eben langsam die Stufen, die vom Garten in das Zimmer führten, heraufgestiegen kam.

Der Onkel nahm Marie bei der Hand, ging mit ihr in das Nebenzimmer, lehnte die Thür hinter sich an und sagte in seiner eifrigen Weise: „Marie, wir wollen mal lauschen, was die zuwege bringen.“

So standen die beiden vertraulich, der Onkel mit einem ernsten Gesicht, und hörten, wie Machowsky in vollen Tönen zu läuten begann, wie er die Hoffnungen des Kandidaten auf eine gute Pfarre zu Grabe läutete, wie er ihm Kränkungen aller Art in das Gesicht läutete. Unerschütterlich ging Machowskys große Glocke. Die bescheidenen Bitten und Einwände Vogels thaten ungefähr dieselbe Wirkung wie das Flattern der Vögel um den Glockenstuhl.

Mit einemmal verstummte Machowsky. Der Onkel machte die Thür vorsichtig auf. „Aha, er hat die Broschüre erwischt,“ sagte er, und richtig, Machowsky hatte sie erwischt, hielt sie in der Hand und blickte erschüttert auf Vogel. Da sah der Lauscher, wie der Würdige und der arme Tropf sich gegenüberstanden, so, wie seit Menschengedenken, von jeher ein Würdiger und ein Tropf sich gegenübergestanden haben: der Würdige doppelt würdig und der Tropf doppelt Tropf.

Vogel war ganz in sich zusammengekrochen, als Machowsky ihm die zerknüllte Broschüre mit vielsagendem Blick unter die Nase hielt. Es hatte den Anschein, als sei der Kandidat durch einen unsichtbaren Stab gestützt und daran wie ein schwankendes Gewächs aufgebunden, und als müßte er zusammenklappen, schrumpfen, brechen, wenn dieser Stab entfernt würde.

„Kandidat Vogel,“ sagte Machowsky und blickte auf die zugerichteten Blätter. „Herr Kandidat, ist das eine würdige Weise, seinem Unmute Luft zu machen? Ziemt sich das für einen Diener der Kirche, ziemt sich das für ein Vorbild der Jugend? Ist das Demut? ist das Reue? Ich habe heute einen Blick in Ihren Charakter gethan,“ fuhr Machowsky fort, „und es schmerzt mich tief, daß es mir versagt sein muß, meinen Einfluß zu Ihren Gunsten weiter verwenden zu können.“

Der Kandidat blickte ermattet von allen Anstrengungen dieses Abends vor sich hin, verteidigte sich nicht einmal der Broschüre wegen, die immer noch wie ein Opfer, das darauf wartet, von heiligen Flammen verzehrt zu werden, auf Machowskys Hand lag. Der Kandidat verteidigte sich nicht, teils aus Unbeholfenheit, aus Stumpfheit, und teils aus dem Gefühl, den guten lebhaften Onkel nicht in Ungelegenheit zu bringen. Er schien sich als eine Zielscheibe zu betrachten, auf die allerlei Unannehmlichkeiten abgeschossen werden mußten, die dazu da war, damit dies geschehen konnte.

Als der Onkel sah, daß der Arme geduldig ungerechte Beschuldigung einsteckte, öffnete er die Thür und trat vor. Während Machowsky die Broschürenreste scheinbar achtlos aus der Hand auf den Flügel gleiten ließ, sagte er ruhig: „Das bin ich gewesen, Herr von Machowsky, das habe ich gemacht, ich bin's gewesen, der die Broschüre so zugerichtet hat; thut mir auch außerordentlich leid, Herr von Machowsky.“

„Ah, bitte, bitte,“ sagte dieser und blickte den Onkel mit einem merkwürdigen Ausdruck an, der dadurch entstand, daß der Mund des geistlichen Herrn in schönsten Wellenlinien zu lächeln schien, während die kleinen scharfen Augen das Lächeln von dem Munde allein besorgen ließen und auf ihre gewöhnliche Art schroff und kalt blickten.

Von dem Garten herein kam jetzt einer nach dem anderen von der Gesellschaft.

Das Zimmer füllte sich. Der Onkel legte den Arm des Kandidaten in den seinigen und wandelte mit dem armen Menschen, wahrscheinlich um ihn an den Anblick der Gesellschaft wieder zu gewöhnen, auf und nieder, als wäre der Kandidat ein scheu gewordenes Pferd, das wieder ruhig geführt werden solle.

Und während dieser Wanderung zwischen den plaudernden Gruppen sagte der Onkel zu Vogel, daß er eine ganz merkwürdige und untrügliche Ahnung in sich berge, nämlich, daß Machowsky am Hochzeitstage des Guten zu viel thun würde, und daß er, der Onkel, sich auf dieses Ereignis außerordentlich im voraus spitze, und daß ihm nichts mehr Spaß machen würde, als Machowsky dabei beobachten zu können. Er bedachte nicht, daß das Schicksal Ahnungen und Voraussichten auf die heimtückischste Weise zu erfüllen oder nicht zu erfüllen liebt, und daß, wenn es dabei ist, unsere Ahnungen wahr oder nicht wahr zu machen, allerlei Unvorhergesehenes hinzuzufügen liebt und selbst den Weisesten überrascht.

Dieses Kapitel, so unscheinbar es ist, hatte doch seine Aufgabe, wie sie jeder unscheinbare Tag im Leben hat, dem wir die Arbeit, die er an der Vollendung unseres Daseins thut, kaum anmerken. Das Kapitel sollte die Aufgabe erfüllen, die verschiedenen Personen dieser Geschichte einen Schritt ihrem guten oder schlimmen Verhängnis näher zu führen, die Verlobten ihrem Hochzeitstag, die Gräfin und den Grafen der Trennung von ihren Kinden, den Kandidaten zu einem neuen Ziele. Auch ein junges Paar, über dem diesen ganzen Tag Schweigen gelegen hatte, wie es über solchen liegt, welchen das Empfinden weit über Worte hinausgewachsen ist, sollte einem noch verhüllten Schicksal näher gebracht werden.

Niemand mochte auf Dorothea und Stephan geachtet haben; sie hatten sich ruhig unter den anderen bewegt, ohne daß jemand geahnt hätte, daß in dem schönen friedvollen Familienkreis zwei Herzen bereit waren, auf dunklen, verschwiegenen, ungesehenen Wegen zu gehen, von der Straße abzuweichen, die von den Augen der Mitmenschen, ihrer Freunde, wie von schützenden Sternen überstrahlt war. Niemand ahnte, daß dem stillen Mädchen sich die Liebe ernst und gewaltig offenbart hatte, nicht wie sie sich einem harmlosen Geschöpfe zeigt, in dessen Seele sie einzieht und liebliche, glaubhafte Verheißungen mit sich bringt. Nein, sie zog einsam bei ihr ein, ohne von dem Gefolge von Wohlthaten begleitet zu sein, ohne die seelenberuhigende Botschaft, daß ihre Dauer ruhig und lange währen würde; ohne die freundliche Seligkeit, daß das Herz sich in seinem Glücke zeigen dürfe. Sie zündete ihr mit einemmal das helle Licht des vollen Bewußtseins an, ließ sich von dem jungen Geschöpf mit einem Blick in ihrer ganzen Macht erkennen. Dorothea fühlte die Kraft der Liebe, und fühlte zugleich schutzlos und hoffnungslos das Furchtbare, Tödliche dieser Liebe. Das Leben mit seinen Hoffnungen und Thränen schloß sich vor ihren Augen. Sie sah nichts mehr als den, den sie liebte, und eine nahe weite Öde.

Jenes Schillern in tausend Hoffnungen, in dämmernden Ahnungen, in vorgefühlter Befriedigung, die ein liebendes, in sicherer Hoffnung lebendes Herz kennt, war ihr versagt; sie ließ das Feuer, das sie ergriffen hatte, ungehindert brennen, in dem Glauben, daß es sie verzehren würde. Der Abend des Tages, des ersten Tages, den Stephan und sie im Bewußtsein ihrer Liebe miteinander verbracht hatten, führte beide wieder in einsamer Stunde an der stillen Thür zusammen. Sie fanden sich, doch ohne es miteinander verabredet zu haben. Dorotheas Kopf lag ermattet von dem Übermaß von Empfinden, das tagsüber ihre junge Seele überströmt hatte, an der Brust des Freundes, der mit Sorge die zarte Gestalt umfangen hielt.

Er fühlte sich hineingerissen in einen Strom, den er fliehen wollte. Er empfand, daß er mächtig angezogen wurde, aber ließ sich noch nicht hingleiten. Unendliche

Bilder und Mächte zogen ihm unaufhörlich durch die Seele, die gegen die Gewalt des Stromes wirkten, und seine Natur kämpfte noch. Er sah, was ihn mit sich reißen wollte, noch objektiv vor sich, war noch nicht ganz darin aufgegangen. Aber da kommt ein Augenblick, ein Nichts bricht hervor, und der Kampf ist entschieden. Und wie Dorothea jetzt vertrauend in der Unschuld der Leidenschaft still an seinem Herzen ruhte, wie er ihr Empfinden in seinem innersten Herzen spürte, da schlugen die Wogen über ihm zusammen und er drückte einen heißen Kuß auf die Lippen seines Lieblings.

* *
*

Dorothea kommt nach Hause, sich den Hochzeitsstaat zu machen, und erfährt, daß sich die Schwester verlobt hat. — Sie geht zur Tante Wangemann in eine Armensitzung. — Närrische Leute. — Warum Herr von Bublitz gekniffen wird. — Die Gnadenwerkzeuge kalmieren sich beim Thee. — Eine Nacht.

Tante Wangemann hatte noch an dem Abend, der uns im vorigen Kapitel beschäftigt hat, mit verschiedenen Personen eine Vereinbarung getroffen. Sie hörte, daß Dorothea noch vor der Hochzeit nach Hause reisen würde, um an ihren Hochzeitsstaat die letzte Hand mit anzulegen, und sofort hatte sie Dorothea kategorisch aufgefordert, der Versammlung, die ihr so sehr am Herzen lag, beizuwohnen. Ebenso hatten Machowsky, der Onkel und Stephan eine Einladung zu der Armensitzung, wie Tante Wangemann sich ausdrückte, erhalten.

Dorothea reiste am Morgen, mit dem dieses Kapitel beginnt, von Heuglins ab. Sie tauchte, als sie Abschied für die kurze Spanne Zeit nahm, in den liebevollen, jetzt sehr bewegten und erregten Gefühlen der Heuglinschen Mädchen so tief unter, als wäre dieser Abschied ein Abschied für lange, lange Zeit, und sie hüllten die Scheidende noch einmal in Liebe wahrhaft ein. Dorothea empfand wohl kaum den überreichen Erguß von Freundschaft und Freundlichkeit, der über sie hinströmte. Sie war schon ganz in dem Elemente der Liebe selbst aufgelöst, als daß sie das Wohlwollen, das ihr entgegengebracht wurde, als etwas Fremdes, Auffallendes bemerkt hätte. Gar zu schnell gewöhnen wir uns an die weiche göttliche Luft, wenn wir Liebe atmen; meinen, das wäre die Luft, in der wir leben wollen, und es ist gar oft nur ein schöner Hauch, der an uns vorübergeht und der, wenn er hingeschwunden ist, uns die gewöhnliche Kühle als unerträglich, als schmerzlich, ja tödlich erscheinen läßt.

Dorothea lebte von einer Atmosphäre umgeben, die es zuließ, mitten im geschäftigen Tag hinzusinken in Seligkeiten, die der Tag sonst zu verscheuchen liebt. Ein von solchem Zauber umgebenes Geschöpf fuhr in Blindheit und Befangenheit an diesem Morgen der Heimat zu. Aber der Strom des Lebens ist mächtig, er führt die Sehenden und Nichtsehenden, die Wollenden und Widerstrebenden ihrem Ziele gleichmäßig entgegen.

Dorothea wurde von ihrer Mutter auf dem Bahnhofe erwartet. Als sie beim Einfahren des Zuges die schlanke, kräftige Gestalt stehen sah, war es, als wollte durch die dichten, schimmernden Nebel, die sich um Dorotheens Herz gelagert hatten, der Tag brechen mit seiner Klarheit und Helle. Als Frau Schöngardt sie in die Arme schloß und sie mit klaren, festen Augen anblickte, überkam Dorothea eine solche tiefe unerwartete Erregung, daß ihr die Thränen in die Augen traten und sie die Arme angstvoll um die Mutter schlang. Von dem Augenblick an schien sie wieder in ihre alte Lebenslage zurückgekehrt zu sein. Sie blieb nicht mehr das junge leidenschaftliche Weib, für welches nur die Liebe, von der sie erfaßt worden, Gesetz, Leben und Atem war; sie wurde wieder das Kind, die Tochter, die von den Augen der Mutter abhängt, die ihres Rates, ihrer Liebe, ihres Lobes bedarf.

Dieser plötzliche, unerwartete Wechsel erschütterte Dorothea, und sie konnte sich nicht fassen.

„Mein liebes Herz, was hast du?“ frug Frau Schöngardt. „War man unfreundlich gegen dich? Bist du dort nicht mehr gern?“

Dorothea erwiderte nichts und ging ein paar Schritte neben der Mutter her.

„Ich bin gern bei Heuglins,“ sagte sie kurz, und dann mit einem innigen Ton: „Es ist so gut von dir, daß du mich abgeholt hast.“

„Weshalb bist du so erregt, mein Kind?“ frug die Frau Schöngardt weiter. „Du sollst dich nicht von jedem Gefühle so ganz hinnehmen lassen. Ich bin einen Wirbelwind wie dich jetzt nicht gewöhnt; wir sind die Zeit hier sehr ruhig zu Hause gewesen.“

Dorothea legte ihre Hand in die der Mutter und ließ sich führen. Es machte ihr einen unvergeßlichen Eindruck, wie sie mit ihr an dem schönen Sommermorgen den stillen Heckenweg ging, der abseits von der großen Verkehrsstraße vom Bahnhof zur Stadt führte.

Es war selten vorgekommen, daß Frau Schöngardt, die auf strenge Regel im Hause hielt, in den Morgenstunden ausgegangen war. Die wenigen Male, die Dorothea die Mutter hatte begleiten dürfen, lebten ihr in der Erinnerung als etwas unbeschreiblich Sommerliches, als etwas, was den ganzen Zauber ihrer Kindheit in sich schloß. So hatte es ihr von jeher einen Eindruck von Festlichkeit, von Weihe gemacht, wenn sie die Mutter feiern sah. Und so erschien es ihr heute wieder; sie fühlte erst die frische Schönheit des Morgens ganz, als sie bemerkte, mit welchem Ausdruck des bewußten Genusses Frau Schöngardt um sich blickte, und die vertrauensvollen Stunden der Kindheit sanken ihr schwer auf das Herz. Einen Schatten gewahrte sie, der auf den festen Zügen Frau Schöngardts lag. Sie gewahrte ihn, ohne daß er ihr besonders auffiel, denn über alles, was sie sah und dachte, fuhr es wie Licht und Schatten; alles hatte bald dieses Ansehen, bald jenes, war in unaufhörlichem Wechsel begriffen, bald erschreckend, bald beruhigend, bald Kraft und Leben gebend, bald Leben nehmend.

Nachdem sie eine Zeit lang nebeneinander hergegangen waren und Frau Schöngardt Dorothea nach diesem und jenem gefragt hatte, sagte sie:

„Wir sind recht in Not mit unserem Schlosser, Dore.“

„Was ist mit ihm?“ frug diese. „Ist er krank?“

„Sie werden ihn nicht in der Schule behalten, nun kommt er schon das zweite Jahr nicht mehr fort. Bei der nächsten Versetzung, wenn sie ihn nicht mit hinüberbringen können, müssen sie ihn gehen lassen. Es ist ihm nun einmal mit dem Lernen nicht gegeben, dem armen Jungen.“ Hier seufzte Frau Schöngardt. „Wir haben zu Hause recht schwere Zeiten durchgemacht. Der Vater hält Schlosser nicht für unbegabt, sondern für faul und phlegmatisch und treibt ihn gehörig an. Ich glaube nicht, daß er recht hat; unser Schlosser ist kein begabtes Kind!“

„Der arme Junge!“ sagte Dore, „da ist er wohl recht heruntergekommen?“

„Bewahre,“ erwiderte die Mutter, „er ist so rund und prall wie je, trotz all seiner Mühen, aber der Kummer über sein angestrengtes Leben sitzt ihm tief. Er ist immer bedrückt. Den Tag, nachdem du fort warst, gab es bei uns einen Skandal mit dem Lehrer, und von der Zeit an ist das Elend angegangen. Gottlob, wenn du erst wieder da bist. Der Schlosser freut sich sehr, daß du kommst.“

Wäre Frau Schöngardt nicht von der Sorge um den armen Jungen befangen gewesen, so hätte ihr das erregte Wesen der Tochter stärker auffallen müssen, als es geschah. Die angstvolle, innige Umarmung auf dem Bahnhofe hätte ihr zu denken geben müssen.

Mit Bangen betrat Dorothea ihr Vaterhaus. Sie mußte auf den Stufen vor der Hausthür stehen bleiben und tief Atem schöpfen, und konnte nicht atmen; es schien ihr, als wäre hier keine Luft für sie.

Oben im Familienzimmer stand ein kleines Frühstück bereit. Das Zimmer strahlte, von der Sonne beschienen, in morgendlicher Ordnung. Niemand befand sich da-

heim. Die Brüder waren in der Schule, Eveline ausgegangen; der Vater hatte den ganzen Vormittag außer dem Hause zu thun. So blieben Mutter und Tochter allein miteinander.

Dorothea zeigte auf das zierlich geordnete Frühstück und frug: „Hast du mir das selbst hergestellt?“

„Ich konnte doch mein verwöhntes Kind nicht ohne Frühstück lassen,“ sagte Frau Schöngardt.

„Das hast du selbst gethan?“ wiederholte Dorothea gedankenvoll.

„Nun ja! Ist das so sonderbar?“

Sie fühlte sich von der Art, wie die Mutter ihr die kleine Mahlzeit bereitet hatte, fremd berührt. Es war mehr, als Frau Schöngardt, wenn sie ihrer Gewohnheit gefolgt wäre, für ihre Tochter gethan haben würde. Diese kleine appetitliche Mahlzeit sagte Dorothea etwas, sprach etwas aus, zeigte ihr die Liebe der Mutter auf eine Weise, die sie ergriff und rührte. Sie fühlte sich geängstigt. Was hatte sich mit ihren Augen, mit ihrem Verständnis seit kurzem zugetragen? Weshalb begriff sie alles? Weshalb schienen alle Dinge, die sonst wohl einen gleichgültigen Eindruck auf sie gemacht hatten, sie jetzt zu quälen und bis in das Herz hinein zu erregen? In was für eine Art zu leben war sie denn geraten?

Wieder fiel sie der Mutter um den Hals und zwar schluchzend und immer von neuem flüsternd: „Du bist so gut, Mutter! Du bist so gut!“ Und als sie ihr am Halse hing, fühlte sie Empfindungen durch die Seele gehen, die sie fast hinsterben ließen. Sie hörte Stephans Worte, seine Stimme, jeden Laut, den er geflüstert hatte. Alles umwogte, umrauschte sie; mit einemmal war sie wieder zurückversetzt in den Augenblick, als sie bei Sonnenuntergang hinaus in die See geschwommen war und von dem Gefühl überwältigt wurde, zu sinken, sich in der schönen Flut aufzulösen, die sie umgab, und wie die Kräfte sie verließen, wie sie sank.

Und wie sie an der Brust der Mutter lag, war es ihr auch so; sie sank und sank, halb mit Wonne, halb mit Grauen, lächelnd und angstvoll zugleich. „Ach, liebe, liebe Mutter!“ flüsterte sie.

Frau Schöngardt strich ihr das Haar aus der Stirn zurück, schüttelte den Kopf und sagte: „Was sind wir für ruhige Leute, wenn unsere Dore nicht hier ist! Ist es dir denn so lieb, daß du wieder bei uns bist? Nun, wenn es nur anhält. Komm nun und iß, wir wollen uns dann gleich über das Kleid machen. — Nun, warte einmal.“ Damit hatte sie sich erhoben, war hinausgegangen und trat kurz darauf mit einem verdeckten, sauberen Korbe wieder ein, den sie mitten auf die Dielen stellte. Sie hob die Decke davon ab. Die Sonne schien gerade darauf, und der warme Wind, der durch das geöffnete Fenster drang, spielte in weichen, hellen Gewändern. „Schau,“ die Mutter hob behutsam das Kleid heraus und hielt es ihr hin. „Es sieht fast wie ein Brautkleid aus, nicht wahr, und du wirst sehen, daß wir bald ein wahres Brautkleid im Hause arbeiten werden. Ich will es dir gleich jetzt sagen, denn du erfährst es doch heute. Wir denken, daß es mit der Eveline und dem jungen Werner Ernst wird. Er hat sich diese ganze Zeit uns sehr genähert, und mir will es so scheinen, als ob sich die Sache machen wird. Eveline mag ihn gern. Der Vater würde in diesem Fall gar nichts einzuwenden haben. So könnte es sich ereignen, daß wir in nächster Zeit eine Braut im Hause haben. Nun, was meinst du dazu?“

„Es wird so werden, denke ich auch,“ sagte Dorothea.

„Und das sprichst du so ruhig aus?“ frug die Mutter.

„Nicht so ruhig, wie du denkst,“ erwiderte sie leise, und auf ihr Herz legte sich schwer ihr eigenes Geschick. Sie verstand sich kaum, aber sie war über die Nachricht, welche die Mutter ihr eben mitteilte, heftig erschreckt.

Es war das erste Mal, daß das Leben in seinem ruhigen Gang an ihrem Herz achtlos vorüberschritt. Es war zum ersten=

mal, daß von ihr verlangt wurde, ihr inneres Leben von dem äußeren zu scheiden; zum erstenmal, daß sie ahnte, was es heißt, schweigsam zu sein, das eigene übervolle Herz zu verbergen, zu verleugnen, und nur allein Gefühl für fremdes Leben zeigen zu dürfen; zum erstenmal, daß sie empfand, daß ein von den anderen unerkanntes Dasein ein beängstigendes, abgeschiedenes, vereinsamtes Dasein sei.

Diese ernsten Erkenntnisse standen ihr nicht klar vor der Seele, nur eine Ahnung ihrer Nähe legte sich ihr auf das Herz.

„Du bist ein närrisches Ding," sagte die Mutter. „Ich möchte einmal ein anderes Mädchen sehen, der man sagt: deine ältere gute Schwester wird sich verloben, oder hat sich verlobt, ob sich das Mädchen so benimmt wie du."

Frau Schöngardt half Dorothea bei dem Anziehen, machte ihr auch das Haar so, wie sie wünschte, daß Dorothea es zu dem Hochzeitstage tragen möchte, und war sorgsam und freundlich mit ihrer hübschen stillen Tochter. Die Sommerluft drang warm und kräftig durch die Fenster ein, und in dem Zimmer war ein unbeschreiblicher Friede.

Frau Schöngardt stellte Dorothea, nachdem sie ihr das Kleid fertig angelegt, vor sich hin und sagte: „Nun laß dich einmal betrachten, Mädchen."

Dorothea blieb am offenen Fenster vor der Mutter stehen und blickte hinaus. Draußen unter dem Dache vom Nachbarhause hatten Schwalben genistet, die flogen ein und aus, und man hörte das leise Piepen der Jungen.

„Da sind ja die Schwälbchen," sagte Dorothea, nachdem sie lebhaft und aufmerksam hingeblickt hatte. „Seit wann sind sie ausgekrochen? Und ihr habt mir's gar nicht geschrieben?" Das war wieder ihr munterer, lebendiger Ton.

„So bist du!" rief die Mutter, die in den Anblick Dorotheas ganz versunken war. „Darüber, daß wir dir nicht geschrieben haben, daß ein paar Schwälbchen ausgekrochen sind, bist du voller Verwunderung, aber ich glaube, es ist dir nicht in den Kopf gekommen, dich zu verwundern, daß ich dir über Eveline nichts schrieb."

„Das wirst du wohl," sagte Dorothea freundlich, „sehr gut wissen, weshalb du es nicht gethan hast; aber die Schwalben hast du doch vergessen."

„So wird es wohl sein," sagte Frau Schöngardt lächelnd, half ihr wieder bei dem Auskleiden, und sie setzten sich zueinander und arbeiteten an dem Kleide.

Dorothea erzählte, daß sie heute abend zu Frau Wangemann eingeladen sei. Sie mußte beschreiben, wie Luise Wangemann den Brief diktiert hatte, mit welchen Schwierigkeiten sie nach Tinte gelaufen waren, und beide lachten darüber.

Die Brüder kamen nach Hause, Schlosser in der grünen Jacke, in der er so prall saß wie ein Apfel in seiner Schale. Er kam langsam zur Thür herein, schleppte seine mit einem Riemen umschnallten Bücher wie einen Sack auf der Schulter, begrüßte die Schwester auf eine beiläufige gedrückte Weise und verschwand widerwillig schleichend in dem Zimmer des Vaters, in dem seiner neue Arbeit und Anstrengung wartete. Der arme Bursche lebte seit einiger Zeit unter unaufhörlicher Beaufsichtigung. Er arbeitete unter den gestrengen Augen seines Vaters, und war dieser nicht zugegen, so war der gute Junge durch sein Ehrenwort verpflichtet, den Aufenthaltsort nirgends anders zu wählen als vor dem großen, zur Pflichttreue auffordernden Schreibepult Herrn Schöngardts.

Dorothea blickte noch lange nach der Thür, als Schlosser schon längst verschwunden war. Ein tiefes Mitleid mit dem armen Tropf erfaßte sie. Sie wußte aus Erfahrung, denn er hatte oft bei ihr Hilfe gesucht in seiner Arbeitsnot, wie er sich plagen mußte, wie bitterlich schwer es ihm wurde, geistige Nahrung zu sich zu nehmen und Geschmack daran zu finden. Seine runde ausgefütterte Gestalt erschien ihr so schmerzbeladen und niedergedrückt. Sie stand auf und trat zu ihm hin. Ohne daß er sich nach ihr umschaute,

ging sie zu ihm und faßte seinen runden Kopf, der mit kurzem, starkem Haar gepolstert war, zwischen beide Hände und sagte: „Alter guter Schlosser, was machst du denn?“

„Du hast gut reden,“ brummte Schlosser unwirsch. „Laß mich —“

Er stieß mit dem Fuß verächtlich und ungehalten gegen das Schreibepult.

„Sei nun eine Zeit lang recht fleißig, dann macht es sich schon wieder,“ sagte Dorothea begütigend.

„Hat sich was,“ brummte Schlosser. „Ich wollte, ich wäre ein Pferd!“

„Ach was, Schlosser — ein Pferd; sag doch nicht dummes Zeug.“

„Ist nicht dummes Zeug,“ brummte er wieder. „Weiß weshalb.“

„Sprich nicht so, Schlosser, das ist eine Sünde,“ sagte Dorothea, die sich in diesem Augenblick den Schlosser als ein recht munteres Pferdchen vorstellte.

„Ist nicht Sünde,“ erwiderte Schlosser, immer noch ohne aufzublicken. „Laß mich!“ Und wieder stieß er mit dem Fuße das Pult, gegen das er eine ganz abscheuliche Gesinnung zu hegen schien.

In diesem Augenblick mußte gerade der Vater eintreten.

„Was machtest du da eben?“ frug er den unglücklichen Schlosser. „Du tratest das Pult — wie?“

Keine Antwort.

„Du tratest gegen das Pult?“ wiederholte Herr Schöngardt noch einmal feierlich. „Du ließest deine Wut an dem Pult aus?“

Schlosser senkte seinen Kopf in mürrischem, verstocktem Schweigen, und ehe er sich versah, waren seine prallen Wangen von Herrn Schöngardts Hand umsaust.

„Merk dir das,“ ward ihm dann noch hinzugefügt. „Ich dulde keine Bosheit. Du ißt heute nicht mit zu Tische und bleibst bei deiner Arbeit. Was hat man dir aufgegeben? Was hast du zu thun?“

Eine trübselige, heisere Stimme gab dieser Frage Antwort, und eine Kette von Dingen, die dem Sprecher unbedingte Qualen und Schauder bereiteten, wurde langsam und leblos hergezählt.

„Nun, also vorwärts!“ sagte der Vater, der seine Tochter jetzt erst beiläufig begrüßte. „Komm, Dorothea. Ich wünsche, daß er ungestört bleibt.“

Als sie mit dem Vater aus dem Zimmer gegangen war, sagte sie: „Fürchtest du nicht, daß Schlosser krank werden könnte?“

„Das fehlte,“ erwiderte der Vater. „Er soll das thun, was die Pflicht jedes Knaben ist; und ich möchte nicht sehen, daß einer meiner Söhne dieser Pflicht nicht nachkommen wollte.“

„Vielleicht kann er nicht, Vater?“

„Papperlapapp,“ erwiderte Herr Schöngardt. „Das wird sich finden.“

So mußte der arme Schlosser seinen ganzen schönen Tag im Arbeitszimmer Herrn Schöngardts verbringen, bei knapper Nahrung, da Herr Schöngardt durch Abnahme von Schlossers unveränderlicher Prallheit sich guten Einfluß auf das Wachstum seiner Gehirnmasse versprach.

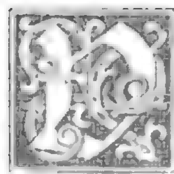
(Fortsetzung folgt.)

Kunstgewerbe bei den Negern.

Von

Max Buchner.

II.



Viel gefährlicher sind die Pfeile mit geschmiedeten Spitzen, Figur 19, weil sie aus dem Hinterhalte wirken. Die Sehne des Bogens ist ein Strang gespaltenen Rotangs oder spanischen Rohrs, der beim Nichtgebrauch abgespannt wird.

Häufig sind die Pfeile noch mit Gift versehen. Man erkennt das daran, daß hinter den Spitzen größere Knollen einer hart getrockneten schwärzlichen Paste sitzen, die zum Schutze gegen Regen in grüne Blätter eingebunden werden. Die pulverisierten Samen einer Strychnosart, mit Harz und Gummi zu einem Teig geknetet, liefern den Giftstoff, welcher zweifellos sehr wirksam wäre, wenn die Zubereitung weniger liederlich geschähe. Obwohl die Neger vor vergifteten Pfeilen offenbar großen Respekt haben und gleich ein zeterndes Geschrei erheben, falls ein solcher irgendwo auf eine Stelle achtlos niedergelegt wird, auf die ein Mensch sich niedersetzen oder treten könnte, haben meine Versuche, die ich mit dem Negerpfeilgift anstellte, doch niemals einen schlagenden Erfolg gehabt. Wohl zwanzig Hühner, die ich damit töten wollte, blieben ungestört am Leben, bis sie von dem Koch auf gewöhnlichere Art geschlachtet wurden. Auch von anderen Seiten liegen mancherlei Berichte vor, die für eine große Unzuverlässigkeit der verschiedenen Sorten Pfeilgift sprechen. Man vertrödelt schrecklich viel Zeit und Mühe mit allem, was die Neger oder die sogenannten Wilden überhaupt zu leisten pflegen. Die zweifelhafte Wirksamkeit des Mittels geht schon daraus hervor, daß der Glaube herrscht, ein Mann könne nur dann ein ordentliches Pfeilgift zubereiten, wenn er völlig keusch geschlafen habe.

Zu den Erzeugnissen der Schmiedekunst gehören schließlich auch noch zwei hier vorgeführte Musikinstrumente, Figur 20 und 21. Ersteres ist die allgemein centralafrikanische eiserne Doppelglocke „Rubemb" (Lunda), oder „Lubembe" (Angola), nebst Klöppel aus Kautschuk, der mit Eidechsenhaut überzogen ist. Dieses Exem-

plar kaufte ich in Mussumba. Wahrscheinlich aber stammt es aus den interessanten Ländern nördlich davon. Zum Anschlagen wird es mit den Öffnungen nach oben gehalten. Die beiden Glocken haben verschiedene Töne, und ihr ewiges Bimbam kann allein durch den Rhythmus variiert werden.

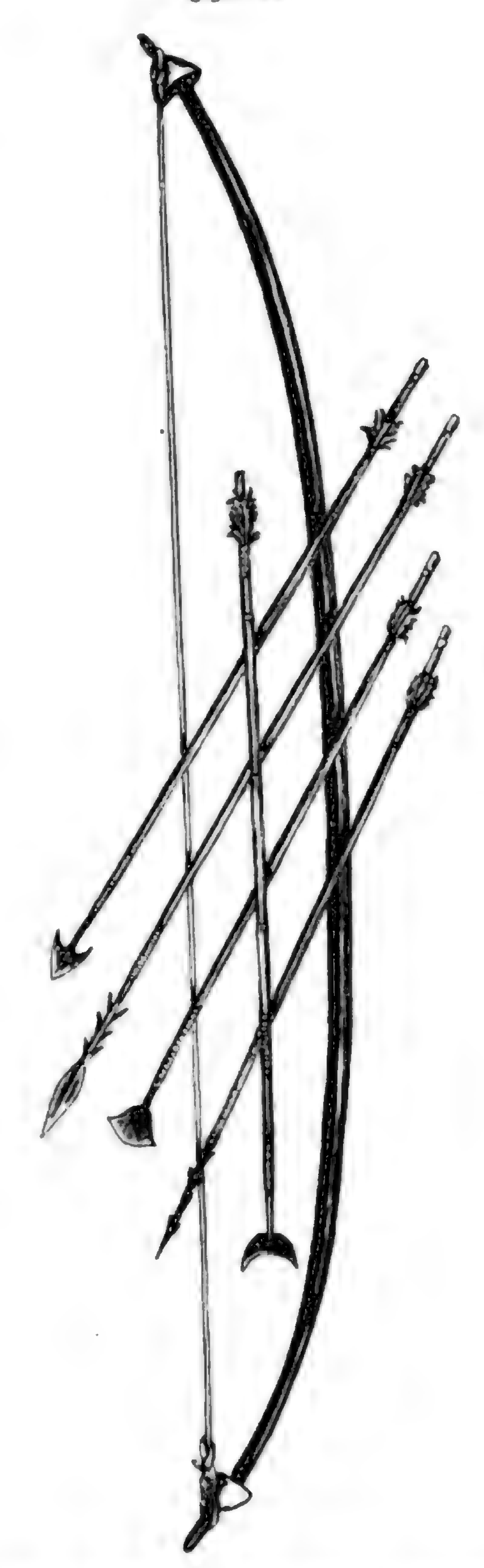
Figur 21 ist das Musikinstrument Kissanji von Songoarbeit. Der ausgehöhlte platt viereckige Körper ist aus dem sehr weichen, großzelligen und deshalb stark lufthaltigen Holze einer Araliacea geschnitzt. Die auf einem eisernen Quersteg mit gekrümmten Eisenstiften festgeklemmten Tasten, welche gleichfalls aus Eisen sind, erinnern lebhaft an eine Spielerei unserer Schuljungen, zu welcher abgebrochene Stahlfedern benutzt werden. Das Instrument wird mit beiden Händen wagerecht gehalten, und mit beiden Daumen an den Tasten oder Federn gezupft. Die lose angehängte große Erbse hat den Zweck, dabei mitzuklappern.

Was mit dem Kissanji an Musik geleistet wird, läßt sich am besten einer allereinfachsten Zitherbegleitung, die sich ewig wiederholend in drei oder vier Accorden auf und ab bewegt, vergleichen. Trotz ihrer Einförmigkeit muß man diese Unterhaltung doch oft ganze Nachmittage um sich hören. Der Neger ist beständig in jener angenehm müßigen Stimmung, in der ein Europäer still und oft auch gräßlich falsch vor sich hin zu pfeifen pflegt.

Nur Eisen und Kupfer sind die den Negern überall bekannten Metalle. In Katanga östlich des Lundareiches giebt es Kupferminen, deren Erzeugnisse, dreißig Centimeter lange Kreuze ziemlich reinen Kupfers in der Form von Figur 22, ihren Weg nach den Küsten beider Meere finden. Ihres schwachen Goldgehaltes wegen wurden diese Kupferkreuze von den Portugiesen in Benguella früher häufig angekauft und nach Lissabon verschickt.

Der Mangel an Bleierzen in den tropischen Breiten des Inneren drückt sich dadurch aus, daß zum Schießen mit den schlechten Steinschloßmusketen aus Europa, die noch heute in gewissen Fabriken Bel-

Figur 19.



giens und Englands angefertigt werden, geschmiedete eiserne Kugeln oder Kieselsteine dienen.

Gewöhnlich sind diese rohen Geschosse

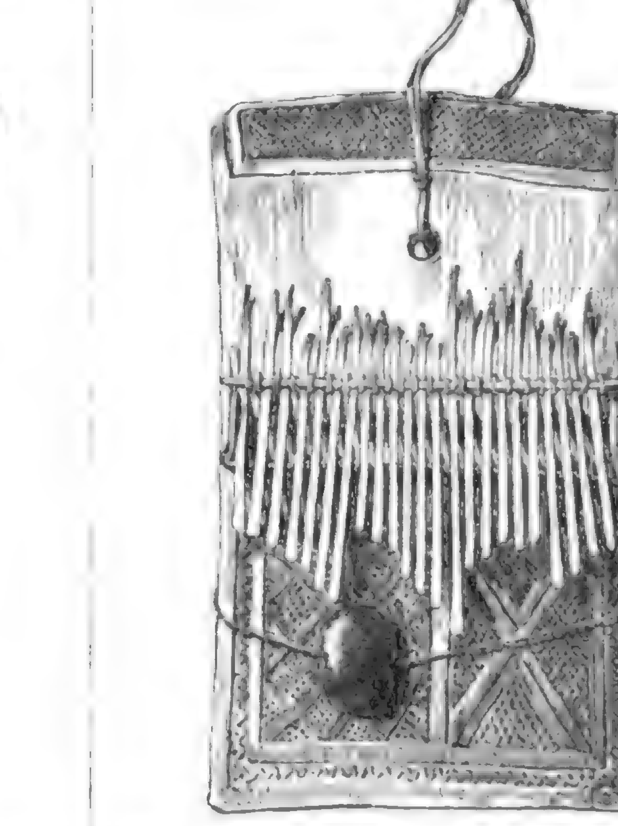
kleiner als das Kaliber des Rohres, in das sie beim Laden lose hinabrollen und erst durch einen festen Pfropf aus Gras und Blättern eingepreßt werden müssen. Aber ihre Härte, dann das meistens

Figur 20.

wahrhaft fürchterliche Pulverquantum von zwanzig Gramm und mehr, mit dem sie abgeschossen werden, gleichen den Nachteil vielfach aus. In kürzerer Entfernung wirken sie vernichtender als unsere Perkussionsgeschosse. Als ich einmal einen Hippopotamus erlegt zu haben glaubte, mußte ich zu meiner bitteren Enttäuschung finden, daß nicht meine bleiernen Mauserkugeln, welche auf den Schädelknochen plattgeschlagen waren, sondern die eiserne Kugel eines Wilden durch Zersplitterung der Augenhöhlenwände das Riesentier niedergestreckt hatte.

So ein schwarzer Jägersmann vertraut

Figur 21.



aber auch viel weniger der Wirkung seines Schießgerätes in die Ferne, als wir gewohnt sind. Geschmeidig schleicht er sich so nahe an das Wild, daß ein Fehlen fast unmöglich ist. Erst seines Zieles völlig sicher drückt er los. Der fürchterliche Schuß streckt ihn vielleicht zu Boden. Aber ohne einen Augenblick sich zu besinnen, springt er wieder auf und ergreift die Flucht. Erst in sicherer Enfernung gönnt er sich die Zeit, nochmal zu laden, worauf er vorsichtig zurückschleicht, um zu erforschen, ob seine Heldenthat den ge-

Figur 22.

wünschten Erfolg gehabt hat, und sollte dann das Tier noch nicht getötet sein, so beginnt er dasselbe Manöver von neuem.

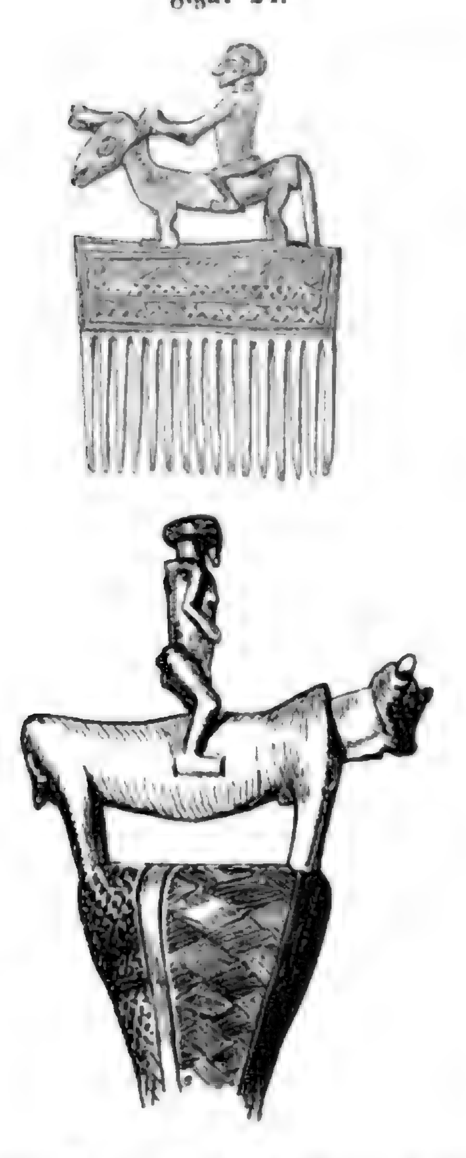
Figur 23.

Mehr als alle vorerwähnten Erzeugnisse der Industrie geben uns die Schnitzereien einen Einblick in die schaffende Negerseele. Der Neger hat nicht viel zu thun, und nichts sagt ihm mehr zu als ein tändelndes Beschnitzeln passend geformter Hölzer. Eine zufällig gegebene Ähnlichkeit bietet ihm den ersten Anlaß, mit dem Messer nachzuhelfen. Mischen sich religiöse Gefühle und Ahnungen in diese Arbeit, so entsteht ein Götze oder ein Amulett.

Mit dem Wort „Götze" ist von den

Reisenden zweifellos ein arger Mißbrauch getrieben worden. Gar manche, ja vielleicht die meisten unter dieser Bezeichnung in den Museen ausgestellten Figuren und Figürchen haben keine höhere ethische Bedeutung als die Puppen in den Händen unserer Kinder. Freilich, wenn man sie bei einem Schwarzen fand, mußte ein geheimnisvoller religiöser Sinn dahinter stecken!

Figur 24.



Überhaupt giebt es kaum ein schwierigeres Kapitel für das Forschungsbedürfnis als die Religion der Naturvölker, und über kein anderes Thema findet man in den Mitteilungen von Reisenden und Kompilatoren mehr albernes, kritikloses Zeug zusammengetragen als gerade über dieses. Um über religiöse Vorstellungen bei Naturvölkern etwas wirklich Stichhaltiges zur Erkenntnis zu bringen, dazu gehört viel mehr Zeit und namentlich auch viel mehr kritische Schärfe, als manchen Berichterstattern verfügbar zu sein schien. Am meisten aber ist hier auch Geduld und Vorsicht nötig. Wer seinen Eifer nicht zügeln kann und nichts Besseres weiß, als gleich vom Schiff weg mit Bleistift und Notizbuch über die guten Wilden herzufallen, der wird sicherlich nur ein Minimum Wahrheit, dafür aber um so mehr Konfusion, untermischt mit lustigen Schnurren, aufgetischt erhalten. Bloß das ist wertvoll, was man gelegentlich ablauscht und abstiehlt. Selbst auf die allererste Frage „Hat der Neger eine Religion?“ kann nicht sofort Ja oder Nein geantwortet werden, ohne daß man sich vorher klargelegt hat, was denn unter Religion eigentlich zu verstehen ist. Faßt man diesen Begriff auf als ein System von Vorstellungen, Wünschen, Hoffnungen und Befürchtungen, sowie daraus entspringenden moralischen Geboten, so hat der Neger keine Religion. Faßt man denselben Begriff aber leichter auf und läßt jede unbestimmte Menge des Zusammenhanges entbehrender abergläubischer Regungen als Religion gelten, so hat er eine.

Figur 25.

Figur 26.

Als besonders hervorragende Künstler in der Holzskulptur sind die Songo zu rühmen, und mit ihnen muß deshalb dieses Thema begonnen werden.

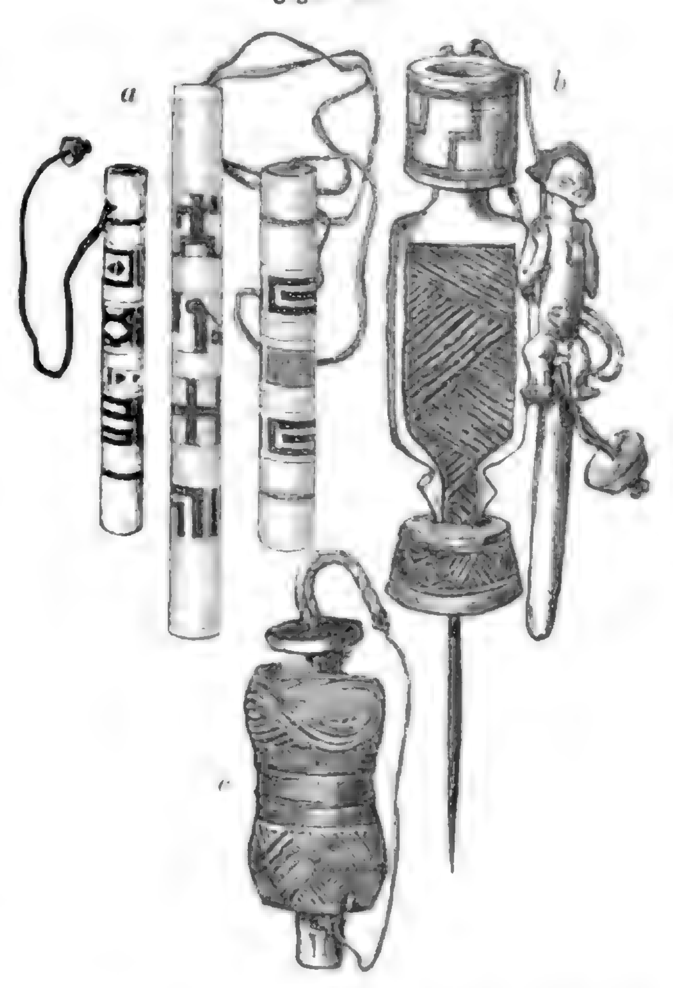
Da fallen vor allem durch charakteristische Zeichnung die fünf Schmuckkeulen, Figur 23, auf. Geschnitzt aus dem Holze eines Strauches, der den schönen Namen „Ditui dia hui“, „Geierohr“, trägt, wandern sie mit den Kautschukhändlern weithin nach Ost und nach West. Ursprünglich wohl als verzierte Knüppel zur Verteidigung gemeint, haben sie schließlich mehr den Wert unserer Spazierstöcke oder Scepter zur Pose erhalten.

Gleichen Ursprungs sind die beiden ungemein naiv erfundenen Reitergestalten Figur 24. Das obere Reittier soll entschieden ein Pferd sein, das der Künstler im Lande der Weißen, das heißt an der Küste, gesehen hat, und ziert einen Kamm zum Kratzen des Haarbodens. Die edle Rosinante scheint allerdings mit der Entfernung von der Küste in des Künstlers Phantasie immer mehr die Gestalt eines fabelhaften Ungetüms angenommen zu haben. Der andere Reiter sitzt auf einem Ochsen, und dieser steht auf der Spitze einer Schmuckkeule.

Figur 27.

Als Übergang von den Schmuckkeulen zu sogenannten Götzen möchte Figur 25 aufzufassen sein. Diese entstammt der Kunstfertigkeit eines Kioko, ist gleichfalls aus dem harten Holz eines Ditui dia hui geschnitzt und mit Ruß und Öl schwarz lackiert. Vorn sind acht gelbe europäische Tapeziernägel, welche gleich den Glasperlen als Handelsartikel Kurs haben, eingetrieben. Kiokohäuptlinge sieht man häufig mit den nämlichen hohen Mützen, wie sie die Figur trägt, die dann meist

Figur 28.



aus Rinde und Geflecht gefertigt und mit rotem Flanell überzogen sind.

Eine Verlängerung der Stirn und des ganzen Kopfes in der in Figur 26 angedeuteten Weise scheint ein Schönheitsideal zu sein, das bei den kleinen Prinzen der Muatiamvos durch gewaltsames Pressen des Schädels angestrebt wird.

Eine eben solche Götzenpuppe weiblichen Geschlechts, welche die Arbeit und den Geschmack der Songo zeigt, ist Figur 27. Als besonders interessant ist die Stilisierung des Nabels mittels eines Blechröhrchens europäischen Ursprungs zu betrachten. Der Kopf trägt die für Songoweiber charakteristische Frisur.

Auch die Schnupftabaksdosen, Figur 28, gehören hierher. Die drei ersten sind etwa daumendicke Bambusröhrchen, mit verschiedenen fein eingekritzten und schwarz gefärbten Arabesken geziert. Von den

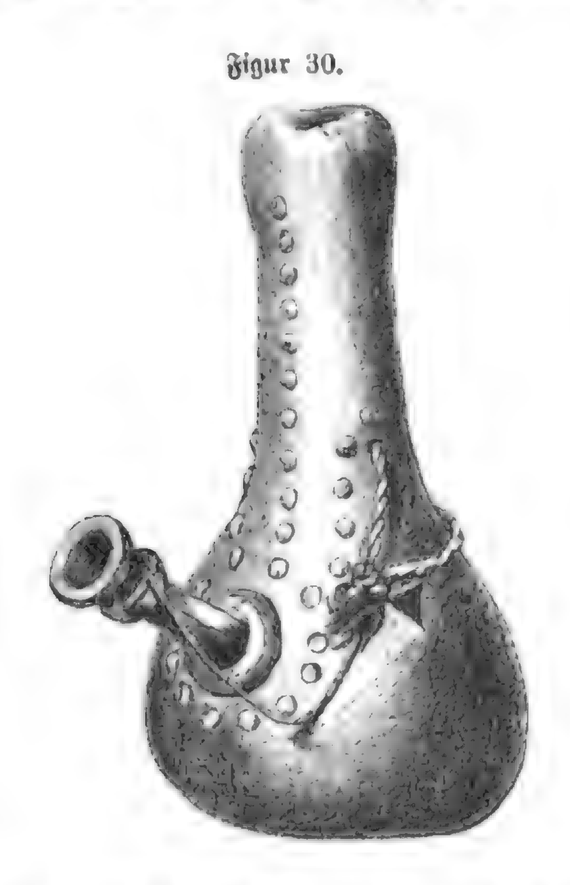
beiden anderen aus gewöhnlichem Holze ist das obere rechts, b, Kioko-, das untere, c, Lundastil. Alle sind mit Deckeln versehen, die an Lederstrippen hängen. An der Kiokodose mit eisernem Stachel zum Einstecken in den Boden hängt außerdem noch ein Pistill zum Zerreiben der getrockneten Tabaksblätter.

Figur 29.

Halb zur Töpferei und halb zur Schnitzerei gehören auch die fünf Tabakspfeifen verschiedener Stilarten, Figur 29. Die mittelste, größte ist aus dem Lande der Bangala, aus Kassanje. Ich fand diese Form nur dieses einzige Mal beim Häuptling Kitamba kia Kipungo am Koango. Die Verzierungen des Rohres bestehen in drei Knoten europäischer Stickperlen, sowie in Umflechtungen mit den schwarzen Wurzelfasern des Papyrusschilfes. Die nächst anliegende mit der Pincette ist specifisch Songo. Hier ist der Kopf aus Holz geschnitzt, innen mit Eisenblech ausgekleidet. Auch das dünne Mundstückröhrchen ist Eisen. Die eiserne Pincette, die an einer Schnur hängt, dient zum Halten der glühenden Kohle beim Anzünden.

Als dem nämlichen Zwecke entsprechend möge die Wasserpfeife Figur 30, in Angola „Mudobo“, in Lunda „Mudobb“ genannt, angereiht werden. Das Schilfrohrstück, welches den thönernen Pfeifenkopf trägt, reicht bis zum Grunde des Kürbisbauches. Die Stilnarbe oben ist zu einem Loch ausgeschnitten, an dem zum Rauchen gesaugt wird. Durch die dreieckige Öffnung unterhalb der Schnur zum Aufhängen wird das den Hohlraum zu einem Drittel füllende Wasser eingegossen, meistens mittels des Mundes. Dieselbe ist beim Rau-

chen zuzuhalten. Als besondere Verzierungen sind europäische gelbe Tapeziernägel eingedrückt. Figur 31 zeigt denselben Thonkopf des Mudobo etwas deutlicher ausgeführt. Zwei Antilopenhörnchen bilden unten ein Hauptmotiv.



Figur 30.

Die Wasserpfeife scheint namentlich in jenen noch halb unentdeckten Ländern des innersten Inneren, in die der Tabakbau noch wenig oder gar nicht eingedrungen ist, so zum Beispiel bei den Turrubba und Tuschilange, zum Hanfrauchen beliebt zu sein, und in manchen Gegenden soll dieses Genußmittel bis zum lasterhaften Mißbrauch herrschen. Da damit ein fortgesetzter Hustenreiz verbunden ist, hört man dort in feierlichen Ratsversammlungen, in denen der Mudobb von Mund zu Mund geht, oft mehr husten als reden. Ja, das Husten ist dort zu einer so selbstverständlichen, zur Geselligkeit gehörigen Äußerung geworden, daß es rhythmisch stilisiert, wie ein lange fortgesetztes, immer schwächer klingendes Echo zum besten gegeben wird, und je höher das Alter und die Würde, desto länger und lauter ziemt das Husten. Das gewaltige, dröhnende Husten eines Dorfhäuptlings, der schlaflos sich auf seinem Lager wälzt und endlich, Trost zu finden, nach der Kürbispfeife greift, ist oft recht stimmungsvoll und charakteristisch für ruhige, stille Nächte jener Gegenden.

Dieses nämliche Rauchgerät muß hier und da noch zu einem anderen Zweck rein medizinischer Natur sich hergeben, zum Klystieren kleiner Kinder nämlich. Statt des kurzen dicken Rohres wird dann ein spitzes Röhrchen eingesetzt. Die Mutter führt dasselbe ihrem kleinen Balg in den entsprechenden Körperteil und bläst den Inhalt des Kürbisses, meist irgend einen Blätterabsud, mit der ganzen Kraft des Atems ein.

Figur 31.

Ein geschnitztes Stühlchen, welches trotz seiner Kleinheit sowohl zum Sitzen als auch zur Stütze des Nackens beim Schlafen dient, zeigt Figur 32. Nicht bloß bei den Chinesen und Polynesiern, sondern auch bei den Negern finden wir statt unserer weichen schwellenden Kissen diese harten Holzgeräte. Ursprünglich mögen dieselben wohl aus Rücksicht auf besonders kunstvolle, mit Perlenstickereien ausgeschmückte Haarfrisuren, die man nicht jeden Tag erneuern kann, üblich geworden sein, und außerdem sind unsere weichen Kissen für den echten Afrikaner eben noch nicht erfunden. Bloß die Träger auf der Reise bedienen sich zuweilen ihrer aus Gras und Zeug zusammengewickelten

Figur 32.

Lastpolster auch zur Kopfunterlage beim Schlafen.

Als Abarten der Schnitzerei sind schließ-

Figur 33.

lich auch das Tättowieren, das Ausrasieren der Haare und das Zufeilen der Zähne aufzufassen. Ganz ohne Tättowierung wird man selten einen Neger finden. Kleine blaue Sterne oder Tupfen an den Wangen, an der Stirn und überall am Körper, blaue Ringe um Finger, Arme und Beine, oder sonst ein Zierat irgendwo auf der Haut fehlen selten. Die höchste Ausbildung aber hat diese Kunst bei den Tuschilange (Singular Kaschilange) gefunden, den Unterthanen des Königs Mukenge, der von Pogge und Wißmann entdeckt wurde. Leider habe ich diese interessanten Menschen nicht in ihrer Heimat, sondern nur in der Fremde kennen gelernt. Die beiden Abbildungen Figur 33 und 34 stellen die Profile zweier Tuschilange dar, die ich in Malange als Sklaven vorfand und mit dem Stift möglichst naturgetreu und gewissenhaft porträtierte. Ihre Gesichter und ebenso ihre Brustflächen sahen von ferne ganz blau aus und erinnerten dadurch an die Maori auf Neu-Seeland, die ja bekanntlich auch über und über tättowiert sind, allerdings noch viel schöner und kräftiger stilvoll als diese Afrikaner.

Das Höchste und Originellste im Ausrasieren der Kopfhaare leisten die Bangala, die handelseifrigen Bewohner des Landes Kassanje. Wohl die Hälfte dieses Volkes ist stets auf Wanderung begriffen, um aus dem innersten Inneren bis zur Mitte des Kontinents hinein Kautschuk zu holen und den Europäern an der Küste zuzutragen. Die betreffenden fünfzehn Köpfe in Figur 35 habe ich aus einer solchen Bangala-Kautschukkarawane, die mir in Lunda einmal begegnete, als die charakteristischsten herausgegriffen.

Eine merkwürdige Art, die beiden oberen mittelsten Schneidezähne auszufeilen, welche bei den Weibern der Songo üblich ist, zeigt Figur 36. Sonst sieht man die Zähne der Neger, aber immer nur bestimmter Stämme, namentlich an der Küste, einfach spitz gefeilt.

Das Tättowieren und Ausrasieren führt hinüber zur Lederarbeit, von der außer den bereits erwähnten Futteralen für Schwerter und Messer, Figuren 15, 16 und 17, auch noch Figur 37 eine Probe

Figur 34.

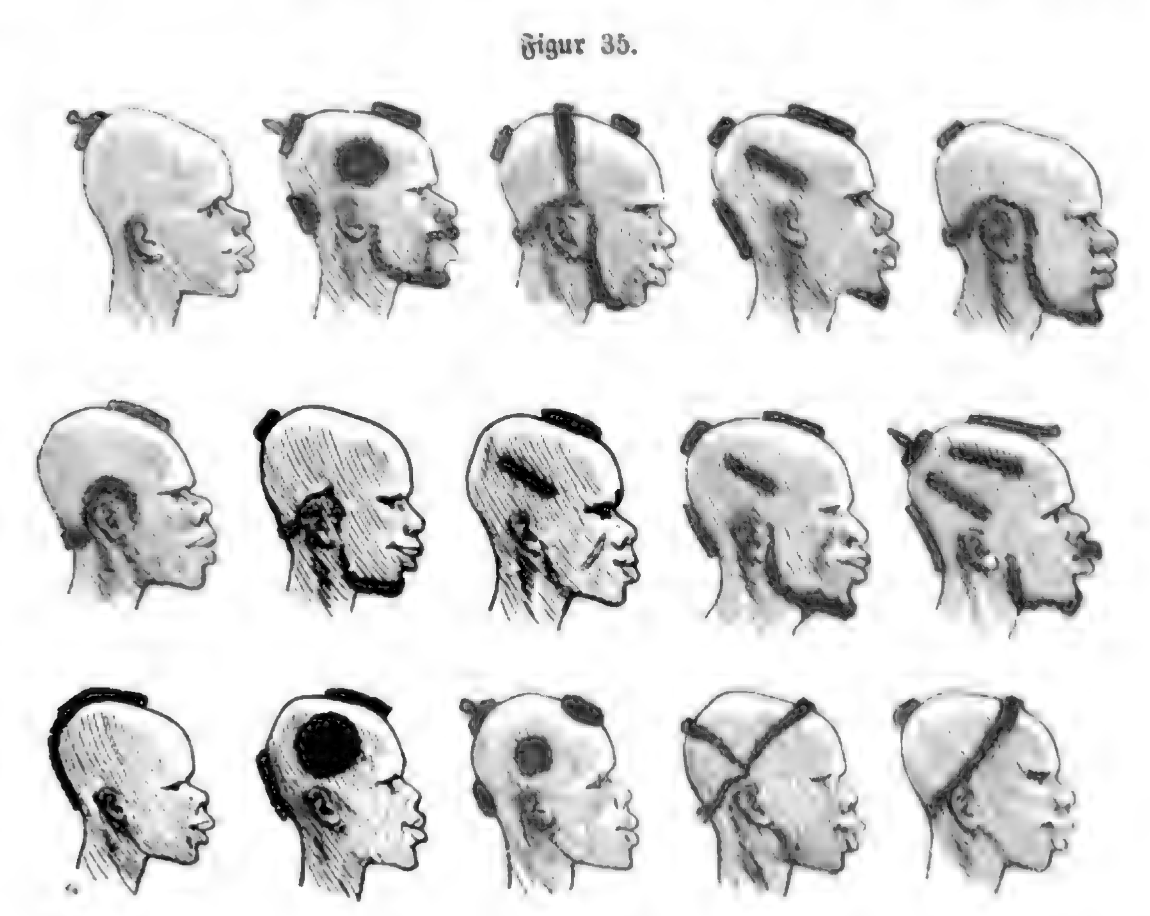
giebt. Dieselbe stellt Muatiamvos Reisetasche dar, in welcher dieser große König Proviant, Perlen zum Verschenken und Munition mit sich zu führen pflegt. Das

Digitized by Google

Material ist Rindshaut, bloß innen an der Fleischseite reingeschabt. Die Behaarung der Außenseite ist vorn zu Arabeskenfiguren ausgefächert und die so entstandenen Felder sind bunt mit rotem und blauem Flanell gefüttert.

Zum Schluß möge noch in Figur 38 eine ebenso originelle als charaktervolle Götzenvorrichtung aufgeführt werden. Ich fand dieselbe als eigenartigen religiös-phantastischen Schmuck der Gabelung eines Scheideweges im Lande der Kioko. Es war weiter nichts als ein flacher Haufen schwarzer Humuserde und darauf gezeichnet mit weißer Talkerde ein grinsendes Fratzengesicht, an dessen Stirnseite ein Kranz von Hühnerfedern. Einfacher und zugleich ebenso wirksam kann man wohl kaum einer flüchtigen Idee zum Ausdruck verhelfen.

Figur 35.



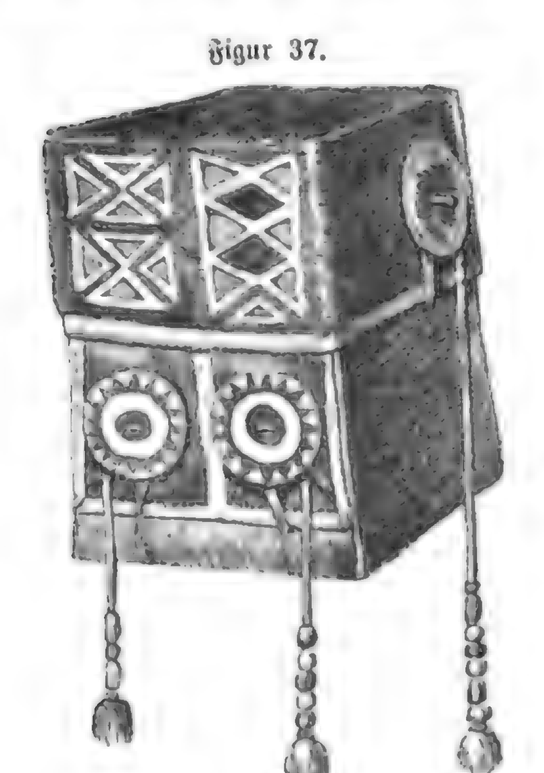
Das Vorgeführte ist leider nur eine dürftige Mustersammlung dessen, was an ethnographischen Erzeugnissen, die sich unter dem bei uns so sehr modern gewordenen und beliebten Ausdruck „Kunstgewerbe" zusammenfassen lassen, von den Negern zu erwarten ist. Im innersten Inneren Afrikas mögen noch unzählige Schätze dieser Art ihres Finders und Erretters harren, und es ist höchste Zeit, daß sie rasch geborgen werden. Denn immer mehr dringt der europäische Einfluß nivellierend nach den abgeschiedenen Centren origineller Menschensitten vor. Es giebt in Afrika noch ausgedehnte Gegenden genug, die noch keines Europäers Fuß betreten hat, aber wohl kein einziges Hundert Kilometer im Quadrat mehr, das nicht schon indirekt durch des Europäers Interesse vermittels schwarzer Händler, die dem Weißen überall vorangehen, beeinflußt wäre. Selbst vor diesen schwarzen Händlern, die sich als intime Kenner und Genossen jener wunderbaren, sagenhaften Weißen mit dem größten Nimbus zu umgeben wissen, schwindet hier und dort so manche Ursprünglichkeit, ehe der mit Sehnsucht erwartete Europäer wirklich nachkommt. So hatten die Tuschilange schon lange, ehe Pogge und Wißmann als die ersten unserer Rasse sie besuchten, aufgehört sich zu tättowieren, und nur die ältere allmählich aussterbende Generation der Tuschilange

trägt diesen eigenartigen Schmuck zur Schau.

Eine neue Ära bereitet sich für Afrikas Bewohner vor. Europas sogenannte Civilisation rückt von allen Seiten mächtig auf sie ein. Werden sie sich von ihr unterjochen und erdrücken lassen? Dazu scheinen mir die Neger eigentlich doch zu lebenskräftig. Oder werden sie ganz freiwillig und aus wirklicher Einsicht und Begeisterung sich ihr anschließen? Auch das ist nicht sehr wahrscheinlich. Dazu hat der Neger zuviel Indolenz und zuviel Scheu vor ernster Arbeit, trotz einer geistigen Begabung, die ihn kaum tiefer als den rohen Europäer stellt. Es ist das seine allerschlechteste Eigenschaft.

Figur 36.

Figur 37.



Gerade während meines schon erwähnten sechsmonatlichen Aufenthaltes in Mussumba hatte ich Gelegenheit, hierüber eingehendere Betrachtungen anzustellen. Muatiamvo, weit und breit berühmt als eifriger Förderer des Handels mit den Küstenländern, zeigte warme Bewunderung für alle europäischen Dinge, deren praktischer Wert sofort in die Augen sprang, vom einfachsten Strick bis hinauf zu meinem Kautschukboot. Sowie er etwas Neues sah, wollte er es allsogleich besitzen. Selber jedoch das Neue schaffend nachzuahmen, kam ihm niemals in den Sinn.

Vergebens hoffte ich, den herrschenden Enthusiasmus für europäisches Können in civilisatorischer Weise auszunutzen. Ich ließ durch einen halb civilisierten Küstenneger, der zu meiner Dienerschaft gehörte, öffentlich einen jener primitiven Webstühle, wie sie in Angola üblich sind, errichten und damit vor aller Augen baumwollene Tücher weben. Dieses Schauspiel behagte den hundert täglichen Gaffern, die beständig mir das Haus umschwärmten, ungemein, und stundenlang konnten sie um dasselbe herumsitzen und zuschauen. Aber selber diese Arbeit zu probieren, dazu waren sie nicht zu bringen, obgleich die nötige Geschicklichkeit gewiß nicht fehlte.

Solange ich noch deren besaß, erbettelte sich Muatiamvo unermüdlich alle meine Stearinkerzenstümpfchen und fand ein kindisches Vergnügen daran, ihre ruhige Flamme brennen zu sehen. Als ich später Wachskerzen anfertigte, und zwar mittels einer überaus einfachen und primitiven Methode, indem ich einen cylindrischen oder konischen Klumpen Bienenwachs, wie es überall im tropischen Afrika zu haben ist, auseinander schnitt, einen Docht aus Baumwollfäden zwischen die beiden Hälften legte und diese wieder zusammenpreßte, wollte auch Muatiamvo welche haben. Vergebens zeigte ich ihm, wie ich diese Beleuchtungskörper anfertigte. Er fuhr fort, um Wachskerzen zu betteln, schickte wohl hier und da eine kleinere Menge Wachs zu diesem Zweck, allein selber sich die geringe Mühe zu geben, dazu war er niemals aufgelegt.

Derlei Erfahrungen kann man übrigens nicht bloß bei dem liederlichen Volk und König von Mussumba, sondern allerwärts in Lunda machen. Als ich auf der Rückreise beim Vicekönig Kahungula am Lovo einen Prinzen frug, ob es denn im Flusse keine Fische gäbe, erhielt ich zur Antwort: „Ja, Fische giebt es genug, aber wir ver-

stehen nicht, sie zu fangen.“ Zum Civilisieren solcher indolenter Menschen, die thatsächlich lieber hungern, statt sich ein wenig anzustrengen, dazu giebt es eben nur ein einziges Mittel, nämlich: sie zu kaufen und zu zwingen.

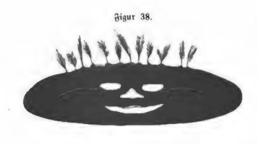
Es lebten in Mussumba mehrere vornehme Herren, die bereits auf Handelsreisen bis zur atlantischen Küste gelangt waren. Wenn ich sie frug, wie ihnen denn das Land der Weißen gefallen und was sie dort gesehen hätten, konnten sie nicht genug loben. Ihr Lob lautete aber fast immer nur: „O, das ist ein vortreffliches Land, in dem es täglich Schnaps giebt.“ Frug man sie, ob sie auch den großen Kahn gesehen hätten, der mit Feuer geht, so hieß es gewöhnlich sehr gleichgültig: „Ja, den haben wir auch gesehen.“ Weiter schien der Dampfer keinen Eindruck hinterlassen zu haben.

Kehren wir zurück zu unserem afrikanischen Kunstgewerbe. Obgleich, wie schon gesagt, im unerforschten Centrum des vielumworbenen dunklen Kontinents noch manche Schätze ethnographischer Art verborgen liegen mögen, läßt sich doch andererseits behaupten, daß viel Neues, gänzlich Unerhörtes für die Völkerkunde nicht mehr zu entdecken sein wird. Trotz aller Verschiedenheit der Formen in den einzelnen Provinzen unserer Menschengruppen wiederholen sich doch mit auffälliger Übereinstimmung immer wieder dieselben Grundtypen.

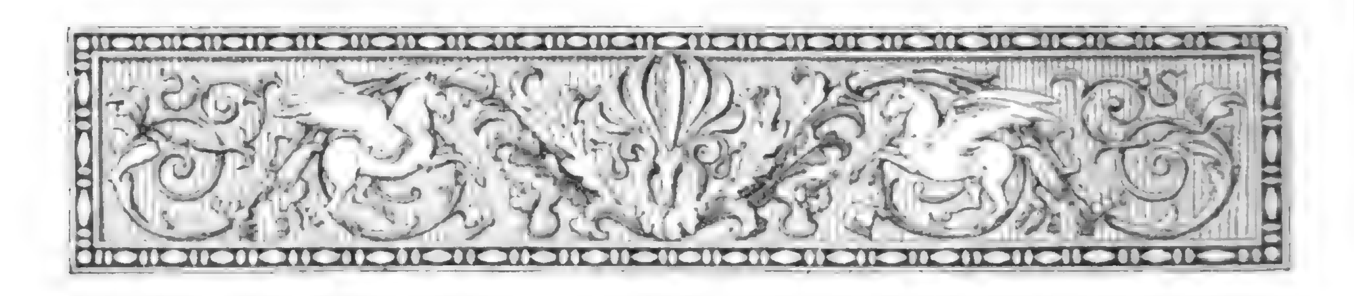
Spitzfindige Gelehrte haben daraus genetische Zusammenhänge engeren Bereiches konstruieren wollen. Sie haben gemeint, wenn zwei verschiedene, weit voneinander wohnende Stämme ein und dasselbe Muster in Waffen und Geräten, oder auch in Schmuck, Religion und Sage zeigten, so müsse der eine die betreffende Übereinstimmung von dem anderen bezogen haben. Als ob der Mensch nicht überall, sei es in Amerika oder in der Südsee oder in irgend einer Zone Afrikas, von selbst dazu gelangen könne, aus seinen Haaren bestimmt geformte Zöpfe zu drehen oder sie nach Art des bayerischen Raupenhelms zu einem Kamm emporzudrängen, und als ob der Mensch nicht überall in seinen Angstgefühlen auf die nämliche Gespensterfurcht und die nämlichen abergläubischen Vorstellungen verfallen könne.

Der Mensch ist eben überall ein und derselbe. Er empfindet und erfindet überall gleich, und was wir auch auf irgend einem bisher umschleierten Punkt der Erde Neues finden mögen, es wird bei näherer Prüfung sich immer wieder bloß herausstellen als ein neuer Beweis für die Einheit des Menschengeschlechts.

Figur 38.



Digitized by Google

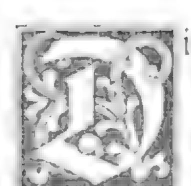


Die Dichterin Anna Amalia v. Imhoff zu Weimar.

Von

Heinrich Düntzer.

II.



Die Dichterin beteiligte sich an den mancherlei Vergnügungen, welche ihr Weimar bot. So war sie anfangs Juli bei der Cour zu Ehren der Königin von Preußen, die sich gegen alle Damen sehr freundlich zeigte. Auch Schiller war zu dem königlichen Besuch nach Weimar gekommen, wo auf den Wunsch der Majestäten „Wallensteins Tod“ aufgeführt wurde, und er hatte sich huldvollster Auszeichnung zu erfreuen. An der gelungenen Theatervorstellung bei Hofe zum Geburtstage der jetzt dreizehnjährigen Prinzessin Karoline, am 18. Juli, beteiligte sich auch Amalia. Kotzebues Lustspiel „Die Unglücklichen“ und Gotters Posse „Der schwarze Mann“ kamen zur Aufführung. Von älteren, die schon vor einem Vierteljahrhundert am Hofe gespielt, beteiligten sich dabei Kraus, Direktor der Zeichenschule, der Kammerherr der Herzogin-Mutter, v. Einsiedel, und die lustige Hofdame derselben, v. Göchhausen; von jüngeren der siebenundzwanzigjährige Graf Brühl, Amalia und die außerordentlich reizende Hofdame der Herzogin-Mutter, Fräulein v. Wolfskeel, Goethes Liebling. Frau v. Stein erfreute sich dieser Vorstellung, besonders gefiel ihr die meisterhafte Art, wie Amalia, als Gattin des von schrecklichstem Spleen ergriffenen Engländers, um diesen zum Bewußtsein der Liebe zurückzubringen, sich blind erschoß. Goethe äußerte von dieser Vorstellung: „Die Greuel des Dilettantismus haben wir in diesen Tagen auch wieder erlebt, die um so schrecklicher sind, als die Leute mitunter recht artig pfuschen, sobald man einmal zugiebt, daß gepfuscht werden soll. Unglaublich ist's aber, wie durch diesen einzigen Versuch schon die ganze gesellschaftliche Unterhaltung, an der zwar überhaupt nichts zu verderben ist, eine hohle, flache und egoistische Tornüre nimmt, wie aller eigentliche Anteil am Kunstwerk durch diese leichtsinnige Reproduktion aufgehoben ist.“ Als er acht Tage später sich veranlaßt sah, seiner alten Freundin, Frau v. Laroche, ein empfindsames Mittagsessen zu geben, waren Wieland, Frau v. Stein und die beiden weimarischen Dichterinnen geladen. Dieselbe Gesellschaft fand sich abends bei der Herzogin im Römischen Hause, dem schönen Sommeraufenthalt des Herzogs im Park. Schiller hatte vorher Goethe gedrängt, womöglich sogleich mit dem Drucke des Gedichtes zu beginnen, worauf dieser versprach, der Drucker solle die beiden ersten Gesänge nächstens erhalten. „Ich gehe sie nochmals durch,“ bemerkte er dabei, „es ist und bleibt aber eine böse Aufgabe. Das Werk ist wie eine bronzene Statue, artig gedacht und gut modelliert, wobei aber der Guß versagt hätte. Je weiter man in der Aus-

führung kommt, je mehr giebt's zu thun. Freilich hilft's nun nichts weiter, man muß machen, daß man durchkommt." Da Goethe nicht, wie er gewünscht, nach Jena kommen konnte, bezog er Ende des Monats seinen Garten an der Ilm. Von dort berichtete er am 14. August: „Der erste Bogen des Almanachs ist nun unter der Presse; der Druck nimmt sich ganz artig aus. Der dritte Gesang ist nunmehr in meinen Händen, und ich will auch noch mein Mögliches daran thun. Freilich da ich selbst gegenwärtig an einer strengen Revision meiner eigenen Arbeiten [der seit 1795 entstandenen lyrischen Gedichte] bin, so erscheinen mir die Frauenzimmerlichkeiten unserer lieben kleinen Freundin noch etwas loser und lockerer als vorher, und wir wollen sehen, wie wir uns eben durchhelfen. Das Ganze soll überschlagen werden, und es wird sich zeigen, daß wir auf alle Fälle noch etwas dazu geben müssen... Ich will auch mein Mögliches thun, einen Beitrag zu schaffen, ob ich gleich bis jetzt nicht wüßte, was noch wie." Die Lust, eine einleitende Elegie zu dem ihm so lästig gewordenen Gedichte zu schreiben, war ihm vergangen. Drei Tage später äußerte er: „Das Gedicht, je mehr man es betrachtet, läßt fürchten, daß es nicht in die Breite wirken werde, so angenehm es für Personen ist, die einen gewissen Grad von Kultur haben. Die barbarische Sitte als Gegenstand, die zarten Gesinnungen als Stoff und das undulistische Wesen [die Weichheit und Gefälligkeit ohne Charakter und Bedeutung] als Behandlung betrachtet, geben dem Ganzen einen eigenen Charakter und besonderen Reiz, zu dem man gemacht sein oder sich erst machen muß. Das allerschlimmste ist, daß ich wegen der Kupfer fürchte. Der Mann [Bötiger in Dresden] ist ein bloßer Punktierer, und aus einem Aggregat von Punkten entsteht keine Form." Eine Woche später meldet Goethe, um Schiller zu trösten: „Der dritte Gesang, den ich mit den Frauenzimmern durchgegangen, ist nun in der Druckerei, und wir wollen nun dem vierten nachzuhelfen suchen. Es ist immer keine Frage, daß das Gedicht viel Anlage und viel Gutes hat, nur bleibt es in der Ausführung zu weit hinter dem zurück, was es sein sollte, obgleich, inzwischen daß Sie es nicht gesehen haben, viel daran geschehen ist." Auch in der Komposition war wohl manches verändert, da Amalia Gesang nach Gesang dem Dichter vorlegte, dessen Bemerkungen zu den ersten Gesängen sie bei der letzten Vorlage benutzen konnte. Wie lästig ihm die Sache wurde, läßt die Äußerung an Schiller vom 24. August ahnen: „Von Zeit zu Zeit werden Konferenzen wegen der ‚Schwestern von Lesbos' gehalten, die denn, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, die Hoffnung bald vermindern, bald beleben." Es widerstrebte ihm, Schiller den vollen Druck der Last auszusprechen, die er sich ihm zuliebe aufgeladen hatte. Die Damen ließen sich nicht immer von der Richtigkeit seiner Bedenken überzeugen, und er sah voraus, daß er nur notdürftig nachhelfen könne. Ehe Schiller über Rudolstadt nach Weimar kam, war die Durchsicht vollendet. Mitte Oktober wurde der Almanach ausgedruckt, dessen letztes Drittel ein Anhang „Vermischte Gedichte" bildete, zu dem Herder und Schiller den Hauptanteil geliefert. Das den Schluß bildende „Lied von der Glocke" fiel schwer in die Wage und überwog fast das kleine Epos. Knebels Elegie „Die Stunden" wirkten auch durch die klassische Form bedeutend, und Herder hatte Hübsches beigesteuert, wogegen die Beiträge von Matthisson und Kosegarten schwach waren. Amaliens Gedicht, als dessen Verfasserin „A. v. J." im Verzeichnis genannt wurde, gründete deren Ruf als Dichterin inner- und außerhalb Weimars. Die Gabe einer geschickten Komposition und einer gefühlvollen, anschaulichen Ausführung hatte sie glänzend erwiesen, wenn das Gedicht auch selbst nach Goethes Änderungen von klassischer Vollendung entfernt blieb. Ein so feiner Beurteiler wie Körner äußerte, es zeige im ganzen und in der Haltung des Tones eine gute Schule, das Weibliche

sei zart und fein dargestellt, weniger der männliche Charakter gelungen. Vierzig Louisdor erfreuten die Dichterin als Weihnachtsgabe.

Von ihren Liebhabern befand sich Humboldt in der Neuen Welt, Brinkmann hatte infolge des 18. Brumaire Paris verlassen müssen und war nach Berlin gegangen. Jetzt war ein besonderer Verehrer Amaliens der ausgewanderte französische Publizist Camille de Jordan, dem derselbe 18. Brumaire die Rückkehr in sein Vaterland gestattete. Er hatte sich in Weimar der deutschen Litteratur gewidmet. Durch sein geistreiches und liebenswürdiges Wesen war er in weiteren Kreisen sehr beliebt geworden. Ein näheres Verhältnis hatte sich eben zu einem reichen jungen Schweizer Arzte Namens Zwingli gebildet, der im Anfang des Jahres 1800 zur Heimat zurückkehren sollte. Es kam zu einem wirklichen Versprechen; aber erst nach zwei Jahren wollte Amalia ihn mit ihrer Hand beglücken, vorher sich des Lebens als Hofdame bei der Herzogin erfreuen. Wodurch dieses Verhältnis gelöst worden, wissen wir nicht.

Gleich nachdem Amalia als Hofdame bei der Herzogin eingetreten, hatte sie das Unglück, von der Blatterrose ergriffen zu werden. Nach ihrer baldigen Herstellung folgte sie dem Hofe nach Wilhelmsthal. Schiller antwortete Cotta, als dieser einen Beitrag zu seinem „Taschenbuch für Damen“ von ihr zu erhalten wünschte, sie sei jetzt allen dichterischen Beschäftigungen abgestorben. Dagegen hören wir in einem Briefe der Frau v. Stein aus dem August, sie habe in Wilhelmsthal hübsche Gedichte gemacht gehabt, doch sei sie so in sich selbst verliebt, daß es zum Ekel sei und sie sich lächerlich mache. „Sie hat auch gar keinen Takt, was sich sagen und nicht sagen läßt,“ schreibt Frau v. Stein in ihrer argen Verstimmung gegen die schönen Geister, „und weil sie mehr in der Welt jetzt ist, fällt es mehr auf. Genug, die Herzogin klagt mir beständig sehr über sie; ich sag ihr's wieder, aber sie wird einmal nicht anders, und die schönen Geister sind und bleiben närrisches Volk.“ So hatte Amalia das Unglück gleich von Anfang an, sich scharfe Verweise von der Herzogin zuzuziehen, weil sie die strengste Etikette nicht innezuhalten wußte. Auf Amalien war die Welt auch durch die Schrift der Frau v. Laroche: „Schattenrisse abgeschiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck im Jahre 1799“ hingewiesen worden, worin diese das empfindsame Mittagsmahl bei Goethe in aller Ausführlichkeit beschrieben und zum Ärger der Frau v. Stein geschrieben hatte, diese mit ihrer Nichte seien „daher geschwebt“. Neuerdings hat man vermutet, Goethe habe vielleicht bei der für Cotta anfangs Juli geschriebenen Erzählung „Die guten Weiber“ unter Eulalia sich die Dichterin der „Schwestern von Lesbos“ gedacht, die aber zu wenig individuelle zu Amalia v. Imhoff stimmende Züge zeigt, als daß diese Deutung nur den geringsten Grad der Wahrscheinlichkeit hätte. Die junge, anmutige, geistreiche Hofdame, die durch ihr antikes episches Gedicht sich der Welt glänzend offenbart hat, was hat sie mit der „glücklichen Schriftstellerin“ Eulalie zu thun, einem „Frauenzimmer, überall erwünscht, wo sie hinkam“! Und der Dichter sollte ihren wirklichen Namen Amalia einer anderen seiner Personen gegeben haben!

Der Anfang des Jahres 1801 setzte ganz Weimar durch Goethes gefährliche Krankheit in bängste Sorge. Auch die Herzogin und Amaliens Freundin Frau v. Wolzogen waren damals leidend. Noch für die Redoute zum Jahresschlusse hatte Goethe den Maskenzug angeordnet; bei der Geburtstagsredoute trat Amalia für ihn ein. In dem Maskenzuge sollten bedeutende Gestalten aus deutschen Dichtungen auftreten, Amalia selbst als Terpsichore der Herzogin das Huldigungsgedicht überreichen. Als Recha zeichnete sich die jetzt zum erstenmal in die größere Welt tretende Prinzessin Karoline aus, als Don Karlos der Erbprinz. Auch nach dieser

schönen Leistung wollte sich Amaliens Verhältnis zur Herzogin nicht ändern, da diese sie für eingebildet und phantastisch hielt und kein Herz für sie hatte. An Verehrern fehlte es ihr auch jetzt nicht. Als ein solcher wird der zwanzigjährige Romantiker Ludwig Achim v. Arnim genannt, der schon damals auch Goethe bekannt wurde; der Verfasser der „Theorie der elektrischen Erscheinungen", ein leidenschaftlicher Freund des Volksliedes, suchte sie durch Gesang zu rühren. Im Mai gab sie einer meist jugendlichen Gesellschaft ein Dejeuner im Park, an der auch der Verehrer ihrer außerordentlich schönen jungen Schwester, ein Herr v. Maltzan, teilnahm. Diese hatte eben ihren Liebhaber, einen jungen Herrn v. Haaren, durch einen unglücklichen Zufall verloren. Von neuen Dichtungen Amaliens hören wir nichts, doch ließ sie in diesem Jahre „Die Schwestern von Lesbos" in einer besonderen Ausgabe in Frankfurt erscheinen. Den Verleger hatte ihr wohl der etwas närrische Gerning aus Frankfurt verschafft, der vor der Mitte April Weimar verließ und am Ende des Jahres durch Knebel die Louisdor des Verlegers an Amalien gelangen ließ.

An dem den 11. November in Goethes Hause eröffneten Mittwochskränzchen von sieben Paaren nahm auch Amalia teil; sie war an der lustigen Tafelrunde, die alle vierzehn Tage stattfinden sollte, mit einem Hauptmann v. Egloffstein gepaart, der „ein heiterer und natürlicher Mensch, und deswegen ein guter Gesellschafter" war; die Präsidentin, Goethes Hälfte, war die Gräfin v. Egloffstein, die übrigen Damen Frau v. Wolzogen, Frau v. Schiller, eine Frau v. Egloffstein, die Wolfskeel und die Göchhausen. Es ging dort sehr lustig her. Zu dem ersten Abend hatte Goethe ein burschikoses Stiftungslied gedichtet, in welchem er sieben Paare vorführte, denen das neue Kränzchen es gleichthun solle. Man hat in den Paaren jenes nach einer bekannten Melodie gesungenen Liedes bestimmte Personen gewittert, wo sich denn die Dichterin der „Schwestern von Lesbos", die Hofdame der Herzogin, die reizendste, vielumworbene Erscheinung des Hofes, gefallen lassen mußte, als Köchin zu dienen, welcher der Vetter hold ist. Unter den Herren der Tafelrunde waren außer dem Gastgeber Schiller, Wolzogen und Amaliens Lehrer und Beschützer Meyer. An den Donnerstagabenden fand eine andere Gesellschaft bei dem als Nebenbuhler Goethes nach Weimar gekommenen Kotzebue statt, an welcher auch Amalia, die Gräfin v. Egloffstein, die Wolfskeel und die Göchhausen, selbst die Prinzessin Karoline teilnahm. Goethes zweites Kränzchen fand infolge der in Weimar herrschenden Masern erst am letzten Dezember statt. Aber vor demselben machte Amalia eine Bekanntschaft, die für sie verhängnisvoll werden sollte, indem sie in die leidenschaftlichste Glut versetzt wurde, welche sie auf kurze Zeit in alle Seligkeiten des liebetrunkenen Herzens versetzte, aber nach diesem Rausche, in dem sie ein so begabter wie gewissenloser Wüstling verzückt hatte, für immer den reinen Glanz inniger Seelenliebe abstreifte. Es war der unselige Politiker Gentz, damals noch Kriegsrat in Berlin.

Der in den traurigsten Verhältnissen infolge seiner Spielwut steckende Mann, der mit seiner Frau „ein halbes, zwar artiges, doch wüstes Leben" hatte, kam auf den Gedanken, „unter allen diesen Rasereien", wie er selbst sagt, seinen Bruder, den Baumeister Professor Heinrich Gentz, nach Weimar zu begleiten, wohin dieser des Schloßbaues wegen sich begab. Am Abend des 17. langen sie dort an. Der erste Besuch des Kriegsrates gilt Frau v. Wolzogen, bei welcher er deren Schwester, Schillers Gattin, trifft. Nachmittags besuchen beide Brüder den Allerweltsmann Böttiger, dann Schiller, den Kammerherrn v. Luck, dem der Kriegsrat aufträgt, ihn bei Hofe zu melden, Goethe und zuletzt noch einmal Böttiger. Am Morgen des 19. hat unser Gentz ein zweistündiges „äußerst belebtes und an-

ziehendes" Gespräch mit dem Herzog, nachdem er Kotzebue und den „Patriarchen" Wieland besucht. Mittags speist er bei Hofe, wo er zwischen der Herzogin und der Prinzessin Karoline sitzt; die lebhafte Unterhaltung mit dem Herzog, der Herzogin und dem Erbprinzen wird nach der Tafel fortgesetzt. Darauf geht er zu Frau v. Wolzogen, endlich um sechs Uhr in Kotzebues Kränzchen. „Es war dort eine Theegesellschaft," heißt es im gleichzeitigen französisch geschriebenen Tagebuche, „und eine kleine dramatische Vorstellung; man führte das Vorspiel zu Schillers ‚Jungfrau von Orleans' und ein schlechtes Sprichwort auf. Die erstere Vorstellung hat einen besonderen Eindruck auf mich gemacht. Die Hauptrolle spielte Fräulein v. Imhoff, die ich oberflächlich schon am Hofe [sie war als Hofdame bei der Tafel gewesen] gesehen hatte, aber diesen Abend kennen und bewundern lernte. Außer ihr waren dort Fräulein v. Wolfskeel, Fräulein v. Göchhausen, die Gräfin und die Frau v. Egloffstein [alle auch Mitglieder des Mittwochskränzchens], der Erbprinz, die Herren v. Dankelmann, [Regierungsrat] v. Fritsch, Wieland, Kraus u. s. w., aber Fräulein v. Imhoff beschäftigte mich allein. Trotz der Einladung des Herrn v. Kotzebue [zum Abendessen] ging ich um neun Uhr, da alles, was seiner Gesellschaft Glanz gegeben, verschwunden war." Am nächsten Morgen besuchte er Fräulein v. Imhoff um elf Uhr, wo er mit ihr zwei „köstliche" Stunden verlebte. Nach Tische ging er mit seinem Bruder zur Herzogin-Mutter, die ihn freundlich aufnahm, dann, von Böttiger begleitet, zu Herder, von dem er wenig befriedigt wurde. Bis neun Uhr waren sie bei Goethe, wo sie Wieland, Herder und Schiller trafen. Diese Gesellschaft, die glänzend hätte sein sollen, schien ihm kalt und beinah fade, doch „diente sie ihm wunderbar, seine Ideen zu entwickeln und sein Urteil über anziehende Gegenstände festzustellen, brachte ihm negative Vorteile". Den 21. ging er zur Göchhausen, wo er mit Fräulein v. Imhoff, Kotzebue, Fräulein v. Örtel und Fräulein v. Wolfskeel frühstückte. Mittags speiste er bei Minister v. Voigt mit dessen Sohn und Schwiegertochter. Abends wohnte er an Schillers Seite einer ihm zu Ehren gegebenen ausgezeichneten Vorstellung von „Wallensteins Tod" bei. Die beiden Herzoginnen und die Hofleute unterhielten sich mit ihm. „Dies war im allgemeinen eine für die Eitelkeit sehr reizende Lage." Nach dem Theater speiste er bei Schiller mit Goethe, Fräulein v. Imhoff, Meyer und Kammerrat Ridel. „Es war eine prächtige Gesellschaft, die bis ein Uhr dauerte; darauf führte ich Fräulein v. Imhoff nach Hause, und ich war heute mit Weimar sehr zufrieden." Den 22., einen Sonntag, besuchte er die Geliebte des Herzogs, Fräulein Jagemann, die sehr erfreut war, ihn zu sehen: er fand sie äußerst liebenswürdig. An der Mittagstafel (es war ein Sonntag) sah er den Hof in seinem vollen Glanze. Später gingen er und sein Bruder zu Bertuch und mit Böttiger zu dem Engländer Gore, der ein großes Haus machte. Am folgenden Tage wurde er durch einen Besuch gehindert, um elf Uhr bei Fräulein v. Imhoff zu erscheinen; er kam um zwölf Uhr und verlebte mit ihr eine köstliche Stunde, „eine Stunde, deren ich mich erinnern werde". Abends würde er der Vorstellung des erbärmlichen Stückes „Bürgerglück" nicht bis zu Ende beigewohnt haben, wäre nicht der Hof und Fräulein v. Imhoff in der Nähe gewesen. Nach dem Theater speiste er mit Goethe, Wieland, Schiller und anderen bei der Herzogin-Mutter, wo das sehr belebte Gespräch meist die Politik betraf. Den 24. gilt sein Morgenbesuch schon um zehn Uhr der Freundin seiner Seele. „Ich blieb dort eine Stunde, erstaunt über mich und alle Kräfte, welche ich in meiner Seele wiederfand, aufgeregt und belebt durch die Unterhaltung mit diesem wunderbaren Mädchen." Mittags saß er an der Hoftafel zwischen der Herzogin und dem Erbprinzen und hatte mit ersterer ein sehr anziehendes Gespräch. Böttiger führte ihn zu der ihn wenig an-

sprechenden Aufführung von Mozarts Requiem in einer Kirche. Den Thee nahm er bei Fräulein Imhoff mit der Prinzessin Karoline, deren Erzieherin, Fräulein v. Knebel, der Mutter und den beiden Schwestern der Geliebten, entfernte sich aber schon um neun Uhr. „Den 25. habe ich meinen Morgen, wie immer, bei Fräulein v. Imhoff zugebracht.“ Abends war er, nachdem er zwei Stunden bei Böttiger gewesen, im Theater. An diesem Abend hätte Goethes zweites Mittwochskränzchen stattfinden sollen; es unterblieb aber der herrschenden Masern wegen, die vielleicht bei den Egloffsteins sich eingestellt hatten, die wir auch bei Kotzebue am nächsten Donnerstagabend, den 26., nicht finden. An diesem Tage besuchte er, weil „die reizende Amalia“ gehindert war (zum erstenmal bezeichnet das Tagebuch die Geliebte mit dem Vornamen), Fräulein Jagemann, mit der er sich bis ein Uhr vergnügte. Auf den Mittag hatte ihn Bertuch in den Klub eingeladen, wo an diesem Tage der achtjährige Prinz Bernhard eingeführt wurde. Abends ging er zu Kotzebues gewöhnlichem Gesellschaftsabend, wo Fräulein v. Imhoff und Fräulein v. Wolfskeel als Johanna und Agnes einige Scenen aus Schillers „Jungfrau“ darstellten, wahrscheinlich IV. 1 und 2. Bei dem darauf folgenden Abendessen unterhielt Gentz sich mit Schiller, Böttiger, Ridel und Kraus, besonders hatte er eines der anziehendsten und tiefsten Gespräche mit ersterem. „Es war eine der merkwürdigsten Gesellschaften.“ Den 27. finden wir ihn morgens bei Fräulein v. Imhoff. „Es war ein denkwürdiger Morgen, Stunden, deren ich bis zu meinem Tode gedenken werde. Noch nie habe ich ein Gefühl gehabt, ähnlich demjenigen, das mich diesen Morgen entzückt hat; ich glaubte den Augenblick einer großen inneren Umwälzung herannahen zu sehen.“ Wieder speiste er bei Hofe, dann war er einige Stunden bei Böttiger und nahm den Thee bei Fräulein Imhoff mit deren Mutter und Schwestern. Erst um zwei Uhr legte er sich zu Bette, stand aber gleich wieder auf, „um zu schreiben u. s. w.“ Den Morgen des 28. las er weimarische Dichtungen (productions), ging dann zur Göchhausen, wo er „Amalien“, Fräulein v. Örtel und andere fand. Mittags speiste er bei der Herzogin-Mutter mit seinem Bruder, Wieland, Herder, Kotzebue, dem Kammerherrn v. Einsiedel und Fräulein v. Wolfskeel. Eine Stunde war er bei Schiller, mit dem er eine sehr wichtige Unterhaltung hatte, wohnte dann der ersten Vorstellung von Lessings „Nathan“ bei und las bis tief in die Nacht den ersten Band von Kotzebues „Merkwürdigstem Jahr meines Lebens“. Am folgenden Sonntage verbringt er morgens wieder „köstliche Stunden“ bei Fräulein v. Imhoff. Mittags wohnt er einem großen Festessen bei Hofe bei, wo der Herzog, dem er gegenübersitzt, sich immer mit ihm unterhält. Um fünf Uhr steigt er mit Fräulein v. Wolfskeel zu der, wie alle Hofdamen, im Fürstenhause auf dem dritten Stocke wohnenden Geliebten; sie lesen zusammen und unterhalten sich. Abends trifft er bei Goethe, der ihn zum Thee eingeladen, Schiller, Wieland, Ridel, Kraus und andere, die Frau des Ministers Voigt, Frau v. Schiller und die beiden Fräulein Jagemann, welche singen. Schon waren die vierzehn Tage, die er mit dem Bruder in Weimar bleiben wollte, fast abgelaufen. Am 30. genießt er wiederum bei Fräulein v. Imhoff alles „Schöne, Reine und Große, was der Umgang mit Menschen bietet“. Mittags spricht er an der Hoftafel viel mit dem Herzog und der Herzogin. Dann nimmt er den Thee bei Frau v. Wolzogen, sieht im Theater die „Brüder“ des Terenz von Einsiedel und Goethes „Bürgergeneral“, die ihm zu Ehren gegeben wurden; von dem letzteren Stück hört er aber nichts, da der Herzog sich neben ihn setzt und eine außerordentlich anziehende Unterhaltung mit ihm hält. Von elf bis zwei Uhr schreibt er an Fräulein v. Imhoff einen Brief, mit dem er selbst äußerst zufrieden ist. Der erste Dezember ist zum Abschiedstag bestimmt. Nachdem er bei Voigt, Goethe

und Fräulein Jagemann sich verabschiedet, geht er zu der Geliebten, bei der er von elf bis halb zwei Uhr „Stunden von wahrhaft himmlischem Glück“ genießt. Zu Mittag speist er bei Böttiger mit Wieland, Dankelmann, seinem Bruder, drei oder vier Engländern und anderen, wo er sich vergnügt, da die Gäste die Saiten berühren, die in seinem Herzen am leichtesten anklingen. Darauf nimmt er von der Herzogin-Mutter und ihrer Hofdame v. Göchhausen Abschied (der Wolfskeel gedenkt er nicht), sieht dann Fräulein v. Imhoff und deren Mutter (wohl im Hause der letzteren), besucht die Hofdame der Herzogin Fräulein v. Riedesel, Frau v. Wolzogen und das Kotzebuesche Haus. Schillers gedenkt er nicht; dessen Kinder waren damals von den Masern befallen. Der Herzog hatte ihn zum Thee eingeladen; die Unterhaltung war so lebhaft und freundlich, daß er sich bis zehn Uhr halten ließ und so nicht, wie er versprochen, diesen Abend von der Geliebten Abschied nehmen konnte. Deshalb verschob er seine Abreise einen Tag. „Ich schrieb einen Teil eines Stückes in Versen von Fräulein v. Imhoff ab,“ heißt es im Tagebuch, „richtete einen Brief an sie und legte mich sehr spät. Dieser Tag ist einer der merkwürdigsten. Eine neue Ära beginnt!“ Am folgenden Morgen geht er um halb zehn Uhr aus, um von Amalien Abschied zu nehmen; er verläßt sie erst um ein Uhr; es war sein letzter persönlicher Abschied. Um drei Uhr besucht er doch noch Schiller, mit dem er bis halb sieben Uhr eine der gehaltvollsten und tiefsten Unterhaltungen hat, deren er sich erinnert. Auffällt, daß er der Tante Amaliens, Frau v. Stein, gar nicht gedenkt. Amalie hintertrieb wohl seinen Besuch.

Am 3. Dezember verließ er Weimar in aller Frühe. Als er durch das Stadtthor gefahren, weinte er wie ein Kind und überließ sich den schmerzlichsten, aber zugleich heilsamsten und wichtigsten Betrachtungen. Zu Weißenfels schrieb er einen Brief von vier Bogen an die Imhoff. Auf dem Wege nach Leipzig überließ er sich seinen Betrachtungen; diese nahmen eine außerordentlich tröstliche Richtung, wurden hinter Lützen noch anziehender. „Ich kann sagen, daß ich in den Stunden von sieben bis neun Uhr zu einem Grade von Erhebung, Stärke, innerem Wohlsein und Entzücken gelangt bin, den ich nie überschritten, selten in meinem ganzen Leben erreicht habe. Nach meiner Ankunft in Leipzig schrieb ich noch einen Brief von zwei Bogen an Amalien.“ Am anderen Tage endigte er, ehe er um drei Uhr Leipzig verließ, seinen Brief an diese. In Wittenberg schrieb er wieder der Geliebten. Bei Treuenbrietzen schwankte er, ob er nicht ohne Unterbrechung durchfahren solle, aber eine Menge Gründe bestimmten ihn, dort zu bleiben, hauptsächlich das Verlangen, noch einen Tag die einzige Lage zu genießen, in welche diese ewig merkwürdige Reise seine Seele versetzt hatte. In dem jämmerlichen Stübchen, das man ihm dort anwies, schrieb er eine reizende Romanze ab, deren Entwurf Amalia ihm anvertraut hatte. „Dann las ich und las noch einmal ihr ganzes bewunderungswürdiges Gedicht ‚Die Schwestern von Lesbos‘ und schrieb ihr einen Brief von mehreren Bogen. Das dauerte bis elf Uhr. So endet das Schönste im menschlichen Leben, aber der Eindruck der Reise nach Weimar wird, hoffe ich, ewig dauern. Amen! Amen!“ Am Abend des 8. Dezember kehrte er höchst befriedigt nach Berlin zurück.

Aber was fruchteten alle guten Vorsätze bei einem von blinder Genußwut ergriffenen gewissenlosen Manne! Freilich schrieb er auch noch, als er zu Berlin in das Strudelleben zurückversunken, Briefe von sechs bis acht Bogen an Amalien, aber, enthielten sie die Wahrheit, so mußte die Geliebte fühlen, daß an die gelobte Besserung nicht zu denken sei, verschwiegen sie diese, so konnten sie ihre innere Unwahrheit nicht verleugnen. Amalia hatte sich durch den gewaltigen Eindruck, den sie auf den genialen Sünder geübt, durch dessen unendliches Liebesfeuer und

den in aller Stärke beteuerten Entschluß, ein anderes Leben zu beginnen, innerlich gehoben und zu inniger Seelenliebe hingerissen gefühlt; auch seine Ehe schien kein Hindernis zu einer Verbindung fürs Leben zu sein, sobald nur die verworrenen Verhältnisse des von allen als einer der bedeutendsten Männer der Gegenwart anerkannten, aus seiner jetzigen gedrückten Lage sich heraussehnenden Geliebten geordnet seien. Wie tief sein Inneres verschüttet, daß seine Genußgier der böse Dämon sei, vor dem kein noch so edler Entschluß bestehen könne, daß die Gemeinheit an seiner Seele nage, Ehre und Tugend ihm nur leerer Schall oder phantastische Träume seien, ahnte sie nicht. Arme Amalia mit deinen ausschweifenden Hoffnungen auf reines Seelenglück im Besitze eines geistig hochstehenden und edlen Mannes! Wie bald sollten deine schönen Zukunftsbilder durch die Wirklichkeit verscheucht werden!

In höchster Aufregung verlebte sie die nächste Zeit, wo in Weimar so viel von ihrem Geliebten gesprochen wurde, dessen Briefe sie beglückten und die feurigste Erwiderung forderten. Ihr näheres Verhältnis zu Gentz mußte auch am Hofe aufgefallen sein und zu mancherlei Bemerkungen, nicht immer wohlwollender Art, Veranlassung gegeben haben. Sie selbst ging wohl bei innerlicher Spannung äußerlich im gewohnten Lebens- und Wirkungskreise fort. Von einem Mittwochskränzchen Goethes im Januar fehlt jede bestimmte Angabe, doch wird ein solches am 13. stattgefunden haben, vier Tage vor dessen zwölftägigem Aufenthalte zu Jena. Kotzebue versammelte regelmäßig an dem Donnerstagabend seine sich bei ihm sehr wohl unterhaltenden Gäste. Zur Geburtstagsredoute, an der sich auch Amalia beteiligte, ordnete Goethe den Maskenzug an. Amalia stand mit ihm in freundlichster Beziehung. Diese schrieb an ihren Neffen Fritz, wenn man ihn frage, warum er sein Kränzchen geschlossen habe, so erwidere er: „Sprecht, ich sei der Bär!“ (mit Beziehung darauf, daß dieser sich im Winter in seine Höhle zurückzieht). Schon am 8. Februar kehrte er nach Jena zurück. Äußerst schwer entschloß er sich von dort zu kommen, um dem nach Paris reisenden Erbprinzen zu Ehren am 24. ein Kränzchen zu geben, wozu ihn endlich nur die Furcht bestimmte, Kotzebue denke an einen solchen Festabend. Als Amalia mit der gewohnten Gesellschaft, zu welcher der Erbprinz, nebst seinem Erzieher und seinen Reisebegleitern, die Prinzessin und ihre Erzieherin geladen worden, abends bei Goethe war, hatte sie bereits die traurige Gewißheit, daß die auf Gentz gesetzte Hoffnung sie bitter getäuscht habe. Die neue Verbindung, welche dieser mit der Schauspielerin Eigensatz, die er am 26. Januar kennen lernte, eingegangen, brachte wohl die Briefe an Amalien zum Schweigen. Unterdessen hatte Kotzebue, der das ihm widerwärtige Bündnis zwischen Schiller und Goethe um jeden Preis sprengen wollte und über Goethes Abschiedsabend für den Prinzen ergrimmt war, einen Streich gegen den Verhaßten an Schillers Namenstag (als Nachfeier zu dessen Geburtstag war Goethes erstes Mittwochskränzchen gehalten worden) zu führen sich entschlossen. Am 5. März wollte er eine dramatische Vorstellung auf dem Stadthause geben, zu welcher nur Schillersches bestimmt war; unter anderen sollte Amalia, wie schon früher an den Donnerstagabenden, als Jungfrau von Orleans erscheinen. Es ist bekannt, wie dieser Plan zu Wasser wurde. Da man die Schuld dieses Mißlingens Goethe in die Schuhe schob, vereinigten sich die darüber empörten beteiligten Damen, die beiden Egloffsteins, die Göchhausen und die Wolfskeel zu einem spitzigen Briefe an Goethe, in welchem sie ihre weitere Teilnahme am Mittwochskränzchen, zu welcher sie gar nicht aufgefordert waren, diesem aufkündigten. Amalia ließ sich zu einer solchen unwürdigen Rache nicht bereden. Frau v. Schiller, deren Schwester mit ihrem Gemahl nach Paris gereist war, suchte vergebens eine Fortsetzung der Goetheschen Gesellschaftsabende zu ermöglichen. Die Hofdamen der Herzogin-Mut-

ter beklagten sich bei dieser so heftig über das ihnen verdorbene Vergnügen, daß der Herzog durch einen Spaß dieselben zu entschädigen suchte. Leider traf dieser in rücksichtslos roher Weise, zu welcher dieser sich zuweilen hinreißen ließ, die arme, unter der Treulosigkeit von Gentz leidende Amalia. Regelmäßig hatte er von einem närrischen Menschen in Halberstadt, Namens Paulmann, selbstverfaßte Bücher, auch einmal ein Porträt desselben, mit beigefügter Rechnung zugeschickt erhalten. Da scheute er sich denn nicht, Amalien die sonderbare Zumutung zu machen, sie möge die Bücher lesen. Da diese sich mit Recht dagegen wehrte, schickte er in ihrem Namen einen mit Lob seiner Bücher gedenkenden Brief an diesen Narren. Amalia war um so mehr über Paulmanns rasche Antwort auf den ihr untergeschobenen Brief entrüstet, als dieselbe die tollste Liebeserklärung enthielt, worauf es der Herzog eben abgesehen hatte. Wer den Streich gespielt, war nicht schwer zu erraten. Der Herzog leugnete nicht; was aber Amalien noch mehr ärgern mußte, war, daß die Herzogin kein Wort des Tadels hatte und die Hofdamen des plumpen Spaßes sich freuten. Nichts kann deutlicher zeigen, wie sehr der Herzog und die Herzogin gegen Amalien verstimmt waren. Auch mit Frau v. Stein kam es zu einem Streite. Wenn diese einen Brief an Schillers Gattin mit den Worten schließt: sie sei ihr besser als drei Nichten; sie habe gestern mit den drei Preciösen eine Scene gehabt, die ihr böses Blut gemacht — so sind hier wohl Amalia und ihre beiden Schwestern gemeint. Und alles dieses traf in die Zeit, wo das schnöde Betragen von Gentz immer offenbarer hervortrat. Schon im März war die Eigensatz die erklärte Geliebte von Gentz.

Anfangs April kam der aus niederem Stand entsprossene schwedische Major Karl Gottfried v. Hellvig, der eben von einer Reise nach der Türkei und Kleinasien zurückkehrte, in Weimar an, wo er sich einige Zeit umzusehen gedachte. Seine vielen Kenntnisse und sein feines Benehmen bereiteten ihm am Hofe und in den höheren wie in den gelehrten Kreisen einen freundlichen Empfang. Unter den berühmten Männern Weimars hielt er sich besonders an Herder. In ihrer traurigen Stimmung über den treulosen Gentz, dessen schwungvoller Entschluß, ein neues Leben männlicher Ehre und edlen Strebens an ihrer Seite zu beginnen, sie so arg getäuscht, und im lebendigen Gefühle, daß sie aus dem durch die Ungunst der Herzogin und die Neckereien des Herzogs ihr verleideten Hofdienste sich retten müsse, nahm sie den biederen, kerntüchtigen und gebildeten Schweden freundlich auf, der sich von der außerordentlichen Anmut und dem geistreichen Wesen Amaliens angezogen fühlte. Es kam zu einer wirklichen Annäherung und zu dem Versprechen brieflicher Verbindung. Während Hellvigs Anwesenheit fand die Konfirmation der Prinzessin Karoline statt, auf welche Amalia im ersten Gefühle schöne, diese beglückende Verse machte, in denen, nach der Äußerung von Henriette v. Knebel, ein wahrer und warmer Ausdruck wie in einer Zeichnung war. Am 15. Mai erlebte sie zur höchsten Erhebung die Aufführung von Goethes „Iphigenie“, worin Frau Vohs die stille Hoheit der Priesterin vortrefflich zur Anschauung brachte. Das antike und doch wieder so moderne Drama mußte auch in der Verstümmelung von Schillers Bearbeitung sie mächtig ergreifen. Zu argem Vorwurf sollte es Amalien gereichen, als sie mit ihrer ausgezeichnet schönen Schwester, die Frau v. Stein für Weimars größte Schönheit hielt, nach Cölleda zur Revue der Husaren reiste, wo die Offiziere so mächtig von der Anmut der weimarischen Schwestern hingerissen wurden, daß viele von ihnen sich zu einem Besuche des weimarischen Theaters vereinigten, wo sie diese zu begrüßen gedachten. Sie kamen am 29. Mai zur unglücklichen Vorstellung von Fr. Schlegels „Alarkos“. Frau v. Stein schreibt ärgerlich: „Die Offiziere des halben Husarencorps besan-

den sich im Theater, um diesen ihre Gegenvisite zu machen. Das sind für Amalien interessante Gegenstände zum Dichten und Malen; den schwedischen Major scheint sie schon wieder vergessen zu haben." Und doch könnte man meinen, gerade seinetwegen habe sie das militärische Schauspiel angezogen. Damals war auch gerade Cotta in Weimar, den Amalia bei Schiller traf; er bat sie um einen Beitrag zum „Taschenbuch für Damen". Die Ausarbeitung einer für ihn begonnenen Erzählung wurde durch den Tod der guten Großmutter gestört, der sie tief, wenn auch nicht nachhaltig ergriff. Am 16. Juli schrieb Schiller an Cotta: „Fräulein von Imhoff sagt mir, daß sie eine Erzählung für Ihren Damenkalender parat habe, und mit erster Post durch mich schicken wolle." Aber es war dazu kein Raum mehr vorhanden, auch nicht für ihre beiden Gedichte „Frühlingswünsche" und „Mondnacht", die Schiller am 7. August mit der Bemerkung schickte, sie würden eine Zierde des Kalenders sein. Amalia scheint die Aufnahme derselben, die wohl älter und schon Gentz mitgeteilt worden waren, mit ihrer Chiffre „A. v. J.", da seit den „Schwestern von Lesbos" nichts mehr von ihr erschienen war, sehr gewünscht zu haben. Sie erschienen erst im nächstjährigen Kalender.

Kurz darauf wurde Amalia in die höchste Freude versetzt, als der Besuch, den sie vor fast acht Jahren mit ihren Eltern der Lady Hastings gemacht hatte, auf glänzendste Weise erwidert wurde. Der Gatte derselben war schon 1785 aus Ostindien zurückberufen, aber im folgenden Jahre eine gewaltige Anklage wegen Erpressung und tyrannischer Unterdrückung gegen ihn erhoben worden. Bei der 1795 erfolgten Freisprechung wurde er zur Zahlung der ungeheuren Prozeßkosten verurteilt, aber die Ostindische Compagnie entschädigte ihn dafür, so daß er sich der glücklichsten Vermögensverhältnisse erfreute, wenn sein Reichtum auch nicht so fabelhaft war, wie ihn das Gerücht darstellte. Amaliens Stiefbruder, Oberst v. Imhoff, erschien auf seiner Reise nach Deutschland auch in Weimar, um die deutschen Verwandten zu besuchen und sich ihnen wohlthätig zu erweisen. „Seit meiner Rückkehr [am 12. August] bin ich immer in englischen Diners, aber doch in der Familie", schreibt Frau v. Stein am 17. „Der Stiefbruder von den Imhoffs aus England mit seiner Frau; sehr liebenswürdige Leute. Sie haben ein Interesse an allem, was zur Familie gehört... Gestern war der Amelie ihr Geburtstag, und so hat ihr die englische Imhoff eine sehr schöne Schnur guter Perlen mit einem Souvenir um den Hals gebunden. Dem Ernst Imhoff hat er freigestellt, ob er mit ihm nach England gehe, woselbst er ihm eine Stelle kaufen wollte, die einträglich wäre, oder er wollte ihm eine Pension geben, wovon er hier bequem leben könnte, und hat ihm eine Menge Vorschläge gemacht, davon er wählen könnte." Welche glänzenden Aussichten boten sich da Amalien, welcher der Hofdienst längst verleidet war! Mit ihrem noch unentschiedenen Verhältnisse zu Hellvig wird sie gegen den Bruder nicht zurückgehalten haben. Am 24. reisten die Imhoffs nach Dresden, wozu Amalia keines Urlaubs bedurfte, da die Herzogin auf längere Zeit nach Baden-Baden gereist war. Besonders ward sie hier von der Galerie angezogen. Von Schiller hatte sie einen Brief an Körner mitgebracht, den sie schon von Weimar aus kannte. Dieser schrieb den 30. an Schiller: „Amalia Imhoff habe ich noch wenig gesprochen. Sie scheint lebhafter und mitteilender zu sein als ehemals (1796). Ihr englischer Bruder und seine Frau haben dem Äußeren nach nichts Anziehendes für mich. Von der anderen Schwester kann ich noch nichts sagen." Am 19. September meldet er, daß die Imhoff einige Abende bei ihnen zugebracht und recht angenehm gewesen sei. Schillers Gedichte „Kassandra" und „Thekla", die er ihr vorgelesen, hätten auf sie zu wirken geschienen. Oberst Imhoff mit seiner Frau hatte sich in Dresden von den

weimarischen Verwandten getrennt, aber im nächsten Jahre wieder nach Weimar zu kommen versprochen. Major Hellvig hatte sich bereit erklärt, Amalien zu heiraten, aber die Zeit der Erfüllung seines Wortes war von besonderen Verhältnissen abhängig. Doch wie diese auch sich gestalten sollten, von ihrem Bruder durfte sie hoffen, daß dieser sie in jedem Falle unterstützen werde, sollte sie auch früher den ihr widerwärtigen Hofdienst verlassen.

Gleich nach ihrer Rückkehr machte die Herzogin ihr Vorwürfe, daß sie bei ihrer Ankunft aus Baden-Baden, die wider Erwarten früh erfolgt war, nicht in Weimar gewesen. Gleich darauf kam der liederliche Gentz nach Weimar, der auf der Reise nach England begriffen war; er befand sich in solcher Not, daß ihm der Herzog vierzig Louisdor leihen mußte, obgleich er jetzt in Wien als Hofrat mit viertausend Gulden angestellt war. Das Wiedersehen konnte Amalien kaum erfreulich sein, da Gentz seine guten Vorsätze so schändlich gebrochen hatte und nicht zu sagen war, wie es trotz der schönsten Aussichten mit dem keiner Selbstbeherrschung fähigen, für Geld feilen Manne endigen werde. Wie hoch er auch geistig über Hellvig stand, in diesem schien ihr ein sicheres Glück und ein treues, edles Herz beschieden. Wonach sie sich sehnte, war eine ruhige Selbständigkeit an der Seite eines tüchtigen Gatten. Gentz traf in Frankfurt Amaliens Stiefbruder, mit dem er sich befreundete. Seine bewundernde Verehrung der einst feurig Geliebten hatte auch unter aller Frivolität seines buntscheckigen Genußlebens keinen Abbruch gelitten.

Kotzebue war von Weimar gewichen, um von Berlin aus seine Geschütze gegen Goethe zu richten. Amalia hatte sich seit längerer Zeit von diesem fern gehalten, weshalb sie in Goethes Spottgedicht auf Kotzebue „Der neue Alcinous“, die dessen Freunde trifft, nicht erscheint. Wie unangenehm auch ihre jetzige Lage war, so zog sie sich doch von dem gesellschaftlichen Leben nicht zurück. Zu ihrer Freude kehrte Frau v. Wolzogen nach so langer Abwesenheit zurück, dagegen bereitete ihr die Kränklichkeit und Schwäche ihrer Mutter große Sorge. Empfindlich mußte ihr sein, daß die Hofdame der Herzogin-Mutter, Fräulein v. Wolfskeel, am Anfange des Jahres als Braut des Regierungsrates v. Fritsch erklärt wurde, wogegen die Zeit, wo Hellvig sie heimführen werde, noch ungewiß blieb; dieser hatte sich bei einem militärischen Versuche am Kopfe verwundet. Während Goethe leidend und verstimmt sich den Winter zu Hause zurückhielt, vollendete Schiller, der seit seiner Adelung mehrfach bei Hof erschien, die „Braut von Messina“, die er am 4. Februar dem Herzog von Meiningen zuliebe in größerer Gesellschaft, zu welcher auch wohl Amalia gehörte, in seinem Hause vorlas, am 11. auch bei der Herzogin-Mutter. Am 19. März ward das Stück, das von Amalien seiner antiken Form und seines ergreifenden Pathos wegen bewundert wurde, mit warmem Beifall besonders der gebildeten Jugend aufgenommen. Tags vorher war bei Frau v. Stein Goethes „Iphigenie“ gegeben worden, gleichsam zu Ehren des Dichters, den der jetzt in Berlin thronende Kotzebue im vorigen Jahre durch eine dramatische Darstellung aus Schillers Werken hatte demütigen wollen. Die Hauptpersonen, die damals auftreten sollten, wirkten diesmal mit. Amalia gab die edle Priesterin in würdigster Weise, die Gräfin v. Egloffstein den Orest, Fräulein v. Wolfskeel den Pylades, deren Oheim und Bräutigam den Thoas und den Arkas. Leider hatte man zu Iphigeniens Lorbeerkranz Kirschlorbeer verwandt, von dem Amalia einen Ausschlag an den Schläfen bekam. Den 2. April betrat die „Natürliche Tochter“ des anderen von Amalien innig verehrten großen weimarischen Dichters die Bühne, auf der sie um so lebhafteren Anteil erregte, als der Gegenstand des neuen Stückes ein Geheimnis geblieben war. Goethe selbst war noch so angegriffen, daß er der Vorstellung nicht beiwohnen konnte.

Amaliens Verhältnis zum Hofe hatte sich unter der steten Spannung und geistiger und körperlicher Mißstimmung immer ärger verbittert. Ihr Austritt war schon bestimmt, als Frau v. Stein am 10. die Reise nach Schlesien zu ihrem Fritz antrat. Den 14. meldet Henriette v. Knebel ihrem Bruder, diese werde im Juni den Hof verlassen. „Es ist noch ungewiß, ob sie den Hellvig heiratet, wenigstens ist die Zeit noch nicht bestimmt. Wahrscheinlich wird bald der Stiefbruder kommen, und sie wird eine Reise mit ihm machen, was ihr gut bekommen wird; denn sie ist kränklich eine Zeit her. Ich verdenke es ihr gar nicht, daß sie weggeht, obgleich die Leute sich stellen, als verstünden sie's nicht, daß man hier am Hofe Geld und Gesundheit aufopfert und an Ehre nicht viel gewinnt. Doch thut mir's um Prinzeßchens willen leid, der die Amelie angenehm ist." Hellvig hatte seine Ankunft für den September in Aussicht gestellt. Frau v. Stein war über ihren Abgang unglücklich, besonders weil sie fürchtete, die Herzogin werde ihr dies übel deuten, da diese auch durch den Austritt ihres Sohnes Fritz sich verletzt fühlte. Selbst bei Frau v. Schiller fehlte das Verständnis für Amaliens gepreßte Lage; sie zählte sie zu den sich verdunkelnden Irrsternen: ihre Sehnsucht nach Ruhe sei bei ihrer reizbaren Natur, die den Zirkel ihres Lebens eher zu vergrößern als zu verringern strebe, krankhaft. Schon war eine andere an ihre Stelle bestimmt, ein Fräulein Rothberg aus dem Elsaß, eine Verwandte der wegen Alter ausgeschiedenen v. Waldner. Am 1. Mai wurde Fräulein v. Wolfskeel mit Regierungsrat v. Fritsch vermählt, wozu Goethe in einem launigen Gedichte Glück wünschte. Gleich darauf kam zu Amaliens großem Troste Oberst v. Imhoff mit Frau; er versprach nach seiner Rückkehr von Berlin, wo er der Revue beiwohnen wollte, sie mit sich in ein Bad zu nehmen. „Er hat viel Ähnlichkeit mit seinem Vater, ohne ihm jedoch bei näherer Ansicht sehr zu gleichen", so beschreibt ihn Henriette v. Knebel ihrem Bruder. „Eine liberale und doch eingeschränkte Erziehung hat ihn gänzlich von der Unruhe befreit, die im Vater lag, und er hat eine kindliche Indolenz und Gutmütigkeit; dabei macht mir ihn seine ganz jugendliche Schwärmerei für alles Edle und Vorzügliche sehr wert, und sein Betragen gegen seine hiesigen Verwandten ist höchst edel und einfach. Seine liebenswürdige Frau hat dabei alle die Thätigkeit, die ihm fehlt, und man kann die beiden Leute nicht ohne Wohlgefallen und Teilnahme sehen." Leider machte der am 18. Mai erklärte Krieg seine eilige Rückkehr nach England nötig. Konnte er so nicht, wie er gewünscht, die Schwester zu ihrer Herstellung in ein Bad führen, so ließ er ihr doch zwanzig Karolin zu einer Badereise zurück. Hätte auch Frau v. Stein gern gesehen, daß Amalia der Herzogin den Wunsch geäußert, im Dienste zu bleiben, sie fühlte, daß der Herzog und seine Gemahlin sie los werden möchten, und sie fürchtete, man werde ihr die notwendige Badereise verweigern. Amaliens Mutter war unterdessen so schwach geworden, daß die Ärzte sie aufgaben, doch besserte sich bald ihr Zustand. Ihre eigene Hoffnung war ganz auf Hellvig gerichtet, der im September, vielleicht schon im August, aus Schweden herüberzukommen und sie heimzuführen versprach. Es waren traurige Tage für die leidende Dichterin, deren fast einzige, ihr Unglück verstehende Freundin Frau v. Wolzogen geblieben.

Am 3. Juli kehrte Frau v. Stein aus Schlesien zurück. Gleich am folgenden Tage verließ Amalia den Hofdienst, wobei die Herzogin sie mit zweihundert Thaler beschenkte. Sogleich eilte sie nach dem Ruhlaer Bade. Hellvig hatte seine Geschäfte einen Monat früher, als er gehofft, zu Ende geführt, und so kam er schon am Morgen des 12. in Weimar an. Seine Sehnsucht und die Notwendigkeit persönlicher Besprechung drängten ihn, die Geliebte sofort in Ruhla aufzusuchen. Um aber den Anstand zu wahren, bestimmte

er ihre ältere Schwester, ihn zu begleiten. Und so fuhr er schon nachmittags um vier Uhr mit derselben nach Eisenach. Das galt am Hofe und in ganz Weimar für den ärgsten Skandal. Frau v. Stein war außer sich, als sie die Sache erst nach Hellvigs Abreise erfuhr. „Endlich gehen wohl gar darüber die ‚Schwestern von Lesbos' aus," schrieb sie ihrem Fritz. „Die Imhoffschen leben wie im Paradies, unschuldig, wie die Engel. Schon hier hat es Aufsehen gemacht, als man sie [Hellvig und Amaliens Schwester] im Thorzettel fand. Was wird man in Gotha und Eisenach darüber reden? Er kommt nicht, um sie jetzt zu holen, er will sie nur besuchen." Darüber hatte er sich der sehr schwachen Mutter nicht näher erklärt, aber niemand durfte an seiner redlichen Absicht zweifeln. Der Herzogin, der täglich der Zettel der durch das Thor Fahrenden nach der an allen kleinen Höfen herrschenden Unsitte vorgelegt wurde, war darüber äußerst empört, und sie war es wohl, die den bitteren Spott auf die „Schwestern von Lesbos" zuerst äußerte. Henriette v. Knebel schreibt am 14. ihrem Bruder: „Nun will ich dir noch zu guter Letzt die letzte Geschichte von der Lesbischen Sängerin erzählen, welche in dem Ruhler Bad wahrscheinlich der Ruhe und Freiheit genießt; denn von ihr selbst habe ich seit ihrer Abreise nichts weiter gehört." Nachdem sie der Ankunft und der Abreise Hellvigs gedacht, fährt sie fort: „Diese Geschichte höre ich gestern abend von unserer Herzogin, welche, wie du glauben kannst, sehr davon skandalisiert ist. Weder Frau v. Stein, noch sonst jemand wußte davon, sondern die Herzogin fand im Thorzettel früh den Major Hellvig und abends nochmals nebst Fräulein v. Imhoff, so wie sie auch in Erfurt und Gotha passieren werden, und in letzter Stadt wahrscheinlich übernachten. Die Mutter ist zwar eine tote Frau, aber dumm ist die Geschichte doch auch. Vielleicht sollen die ‚Schwestern von Lesbos' in Thüringen gespielt werden." Wie kleinstädtisch und beschränkt war solche Entrüstung, wie schal der Witz!

Amalia fühlte sich unendlich glücklich in der Gegenwart des Freundes, der freilich die „ehrliche" Absicht hatte, im nahen Liebenstein sich einzumieten, wo er selbst das Bad gebrauchen und Pyrmonter wegen des Übels, das ihm seine Kopfwunde zugezogen, trinken wollte, aber er fand dort kein Unterkommen. Die Brunnenkur nahm ihr den Morgen weg, so daß sie nichts als das höchst Nötige thun konnte noch mochte, aber „alle Schmerzen der Vergangenheit von sich entfernt hielt". Nachmittags erstieg sie, von einem Jäger geleitet, mit der Schwester und Hellvig die Berge, abends beim Thee lasen sie in einer Übersetzung den Homer und den Äschylos. Über ihr persönliches Verhältnis spricht Amalia am 21. in einem Briefe an Frau v. Wolzogen, welche zu ihrer großen Freude sie mit freundlichen Zeilen überrascht hatte. Sie erwiderte sofort: „Nicht leicht könnte ich Ihnen einen Begriff machen von dem heiteren, festen und sanften Charakter des Freundes, der mich so unerwartet hier getroffen... Ich habe die beruhigende Freude, mit ihm ganz wahr gewesen zu sein und seinen Glauben an mich keinen Augenblick schwankend gefunden zu haben. So spricht die Vernunft ebensowohl als das Herz für ihn, und er hat meine Achtung und Dankbarkeit vermehrt, indem er mir das großmütige Anerbieten gethan, mich für diesen Winter noch in Weimar zu lassen, um die Gesundheit meiner Mutter abzuwarten, und bis dahin unter dem heiligsten Namen nur mein Freund und Beschützer zu sein. Diese Bedingungen, welche unter uns bleiben müssen, machen mir den Schritt unendlich leichter, und ich habe das seltene Glück zu hoffen, daß ich Hellvig erst als Bruder lieben kann, bis ich in die ernsten Pflichten des Weibes trete. [Freilich eine sehr naive Vorstellung, die aber zeigt, daß ihre Liebe eben ganz vernünftig, nicht leidenschaftlich war.] Bei diesen Umständen müssen wir beide wünschen, ohne die gewöhnlichen lä-

stigen Ceremonien eingesegnet zu werden." Nach zwei Tagen werde Hellvig mit der Schwester Weimar besuchen, um die Einwilligung der Mutter zu erlangen, die wohl nichts dawider haben werde. Die Schwester solle er ihr wiederbringen, dann selbst in Eisenach bleiben, bis er mit ihrer Tante, Frau v. Stein, von dort komme. Innigst wünschte Amalia, daß Frau v. Wolzogen sich durch Hellvigs Bitten bestimmen lasse, sie zu besuchen; anfangs August dächten sie nach Weimar zurückzukehren, von wo sie mit Hellvig und ihrer Schwester nach Dresden gehen werde; dieser, der dort Geschäfte habe, könne bis Mitte September, sie selbst, wenn es der Zustand ihrer Mutter gestatte, bis zum Ende des Monats bleiben. Drückend war es für sie, den Brief an die Herzogin zu schreiben, worin sie dieser danken und ihre Verbindung mit Hellvig anzeigen mußte; sie hoffte, Frau v. Wolzogen werde denselben mit Zeilen an die Herzogin begleiten, um deren Widerwillen zu mäßigen.

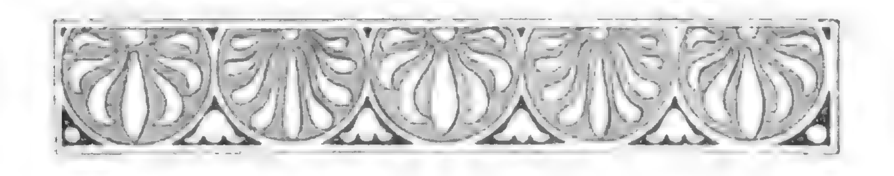
Der so klug berechnete Plan gelangte in ganz anderer Weise zur Ausführung. Wir wissen, daß die Trauung schon am 31. Juli stattfand. Wahrscheinlich hatte man in Weimar, besonders Frau v. Stein, wegen des Besuches in Ruhla auf Beschleunigung gedrungen. Amalia freute sich, daß sie endlich nach so vielen Leiden zur Ruhe gelangt war. In Weimar verkehrte sie besonders mit Frau v. Wolzogen und deren Schwester, Frau v. Schiller. Zu Frau v. Stein bildete sich kein freundliches Verhältnis, doch kam diese täglich zu Amaliens immer schwächer werdender Mutter. Als der junge Schwedenkönig am 29. August in Weimar war, verlängerte er Hellvigs Urlaub um vierzehn Tage, und er versprach seiner jungen Gattin, daß er alles, was er könne, thun würde, sein Glück zu machen. Der letzte Besuch des jungen Ehepaares galt dem treuen Freunde des Imhoffschen Hauses, Knebel in Ilmenau, der darüber sehr erfreut war. „Sie sind beide von einem ausgezeichneten Charakter", schreibt dieser an seine Schwester, „und ich dächte, sie hätte durch das Beispiel eines so braven Mannes noch gewonnen. Sie ist nachgiebig, verständig und bescheiden, und beide scheinen sich zu achten, was der Grund einer fortdauernden Liebe ist. Was mich am meisten wundert, ist, daß er bei einer so rauhen Lebensart und Erziehung, bei weniger Kenntnis der Sprachen doch so einen feinen, für die Wissenschaften aller Art so empfänglichen Geist erhalten hat. So was findet man in Deutschland so wenig als das freie und doch anständige Betragen." Knebels Schwester antwortete: „Amelie hat sich wirklich nie so gut ausgenommen als jetzt in der Gesellschaft ihres Mannes, und er betrachtet sie als ein höheres Wesen, das ihm zu seiner Vervollkommnung notwendig ist. Dabei ist es sehr gut, daß sie doch in vielen anderen Sachen seinen Verstand für überlegen halten muß... Der König hat ihn mit vieler Achtung behandelt und auch so von ihm gesprochen, und Hellvig wird gewiß sein Glück machen."

Nach der Entfernung ihres Gatten fühlte Amalia sich sehr vereinsamt, wenn sie auch im Wolzogenschen und Schillerschen Hause wohl aufgenommen war und auch Meyer, der seit dem Dezember 1802 verheiratet war, sich als treuer Freund erwies. In ihrer Verstimmung über das Mißwollen, das sie von so manchen Seiten erfahren, zog sie sich zurück. Der Malerei scheint sie mehr als der Dichtkunst sich geweiht zu haben, mochten auch später ausgeführte dichterische Pläne ihr schon jetzt vorschweben. Zu ihrem Ärger wurde sie noch in einen Klatsch verwickelt auf Veranlassung von Äußerungen, welche ihre Schwester über die Herzogin gegen Lady Musgrave gethan haben sollte. Kummer und Not machte ihr der traurige Zustand der Mutter. Dazu kam der tiefe Schmerz über die von England empfangene Kunde, daß ihr Bruder Ernst, der noch vor kurzem so hoffnungsvoll geschrieben, im August zu St. Vincent gestorben sei. Damit nicht auch dieser Schlag noch die Mutter treffe, hielt sie die Nachricht vorab geheim, was ihren eigenen Schmerz

noch steigerte. Am 14. Dezember kam Frau v. Stael in Weimar an. Auf diese lud die Herzogin-Mutter Frau v. Hellvig am 16. ein, aber der Zustand der Mutter, die schon Sprache und Bewußtsein verloren hatte, hielt sie zurück. Am folgenden Tage machte ein Schlagfluß dem kaum noch flackernden Leben ein Ende. Während der Trauer konnte Amalia wenig geneigt sein, sich vor der geistreichen und zungenfertigen Französin zu zeigen, bei der sich andere, besonders Frau v. Schardt, die Hofdamen v. Göchhausen und v. Riedesel, vordrängten. Doch konnte sie es Frau v. Stein nicht abschlagen, sie am 22. Januar 1804 zu der alle Welt entzückenden berühmten Gegnerin Napoleons zu begleiten, welche die frühere vertrauteste Freundin Goethes wenig beachtete. Ob der Besuch zu stande gekommen, wissen wir nicht. Zwei Tage später lud Goethe die alte Freundin ein, ihn am schönen Morgen um elf Uhr mit Frau v. Hellvig zu besuchen; er wolle ihr seine für die politische Geschichte wie für die Kenntnis der Kunst wichtige Münzsammlung zeigen. Im Februar war Frau v. Stein lange krank. Vier Wochen nach der endlichen Abreise der Frau v. Stael, am 28. März, lud Goethe die alte Freundin zu einem Morgenbesuche ein, da er einige interessante Kupferstiche zeigen wolle; eine begleitende Freundin solle ihm willkommen sein. Sie nahm wiederum die Hellvig mit. Damals bat Goethe beide, ihn jeden Donnerstagmorgen zu besuchen. Am 9. April wurde Amaliens jüngste Schwester konfirmiert. Daß sie dies erst am Morgen erfuhr, ärgerte Frau v. Stein, doch war sie zur Zeit in der Kirche. Dort wurde es ihr so traurig zu Mute, daß sie weinen mußte. „Die Imhoffschen kommen mir so verlassen vor", schrieb sie an Fritz, „und stoßen die Menschen von sich. Die Hellvig ist im Begriff niederzukommen, der Mann weit weg; keine Mutter, die sich ihrer annähme oder, wenn sie noch lebte, annehmen könnte. Mir ist immer, es sei ein Unsegen auf der Familie." Aber Hellvig kam wirklich einige Tage vor der am 3. Mai erfolgenden Niederkunft. Am Morgen des 24. fand die Tauffeier von Amaliens Tochter statt; als Patinnen waren Frau v. Stein, von welcher das Mädchen den Namen Charlotte erhielt, und deren Schwägerin von Eisenach anwesend, als Pate Goethe und Schiller, wie schwer es auch dem ersteren sonst fiel, einer solchen Ceremonie beizuwohnen. So ward die Tochter der Dichterin der „Schwestern von Lesbos" von Deutschlands größten Dichtern bei der Aufnahme in den christlichen Bund mit den besten Wünschen begleitet. Ein paar Tage später klagt Frau v. Stein, daß die Imhoffs sich kalt gegen sie zeigten, was sie nicht verdient habe, ja sie nicht einmal besuchten. Im Juli begab sich Hellvig mit seiner Gattin wieder nach der Ruhla, wo sie leider schlechtes Wetter hatten; einmal kam auch der in Wilhelmsthal sich befindende Hof mit der Königin-Mutter von Preußen dorthin. In Eisenach traf Frau v. Stein sich eines Tags angenehm mit Amalien und ihrem Gatten zusammen. Anfangs August waren alle wieder in Weimar. Leider war Schiller damals in Jena schwer erkrankt. Den 8. August frug Goethe bei Frau v. Stein an, ob sie am folgenden Donnerstagmorgen zur gewohnten Stunde mit Sophie v. Schardt zu ihm komme und vielleicht auch die Herzogin in der kleinen Versammlung erscheinen werde. Zum Schlusse hieß es: „Kämen vielleicht Hellvigs?" Fünf Tage später verließen diese, nachdem sie von allen wahren Freunden sich herzlich verabschiedet, nebst Amaliens Schwestern das einst so liebe Weimar. Zunächst ging es nach Dresden, wo Amalia noch zuletzt die köstliche Galerie recht benutzen wollte. Am 17. September schreibt Körner an den kaum genesenen Schiller: „Frau v. Hellvig mit ihrem Manne ist noch hier. Ihr Äußeres hat gewonnen, aber sie sagt oft Sachen, die ihr nicht wohl anstehen und eine gewaltig hohe Meinung von ihrem Werte verraten. Ihren Mann habe ich nur einmal gesprochen, und er hat mich angenehm unter-

halten. Was er erzählt, möchte ich nicht alles für ausgemacht halten, und in seinen Urteilen über Türken und Griechen mag viel Einseitigkeit sein; aber er spricht darüber mit einer gewissen Lebhaftigkeit und Wärme, die nicht uninteressant ist. Frau v. Hellvig kopiert auf der Galerie mit ziemlich gutem Erfolg; nur hatte sie sich weit mehr vorgenommen, als sie fertig machen kann." Körner mißfiel ihr selbstbewußter Ton, der aber gerade durch die ungerechte Verkennung von manchen Seiten genährt worden und zum Teil die Folge erhöhten Selbstbewußtseins war. Sie war nicht mehr das scheue Mädchen, wie er es vor acht Jahren zuerst gesehen hatte.

Voll freudigster Hoffnung war Amalia von der Stelle geschieden, der sie ihre schönste Ausbildung verdankte, wo Deutschlands größte Dichter und ein kunstfertiger, an Italiens Schätzen genährter Maler sich ihres Talents liebevoll angenommen, sie Zeugin der Höhe geworden, zu welcher Goethe und Schiller das deutsche Theater erhoben, sie die Freundschaft edler Frauen genossen, der Huldigung vieler bedeutender Männer sich erfreut hatte, aber auch von bitterem Neid und arger Verkennung so sehr gelitten, besonders am Hofe, wo der Herzog und die Herzogin ihr immer mehr abgeneigt wurden; sie hatte es als ein Glück zu preisen, daß, nachdem Gentz sie so treulos verlassen, ein viel älterer Mann sie dem Athen an der Ilm entführte, der ihr im fernen Stockholm ein selbständiges, von herzlichster Achtung geweihtes Leben versprach und ihr vorab noch den vollen Genuß von Dresdens reichen Kunstschätzen ermöglichte. Daß das nordische Klima so nachteilig auf ihre Gesundheit wirken, die politischen Ereignisse den ihr wohlgesinnten König vom Throne stürzen würden, konnte sie nicht ahnen. Erst in Deutschland, wohin sie mit drei Kindern und ihren beiden Schwestern, von denen die ältere Braut eines reichen schwedischen Kaufmanns war, nach fünftehalb Jahren zurückkehrte, stellte sich ihre Gesundheit wieder her. Der edlen Richtung, die sie in Weimar treu gepflegt, blieb sie noch später treu; auch ihr zweites Epos, das sie in Schweden vollendet, spielte in Griechenland; für die sich erhebenden Neugriechen stritt sie begeistert, ja sie wagte es, dem treulosen Gentz, dem das Glück eines Volkes weniger galt als eine gute Mahlzeit, zu ihren Gunsten, freilich vergebens, ins Gewissen zu reden. Ihre schöne Begeisterung hatte sie sich bis ins Alter bewahrt. Sie hatte das Glück, Goethe noch einmal, zwölf Jahre vor seinem Tode wiederzusehen und in seinen Werken das anerkennende Wort zu lesen: „Frau v. Hellvig, geborene v. Imhoff, erweckte durch ihre Gegenwart angenehme Erinnerungen früherer Verhältnisse, sowie ihre Zeichnungen bewiesen, daß sie auf dem Grund immer fortbaute, den sie in Gesellschaft der Kunstfreunde vor Jahren in Weimar gelegt hatte."



Liliputer in der heimischen Tierwelt.

Populärwissenschaftliche Tiercharakterbilder

von

Adolf und Karl Müller.

I.

Im Kleinen ist oft Großes vorhanden, der Zwerg birgt nicht selten einen Riesen in sich. König David besiegte den Goliath, Pipin der Kurze erzeugte Karl den Großen. Und wenn wir auch bei unserer heutigen Betrachtung eine bedeutende Staffel heruntersteigen müssen, um vom Menschen unsere Blicke auf das Tier zu wenden, so haben wir doch nach der Ansicht der hervorragendsten Tierkundigen der Neuzeit denselben Standpunkt der Forschung und Beobachtung und schließlich der Beurteilung im Hinblick auf die Bethätigung der Tiere beizubehalten, wie wenn wir dem menschlichen Thun und Lassen unsere Aufmerksamkeit widmen.

Gewiß, wir haben es hier mit Tiergestalten zu thun, die unsere vollkommene Beachtung, ja unsere Bewunderung verdienen. Nicht allein in den Großtieren des Auslandes — hier in den Affen und den Papageien, dort in den Riesenkatzen Asiens, Afrikas und Amerikas, in den Erdbewohnern und Erdwohnungen bauenden Minierern dieser Länder und den phantastischen Flattertieren Afrikas, ferner in den emsigen Reihen der insektenvertilgenden fremdländischen Drosseln und Stare, den blitzschnellen Kolibris, diesen Nestbaukünstlern neben den kunstbeflissenen Webervögeln — nicht zu diesen allen in der Ferne brauchen wir uns zu wenden, um des Bemerkens- und Bewundernswerten zu finden in der Turnkunst, im Raubwesen und der Mordlust, in den auffälligen Karikaturerscheinungen, in dem nimmermüden, emsigen Wesen der ökonomischen Nützlichkeit und der Höhe des Kunstsinns — nein! die geliebte nahe Heimat zeigt uns dies allerwegen in ihrer urkräftigen Naturerzeugung. Ja, sie giebt nicht weniges noch in höherem Grade vollkommenerer Lebensäußerung, Befähigung und Entfaltung. Die einzige Gabe des Gesanges schon, welche sich auch in den Reihen unserer Liliputer in herrlicher Ausprägung vorfindet, erhebt sie über ihre ausländischen Rivalen.

A. Säugetiere.

Die Turner.

1. Die Zwergmaus.

Es war in unseren Knabenjahren, als wir eines Tages das Ried bei Friedberg mit einem alten Vogelfänger durchstreiften und in der sogenannten „Kühlgewann“ insbesondere nach Raupen des Ligusterschwärmers neben Vogelnestern suchten, als wir plötzlich an einem Gebüsch der dortigen feuchten Gräben es im Gezweig kletternd und springend wimmeln sahen. „Ach! junge ausländische Mäuschen!“ riefen wir. Der erfahrene Alte hielt uns Lebhafte zurück, uns hinter ein nahes

Digitized by Google

Versteck ziehend. „Das sind Kerlchen, die sollt ihr in ihrem ‚Esse‘ sehen," flü-sterte er. „Sind flinker wie Seiltänzer und kunstfertiger als alle Schuster und Schneider der Burg und Stadt." (Der alte bescheidene Vogelfänger war selbst nur ein Flickschuster.)

Und was gewahrten wir damals alles an den Zwergen! Heute als erfahrene Männer können wir dem geehrten Leser-kreis die wesentlichen Lebensäußerungen der Tierchen nicht besser und eingehender schildern; der Stift der fünfzig Jahre lang geübten Hand bildet sie körperlich in der beigegebenen Illustration nicht ge-treuer und lebendiger ab, als die erwähn-ten und so manche andere Stunden im Ried uns sie gezeigt, wo wir sie mit dem hellen, klaren Blick und dem sicheren Ge-dächtnis der Jugend beobachtet haben.

Schon in der ungemein weit sich er-streckenden Verbreitung über ganz Europa hin offenbart sich etwas Riesiges im Hin-blick auf die zwerghafte Erscheinung unse-res Tierchens. Einer umständlichen äuße-ren Beschreibung desselben bedarf es nicht; die Zeichnung führt es wesentlich dem Auge vor. Nur seiner Größe und Fär-bung sei gedacht. Seine ganze Leibes-länge beträgt nur 10 cm, von welcher auf den langen Wickel- oder Greifschwanz beinahe die Hälfte kommt. Des Tier-chens Oberkörper ist bald mehr dunkel, bald mehr ins Helle spielend, entweder braun, rötlich-braun oder hellbräunlich bis ins Hellgelbe übergehend; die Unter-seite und die netten Füßchen weiß. Die letzteren sind vorne vierzehig mit einem Daumenstummel wie beim Eichhörnchen versehen, während das hintere Paar mit viel längeren Beinen fünfzehig erscheint, alle vier mit langen, scharfen Nägeln ver-sehen. So ausgerüstet, stellt sich ein äußerst nettes, leichtes und gewandtes Tierchen her, dessen hervorragende, dunkle und leuchtende Augen ganz zu dem be-weglichen Wesen passen.

Das Getreidefeld, das Gras und die Binsen der Riede, das Rohr der Ge-wässer und das Gebüsch der Gräben bilden des Zwergleins Aufenthalt. Und wie bewundernswert ist sein Treiben in diesem wogenden Meer von Halmen, in diesem Gewirr von Stengeln, dem Ge-schlinge von Pflanzen und Blumen! Einer Gruppe von Seiltänzern vergleichbar, huscht die Gesellschaft der alten Mäuse mit den Jungen, deren mehrmals im Sommer ein halbes Dutzend, das erste Mal sogar nicht selten deren zehn Stück entstehen, aus dem Nestbau heraus auf die schwanke Bühne, worauf das Wachs-tum ihnen überall die natürlichen leichten Überbrückungen gebildet hat. Blitzschnell, daß das Auge kaum zu folgen vermag, huscht, klettert, schwingt sich's und springt es in dem Halmen- und Stengelwalde umher, wie wenn ein Windhauch durch denselben fahre. Von der Wurzel bis zur Spitze der Kolben des Röhrichts, der Ähren des Getreides, der Rispen der Gräser und der Blumenkronen klettert das rührige Völkchen. Den bekrallten Zehen kommt der Greifschwanz zu Hilfe, der sich in zwei- bis dreifacher Windung um Stengel und andere Haftpunkte schlingt und das federleichte Mäuschen oft ohne Unterstützung der Beine, frei in der Luft hängend und in Schwingungen sich schau-kelnd, erscheinen läßt. An den schlanksten Rispenhalmen des Grases auf-, ab-, über- und unterkletternd, daß die Halme sich in tiefen Bogen niederneigen, geht's den Turnweg hin, hier hinauf zu den Sten-geln und Kolben des Rohrs, dort in das Gezweig der Büsche oder über die Ähren des Getreides hinaus, spielend, nach In-sekten jagend, oft mit weiten Luftsätzen, um sich sodann an der nächsten Haftstelle mit Zehen und Schwanz zu fangen und anzuhängen. Dort wieder schwingt sich's abwärts bis zur Wasserfläche, bald seicht auf schwimmenden Halmen und Blatt-pflanzen über dieselbe schattenhaft hinweg-gleitend, bald plätschernd in der Hast der Jagd nach Kerfen diese in das Wasser schwimmend verfolgend, oder mit den Wassertieren um die Wette tauchend. Oder es wird hinaufgestiegen in das luftige Stockwerk der feinsten Rispen, Ähren und

Digitized by Google

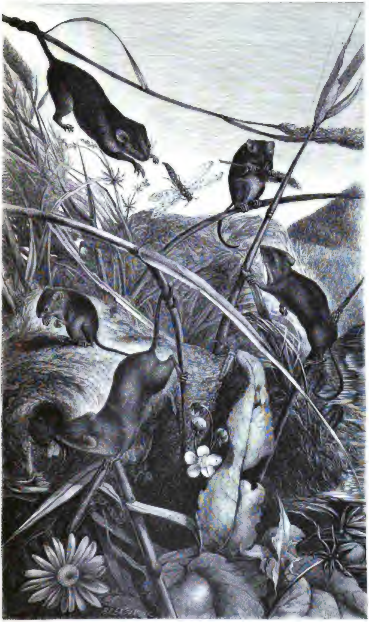
Kölbchen des Bereiches, um dort das Zarteste herauszunagen.

Freilich diese Vollendung im Turnen besitzen bloß die Alten oder die völlig erstarkten, ausgewachsenen Jungen. Übung macht den Meister. Das bewährt sich auch ganz besonders hier bei den winzigen Turnern und Seiltänzern der Natur. Früh gewohnt, alt gethan — frühe schon locken die Alten die Nachkommenschaft aus dem weichen Flaumbett der Familienwohnung heraus auf den Tummelplatz ihres künftigen Wandels. Hier ist das Wasser- und Sumpfparadies, in welchem ebensowohl das Schlaraffenland der Ernährung, als die abwechselnden Wege und Stege lustiger, launiger Kurzweil und die Schaustücke staunenswerter Kunstleistungen daselbst sich öffnen. Leise lockend klettert die Alte der jungen, anfangs zagenden Schar voran, stets dieselben im Auge behaltend, hier sie unterstützend, dort anfeuernd und fördernd durch Beispiel und Nachhilfe. Bald folgen dem Klettern auf Stengeln, Halmen und Blättern die ersten Sprünge von einem Gegenstand zum anderen, immer weiter, immer höher und tiefer, der umherwogenden Nahrung in Ähren und Rispen, dem summenden, tanzenden und schwärmenden Insektenheere nach. In der kurzen Zeitspanne von einer Woche hat der fleißige Unterricht der Lehrmeister Wunder in den Reihen der Schüler bewirkt. Diese Winzigen kennen nun hinlänglich die Wege und Zugänge zu den Quellen der Nahrung, sie sind vertraut auf dem schwanken Boden ihres Wandels, und diese Vertrautheit führt sie zum Mut der Wagnisse, bis sie endlich die höchsten Stufen ihres Sports erreicht haben. Mittlerweile ist die zweite Wiege für eine andere Nachkommenschaft von den ebenso fruchtbaren als kunstbeflissenen Eltern entstanden, und bald wiederholt sich Entstehung und Ausbildung der jungen Schar in der Nähe des ersten Schauplatzes.

Dies führt uns zu der hervorragendsten, interessantesten Befähigung dieser Miniaturgeschöpfe, der Nestbaukunst. In dieser legen die Tierchen eine Kunstfertigkeit ab, die an die bessere der Vögel grenzt und mit der sie wohl die höchste Stufe der Vollkommenheit in der Nestbereitung unter den Säugetieren erreichen. Es fehlt ihnen der glättende, weiche und bewegliche Pfriemenschnabel, die geschmeidigen, formgebenden Muldenflügel und der dabei behilfliche biegsame Schwanz der Vögel, und dennoch wetteifern sie mit den begabtesten gefiederten Baumeistern in der Gestaltung ihrer Kugelnester. Erstaunt betrachtet das Kunstwerk der glückliche Finder und schreibt es eher der Meisterschaft eines Rohrsängers, einer Schwanzmeise oder eines Zaunkönigs zu als dem unansehnlichen Liliputer Mäuschen.

Die meisten naturhistorischen Werke geben zwar mehr und minder ausführliche Beschreibungen von den Stoffen, der Form und Struktur dieses Kunstbaues; der Schilderung über die Art und Weise, wie derselbe unter der Thätigkeit der natürlichen Werkzeuge der bildenden Künstler entsteht, hat sich keines derselben jemals gewidmet. Das freie Naturleben, in welchem bei uns schon in früher Jugend Sinn und Interesse erwachte für alle Vorgänge in der Tierwelt, ermöglichte die genaue Kenntnis dieser merkwürdigen, unter den Vögeln allgemein verbreiteten, bei den Säugetieren aber nur vereinzelt auftretenden Erscheinung. Und wie das jugendliche Auge nach und nach den Gang der Nestbereitung den emsigen Künstlern in den heimischen Fluren abgemerkt hat, so sei er hier wiedergegeben.

Sobald der Trieb zum Nestbau entsteht und das Mäuschen sich eine passende Stelle zum Aufbau seiner Wohnung erwählt hat, erblicken wir es damit beschäftigt, Blätter vom Riedgras oder Schilf in sitzender Stellung mehr als ein dutzendmal der Länge nach zu schlitzen, indem es sie zwischen den scharfen Nagezähnen durchzieht, um sie zu dünnen, langen Schnüren und Bändern zu gestalten. Je nach der Gestaltung und der Beschaffenheit der Baustelle trifft die Baumeisterin nun verschiedene Anordnungen. Ist die Stelle,



Junge und alte Zwergmäuse am Nest.

Digitized by Google

wie sehr oft an Wiesengräben geschieht, im Riedgrase gewählt, dann flicht es die an den Stengeln belassenen zerschlitzten Riedgrasblätter von vielen benachbarten Stengeln mit ihren Spitzen zusammen und übereinander her, also daß hierdurch das Gerüst zu dem Hohlbau entsteht. Im Rohr und Schilfe hingegen fertigt es mit wahrer Überlegung, gleichsam planmäßig ein Fundament, einen Rost oder eine gitterartige Unterlage aus den abgelösten Schnürchen von Bandgras oder Schilf zwischen einer Gruppe Rohrstengeln. Von diesen Knotenpunkten aus arbeiten die beiden Gatten weiter durch Einflechten immer neuer Schnüre, Bänder und Halme, bald in das Gerüste, bald in das Fundamentalgeflechte, weiter, bis es die gehörige Dichtigkeit und Festigkeit erlangt hat. Der größeren Schwierigkeit beim Anbringen des Rostes im Röhricht wissen die Mäuschen dadurch zu begegnen, daß sie in den Winkeln der gewöhnlich nahezu wagerecht abstehenden Rohrblätter die Knotenpunkte des Fundamentalbaues anbringen und von einem Blatte zum anderen der benachbarten Stengel die Schnüre spannen, um diese dann allmählich durch wiederholtes Verschlingen mit neuen Schnüren und Bändern zu verdichten. Auf dieser gefestigten wagerechten Grundlage wird nun senkrecht an den Rohrstengeln aufwärts geflochten bis zu der nächsten Wölbung natürlich überhängender Rohrstengel oder Blätter, von welchen auch benachbarte künstlich nieder- oder seitwärts gedrückt werden, bei welcher Manipulation die Mäuschen in sichtlichem Einverständnis sich gegenseitig unterstützen. Fällt ein oder der andere Stengel in die Peripherie des Nestbaues, so wird er mit in das Gewebe gezogen und eingeflochten. Das Nest auf der Illustration ist von einem im Riedgras gefertigten abgebildet und läßt an mehreren Stellen Einwebungen benachbarter Riedgrasstengel und Halme erkennen. Erfahrene, ältere Mauspaare bauen meist kugelig gewölbte, selbst hängende Nester, indem sie das Geflechte und Gewinde senkrecht in den natürlichen Überhang der Umgebung nach oben führen. Jüngere Paare helfen sich unter solchen örtlichen Verhältnissen dadurch, daß sie erstlich ihrem Bau eine sitzende Stellung auf einer natürlichen festen Grundlage und sodann durch seitliche Verflechtung der Bänder und Schnüre eine walzige abgeplattete Form verleihen. Diese Nester stehen an gefälligem, zierlichem Baue denen der alten Paare sichtlich nach.

Nach Vollendung dieser ersten Wandung, zu welcher namentlich im Grundbau die stärksten Bänder und Schnüre zur Verwendung kommen, geht das Paar an die Ausfüllung der Zwischenräume des Rohbaues, sowie überhaupt an die Verdichtung desselben durch erneute Zwischengeflechte teils mit feiner zerschlitztem Material oder an sich schwächeren Stoffen, wie Halmen und Stengeln, bis die Nestwand etwa 1,5 cm dick ist. Nunmehr beginnt die Auspolsterung des Inneren. Die Tierchen besteigen die Spitzen des Rohrs, der Gräser und Sträucher, um sich da das Zarteste des Kolbenfilzes, der Rispenblüten und der Pflanzensamenwolle zu langen, mit diesen weichen Stoffen die Innenwände ihres Familienheiligtums auszufüttern. Noch viel netter und niedlicher als das Eichhörnchen gestalten die Tierchen ganz ihrer Zwerghaftigkeit gemäß diese Ausschmückung. Fein und gleichmäßig geglättet erscheint hier erstaunlich schnell innerhalb einiger Tage ein Filzwerk, so egal und schön, wie es nur der Stieglitz im Inneren seines Nestes fertigt. An diesem Eingange beobachteten wir auch die Art und Weise der Filzanfertigung der Mäuschen. Wie zu der ganzen Innenwand, so gebrauchen auch hier dieselben kleinere Zupfen Stoffes, welchen sie aneinanderfilzen durch dichtes Einstülpen oder Einstopfen, sowie Aneinanderheften der verschiedenen Teile dieses zarten, kurzen Materials, das sie vermittels ihres Speichels verkitten und mit den Füßchen glatt drücken. So vollendet sich der zierliche, stumpfovale Nestball der Liliputer, in der Größe, wenigstens im äußeren Um-

fange oft abwechselnd, so daß er bald ein äußerst niedliches Hohlbällchen von 9 bis 10 cm, bald einen Bau darstellt, dessen Durchmesser 13 bis 15 cm und mehr mißt.

Gewöhnlich findet sich dieses Nest in halb sitzender, halb hängender Lage. Aber es entstehen auch Nester, die von einem noch viel größeren Kunstaufwande der Tierchen zeugen. Ja, die Künstler gehen an eine noch höhere Bauaufgabe: sie hängen ihren Ballon frei an das Gezweig von Stauden und Gebüsch auf.

Einer überraschenden, ganz auf physikalischen Gesetzen beruhenden Übereinstimmung in der Anfertigungsmanier des Pirols begegnen wir hier auch bei den Zwergmäusen. Es ist eine wahre, mit hoher Befriedigung begleitete Freude an der überlegenden Tierseele, dem Thun und Treiben dieser niedlichen Anstelligkeit der Mäuschen bei diesem Geschäfte zu folgen. Anfänglich verwenden sie viel stärkere und gröbere Bänder des Riedgrases und Bastschnüre von Stauden, welche vorerst an vielen Haftpunkten des Gezweiges festgeschlungen werden und in langen Streifen herabhängen. Nunmehr nehmen die Tierchen sinnig ihre Zuflucht zu ihren Turnkünsten: sie heften sich mit den Wickelschwänzen fest an die Zweige, um frei daran hängend durch gewandte Schwingungen einen Strang nach dem anderen an die nächsten Zweiggabeln in sich kreuzenden Bogen zu befestigen. Es bedarf manchmal nur im wesentlichen drei solcher gegenüberstehender senkrechter, dichter Bogenverschlingungen, um den Mäuschen hinlänglichen Anhalt zum Fortbau des Hängenestchens zu geben. Zu dem Ende klettert das Paar bald von außen, bald innen an dem seitlich senkrecht errichteten Wandgerüste her, daselbst je nach Lage teils schief, teils wagerecht Bänder und Schnüre im Kreise herum anzuschlingen und einzuwirken. Auch hier zeigen sich die Tierchen erfinderisch, indem sie Wurzelwerk als rauheres Material zur Anheftung und Verschlingung der Bast-, Gras- und Blattschnüre in der Wandung anbringen. Dabei tritt uns eine zweite erfinderische Manier vor Augen: es werden, wo immer möglich, frischbelaubte Zweige, umstehende Stauden, Gräser und Blumen aus der Umgebung unversehrt eingeflochten in die äußere Stofflage des Nestes, so daß dasselbe, mit der Farbe und Gestaltung verschwindend, täuschend ähnlich der Niststelle erscheint und vielfach übersehen wird. Auf die oben beschriebene Weise bereitet das Paar das innere Filzpolster und stellt so einen niedlichen Ball her, der am Gezweige hin und her schaukelt, ein Spiel des Sommerwindes.

2. Die kleine Haselmaus.

Das Tierchen ist eine Schlafmaus oder ein Bilch, bekanntlich so benannt der merkwürdigen Eigenschaft wegen, nach welcher die Tiere fünf bis sieben Monate lang zur unwirtlichen Zeit des Jahres in unserem Klima einem Erstarrungszustande verfallen. In den einheimischen Sippen der Schläfer ist der Gegenstand unserer Betrachtung der kleinste, also eine echte Liliputergestalt. Über den Winterschlaf der Haselmaus haben wir schon eingehend in diesen Heften* uns verbreitet. Aber es sind der anderen Eigenschaften des Tierchens noch so viele von Belang und großem Interesse, daß es wohl geboten ist, diese ausführlicher Schilderung zu unterwerfen.

Die Länge der kleinen Haselmaus mißt, den 6 cm langen, gleichmäßig kurz bebuschten Schwanz einbegriffen, nur 14 cm. Ihr Pelzchen ist hellfuchsfarben, der Schwanz oberhalb etwas dunkler gefärbt. Über den ganzen Oberkörper und den Schwanz laufen, im Winter dichter als im Sommer, schwarzbraune Überhaare oder Grannen, die dem Kleide je nach der Stellung des Körpers zum Licht eine dunklere Nüance verleihen; auch ist die blassere oder gesättigtere Färbung individuell. Strahlig stehende, bis zur Hälfte des Leibes reichende dunkle Schnurren schmücken die

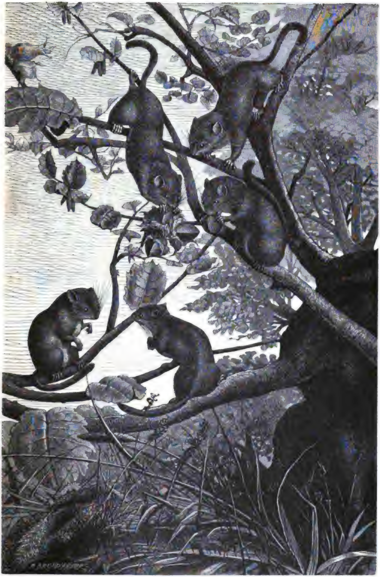
* Bd. LI, S. 359.

zierlichen Schnäuzchen und Backen, Brust und Kehle sind weiß gefärbt, und die Zehen der netten roten Füßchen stechen ebenfalls weiß ab. Wunderschöne, große, wie Perlen vorstehende leuchtende Augen blicken uns aus dem niedlichen Köpfchen an. Ist ihre derbe Base, die große Haselmaus oder der Gartenschläfer, ein bissiges, übelriechendes Geschöpf, so erweist sich die kleine Verwandte um so reinlicher und als ein sanftmütiges Tierchen, das, stets friedlich, nie um sich beißt und bald als Stubengenossin sehr zutraulich wird.

Unser Liliputerchen gehört Mitteleuropa an und ist ebensowohl in den Ebenen als auf den Höhen bis zu 1000 m zu Hause. Man trifft es im Nieder- und Mittelwald, wo die Haselstaude vertreten ist, am häufigsten an; außerdem beherbergen es Auwäldchen, Remisen, bebuschte Raine und größere Gartenanlagen. Hier erscheint das Tierchen vereinzelt oder im Familienverbande, immer aber heimlich und versteckt, zur Halbreife der Haselnüsse aber häufiger in kleinen Gruppen bei loser Verbindung.

Verglichen mit der großen Haselmaus, welche in Gärten am Obste, namentlich dem der Spaliere, ärgerlichen Schaden verursacht, hält sich die Beeinträchtigung der kleinen Haselmaus an den Früchten der Gärten und des Waldes in bescheidenen Grenzen, es sei denn die in den Niederwaldungen so reichlich vorkommende Haselnuß etwa ausgenommen. Außer der Haselnuß verzehrt sie Eicheln und Bucheln, Obstkerne, Beeren, darunter Vogelbeeren und Mehlbeeren. Auch benagt sie die zarteren Gebilde an Baum und Strauch, aber nur dann, wenn sie allfällig Mangel an Früchten und Knospen verspürt. Die von ihren feinen Zähnchen verursachten Nagestellen an den Gewächsen sind charakteristisch und verraten sich dem Kundigen schon dadurch, daß sie bis in die äußersten und höchsten Spitzen des Wachstums sich erstrecken, oder sich häufig nur auf diese feinsten Teile der Gewächse beschränken. Gegenüber der kletterfähigen Waldwühlmaus (Arvicola glareolus), mit der sie das Benagen des Gezweiges gemein hat, unterscheidet sich wesentlich ihr Benagen, indem dies nicht wie bei jener ununterbrochen von unten bis zur Mitte oder Spitze des Buschwerks fortgeht, sondern sich platzweise und viel höher am Gezweige anfangend entdeckt. Meist nur Weichhölzer, wie Holunder-, Hasel- und Weidenstauden, ferner auch wohl mäßig jüngere Eschen-, Ahorn- und Buchenpflanzen geht sie an. Charakteristisch ist ihr Benagen der Baumknospen. Es erweist sich als ein Einbohren in die zarten inneren Gebilde derselben, deren Schuppenhüllen dann weit sternförmig abstehend deutlich das ausgehöhlte Innere sehen lassen.

Das Thun und Treiben des niedlichen Nagers wird getragen ebensowohl von einer ungemeinen Anmut, als von einer schattenhaften Flüchtigkeit. Bewährt sich das Wesen der Zwergmaus als eine sprungreiche, seiltänzerhafte Flüchtigkeit, so bekundet sich das der kleinen Haselmaus als ein stetiges, geräuschloses Huschen mit abwechselnden graziösen Bewegungen. Einen wahren Genuß für den Naturfreund gewährt darum auch die Beobachtung dieser niedlichen Geschöpfe. Aber ein unbemerktes Belauschen derselben ist nicht leicht, da sie ein sehr feines Gehör und scharfes Gesicht besitzen. Nur bei dem Vollgenuß des Ernährungsgeschäfts der Kleinen kann der Kundige manchmal zum Anblick des reizenden, beweglichen Lebens der lieblichen Sippschaft gelangen, noch seltener aber zum Belauschen des unvergleichlich drolligen Spieles der verzagten jungen Haselmäuschen kommen. Nur zweimal, das erste Mal vor einigen Jahren in einem Niederwalde bei Wetzlar und später in einem nahe bei Krofdorf belegenen Wäldchen, gelang es dem einen von uns, dieses seltene Schauspiel zu beobachten. Auch von dem kurzweiligen Gebaren der Liliputer bei dem Plündern der Haselnußbüsche können wir Brüder ein Näheres berichten, da wir zuweilen glücklich unbemerkt gebliebene Zeugen



Kleine Haselmäuse, Haselnüsse aushöhlend.

solcher Auftritte in der heimlichen Waldeinsamkeit gewesen sind. In der sommerlichen Frühdämmerung oder abends, am meisten in mondheller Vornacht giebt sich

Digitized by Google

die Maus dem Aufsuchen der Nahrung hin. Die entschiedene Vorliebe am Genuß der Haselnüsse läßt sie in Haselnußjahren familienweise sich in bestimmten Waldorten, an bebuschten Rainen und Remisen versammeln. Da trifft es sich denn, daß die Tierchen sich rückhaltlos der Ausbeute der Nüsse hingeben. Der Beobachter schleicht sich am besten schon eine Zeit lang vor eintretender Dämmerung unter einen vorher ausgekundschafteten Lieblingsplatz der Nußdiebe, am gelegensten, indem er sich gerade unter den Schirm eines starken, deckenden Haselnußgebüsches stellt und nun in Geduld und Ausdauer die Ankunft der beweglichen, aber äußerst furchtsamen und scheuen Gesellschaft in ruhiger Stellung abwartet. Manchmal, doch selten, naht eine Vereinigung Haselmäuse auf dem Boden ihrem auserlesenen Nahrungsplatze, dann hört man das leise Rauschen der Nahenden im Laube. Gewöhnlich aber rückt die leichtbefußte Gesellschaft auf dem luftigen Wege des Gezweiges an. Nur das Knuppern und Knacken an den Nüssen verrät die Gegenwart der Wichtchen; ihr Laufen über die Äste und Zweige geschieht geräuschlos, nur dem aufmerksamen, scharfen Blick bemerkbar sind die Anwesenden in huschenden kleinen Schattenpünktchen und Silhouetten gegen die vom Abend- oder Mondschein umdämmerten Haselkronen. Höchstens daß manchmal ein leises Murksen oder feines hohes Pfeifen, noch heller als das der Spitzmäuse, das Ohr des Lauschers trifft. Mit größer Leichtigkeit und oft rasch wie ein vorbeischießendes Insekt laufen die Tierchen, wie oberhalb, so auch unterhalb des Gezweiges umher; dann ist's auf einmal still, und der Beobachter erblickt über sich die lauschenden Zwerggespenster gegen den Abend- oder Nachthimmel silhouettiert. Bald vernimmt das Ohr das leise knisternde und knuppernde Geräusch des Nagens an den Nüssen des Gesträuchs. Diese werden — ähnlich wie die Knospen — in origineller Weise an ihren Haftstellen benagt. Die feinen, scharfen Nagezähnchen arbeiten sich allmählich durch die noch ziemlich weiche Schale halbreifer Haselnüsse (die Wand ganz reifer mit verhärteter Schale vermögen sie nicht zu durchbrechen), gewöhnlich ein sehr kleines rundes Loch fertigend, um daraus höchst geschickt den Kern auszuhöhlen. Die ausgebeutete, nur an einer Seite benagte Nuß bleibt in der Regel am Tragzweige mit den anderen benachbarten Nüssen sitzen. So leeren die kleinen Schelme eine Nuß nach der anderen. Gewandt biegen sie sich bei diesem Benagen öfters an den Zweigen nieder, zuweilen nur an den Zehen eines Hinterfußes hängend, um dermaßen die an einem Zweiglein unterhalb sitzenden Nüsse mit Schnauze und Vorderzehen zu erreichen. Nur selten sieht man einmal eine und die andere jüngere Maus eine Nuß vom Zweige ungeschickt abbeißen oder abbrechen und dieselbe in sitzender Stellung nach Art der Eichhörnchen öffnen, wie auf unserem Bilde zu sehen. Die Erfahrung hat diese jungen Exemplare wohl noch nicht belehrt, daß das Benagen der Nüsse und Aushöhlen der am Zweige festsitzenden Nüsse die Mühe erleichtert. Übrigens bekundet sich das Völkchen im Genuß der Nüsse sehr wählerisch. Ein untrüglicher Tast- und Gehörsinn läßt sie die tauben von den gefüllten Nüssen wohl unterscheiden. Der eigentümlich leis knisternde Ton des Benagens der Nüsse wird in kurzen Zwischenräumen von dem leichten Schall fallender Nußschalstückchen oder gar einer stürzenden Nuß unterbrochen. Bietet dieses Schmausen der Zwerge so manches abwechselnd bewegte reizende Bild von Anmut, Zierlichkeit und Geschick, so setzt ein Handschlag, mit welchem man die Gesellschaft erschreckt und aufscheucht, uns in Verwunderung über die außerordentliche Schnelligkeit und das Vermögen, sich zu verbergen.

Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter raschelt,

so stiebt das tödlich erschreckte Völkchen auseinander, hier strahlenförmig die Zweige und Äste hin, dort durch einen jähen Sturz von der Strauchspitze zu Boden in

jede Spalte von Strunk, Baum, Strauch und alle die unzähligen anderen Verstecke, die der verschlungene, verwachsene Boden des Waldes bietet. Ist der Mäuschen Nestchen in der Nähe, dann fliehen sie gewiß den sichergewohnten Weg in diesen Schlupfwinkel.

Hier sind wir am Orte, von der zweiten hervorragenden Eigenart unseres Liliputers zu sprechen. Es ist die Baukunst, mit der er hart an die Kunstfertigkeit seiner Rivalin Zwergmaus streift. Seine Familienwohnung findet sich meist in 1 bis 2 m Höhe im dicht verwachsenen Gebüsch, sehr gern in Hecken der Hage unweit der Forsthäuser in und an Waldungen. Diese Familienwohnung ist größer als das niedlichere Winter- oder Schlafnest. Sie besteht auch, entgegen diesem, aus verschiedenartigeren Stoffen, wie feinem Wurzelwerk, Moos, Wolle und Tierhaaren. Schon vom Vorsommer her ist dies Nest der Zufluchts- und Schlafort der Maus des Tags über: denn unser Zwerg ist ein ausgesprochenes Nachttier. Äußerst empfindlich gegen unwirtliche Witterung, wie Wind, Regen und Kälte, ein echtes Sommertierchen, beginnt es erst im Hochsommer sein Familienleben. Selten eher als im Juli erscheinen in dem Polsternestchen drei bis vier Junge. Bis zur Halbwüchsigkeit geht ihnen im wesentlichen die Zierlichkeit des Körpers und die Anmut in dem Wesen der Eltern ab, denn sie besitzen dicke, fleischige Köpfe und sind ziemlich ungeschickt, ja anfangs unbehilflich. Die Mutter säugt und pflegt sie dieser Unbehilflichkeit wegen auch vier volle Wochen, führt sie dann allmählich ab und zu aus dem Neste, dessen Schranken die Jungen nur sehr säumig und behutsam in nächster Umgebung überschreiten, und endlich in weitere Nachbarschaft. Erst einige Monate später, etwa im September, gewinnen die Kinder das Ansehen der Alten, und die Behendigkeit stellt sich bei ihnen mit der geschmeidigeren Formbildung ein. An den oben erwähnten Fundstellen zweier Familiennester beobachteten wir den langsamen Gang der Entwickelung junger Haselmäuschen. Hier waren wir die Augenzeugen der Kinderspiele vor den Nestern. Komisch und drollig sah sich das Thun und Treiben der kleinen daumenlangen Geschöpfe an. Mitten durch die Lust des Spiels waltet die Behutsamkeit und Furcht, die ihnen das unbeholfene Wesen eingiebt. Inmitten des Anlaufs auf einem Ästchen oder Zweige halten sie plötzlich inne, setzen sich auf die Hinterfüße wie bucklige Gnomchen, äußerst possierlich ein um das andere Mal eines der Vorderpfötchen hebend. Oft balancieren sie auf dünnem Gezweige ängstlich wie Menschenkinder, die schmale Brücken oder schwankes Bauholz überschreiten. Hin und wieder purzelt auch eins oder das andere trotz der Vorsicht der Alten, die sie selten aus den Augen läßt. Die Schwänzchen, weniger bebuscht als die der Eltern, tragen sie noch mehr schleppend, im Sitze schlagen sie dieselben zur Seite, auch manchmal den Rücken hinauf, doch immer in einer verzagten, bedächtigen Weise, die oft höchst drollig sich ansieht. Kurz, die kleine Sippschaft befindet sich zu dieser Zeit noch wie in einem teilweisen chaotischen Zustande, und das werdende Leben und Wesen der Alten blickt nur momentan in einem kühneren Ansatze von Beweglichkeit oder in einem gewagten Sprunge hervor. Übrigens darf man sie gewaltsam nicht stören, sonst verkriechen sie sich, scheu und ängstlich wie sie sind, tagelang im Neste, oder die Alte trägt sie weg — wie dies der Fall war bei dem Nistplatze im Walborte Stoppelberg — in einen sicheren Schlupfwinkel.

Während des Nestbaues haben wir die Haselmaus leider noch nicht beobachten können, weil sie sich ungemein heimlich und versteckt zu halten weiß. Wir wissen also die Art und Weise, auf welche das Tierchen seine Wohnstätte bereitet, nicht zu schildern. Nur sollte uns beschieden sein, an dem Gebaren eines Exemplares, welches wir in dem gedachten Waldorte vor einigen Jahren mitten im Winternestchen erstarrt fanden und dessen Schlaf und Gefangenleben wir in diesen

Blättern mitteilten, eine merkwürdige, originelle Art der Maus zu beobachten. Die letztere versetzte das der Zugluft ausgesetzte Schlupfloch mit dem Neste, in dem sie lag, durch rapides Umdrehen um sich selbst in eine Rotation, die die Nestseite mit dem Eingange in eine dem Winde entgegengesetzte Lage brachte. Sodann verstopfte die Maus mit Schnauze und Vorderzehen das Schlupfloch. Von diesem freilich nur kleinen Bruchstück der Bethätigung möchte sich immerhin die Vermutung ableiten lassen, daß die Haselmaus ähnlich oder ziemlich gleich ihre Familienwohnung baut wie das Eichhorn, das wir in seinem Baugeschäft genau beobachtet haben. Auch bietet uns die Struktur und Kleinheit des Winternestes, dessen Wände nur knapp den in der Erstarrung auf eine Kugel zusammengekrümmten Körper der Maus umschließen, einen naheliegenden Vergleich mit der Baumanier der Zwergmäuse. Wie diese die Binsen- und Rohrblätter in Schnüre und Bänder schlitzen und über sich zu einem Knoten verflechten, so verfährt wahrscheinlich auch die Haselmaus mit den äußerst fein zerschlitzten Bastschnürchen und Bandgrashalmen, welche an einem einzigen Punkte in der oberen Hälfte des Kugelnestes in ihren Enden zusammengefügt verlaufen. Die knappe Kugelgestalt wird es aller Wahrscheinlichkeit nach durch öfteres Umdrehen um sich selbst der ganzen Peripherie des Nestes geben, dessen Wandung nach und nach sich der von innen bauenden Maus in der egalen Wölbung fügt. Dieses Zusammenfügen, sowie die ungemeine Konsistenz der ganzen Wandung des Nestes, besonders aber der wie Schneckenschleim den aufgefundenen Winternestchen anklebende Stoff läßt mit ziemlicher Gewißheit darauf schließen, daß die Haselmaus sich wie das Eichhörnchen, die Zwergmaus und andere, besonders aber auch die Vögel, ihres Speichels zum Verdichten und Verkitten des Baumaterials zu ihrem Neste bedient.

Doch verlassen wir den Boden der Vermutungen und Schlüsse a priori und kehren auf den objektiver Beobachtung zurück, den wir einen Augenblick gegen unsere Gewohnheit und die Forderung der Wissenschaft verlassen haben.

Noch zu gedenken ist des lieben Tierchens Betragen im Stubenleben. Hier kann es angedeutetermaßen kein angenehmeres, lieblicheres Wesen geben, selbst für die Pflege zarter Damenhände des Salons. Es wetteifert in der Gunst und Liebe seines Pflegers mit den besten Stubenvögeln, in deren Behältern es sogar sehr an seinem Platze ist. Auch die Nahrung im Gefangenleben ist eine ähnliche wie die der gefiederten Günstlinge. In England sind den Tierchen längst mit den Kanarienvögeln und Dompfaffen die Räume der Salons geöffnet. Freilich das Eingewöhnen ist nicht gleich bei dem einen wie dem anderen Tiere. Junge Individuen gewöhnen sich nach unserer Erfahrung leichter und rascher ein, werden auch ungleich vertrauter und zahmer als mehrere Jahre alte. Diese verlieren nur langsam ihre Zurückhaltung; die Schüchternheit aber legen Junge wie Alte nie ganz ab. Man darf also bei der Zähmung nie die zarte Rücksicht auf die Furchtsamkeit des feinorganisierten Wesens außer acht lassen und muß namentlich jeden jähen Schreck desselben vermeiden. Wie wir durch Versuche erfahren haben, schreckt das Mäuschen vor raschen Bewegungen und fixierenden Blicken zurück; pfeifende und schnalzende Töne, überhaupt vieles Ansprechen durch Laute und Zurufe vermeide man, da das Tier vor ersteren stutzt, mit dem Kopfe ruckt, rückwärts schreitet, den Kopf wendet und zuletzt bei fortdauernder Störung in seinen Schlupfwinkel flüchtet. Die Behandlung, wie sie der Kundige Wildfängen der befiederten Stubengenossen zuwendet, ist auch bei diesem schüchternen Geschöpfe die angemessenste. Sie besteht darin, daß man sich viel, aber stets in geräuschloser ruhiger Art, wie sie vielfältig den Damen eigen ist, um den Pflegling zu thun macht, ihn dabei nicht scharf ansieht, seinen Behälter auch stets in die Nähe

menschlichen Aufenthaltes bringt, um den Insassen an die Gegenwart, das Thun und Lassen des Pflegers zu gewöhnen. Stets reiche derselbe selbst seinem Pflegling das Futter, das in Haselnuß-, Welschnuß- und Obstkernen, Fruchtkörnern, in Blatt- und Blütenknospen von Bäumen und Sträuchern, in Beeren, wie Vogel- und Mehlbeeren, bestehen kann, welche Nahrungsstoffe man hin und wieder in ihren Verstecken und in der Nähe ihrer Nester, gegen den Nachsommer und Herbst auch draußen im Freien findet; ein Zeichen, daß die Maus diese Nahrung liebt, von der sie, bei milder Witterung während der Schlafzeit zeitweise erwachend, zehrt. Daß sie — wie A. Brehm angiebt — Milch nicht trinke, ist irrtümlich: denn zwei unserer Stubengenossen leckten zuweilen gekochte und ungekochte Milch unter schmatzenden Tönen. Auch erwies sich die Manier unserer Pfleglinge darin charakteristisch, daß sie Nußkerne und andere Nahrungsgegenstände ins Wasserbehälter schleppten, in Regen gelegte oder in Wasser eine Zeit lang eingeweichte Welschnußkerne ebenfalls lieber als trockene verzehrten. Die Mäuschen sind sehr mäßig im Genießen. Ein halber Wallnußkern war das Maximum, welches unsere Haselmäuse in einer Nacht fraßen. Höchstens nagten sie noch leise an einer Knospe oder einigen kleineren Leckerbissen, wie Obst und besonders Sonnenblumenkernen u. dgl. m. Im Affekt sahen wir öfters unser altes Tierchen den Schwanz mit einem energischen Bogenschwung zur Seite oder in die Höhe werfen. Trotz dieses Erregung verratenden Gebarens hat aber die Maus niemals einen Versuch gezeigt, zu beißen, so oft wir sie auch im Neste berührten oder zeitweise in die Hand nahmen. Wir müssen mit Schlegel und Brehm, den ganz vereinzelt ausgesprochenen Behauptungen gegenüber, daß das Tierchen zuweilen beiße, darthun, daß wir dies nie erfahren haben und der unbedingten Sanftmut des Tieres das Wort reden. Möglich, daß Exemplare zur Zeit großer erotischer Erregung einmal bei plötzlichem Berühren mehr aus Schreck als aus Bosheit um sich beißen. Dies könnten aber gewiß nur sehr seltene Ausnahmen sein. Die zartesten Frauenhände dürfen sich kraft unserer eigenen Erfahrungen getrost der rückhaltlosen Pflege der lieblichen, sanften Liliputer widmen. Sie werden bei jüngeren Individuen bald die Freude erleben, daß der Pflegling ihnen aus der Hand den dargereichten Leckerbissen nimmt, sich streicheln läßt und nach und nach so zutraulich wird, daß er in allerliebster Stellung auf der Hand seiner Freundin die Nahrung verzehrt. Sie werden die eigentümliche Lage des leider fast den ganzen Tag über schlafenden Lieblings gewahren. Sie werden es sehen, wie wir es oft betrachtet haben: „zusammengeringelt, liegen gewöhnlich etwas zur Seite, doch manchmal auch wie Igel und Dachs mit dem Kopfe gerade nach unten gebogen. Der Kopf neigt sich dann bei jeder Lage des Leibes nach unten, so daß die Ohrenmuscheln mit der Partie des Nackens sich etwa in der mittleren horizontalen Ebene des Körpers befinden. Stets aber zeigt sich das Gesicht respektive der Kopf direkt hinter dem Eingange des Nestes, sobald dasselbe im Schatten gehalten wird. Bisweilen legt die Maus auch von der Seite aus den Schwanz quer über die Stirn, so daß es aussieht, als wolle das Tier sich die Augen schützen... Den unmittelbar auffallenden Sonnenstrahlen sowohl, als der Helle durch starkes Reflexlicht, weicht das Tier mit dem Gesicht aus, indem es sich in seiner Lage wendet, so daß es schließlich der Lichtseite den Rücken kehrt."

Unter konsequent fortgesetzter sanfter, freundlicher Behandlung erreicht dann auch wohl einer und der andere Liebling eine Zahmheit und Zutraulichkeit, welche die Haselmaus einer englischen Dame entgegen brachte, also daß das Mäuschen bei Annäherung seiner Pflegerin dieser auf die Hand sprang, sich herumtragen ließ, in der Hand oder der Falte eines Ärmels wohl auch einschlief. Denn „Liebe erweckt Gegenliebe", freundliches Vertrauen wieder Vertrauen.

Die Raubritter.

3. Die Spitzmäuse.

Wem der verständnisvolle, scharfe Beobachtungsblick die Geheimnisse in Wesen und Wandel der Riesenzwerge, welche wir unter der Bezeichnung Raubritter hier schildern, enthüllt, der weiß zu erzählen von dem bewunderungswürdigen Mute, dem heißen Blutdurste und der erbarmungslosen Grausamkeit, welche auf dem Lebensgebiete dieser als Kerbtierfresser unter den Säugetieren benannten, mit den Fledermäusen als den kleinsten der letzteren erscheinenden Tierchen sich offenbaren. Die Spitzmäuse (Soricidea) sind Räuber im wahren Sinne des Wortes, und das Ritterliche in der Ausführung ihres Raubes besteht nicht sowohl in Zeugnissen eines gewissen Edelmutes, als vielmehr in dem unbändigen Mut und todesverachtender Verwegenheit. Die Ausrüstung ist ihnen allen gegeben durch die entsprechenden Organisationen für Befähigung räuberischer Großthaten. Die gestreckte Schnauze des langen Kopfes, der schlanke Leibesbau, das scharfe, spitzige Gebiß, dem die eigentlichen Eckzähne fehlen, dessen zwei bis drei häufig gekerbte Schneidezähne, drei bis fünf Lück- und drei bis vier echte, vier- oder fünfzackige Backenzähne jeder Reihe gewiß ein recht vollständiges Bild nachdrücklicher Waffenbekleidung darstellt; die weiche sammetähnliche Haarbekleidung, die straffen Härchen der Lippen, Füße und des Schwanzes, die langen Schnurren der Wangen, die starken Borstenhaare der Fußseiten — alle diese Merkmale charakterisieren die Familie der Spitzmäuse. Was den Verbreitungskreis der Spitzmäuse anlangt, so geht derselbe über die Alte Welt und Amerika. Der Aufenthalt dehnt sich über Höhen und Ebenen aus, vorzugsweise über dichte Gebüsche und Wälder, Auen, Wiesen, Garten- und Parkanlagen bis in die Häuser. Bei der Schilderung der Einzelarten werden wir sehen, welche den feuchten Orten den Vorzug geben und welche das Wasser neben dem Trockenen bewohnen. Alle lieben die Dunkelheit und scheuen das Licht, treiben vielfach ihr Wesen in unterirdischen Gängen und Schlupfwinkeln. Behendigkeit und Raschheit zeichnen alle aus. Während das Gesicht verkümmert erscheint, tritt der Geruch nebst dem Gehör sehr ausgebildet auf. Ungeheuer ist die Gefräßigkeit. Man hat durch Versuche und Beobachtungen festgestellt, daß sie täglich an Nahrung so viel als die Gewichtmasse ihres Körpers verzehren. Nicht bloß Würmer, Weichtiere, Kerbtiere und deren Larven, sondern auch kleine Vögel und Säugetiere, selbst Fische und deren Laich, sowie Krebse gehören zu ihrer Nahrung. Die Töne, welche sie von sich geben, bestehen in feinen pfeifenden, zwitschernden und quiekenden Lauten. Bemerkenswert ist ihr Moschusgeruch. Untereinander leben sie häufig in Feindschaft, und es finden erbitterte Kämpfe statt, die mit Mord und Auffressen endigen.

Wir beginnen mit der gemeinen oder Wald-Spitzmaus, Sorex vulgaris. Ein Raubritterchen von 6 cm Länge, ausschließlich des 4 cm langen Schwänzchens, tritt in dieser Erscheinung auf die Schaubühne des dem gewöhnlichen Laienauge verborgenen Hausens. Beim Suchen der Nahrung zeigt sich die außerordentlich bewegliche Rüsselschnauze fortwährend in Thätigkeit. Gleich beim Hervorkommen aus dem Schlupfwinkel entwickelt sich die rege Emsigkeit dieser Schnauze. Nicht bloß das daran befindliche Geruchsorgan vollzieht seine Verrichtungen, sondern auch das Tastgefühl macht sich geltend im Bahnbrechen, im Umwenden von Laub, Reisern, Erdbröckchen, kleinen Steinchen, im Durchforschen von Moos, Wurzelausschlägen, faulem Holz und dergleichen mehr. Die weißlichen Lippen leuchten unter den schwarzen Schnurren hervor, rotbraun schimmert der Sammetpelz in hellerer, in dunklerer Umgebung schwärzlich, wovon die trübweißliche Unterseite absticht, die sichtbar wird, wenn sich das Tierchen in aufgerichteter Stellung mit den Vorderpfötchen Gesicht und Kopf

putzt. Die Lüsternheit führt das Räuberchen auf seiner Bahn fort, unaufhörlich seine Nase, sein Gehör und sein Tastgefühl in Anspruch nehmend. Eine Schmetterlingslarve, ein Nacht- oder Abendfalter, ein Käfer, eine Anzahl bloßgelegter Kellerasseln oder dicke saftige Kreuzspinnen werden mit sichtlichem Wohlgeschmacke verzehrt. Aber nicht genug. Der Forschersinn führt die Spitzmaus zu erdständigen Nestern kleiner Vögel, deren hilflose nackte Junge überfallen und nacheinander fortgeschleppt und verzehrt werden. Die Rotkehlchen müssen nicht selten ihre zarte Brut der schnüffelnden Spitzmaus überlassen, ebenso die tiefbauenden Goldammerpaare und die auf den Boden bauenden Lerchen. Ist die Lüsterne mit dem Verzehren einer Schnecke, eines Wurms oder eines nackten Vögelchens beschäftigt, so zeigt sich das Wohlbehagen und die mörderische Erregung im ganzen Gebaren, und deutlich vernimmt man in unmittelbarer Nähe, wie dies bei gefangenen Exemplaren am leichtesten zu beobachten ist, das Geräusch, welches von dem Gebiß in seiner zermalmenden Thätigkeit verursacht wird. Doch werden alle diese Gegenstände des Raubes leicht überwunden. Anders verhält es sich mit der Verfolgung der wirklichen Mäuse, so unserer Feld- und Hausmaus, die von ihr feindlich empfangen und blutdürstig angefallen werden. Das Eindringen in ihre Höhlen und Schlupfstätten ist ein wahrer Raubritterzug, ein nachdrücklicher und wütender Überfall, dem sich furchtsam und zuletzt wahrhaft verzweiflungsvoll die gehetzte und in die Enge getriebene Maus zu entziehen trachtet, aber nach erfolgloser Gegenwehr sterbend ergeben muß. Der Raubritter sitzt mit dem Gebiß ihr im Nacken und saugt ihr das Blut aus, worauf alsbald die Thätigkeit durch Zermalmen der Kopf- und Genickteile fortgesetzt und gewöhnlich mit dem Auffressen bis auf das Knochengerüste beendet wird. Furchtbar erbost zeigen sich kämpfende Spitzmäuse untereinander. Gewöhnlich giebt die Veranlassung zu dem Streit eine Beute, die von beiden Teilen in Anspruch genommen wird. Wir sahen einen solchen Kampf im Freien, der mit dem Siege der stärkeren Spitzmaus über die Gegnerin endete. Der wutentbrannte Sieger hatte sein Gebiß in die Wunde eingegraben und gab sich dem Blutgenuß wie berauscht hin, mit dem Schwänzchen seine Erregung wie seine Befriedigung in sprechenden Zeichen ausdrückend. Derartige Kämpfe entwickeln sich in der Gefangenschaft zwischen zusammengebrachten Spitzmäusen aus dem sich sehr bald einstellenden Hungergefühl. Würmer, Schnecken, Insekten &c. sind bald verzehrt, am Reste giebt es sehr schnell feindliche Annäherung, und nun beginnt das wütendste Verfolgen und Morden. Im Freien wird gerade so wie in der Gefangenschaft kein Unterschied der Geschlechter beim Kampfe gemacht. Weibchen und Männchen begegnen sich mörderisch. Eine Ausnahme findet natürlich zur Zeit der Minne statt, wo Männchen und Weibchen durchaus friedlich beisammen wohnen und spielende Verfolgungen stattfinden. Sofort trennt sich jedoch das Weibchen vom Männchen, wenn die Zeit der Minne vorüber ist, und schreitet in unterirdischem Gang oder Winkel, in Mauerlöchern und Felsenspalten zur Bereitung des aus Grashalmen, Laub, Moos und abgebissenen Pflanzenstengeln bestehenden und mit feineren, weicheren Stoffen ausgefütterten Nestes. Die fünf bis zehn Jungen werden kurze Zeit gesäugt und alsbald anleitend in die Umgebung der Geburtsstätte geführt, schließlich aber gleichgültig behandelt und selbst feindselig abgewiesen. Es kommt nach verbürgter Beobachtung merkwürdigerweise vor, daß Dutzende von Spitzmäusen in Jahren ausnehmend großer Vermehrung zur Gesellschaft sich vereinigen und friedlich verkehren. Indessen fällt unzweifelhaft gerade bei so häufiger Begegnung der Spitzmäuse untereinander Hader und Streit vor.

Zur Sippe der gemeinen Spitzmaus gehört die kleinste der Spitzmäuse, die Zwerg-Spitzmaus, Crocidura pygmæus

sive minutus, ein oberseits dunkelbraun bis schwärzlich, unterseits weißlichgrau, an den Seiten brandfuchsig oder auch brandig gefärbtes Raubritterchen, welches die Lebensweise und Art der Fortpflanzung mit der Verwandtschaft teilt. Die Verbreitung erstreckt sich nach Norden bis zum 60° n. Br., nach Süden bis in die nördlichen Gegenden der Mittelmeerländer, in den Alpen bis zur Höhe von über 1500 m. Sie liebt die feuchten Orte, die schattig liegen und mit Gräben, kleinen Bächen und Teichen versehen sind. Frostschauer verträgt das Tierchen nicht, auch stirbt es bei Entziehung der Nahrung sehr bald den Hungertod. Die in Meisenkästen von uns an Mehlwürmern gefangenen Exemplare lagen jedesmal am Morgen tot auf dem Boden.

Die gemeine oder Waldspitzmaus.

Unterschieden von den Wald- oder gemeinen Spitzmäusen sind die Feldspitzmäuse durch das achtundzwanzig bis dreißig weiße Zähne zählende Gebiß, bei welchem im Oberkiefer drei oder vier einspitzige Zähne stehen. Die unteren Vorderzähne sind ebenfalls nicht gezähnelt, und es zeigen sich im Unterkiefer nur drei Lückenzähne. Die Hausspitzmaus, Sorex sive Crocidura araneus, repräsentiert diese Art. Die Länge beträgt 11,5 cm einschließlich des 4,5 cm großen Schwänzchens. Die Oberseite erscheint durchweg braungrau, die Unterseite hellgrau. Ihr Aufenthalt beweist, daß sie den Wald meidet und ihn nur an den Rändern und in daran herziehenden Hecken und Dornrainen berührt. Das Feld und offene Hausgärten sind ihre wahren Heimstätten, ja sie dringt nicht nur in die Ökonomiegebäude ein, sondern auch in die Keller, Gewölbe, Küchen, Speisekammern und Böden. In die Scheunen wird sie mit der heimgefahrenen Frucht des Feldes häufig eingeführt. Im Hause lernen die Hausfrauen sie kennen als diebische Näscherin, Fett, Öl, Fleisch und Speck vorzugsweise gefährdend. Ihre Fortpflanzung ist zwar im Felde nur auf die wärmere Jahreszeit beschränkt, in den menschlichen Wohnungen dagegen findet dieselbe auch im Herbst und Winter statt, und zwar in Löchern, in Spalten und unter mancherlei anderem Schutz, wo eine Nestunterlage aus weichen Stoffen der Nachkommenschaft genügende Wärme bietet. Schon nach zwei Monaten treten die jungen Hausspitzmäuse als erwachsene Raubritter auf, die außer der Insekten-, Würmer- und Schneckenjagd auch ihre Überfälle auf Haus- und Feldmäuse sowie auf hilflose kleine Vögel ausdehnen. Der Erwähnung wert halten wir die engverwandte Feldspitzmaus, Crocidura leucodon, die in Deutschland selten auftritt und fruchtbare, mäßig feuchte Feldlagen und Gärten zum Lieblingsaufenthalte wählt. Sie mißt ein wenig mehr als 10 cm einschließlich des dicht- und kurzbehaarten, dazwischen mit einzelnen langen feineren Haaren versehenen 3,4 cm langen Schwanzes. Gesättigtes Schwarzgrau deckt die Oberseite, scharf abstechendes Trübweiß die Unterseite.

Unstreitig als die raubgierigste, viel-

Digitized by Google

seitigste und verwegenste aller Spitzmäuse tritt die Wasserspitzmaus, Crossopus fœdiens, auf. Unsere Wasserspitzmaus vertritt die Sippe. Charakteristisch als äußeres Unterscheidungsmerkmal sind der Mangel der Zähnelung an den unteren Vorderzähnen und deren gefärbten Spitzen, die vier oberen Lückenzähne und die Schwimmborsten an den Füßen. Der schwarze, zur Winterzeit besonders schön glänzende Sammetpelz der Oberseite sticht von der entweder ganz weißen oder mit grauschwarzen Flecken untermischten Unterseite ab. Die dicht gedrängt stehenden Haare lassen kein Wasser zur Haut, weil sich die Luft staut und infolgedessen eine Luftschicht entsteht, welche unzählige kleine Bläschen verursacht, die im Sonnenglanz hell schimmern. Eine andere Merkwürdigkeit bieten die borstenartigen Schwimmhaare der Hinterfüße, welche kammartig entfaltet und zusammengelegt werden können. Entfaltet dienen sie als Ruder beim Schwimmen, zusammengelegt bilden sie kein Hindernis des Laufens auf dem Lande und werden nicht abgenutzt.

Wohl gehört auch die Ebene mit ihren Teichen und Wassergräben zu den Aufenthaltsorten der Wasserspitzmaus, und es giebt Jahre, wo man sie da in ziemlich starker Vermehrung antrifft; aber unstreitig zieht sie diejenigen Gebirgsgegenden vor, welche die kiesigen, mit Erlen bestandenen Forellenbäche enthalten, wo ihr Felsgestein und reichliche Wurzelausschläge, die in das Wasser hineinragen, treffliche Heimstätten gewähren und Mühlen, Wasserfälle, Wehre und Fischteiche vorhanden sind. Während sie in der Ebene meistens in selbstgegrabenen Höhlungen Schutz- und Geburtsstätte hat, wohnt sie im Gebirge gerne unter Gestein und wildverschlungenen Wurzeln, mit deren Deckung selbstgefertigte Ausgänge nach der Landseite verbunden werden. Stets verbindet das im Wasser und auf dem Lande heimische Tierchen mit der Öffnung nach dem Lande hin die in entgegengesetzter Richtung befindliche Ein- und Ausgangshöhle unter dem Wasserspiegel. Während der Tageszeit pflegt das Raubritterchen der Ruhe in seinen Schlupfwinkeln. Die Abend- und Morgendämmerung und die Nacht sind die Stunden der Ausführung ihrer mordsüchtigen Pläne. Aber wir haben auch am Tage die lüsterne, auf grausame Überfälle fortwährend bedachte Räuberin in lebendiger Bethätigung ihres Mordsinns beobachtet.

Lassen wir getreu unseren Erfahrungen und Erlebnissen diesen Liliputer der Räuberwelt vor unseren Augen sein Thun und Treiben entwickeln.

Es ist früh am Morgen. Die Sonnenstrahlen fallen durch die Zweige auf die Spiegelfläche eines Teiches, der von dem durch einen Teil des Parkes fließenden Mühlbach gespeist wird. Man sollte meinen, die friedfertigsten Absichten begleiteten das langsame Rudern einer Wasserspitzmaus, die leicht wie ein Federbällchen auf dem Teich dahintreibt. Doch sofort regt sich ihr Jagdsinn, indem sie ein über ihr flatterndes Insekt durch einen raschen Aufschwung erhascht und dann, mit der Rüsselschnauze zu unterst, wieder untertaucht. An seichterer Stelle betritt sie den Boden des Teiches und läuft unter Wasser wie auf trockenem Boden eilend dahin. Nun kommt sie wieder herauf atemholend, und siehe, der Pelz erglänzt in der Sonne in jenen bereits geschilderten Luftbläschen schön glitzernd. Jetzt entdeckt sie einen kleinen Karpfen, der ruhig an der Oberfläche liegt und die Kiemen in träger Ruhe weit öffnet und wieder schließt. Es gelingt ihr, auf den Rücken des arglosen Fisches zu gelangen, wo sie sich festsetzt und festbeißt. Aber der Karpfen schießt dahin, plätschert und sucht sich wendend und wälzend des kühnen Raubritters zu entledigen. Das Wasser trübt sich und zieht weite Kreise, doch bald setzt sich nach eingetretener Ruhe der aufgewühlte Schlamm wieder, und der Karpfen nähert sich dem Ufer, offenbar von der nun glücklich abgeworfenen Spitzmaus gröblich verletzt. Mit einem Hamen aufgefischt, zeigt er Spuren der Verletzung am Kopf und ein

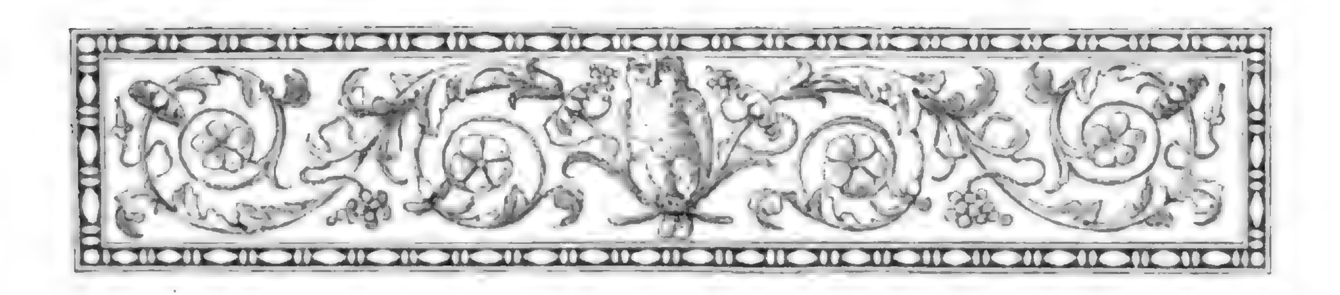
zerbissenes Auge. Es entspricht dieser Auftritt anderen Erfahrungen, welche wir gemacht haben. In einem kleinen Bassin wurde das Skelett eines Karpfens von mehreren Pfund Schwere aus dem hohlen Ufer beim Reinigen hervorgezogen, welches das Gerippe einer Wasserspitzmaus im Genick trug, die sich einst festgebissen und mit dem Karpfen den Tod gefunden hatte.

Auf demselben Teiche, an welchem wir den geschilderten Angriff auf den Karpfen beobachteten, spielte sich ein anderes, höchst interessantes und gewiß seltenes Schauspiel ab. Eine Wasserspitzmaus hatte sich hinterlistig einem halbflüggen Bachstelzchen genähert, welches auf einem kleinen alten Weidenstumpf saß und von der ängstlich besorgten Mutter im Bogenflug umflattert wurde, die ihre Warnungsrufe ohne Unterlaß ertönen ließ. Aus der Deckung am Ufer hervor stürzte sich die Mörderin auf das Bachstelzchen von hinten, daß die Federn davon flogen und das Vögelchen mit genauer Not durch unbehilflichen Flug entkam, jedoch sogleich auf die Teichfläche niederfiel. Die Wasserspitzmaus schwamm hinzu und arbeitete sich mit der Schnauze am Rücken des Opfers empor in den Nacken desselben und grub die Zähne am Hals ein, schwimmend nach dem Ufer die Beute ziehend. Dort angelangt, birgt sie sich mit derselben unter einem vorspringenden Stein, um gesichert den Fraß zu beginnen.

Frösche, Eidechsen, Feld-, Wald- und Hausmäuse werden bei der Begegnung von der Wasserspitzmaus ohne weiteres angefallen, gemordet und bis auf Knochen und wenige unschmackhafte Teile aufgezehrt. Die Krebse sind durch ihren Panzer keineswegs vor ihrer Mordlust geschützt, sie bilden vielmehr recht beliebte Gegenstände des Angriffs der Wasserspitzmaus. Dieselbe rückt ihnen im wahren Sinne des Wortes zu Leibe, zertrümmert die weicheren Panzerteile am Unterleibe und leert den Fleisch- und Eingeweideinhalt. Dann gelingt es ihr auch, die Schwänze und Scheren zu zerbeißen, um die Leckerbissen zu entnehmen.

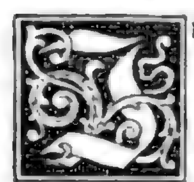
Im Mai und selbst schon im April bietet das Minneleben des Paares sehr unterhaltenden Anblick. Die Verfolgungen finden teils in neckender, spielender, teils auch in leidenschaftlich erregter Weise statt. Das enteilende Weibchen verbirgt sich vor den Verfolgungen des Männchens in Maus- und Maulwurfslöchern, unter Wurzeln, Laub und Steinen, oder es flüchtet ins Wasser, läuft eine Strecke weit auf dem Grunde des Baches oder Teiches hin, schwimmt an das jenseitige Ufer und sucht dort Deckung. Allerliebst erscheint das eifrig folgende Männchen in seinem Emporlauschen und Suchen, wobei die Rüsselschnauze zum Zweck des Gebrauchs des scharfen Geruchsinns eine außerordentlich bewegliche Rolle übernimmt. Das Spiel dauert oft stundenlang, natürlich unterbrochen durch zeitweise Hingebung an das sich geltend machende Ernährungsbedürfnis. Gewöhnlich in selbstgegrabenen Uferhöhlen, zuweilen aber auch in benutzten vorhandenen Höhlungen bringt das Weibchen in mütterlicher Vorsorge einen Kessel an, den es mit Moos und Grashalmen auspolstert. Um die Mitte des Mai kommen die beinah ganz nackten, fleischfarbenen Jungen zur Welt. Hier in der dunklen Abgeschlossenheit werden sie zärtlich gepflegt, nach einiger Zeit aber herausgeführt ins Freie, wo das Spiel im Rasen und Laub beginnt und sich durch die öftere Wiederholung in der Spur von Pfädchen, wo das Gras niedergetreten ist, verrät. Gleichzeitig beginnt auch die Übung im Schwimmen, Tauchen und Laufen auf dem Boden unter Wasser. Die sehr bald eintretende Selbständigkeit treibt sie zur Ausübung der Insekten- und Weichtierjagd und sie bekunden sich so als kühne junge Raubritter zu Land und Wasser.

(Fortsetzung folgt.)



Litterarische Notizen.

Belletristische Neuigkeiten.



In sehr geschmackvoller Ausstattung präsentiert sich die erste Abteilung des von **Paul Lindau** begonnenen Romancyklus „Berlin" unter dem besonderen Titel **Der Zug nach dem Westen** aus dem Verlage von W. Spemann in Stuttgart. In jener glänzenden und fesselnden Weise, welche Lindau als Erzähler kennzeichnet, wird hier ein echt modernes Thema behandelt und in etwas eigentümlicher Weise gelöst. Wenn wir die wirklich ungemein bestechende poetische Einkleidung abstreifen, tritt uns der Grundgedanke entgegen, daß Schönheit, Liebenswürdigkeit und Talent sich nicht nur über beschränkte Vorurteile hinwegsetzen, sondern auch den wichtigsten gesellschaftlichen Einrichtungen den Kampf bieten dürfen. Der Anschauung, daß der Held im Kampfe gegen allgemeine Einrichtungen persönlich untergehen soll, indem er einer höheren Idee zum Siege verhilft, hat Lindau durch den tragischen Schluß seines Romans, den Tod seiner Heldin im Wochenbette, scheinbar gehuldigt, aber diese Sühne ist nur eine rein äußerliche, die mehr der Virtuosität des Autors als einer tieferen Weltanschauung entsprungen sein mag. Der Titel ist fast nur dem genaueren Kenner Berliner Verhältnisse verständlich. Im Osten der Weltstadt findet sich die Gewöhnlichkeit des Lebens, rastlose Thätigkeit und das Streben nach trivialen Genüssen. Nach dem Westen, wo geistiger Aufschwung, freiere Lebensauffassung wohnen, zieht es die Bewohner des Ostens, aber nur auserwählte Naturen acclimatisieren sich in der Sphäre der höheren Bildung, während andere entweder innerlich Schiffbruch leiden, oder wieder dahin zurückgetrieben werden, von wo sie ausgingen. Frau Lolo Ehrike ist eine feinere Natur, die an ihren reichen, aber untergeordneten Mann gekettet ist, bis sie in der westlichen Gegend ihrer platonischen Urhälfte, dem Musiker Nortstetten, begegnet, worauf dann Ehebruch, Scheidung, Wiederverheiratung und endlich der Tod erfolgen. Eine recht gewagte Episode, die aber wiederum ganz brillant durchgeführt ist, bildet die Geschichte der Frau Stefanie Wilprecht, welche durch die Berührung mit der vornehmen Welt des Westens, die ihr nur in Äußerlichkeiten imponiert, zu einer Herzensroheit verhärtet wird, die höchst abstoßend wirkt. Jedenfalls darf man auf die weiteren Abteilungen dieses interessanten Cyklus sehr gespannt sein. — Aus dem Verlage von Carl Krabbe in Stuttgart erscheinen in sehr gefälliger Ausstattung Romane von **F. W. Hackländer**, darunter zuletzt der zweibändige Roman **Der letzte Bombardier** mit zahlreichen Illustrationen, wie sie dem flotten Erzählertalent Hackländers entsprechen. In angenehmer Weise die Phantasie anregend, ohne den Geist anzustrengen, behaupten diese Schriften ihre Beliebtheit in weitesten Kreisen. — Sehr spannend und unterhaltend ist der Roman **Die Amerikanerin** von **Sophie Junghans**. (Leipzig, C. Reißner.) Die Hauptfigur ist eine Charakterstudie, welche den seltenen Scharfblick und die Vorurteilslosigkeit der Verfasserin in glücklicher Verbindung zeigt. Ein junges Mädchen, dem Reichtum und die volle Beherrschung der äußeren Formen großes Übergewicht geben, taucht in einer mittleren deutschen Stadt auf. Sie ist die Tochter einer Deutsch-Amerikanerin, deren erster Mann ein niedrig denkender verkommener Mensch war, der sie verließ und sich nicht um sein Kind bekümmerte. Nach der dort gesetzlichen Frist heiratet die Frau einen anderen Mann, durch den ihre Tochter nach beider Tode zur Millionärin wird. Als nun die junge Dame eben im Begriffe ist, eine vornehme Heirat einzugehen und in der deutschen Gesellschaft zu glänzen, erscheint ihr Vater und es giebt eine unglaubliche Verwirrung. Sophie Junghans besitzt eine erstaunliche Klarheit der psychologischen Einsicht und überschreitet doch niemals die Grenze des weiblichen Taktgefühls. — Ein schön ausgestatteter Band: **Vier Novellen** von **Adalbert**

Meinhardt, ist soeben im G. Westermannschen Verlage in Braunschweig herausgekommen. Zwei davon: „Alt-Heidelberg" und „Die Mönche von Fontana", sind den Lesern der „Monatshefte" bereits vorteilhaft bekannt. Auch die beiden anderen, von denen namentlich „Georg Hansen" durch Anschaulichkeit der Situationen und treffliche Charakterzeichnung hervorragt, werden nicht verfehlen, die längst bekannten Vorzüge des Autors: Sinnigkeit der Erfindung und Vornehmheit des Stils, aufs neue glänzend zu bewähren. — Mit seinem Roman **Pia** (Leipzig, C. Reißner) hat es sich Ernst Eckstein gar zu leicht gemacht. Eine dürftige Erfindung — es ist eine neue Variation der Geschichte von der unschuldigen Genoveva und dem Verräter Golo —, Figuren nach der Schablone und dabei allerdings eine überaus farbenprächtige Ausmalung einzelner Scenen und ein glänzender Stil, der aber doch die Mangelhaftigkeit der Intrigue nicht verdecken kann: das ist die Charakteristik dieses Romans. — Ein feinsinniges, humoristisches Idyll kann der Roman heißen, welchen O. v. Leixner unter dem Titel **Das Apostelchen**, eine stille Geschichte, veröffentlichte. (Berlin, O. Janke.) Der Reiz der Erzählung beruht nicht etwa auf den leicht erzielbaren Wirkungen rasch bewegter, dramatisch spannender Handlung; er liegt vielmehr in der sauber ausgeführten Zeichnung des Seelenlebens eines charakterschwachen Jünglings, der gleichsam wider Willen in den Hafen der Ehe kommt und die Aussicht hat, ein braver, lenkbarer Gatte zu werden. Einzelne Scenen wie: Peterle — so heißt der Held — als Kritiker, Peterles erster Schoppen, Peterle als „idealer" Liebhaber der Schauspielerin Lola sind von einer Komik, die selbst verwöhntem Geschmacke ein Lachen abnötigen wird. — **Hodica.** Vaterländischer Roman in drei Bänden. Von Ferd. Pflug. (Rostock, Verlag von C. Hinstorff.) — Wie uns das Vorwort belehrt, soll dieser Roman, das Ende des zehnten Jahrhunderts auf deutsch-slavischem Boden behandelnd, der Vorläufer sein zu einer Reihe ähnlicher Erzählungen, die sich in den folgenden Jahrhunderten abspielen werden; man sieht, in anderer Form eine neue Auflage von Freytags „Ahnen". Die Frage nach der Berechtigung des sogenannten historischen Romanes beiseite lassend — er ist berechtigt gleich dem historischen Drama! — können wir doch nicht verhehlen, daß Pflug mit seiner „Hodica" den Gegnern dieser Dichtungsform das Angreifen sehr leicht gemacht hat. So wunderschön die landschaftlichen Schilderungen an und für sich sind, so viel Teilnahme wir auch dem Geschicke der Heldin entgegenbringen: der Eindruck des Ganzen würde poetischer, wirkungsvoller sein, wenn der Verfasser es verstanden hätte, sein kulturhistorisches Wissen geschickter — unterzubringen. Das Eindringen in den Anfang des Romanes wird durch diese Weise dem Leser erschwert. Wenn Pflug seinen Roman mit den Worten schließt: „Der fernere Verlauf des Germanenaufschwungs und die späteren Lebensschicksale, wie der Ausgang der vorgenannten Personen werden den Darstellungsgegenstand zweier künftiger Werke: ‚Der getaufte Held' und ‚Ethiko', bilden, die sich diesem hiermit abgeschlossenen ersten Werke anzuschließen bestimmt sind" — so mag eine solche Anzeige überallhin gehören, nur nicht in das Buch selber. Immerhin kann man auf die Fortsetzung gespannt sein, da der bekannte Verfasser Talent hat und vergangene Epochen lebendig zu schildern weiß, ohne zu den leicht erlernbaren Toilettenkünsten archaisierender Wendungen u. s. w. seine Zuflucht zu nehmen. — **Blinde Liebe.** Roman von Hugo Klein. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Diese Erzählung fesselt vor allem durch die Originalität der Motive — es ist der „Roman des Blindeninstituts". Zwei Blinde, die sich nie gesehen und nie gesprochen, die nie miteinander verkehrt haben, werden durch das Band der Liebe verknüpft — gewiß ein seltsames Problem, das jedoch dadurch seine natürliche Lösung findet, daß der Gesang die Annäherung vermittelt und daß sich die Herzen an Liedern entflammen. Der Roman spielt in Wien, und die hohen Mauern des Blindeninstituts schließen die Anstalt von der Außenwelt nicht ab. Mannigfache Beziehungen verknüpfen die Helden mit dem reichbewegten Leben und Treiben der Großstadt, namentlich mit einer Goldwarenfabrik, die im Mittelpunkt der Arbeiterbewegung der österreichischen Metropole steht. — Ein stattlicher Band Novellen von Theodor Storm ist unter dem Gesamttitel **Vor Zeiten** im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin erschienen. Es sind fünf Stücke darin enthalten, von denen das umfangreichste die Novelle „Zur Chronik von Grieshuus" ist, welche seiner Zeit in den „Monatsheften" erschien. — Im Verlage von Georg Stilke erschien ein Bändchen **Blutjung und andere Erzählungen** von E. v. Dincklage. Sämtliche sechs Erzählungen spielen in Ostfriesland, der Heimat der Verfasserin, und bewähren deren resolutes Talent in gewohnter Originalität. — **Auf Irrwegen.** Novelle von Kurt v. Walfeld. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Auf Irrwegen befindet sich ein junges Mädchen, das in dem leeren, inhaltlosen Treiben der vornehmen Gesellschaft den inneren Halt verloren hat und bei ihren Eltern und nächsten Verwandten keine Stütze und Leitung zu höheren Lebenszielen findet. In den Figuren dieser Novelle will man Porträts aus der Hofgesellschaft einer großherzoglichen Residenz

erblicken, sowie in verschiedenen einzelnen Scenen lebenswahre Ähnlichkeit vermuten. — **Der Mohr von Berlin.** Roman von Georg Horn. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Anknüpfend an das Interesse, welches die neuesten deutschen Kolonisationsversuche in Afrika beim deutschen Publikum gefunden haben, legt der Verfasser dieses Romans demselben die historische Thatsache zu Grunde, daß schon vor zweihundert Jahren der Große Kurfürst eine Expedition nach Afrika ausrüstete und auf diese Weise mit anderen Großmächten wetteiferte. Der Leibmohr der Gemahlin des Großen Kurfürsten, der im Dome zu Berlin getauft wurde und den Namen Frédéric de Cussy erhielt, ist der Held der Erzählung, oder vielmehr diejenige Gestalt, um welche sich die Vorgänge gruppieren; wir sehen die Kämpfe und Erfolge, welche die Brandenburger in dem unbekannten Weltteile zu bestehen hatten, bis das Fort Groß-Friedrichsburg ihren Sieg bestätigte, obgleich die damalige Weltlage eine weitere Entwickelung des kühnen Wagestückes nicht zuließ. Tapferkeit und Abenteuerlust vereinigen sich zu der Gestalt des Generaldirektors der kurfürstlichen Marine, Benjamin Raule, während der Führer der Expedition, Fritz v. d. Gröben, von dem die Geschichte des großartigen Unternehmens aufgezeichnet wurde, einen sehr wohlthuenden Eindruck hinterläßt. Die Gestalten des Kurfürsten und seiner Gemahlin, die Schilderung des damaligen Berlin, alles dies trägt die genaue Färbung der Zeit und giebt dem reich belebten Roman die tiefere Bedeutung eines getreuen historischen Charakterbildes von besonders patriotisch anziehender Art. — **Mein Debüt.** Von Ernst Ziegler. Mit einem photolithographierten Vorredebrief von Emile Zola. (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.) Durch die Übersetzung einiger Romane von Zola hat Ernst Ziegler den Beweis geliefert, daß er nicht nur die äußere Form dieses französischen Romanschriftstellers bis in alle Einzelheiten erfaßt hat, sondern auch in dessen eigenartige Auffassung der psychologischen Erscheinungen genau eingedrungen ist. Die vorliegende Novellensammlung dokumentiert den Erfolg dieser Studien, denn es weht in der That durch diese Erstlinge des deutschen Verfassers ein mit Zola im besten Sinne verwandter Geist, wovon namentlich „Eine namenlose Geschichte" den überzeugenden Beweis liefert. Ein eingehender Brief von Zola spricht das beste Vertrauen auf die Zukunft seines begabten deutschen Schülers aus. — Die Verlagshandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig giebt in fortlaufender Reihe die **Schriften** von Hermann Heiberg in guter Ausstattung und zu billigem Preise heraus. Es sind bis jetzt fünf Bände erschienen, welche einige größere und viele kleinere Novellen des so rasch beliebt gewordenen Autors enthalten. Wir dürfen die Leser der „Monatshefte" nur an den Roman „Eine vornehme Frau" erinnern, um die günstigste Erwartung für Heibergs gesammelte Schriften wachzurufen. — Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage **Esthers Ehe**, eine moderne Berliner Erzählung, die an krausen Verwicklungen und seltsamen Charaktermischungen ganz Ungewöhnliches bietet, aber von dem liebenswürdigen Talente Heibergs nur in einzelnen Figuren und Situationen neue Beweise giebt. — Schließlich können wir noch einige schön ausgestattete und gehaltvolle Erscheinungen für den Geschenktisch erwähnen. Die Verlagshandlung von Albert Goldschmidt in Berlin hat eine von Philipp Grot Johann ganz vorzüglich illustrierte und überhaupt vornehm ausgestattete Prachtausgabe des interessanten Romans **Trug-Gold** von Rudolf Baumbach veranstaltet. Wir haben das Werk schon bei seinem ersten Erscheinen freudig begrüßt und freuen uns, demselben in so festlichem Gewande wieder zu begegnen. — Aus dem regen Verlage von Hermann Paetel liegen einige neue zierliche Bändchen vor, darunter die Novelle **Augen der Seele** von Wilhelm Jensen und die ergreifende Geschichte **Bötjer Basch** von Theodor Storm.

* *
*

Ein sehr hübsches Buch ist **Aus der Jugendzeit**, Gedichte für die Kinderwelt von F. Dittmar, illustriert von Julius Kleinmichel, aus dem Verlage von E. Twietmeyer in Leipzig. — Recht ansprechende Erzählungen für die Jugend mit gut ausgeführten Bildern hat die Verlagshandlung von E. Hänselmann in Stuttgart versandt. Darunter sind namentlich die Geschichten **In Steppen und auf Schneefeldern** von Luise Pichler, **Kleine Abenteuer aus der Kinderwelt** von Th. Messerer und **Im Backfischchens Kaffeekränzchen** von Henriette Schmidt zu erwähnen. — Von Julius Lohmeyer erschien bei C. T. Wiskott in Breslau eine Art Fortsetzung des „Reinecke Fuchs" unter dem Titel **König Nobel**, für die Jugend, mit höchst drolligen Bildern von Fedor Flinzer sehr reich ausgestattet.

* *
*

Buch der Leidenschaft von E. Rittershaus. (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhdlg.) — Auch diese neue Gedichtsammlung des liebenswürdigen Sängers aus dem Wupperthale werden seine zahlreichen Freunde willkommen heißen. Wir lauschen zwar nicht den dithyrambisch verzückten Offenbarungen eines neuen lyrischen Genius, welcher den Ariadnefaden im Liebeslabyrinth der Menschenseele gefunden hat; auch

ist die Glut der Leidenschaft keine derartige, daß furchtsame, gewitterscheue Herzen abgeschreckt werden könnten, besorgt vor gewissen „Freiheiten“; allein sämtliche Lieder sind warm und frisch empfunden, so daß sich dieses „Buch der Liebe“, wie der Titel lauten sollte, trefflich als Gelegenheitsgeschenk eignet. Jene Komponisten aber, denen die neuesten Texte die liebsten sind, könnten an manchem der hier mitgeteilten Lieder die selten gewordene Kunst zeigen, wie man, in der Weise Schuberts und Schumanns, zu volksmäßigen Weisen auch edel gehaltene Melodien nicht erfindet, sondern — findet.

Dernier Amour. Poésies posthumes par L. Lacombe. (Paris, A. Lemerre.) — Letzte Liebe? Nachgelassene Gedichte eines „musicien“, herausgegeben von seiner Frau? Man nimmt das Buch ein wenig mißtrauisch zur Hand, in der meist wohlbegründeten Annahme, daß der Dilettantismus zu allen Zeiten und in allen Ländern dasselbe charakterlose Gesicht zeige. Diesmal war die Enttäuschung eine angenehme. Diese Bekenntnisse einer Künstlerseele sind an Wärme der Empfindung, Glut der Gefühle sowie besonders durch eine tiefe, von weihevollen Schmerzen verklärte Lebensauffassung in der That hervorragend.

Altdeutsche Weisen aus dem zwölften bis siebzehnten Jahrhundert. Urtext mit Übertragungen von E. Moser. (Brünn, F. Irrgang.) — Der Zweck dieses Büchleins, reges Interesse für „die altdeutschen Lieder“ zu erwecken und das große Publikum durch „die so jugendliche Empfindungsweise seiner Vorfahren zu begeistern“, ist ein recht löblicher, aber leider war der Herausgeber nicht der Mann dazu, sein Ziel auch nur annähernd zu erreichen. Daß er absichtlich von einer freieren Übertragung absah und seine Übersetzung dem Original „vielleicht zu eng“ anpaßte, möchte hingehen, ebenso die Wunderlichkeiten der Auswahl und die mehr als seltsamen Charakteristiken der Dichter. Wer aber seine Texte so wenig versteht, daß er — um von vielen schlimmen Dingen nur eins, das kürzeste Beispiel, anzuführen — den Spruch bei Sebastian Franck: Gescheide hanen fressen die füchse auch, durch die wundervolle Sentenz wiedergiebt: „Gescheite (Leute) haben zu essen, die Füchse auch“, der sollte doch das Übersetzen lieber anderen überlassen: es gehört eben mehr zum Tanzen als rote Schuhe! Schade um die schöne Ausstattung, die der Verleger an das Buch verschwendet hat.

* * *

Felix Mendelssohn-Bartholdy. Dargestellt von Dr. W. A. Lampadius. (Leipzig, F. E. C. Leuckart.) — „Um eine alte Ehrenschuld gegen den Genius Mendelssohns einzulösen“, schrieb der Verfasser, wie er im Vorwort bemerkt, dieses Buch, nachdem er schon vor neununddreißig Jahren ein Schriftchen über denselben Gegenstand veröffentlicht hatte. Das früher erschienene, durch Vorzüge anderer Art noch immer brauchbare und verdienstvolle „Leben Mendelssohns“ von Reißmann konnte ihn von diesem Vorsatz nicht abbringen, um so weniger, als Reißmann noch nicht jene Fülle neuen Materials zu Gebote stand, das inzwischen ans Tageslicht trat. So erhalten wir denn in diesem Buche zum erstenmal ein ausführliches und fast mit zu großer Begeisterung geschriebenes Lebensbild des verewigten Meisters. Wir lernen nicht bloß den großen Komponisten, Klaviervirtuosen und Dirigenten von neuem liebgewinnen, sondern noch mehr den stets hilfbereiten, liebenswürdigen und überall beliebten Menschen. Wird der Verfasser hin und wieder ein wenig „redselig“, so wird man ihm das zu gute halten müssen, da er einst in persönlichem Verkehr mit dem Schöpfer des „Elias“ stand. Darin wird der Unparteiische dem Biographen recht geben, wenn er seinen „Heros“ in Schutz nimmt gegen ungerechtfertigte Angriffe der „Allerneuesten“. Mag auch vieles von Mendelssohns Sachen „verblaßt“ sein, so giebt es doch in seinen Kompositionen, vom schlichten Liede bis zum größeren Chorwerke, des Schönen und Herzergreifenden genug. Solange man noch etwas weiß von dem Aufblühen und dem Glanze der musikalischen romantischen Schule im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, so lange wird auch Mendelssohns Name in Ehren genannt werden. Immer soll es ihm unvergessen bleiben, daß er zuerst wieder Bachs „Matthäuspassion“ zu neuem Leben erweckt hat und Beethovens neunte Symphonie aufzuführen „wagte“. Lampadius aber hat sich durch sein umfangreiches, nicht für Fachkreise bestimmtes Buch den Dank aller derjenigen Musikfreunde erworben, welche, fern den Einseitigkeiten des Tages, nicht bloß „für Wagner oder Brahms“ schwärmen, sondern auch noch einiger anderer Größen in Liebe und Begeisterung gedenken.

Joseph Kürschner veröffentlicht soeben: **Richard Wagner-Jahrbuch 1886.** (Stuttgart, im Selbstverlag des Herausgebers.) Damit ist endlich, nach mancherlei mißglückten Versuchen andererseits, der gesamten Wagnerforschung ein Mittelpunkt gegeben, wie ihn die Shakespeare- und Goethephilologen für ihre Bestrebungen schon seit längerer Zeit besitzen. Neben dem Biographischen, den „Erinnerungen und Begegnungen“, und der Fülle bibliographischen Materials sind besonders die Aufsätze lesenswert, welche Wagners „Stellung zu Leben und Kunst“ berühren. Aus Kögels und Ettlingers klar und geistvoll geschriebe-

nen Abhandlungen ersieht der Leser (mancher wohl zum erstenmal!), daß Wagners Reformwerk durchaus nicht unvermittelt in die Erscheinung trat, sondern wie alles Vernünftige im Leben auf den Grundlagen natürlicher Entwickelung beruht. Gegen Wolzogens Vergleichung des „Naturalismus“ mit Wagners Kunstwerk läßt sich zuerst einwenden: wozu alles miteinander vergleichen wollen? Bei seiner etwas verworrenen Ausdrucksweise schießt der Verfasser vielfach übers Ziel hinaus. Ebenso ist in Wirths Abhandlung „Die König Marke-Frage“ die Stilbehandlung zu tadeln; diese hitzige „Kampfschreibweise“ scheint wohl kaum mehr am Platze, seitdem Wagner zu den Klassikern deutscher Musik eingegangen ist. Jedoch derartige kleine Mängel verschwinden dem wohlthuenden Eindrucke gegenüber, welchen das sorgfältig mit philologischer Gewissenhaftigkeit zusammengestellte Jahrbuch als Ganzes macht; bei seiner gediegenen Ausstattung und der Fülle des Gebotenen wird es sich bei allen gebildeten Musikern und Musikliebhabern sicherlich als Hausbuch einbürgern.

* *
*

John Grand Carteret, der im vorigen Jahre ein Werk herausgab über die Sitten und die Karikatur in Deutschland, besonders fesselnd durch seinen Bilderschmuck, läßt diesem ein ähnliches folgen unter dem sonderbar klingenden Titel: **Raphael et Gambrinus ou l’Art dans la Brasserie.** (Paris, L. Westhausser.) Für uns Deutsche besitzt natürlich der erste Teil des Buches, der sich mit Einrichtung und Ausschmückung der französischen „Kneipen“ beschäftigt, die meiste Anziehungskraft. Auf welche Einfälle ein französischer Gastwirt im Bunde mit „seinen“ Künstlern gerät, ist oft ergötzlich zu lesen und anzusehen. Freilich, was dem Franzosen neu erscheint, ist für uns wohl ziemlich alt: der „Bierhumor“, mag er die Feder oder die Farbe und den Stein als Vermittler gebrauchen, zeitigt stets dieselben sehr vergänglichen Früchte, deren Anblick meist nur in einer gewissen „Beleuchtung“ wirkliches Behagen verschafft. Daß bei Betrachtung „deutscher Bierverhältnisse“ Irrtümer vorkommen, wird man einem Franzosen verzeihen, ebenso, daß er nach seinem Besuche des Café Bauer in Berlin nichts zu berichten weiß von dem wirklichen Verdienste dieses Lokals, vom Bestehen eines zweiten Saales mit seiner gewaltigen Fülle von Zeitungen jeglicher Art. Immerhin ist das Werk unterhaltend und, wie sich von selbst versteht, äußerst geistvoll geschrieben.

J. Rathgeber: **Elsässische Geschichtsbilder aus der französischen Revolutionszeit.** (Basel, F. Schneider.) — Schlichte, mitunter gar zu farblose Schilderungen aus dem Leben einer wildbewegten, grellfarbigen Zeit; wo der Verfasser vollends den Versuch macht, ein Lebensbild in größerem Rahmen, wie das des letzten Fürstbischofs von Straßburg, des Halsband-Rohan, zu entwerfen, versagen die Kräfte. Doch hat die Schrift ihren Wert in dem fleißig gesammelten Material, das einem künftigen Geschichtschreiber der Revolutionsbewegung im Elsaß manchen charakteristischen Zug bieten wird.

Th. v. Bernhardi: **Reiseerinnerungen aus Spanien.** (Berlin, W. Hertz.) — Es ist in neuerer Zeit sehr zum Schaden einer gründlichen Länder- und Völkerkenntnis Brauch geworden, auf die flüchtigen Wahrnehmungen einer Ferienreise nicht bloß Zeitungsberichte für den Tag, sondern auch ernsthaft sein wollende Bücher zu bauen. Von solchen Produkten einer wenig beneidenswerten Urteilsfertigkeit kann das vorliegende Werk gar nicht streng genug geschieden werden. Der Verfasser, Staatsmann und Historiker von Beruf, dazu mit der Sprache, Kunst und Geschichte Spaniens gründlich vertraut, hat auf wiederholten Reisen — gelegentlich einer diplomatischen Sendung nach Portugal in den Jahren 1868 bis 1870 — das Land, das er uns schildert, so allseitig studiert, wie es wenige gekonnt hätten. Er ist dabei, obwohl an keiner der stets besuchten Stätten des Landes vorbei, doch überall seine eigenen Pfade gegangen, hat alles, was er suchte und was sich ihm ungesucht bot, mit dem unbestechlichen Auge eines welterfahrenen Forschers gesehen und dann mit einer schlichten, natürlichen Frische aufgezeichnet, der niemand anmerken wird, daß des Verfassers Jugenderinnerungen bis in jene ferne Zeit zurückreichen, wo der Kampf Spaniens gegen die napoleonische Zwingherrschaft die begeisterte Bewunderung Europas wachrief. So dürfen wir sein Buch, das sich selbst bescheidentlich „Blätter aus einem Tagebuche“ nennt, getrost zu dem Besten rechnen, was unsere Litteratur über Spanien besitzt.

Von dem früher bereits gebührend gewürdigten Werke **Nord-Amerika**, seine Städte und Naturwunder, das Land und seine Bewohner in Schilderungen von E. v. Hesse-Wartegg (Leipzig, G. Weigel), ist der zweite Band: „Der große Westen und die Felsengebirge“, in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage erschienen. Wer ein anschauliches Bild dieser zukunftsreichen Gebiete, die der Kultur zum Teil kaum erst erschlossen sind, gewinnen will, dem können wir diese farbenfrischen Schilderungen, deren Eindruck durch zahlreiche, teilweise vortreffliche Illustrationen noch unterstützt und gehoben wird, nur nochmals angelegentlich empfehlen.

Nordafrika im Lichte der Kulturgeschichte. In gemeinverständlicher Darstellung von Gustav Diercks. (München, G. D. W. Callwey.) — Der aus früheren kulturgeschichtlichen Arbeiten rühmlich bekannte Verfasser giebt in populärer Form eine Geschichte Nordafrikas mit Einschluß Ägyptens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Die schwierige Aufgabe, das Wesentliche einer mehrtausendjährigen Entwickelung Lesern zum Verständnis zu bringen, bei denen nichts als Interesse vorausgesetzt wird, ist mit anerkennenswertem Geschick gelöst. Dabei war wohl nicht zu vermeiden, daß trotz des Titels die politische Seite vor der kulturellen in den Vordergrund trat; in einzelnen Teilen des Buches aber, z. B. in der Schilderung der europäischen Expeditionen gegen die Raubstaaten, überwiegt das Detail der Kämpfe doch unverhältnismäßig. Die Darstellung ist nicht überall glücklich, seitenweise macht sie sogar den Eindruck eilfertiger Kompilation (vergl. z. B. die Geschichte Abd-el-Kaders S. 360 f.).

Als letzten Band der XI. Serie der vom „Allgemeinen Verein für Deutsche Litteratur" in Berlin herausgegebenen Werke hat Prof. Heinrich Brugsch, der erfahrene Orientreisende, seine Wanderungen in Persien unter dem bedeutsamen Titel **Im Lande der Sonne** erscheinen lassen. Teheran, Isfahan, Schiras, die Hauptorte im Lande Iran, sind besonders anziehend geschildert.

* * *

Die Jubelfeier der Heidelberger Universität hat unter anderem zwei schöne und eigenartige Festschriften von bleibendem Werte hervorgerufen: A. Mays **Heidelberg gefeiert von Dichtern und Denkern seit fünf Jahrhunderten** (Heidelberg, Bangel u. Schmitt) und **Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts.** Nach Briefen und Akten von Dr. E. Heyck (Leipzig u. Heidelberg, C. F. Wintersche Verlagshdlg.). Die erstere Schrift bietet eine Blumenlese von Urteilen hervorragender Geister über Stadt und Schloß, von der Gründung der Universität bis zum Jubeljahre. Die Auswahl aus der Fülle des Vorhandenen war gewiß nicht leicht, um so mehr ist es anzuerkennen, daß sie im ganzen glücklich getroffen ist. Vermißt haben wir von Neueren Ludwig Eichroth, dessen Trinklied „Im Ritter" wohl Aufnahme verdient hätte. Aus älterer Zeit möchten wir den Herausgeber — seinem eigenen Wunsche folgend — noch auf die kurze, aber für den Zeitgeschmack höchst charakteristische Schilderung Heidelbergs aufmerksam machen, welche der Studiosus Albrecht Haller, der spätere Alpendichter, unter dem 28. April 1725 in sein Reisetagebuch notierte. — Das zweite Büchlein enthält eine quellenmäßige, aber frisch und fesselnd geschriebene Darstellung der Heidelberger Studentenverhältnisse von der Erneuerung der Universität 1805 bis zu den Karlsbader Beschlüssen und der Aufhebung der Burschenschaft. Der Wert dieser Festgabe wird noch erhöht durch vier Bilder aus dem Studentenleben vor siebzig Jahren, nach den im Besitze der Universitätsbibliothek befindlichen Originalzeichnungen in Lichtdruck wiedergegeben. — Ebenfalls durch das Jubiläum der Nachbarstadt veranlaßt ist das gehaltvolle Schriftchen: **Das Mannheimer Theater vor hundert Jahren.** Von E. Hermann. (Mannheim, J. Bensheimer.) Dasselbe giebt aus den Theaterakten ein anschauliches Bild des in der Entwickelung der deutschen Schauspielkunst epochemachenden Dalbergschen Nationaltheaters und eingehende Charakteristiken seines Leiters, sowie der hervorragendsten schauspielerischen Kräfte, Iffland, Beck, Beil u. a.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

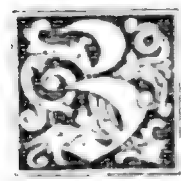
Der Astronom.

Eine Erzählung

von

Ernst v. Wildenbruch.

II.

Zwei Tage nach dem Besuche auf der Sternwarte, als Lucie, die bereits ihre Rückkehr nach Berlin vorzubereiten begann, mit Anna unter der Veranda saß, ertönte am Allbachschen Hause die Klingel.

Die Augen der beiden Freundinnen huschten gleichzeitig zueinander hinüber, um sofort wieder niederzusinken; ein und derselbe Gedanke schien sie bewegt zu haben. Professor Doppnau wurde gemeldet.

Jedes entscheidende Ereignis kommt, auch wenn es erwartet wurde, im letzten Augenblick doch überraschend; Lucie fühlte, wie sich ihr das Herz eine Sekunde lang zusammenzog, sie wurde leichenblaß und die Gedanken stürmten ihr durch den Kopf.

In dem krampfhaften Bestreben, sich einen Halt in der wirbelnden Flucht zu verschaffen, tauchte ihr, kaum daß sie wußte, wie und woher, das Bild der alten Tante zu Berlin auf, mit faltig zerknittertem grämlichem Gesicht, mit einem endlosen Strickstrumpf in Händen — eine Verkörperung der Langeweile — und dieses Bild wiederholte sich, ungefähr wie in der durch zwei gegenüberhängende Spiegel hervorgerufenen Perspektive, bis ins Unendliche; hinter der Tante saß die Tante wieder und dann wieder und dann noch einmal und immerfort, hundertmal, tausendmal, unzähligemal, immer dasselbe Gesicht, immer derselbe Strickstrumpf — o schrecklich! nein! nein! nein!

Die Thür des Vorsaals klappte; Professor Doppnau erschien im langen schwarzen Gehrock, den hohen Cylinderhut in der Hand und die Hände in helllilafarbene Glacéhandschuhe eingeknöpft.

Er war im Sonntags-Ausgehanzuge; Luciens erste Empfindung war, daß ihn der Alltag besser kleidete; sie mußte unwillkürlich an ihren Tischlermeister in Berlin denken, wenn ihr derselbe Sonntag-Nachmittags im Tiergarten begegnete.

Man befand sich noch im Juli; vielleicht war es die Hitze, die den Professor

nötigte, sich mehrmals, nachdem er Platz genommen, die Stirn zu wischen, möglicherweise aber auch die Verlegenheit, denn er war sehr verlegen, sehr.

Frau Annas Anwesenheit hatte jedenfalls mit dem Zwecke seines Besuchs wenig oder nichts zu schaffen, dennoch würde es ihm schrecklich gewesen sein, wäre sie nicht dagewesen, und er richtete seine ersten Worte und Fragen ausschließlich an sie.

„Der neuliche Besuch würde den Damen hoffentlich gut bekommen sein?“

„Vortrefflich,“ versicherte Frau Anna, „und es war ja so interessant.“

„Würden sich auch hoffentlich nicht auf der Plattform erkältet haben?“

„O nein, aber man müßte sich in der That etwas in acht nehmen da oben; es wäre etwas zugig.“

„Ja ja, es wäre etwas zugig.“

„Aber so schön! die Aussicht!“

„Jawohl, ein außerordentlich schöner Blick.“

Nachdem sich das Gespräch in dieser bewegten Weise noch eine Strecke weiter gequält hatte, stand Frau Anna auf, „um doch einmal zu sehen, ob ihr Mann zu Hause wäre“, von dem sie ebenso genau wie der Professor und Lucie wußte, daß der Doktor erst in einer Stunde heimkehren würde.

Wie ein Alp legte es sich auf die beiden Menschen — sie waren allein.

Nach endloser Pause gelang es dem Professor, die ersten Worte aus der Kehle zu würgen.

„Sie äußerten neulich, gnädiges Fräulein,“ sagte er mit heiserer Stimme, „daß es ein wunderbares Leben sein müsse, so immer unter der Last des unermeßlich Großen zu leben.“

Lucie wandte das Haupt nach dem Garten und nickte stumm; so genau hatte er ihre Worte bewahrt.

Er sammelte Kraft zu einem zweiten Satz.

„Ich erlaubte mir — Sie zu fragen, ob Sie sich — ein solches Leben schön denken könnten — mein gnädiges Fräulein —“

Lucie bestätigte mit schweigender Neigung des Hauptes.

„Und Sie sagten darauf, Sie meinten, es gehörte viele Kraft dazu.“

Sie wußte wohl, daß sie so gesprochen hatte.

Er holte aus zum letzten entscheidenden Anlauf.

„Und — und — würden Sie mir die Kraft zutrauen, Ihnen Stütze zu sein, um ein solches Leben zu ertragen?“

Lucie hatte plötzlich ein Gefühl, als wäre in der ganzen unermeßlichen Welt eine tiefe Stille eingetreten, in der man nur einen Laut hören würde: die Antwort, die sie gab. An ihr war es jetzt zu sprechen — der Mann hatte seine Frage gestellt.

Und wie gut hatte er das gemacht, wie trefflich hatte seine Verlegenheit ihn geleitet. Wenn es auf der Welt einen Mann gab, dem sie die Kraft zutraute, ihre Stütze zu sein in dem Leben, das ihr dort oben aufgegangen, so war er es; wenn es eine Frage gab, die sie ehrlichen Herzens mit „ja“ beantworten konnte, so war es diese. Eine freudige Sicherheit erfüllte ihr Herz, sie wandte das Haupt zu dem harrenden Mann um, und indem sie ihn mit feurigen mutigen Augen ansah, sprach sie laut und bestimmt „ja.“

Doppnau sprang auf. „Fräulein Lucie!“ rief er. „Ich — ich —“ er wollte noch mehr sagen, schluckte aber alles hinunter und endete mit einem nochmaligen „Lucie!“ und ergriff ihre beiden Hände, die er küßte und wieder küßte. Ein Strom von Wonne, Herzensgüte und Liebe brach aus seinen Augen und floß wie eine warme Lebenswelle über Lucie dahin, sie umhüllend von Kopf bis zu Füßen, und als sich ihre schöne Gestalt langsam, halb widerstrebend zu Anfang, zu ihm beugte und von seinen Armen umfangen an seine Brust senkte, da fühlte sie, daß sie eingegangen war in das große Herz eines trefflichen, bedeutenden, guten und gütigen Mannes.

Die haarscharfe Pünktlichkeit, mit welcher Frau Anna gerade in diesem Augenblick zurückkam, hätte den Verdacht er-

wecken können, daß sie nicht übermäßig weit von der Außenseite der Thür fortgewesen sei, und ein müßiger Beobachter hätte auch daraus verdächtige Schlüsse ziehen können, daß sie, in der Verstellung ungeübt, die Thür schon mit einem Jubelschrei aufriß, eigentlich bevor sie noch etwas wissen konnte; aber die beiden Leutchen unter der Veranda befanden sich in einem jener seltenen Augenblicke des Lebens, da der Mensch keine Zeit und keine Lust zur Kritik hat, und dankbar und erfreut nahmen sie die Küsse und Händedrücke der lieben Frau hin.

Unnötig und unmöglich ist es, den Freudenorkan zu beschreiben, der bald darauf ausbrach, als der Doktor nach Haus kam. Er stürzte auf Lucie zu, ergriff sie an beiden Händen und schaute ihr mit feuchtglänzenden Augen ins Gesicht; dann fiel er auf den Professor, umarmte ihn, hielt ihn an beiden Schultern von sich ab, blickte ihn mit feuchtglänzenden Augen an und erklärte, daß er ihm den Glauben an das männliche Geschlecht Deutschlands zurückgebe. Dann fühlte er sich veranlaßt, Frau Anna einen Kuß zu geben und im Gebietertone „sofort eine Flasche Champagner" zu verlangen.

Daß der Professor zum Essen dableiben mußte, verstand sich von selbst. Bei der Tafel wurde beraten, wann, wo und wie die Hochzeit stattfinden sollte.

„Im Herbst," sagte der Professor, „geht mein Bruder auf die Universität, dann werden seine Zimmer frei und es würde sich dann ganz von selbst machen, wenn Sie —"

„Du! du! du!" unterbrach ihn der Doktor.

„Wenn also — du," fuhr Doppnau etwas stockend und errötend fort, „dann einzögest."

Allen leuchtete es ein, daß zum Herbste Hochzeit sein müßte. Nur Lucie empfand ein peinliches Gefühl bei dem Vorschlage.

„Das würde mir vorkommen," sagte sie, „als ob ich ihn verdrängte und mich gewissermaßen an seine Stelle setzte."

„Ah, kein Gedanke," beruhigte der Doktor.

„Aber ich fürchte wirklich, daß er es so empfinden wird," fuhr sie fort; „er scheint mir von großer Zartfühligkeit zu sein."

Doppnau, der ihr gegenüber am Tische saß, blickte sie in schweigendem Staunen an; wer hatte sie gelehrt, so in der Seele des seltsamen Jungen zu lesen. Er streckte ihr die Hand über die Tafel zu. „Klemens ist noch ein Kind," sagte er, „ein schwärmerisches Kind, und du weißt, daß die Schwärmer die weichsten und zugleich die härtesten Naturen sind; es bedarf nur eines Augenblicks, und sie springen von Abneigung zur Verehrung über."

Lucie hörte ihm leise nickenden Hauptes zu.

„Siehst du," sagte sie, „ich habe also doch recht gehabt, als ich glaubte, er könne mich nicht leiden."

Doppnau faßte ihre Hand fester. „Trage ihm das von neulich nicht nach," sagte er erschrocken, „ich habe wohl bemerkt, wie seltsam er sich benahm; aber glaube mir, er ist gut, seelensgut angelegt. Er ist rein und durchsichtig wie Krystall, und darum sieht man in jedem Augenblick jede Regung seiner Seele. Es ist möglich, und ich glaube es beinah selbst, daß er sich noch nicht recht an den Gedanken einer Schwägerin, und daß ich nicht mehr für ihn allein auf der Welt bin, gewöhnen kann, aber siehst du, ich bin ganz außer Sorge, er ist an Liebe gewöhnt und durch Liebe zu allem Guten zu bringen, du mußt ihn eben zu dir bekehren."

Lucie hatte mit gesenkten Augen zugehört, wie er so warm und liebevoll für den thörichten jungen Bruder sprach, und ein tiefes Gefühl ging in ihr auf, in welcher Innigkeit diese beiden reinen Menschen bisher zusammen gelebt haben mochten. Sie drückte leise die Hand des Verlobten. „Er ist an Liebe gewöhnt," wiederholte sie leise seine Worte, „das soll gewiß nicht anders werden." Thränen traten in ihre Augen, indem sie ihn anblickte.

Der Doktor aber ließ keine Sentimentalität aufkommen. Er riß die Cham-

pagnerflasche aus dem Eiskühler, daß es klapperte, und füllte die Gläser.

„Kurz und gut," rief er, „es kommt darauf hinaus, daß Sie den Jungen ein wenig in sich verliebt machen, Fräulein Lucie! Und wenn ich nach mir urteilen darf, so wird Ihnen das nicht schwer fallen — nicht wahr, Ännchen, wir verstehen uns?"

Frau Anna drohte mit gerecktem Zeigefinger über den Tisch, der Professor lachte laut auf.

„Na komm, Alte," sagte der Doktor, „du siehst ja selbst, daß leider keine Gefahr mehr dabei ist; unser Brautpaar soll leben!"

Die Gläser klangen aneinander; Lucie war bei den Worten des Doktors bis über die Stirn errötet.

Es blieb also dabei, daß sie in den nächsten Tagen nach Berlin zurückkehren und daß ihr Frau Anna in acht Tagen dahin folgen sollte; sie würde bei Lucie wohnen, und beide Freundinnen wollten dann im Verein die Beschaffung der Aussteuer in die Hand nehmen. Die Hochzeit blieb für den Herbst festgesetzt.

Frau Anna brachte den Gedanken an eine Hochzeitsreise zur Sprache, aber sie fand keinen rechten Anklang damit. Der Professor schwieg, und Lucie erwog, daß man in den anbrechenden Winter würde hineinreisen müssen. Der herrliche Blick von der Sternwarte, meinte sie, und das für sie noch ganz unbekannte Land der Waldungen hinter derselben, das würde ihr den Genuß einer Reise ersetzen. Doppnau nickte ihr lächelnd Beifall; man würde auf weiten Spaziergängen Forschungs- und Entdeckungsreisen in den Wäldern machen. „Bei Tage führst du mich auf der Erde umher," schloß sie, indem sie dem Professor die Hand reichte, „und abends am Himmel, zwischen Monden und Planeten, das soll unsere Hochzeitsreise sein? Ja?"

Er schlug in ihre Hand ein. „Es soll gelten," antwortete er.

* * *

Nun kamen Wochen voll körperlicher Unruhe und seelischer Erregung für Lucie und den Professor.

Für erstere freilich war es eine lustige Unruhe, denn mit Anna von morgens früh bis abends spät durch die Berliner Kaufläden zu schweifen, dann zu Hause zu sitzen, die erworbenen Schätze zu mustern und sie mit eigener Hand zum künftigen Hausgebrauch zuzurichten, das gab Beschäftigung und Gesprächsstoff in Fülle. Für Anna war es eine Lehr- und Lernzeit, da sie der Freundin mit ihrer Hausfrauenerfahrung zur Seite stand und andererseits durch Luciens überlegenen Geschmack bereichert wurde; für Lucie war es eine Reihe von erheiternden Augenblicken, wenn sie Annas kleinbürgerliches Staunen und Entsetzen über die Verschwendung wahrnahm, mit der sie, ihrer Ansicht nach, in allen diesen Dingen verfuhr.

Die einzige Seelenerregung, welche diese Zeit Lucie brachte, war vielleicht die Entlassung der Tante, die nun ihr Werk als Anstandsdame gethan hatte.

Wenn es aber eine Erregung war, so ging sie nicht tief; ein innerliches Verhältnis hatte zwischen beiden nicht bestanden. Der Hochzeit sollte die Tante noch beiwohnen und dann sich selbst gehören; denn sie gewissermaßen als Stiefschwiegermutter ihrem Manne mitzubringen, daran dachte Lucie nicht.

Weniger erquicklich gestaltete sich diese Zeit für den Professor; er hatte weniger zu besorgen, aber mehr zu bewältigen als Lucie. Der Sturm war vorübergebraust, der seine Natur aus ihren Grundfesten gehoben hatte, und diese Natur, welche ruhig aber unablässig war wie der langsam stoßende Wasserstrom, verlangte nach ihrem Recht; die große Leidenschaft des Mannes, Arbeitsbedürfnis, regte sich mit verdoppelter Kraft. Vorläufig aber war keine Aussicht, sie zu befriedigen, und das war schlimm.

Zwar war er mit Lucie übereingekommen, daß sie sich nicht gegenseitig durch Briefgeschwätz die Zeit beeinträchtigen

wollten; auch war ihm die Unterlassung von Besuchen in Berlin beinah zur Pflicht gemacht; aber er mußte sein Haus verändern, den Boden umwerfen, auf dem er seit so viel Jahren fest und ruhig gestanden und Wurzeln geschlagen hatte, und er fühlte mit ganzer Schwere die Lasten, welche dem spät heiratenden Manne die Einleitung zum Ehestande auferlegt.

Der Egoismus der Trägheit, dessen Wurzeln von Anbeginn an in der Seele des Mannes liegen, ist mit dreißig Jahren ein Halm, mit vierzig Jahren eine Staude und im fünfzigsten Jahre ein Baum, den nichts mehr entwurzelt.

Und bei der Bewältigung dieser schweren Aufgabe half ihm niemand; im Gegenteil, er stieß auf Widerstand. Zunächst in äußerlicher Beziehung bei Agathe, deren Wesen sich ganz verändert hatte. Sie betrachtete es einfach als eine Treulosigkeit, daß der Professor heiraten wollte.

Und dieser schweigende Groll brach in tobende Heftigkeit aus, als der Professor ihr eines schönen Tages verkündigte, daß sie ihr großes zweifenstriges Zimmer räumen müsse, weil er es für Klemens brauche, dessen Zimmer wieder für seine Frau bestimmt wurden.

„Also das mußte ihr auf ihre alten Tage passieren? Und um so einer willen?!“

Dies „um so einer“ machte wieder den Professor aufflammen, ein Wort gab das andere, und das Schlußergebnis war, daß Agathe mit nächstem Vierteljahre aufpacken und ausziehen zu wollen erklärte — und daß der Professor sie nicht hielt.

Es war ein häßlicher Anfang für das neue Leben, aber es war noch nicht das Schlimmste. Drückender war für den Professor die Art und das Verhalten seines Bruders. Er konnte sich nicht mehr verhehlen, daß etwas zwischen sie getreten war, und dieses Etwas war das Weib, das er sich erwählt hatte.

Klemens hatte die Nachricht von seiner Verlobung dumpf und ohne Glückwunsch hingenommen, und seit dem Tage ging er stumm verschlossen seinen Weg, nur noch mit seinen Arbeiten beschäftigt.

Er hatte zu dem Bruder aufgeblickt wie ein Apostel zum Meister; er war ihm Inbegriff und Ideal alles Großen, Männlichen gewesen. Und nun hatte sich der Held vom Weibe besiegen lassen wie alle anderen, und es hatte eine Stunde gegeben, da er ihn nicht wieder erkannt hatte, da er ihm — unwürdig erschienen war. Das war neulich gewesen, als der Professor vor der Gesellschaft von seiner Entdeckung des Kometen gesprochen hatte.

Wie eine Offenbarung hatte Klemens die große Geistesthat in seiner Seele getragen, und nun mußte er anhören, wie der Vollbringer derselben beim Kaffee, bei Himbeeren und Schlagsahne vor Weibern davon sprach, die ihm halb gelangweilt zuhörten und mit demselben oder vermutlich noch größerem Vergnügen eine andere Kaffeeklatschgeschichte entgegengenommen hätten.

Es war ihm, als wäre ein Licht ausgelöscht, das bisher in der Welt geleuchtet hatte, und dieses leidenschaftliche Jünglingsgemüt litt die furchtbare Qual einer jungen Seele, in der zum erstenmal ein Glaube und ein Ideal verblaßt.

Doppnau mochte die verzweifelten Stürme ahnen, die in des Bruders Seele wühlten, aber er mußte sie schweigend gewähren lassen; was konnte er anderes thun als schweigen? Sollte er etwa um die Gunst des Knaben betteln? sich gewissermaßen bei ihm entschuldigen, daß er eine Frau nehmen, ein Leben begründen wollte? Lächerlich! Bei dem bloßen Gedanken an eine derartige Zumutung stand sein ganzer männlicher Stolz voller Empörung auf.

Aber dann kamen einsame Stunden, schlaflose Nächte, wie er sie früher nicht gekannt. Lucie war fern, der Zauber, den ihre körperliche Nähe auf ihn übte, war für den Augenblick machtlos, seine phantasielose Natur besaß nicht die Fähigkeit, in die Ferne zu wirken und sich den

Reiz des geliebten Weibes zu vergegenwärtigen; er fühlte nur, was er verlor, nicht was er erwarb. Und in solchen Augenblicken erwachten alsdann düstere Fragen, peinigende Zweifel:

Ob nicht der Instinkt des Bruders, den er so einfach als thöricht verwarf, vielleicht wirklich recht hatte? War nicht sein bisheriges Leben in sich befriedigt, voller Erfolg und glücklich gewesen? Hieß es nicht vielleicht das Schicksal herausfordern, daß er das jetzt willkürlich ändern wollte? Denn willkürlich war es, daß er in den Funken augenblicklichen Gefallens hineingeblasen hatte, um ihn zur Flamme anzufachen, die das ganze Leben durchleuchten sollte. Würde die Glut dazu ausreichen? das Feuer zum Herdfeuer werden? Hatte ihn nicht vielleicht ein sinnlicher Rausch betrogen? Würde sie wirklich die Frau sein, dazu angethan, sein einsames, arbeitsames Leben zu teilen? Dies verwöhnte Kind der großen eleganten Welt? Konnte er sich verhehlen, daß er in ihrer Nähe trotz aller Verliebtheit von einer gewissen Beklemmung nicht frei wurde? Er hatte es auf seine Schüchternheit geschoben — aber war es nicht vielleicht eine tiefere Regung seiner Natur? eine innere Stimme, die ihm sagte, daß sie nicht zusammengehörten? daß sie Anforderungen an ihn stellen würde, die er nur mit Aufopferung seines eigensten Wesens, mit Hintansetzung seiner Lebensaufgabe, seiner Arbeit würde erfüllen können?

Dann aber ballte er unwillkürlich die Faust; nein, das sollte nicht geschehen! In dem wüsten Taumel quälender Fragen, die in seiner Seele auf- und niedergingen, gab es für ihn nur einen Halt, nur einen Ruhepunkt, nach dem er wie der sturmverschlagene Seefahrer auf den Leuchtturm immer und immer wieder hinausschaute: seine Arbeit, seine geliebte große Arbeit. Wie er nach ihr lechzte! Wie er sich danach sehnte, daß diese schrecklichen Wochen des Verlobtseins, der Unruhe überstanden sein, daß sie Mann und Frau sein möchten! Und wie er den kommenden Winter zur Arbeit benutzen wollte! Wie er sich in sie hineinstürzen, in ihr vergraben wollte, daß nichts anderes mehr an ihn heranzudringen vermöchte, kein Gram um Verlorenes, keine Sorge um Zukünftiges, nichts! nichts! nichts!

So vergingen die Tage, die Wochen, die Monate.

In der Zwischenzeit machte Klemens sein Examen und bestand es mit Glanz. Ein eigenhändiges Briefchen überbrachte ihm Luciens Glückwünsche zu dem Erfolg, und es sah drollig aus, wie er das zierliche Couvert in Gegenwart des Bruders öffnete und den rosaroten kleinen Briefbogen, welcher einen lieblichen Duft ausströmte, unbehilflich in Händen hielt und durchlas.

Auf seinem einsamen Zimmer angekommen, hob er den Briefbogen unwillkürlich noch einmal ans Gesicht — der Duft, der von ihm ausging, gefiel ihm eigentlich — im nächsten Augenblick hatte er das Papier in tausend kleine Fetzen gerissen und in den Papierkorb geworfen.

Und so nahte denn endlich die große Stunde, die Lucie Immenhof zur Frau Professorin Doppnau machen sollte.

Ihr Bräutigam hatte ihr Visitenkarten mit ihrem neuen Namen stechen lassen, und als sie das „Frau Professor Doppnau“ schwarz auf weiß las und sich sagte, daß sie damit gemeint sei, überrieselte es sie seltsam, komisch und unheimlich zugleich.

Seit ihrer Kinder- und Schulzeit hatte sich ihr das Bild eingeprägt, daß eine Professorin eine lange, dürre, säuerliche Frau sein müßte, die morgens nie ohne eine ungeheure Haube auf dem Kopf, nachmittags nie ohne eine schwarze Mantille um die Schultern zu denken sei — und nun war sie selbst eine. Sollte das auch so mit ihr werden? Sie sprang vom Stuhl auf, faßte Anna um die Taille und riß sie vor den Spiegel. „Habe die Ehre, dir Frau Professor Doppnau vorzustellen!“ sagte sie. Dann streckte sie ihrem Gegenüber im Spiegel plötzlich die Zunge heraus.

„Aber Lucie," rief Frau Anna ganz entsetzt.

Lucie schwang sich mit ihr herum und lachte wie ein Kobold.

* * *

Die Hochzeit fand zu Berlin im engsten Kreise statt; der standesamtlichen Handlung folgte eine kirchliche Einsegnung. Lucie hatte es so gewünscht, weniger aus religiösem als aus ästhetischem Bedürfnis. Die Civiltrauung sagte ihr dem Gedanken nach durchaus zu, in der äußeren Erscheinung aber war sie ihr abscheulich. Alles, was Zahl und juristische Form hieß, war ihr unverständlich und verhaßt, und sie wollte nicht durch eine halb unverstandene Vertragsformel ihr Leben dahingeben.

Auf ihren besonderen Wunsch fand die priesterliche Trauung in der Marienkirche statt; sie behauptete, die Kirchen Berlins seien so häßlich, ärmlich und stimmungslos, daß es völlig unmöglich wäre, in Berlin fromm zu bleiben. Die alte Marienkirche war noch die einzige, die sie halb und halb gelten ließ; da war doch wenigstens ein Hauch von Geschichte, und der Genius Andreas Schlüters war hindurchgegangen und hatte das Denkmal seiner Schritte in Gestalt der marmornen Kanzel zurückgelassen.

Die übliche Schar neugieriger Frauen und Mädchen, die bei keiner Trauung in Berlin fehlen, hatte sich in der Kirche und an der Thür derselben gesammelt und musterte die Ankommenden.

Die zunächst erscheinenden Hochzeitsgäste, unter denen sich Herr und Frau Doktor Allbach befanden, erweckten wenig Interesse; dann kam eine Kutsche, welcher eine auffallend alte Dame und ein auffallend junger Mann entstiegen: Luciens Tante und Klemens.

Die Ellenbogen stießen aneinander, und ein wisperndes: „Ach, sieh doch bloß mal den!" ging wie ein leise rauschender Seufzer des Staunens und Verlangens durch die Schar der Zuschauerinnen, als Klemens erschien.

Der, welchem die Bewunderung galt, ging schweigend, die Augen zur Erde gesenkt, neben der Tante einher, offenbar ohne eine Ahnung des Eindrucks, den er erweckte.

Endlich kam das Brautpaar selbst.

Sobald der Wagen hielt, wurde der Schlag von innen aufgestoßen, dann sprang ein großer blonder, erregt aussehender Mann heraus, der sich beeiferte, der Gefährtin beim Aussteigen behilflich zu sein. Ein kleiner Fuß in weißseidenem Strumpf und weißem Atlasschuh senkte sich auf das Trittbrett nieder, und eine in prachtvollen weißen Stoff gehüllte Frauengestalt stieg langsam, vornehm und schön herab, den Arm des Bräutigams, den dieser hastig darbot, mit ruhiger Gemessenheit annehmend.

Ihr Antlitz war blaß wie das Kleid, das sie trug; heiß gerötet war das des Bräutigams.

Indem Lucie an Doppnaus Arm durch die Kirche dahin zum Hochaltare schritt, an welchem sich die Geladenen bereits versammelt hatten, schaute sie auf, und ihr Blick fiel auf eine hoch aufgerichtete schlanke Gestalt, welche dort vorn, das bleiche Angesicht düster zur Erde gerichtet, stand. Ein plötzlicher Schauer ging ihr durch Mark und Bein. Er erschien ihr verwandelt, gewachsen, bedeutender als früher. Und doch, gerade in dieser verwandelten Gestalt mußte sie ihn schon einmal gesehen haben — wo war das gewesen?

Dieser Gedanke, diese Frage hielt sie fest, wider ihren Willen, unablässig. Die Worte des Predigers gingen halb ungehört an ihrem Ohr vorüber — wo hatte sie diese Erscheinung bereits gesehen?

Jetzt fiel es ihr plötzlich ein, und sie zuckte beinahe zusammen: auf einem alten italienischen Bilde hatte sie eine Darstellung des Todesengels gesehen, in der Gestalt eines wunderbar schönen und wunderbar trauervollen Jünglings. Tief hatte sich das geheimnisvolle Bild ihrer Seele eingeprägt; die erloschene Fackel zur Erde gesenkt, stumm auf sie niederblickend, so

hatte der Furchtbare auf dem Bilde gestanden; ohne Erbarmen in den strengen gewaltigen Zügen und voll namenloser Trauer darüber, daß er erbarmungslos sein mußte.

Ganz wie das Bild hatte Klemens in diesem Augenblick ausgesehen, es war keine Täuschung ihrer Sinne. Und mit Gewalt mußte sie ihre Seele auf das richten, was vor ihr vorging, denn es war wie eine Hand in ihrem Nacken, die ihr das Haupt umwenden wollte nach dem Bilde, vor dem ihr graute und nach dem sie verlangte.

Nach Beendigung der Feierlichkeit fuhr man nach dem Kaiserhof, wo durch die Fürsorge Doktor Allbachs ein Hochzeitsmahl bereitet war.

Es sollte kein großes lärmendes Fest, sondern, wie es den Verhältnissen entsprach, eine mehr freundschaftliche Vereinigung sein; man versammelte sich in einigen kleineren Zimmern, an welche sich der geschmückte Speisesaal anschloß.

Als die Neuvermählten erschienen, drängten sich Herren und Damen nochmals beglückwünschend um sie; die Damen umarmten Lucie, die Herren küßten ihr die Hand. Als letzter trat auch Klemens heran.

Lucie entfernte rasch den Handschuh und streckte ihm die nackte rechte Hand zu.

„Nun, Klemens,“ sagte sie, „von heut an müssen wir uns du nennen, und man kann sich nicht du nennen, wenn man nicht gut Freund ist — also gute Freundschaft? Ja?“

Der Professor hatte den Arm um sie geschlungen, er freute sich des ernsten ruhigen Tones, mit dem sie sprach, und des ernsten Ausdrucks ihres bedeutenden Gesichtes.

Klemens ergriff ihre Hand und hielt sie einen Augenblick in der seinigen. Er drückte sie nicht, aber Lucie war es, als wenn er sie, beinahe prüfend, mit der seinigen umspannte. So war es in der That; er fühlte mit unwillkürlichem Staunen, wie klein diese Hand war. Dann beugte er sich nieder, um sie mit den Lippen zu berühren. Auf der zarten Haut des Handrückens hatte sich die Naht des Handschuhs wie ein Muster abgedrückt — einen Moment ruhten die Augen des Jünglings auf dem eigentümlichen Anblick, dann trat er, ohne die Augen zu den ihrigen zu erheben, zurück.

Doktor Allbach, der die Plätze verteilt, hatte es sich nicht nehmen lassen, an der schmalen länglichen Tafel dem jungen Paare gerade gegenüber zu sitzen. Als Hausfreund fühlte er sich dazu berechtigt. An seine rechte Seite hatte er Klemens genommen, so daß dieser der neuen Schwägerin schräg gegenüber saß.

Das seltsame Wesen, das der junge Mann in letzter Zeit zur Schau trug, machte dem Doktor, der zugleich ärztlicher Berater auf der Sternwarte war, Gedanken. Er war der Ansicht, daß er sich von der Überanstrengung der Examenarbeiten erholen müsse, und meinte, daß sich kein besserer Anfang für diese Kur finden ließe als das heutige Fest, bei dem er den Jungen einmal lustig machen wollte. Wenn er auch wirklich ein Glas Champagner über den Durst tränke, es würde kein Unglück sein.

Die Unterhaltung kam bald in muntersten Fluß; der Prediger hatte die übliche Tischrede gehalten, Doktor Allbach hatte einen Riesentoast in die Welt gesetzt, bei dem er, von den Planeten des Himmels ausgehend, allmählich zur Erde herabgestiegen war, um auf der Sternwarte bei der Familie Doppnau zu enden; noch andere Toaste waren gefolgt; Lucie war angeregt, heiter und liebenswürdig geistvoll wie selten.

Mitten im Gespräch wandte sie sich plötzlich halb zur Seite — es war ihr gewesen, als wenn jemand sie von dort mit langem ernstem Blick betrachtet hätte. Es waren Klemens' Augen, die sich jetzt eilend zurückzogen, die sie aber noch auf der Flucht erhaschte. Sein Blick hatte stumm beobachtend auf ihr geruht, in seinen Wangen begann ein leises Lebensrot aufzusteigen, der Ausdruck seines Gesichts war heller geworden als zuvor.

Eine heiße Freudigkeit schwoll jählings in Lucie empor, und einer unwillkürlichen Eingebung gehorchend, riß sie aus dem Strauße von weißen Rosen, die sie an die Brust gesteckt hatte, eine Rose heraus und warf sie zu Klemens hinüber. Die Blume fiel gerade auf den Teller, der vor ihm stand; eine glühende Röte überflammte plötzlich sein ganzes Gesicht. Er war so verlegen, daß er nicht wußte, was er thun sollte; endlich ergriff er sein mit Champagner gefülltes Spitzglas, erhob es, gegen Lucie gewandt, und indem er sich über das Glas hin verneigte, trank er es aus.

Der Professor fuhr lachend auf.

„Lucie!“ rief er, „du hast es fertig gebracht, daß der Junge jemand zutrinkt! Du bist eine Zauberin!“

Alles stimmte ihm jubelnd zu; der Doktor, dessen Begeisterung wuchs, füllte alles, was von Gläsern in seinen Bereich kam.

„Doppnau,“ rief er, „Sie sind ein großer Astronom, aber diesen Stern habe ich zuerst entdeckt! Frau Lucie soll leben! Hoch! Hoch! Hoch!“

Lucie war der strahlende Mittelpunkt der hier versammelten kleinen Menschenwelt; sie fühlte es mit Entzücken. In ihren Adern glühte das Blut, in ihrer Seele war ein tief innerliches Jauchzen, in ihren Nerven ein süßes Sehnen, über dem von ferne, von ferne wie ein Traum die Ahnung einstiger Gewährung schwebte. War es das Bewußtsein, daß sie die vergötterte Frau eines Mannes geworden war, den sie verehrte? Vielleicht. Aber sie konnte jetzt, wollte jetzt darüber nicht nachdenken — sie war wie im Rausch, und über den Rausch denkt man erst nach, wenn er vorüber ist.

Sie erhob das Glas und streckte den Arm über den Tisch zu Klemens hinüber. Der weite Ärmel schob sich zurück; bis an das Ellenbogengelenk entblößt lag der prachtvolle weiße Arm auf dem weißen Tafeltuch.

„Komm,“ rief sie, „stoß mit mir an! Daß es dir gut ergehe im alten Heidelberg, du junges Blut!“

Ihre leuchtenden Augen lagen wie die Sonne auf seinem Antlitz.

Verwirrt erhob er das Glas, um an das ihrige zu stoßen; es zitterte in seiner Hand; der Doktor hatte es bis an den Rand gefüllt, eine Champagnerwelle floß über und auf Luciens Handgelenk.

„O — ich bitte um Verzeihung,“ murmelte er, indem er hastig nach der Serviette griff, um ihr die Hand zu trocknen. Lucie aber setzte ihr Glas aus der Hand und hielt lachend die Serviette fest.

„Pfui doch!“ sagte sie, „so etwas trocknet man mit den Lippen.“

Glühend wie eine rote Rose stand Klemens von seinem Sessel auf, hob vorsichtig ihre Hand in beiden Händen empor und sog mit den Lippen die perlenden Schaumtropfen von dem weißen schlanken Handgelenk.

Die ganze Tischgesellschaft hatte dem eigentümlichen Schauspiele zugesehen; jetzt klatschte der Doktor laut in die Hände: „Bravo,“ rief er, „bravo! Frau Lucie zähmt die Gebrüder Doppnau! Erst den großen, und jetzt auch den kleinen!“

Der Professor aber wandte sich zu ihr und drückte ihr unter dem Tische die Hand.

„O du Engel,“ sagte er leise und zärtlich, „ich verstehe dich und ich danke dir.“

Hatte er ihr vielleicht die Hand zu stark gepreßt? Bei seinem „ich verstehe dich“ war etwas wie der Hauch eines Schattens über Luciens Gesicht gehuscht.

Die Mahlzeit war beendigt, man erhob sich, um in den anstoßenden Gemächern den Kaffee zu nehmen.

Die Gespräche wurden ruhiger.

Nach einiger Zeit trat Klemens an den Bruder heran. Es war beschlossen, daß er unmittelbar nach der Hochzeit nach Heidelberg abreisen sollte — in einer Stunde ging der Zug. Er kam, um dem Bruder lebewohl zu sagen; es war das erste Mal im Leben, daß beide sich auf längere Zeit voneinander trennten.

Mitten in aller Freude griff dem Professor der Schmerz in das Herz, als er die dunklen Augen des Jünglings in tiefer

Wehmut auf sich gerichtet sah. Er umschlang ihn mit beiden Armen, und die Brüder lagen sich einen Augenblick schweigend Brust an Brust.

„Mein Junge, mein alter Junge," sagte der Professor, „du weißt ja, daß da, wo dein Bruder ist, du eine Heimat hast, und daß es immer so ist, wie es früher war. Nicht wahr? Das weißt du? Das weißt du?"

Klemens nickte stumm.

Der Professor wandte sich zu Lucie um; sie trat heran; unterdessen zogen sich die Gäste, um den ernsten Vorgang nicht zu stören, in das Nebenzimmer zurück.

Der Professor legte den rechten Arm um Lucie, den linken um Klemens' Schultern.

„Lucie, mein geliebtes Weib," sagte er, „ich habe dir zu danken, du hast mir heute meinen Bruder wiedergegeben. Er weiß, daß er zu uns gehört, er hat es mir gesagt, er wird sich nicht wieder verlieren. Ihr seid jetzt Bruder und Schwester; ihr seid so weit auseinander gewesen, kommt, zeigt mir, daß ihr jetzt um so näher beieinander seid: gebt euch einen Kuß."

Als er dies gesprochen hatte, fühlte er, wie die beiden Menschen, auf denen seine Arme ruhten, zu gleicher Zeit zusammenzuckten. Klemens senkte in lautloser Befangenheit das Haupt; zitternd drängte sich Lucie an ihren Gatten.

„Das mußt du nicht verlangen," flüsterte sie kaum hörbar in sein Ohr, „das nicht."

Doppnaus Gesicht umwölkte sich.

„Habe ich dich denn so falsch verstanden?" wandte er sich halblaut an Lucie. „Ich glaubte, du hättest dich überzeugt, daß er dich nicht hat kränken wollen, und hättest ihm alles verziehen?"

Lucie gab keinen Laut von sich — was sollte sie auf solche Frage antworten?

Eine Pause entstand; kopfschüttelnd betrachtete Doppnau die beiden, die voneinander abgewandt, ratlos gesenkten Hauptes standen.

„Kommt doch," sagte er dann laut; „wenn ihr mir nicht die schönste Stunde meines Lebens verderben wollt, so zeigt mir, daß zwischen euch Friede und Freundschaft ist: gebt euch einen Kuß."

Nun warf Lucie das Haupt in den Nacken und trat einen halben Schritt auf Klemens zu. „Also komm," hauchte sie. Noch immer zögerte Klemens.

„Klemens!" mahnte der Professor. Ein Schauer ging dem Jüngling über den Leib, er trat auf Lucie zu und legte beide Hände um ihren Leib. Zuerst so leise, daß er sie kaum berührte, dann stärker, dann drückte er sie an seine Brust.

Er hörte das leise Knistern ihres Gewandes an seiner Brust, es überkam ihn wie ein Taumel, wie ein Rauschen des Meeres; der süße Duft, den er geatmet hatte, als er den Brief erbrach, umströmte ihn wie ein laues Gewölk.

Totenblaß waren ihrer beider Gesichter; ihre Lippen senkten sich aufeinander, dann wandten sie gleichzeitig das Haupt und traten zurück.

Alles dies war das Werk eines Augenblicks gewesen; mit einer letzten leidenschaftlichen Umarmung stürzte Klemens auf den Bruder zu; dann schloß sich die Thür hinter ihm.

Doppnau lachte laut und zufrieden.

„Na, war es denn nun so schrecklich?" fragte er, indem er Lucie in die Arme schloß.

Sie gab keine Antwort, sie blickte nicht zu ihm auf, sie zitterte am ganzen Leibe.

* *
*

Nach den Erregungen dieser letzten Stunden wirkte die tiefe Ruhe und Stille, welche die jungen Eheleute auf der einsamen Sternwarte empfing, wohlthätig und erquickend. Man befand sich in der zweiten Hälfte Oktobers, aber die Tage waren noch schön, und der Herbst kleidete die Landschaft in prächtige Farben. Lucie richtete ihre Zimmer im oberen Stockwerk ein, und nachdem sie die tausend Sachen und Sächelchen, die ihre Um-

gebung bildeten, untergebracht hatte, machte sie sich daran, dem ganzen Hause, welches junggesellenmäßig öde und verwahrlost aussah, Häuslichkeit und Behaglichkeit zu verleihen. Flure und Treppen wurden mit Teppichläufern belegt, an den kahlen Flurfenstern Gardinen angebracht, Hängelampen an den Decken befestigt.

Endlich wagte sie sich bis in die Gemächer ihres Mannes, um zu sehen, was sich diesen Gutes anthun ließe; aber sie zog sich von solchen Versuchen wieder zurück, als sie bemerkte, wie wenig dem Professor damit gedient war. In seinem Arbeitsraum sollte alles genau so bleiben, wie es gewesen war; kein Stück durfte umgestellt, kein Fetzen Tuch neu angenagelt werden; schon das Gehen und Klopfen, das der Tapezierer auf dem Flur verursacht hatte, war ihm lästig gewesen. Lucie beschied sich, aber sie that es nicht gern; sie fand, daß es ungepflegt bei ihm aussah, und überlegte, daß es überhaupt für die Bedürfnisse des Haushalts zweckmäßiger wäre, wenn sein Arbeitszimmer im oberen Stock läge. Der einzige Salon, in dem sie unter Umständen Gäste empfangen konnte, war durch ihn in Beschlag genommen und für die Geselligkeit unmöglich gemacht.

Vorläufig freilich sah es mit der Geselligkeit noch sehr dürftig aus, und es war auch nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß es in absehbarer Zeit anders damit werden würde. Der Professor hatte seine Arbeit und seine Bücher und brauchte keine Menschen; Lucie war lediglich auf den Professor angewiesen. Allbachs waren zu den Eltern Annas gereist und sollten erst im November zurückkehren.

Zunächst empfand Lucie die Einsamkeit nicht gerade lästig. Die Neuheit ihres Zustandes gab ihr Beschäftigung, sie hatte den schönen ausgedehnten Garten, in dem sich in dieser Jahreszeit freilich nicht mehr viel thun ließ, für welchen sie aber, sobald es Frühling sein würde, alle möglichen Pläne schmiedete. Dazu kam der herrliche Blick von der Plattform, den sie täglich mehrmals mit immer neuer Freude genoß, und endlich hatte sie noch einige unaufgeschnittene englische und französische Romane auf ihrem Zimmer, zu denen sich schlimmstenfalls flüchten ließ.

Der Professor widmete sich ihr mit Eifer, beinah mit Anstrengung. Er ging mit ihr im Garten auf und ab, er saß mit ihr auf der Plattform, und nachmittags nach dem Essen setzte er den runden Filzhut auf, hing eine Botanisiertrommel um und führte sie in den Wäldern spazieren. Lucie verstand nichts von Botanik; um so mehr Gelegenheit für ihn, sie darin zu unterrichten. Die Spaziergänge wurden zu Wandervorträgen.

Der wenig angenehme Teil des Tages waren die Abendstunden. Beide Gatten saßen sich nach dem Abendessen ziemlich wortkarg gegenüber. Doppnau besaß keine Gabe für die Unterhaltung, und Lucie getraute sich nicht recht heraus. Über wissenschaftliche Dinge wagte sie nicht mit ihm zu sprechen, und alles andere erschien ihr ihm gegenüber so unbedeutend. Für Litteratur hatte er ja leider kein Interesse. Sie hatte einmal den Versuch gemacht, ihn dazu zu bekehren, und aus ihrer kleinen Bücherei Goethes Gedichte hervorgeholt. „Da," sagte sie, indem sie das Gedicht an den Mond aufschlug und ihm das Buch hinschob, „lies mir das einmal vor."

„Aber wozu denn?" erwiderte er, indem er das Buch zurückschob; „du kennst es ja sicherlich auswendig."

Aber sie bestand darauf; es wäre so schön und sie hörte es so gern.

Er sträubte sich darauf noch etwas, dann wurde er rot wie ein Schuljunge, und mit einem verlegenen Lächeln ergriff er schließlich das Buch.

Er hatte die erste Strophe kaum zu Ende gelesen, als Lucie ihm das Buch aus der Hand riß.

„Höre auf," rief sie, „du verdirbst mir das ganze Gedicht!"

Er hatte die Verse wirklich trostlos abgeleiert. Doppnau lachte, aber der Ärger klang durch sein Lachen hindurch.

„So sind die Frauen," sagte er, „im-

mer inkonsequent; ich hatte dir ja gesagt, daß das nichts für mich wäre."

Seitdem gab sie weitere Versuche in dieser Richtung auf. Sie hatte Goethe erwählt, weil das ihrer Meinung nach der einzige Dichter war, den die Männer der Wissenschaft noch gelten ließen — wie würden ihre modernen Lieblinge erst weggekommen sein!

Von da an trat eine schweigende Vereinbarung zwischen ihnen ein, daß wenn das Abendessen beendigt war, jeder der Gatten ein Buch für sich nahm und daß sie lesend eine oder zwei Stunden bei der gemeinsamen Lampe saßen.

Mit den ersten Tagen des November meldete sich der Winter in Gestalt des ersten Schneefalls an. Es war nur eine leichte Decke, die sich über Höhen und Tiefen breitete und der Landschaft einen neuen Reiz verlieh, der Lucie entzückte; kurze Zeit darauf hing er in glitzernde Tropfen verwandelt an Sträuchern und Bäumen.

Acht Tage später aber wurde es wirklicher ernsthafter Winter. Ein eisiger trockener Wind machte die Erde im Frost erstarren und blies alles, was von gekrümmten, verkümmerten Blättern noch an den Bäumen hing, herunter, dann kam ein mächtiger dichtflockiger Schneesturm, und diesmal blieb der Schnee liegen.

Als Lucie eines Morgens zum Fenster hinausblickte, sah sie die Fichtenkronen im nahen Walde mit schweren weißen Haufen belastet und rings um das Haus eine glatte weiße Fläche.

Zuerst schlug sie bei dem blendenden Anblick vergnügt wie ein Kind in die Hände — dann bekam sie einen Schreck. Man war ja völlig eingeschneit hier oben und konnte keinen Schritt mehr aus dem Hause thun? Doppnau, dem sie ihre Not klagte, lächelte sie schmunzelnd an und meinte, daran müsse sie sich nun eben gewöhnen, das wäre hier im Winter nicht anders.

Lucie schlug abermals die Hände zusammen. „Aber was soll man denn nun machen?" rief sie.

Er sah sie an, als verstände er sie nicht. „Wieso? Was man machen soll?"

„Nun ja, wenn man abgeschieden ist von aller Welt?"

„Sehr einfach," entgegnete er, „man arbeitet."

Sie zuckte mit den Achseln. „Du denkst an dich," sagte sie.

Er schaute sie prüfend von der Seite an. „Ich denke, im Wörterbuch der Frau steht das Wort Arbeit auch?" meinte er, „und beschäftigen kann sich eine Frau auch?"

Er sprach etwas gedehnt; Lucie fühlte sich zur Rede gestellt, geschulmeistert; die Röte der Ungeduld stieg ihr in die Stirn.

„Ich bin dir sehr dankbar für deine guten Lehren," sagte sie mit einem kurzen Lachen, „aber man kann nicht den ganzen Tag kochen, waschen, stricken und sticken."

„Man kann auch lesen," gab er kurz zur Antwort.

„Man kann auch nicht immer lesen," erklärte sie, „man muß als Mensch mit Menschen verkehren."

Der Professor strich sich durch den Bart. „Allbachs kommen ja nächstens zurück."

„Ja, um Gottes willen," rief sie, „sollen wir denn immer und immer nur mit Allbachs verkehren? Werden wir mit gar niemand anderem zusammenkommen?"

Er ging eine Zeit lang schweigend im Zimmer auf und ab.

„Vorläufig nicht," sagte er.

„Aber warum denn nicht?"

Er unterbrach seinen Gang, blieb vor ihr stehen und sah ihr in das ärgerlich erregte Gesicht.

„Weil ich diesen Winter zu arbeiten habe, viel zu arbeiten, und weil das in erster Linie kommt; ich hoffe, daß wir darüber einig sind?"

Er hatte mit scharfer Betonung gesprochen; Lucie wandte sich ab und erwiderte nichts.

Doppnau ging in sein Arbeitszimmer und blieb gedankenvoll an seinem Schreibtische stehen. Die düsteren Sorgen, die

ihn in schlaflosen Nächten heimgesucht hatten, kehrten zurück: die verwöhnte Frau aus der großstädtischen Welt, war sie die Gefährtin im arbeitsamen Dasein eines einsamen Gelehrten?

Dann schob er mit energischem Ruck den Stuhl zurück und setzte sich an den Tisch; mit der flachen Hand schlug er darauf, als gäbe er sich selbst eine stumme Beteuerung: mochte es kommen, wie es wollte, hier war sein Reich, und daran sollte ihm niemand rühren!

Er schob die Papiere zurecht; ihr Rauschen und Knistern tönte ihm wie eine bekannte Stimme; seine Arbeit sprach zu ihm und sie war mit ihm zufrieden. Er hatte für sie gekämpft und gesiegt; er hatte sich den Winter erobert und nun konnte er arbeiten, arbeiten, arbeiten.

Dieser Gedanke gab ihm die Seelenruhe wieder und stimmte ihn schließlich ganz heiter. Nun brauchte er nicht mehr auf der Plattform zu sitzen und nach Unterhaltungsstoffen zu suchen, nicht mehr im Walde spazieren zu gehen und über Botanik Vorträge zu halten, während er an Ekliptik und Parallaxen dachte.

Ein ganzer Haufe von Thätigkeit lag vor ihm; neben seinen täglich fortlaufenden Beobachtungen und Aufzeichnungen wollte er neue Sonnentafeln entwerfen, zur Vervollständigung der vorhandenen Himmelsatlanten neue Sternkarten zeichnen, dazu Aufsätze für verschiedene astronomische Jahrbücher schreiben, und mit beinah lüsterner Vorfreude tasteten seine Gedanken bereits an einem großen allgemeinen Werke herum, in dem er die Sonne in Bezug auf ihre stoffliche Zusammensetzung, ihren Umfang, ihre Bewegung und ihr Verhältnis zum Weltraum umfassend darzustellen beabsichtigte.

Zu dem allen gehörte Zeit und Ruhe, aber Gott sei Dank, er hatte ja nun beides. Seine Nerven waren durch die letztvergangenen Monate tiefer erregt worden, als er es anfänglich geglaubt hatte; er spürte das an manchen äußeren Anzeichen — jetzt sollten sie durch regelmäßige Arbeit wieder in Ordnung gebracht werden. Und so puppte er sich in Arbeit und Behaglichkeit wie eine Raupe in ihrem Gehäuse ein.

Anders war es mit Lucie bestellt.

Mit Mühe und Not hatte sie sich in unmittelbarer Nähe des Hauses und auf den nächsten Wegen des Gartens den dicken Schnee zur Seite fegen lassen, so daß eine Wandelbahn entstanden war, auf der sie wenigstens einige Schritte ins Freie thun konnte. Sie benutzte die kärgliche Freiheit, so oft sie vermochte, aber schließlich mußte sie doch immer wieder ins Haus zurück, und dieses Haus gähnte sie an.

So spät wie möglich stand sie des Morgens auf, um dem Tag nur nicht zu früh ins Antlitz blicken zu müssen; sie wußte ja, daß es genau so aussehen würde wie das des vorigen. Doppnau war dann schon lange aus den Federn, hatte sein Frühstück genommen und saß bereits seit Stunden an der Arbeit.

Zum Mittagessen sahen sich die Gatten zum erstenmal, denn sie fühlte, daß sie dem Professor kaum einen Gefallen bereitet hätte, wenn sie ihn vormittags in seinem Zimmer aufsuchte und begrüßte.

Doppnau brach alsdann aus seinem Zimmer hervor, begrüßte Lucie mit einem Kusse und setzte sich mit ihr zu Tisch. Wohlwollend erkundigte er sich nach ihrem Befinden, ob sie die Nacht gut geschlafen hätte — aber er brachte seine Arbeit im Kopfe mit, sie verließ ihn keinen Augenblick, und beinah mechanisch aß er herunter, was Lucie ihm vorsetzte.

Wie für alle feineren Genüsse des Lebens, hatte Lucie auch für Speise und Trank einen entwickelten Sinn, daher betrübte es sie, daß ihre Kochkünste so achtlose Aufnahme fanden. Wenn sie ihrem Mann täglich Rindfleisch mit Brühkartoffeln vorgesetzt hätte, er würde kaum bemerkt haben, daß er immer dasselbe aß.

Es giebt für eine Frau kaum etwas Schrecklicheres als einen ganz bedürfnislosen Mann; für das, was sie liebt, muß die Frau sorgen können.

Der Haushalt, den Lucie zu führen

hatte, war an sich nicht groß; nun wurde die Beschäftigung mit demselben natürlich noch geringfügiger.

Sie hatte sich im stillen so darauf gefreut, sich so viel hübsche kleine Augenblicke warmer häuslicher Thätigkeit davon versprochen. Als sie die schönen ungepflegten Räume das erste Mal gesehen, hatte ihre Phantasie ihr ein Bild vorgezaubert, wie sie dieses ganze Haus umschaffen, mit dem weiblichen Sinne der Behaglichkeit erfüllen, wie sie es aus einer Behausung in ein Heim verwandeln wollte — und aus dem allen sollte nun nichts werden.

Schüchtern hatte sie einmal während des Mittagsessens bei ihrem Manne anzurühren gewagt, wie es wäre, wenn er sein Arbeitszimmer nach oben verlegte? Doppnau aber war geradezu entsetzt von diesem Vorschlage zurückgeprallt.

Jetzt, wo er seine Sternkarten aufgenagelt hatte, umziehen? Der Gedanke war gräßlich an sich, aber jetzt vollständig unmöglich! Als er Lucies üble Laune bemerkte, faßte er beschwichtigend ihre Hand. „Meinetwegen wollen wir es zum Frühjahre überlegen, aber nur jetzt laß mich mit solchen Geschichten in Ruhe. — Übrigens,“ fuhr er nach einiger Zeit fort, „können wir die Sache dann zum Frühjahr so einrichten, daß wir ganz und gar mit den Stockwerken tauschen; du wohnst und schläfst hier unten, ich oben; bist du einverstanden damit?“

Lucie blickte lächelnd auf ihren Teller. „Gewiß,“ sagte sie, „auf die Art bist du vor mir am sichersten.“

So blieb denn nichts übrig, als auf das einsame Zimmer hinaufzugehen und die Romane aufzuschneiden, die unaufgeschnitten dort oben lagen. Wenn sie dann so in dem behaglichen Raume im bequemen Lehnstuhl am Fenster saß, überlegte sie wohl, daß es jetzt gerade wieder so war wie vor ihrer Verheiratung, nur daß sich die Tante in ihren Mann verwandelt hatte.

Über die Seiten des Buches, in dem sie las, gingen ihre Blicke in die verschneite Landschaft hinaus, und die Öde, welche draußen lastete, zog hinein in ihr Gemüt, und es ward darin öde, dumpf und leer. Über ihrem Leben stand wie mit großen grauen Buchstaben ein Wort geschrieben, ein häßliches Wort: Langeweile.

Nachdem die Romane ausgelesen waren, griff sie wieder nach ihren alten Büchern und dabei fiel ihr das schreckliche Stück „Die Gespenster“ wieder in die Hände. Noch einmal las sie die schauerlichen Worte des Schlusses: „Gieb mir die Sonne.“ Einst hatte sie geglaubt, er würde sie ihr geben — war es geschehen? Sie fühlte, daß die Wissenschaft kalte Hände hat und daß die Gaben, die aus diesen Händen kommen, nicht für das Herz bestimmt sind.

Allbachs waren von ihrer Reise zurückgekehrt, und weiß wie ein Schneemann trat Frau Anna eines schönen Tages bei Frau Lucie ein.

Sie hatte die Freundin seit der Hochzeit nicht gesehen und stürzte nun, strotzend von Lebensfreudigkeit, mit einem Schwall neugierig wohlgemeinter Fragen über Lucie her. Lucie beantwortete sie, so gut es ging; aber ihr war nicht wohl dabei: sie fühlte das Unbehagen der feineren Natur, die sich mit ihrem Leiden der gröberen gesunden nicht verständlich machen kann.

„Na, und dein Mann?“ fragte Anna, „bis über beide Ohren in der Arbeit, nicht wahr?“

Lucie nickte stumm.

„Das hab ich mir gedacht,“ sagte Anna, „es ist nur ein Glück für den Mann, daß er eine so bedeutende Frau bekommen hat; spricht er oft mit dir von seinen Arbeiten?“

„Nicht sehr viel,“ entgegnete Lucie, der es widerstrebte, zu sagen, daß Doppnau nie ein Wort zu ihr über sein Schaffen verlor.

„Das muß dich nicht grämen,“ meinte Anna, „so sind die Gelehrten; Allbach erzählt mir auch nicht viel von seinen Patienten.“

Sie blickte im Zimmer umher. „Wie

das wieder reizend und gemütlich bei dir ist!" sagte sie. „Was liest du denn da?"

Sie hatte das aufgeschlagene Buch vom Tische aufgenommen und ließ es fallen. „Dantes Hölle? Aber Lucie!"

Lucie lachte unwillkürlich über das Entsetzen auf, das sich in ihren Zügen malte; dann ging ein Schatten über ihr Gesicht.

„Ich habe gefunden," sagte sie, „daß Dante bei all seiner Phantasie doch etwas ausgelassen hat."

Anna sah sie stumm erstaunt an.

„Er hätte einen Kreis schildern müssen," fuhr Lucie fort, „in dem die Verdammten nichts weiter thun als sich langweilen — das wäre die allerschlimmste Höllenstrafe gewesen."

Sie klappte das Buch zu und lachte laut. Frau Anna fand, daß ihr Lachen eigentlich nicht hübsch klang.

Dieser erste Besuch Annas blieb für längere Zeit ihr letzter. Der fußtiefe Schnee, der nicht wankte noch wich, lag wie eine trennende Schranke zwischen den beiden fern voneinander belegenen Wohnungen; Doppnau zeigte immer weniger Bedürfnis nach geselligem Verkehr, und Doktor Allbach ging von der Ansicht aus, daß man junge Eheleute nicht zu oft durch Besuch stören dürfte.

„Endlich ein Brief von Klemens," sagte der Professor eines Tages, als er zum Mittagsessen aus seinem Zimmer trat. Es war das erste Mal, daß der Name wieder genannt wurde.

„Kommt er zu Weihnachten?" fragte Lucie.

„Nein," erwiderte Doppnau, in dem Briefe lesend, „er will uns zu den Pfingsttagen besuchen." Dann lächelte er: „Sieh, sieh," sagte er, „der Junge wird immer menschlicher: er bittet, daß wir ihm als Weihnachtsgeschenk unsere Bilder schicken."

„Unsere?" fragte Lucie etwas gedehnt.

„Ja, ja," versicherte der Professor, „und er läßt dich auch grüßen."

„Sehr gnädig," meinte Lucie mit einem leichten Lächeln.

„Ich muß wirklich überlegen," sagte Doppnau, „ich glaube, mein letztes Bild ist vor fünf Jahren gemacht; aber du hast dich ja nach unserer Verlobung photographieren lassen; ein reizendes Bild; willst du ihm das schicken?"

„Gewiß," erwiderte sie. „Aber komm jetzt, die Suppe wird kalt."

Sie hatte in gleichgültigem Tone gesprochen; als sie nun aber auf ihrem Zimmer droben den Kasten öffnete, in dem die Photographien lagen, empfand sie ein eigentümliches Behagen. Die Bilder, auf denen sie munter und keck in die Welt hinausblickte, sahen ziemlich eines wie das andere aus; dennoch wählte sie lange, bis sie sich entschied, und nachdem sie endlich gewählt hatte, hielt sie das Bild sinnend in der Hand.

Wenn man sie gefragt hätte, ob sie während dieser letzten Wochen an Klemens gedacht, sie würde es kaum gewußt haben. Jetzt aber kam ihr die Erinnerung an jenen Augenblick nach dem Hochzeitsmahl zurück, an jenen merkwürdigen Augenblick; und wie die Vorgänge jener Stunde in ihrer Einzelheit vor ihrer Seele wieder auftauchten, fühlte sie, wie eine schwüle Glut aus ihrem Inneren bis in ihre Wangen emporstieg, und heiß errötet, als ob hundert fremde Augen auf sie blickten, saß sie in ihrem einsamen weltfernen Zimmer. Sie hielt das Bild unablässig in Händen, und unwillkürlich malte sie sich den Augenblick aus, wenn er es in die seinigen nehmen und die Augen darauf richten würde. Ob er sie wieder mit jenem düsteren Blicke des Hasses anschauen würde wie damals? Seltsam, daß ihre Gedanken immer und immer wieder zu jenem Augenblick zurückkehren mußten, und doppelt seltsam, daß sie bei der Erinnerung immer wieder denselben unheimlich-süßen Schauer durch ihre Nerven rieseln fühlte.

War es ihr doch gewesen, als ob ihr ganzer Leib in eine Flut getaucht würde, von der sie nicht sagen konnte, ob sie heiß oder kalt war, von der sie nur empfand, daß sie darin eingehüllt war vom Kopf

bis zu den Füßen wie in einem umstrickenden Wirbel.

Wäre es Liebe gewesen, die aus diesem Blicke auf sie niederströmte, so hätte sie die wollüstige Wärme ja begriffen, die er in ihr weckte — aber so — konnte man sich denn am Haß sonnen?

Aber dann der Blick, den sie über die Tafel hin beim Hochzeitsmahle erhascht hatte. Und dann endlich jener letzte geheimnisvolle Augenblick, von dem sie sich jetzt fragte, ob sie ihn wirklich erlebt hätte, jenes bewußtlose Zittern, als sie fühlte, wie seine Hände sich um ihren Leib legten und seine Lippen die ihrigen berührten. Wie anders war das gewesen als jetzt, wenn Doppnau sie küßte! Wie anders!

Bei den Küssen ihres Mannes fühlte sie kaum dessen Mund, nur seinen harten Bart, der ihr in die Haut stach; in Klemens' Berührung war etwas so Weiches gewesen, etwas so Sprödes und unbewußt Verlangendes — sein Hauch war zu ihr hinübergeweht, rein und kühl wie die Luft, die durch den knospenden Frühlingswald geht, und wie er sie fester und fester an sich gepreßt hatte, war es ihr gewesen, als hielte sie ein marmornes Götterbild in den Armen, das allmählich zum Leben erwachte.

Sie schüttelte das Haupt, steckte die Photographie in ein Couvert und ging zu ihrem Mann hinunter.

„Hier," sagte sie, „die kannst du ihm schicken, und wenn du ihm schreibst —"

„Soll ich ihn von dir grüßen?" fragte er.

„Ja," sagte sie kurz. Sie trat an die Bücherregale und musterte mit scheinbarer Aufmerksamkeit die Titel der Bücher.

Zum Weihnachtsfest bot sich für Lucie die Gelegenheit, dem Professor klar zu machen, daß es nötig sei, sein Arbeitszimmer nach oben und die Gesellschaftsräume nach unten zu verlegen. Sie hatte einen Weihnachtsbaum besorgt und stellte denselben in ihren Zimmern auf. Die Zimmer aber waren so viel niedriger als die im unteren Stock, daß sie ein beträchtliches Stück von dem schönen Baum absägen mußte.

Sie machte ihn auf „diesen Fingerzeig der Natur" aufmerksam, und Doppnau versprach ihr lachend als Weihnachtsgeschenk, daß, sobald er mit seinen Sternkarten fertig sein würde, und spätestens zum kommenden Frühjahr die Verlegung der Räume nach ihrem Wunsche stattfinden sollte.

Das Fest ging im übrigen ziemlich ruhig vorüber; die einzige Aufregung, die es dem Professor brachte, bestand darin, daß er sich den Kopf darüber zerbrach, was er seiner Frau schenken sollte. Er hatte keine Ahnung von ihren Wünschen und Bedürfnissen und natürlich auch keine Zeit, um allzulange darüber nachzudenken. In seiner Not flüchtete er schließlich zu Frau Allbach, und mit deren Hilfe kam dann ein Kleiderstoff für den nächsten Sommer, ein Paar niedlich gestickter Morgenschuhe und der Stoff zu einem Thürvorhange zu stande. Im letzten Augenblick fügte der Professor noch Rankes Weltgeschichte hinzu.

Lucie war in Bezug auf ihren Mann in nicht geringerer Ratlosigkeit; auf seinem Platze erschien am Abend der Bescherung ein gefütterter Schlafrock, ein Fußteppich vor den Schreibtisch, eine neue Studierlampe und gleichfalls ein Paar Morgenschuhe.

Am ersten Feiertage waren Doppnaus bei Allbachs, am zweiten Allbachs bei Doppnaus.

Der Professor unterhielt sich mit dem Doktor über seine Arbeiten; Frau Anna strickte, Lucie stickte, und wenn sie merkte, daß ihr das Gähnen kam, bot sie der Freundin Süßigkeiten und Pfefferkuchen an und steckte selbst Pfefferkuchen in den Mund. Es wurde auf diese Weise viel Pfefferkuchen gegessen.

* *
*

Das Fest war vorüber, und wie es vor Weihnachten gewesen war, so wurde es nach Weihnachten wieder. Der Winter

schritt dahin, von Woche zu Woche, ohne Hast und ohne Rast, und während er dem Professor wie ein Wunderthäter vorüberging, der ihm schweigend eine Gabe nach der anderen in den Schoß legte, sah das Weib des Professors in ihm einen greisenhaften Bettler, vor dessen ödem Angesicht ihr graute und dessen schlurfender Schritt ihr Entsetzen einflößte.

Endlich aber ward es Frühling; die Wärme, die so lange der Kälte das Feld hatte räumen müssen, machte ihre Rechte energisch geltend und mit frühlingsrauschendem Besen fegte sie den verhaßten Winter vom Erdboden hinweg.

Einem warmen April folgte ein heißer Mai, und als der Juni anbrach, lag sommerliche Glut über Stadt und Land. Für alle, welche zu Pfingsten hinausfuhren, war heißes Reisewetter. Darum wählte Klemens zu seiner Fahrt die Nacht. Er berechnete, daß er dann in den ersten Nachmittagsstunden auf der Sternwarte eintreffen würde. Angekündigt hatte er sein Kommen ja bereits im Winter; einer nochmaligen brieflichen Anmeldung hielt er sich, in Übereinstimmung mit seiner Brieffaulheit, für überhoben.

Als er sich auf der Bank im Eisenbahncoupé ausstreckte und den Sommermantel, den er über dem Arm getragen hatte, unter den Kopf schob, fühlte er einen leichten Druck. In der Brusttasche des Mantels, in dem er seine Reise nach Heidelberg gemacht und den er seitdem nicht mehr angelegt hatte, mußte etwas stecken. Er griff in die Tasche und zog eine ganz vertrocknete, hart gewordene Rose hervor; am Stiele derselben befand sich noch ein Überbleibsel von Silberpapier, das sich jetzt ablöste. Wo kam denn die her? Konnte er sich doch gar nicht besinnen — endlich fiel es ihm ein. Es war ja die Rose, die Lucie ihm damals über den Tisch zugeworfen hatte. Er erinnerte sich, wie er die Blume während der ganzen Zeit nachher in der geschlossenen Hand gehalten und dann beim Weggehen in die Brusttasche seines Mantels gesteckt hatte; dort hatte sie bis heute geschlummert und heute erstand sie wieder auf.

Eine Zeit lang drehte er die vertrocknete Blume gedankenlos zwischen den Fingern, dann erhob er sich, um sie hinauszuwerfen. Das Coupéfenster sperrte sich, als er es hinunterlassen wollte, er mußte mit beiden Händen zugreifen und nahm währenddem den Stengel zwischen die Lippen. Nun däuchte ihm, als ginge von den vertrockneten Blättern ein leiser, letzter Duft aus — konnte das sein? Er prüfte genauer — und wirklich — es war kein Blumengeruch mehr, sondern ein anderer, der Duft, den er geatmet hatte, als er Luciens Brief geöffnet, und der ihn angeweht hatte aus ihrem Kleide — damals — nach dem Hochzeitsmahle — als er sie —

Er zog das Fenster wieder hinauf; die Rose ward nicht hinausgeworfen, er verschränkte die Finger über ihr und legte sich wieder nieder.

Und als er nun so mit geschlossenen Augen durch die laue Sommernacht dahinfuhr, war es ihm, als verwandelte sich das einförmige Klappern der Räder in ein weiches, leises, unablässiges Rauschen, als umwehte ihn fortwährend der feine, berauschende Duft und als bewegte sich in weiter Ferne vor ihm etwas Weißes, Knisterndes — halb wie ein Schwanenfittich anzusehen und halb wie ein bräutliches Frauengewand.

Wachte er? Träumte er? Er wußte es nicht. Er sah nur, wie er dem weißen Gewölk näher und näher rückte, und fühlte nur in seinen Adern den heißen, schweren Schlag seines Blutes.

Vom Bahnhofe, an dem er um drei Uhr nachmittags anlangte, machte er sich zu Fuß auf den Weg nach der Sternwarte. Überraschend wollte er kommen, kein Wagengerassel sollte ihn verraten; außerdem war eine fröhliche Ungeduld in ihm, die es ihm unmöglich machte, sich, nachdem er so lange gesessen, wieder in Wagenpolster zu setzen. Ein Gepäckträger sollte im Laufe des Nachmittags seinen kleinen Handkoffer hinaufbefördern. So schritt er,

das Herz ganz erfüllt von der Wonne des Wiedersehens, den altbekannten Weg zwischen den Anlagen dahin.

Mit geräuschlosem Druck öffnete Klemens die Gitterpforte — und da lag er vor ihm, der schöne, geliebte, schattenreiche Garten — noch einige Schritte — und da war es, das Heimathaus, das mit den freundlichen Fenstern wie ein teures, vertrautes Antlitz auf ihn niederblickte.

Kein Laut regte sich in dem Gebäude, mittägliche Ruhe, so schien es, umfing alle Insassen.

Mit zwei Sprüngen war er die Stufen zur Eingangspforte hinauf, und nun stand er klopfenden Herzens auf dem Flur, vor der Thür zum Arbeitszimmer des Bruders.

Offenbar hielt der Professor Mittagsrast, er wollte ihn nicht zu hastig stören; vorsichtig drückte er die Klinke nieder, zog die Thür auf — und mit weit geöffneten Augen blieb er auf der Schwelle stehen. Einen Augenblick — dann drückte er die Thür ebenso vorsichtig wieder ins Schloß und trat zurück. Seine Brust atmete tief — flammende Röte bedeckte sein Gesicht.

Er hatte etwas gesehen — etwas Unerwartetes, Wunderbares.

Der Raum, in den er hineingeblickt, war nicht mehr das Arbeitszimmer seines Bruders — eine Frau wohnte darin, und diese Frau hatte er gesehen — gesehen, wie er noch nie ein Weib gesehen hatte.

Auf einem Ruhebett, das gerade gegenüber der Thür vor dem Mittelfenster stand, hatte Lucie aufgelöst im Schlafe gelegen. Von der Hitze belästigt, hatte sie die Schuhe von den Füßen gestreift und das Kleid geöffnet, und auf ihre kaum verhüllte Brust war Klemens' erster Blick gefallen.

Er hatte zurückspringen, hatte fliehen wollen — aber es hatte ihn festgehalten wie mit Gewalt, und mit einem aus Grausen und Entzücken gemischten Gefühle hatte er das Bild des Weibes in sich aufnehmen müssen, das berückende Bild. Er hatte gesehen, wie ihr rechter Arm unter das Haupt geschoben war, so daß ihr Antlitz ihm, dem Eintretenden, halb zugewendet erschien, während der linke Arm vom Bette niederhing. Und dieses Gesicht — war es nur die Wonne der Ruhe, die ihm solchen Zauber verlieh, oder hatte er früher denn keine Augen gehabt?

Mit hämmernden Schläfen schritt er im Flur auf und ab; leise, leise, indem er auf dem Teppichläufer ging, damit er die Schlafende nicht störte.

Was sollte er thun? Fort und zum Bruder hinauf? Das mußte er, das fühlte er. Er wandte sich zur Treppe, die in die oberen Räume führte; aber als er die Hand ans Geländer legte, blieb er stehen und blickte zu der Pforte zurück, hinter der sie lag.

War es seine Schuld gewesen, daß er sie in diesem unbewachten Augenblick geschaut? Nein. Was ihm heute der Zufall geboten, würde er es je im Leben wieder finden? wieder genießen? Nein! Nein!

Von der Treppe wandte er sich um; auf den Fußspitzen, wie ein Verbrecher, kam er den Weg zurück; an der Thür blieb er stehen, das Ohr zum Schlüsselloch gebeugt, ob er ein Geräusch, auch nur die Ahnung eines Geräusches vernehmen würde — nichts regte sich in dem Gemach — und mit fiebernder Hand ergriff er noch einmal die Klinke und leise, leise, leise öffnete er noch einmal die Thür.

Sobald Klemens das erste Mal die Thür hinter sich geschlossen hatte, war die Schläferin dort drinnen erwacht. Hatte sie geträumt oder war es Wirklichkeit, daß jemand soeben hereingeschaut hatte und dann lautlos verschwunden war? Nein, sie hatte deutlich noch gesehen, wie sich die Klinke langsam wieder hob, und hatte das leise Einschnappen des Schlosses gehört. Wer konnte es gewesen sein? Ihr Mann? Oder einer von den Dienstboten? Unmöglich, die wußten, daß sie

den gewohnten Schlaf nach der Mahlzeit hielt, und würden sie nicht gestört haben. — Wer war es gewesen? Indem sie noch darüber nachdachte, war es ihr, als käme es draußen mit unhörbaren Schritten wieder an die Thür geschlichen; dann glaubte sie einen heißen, verhaltenen Atemzug am Schlüsselloch zu vernehmen. Sollte sie aufspringen? Das mußte sie, das fühlte sie. Aber ein unbezwingliches Verlangen, zu erfahren, wer der unbekannte Lauscher sei, hielt sie bleiern an das Lager gefesselt. Jetzt sah sie die Klinke langsam niedergehen; ein letzter Instinkt sagte ihr, daß sie genau die vorige Stellung bewahren müsse, um den Anschein zu erwecken, als hätte sie geschlafen; nur eine unmerkliche Öffnung des geschlossenen Augenlides ließ ihr den Blick frei, den Eindringling zu erkennen. Und jählings ging ihr ein strömender Schauer vom Nacken bis in die Fußspitzen — auf der Schwelle stand Klemens, mit weit aufgethanen Augen, das ganze Gesicht bis über die Stirn, bis unter die Haare mit lodernder Glut bedeckt.

Nun hieß es aushalten, nun hieß es die zitternden Nerven zur Ruhe zwingen und das pochende Herz, damit keine verräterische Glut in ihren Wangen aufstiege und ihm ihr Wachen verkündete.

Sie drückte die Augen fest zu; ihre ganze Willenskraft raffte sie zusammen und regungslos lag sie da, in einem Zustande dumpfer Qual und dumpfer, betäubender Lust.

Klemens stand wie gebannt auf der Schwelle; aber über den Raum hin wirkte seine Seele zu ihr hinüber; trotz der geschlossenen Augen fühlte sie, wie sein Blick auf ihr lag, sie umfaßte von Kopf bis zu Füßen, so daß ihre ganze Gestalt wie in Glut gebadet war, und endlich fühlte sie, wie ihre Kraft zu versagen begann, wie die Glut der Scham in heißer Welle ihre nackte Brust überströmte — sie seufzte unwillkürlich auf und bewegte sich — im nämlichen Augenblick huschte er von der Schwelle hinweg, und die Thür ging lautlos ins Schloß.

Lucie setzte sich auf, drückte das heiße Gesicht in die Hände, und die krampfhafte Spannung ihrer Nerven löste sich in einem Thränenstrome auf.

Nach Verlauf einer halben Stunde klopfte es an ihre Thür.

„Lucie, bist du munter?“ ertönte die Stimme des Professors. „Wir haben Besuch bekommen.“

Sie öffnete selbst; draußen stand Doppnau, Klemens an der Hand haltend.

„Willkommen und herein!“ sagte sie, indem sie dem jungen Schwager, der gesenkten Hauptes vor ihr stand, unbefangen die Hand bot. Alle drei traten ein. „Du findest einige Veränderungen bei uns,“ wandte sie sich an Klemens, indem sie sich auf das Ruhebett setzte, auf dem sie vorhin gelegen, „ich wohne jetzt hier, wie du siehst; wirst du nicht böse sein über solche Entweihung des Allerheiligsten?“

Klemens ließ die Augen im Zimmer umhergehen, welches unter Luciens Pflege zu einem Raum voll Anmut und Behaglichkeit geworden war.

„Nein,“ sagte er, „ich finde es reizend hier.“

„Aber nun sag mir nur, warum du uns wie ein Dieb in der Nacht überfallen mußtest,“ sagte der Professor, der mit übereinander geschlagenen Beinen bequem im Lehnstuhl saß.

„Weil ich euch überraschen wollte,“ entgegnete Klemens.

„Nun, das ist dir gelungen,“ meinte lachend der Professor, „es ist der reine Glückszufall, daß du nicht bei Lucie eingebrochen bist. Wie bist du denn gleich auf den Gedanken gekommen, mich da oben zu suchen? Wir hatten dir, soviel ich weiß, nichts von dem Umzug geschrieben?“

Klemens verstummte einen Augenblick; seine Augen bohrten sich auf das Ruhebett, auf welchem Lucie saß. Voller Spannung, die sie unter einem gleichgültigen Lächeln verbarg, und nicht ohne eine gewisse grausame Neugier blickte ihn Lucie an. Was würde er sagen?

„Ja, siehst du," sagte Klemens nach einiger Zeit, indem er an den Augen des Bruders vorbeisah, „es muß die alte Gewohnheit gewesen sein, die mich wie früher dort oben hinauf trieb; und dann — vielleicht —" er sah den Bruder lächelnd an, „hatte ich mir gedacht, daß es so kommen würde."

Doppnau schlug sich lachend aufs Knie. „Das muß ich sagen," rief er, „so hast du den Pantoffelhelden in mir vorausgeahnt?"

Luciens Augen ruhten schweigend auf Klemens, der jetzt feuerrot geworden war. Sie verstand dies Erröten, es war das des Schuldbewußtseins.

Aber sie zürnte ihm nicht, im Gegenteil, eine geheimnisvolle lüsterne Freude stand in ihrem tiefsten Inneren auf: der Panzer keuscher Unnahbarkeit, der ihn dereinst umhüllte, war gesunken, zerschmolzen im Gluthauche der erwachten Sinne; der kalte Marmor war Fleisch geworden, zugänglich für das Verlangen, zugänglich für Sünde und Schuld.

War nicht in ihrer Seele einstmals ein Sehnen gewesen, daß diese Manneskuospe, die sich so streng verschloß, die Blätter öffnen und ihr den Duft ihres Kelches spenden möchte? Jetzt war ihr, als klopfte ein unsichtbarer Finger an ihr tiefstes Herz und als flüsterte es da drinnen: „Die Stunde ist gekommen." Zwischen ihnen beiden war etwas Gemeinsames, für keinen dritten Bestimmtes, ein Geheimnis — war es bereits eine Schuld? Sie gab sich noch keine Rechenschaft darüber; als sie sich aber jetzt vom Ruhebette erhob, fühlte sie, daß eine dunkle Gewalt in ihr Leben getreten war, die sich dahin gesetzt hatte, wo vordem ihr freier Wille gewesen war, und die sie treiben würde — wohin —?

„Wollen wir in den Garten gehen?" fragte sie, zu Klemens aufblickend.

„Gern," erwiderte dieser. „Kommst du mit?" wandte er sich an den Professor.

„Geht voraus," antwortete Doppnau, „ich komme euch nach."

In stummer Befangenheit wandelten Lucie und Klemens den breiten Laubgang nebeneinander dahin, dann bogen sie in den engen Seitenweg, der zu den Blumenanlagen führte; hier blieb er hinter ihr zurück.

Lucie hatte keinen Hut aufgesetzt; sie deckte das Haupt mit dem kleinen Seidenschirm; Klemens, der hinter ihr herging, keinen Blick von ihr verwendend, sah, wie die leise Luft in ihrem schönen Haar spielte, wie die volle, weiche Gestalt sich im Schreiten wiegte, fest getragen von den kleinen Füßen, die er vorhin, nur von den weißen, beinah durchsichtigen Strümpfen bedeckt, auf dem Ruhebette anmutig übereinander gelegt gesehen hatte.

Tiefe, regungslose Stille herrschte ringsumher; das leise Rauschen ihres Kleides, das an die Hecken des Weges streifte, war das einzige Geräusch, das man vernahm. Klemens fühlte sich von einem beinah unwiderstehlichen Verlangen erfaßt, dieses Kleid nur einmal mit der Hand berühren zu dürfen. Er war wie in einer Verzauberung. War das wirklich dasselbe Weib, das er einstmals gehaßt?

An einem Nelkenbeete machte Lucie Halt.

„Siehst du," sagte sie zu Klemens, der an ihre Seite trat, „hier beginnt das Feld meiner Thätigkeit; es waren so wenig Blumen im Garten; ich habe alle möglichen Arten davon gepflanzt, und mit Nelken habe ich angefangen. Liebst du Nelken auch?"

„Sehr," erwiderte er eifrig, „sehr! — Und daß du unserem Garten so viel Aufmerksamkeit zuwendest," fuhr er hastig fort, „dafür muß ich dir ganz besonders danken; ich hatte es gar nicht erwartet, und mein Bruder hat nie Zeit gehabt, sich darum zu bekümmern, und ich fürchtete schon, er würde ganz verwildern, wenn ich fort wäre."

Lucie hörte ihm mit halbem Lächeln zu. Sein Lob kam so ungeschickt heraus, und gerade das gefiel ihr; es war so aufrichtig. „Du solltest recht oft kommen und nachsehen, ob du mit mir zufrieden

sein darfst," sagte sie mit anmutigem Kopfnicken.

Sie setzten ihren Weg fort.

„Aha — jetzt kommen wir an die Rosen!" rief Klemens. Sie bogen vom Wege durch eine Öffnung in der Hecke zur Rechten ab und umwandelten ein breitläuftiges Rund, welches ringsherum mit Rosenstöcken besetzt war.

Als sie wieder in den Weg einbiegen wollten, blieb Klemens am letzten Stocke stehen.

„Da wir bei den Rosen sind, so — so möchte ich dir doch einmal zeigen —"

Lucie, die in der Heckenöffnung stand, blickte zu ihm zurück; sie sah, wie er in die Brusttasche griff. „Du wirst es kaum mehr erkennen," fuhr Klemens fort, indem er auf sie zutrat und einen grauen Gegenstand auf der offenen Handfläche ihr entgegenhielt.

„Was hast du denn da?" fragte sie, da sie das Klümpchen wirklich nicht erkannte.

Er versuchte zu lächeln, aber ein flammendes Erröten brannte das Lächeln von seinem Antlitz fort. „Die Rose," brachte er stockend hervor, „die du mir damals zugeworfen hast."

Mit einem Griff hatte Lucie die vertrocknete Rose an sich gerissen — sie gab keinen Laut von sich, ihr war, als hätte ein elektrischer Funke ihren ganzen Leib durchzuckt.

„Die hast du aufbewahrt?" fragte sie mit heiserer Stimme. Dann schlug sie ein Gelächter an, aber es klang grell und kurz und kam nur aus dem Halse, nicht aus dem Herzen. „Wer wird sich an den Staub hängen?" sagte sie und warf die verdorrte Blume seitwärts ins Gebüsch. Klemens machte eine Bewegung. „Ich werde dir eine frische dafür geben," beruhigte sie ihn.

„Aber jetzt wachsen keine Rosen," wandte er ein.

Lucie, die sich wieder in Gang gesetzt hatte, blieb plötzlich stehen und sah ihm voll ins Gesicht. „Also komm zum Sommer wieder," sagte sie, „wenn die Rosen blühen."

Sie waren aus dem schmalen Wege in einen breiten Laubgang gelangt. „Komm," wandte sich Lucie an ihn, „es ist warm, gieb mir deinen Arm." Sie hing sich in seinen linken Arm.

Klemens hielt ihren Arm in dem seinigen mit einer Vorsicht, als fürchtete er, ihn zu zerbrechen. Lucie spürte es und lächelte vor sich hin. Sie lehnte sich auf ihn, sie fühlte, wie das Herz in seinem jungen Leibe schlug.

„Du bist müde?" fragte er nach einiger Zeit.

„Nein," sagte sie. „Weshalb? bin ich dir zu schwer?"

„O nein — nein!" entgegnete er; der abgebrochene Ton seiner Worte klang beinah wie ein Jauchzen.

Man hatte die Stelle erreicht, von wo sich der schöne Blick über Fluß und Stadt bot, den Lucie so liebte; an dieser Stelle hatte sie eine Bank anbringen lassen, und hier nahm sie mit Klemens Platz. Lange saßen sie schweigend nebeneinander.

„Sieh da," sagte Klemens alsdann, indem er nach vorn zeigte, „da ist ja die alte Agave noch; das freut mich, daß ich die wiederfinde."

Lucie sah ihn von der Seite an. „Liebst du die Agaven?" fragte sie. „Es sind doch eigentlich traurige Gewächse; ohne Duft und ohne Blüte."

„Sag das nicht," rief Klemens voller Eifer, „sie treiben Blüten! Freilich, nur einmal — und an der Blüte sterben sie —"

„Daran sterben sie," wiederholte sie gedehnten Tons — „nun, ist das nicht ein trauriges Leben?"

„Nein," erwiderte er, „gerade das gefällt mir! Die Blüte, welche die Agave treibt, siehst du, ist vier-, fünfmal so hoch als sie selbst, ein vollständiger Baum. Alle Kraft, die sie seit Beginn ihres Daseins gesammelt hat, setzt sie daran und giebt sie aus — und nun es erreicht ist — was soll sie dann noch weiter leben?"

Lucie sah ihn unverwandt an, während ihm die Worte von den Lippen schossen, und sagte sich, daß sie nie einen schöneren Menschen und nie einen schöneren Aus-

druck in eines Menschen Antlitz gesehen hatte. „Das nenne ich stolz gedacht," sagte sie langsam.

„Es ist auch wahr," fuhr der Jüngling fort, „solche Agave erscheint mir immer wie ein Mann, so wie ich mir einen Mann denke: er fragt nicht, ob Sommer oder Winter, gut Wetter oder böses ist, er steht für sich selbst, fühlt nur, wie die Kraft in ihm wächst und gärt, sein ganzes Leben ist ein Warten auf den einen Augenblick. Und wenn dann die Stunde gekommen ist" — Klemens breitete unwillkürlich beide Arme aus — „dann vollbringt er das Werk seines Lebens — und dann — nun er sein Werk vollbracht hat —" er ließ die Arme sinken und lächelte vor sich hin, während seine Augen blitzten.

Lucie hatte ihn mit keinem Laute unterbrochen; ihr war, als säße sie an einer Quelle und als ginge der frische Lufthauch belebend über sie hin. In dieser verständigen, vernünftigen, langweiligen Welt gab es also wirklich noch träumende, schäumende Überspanntheit? Die Phantasie ihrer eigenen Seele, die sie unter den schweren Füßen der Weisheit und Wissenschaft hatte zertreten lassen wollen, stand jählings auf und streckte wie trunken die Arme aus.

„Aber die Agave ist doch weiblich?" sagte sie nach langem Schweigen. „Du sprichst immer nur vom Mann. Läßt sie sich nicht mit der Frau vergleichen?"

Klemens blickte in die Ferne.

„Eine Frau?" sagte er mit leisem Lächeln. „Ja weißt du, wenn ich ehrlich sein soll —"

„Du hast noch nicht viel an Frauen gedacht?" ergänzte sie seine Worte.

Er wandte das Antlitz langsam zu ihr; während er sie anschaute, wurden seine Züge ernst; man sah, in diesem Augenblick dachte er an eine Frau.

„Jawohl," sagte er dann laut, beinah heftig, „gerade mit der Frau läßt sie sich sehr gut vergleichen: das müßte eine Frau sein, die nur einmal in ihrem Leben liebt!"

Er hatte sich von ihr abgewandt, und indem er dieses Wort herausstieß, verfinsterte sich sein Gesicht und es stieg in demselben der alte düstere fanatische Ausdruck wieder auf, der Lucie einstmals erschreckt hatte.

„Nur einmal," wiederholte er, „und nur einen; allen anderen müßte sie gegenüberstehen, als seien sie für sie nicht auf der Welt, meinetwegen stachlig, so daß sie sich vor ihr fürchteten, müßte nicht in einem Frühling dem einen, im anderen dem anderen eine Blüte schenken, aber wenn sie dann einmal liebt, dann — dann müßte es auch so sein —"

„Daß sie daran stirbt," fiel Lucie rasch und dumpf ein.

Er warf das Haupt zu ihr herum; ihr Gesicht war totenblaß, ihre starr geöffneten Augen blickten ihn mit angstvollem Ausdruck an. Es überkam ihn wie eine plötzliche Ahnung, wie eine Glut, die so mächtig war, daß sie ihn wie Eiseskälte anschauerte. Er wollte aufspringen.

„Bleibe doch," sagte sie heiser, indem sie seine Hand ergriff.

Er sank auf den Sitz, er fühlte ihr Handgelenk in seiner Hand, und plötzlich beugte er sich nieder, bedeckte ihre Hand mit Küssen, schob mit den Lippen den Ärmel ihres Kleides zurück und preßte ihr Handgelenk und ihren nackten Unterarm an seinen Mund.

„Um Gottes willen," flüsterte sie angstvoll.

Er ließ ihren Arm los, und beide sanken an die Rücklehne der Bank, so daß ihre Schultern einander berührten. Lange saßen sie stumm, mit wogender Brust.

„Klemens," sagte sie nach einiger Zeit, und ihr Mund war so nah an seinem Haupte, daß er den Hauch ihrer Lippen an seiner Wange spürte, „du bist ein Dichter, aber ein grausamer."

„Weshalb?" fragte er leise.

„Du verdammst die Menschen zum Tode, die du liebst."

Er gab keine Antwort.

„Weißt du, was ich mir wünschte?" hob sie von neuem an. „Hier an dieser Stelle einmal begraben zu sein."

Mit ganzem Leibe drehte sich Klemens zu ihr. „Warum sprichst du so?“ stammelte er, „warum sprichst du so?“ Er hatte ihre niederhängende Hand mit beiden Händen ergriffen, er neigte sich zu ihr, so daß sein düster glühendes Antlitz dicht über dem ihrigen war; sie fühlte, wie das Verlangen in ihm tobte, die Lippen auf ihren Mund zu drücken — ein Zittern überfiel sie. Vielleicht hatte er es bemerkt, vielleicht erbebte auch er vor diesem Äußersten — er fuhr zurück.

In diesem Augenblick knirschte der Kies des Weges unter Schritten, die vom Hause herkamen; beide sprangen auf; am unteren Ende des Laubganges erschien der Professor. Sie gingen ihm entgegen.

„Es wird kühl hier draußen,“ sagte er, „du thätest gut, ein Tuch umzunehmen, Lucie.“ Dann zog er die Uhr heraus. „Übrigens glaube ich, daß es bald Zeit zum Abendessen sein muß, und Meister Klemens, denk ich, wird Appetit mitgebracht haben.“

„Ich danke dir, daß du mich erinnerst,“ erwiderte sie lächelnd; „für einen so seltenen Vogel muß man sich etwas Besonderes ausdenken, damit er das Wiederkommen nicht vergißt.“

Sie sprach mit einer Ruhe und Unbefangenheit, als käme sie von den gleichgültigsten Dingen her; staunend hörte Klemens es mit an.

Alle drei wandten sich dem Hause zu; der Professor ging zwischen seiner Frau und seinem Bruder. Indem Klemens ihn von der Seite betrachtete, kam es ihm vor, als ob der Bruder gealtert wäre; sein Rücken war gebeugter als früher, wie der eines Menschen, der unablässig am Schreibtisch oder unter dem Teleskop gebückt sitzt; das Haar an den Schläfen war ergraut.

„Du hast wohl scharf gearbeitet diesen Winter hindurch?“ fragte Klemens, als Lucie ins Haus getreten war und er mit dem Professor in den Garten zurückging.

„Barbarisch,“ antwortete Doppnau. Er gähnte laut und nervös, dann holte er eine Cigarre hervor. „Rauchst du immer noch nicht?“ wandte er sich an Klemens. Dieser schüttelte das Haupt. „Du wirst es mit der Zeit doch noch lernen,“ meinte Doppnau, indem er seine Cigarre anzündete, „es giebt nach harter Arbeit gar nichts Erquickenderes; ich muß jetzt immer schwerere Kaliber rauchen, ich bin wirklich etwas fertig mit meinen Nerven.“

Er war auf eine Bank zugesteuert, obschon sie noch nicht weit gegangen waren; dort saßen sie nieder.

„Ob du nicht zum Sommer eine Erholungsreise machen solltest?“ fragte Klemens.

„Frühestens kann ich zum Herbst fort,“ entgegnete Doppnau; „zum Sommer bin ich noch nicht fertig; es liegt noch eine Masse vor mir.“ Er gähnte von neuem, im Ton seiner Stimme lag eine schwere Ermüdung. „Und wie steht es denn mit dir für den Sommer?“ wandte er sich an Klemens, „hättest du nicht Lust, eine größere Reise während der Ferien zu machen?“

Klemens blickte stumm vor sich nieder.

„Wegen des Geldes brauchst du dich nicht zu genieren, das weißt du.“

„Ich hatte wohl daran gedacht,“ sagte Klemens, „aber —“

„Na — aber?“ forschte der Professor beinah ungeduldig.

„Aber ich finde es wieder so hübsch hier —“

„Daß du zu den Ferien wieder ins alte Nest kriechen möchtest?“

Klemens schwieg.

„Du Hausschwalbe du,“ sagte Doppnau lächelnd, „meinetwegen, mach's wie du willst.“

Er hatte auch früher manches Mal zu dem gelächelt, was Klemens gesagt oder gethan hatte, aber es war liebenswürdiger herausgekommen als heute.

„Und dann hatte ich gemeint,“ hob Klemens schüchtern wieder an, „ich würde dir vielleicht bei deinen Beobachtungen hier und da behilflich sein können?“

„Die Idee ist ganz gut,“ entgegnete der Professor, indem er den Filzhut vom Kopfe nahm und sich durch das Haar strich. „Außerdem ist's mir ganz lieb,

wenn Lucie, die nun auch den ganzen Sommer hier sitzen muß, nicht so gänzlich allein ist; also abgemacht, komm nur!"

Er sprang auf, Klemens folgte ihm und sie gingen weiter durch den Garten.

„Was Lucie für schöne Blumenanlagen gemacht hat," sagte Klemens.

„So?" fragte Doppnau zerstreut.

Klemens war einigermaßen überrascht.

„Hat sie dir nichts davon gesagt?"

„Ja ja, ich glaube schon," erwiderte er, „aber du weißt ja, ich mache mir so sehr viel nicht aus Blumen."

Inzwischen war der Abend angebrochen und man versammelte sich im Speisezimmer zum Abendessen. Auf dem weißen Tisch prangte eine Fülle von Schüsseln und Schüsselchen mit kaltem Fleisch, Eiern, Salaten und fein beschmierten Brötchen, und sobald man sich gesetzt, erschien ein großer Eierkuchen mit eingebackenem Schinken.

„Wie man ihn in Süddeutschland ißt," sagte Lucie, indem sie Klemens ein großes Stück auf den Teller legte; „ich habe ihn vor Zeiten dort unten kennen gelernt an dem geliebten Bodensee, in Konstanz."

„Gott sei Dank, daß du endlich einmal jemand hast," spottete der Professor, „der deine Kochkünste zu würdigen verstehen wird. Ihr drittes Wort," wandte er sich an Klemens, „ist eine Lamentation über mein schlechtes Essen und die Kritiklosigkeit, mit der ich ihre Gerichte aufnehme."

Lucie lächelte und erwiderte nichts; Klemens wurde etwas verlegen. Was der Bruder gesagt hatte, war ja nicht kränkend, aber der Ton, in dem es herauskam, war nicht hübsch.

„Übrigens teile ich dir mit," fuhr der Professor in der gleichen Weise fort, „daß du zum Sommer Gelegenheit finden wirst, alle Tiefen deines Kochbuchs ans Tageslicht zu fördern; Meister Klemens will die großen Ferien bei uns zubringen."

„Das ist gescheit," sagte Lucie.

Sie hatte eine Schüssel aufgenommen und bot sie Klemens an. Indem dieser die Hand darunter legte, um sie in Empfang zu nehmen, griffen seine Finger über Luciens Finger und sie fühlte deren Druck. War es Absicht? War es Zufall? Ein flatterndes Erröten ging gleichzeitig über beider Gesicht.

„Und nun," sagte der Professor, indem er sich nach beendigter Abendmahlzeit vom Tische zurückschob, „kannst du dir ein besonderes Verdienst erwerben, Klemens, indem du Lucie etwas aus Goethe vorliest; meine Versuche in dieser Richtung sind nicht gerade glücklich gewesen."

Klemens blickte Lucie fragend an.

„Willst du denn nicht zuhören?" wandte sie sich an ihren Mann.

„Meinetwegen," erwiderte er; „ich will mich wenigstens überzeugen, ob er es besser macht als ich."

Man war in Luciens Zimmer gegangen, und der Professor bestand darauf, daß sie Goethes Lied an den Mond hervorholte, wie an jenem Abend.

Klemens hielt das aufgeschlagene Buch in Händen. „Wenn du aber nur deshalb zuhören willst," sagte er zu dem Bruder, „dann kann ich das Gedicht nicht lesen."

Doppnau stand lachend auf. „Ihr paßt zueinander," sagte er, „ihr zartbesaiteten Wesen — also lest allein, ich habe so wie so alle Hände voll zu thun."

Lucie und Klemens blieben zurück, in einer sonderbaren Stimmung. Sie fürchteten sich vor dem Alleinsein, und nun wurden sie dazu geradezu gedrängt. Dazu gedrängt von eben demjenigen, um dessenwillen sie sich vor dem Beisammensein scheuten, und der ganz offenkundig zu verstehen gab, wie angenehm es ihm war, daß er der Mühe überhoben war, seine Frau zu beschäftigen.

Klemens schritt gedankenvoll im Zimmer auf und ab; er erschien sich plötzlich erfahrener als sein so viel älterer, so bewunderter Bruder.

„Nun?" forschte Lucie, die am Tische saß, „willst du nicht lesen?"

Klemens trat hinzu. „Ach," sagte er, „das Gedicht ist mir heute gar zu zahm." Er blätterte weiter im Buche. „Aber da wir einmal bei Goethe sind — das hier

paßt mir besser für die Stunde." Er hatte aus dem West-Östlichen Divan Mahomets Gesang nach der Schlacht von Bedr aufgeschlagen. Mitten im Zimmer stehend, begann er mit tönender Stimme die herrlichen Anfangsstrophen des Gedichts zu sprechen:

„Seine Toten mag der Feind betrauern,
Denn sie liegen ohne Wiederkehren;
Unsre Brüder sollt ihr nicht bedauern,
Denn sie wandeln über jenen Sphären.
Die Planeten haben alle sieben
Die metallnen Thore weit gethan
Und schon klopfen die verklärten Lieben
Paradieses Pforten kühnlich an."

Er las weiter; seine Augen flammten, und als er zu dem Verse gekommen war:

„Und nun bringt ein süßer Wind von Osten
Hergeführt die Himmels-Mädchen-Schar;
Mit den Augen fängst du an zu kosten,
Schon der Anblick sättigt ganz und gar"

blickte er Lucie mit einem festen strahlenden Lächeln in die Augen.

Sie senkte die Augen nicht, sie hing mit allen Blicken und Sinnen an dem Jüngling, der wie ein Herold der Begeisterung vor ihr stand und von dessen Lippen die Verse niederrollten wie ein brausender Strom.

Noch zwei Strophen las er weiter, dann warf er das Buch auf den Tisch. „Mehr aber," rief er, „lese ich nicht; der Schluß des Gedichts ist eben so trostlos, wie der Anfang herrlich; den Anfang hat ein junger Gott geschrieben, den Schluß ein hüstelnder Greis!"

Lucie nahm das Buch auf und las das Gedicht für sich zu Ende. „Wirklich," sagte sie dann, „du hast recht."

„Komm her," fuhr Klemens fort, „ich will dir etwas lesen, wo der Gott ganz Gott geblieben ist vom Anfang bis zum Ende."

Er war an Luciens Bücherspind gegangen und hatte den Faust herausgerissen. „Scene im Kerker" wollte er anfangen; in dem Augenblick aber sprang Lucie auf.

„Nein," sagte sie, indem sie die Hand auf das Buch legte, „ich bitte, ich beschwöre dich, lies das nicht!"

Sie stand dicht vor ihm, ihr Gesicht war leichenblaß, ihre Augen brannten und ihr Busen wogte ungestüm.

Kein Laut regte sich im Zimmer, so daß man den schweren Atem der beiden Menschen vernahm, die sich schweigend gegenüberstanden.

Dann legte Klemens den rechten Arm um ihren Leib. Er beugte sich nieder. „Soll ich wiederkommen zum Sommer?" flüsterte er leise in ihr Ohr.

Lucie erwiderte nichts; er fühlte, wie ihr Leib in seinen Armen erschauerte.

„Lucie," flüsterte er noch einmal, „soll ich wiederkommen zum Sommer?"

Ihr Haupt senkte sich an seine Brust. „Ja," hauchte sie, kaum vernehmbar.

Sein Arm schloß sich fester um ihre Hüfte, enger drückte er sie an sich und empor, dann tauchte sein Mund sich in ihr Haar; mit den Lippen, die er auf ihre Stirn drückte, bog er ihr Antlitz nach hinten über, ihre Augen schlossen sich unter seinen Küssen, dann ging ein Zucken durch seine Brust, ein Zittern über ihren Leib, und in langem verzehrendem Kuß ruhten seine Lippen auf den Lippen des Weibes.

* *
*

Die Pfingstferien waren kurz, aber die einzelnen Tage waren lang, lang für Klemens, dem es seit jenem Abend wie eine drückende Last auf Kopf und Herzen lag. Wie und wo er konnte, mied er das Haus, denn ihm war, als blickten ihn aus Ecken und Winkeln die Geister vergangener Stunden mit staunenden Augen an, als fragten sie ihn: „Bist du derselbe, der einst unter uns gewohnt?" — Und war er denn noch derselbe? Er, der sich jetzt freute, daß der Bruder nicht vom Schreibtisch fortkam, weil er ihm nicht in die Augen hätte sehen können? Der des Abends in die Stadt hinunterging, nur um nicht wieder mit dem Weibe allein zu bleiben, und der sich dennoch, wenn er nachts zur Ruhe ging, eines Wonneschauders nicht erwehren konnte bei dem Gedanken, daß ein und dasselbe Dach es war, welches über seinem Lager war und über ihrem?

Was er in der tiefen Erregung seiner Seele am wenigsten begriff, das war die gleichmäßige Ruhe, welche Lucie während dieser Zeit bewahrte.

Es faßte ihn wie Ingrimm, daß sie bei Tische, wenn sie zu dreien beisammen saßen, harmlos plaudern, lächeln und scherzen konnte. Hatte sie vergessen, was sie in ihm aufgerührt und entzündet hatte? Oder war das alles nur ein Spiel für sie gewesen? Er fing an, es zu glauben, er wollte sich in Grimm und Groll gegen sie hineindenken und fühlen, und er glaubte es wirklich bis zum Augenblick, da er, zur Abreise nach Heidelberg fertig, ihr die Hand zum Abschied bot.

Denn als er nun ihre bebende Hand in der seinigen fühlte, als er die sonst so geläufigen Lippen lautlos zucken und die sonst so kecken Augen in hilflosem Flehen auf sich gerichtet sah, da erkannte er, wie tief das Herz dieses Weibes aufgewühlt war und welch verzweifelten Kampf sie während dieser letzten Tage mit diesem ihrem Herzen bestanden hatte.

„Auf Wiedersehen im Sommer," sprach er leise; und daß es erst im Sommer sein sollte, erfüllte ihn mit Weh. Er konnte sich nicht von der seltsamen Vorstellung befreien, daß sie ihm in der Zwischenzeit verloren gehen könnte. Immer kehrten seine Gedanken zu der Stunde zurück, als sie zusammen auf der Bank gesessen hatten und Lucie erklärt hatte, daß sie an der Stelle begraben zu sein wünsche. Es hatte eine Zeit gegeben, da er Lucie für eines jener Geschöpfe gehalten hatte, die zu kalt sind, um jemals unglücklich zu werden — und nun hatte er mit eigenen Augen gesehen, wie unglücklich sie war.

Wie er in der Nacht gekommen war, so reiste er in der Nacht zurück, und wie ihr Bild ihn bei der Herreise begleitet hatte, so begleitete es ihn bei der Heimreise.

Nicht nur das weiße Kleid aber war es mehr, das rauschend vor seinen geschlossenen Augen gaukelte, sondern das Weib selbst, das Weib, das er in dem verhängnisvollen Augenblick gesehen hatte, vom Schlafe aufgelöst, mit der wogenden nackten Brust.

Ein dumpfes Fieber hatte seine Seele ergriffen; seine Sinne und Gedanken reckten sich wie inbrünstige sehnende Arme nach der Gestalt des schönen Weibes aus.

Und dieses Fieber verließ ihn keinen Tag und keine Stunde mehr. Seine Arbeit ward ihm zur Last, und er, der einst so fleißige Jünger der Wissenschaft, trieb sich jetzt planlos und ziellos in den Umgebungen Heidelbergs herum und sog aus ihrer Anmut jenen gefährlichen, verweichlichenden Rausch ein, mit welchem die Schönheit der Natur eine haltlos gewordene Seele vergiftet.

Er hatte mit sich gerungen, aber endlich hatte es ihn übermannt; er hatte an sie geschrieben. Einen Brief voll wütender, stammelnder Glut. Dann, als nach langem Harren eine Antwort von ihr gekommen war, hatte er das duftende Papier des Briefes wie ein Trunkener an die Lippen gedrückt und in die Brusttasche gesteckt, und dort, über seinem Herzen, trug er ihren Brief wochen- und monatelang.

Endlich brach der Ferienmonat an, der August, und es nahte die Zeit, welcher zwei Menschen mit dem dumpfen Vorgefühl entgegenblickten, daß sie ihnen eine letzte, furchtbare, vielleicht tödliche Entscheidung bringen würde. So wenigstens waren Luciens Empfindungen; denn wohin anders als zur Vernichtung sollte er reißen, der Strom des Verderbens, der ihre Sinne und Seele zusammengewühlt hatte zu einem gärenden Gemisch und der sie dahintrieb, dem Absturz entgegen, dessen Getöse sie von ferne vernahm.

Klemens hatte ihr noch einmal geschrieben und sein Kommen angezeigt; mit erbleichenden Lippen legte sie seinen Brief aus der Hand. Ihre Gedanken wurden plötzlich zu dem Bilde zurückgerissen, auf dem sie den Todesengel geschaut, und zu der Stunde in der Kirche, als sie den Furchtbaren in Klemens wiedererkannt hatte.

„Der Todesengel naht,“ flüsterte sie vor sich hin. Auf dem Bilde war eine Seele dargestellt gewesen, auf welche der Engel die Hand legte; und so wie jene sich bleich und stumm in das rauschende Gewand des Gewaltigen schmiegte, so ergab sie sich, widerstandslos, nach Hilfe nicht verlangend, bebend vor der Vernichtung und zugleich durchschauert von einer tiefgeheimen, unaussprechlichen Wonne.

Klemens erschien, und als er ihr, keines Wortes mächtig, schweigend die Hand drückte, erkannte sie in seinem Antlitz die Spuren, welche die verzehrende Leidenschaft während der letzten Wochen hineingegraben hatte.

Im Verhältnis der beiden Gatten fand Klemens keine Veränderung vor, sie gingen nebeneinander her wie immer. In der äußeren Erscheinung des Bruders aber nahm er einen erschreckenden Verfall wahr. Er hatte sich überarbeitet, das war klar, und überarbeitete sich immer noch, denn seine Thätigkeit war jetzt eine rastlose, vollständig aufreibende.

„Ich muß fertig werden,“ das war die stets wiederholte Erklärung, mit der er den leisen Mahnungen des Bruders begegnete, „ich muß fertig werden.“ Tonlos fügte er hinzu: „wer weiß, wie lange es noch hält.“ Er fühlte sich vor dem Zusammenbruch all seiner Kräfte; er war wie ein Schiffsführer, der die Maschine überheizt, um den Hafen zu erreichen, bevor der Sturm ihn einholt.

Der getroffenen Verabredung gemäß übernahm Klemens für den Bruder die nächtlichen Himmelsbeobachtungen; insbesondere kam es dem Professor zur Vervollständigung seiner neuen Sternkarten darauf an, daß die Sternschnuppenfälle des August genau beobachtet und eingezeichnet wurden. Er hatte die Zuverlässigkeit seines Bruders in dieser Hinsicht bei früherer Gelegenheit kennen gelernt und übertrug ihm diese Arbeit mit vollem Vertrauen.

Am Abend, als Klemens sich von Lucie verabschiedete, um auf seinen Posten zu gehen, sah er ihre Augen mit stummer Bitte auf sich gerichtet. Er wartete, was sie ihm zu sagen haben würde.

„Dein Bruder,“ begann sie stockend, „hat mich nicht ein einziges Mal des Nachts mitgenommen und mir die Sterne gezeigt —“ Sie schwieg.

„Und du möchtest, daß ich es thue,“ ergänzte er ihre Worte.

Statt aller Antwort erhob sie bittend wie ein Kind die Hände.

„Lucie,“ erwiderte er, nachdem er eine Zeit lang unschlüssig geschwiegen hatte, „es kann nicht sein — wirklich, es kann nicht sein.“

Er hatte sich von ihr abgewandt; es war ihm fast unmöglich, ihr die Bitte zu versagen, aber eine stärkere Macht regierte seine Worte. Die Sterne! die ewigen Sterne! Sollte er auch an ihnen treulos werden?

Mit stummem Druck ergriff er ihre Hand; dann ging er hinaus, und beinah sah es aus, als flüchtete er.

Abend für Abend jedoch wiederholte sich der gleiche Kampf. Sie sagte nichts mehr, wenn er davonging, aber ihr stummer bittender Blick folgte ihm und verfolgte ihn bis unter das Sterngewölbe. Der Gedanke ließ ihn nicht mehr los, wie berauschend es sein müßte, wenn er dem schönen empfänglichen Weibe die Wunder der Planetenwelt erschlösse, wenn sie beide wie zwei abgeschiedene Seelen, die nichts mehr gemein haben mit der irdischen Welt, dort in tiefer nächtlicher Einsamkeit verkehrten.

So kam der Laurentiustag heran, an welchem der große Sternschnuppenfall zu erwarten stand. Klemens hatte die Sternkarte auf den Tisch genagelt; eine kleine Lampe, deren er sich zu bedienen pflegte, verbreitete ein dämmerndes Licht in dem weiten Gewölbe. Er blickte auf; eine tiefe, wundervolle Klarheit war über den ganzen Himmel gebreitet. Und plötzlich ergriff ihn mit unbezwinglicher Gewalt die Sehnsucht, Lucie heute an seiner Seite zu sehen. Vorsätze und Bedenken versanken, er beschloß, sie zu rufen.

Lucie hatte sich bereits zu Bett gelegt

und war eben in den ersten Schlaf gefallen, als es leise und hastig an ihre Thür schlug. „Komm rasch," hörte sie Klemens' flüsternde Stimme, „komm!"

Sie sprang aus dem Bett, halb verwirrt vom Schlafe, mit einem Gefühl, als handelte es sich um etwas Ungeheures.

Mit einem kleinen Fernrohr bewaffnet, wollte Klemens sich eben an die Beobachtung der vorüberziehenden Himmelserscheinungen machen, als die Thür sich hinter ihm öffnete. Er wandte sich um — der Arm, der das Fernrohr hielt, sank nieder und der Himmel und alle Gestirne des Himmels erloschen in seinem Bewußtsein, und alles, was er vermochte, war nur noch, die Gestalt anzustarren, die dort vor ihm stand.

In der Hast, mit welcher sie aufgesprungen war, hatte Lucie nur das Notdürftigste von Kleidungsstücken übergeworfen; mit nackten Füßen war sie in die Morgenschuhe geschlüpft; ein Sommermantel, den sie über der Brust zusammenhielt, deckte ihren Körper.

Klemens griff mit beiden Händen an die Stirn, dann stieß er einen dumpfen Laut aus und stürzte auf sie zu.

Erschreckt wich Lucie einen Schritt zurück. „Klemens," stammelte sie; aber er hatte bereits beide Arme um ihren Leib geschlungen, unter seiner wilden Bewegung war der Mantel, den sie trug, von ihren Schultern geglitten, und nun preßte er die herrliche Gestalt, die hilflos in seinen Armen lag, an seine Brust, indem er ihr Gesicht, ihren Hals, ihre Schultern mit seinen Küssen überflutete.

„Was thust du?" stöhnte sie. Er aber warf den Arm um sie und riß sie zu einem Stuhle fort, der am Tische, auf dem die Karte aufgenagelt war, sich befand.

„Komm," flüsterte er heiser, „komm, komm!" Sie sank auf den Sessel, zu ihren Füßen lag Klemens auf den Knien, zu ihr emporschauend mit trunkenen, verzückten Augen.

Sie hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen; mit fiebernder Hand zog er sie ihr hernieder. Und wie sie nun so in das schöne, von Liebeswonne lodernde Antlitz schaute, das zu ihr empor verlangte, warf sie beide Arme um seinen Hals, ihr langgelöstes Haar umfloß sein Haupt.

„O du," flüsterte sie, „du Geliebter, Geliebter! Daß ich sterben könnte in diesem Augenblick an deinem Herzen!" Und sie küßte ihn und küßte ihn wieder und wieder.

„Warum sterben?" stammelte Klemens, „warum sterben?"

„Weil ich weiß," hauchte sie in sein Ohr, „daß du gekommen bist, um mich zu töten."

Klemens drückte das Haupt in ihren Schoß, richtete es dann empor und starrte sie mit fragenden Blicken an.

„Denn du hassest mich," fuhr sie fort.

„Nein! nein! nein!"

„Aber du hast mich einmal gehaßt?"

Klemens ergriff ihre Hände und versenkte das Gesicht darin.

„Laß das!" flehte er, „laß das!"

Lucie aber, von dem dämonischen Drange des Weibes ergriffen, in der Stunde des Triumphes vergangene Schmerzen wieder aufzuwühlen, ließ nicht ab.

„Sag mir, warum du mich gehaßt hast," heischte sie mit süßem Schmeicheln, „sag es mir, sag es mir."

Er warf das Haupt empor, er schüttelte die Locken. „Weil ich —"

„Weil du —?"

Er preßte das flammende Gesicht an ihren Hals. „Weil ich geglaubt hatte, daß du eine Verderberin wärest," seufzte er aus tiefster Brust.

Sie umschlang ihn mit beiden nackten Armen. „Aber du glaubst es jetzt nicht mehr? Jetzt nicht mehr?"

Er riß das Haupt zurück, als wollte er sich aus ihren Armen befreien. Ihre Hände aber klammerten sich in seinem Nacken ineinander und hielten ihn fest in der warmen, wonnevollen Gefangenschaft.

„Glaubst es jetzt nicht mehr?"

Mit dunklen wilden Augen starrte er sie an; seine Lippen zuckten.

„Ich — ich weiß es nicht!“

„Du weißt es nicht?“ schrie sie beinah auf.

„Nein,“ stöhnte er, „ich weiß nur, daß du Macht über mich gewonnen hast, Macht über meinen Leib und meine Seele! Ich weiß nicht, ob zu meinem Heil oder Unheil, ich weiß nur, daß ich dich liebe! daß ich dich liebe! Und daß ich nicht nach Seligkeit oder Verdammnis frage!“

Seine Arme umfingen sie, und wie in der Umarmung eines Löwen zitternd lag sie da. Auf ihrem Antlitz fühlte sie die Glut seiner brennenden Lippen, auf ihren Armen, ihren Schultern.

„Laß mich sterben,“ ächzte sie, „laß mich sterben; ich kann nach dieser Stunde nicht mehr leben!“

Ein schrilles Klingelgerassel zerriß plötzlich die lautlose Stille der Nacht.

Lucie und Klemens fuhren auf und starrten sich mit entsetzten Augen an, regungslos, wie von eisigem Schreck gelähmt.

Der Klingelruf kam von droben, aus dem Zimmer des Professors; beide hatten es erkannt, keiner sprach es aus.

Es mußte dort oben etwas geschehen sein, sie mußten hinauf und sich überzeugen, was es war.

Als sie in das Zimmer des Professors traten, fanden sie ihn lang ausgestreckt auf der Diele liegend. Er war vollständig angekleidet; auf dem Schreibtische brannte die Lampe. Die Sachlage war deutlich: vielleicht noch während er beim Arbeiten saß, vielleicht im Augenblick, da er aufgestanden war, hatte ihn der Anfall überkommen. Mit schwindendem Bewußtsein war er bis an die Klingel gestürzt; unmittelbar an der Klingel war er zusammengebrochen.

Er lag mit geschlossenen Augen, bewußtlos, dumpf und schwer atmend.

Inzwischen hatte der Alarmruf die Dienstboten zur Stelle gerufen; Klemens half den Frauen den Körper des Ohnmächtigen auf das Bett heben, dann wandte er sich zur Thür.

„Ich hole den Arzt,“ sagte er, und ohne sich Zeit zu nehmen, den Hut aufzusetzen, sprang er die Treppe hinunter, zum Hause hinaus, und keuchenden Laufes, wie ein gehetzter Hirsch, flog er in langen Sätzen den Berg hinab, zur Stadt, nach Doktor Allbachs Haus.

Eine Stunde später stand Doktor Allbach am Lager des Professors.

Ihm gegenüber, an der anderen Seite des Bettes, starr und blaß wie Marmor, stand Lucie; in die Ecke des Zimmers hatte sich Klemens gedrängt. Ein Grausen schüttelte ihn von Kopf zu Füßen und raubte ihm fast die Besinnung.

Der Doktor hatte sich über den Leidenden gebeugt und ihn sorgfältig untersucht. Jetzt richtete er sich auf; seine Brust hob sich in einem tiefen Seufzer der Erleichterung.

„Ich kann Ihnen gute Nachricht geben,“ sagte er halblaut zu Lucie hinüber, „es ist nicht, was ich befürchtet hatte, kein Schlaganfall, sondern nur eine Ohnmacht. Eine schwere Ohnmacht allerdings, die gehoben sein will, aber sie wird keine nachteiligen Folgen hinterlassen.“

Als er dies gesagt hatte, fühlte er seine Hand ergriffen; Klemens war an seiner Seite in die Knie gesunken und küßte ihm unter Thränen die Hand.

„Nur jetzt keine Aufregung,“ sagte der Doktor, „jede Aufregung kann alles in Frage stellen. Gehen Sie, ich werde selbst die Nacht bei ihm wachen.“

„Darf ich bleiben?“ fragte Lucie tonlos.

„Gewiß,“ entgegnete Allbach, indem er ihr selbst einen Stuhl an das Lager ihres Mannes rückte. Klemens ging stumm hinaus.

Ohne mit einer Wimper zu zucken, leistete Lucie den Anordnungen Folge, die Allbach zur Wiederbelebung des Ohnmächtigen traf. Nach Verlauf einer halben Stunde schlug Doppnau die Augen auf, atmete tief und erleichtert, schloß die Augen von neuem und sank in ruhigen Schlaf.

Über das Bett hin streckte Allbach ihr die Hand zu. „Die Gefahr ist vorüber,“ sagte er flüsternd.

Lucie erwiderte nichts; die Hand, die sie in seine dargebotene Hand legte, war kalt wie Eis.

„Möchten Sie sich nicht lieber zur Ruhe begeben?“ fragte er.

Sie schüttelte schweigend das Haupt.

Das Wort des Doktors schien sich zu bewahrheiten: als Doppnau am nächsten Morgen erwachte, war er zwar so matt, daß er kein Glied zu rühren vermochte, aber das Bewußtsein war völlig klar in seinem Kopfe.

Er erinnerte sich ganz genau alles dessen, was am Abend vorher mit ihm vorgegangen war, und erkannte Lucie sowie den Doktor, denen er beiden zunickte.

„Wo steckt denn Klemens?“ fragte er.

„Den unruhigen Geist lassen wir vorläufig noch draußen,“ entgegnete der Doktor.

„Es ist nur, daß ich ihn nach der Sternkarte fragen wollte,“ meinte der Professor. Sein erster Gedanke war wieder bei seinen Arbeiten.

„Das wird ja alles in schönster Ordnung sein,“ versicherte Allbach, „und thun Sie mir den Gefallen, denken Sie heute noch nicht an die Arbeiterei.“

Er ging mit Lucie hinaus, ein Rezept zu verschreiben.

„Alles, worauf es ankommt,“ sagte er, „ist Ruhe, Fernhaltung jeglicher Aufregung und Schlaf soviel als möglich.“

Lucie nahm das noch feuchte Papier in die Hand. „Morphium?“ fragte sie.

„Ja,“ erwiderte der Doktor, „und ich möchte Sie bitten, daß Sie die Pulver in Verwahrung behalten; es ist eine ziemlich starke Dosis, ich brauche Ihnen also Vorsicht nicht weiter zu empfehlen.“

Sie legte das Rezept auf den Tisch zurück. „Ein unheimliches Bewußtsein,“ sagte sie mit einem unmerklichen Lächeln, „daß man von einem Pulver zuviel nicht wieder aufwachen würde.“

„Wenn es auch so schlimm nicht ist,“ meinte der Doktor, „so könnten doch drei davon einen das Wiederaufstehen vergessen lassen. — Klemens kann mich begleiten,“ fuhr er fort, „und die Pulver gleich aus der Apotheke mitbringen.“

Lucie kehrte zu ihrem Manne zurück.

„Wo ist Klemens?“ fragte der Professor, sobald er ihrer ansichtig wurde.

„Er ist mit Doktor Allbach in die Stadt gegangen, eine Kleinigkeit aus der Apotheke zu holen.“

„Diese Ärzte mit ihren ewigen Quacksalbereien!“ sagte Doppnau ungeduldig, „mir fehlt ja gar nichts; ein bißchen überangestrengt hab ich mich, das ist alles. Ich muß durchaus wissen, wie es mit der Sternkarte steht.“

Lucie gab keine Antwort; es wurde ihr unheimlich, zu hören, wie er immer wieder auf diese Angelegenheit zurückkam. Sie wußte, daß die Sternschnuppen nicht beobachtet worden waren, und auch warum es nicht geschehen war. Das Blut dämmte sich ihr gegen das Herz.

Der Professor trommelte mit den Fingern auf der Bettdecke. „Morgen,“ sagte er, „schreibe ich an die Verleger; ich bin gestern fertig geworden; dann machen wir eine Reise, und zum Winter geht's an die große Arbeit. Nur die Sternkarte!“

Lucie wandte das Haupt nach dem Fenster.

„Du wunderst dich, daß ich immer wieder davon anfange,“ sagte der Professor; „aber siehst du, das ist der Punkt auf dem i, eine Kleinigkeit, wenn du willst, aber die alten Sternkarten haben die Sternschnuppenschwärme nie verzeichnet, das ist mein Gedanke und darum ist's mir von Wichtigkeit.“

Alles dieses sprach er rasch, heftig und aufgeregt.

„Gieb dich doch nur für jetzt zur Ruhe,“ bat Lucie; sie wußte nicht, was sie sagen sollte.

Eine halbe Stunde später kamen die Pulver; Lucie mischte ihm ein Glas.

„Also ist Klemens wieder zurück?“ fragte er. „Schick ihn mir herein.“

„Willst du nicht lieber bis morgen damit warten?“

„Nein, nein, nein!“ rief er. Seine

Erregung wurde so groß, daß sie keinen anderen Ausweg sah, als ihm den Willen zu thun.

Draußen stand Klemens wartend auf dem Flur. „Wie geht's?“ fragte er, als er ihr verstörtes Gesicht sah.

Lucie blickte ihn mit angstvollen Augen an. „Er verlangt durchaus nach der Sternkarte,“ lispelte sie.

Klemens trat einen Schritt zurück. „Um Gottes willen!“ murmelte er, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte.

Jetzt hörten sie, wie der Professor von innen laut nach Klemens rief.

„Soll ich mitkommmen?“ fragte Lucie hastig.

„Nein, bleib,“ erwiderte Klemens dumpf; er trat zu dem Bruder ein.

„Na, endlich bekommt man dich zu sehen,“ sagte Doppnau; „nun sage mir, wie es gestern nacht gewesen ist?“

Klemens verstummte; dann, als er des Bruders Augen auf sich gerichtet sah, raffte er sich zusammen. „O — es — ist nichts Besonderes zu sehen gewesen,“ brachte er stockend heraus.

„Der Himmel war doch aber ganz klar,“ forschte der Professor.

„Das freilich — jawohl —“

„Na, so sprich doch deutlich,“ murrte Doppnau. „Kamen die Sternschnuppen wie gewöhnlich?“

„Aus dem Perseus, wie gewöhnlich,“ sagte Klemens.

„Bring mir die Karte,“ befahl der Professor.

Klemens stand wie angenagelt.

„Was ist denn mit dir?“ fuhr Doppnau auf. „Hörst du nicht, daß ich die Karte haben will?“

„Es ist nur —“ stotterte Klemens, „daß ich dir gestehen muß — daß — weil ich nichts Besonderes bemerkte — ich die Sternschnuppen nicht eingezeichnet habe.“

In diesem Augenblick hörte Lucie, die mit klopfendem Herzen an der Thür draußen lauschte, einen wütenden Aufschrei im Zimmer und das Klirren von Glasscherben am Fußboden.

Doppnau hatte das Glas, das er während des Gesprächs mit Klemens in der Hand gehalten, zur Erde geschleudert und sich im Bett hoch aufgesetzt. Der sonst so ruhige, besonnene Mann war außer sich, fassungslos vor Zorn.

„Das — das ist ja aber eine Dummheit ohnegleichen! Eine Elendigkeit! Eine Borniertheit! Eine Brutalität!“ schnaubte er. „Da sitzt man wochenlang, monatelang und arbeitet, arbeitet, arbeitet, und in der ganzen Zeit eine einzige Stunde sagt man ihm: ‚Gieb du einmal für mich acht,‘ und giebt ihm eine Aufgabe, die man jedem Sextaner geben kann, und nicht für eine Stunde hat er Ausdauer und Verstand genug, zu thun, was man ihm sagt! Und läßt einen im Stich wie ein — wie ein Lump — und zerstört einem die Arbeit eines Lebens — und — und — meine Arbeit ist verloren — mein Leben — und —“ Die Worte verwirrten sich auf seinen Lippen, die Sprache erlosch, sein Haupt sank in die Kissen zurück und dumpfe, unverständliche Laute entrangen sich seiner Brust.

Die Thür des Zimmers wurde jählings von innen aufgerissen; mit aschfahlem Gesicht erschien Klemens, beide Hände in das Haar krallend.

„Er stirbt!“ heulte er. „Er stirbt! und ich habe meinen Bruder umgebracht!“

Er ging den Flur hinunter, taumelnd wie ein Betrunkener. Der Anblick war so entsetzlich, daß Lucie, ohne an ihren Mann zu denken, hinter ihm dreinstürzte.

„Klemens!“ schrie sie, indem sie die Arme um seine Schultern warf, „Klemens, um Gottes willen, gieb dich zur Ruhe; sage, was ist geschehen?“

Er drehte das Haupt von ihr hinweg. „Laß mich,“ keuchte er, „laß mich!“

Klammernd hing sie sich an ihn, so daß sie bis an die Treppe geschleift ward. „Wir werden den Arzt rufen,“ stammelte sie, „nur komm zur Besinnung!“

„Dahin gehe ich selbst,“ grollte er zur Antwort. „Laß mich los, sag ich dir! laß mich los!“

Er hatte ihre Hände gefaßt und zerrte daran, um sie von seinem Halse zu lösen.

„Was habe ich dir gethan?“ flehte sie. „Was habe ich dir gethan?“

In diesem Augenblick hatte er die Klammer ihrer Hände gesprengt. Er warf das Haupt zu ihr herum, und der schreckliche Blick von einstmals, der Blick des Hasses, aber verdoppelt, verdreifacht, brach aus seinen rollenden Augen. Seine Zähne knirschten.

„Du hast meinen Bruder verderbt! Du hast mich verderbt! Geh hinweg von mir, du — du Verderberin!“

Mit wütender Gewalt stieß er sie zurück; am Geländer der Treppe brach sie zusammen, ihre Knie schlugen an den Boden; mit langen Sprüngen flog er hinunter, um den Arzt zu Hilfe zu rufen.

Als Doktor Allbach erschien, fand er Lucie damit beschäftigt, dem Professor Eisumschläge auf dem Kopfe zu machen. Doppnau hatte die Besinnung wiedererlangt; der Anfall war vorüber.

„An Ihnen ist ein Arzt verloren gegangen,“ sagte Allbach bewundernd, als er mit Lucie vor der Thür stand.

„Sie glauben nicht, daß er sterben wird?“ fragte sie tonlos.

„Es ist ein so mächtiger Organismus,“ erwiderte er, „in ein paar Tagen, hoffe ich, ist er wieder auf den Beinen. Was hat es denn gegeben?“

„Ein Streit mit seinem Bruder,“ antwortete sie kurz.

Wie es bei Nervenüberreizungen zu geschehen pflegt, daß eine Entladung eine plötzliche Wendung zum Besseren hervorruft, so hatte der Auftritt zwischen dem Professor und Klemens merkwürdig günstig auf dessen Zustand gewirkt.

Der schweren Erregung war die Ermüdung gefolgt und mit der Ermüdung kehrte ihm die Ruhe zurück.

Aus einem mehrstündigen Schlafe erwachend, verlangte er, den Bruder wiederzusehen.

Lucie wollte das Zimmer verlassen, als Klemens erschien.

„Bleib doch, ich bitte dich,“ sagte Doppnau.

Er streckte dem Eintretenden die Hand entgegen; Klemens sank am Lager des Bruders in die Knie, drückte das Gesicht in die Decken und schluchzte wie ein Kind.

„Es thut mir leid, daß ich so heftig gegen dich geworden bin,“ sagte begütigend der Professor; „du mußt es mir zu gute halten, du weißt, wenn der Mensch seine Nerven nicht in der Gewalt hat —“

Klemens erwiderte nichts; man hörte nur sein dumpf ersticktes Weinen.

Doppnau legte die Hand auf seinen Kopf und streichelte über sein Haar.

„Sei doch nicht so außer dir,“ sagte er, „es war ja nur eine Aufregung von meiner Seite. Die Sternkarte leidet ja gar nicht darunter — aber mein Kerlchen, mein altes liebes Kerlchen —“

Bei diesen zärtlichen Worten, die wie das Echo alter Zeit an sein Ohr und Herz drangen, erhob Klemens das thränenüberströmte Gesicht, warf die Arme um den Hals des Bruders und drückte das Gesicht an seine Wange.

Regungslos, wie versteinert hatte Lucie dem Vorgang beigewohnt. Sie sah, wie ihr Mann sich auf die Seite drehte, von ihr hinweg zu Klemens, leise mit ihm plaudernd, scherzend und lachend; sie sah, wie die Brüder sich wiederfanden, und ein eisiges Gefühl stieg in ihr auf, daß zwischen diesen beiden Seelen eine dritte nicht mehr nötig sei.

Sie erhob sich von ihrem Platze, niemand rief sie zurück; lautlos ging sie hinaus.

Als sie ihr Zimmer erreicht hatte, fiel sie auf ihr Ruhebett, das Gesicht nach unten gewandt, und wie sie so dalag, starr, ohne Regung und Bewegung, war nur ein Bewußtsein in ihr lebendig, eine Frage: Warum hast du dich hineingedrängt zwischen diese Menschen, die deiner nicht bedurften?

Sie setzte sich auf, sie sammelte ihre Gedanken.

„Von da, wo man nicht hingehört,“ sprach sie zu sich, „geht man eben wieder hinaus.“

Aber daran schloß sich eine Frage: Wohin gehen? Ja freilich — wohin?

Sie blickte über ihr Dasein hin, voraus in die Zukunft — zur Seite in die Gegenwart — nirgends etwas, wohin sie verlangte, nirgends etwas, das ihr zuwinkte — Öde ringsumher — Einsamkeit und Wüste.

Durch das Fenster, gegen das sie mit dem Rücken saß, drang das Zwielicht herein; auf dem Arbeitstischchen, das neben dem Ruhebette stand, schien sich ein fahler Lichtstrahl verirrt zu haben, von dort glänzte etwas in mattem Weiß — Lucie griff danach, und es fiel ihr ein, daß sie ihrem Manne den Schlaftrunk bereiten mußte; sie hielt die Pulver in der Hand. Sie erhob sich, und als sie hinausgehen wollte, kehrte sie noch einmal zurück, ein Tuch um die Schultern zu knüpfen; sie hatte einen fröstelnden Schauer im Rücken gefühlt.

Als sie dem Professor den Trank gemischt und er das Glas ausgetrunken hatte, blieb sie neben seinem Bette stehen. In ihrem Gesicht regte sich keine Miene, an ihrem Leibe kein Glied, unbeweglich, aufmerksam beobachtete sie sein Einschlafen.

Doppnau hatte das Haupt zurückgelehnt, die Augen geschlossen, die Erquickung der nahenden Ruhe breitete sich über seine Züge; eine Viertelstunde später atmete er in tiefem, wohlthuendem Schlaf.

Ein Hauch glitt über ihre Lippen: „So leicht geht es und so sanft?"

Die ganze Nacht hindurch brannte Licht in ihrem Zimmer, und Klemens, der keine Ruhe fand, hörte in jeder Stunde der Nacht, wie sich die Thür zum Schlafzimmer des Bruders leise öffnete und wieder schloß; unablässig wie ein Uhrwerk erfüllte sie ihre Pflicht. Er hörte den weichen Schritt, der die Treppe hinabstieg, und dann das leise Geräusch der Hausthür. Er stand auf und blickte in den Garten hinunter, und er sah eine dunkle Gestalt, die im Laubgange wandelte, auf und ab, auf und ab.

So verging die andere Nacht und die nächste und die folgenden Nächte.

Nach Verlauf von acht Tagen erklärte Doktor Allbach, daß der Professor aufstehen könne; alle Gefahr war gehoben.

„Jetzt aber müssen Sie durchaus etwas für sich thun," sagte er, indem er in Luciens bleiches Gesicht schaute. Ihre Wangen waren eingefallen; die Augen lagen tief im Kopfe. „Sie haben wenig geschlafen in der Zeit?" fragte er.

„Nicht viel," entgegnete sie. „Sie könnten mir von Ihren Pulvern verschreiben?"

„Sie haben ja das Rezept," erwiderte er. „Ihnen braucht man ja keine weiteren Vorschriften zu machen."

Sie nickte. „Nein," sagte sie leise, „nicht nötig."

Noch acht weitere Tage vergingen, der Professor kam wieder zu Kräften; fast den ganzen Tag über ging und saß er im Garten, Klemens war sein stetiger Begleiter. Lucie hielt sich in ihrem Zimmer; Doppnau sorgte sich nicht weiter darum, er wußte ja, daß es auf Anordnung des Arztes geschah.

Nach Ablauf dieser zweiten Woche erklärte Klemens, daß er abreisen wolle. Er hatte Lucie seit jenem schrecklichen Augenblick nicht wiedergesehen, er war ihr ausgewichen, wo und wie er konnte; den Gedanken, daß er ihr jetzt bei den gemeinsamen Mahlzeiten wieder gegenübersitzen sollte, ertrug er nicht.

Am Abend vor seiner Abreise ging er noch einmal in den Garten.

Es war spät, der wachsende Mond schwamm durch den tiefdunklen Himmel, sein Licht blinkte in dem rinnenden Strom, und wie die silberne Fläche hier aufblitzte und dort in weiter und immer weiterer Ferne, sah es aus wie eine märchenhafte Straße, auf welcher die Phantasie hinauszog in eine Weite, die kein Horizont mehr umspannte, wo Licht war ohne Untergang und Freiheit ohne Schranken.

In den Anblick versunken, schlenderte er den Laubgang entlang — und plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen; auf der Bank dicht vor ihm saß jemand, eine weibliche Gestalt, in einen dunklen Mantel gehüllt, unbedeckten Hauptes. Der

Mond bestrahlte ihre Züge — es war Lucie.

War es das Mondlicht, das ihr Gesicht so bleich erscheinen ließ? Mit verhaltenem Atem blieb er stehen. Sie regte und bewegte sich nicht. Offenbar hatte sie ihn nicht bemerkt; er konnte nicht einmal erkennen, ob ihre Augen geöffnet waren oder geschlossen.

Er wagte nicht weiter zu gehen, nicht zurückzukehren; er stand ohne Laut, und nun überrieselte ihn jählings ein kalter Schauer, als er in der tiefen nächtlichen Stille eine Stimme vernahm, die er noch nie gehört hatte. War das Lucie, die da sprach? Ja wirklich, ihre Lippen regten sich, wenngleich ihr ganzer übriger Leib ohne Bewegung blieb — aber dieser Ton, dieser schwere, müde, bleierne Ton, war das ihre Stimme? Sie blickte nicht nach ihm um, sie sprach vor sich hin, in die leere Luft:

„Du willst entfliehen — es ist nicht nötig — du brauchst dich nicht mehr vor mir zu fürchten."

Zögernden Schrittes trat er zu ihr heran.

„Lucie —?" fragte er, und das war alles, was er hervorbrachte.

Sie saß in die Ecke der Bank gelehnt; als er vor ihr stand, hob sie die rechte Hand, anscheinend mit Mühe; er nahm sie in die seine und fühlte, wie kalt und schwer ihre Hand war.

„Denk an die Agave," sprach sie mit schwerer Zunge, „sie sammelt Kraft, bis daß sie blüht — sammle — du mußt noch lange sammeln —"

„Willst du nicht ins Haus gehen?" fragte er.

„Nein," sagte sie, „leb wohl."

Er fühlte einen leisen Druck ihrer Finger, dann sank ihre Hand herab.

„Geh doch lieber ins Haus," bat er noch einmal.

„Laß mich — ich gehe zu Bett — laß —" Ihre letzten Worte verhauchten wie in einem Lallen.

Er wußte nicht, was er thun sollte; den Bruder wecken? Aber das hätte ihm Schaden bringen können. Ratlos ging er auf sein Zimmer. Sie hatte ja versprochen, zu Bett gehen zu wollen; wenn sie wirklich in der warmen Sommernacht da draußen sitzen blieb, so konnte es ja keine Gefahr haben. Er blieb angekleidet, von dumpfer Unruhe bedrückt, und legte sich auf das Sofa. Dort fiel er in schweren Schlaf.

Als er erwachte, war es noch früher Morgen, aber heller Tag. Das erste, was vor seine wirren Sinne trat, war der Gedanke an Lucie.

Ob sie nun nach Haus gekommen sein mochte? Sicherlich doch. Trotzdem ließ es ihm keine Ruhe, er stieg in den Garten hinab.

Als er sich der Bank näherte, fuhr er beinah mit einem Schrei zurück; sie saß noch da.

„Lucie!" rief er und stürzte auf sie zu.

Sie war eingeschlafen, ihr Haupt auf der Rücklehne der Bank, der Morgentau lag in Tropfen, wie in Thränen auf ihrem Gesicht.

Er ergriff ihre niederhängende Hand — und mit einem Entsetzensschrei fuhr er zurück — kein Hauch ging mehr über ihre Lippen — er hatte eine Tote angerufen.

* *
*

In der Stadt war ein allgemeines bedauerndes Kopfschütteln über das plötzliche Ende einer so kurzen und, wie alle Welt wußte, so harmonischen Ehe.

Die arme junge Frau! Es war so erklärlich, und darum so doppelt traurig; von den Pulvern, die für ihren Mann bestimmt waren, einmal auch für sich selbst Gebrauch machen zu wollen, weil sie nicht schlafen konnte, und sich in der Dosis zu vergreifen!

Als einen Beweis für die Innigkeit, mit welcher die drei Leute dort oben gelebt haben mußten, erzählte man sich von dem verzweifelten Schmerz, den der junge Doppnau beim Tode der Schwägerin gezeigt hatte.

Er war ganz außer aller Fassung ge-

wesen; mit Mühe hatte man ihn von der Leiche zu trennen vermocht, und nur der angestrengten Kunst des Doktors Allbach hatte man es zu verdanken, daß er an einem schweren Nervenfieber vorbeigekommen war.

Bald nach der Beerdigung war er nach Heidelberg zurückgekehrt, wo er studierte; die Bestattung hatte im Garten der Sternwarte stattgefunden.

Wie in einer Vorahnung ihres frühen Todes sollte die arme junge Frau einmal den Wunsch geäußert haben, an einer Stelle des Gartens, die ihr besonders lieb geworden war, begraben zu werden. Der Professor hatte es durch seinen Bruder erfahren, und wie sehr er seine Frau geliebt hatte, das zeigte sich an der Energie, mit der er für ihren letzten Wunsch eintrat. Die Regierung, der das Grundstück gehörte, hatte anfänglich durchaus nicht gewollt — endlich hatte sie aus Rücksicht für den verdienten Mann nachgegeben.

* *
*

Und an der Stätte, an der Lucie Immenhoff einstmals zum erstenmal gestanden, und dann so manches Mal und zum letztenmal gesessen hatte, blickt nun das Kreuz Lucie Doppnaus, von rauschendem Kastanienbaum überschattet, auf Thal und Fluß hernieder.

Winter ist es geworden; der Schnee liegt auf Wegen und Stegen, und der Hügel, unter dem ein Mensch ruht, verschwindet in der eintönigen Fläche.

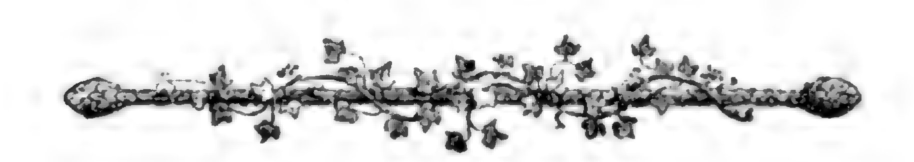
Droben im Zimmer sitzt ein Mann, ein einsamer Mann, aber nicht ein unglücklicher, denn der große Nerv des Manneslebens ist ihm lebendig, die Arbeit.

Er hat sich die Sonne in seine einsame Stube herabgeholt; aus ihrem Sein und Wesen, das er beschreibt, quillt ihm sein Werk. Manchmal vielleicht, wie im Traume, kommt ihm der Gedanke, daß andere ihn vor Zeiten um die Sonne gebeten haben und daß er sie ihnen nicht zu geben vermocht hat — dann steht er auf und blickt in den Garten und für einen Augenblick vergißt er die Sonne, weil er der Erde gedenkt und dessen, was die Erde birgt.

Und jede zweite Woche kommt ein Brief von fernher, der ihm verkündet, daß ein Bruder ihm lebt, in dessen Herz dereinstmals sein Herz, in dessen künftigen Werken das Werk seines Lebens weiterleben wird.

An dem Wege aber, der zu dem einsamen Kreuze führt, steht unter ihrem Glasdache eine Agave, immer gekleidet in das nie wechselnde Grün, wandellos, scheinbar leblos.

Nur wenn die Wandervögel zu ziehen beginnen, dahin wo eine wärmere Sonne Blüten reift, dann wacht sie auf und blickt umher, und wenn sie alsdann nur Schnee um sich her sieht, Einförmigkeit und Öde, dann regt es sich in ihr wie ein dämmerndes Bewußtsein von dem Boden, dem sie eigentlich gehört und dem man sie entrissen, wie ein dumpfes Sehnen, wie eine Frage, ob es besser sei zu leben, zu blühen und, wenn es sein muß, an der Blüte zu sterben, oder sicher zu bleiben vor dem Tode und ewig, ohne Blüte, zu leben.



Hafen von Dschalut. (Nach Hernsheim.)

Skizzen von den Marschallsinseln und den Karolinen.

Von

Alfred Kirchhoff.

Ein Besuch auf Dschalut.

Dschalut oder, wie man gewöhnlich unnützerweise schreibt, Jaluit ist nahezu die südlichste der Marschallsinseln, nur sechs Breitengrade vom Gleicher entfernt. Eine echte Laguneninsel, ein Atoll! Schroff steigt der Meeresboden von allen Seiten zu dem Korallenriff empor, welches in Gestalt eines verdrückten schmalen Kranzes nur zur Ebbezeit bloßliegt, während zur Flutzeit allein seine etwas höheren Zinnenteile in Gestalt von fünfundfünfzig schnurartig aneinander gereihten Inseln oberhalb des Meeresspiegels liegen, wenn auch kaum bis drei Meter hoch. Durch einige tiefere Lücken des Atollkranzes können die Schiffe in die von letzterem umschlossene Lagune einfahren und, vor jedem Sturm gesichert, vor Anker gehen. Draußen, außerhalb des Riffs, wogt das dunkelblaue Meer und läuft unablässig in regelmäßigen Pausen mit weiß aufschäumender Brandung Sturm gegen die Korallenmauer; innerhalb derselben ist tiefer Frieden, spiegelglatt und grünlich breitet sich das Lagunenwasser über den untiefen Grund aus Korallensand.

Solche rein korallinische Flachinseln der Südsee haben gemäß ihrer Entstehung durch bloßen Aufwurf abgerissener Koral-

lenkalkbrocken auf die Zinnenhöhe einer Riffmauer stets nur geringe Größe (Dschalut ist nicht ganz so groß wie Sylt, wenig größer als unser Föhr), trotzdem aber mitunter recht bedeutenden Umfang. Eigentlich sollten wir ja bei solch einer Laguneninsel überhaupt nicht in der Einzahl reden, sondern gleich den Engländern in der Mehrzahl. „Dschalut-Inseln“ sagt der Engländer; „Atollgruppe Dschalut“ wäre noch klarer. Wohl giebt es eine Insel Dschalut, das ist aber nur eine der größeren von den erwähnten fünfundfünfzig Einzelinseln des ganzen Atollkranzes Dschalut, nach welcher diesem der Name gestiftet wurde; sie liegt gerade an der Südecke des Gesamtatolls, dessen Längsachse sich von Südost gen Nordwest richtet. Alle diese Schmalinselchen kann man der Quere nach in höchstens sechs Minuten durchwandern, wenn nichts den Schritt hemmt; keine ist wesentlich breiter als ein halbes Kilometer. Die Breite der ganzen Lagune könnte indessen bequem die Stadt Berlin in sich aufnehmen, und an Länge ist das Dschalut-Atoll sogar der größten deutschen Insel ebenbürtig, indem die besagte Längsachse der Entfernung von Putbus nach Kap Arkona gleichkommt.

Wie leicht vermag eine heftige Seebebenwelle oder die sturmgepeitschte See einen solchen insularen Flachbau durch Vernichten seiner überseeischen Teile in wenigen Augenblicken zu tilgen! Er ist so niedrig, daß nur die schwanken Palmenwipfel dem Seemann sein Dasein auf etwas weitere Ferne verraten. Das sind die zierlichen Kokospalmen mit ihren Fiederblattbüscheln und ihrer üppigen Nußfülle zur Zeit der Fruchtreife; sie bilden neben dem duftigen Pandang mit dem sparrigen Geäst, an dessen Endpunkten die langen schilfähnlichen Blätter gehäuft stehen, und neben den Brotfruchtbäumen mit lindenähnlicher Krone hellfarbigen Gezweiges und großen handförmigen Blättern den Baumschmuck auf Dschalut. Sonst deckt Schlinggras und Buschwerk den steinigen Boden, dazwischen wächst eine Art Lilie, welche aus dicken Knollen ihre süßlich und stark riechenden Blumen hervortreibt. Der völlig gleichartige und ebene Boden vermag so wenig wie der unserer Nordseemarschen Quellen zu bilden; es giebt also auch weder Bach noch Fluß und keinerlei Wasserpflanzen. Der Regen allein tränkt die Gewächse. Glücklicherweise fällt er, zumal vom März bis Oktober, recht reichlich, daß ihn auch der Mensch in Gruben sammeln kann, die nur leider infolge der porösen Beschaffenheit des Kalk- und Kalksandbodens Seewasser von der Seite her einsickern lassen, weshalb das Trinkwasser fast immer brakisch schmeckt. Arm an Arten wie die Pflanzenwelt ist auch das Tierreich Dschaluts, nicht anders als auf den meisten Südsee-Atollen. Abgesehen von der reichen Meeresfauna beschränkt sich die Zahl der einheimischen Wirbeltiere beinahe auf zwei: eine kleine Eidechsenart und die spärlich vorkommende Wildtaube. Sonst beobachtet man wohl noch Krabben und Insekten, doch selbst diese sind weder häufig noch mannigfaltig. Hunde und Katzen, Hühner und Enten kamen natürlich erst mit dem Menschen, desgleichen als blinder Passagier die Ratte.

Die Bewohner sind braune Mikronesier mit niedriger, zurückfliehender Stirn, kleinen schwarzen, bisweilen stechend blickenden Augen, flacher Nase und etwas breitem, dicklippigem Munde. Der Bartwuchs ist zwar nicht reichlich, doch sehen wir Lippen- und Kinnbart, letzteren oft zweispitzig getragen. Die Ohrläppchen werden aufgeschlitzt und der Schlitz durch Rollen von Pandangblättern immer ärger erweitert, so daß wohl zuletzt das Ohrläppchen bis zur Schulter herabreicht; langt es nicht aus dazu, so zerrt man nach schmerzhafter Verwundung noch ein Stück Backenhaut mit herab. Manche führen sogar Pfeife und Tabak im Ohrläppchen.

Die mittels einer Möwenfeder eingeätzte Tättowierung zeigt geschmackvolle, beiderseits von der Mittellinie des Körpers streng harmonierende Muster und überzieht den Leib mit einem so dichten

Gemuster von Linien und Figuren, daß er wie bekleidet aussieht. Die wirkliche Bekleidung beschränkt sich beim Manne auf einen luftig abstehenden Bastrock vom Gürtel abwärts. Die Frauen, zierlicher gebaut und von freundlicherem Gesichtsausdruck als die Männer, trugen ursprünglich bloß Mattenschürzen und schmückten mit Blumen ihr langes, tiefschwarzes, etwas lockiges Haar. Neuerdings haben nordamerikanische Missionare diese kleidsame Tracht durch unschöne Kattunjäckchen und Stutzen des Haupthaares verhäßlicht; zum Glück bewahrten aber Mädchen und Frauen die freundliche Sitte, das Köpfchen mit duftigen Blüten oder einem vollen Kranze zu zieren.

Unter den fünfundfünfzig Eilanden sind nur dreißig bewohnt von gerade rund tausend Leuten. Diese scheiden sich in vier scharf voneinander abgegrenzte Stände: der Kajur, der Mann des niederen Standes, ist besitzlos und darf nur eine Frau heiraten; der Leadagedag hat eigenen Besitz, mehrere (meist drei) Frauen und wird vom Kajur mit Lebensmitteln versorgt; der Drikanan oder Priester ist zugleich Weissager, besonders hat er auch den Kranken ihr Schicksal zu prophezeien; aus dem höchsten Stande, dem Adelsstande der Budag, geht der Irod d. h. der König hervor. Die auffallendste Prärogative besteht darin, daß die höheren Stände das Recht haben, sich die Frau des geringeren Mannes anzueignen, während für diesen die Gattin des Höherstehenden „tabu" (unantastbar) ist, ja von ihm nicht einmal angesprochen werden darf.

Überall begegnen uns lebendige Beweise, was für ein gutmütiges, harmloses Völkchen diese Insulaner sind. Auf die Keuschheitstugend der Unvermählten legen sie kein Gewicht, aber sie kennen auch keine Eifersucht, keine Mißgunst, keinen Haß. Ihr übliches Grußwort „jokwe juk" (ich liebe dich) wird nicht durch gegenteilige Handlungen Lügen gestraft. Freigebigkeit zeichnet sie vielmehr aus im täglichen Verkehr.

Nahe bei den Faktoreihäusern der beiden hier beschäftigten deutschen Handlungsfirmen auf dem Eiland Dschabwor können wir die schlichte Wohnweise der Dschaluter uns betrachten. Da sehen wir sie in ihren unansehnlichen, luftigen, ja ganz offenen Pandanghütten auf sauberen, in sehr hübschen Mustern geflochtenen Matten hocken; eine etwas dickere Matte dient ihnen zum nächtlichen Lager, ein rundes Stück Holz zum Kopfkissen. Unfern der Wohnhütte stehen kleinere Schuppen, es sind die Küchenräume: in einem Erdloche glimmt und flackert da ein Feuer, aus der trockenen braunen Faserhülle der Kokosnuß entzündet; auf den rostartig darüber gelegten Holzstäbchen braten Krabben und Fische, die man weder abgeschuppt noch ausgeweidet hat, in der Asche backen mehlige Jamsknollen, vielleicht kocht auch aus China eingeführter Reis daneben in einem vom Händler erstandenen Eisentopf. Gewürze, selbst Salz sind nach uralter, einstmals anscheinend allen Menschen eigen gewesener Sitte niemals Zuthaten zur Speise. Leckereien giebt es aber doch. Den dicken goldgelben Saft der geschabten Pandangfrucht lecken die Kleinen wie unsere Kinder den Honig. In der Sonne getrocknet und in fußdicke Rollen mit umgewickelten Pandangblättern gepreßt, wird der nämliche süße Fruchtsaft für längere Dauer aufbewahrt, mitunter zwei Jahre lang, und erinnert dann im Geschmack an getrocknete Feigen. Natürlich verwertet man nicht minder die fast kinderkopfgroße Frucht des köstlichen Brotbaums; die zerschnittene und mit Seewasser behandelte Fruchtmasse wird geklopft, durchgeknetet, und dient dann, in eine mit Blättern ausgelegte Grube eingedrückt, auf ein halbes Jahr als guter Speisevorrat, von dem man zum täglichen Gebrauch etwas aussticht, um sofort eine Art Schwarzbrot zu backen.

Ein wahres Volksfest ist der Fang einer kleinen Sardine, die zu bestimmten Jahreszeiten in großen Schwärmen die Lagune besucht. Kaum haben die in den Palmenkronen am Strand postierten Wächter die stets dicht an der Oberfläche

schwimmenden Fischzüge erspäht und verkündet, so belebt sich die Küste. Während einige mit Kanoes vorsichtig die Fische gegen das Land treiben, bereiten die anderen Palmenblattschnüre vor, mit denen sie, sobald jene etwa auf hundert Schritt dem Strand sich genähert haben, ins Wasser springend ein Netzgitter im Halbkreis unter dem Spiegel der Lagune herstellen. Mit langen Stöcken wird laut schreiend jeder Fisch, der dies Gefängnis durchbrechen will, zurückgetrieben. Da endlich tritt Ebbe ein, nur ein paar Zoll Wasser bleiben auf dem Riffe zurück. Nun giebt der Häuptling das Zeichen, und mit hellem Jubel stürzt alles auf die zappelnde Beute. Wer sich nicht mit einem Korbe versehen, packt in den Strohhut ein, die Mädchen streifen sorglos ihre Schürzen zu dem nämlichen Zweck ab, wieder andere spießen die Fischchen geschickt an kleine Speere, ja mancher benutzt seinen Mund als Tasche zum Nachhausetragen, daß ihm acht bis zehn glitzernde Schuppenleiber zwischen den Zähnen hängen. Selbst König Kabua springt so ausgelassen umher wie der geringste Kajur, der doch nachher einen Teil seiner Fischbeute als Tribut entrichten muß. Der Ertrag eines solchen einmaligen Fanges steigt auf vier- bis fünfhundert Pfund; auch der weiße Händler kauft von der leckeren Kost mit guten Preisen.

Die größte Kunst der Dschaluter bewundern wir in der Herrichtung und Regierung ihrer trefflichen Boote, nach Südseeweise mit Ausleger versehen. Mit keinem anderen Werkzeug als mit einer Muschelaxt oder nunmehr auch mit einer erhandelten Eisenaxt wird das höchst zweckentsprechende Fahrzeug aus dem Holz des Brotfruchtbaums (nicht als Einbaum) stückweise angefertigt und mit guter Takelage, einem beweglichen Mast und an dessen Spitze mit dreieckigem Mattensegel versehen. Vorn und hinten läuft das nur wenige Fuß breite Kanoe in hohe Schnabelspitzen aus, seitwärts ist es durch ein starkes Gestell mit dem Ausleger, einem parallel neben dem Kiel schwimmenden Balken von zehn bis fünfzehn Fuß, verbunden. Auf der Mitte des Bootes, auf jenes Gestell gestützt, ruht eine Plattform, auf der bei größeren Reisen zwei kleine Kajüten errichtet werden, die bei Regen sechs bis acht nebeneinander liegenden Menschen Schutz bieten. In diesen pfeilschnell vor dem Wind segelnden Spitzbooten sind die Insulaner früher erstaunlich weit ins offene Meer gefahren, indem sie nach den Gestirnen, ja nach eigentümlichen Seekarten steuerten, die sie sich selbst aus Stäbchen zusammensetzten.

Während der Mann der Bootzimmerung obliegt, beschäftigt sich die Frau mit Flechten von Matten und Segeln. Die Kindererziehung kostet keine Arbeit, auch wird das „Zweikindersystem" sehr allgemein befolgt. Hauptsächlich treibt man Müßiggang und raucht. Vom sechsten Lebensjahre etwa beginnend, pafft alles, ohne Unterschied von Alter oder Geschlecht. Entweder schlendert der Dschaluter in größter Gemächlichkeit durchs Grüne, am Strande hin oder von Hütte zu Hütte, dabei gern den einen Arm über den Rücken gelegt und mit ihm den anderen Arm haltend, als wäre ihm schon das Baumelnlassen seiner Arme zu viel Mühe. Hockt er vollends im Kreise der Genossen bei seiner Pfeife, so ist ihm jede nicht unbedingt notwendige Bewegung ein Greuel; bittet z. B. ein Vorübergehender um eine Kohle zum Anzünden seiner Pfeife, so wird man sie ihm zwar gern verabreichen, aber nicht ohne vorher in längerer Auseinandersetzung ausgemacht zu haben, wer so nahe am Feuer sitzt, daß er am bequemsten die Kohle reichen kann.

Und doch sind es dieselben Menschen, die so kühn den Ocean befahren, so leidenschaftlich sich gebärden beim Fischfang und beim Tanz. Bei besonderen Gelegenheiten wird noch der altertümliche Kriegstanz aufgeführt, bei welchem den die Speere wild schwingenden, möglichst bestialisch dreinschauenden Helden (die aber fast nie einen ernsthaften Kampf ausfechten) vor lauter Anstrengung in ihren rasenden Sprüngen dicker Schweiß von der Stirne

perlt unter dröhnendem Trommelschlag und Zujauchzen der Weiber. Ebenso uralt mögen die gleichfalls noch unvergessenen obscönen Tänze sein. Ohne Begleitung von Tanz und Gesang bleibt überhaupt kein wichtigeres Ereignis; getanzt und gesungen wird bei Vollendung eines Kanoes oder eines Hauses, nach einem reichlichen Fischfang, bei Abreise oder Ankunft, bei Geburt und Tod.

Wo die Missionare noch nicht christliche Bestattung eingeführt haben, werden die Toten am zweiten Tage in Matten gehüllt ins Meer versenkt. Klagelieder und Trauertänze finden während der beiden Nächte nach dem Todesfall im Hause des Verstorbenen statt, wobei den nächsten Verwandten, besonders dem Bruder des Toten, Geschenke gemacht werden.

Eingeborener von Dschalut. (Nach Hernsheim.)

Nur oberflächlich hat in den letzten Jahren die Mission die Sitten auf Dschalut verändert und einige (auch den König Kabua, der sich bereits in europäischer Kleidung gefällt) etwas lesen und ein wenig schreiben gelehrt. Unter Zurücklassen einiger einheimischer und von Honolulu eingewanderter Lehrer haben die amerikanischen Reverends nun Dschalut verlassen, um sich den Karolinen-Inseln zuzuwenden. Doch die schlimmen geschlechtlichen Ausschweifungen, unter denen die Volkszahl zurückweicht, sind nach wie vor im Schwange. Und was verschlägt es, ob der Dschaluter nach neu erlernter Weise christliche Gebete spricht, ohne sie recht zu verstehen, oder ob er nach angestammter Vätersitte dem Gotte Anidsch den ersten Bissen jeder Mahlzeit an das diesem Gotte geheiligte Kopfende des Lagers wirft und zum heimischen Priester seine Zuflucht nimmt, auf daß dessen Zuspruch Anidsch vermöge, die Dürre mit befruchtendem Regen zu bannen, günstigen Fahrwind für die Seefahrt gleich den homerischen Göttern zu spenden oder über die Ratsamkeit eines Feldzugs einen Wahrspruch zu fällen?

Der deutschen Mission hoffentlich und dem erweiterten Einfluß des deutschen Kaufmanns wird es fortan anheimgegeben sein, diese Naturkinder auf die Wege nützlicher Arbeit und edlerer Gesittung zu

lenken, seitdem im Oktober 1885 auf den Marschallsinseln die deutsche Reichsflagge entfaltet worden und sämtliche neunzehn Häuptlinge dieses Archipels die Schutzhoheit unseres Reiches anerkannt haben.

Ein Blick auf die Marschallsgruppe überhaupt.

Jeden Abend, wenn die Sonne unseren westlichsten Schutzbefohlenen, den Togonegern der Oberguineaküste, untergeht, erhebt sich gleichzeitig das Tagesgestirn über die Fluten das Stillen Weltmeeres und verklärt alsbald im Morgensonnenglanz die Marschallsgruppe, lange Schatten der Palmenschäfte über Land und Meer gen Westen werfend. Die Marschallsinseln, unsere östlichste Reichskolonie, stehen im Kreise der in so unerwarteter Ausdehnung über beinahe die Hälfte des Erdumfanges uns zu teil gewordenen Reichsschutzgebiete einzig da durch ihre Natur und durch ihre Bevölkerung, ohne jedoch hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Verwertbarkeit hervorzuragen.

Die Frage liegt nahe: Was sollen wir mit den winzigen Schollen von Korallenboden im weitest entfernten Weltmeer? Ja, die Größe dieses gesamten Archipels ist allerdings sehr unbedeutend, sie beträgt noch nicht die Hälfte des Rügener Areals; das betrachtete Dschalut-Atoll macht schon nahezu den vierten Teil aller dreiunddreißig Marschallsatolle aus. In zwei langen Reihen, welche sich beide von Nordwest gen Südost strecken, der westlicheren Ralick- und der östlicheren Ratackreihe, verbreiten sich letztere über einen ungeheuren Raum des Großen Oceans, in welchem das ganze Deutsche Reich mehr als genügenden Platz fände; aber ließen sie sich wie Pflastersteine benutzen, so könnte man zur Not eben die vierhundert Quadratkilometer des Hamburger Stadtgebietes mit ihnen pflastern. Ein Erzeugnis jedoch ist es, was jeden Fußbreit dieser flachen Südseeinseln wertvoller macht als den fettesten Boden in unserem Vaterland. Das ist die Kopra, diese in braunkrustigen weißen Scherbenstücken in Handel kommende getrocknete Hohlkernmasse der großen eiförmigen Kokosnüsse. In England, Frankreich und jetzt auch bei uns (in Harburg und Magdeburg) preßt man mit Maschinen aus der Kopra das vielfältig verwendete feine Kokosöl, erhält als Nebenprodukt noch ein ausgezeichnetes, wennschon unreines Maschinenöl und als Preßrückstand einen immer noch öl- und stickstoffhaltigen Zellstoffbrei, den man zu sogenannten Kokoskuchen, einem trefflichen Kraftfutter für unser Rindvieh, ver-

Eingeborene von Dschalut. (Nach Hernsheim.)

arbeitet. Wie viel durch den Koprahandel bei Kokospflanzungen auf den Marschallsinseln zu verdienen ist, möge folgendes

Rechenexempel beweisen. Ein einziger Acker englischen Maßes, das heißt 1,6 Morgen, trägt im vorschriftsmäßigen Abstand von zehn Metern achtzig Kokospalmen. Nehmen wir auch nur sechzig von ihnen als vollkräftig an (denn erst von ihrem zehnten Lebensjahre ab liefert die Kokospalme volle Ernte), so bringen diese alljährlich gerade sechstausend Nüsse, das heißt gerade eine Tonne (1000 kg) Kopra, welche zur Zeit mit dreihundert Mark in Hamburg bezahlt wird. Kost und Lohn des eingeborenen Arbeiters stellt sich ungefähr pro Tag auf eine Mark; da derselbe aber fünf (englische) Acker der Pflanzung, ohne sich zu übernehmen, bewirtschaftet, so beträgt die jährliche Barauslage für je einen Acker einige siebzig Mark; die Verzinsung des Kaufkapitals fällt bei den spottbilligen Landpreisen gar nicht ins Gewicht, die Seefracht bis Europa beläuft sich allerhöchstens auf hundert Mark, so daß der Pflanzer mithin von jeder Tonne Kopra einen Reingewinn von etwa sechsundsiebzig Prozent erzielt, wobei der Nebengewinn vom Koir (der Basthülle der Kokosnuß) nicht einmal mit veranschlagt wurde. Und dabei liefert diese kostbare Palme ihren Vollertrag von je hundert Früchten sechzig Jahre hindurch!

Der unvergeßliche Hamburger Großhändler Godeffroy war es, der auf den Marschalls festen Fuß faßte, um regelmäßige Kopraeinkäufe bei den Insulanern zu machen. Seine auf Dschalut begründete Faktorei ist nun in die Hände der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft“ (mit dem Sitz in Hamburg) übergegangen, und ihr zur Seite betreibt das dortige Koprageschäft ganz besonders die Hamburger Firma Hernsheim u. Compagnie (Hernsheim und Robertson). Jener Gesellschafts- und dieser Privatfirma ist es zu danken, daß Dschalut nicht allein für die Marschallsgruppe, sondern für ganz Mikronesien der Mittelpunkt des geschäftlichen Verkehrs geworden. Deshalb wurde auch Dschalut bereits 1879 zur Residenz des deutschen Reichskonsulats erhoben und ist gegenwärtig also Sitz unserer Kolonialverwaltung des Archipels, bei seinem vortrefflichen Lagunenhafen gleichfalls eine der wichtigsten Südseestationen für unsere Kriegsflotte (Kohlenstation schon seit 1878). Die oben erwähnte Dschalutinsel Dschabwor erhielt durch die wohleingerichteten deutschen Handelsetablissements einen ganz europäischen Anstrich; man findet dort in einem regelrechten Hotel gute Unterkunft und kann nach Finschs Versicherung daselbst ungefähr alles kaufen, was der civilisierte Mensch zum Leben bedarf, „von der Segelnadel bis zur Nähmaschine und vom Schiffsbrot bis zur Straßburger Gänseleberpastete“. Außer Dschalut besitzen nur noch Ebon, Namerik, Milli, Madjuru und Arno Stationen von Kleinhändlern, welche für die beiden großen Geschäfte auf dem Ralick-Atoll Dschalut oder auf eigene Rechnung Kopra von den Eingeborenen tauschen und kaufen, denn auf den Marschalls ist bereits vielfach Silbergeld in Umlauf, und zwar chilenische Dollars. Ein Braunschweiger, Adolf Capelle, war wohl der erste deutsche Kaufmann, der sich (um Mitte der sechziger Jahre) für die Dauer auf den Marschalls niederließ, und zugleich der erste, welcher den Insulanern die Kopraherstellung beibrachte; seine eigene Kokosplantage auf der ihm gehörigen einsamen Insel Likieb (in der Ratackkette unter dem zehnten Parallelkreis gelegen) findet hoffentlich bald Nachahmung unter unseren Landsleuten. Ist doch seit Jahrzehnten der Handelsverkehr der Marschallsinseln mit der Außenwelt ein vorwiegend deutscher (es arbeitet daselbst nur noch eine neuseeländische, eine amerikanische und eine hawaiische Firma), und stand also die Flaggenhissung dort in vollstem Einklang mit dem klar ausgesprochenen Grundsatz unserer Kolonialpolitik, Schutz zu verleihen den überseeischen Wirtschafts-, vornehmlich den Handelsinteressen aller Reichsangehörigen. Der Ausfuhrwert der Marschallserzeugnisse bezifferte sich im Jahre 1883 auf ziemlich eine Million Mark und befindet sich in aufsteigender Bewegung. Unter den während des genannten

Jahres im Archipel eingelaufenen siebenundsechzig Schiffen waren neununddreißig deutsche, nur drei englische, ein französisches und ein dänisches (außerdem hawaiische und einige unter der 1878 kreierten Dschalut-Flagge). Naturgemäß wird freilich der Koprapreis durch den vermehrten Anbau der Kokospalme herabgehen, da die Steigerung der Nachfrage nach Kopra mit derjenigen des Angebots wohl nicht gleichen Schritt hält. In der That ist der Tonnenpreis für Kopra, der noch vor wenigen Jahren auf vierhundert Mark stand, zeitweise schon auf die Hälfte dieser alten Höhe gesunken. Jedoch auch bei Mittelpreisen für Kopra von wenig über zweihundertfünzig Mark pro Tonne ergiebt sich nach Obigem immer noch ein Reinertrag von Kokospflanzungen zu ungefähr fünfzig Prozent. Und wer hindert uns jetzt, wo unser Banner über all diesen Inseln weht, jeden von den Insulanern nicht für sich selbst beanspruchten Fleck mit Kokosplantagen zu besetzen?

Herrenloses Land aber ist auf dem Marschallsarchipel noch genug vorhanden. Manche Atollgruppe ist ja völlig menschenleer. Sie haben fast alle die Beschaffenheit des Dschalut-Atolls; nur in der Dicke der Humusschicht finden sich beträchtliche Unterschiede, wahrscheinlich weil nicht alle Eilande gleich alte Aufschüttungen der Meereswogen darstellen, der Pflanzenwuchs folglich auch nicht überall gleich lange thätig sein konnte in Bildung einer Dammerdedecke. Die Kokospalme indessen nimmt mit dem magersten Korallensand fürlieb, wenn sie nur ihren Wipfel stets in Seeluft wiegen kann, was ihr hier aller Orten gewährt ist. Der Brotfruchtbaum scheint allerdings höhere Ansprüche an die Bodengüte zu stellen, ähnlich wohl auch die verschiedentlich von den Marschallern angebauten Knollengewächse (Jams, Taro, Arrowroot oder Pfeilwurz). Und so darf man vielleicht auf die Verschiedenheit in der Stärke der Humusdecke die ziemlich großen Unterschiede in der Bevölkerungsdichte der überhaupt bewohnten Atolle im wesentlichen zurückführen. Manches Eiland wird nur von einer einzigen Familie bewohnt; offenbar wegen mangelhafter Nahrungsvorräte galt früher auf Ratack das strenge Gesetz, daß keine Familie, außer derjenigen des Häuptlings, mehr als drei Kinder aufziehen dürfe, jede weitere Geburt unverbrüchlich die Tötung des Neugeborenen zur Folge habe; wogegen das ganz kleine, fast kreisrunde Ebon-Atoll (im Südwesten von Dschalut) offenbar seiner ausgezeichneten Fruchtbarkeit halber auf einigen zwanzig winzigen Eilanden von zusammen fünf Quadratkilometer Oberfläche siebenhundertneunzig Bewohner ernährt, also durchschnittlich auf einem einzigen Quadratkilometer deren hundertachtundfünfzig, so daß Ebon in seiner Bevölkerungsdichte das Deutsche Reich nahezu um das Doppelte übertrifft, während die mittlere Dichte des gesamten Marschallsarchipels, auch wenn man dessen Volkszahl auf volle 11600 schätzen will, nur neunundzwanzig beträgt.

Kein Atoll gleicht völlig dem anderen; trotzdem sind sie alle so zu sagen nur Variationen derselben Grundmelodie. Einige stellen noch länger ausgedehnte und noch eckigere Riffkränze dar als Dschalut, so das Mentschikoff- oder Kwajalein-Atoll inmitten der Ralickkette unter dem neunten Parallelkreis, dem auch ein Zwergarchipel im Inneren der Lagune nicht fehlt. Andere nähern sich der Kreisform und umschließen eine völlig inselleere Lagune; diesem Typus gehört im fernsten Nordwesten Eniwetok oder die Browngruppe an: sie könnte gleich einem Bildrahmen ungefähr um unser Rügen gelegt werden, denn ihr größter Durchmesser entspricht dem Abstande Charlottenburgs von Brandenburg, oder Hanaus von Frankfurt a. M., wobei aber selbst die weitaus größte der dreiunddreißig über das Riff zerstreuten Inseln nur ein Viereck von etwa einem Kilometer Seite ausmacht. Die zahlreichste Inselschar vereinigt das Otdia- oder Rumanzoff-Atoll, doch die meisten seiner achtundsechzig Eilande sind ohne Bewohner. Die Ebbe macht ge-

wöhnlich die sonst meerbedeckten Teile des Riffs wasserfrei, so daß man wie auf einem Steindamm trockenen Fußes von einer Insel zur anderen gelangen kann. Überall besteht der Inselboden so wie auf Dschalut aus Aufschutt von Korallenkalk-Bruchstücken (meist grauer Farbe) und von Seemuschelschalen; und immer ist es dieselbe Baumvegetation, welche die tafelebenen oder doch nur mit ganz niedrigen Haufwerken von Korallentrümmern versehenen Inseln dem Schiffer zuerst verrät; doch vermag man letztere selbst vom Deck größerer Schiffe aus höchstens auf sechsundzwanzig Kilometer Entfernung zu erkennen (gleich der halben Enfernung von Bremen nach Bremerhafen). Ob der Baumwuchs dichter oder (auf ärmerem Felsboden) weniger dicht, immer unterscheidet man nur die drei zugleich für den Menschen wichtigsten Baumarten: die Kokospalme („Ni" der Eingeborenen), den auf einem Luftwurzelgestell gleichwie auf Stelzen sich erhebenden Pandang („Bob" oder „Wob") und den prächtigen Brotfruchtbaum („Mia" oder „Mä"), dessen Stamm mitunter gewaltige Dicke erreicht.

Auch die Fauna ähnelt allerwegen derjenigen, die wir auf Dschalut kennen lernten. Höchstens daß stellenweise zur wilden Taube der Südsee sich noch ein Strandläufer gesellt, oder ein kleiner weißer Reiher (den man auf Airik auch zähmt), und daß auf der danach geheißenen Vogelinsel der Otdiagruppe eine Seeschwalbenart häufig nistet. Der um die genauere Erkundung der Ratackreihe hochverdiente russische Seefahrer Otto v. Kotzebue fand auf letzgenanntem Atoll bei seinem Besuch im März 1817 weder den Hund noch Schweine oder Ziegen; vielmehr erregte der Anblick dieser vorher noch nie gesehenen Tiere bei den Insulanern höchstes Erstaunen, ja deren harmloses Gebaren sogar teilweise Bestürzung; Hühner hielt man nicht des Fleisches, sondern bloß der Federn wegen, mit denen man sich schmückte; ähnlich wie Kettenhunde pflegte man die Hühner mittels Schnüren an der Wohnhütte zu befestigen. Massenhaft waren schon damals die Ratten verbreitet; auf manchen Inseln dienten sie den Frauen zur Speise.

Die Hütten sind nach alter Sitte wandlos, eigentlich bloße Giebeldächer, mit den vier Ecken auf vier dicke Holzpfeiler gestützt und eine Art Speicher oder Hängeboden einschließend, durch dessen Bretterverschlag von dem ganz offenen Wohnraum, also von unten her, in der Mitte ein Zugang führt. Auf dem Hausboden, den man wohl mit Korallensteinen auskleidet und stets mit Bastmatten belegt, wohnt die Familie tags über; der nicht zwei Meter hoch darüber befindliche Speicher dient zum Aufbewahren von Gerät und Nahrungsmitteln, als Schlafgemach für den Hausherrn und seine Gattinnen. Kein Geringerer als Adalbert v. Chamisso, der Begleiter Kotzebues auf dessen Entdeckungsfahrt, hat uns das ursprüngliche, von europäischer Einwirkung noch nicht veränderte Leben der Marschaller (und zwar der Ratacker) geschildert. Es war noch die Zeit ihrer beherzten Seereisen, die Zeit der ausschließlichen Muschel- und Steinbeile, mit denen man ein Jahr lang an einem einzigen größeren Boote zimmerte, einen Eisennagel, wie man ihn etwa an angeschwemmten Balken europäischer Schiffe mit Argusaugen erspäht hatte, als allerbeste Beute willkommen hieß. „Möll!" und immer wieder „Möll!" d. h. Eisen war der Ausruf der Verwunderung, als die Ratacker die vielerlei Eisengeräte an Bord des „Rurik" zu Gesicht bekamen, vollends als sie solche Massen des ersehnten Metalls schauten wie Kanonenläufe und Schiffsanker; altes Bandeisen war ihnen damals das liebste Geschenk.

Der freundliche und friedliche Zug, der uns heute die Marschallsinsulaner anziehend macht, zeichnete ihr Gemüt schon damals aus. Es gab keinerlei blutigen Zusammenstoß zwischen ihnen und der Rurik-Mannschaft. „Ridara" (Freunde) riefen sie den weißen Männern zu, reichten ihnen Muschel- und Blumenkränze dar, die sie sich selbst vom Haupt ge-

nommen, ja ihr „Tamon“ (Häuptling) tauschte mit dem „Tamon“ des „Rurik“, also mit Kotzebue (im Munde der Ratacker „Totabu“), den Namen aus — eine weit durch die Südsee verbreitete Sitte innigsten Freundschaftsschlusses. All das schloß freilich nicht aus, daß die fröhlichen Marschaller offen oder heimlich den Weißen, mit denen sie alsbald lebhaften Tauschhandel eingingen, gelegentlich auch erwünschte Gegenstände wie Messer und dergleichen entwendeten. Gewehre und Kanonen hielten die glücklichen Menschen nur für Instrumente zur Abgabe akustischer Signale, ähnlich im Gebrauch ihren eigenen Muscheltrompeten. „Unsere Freunde“ nennt Chamisso in seiner herzenswarmen und doch nicht überschwenglichen Schilderung das Ratackvolk. Er sagt: „Außer ihrer Sorge für Nahrung beschäftigen unsere Freunde nur ihre Schiffahrt und ihr Gesang. Ihr liebstes, ihr einziges Gut sind ihre Boote und ihre Trommel, welche schon ihre Kinderspiele ausmachen. Sie führen besonders am Abend, im Kreis um ein hellloderndes Feuer versammelt, ihre sitzenden Liedertänze auf. Berauschende Freude ergreift dann alle, und aller Stimmen mischen sich im Chor.“ Noch gegenwärtig kennt man wenigstens auf den nördlicheren Inselgruppen mit treuer bewahrter Volkstümlichkeit diese für die Marschallsinseln bezeichnenden mimischen Aufführungen, bei denen im Mondenschein unter grünendem Laubdach sich ein Kreis festfroher Leute um einen niedersitzenden Vornehmen schließt, der sich reich geschmückt hat und nun in zitternden Armbewegungen, Kopf- und Augenverdrehungen das Möglichste leistet, während die Frauen und Mädchen um ihn her einfache Weisen singen, was zuletzt in ohrenzerreißendem Gellen endet und wobei die mächtig lange Holztrommel (gewöhnlich von Flaschenform und mit Haifischhaut überzogen) im Takte geschlagen wird. Tiefere Poesie dürfen wir im Text der Marschallslyrik freilich nicht suchen; manches Lied hat noch viel prosaischeren Sinn als nachstehendes Frauenlied:

Esülog o no logo dildinu
Oalog o no logo dildinu
dildinemduon!

d. h. Untertauchen in die See sechsmal,
Auftauchen aus der See sechsmal,
siebenmal!

Chamisso schließt mit den Worten: „Die dürftigen und gefahrdrohenden Riffe Ratacks haben nichts, was die Europäer anzuziehen vermöchte, und wir wünschen unseren kindergleichen Freunden Glück, in ihrer Abgeschiedenheit zu beharren. Die Anmut ihrer Sitten, die holde Scham, die sie ziert, sind Blüten der Natur, die auf keinem Begriffe von Tugend gestützt sind. Sie würden sich unseren Lastern leicht bildsam erweisen und wie das Opfer unserer Lüste unsere Verachtung auf sich ziehen.“

Noch heute dräuen die Gefahren der Marschallssee, Riffe und oft reißende, mit den Gezeiten wechselnde Strömungen. Aber die Gewinnsucht hat den Europäer doch dorthin gezogen, die Kopra ist daselbst sogar ein bleibender Magnet für ihn geworden. Die Weltabgeschiedenheit und damit, wie Chamisso vorausahnte, die Kinderunschuld der Marschallsinsulaner ging für immer verloren. Walfänger, desertierende Matrosen und sonstiges Vagabundengelichter der Südsee, der Abschaum europäischer und amerikanischer Gesellschaft — sie haben auch hier ihr unsauberes Lasterbeispiel erfolgreich gezeigt, während gleichzeitig ein halbes Jahrhundert anfangs nur zeitweiligen, später beständigen Handelsverkehrs mit den fremden Seefahrern, dann mit den ansässig gewordenen Kaufleuten die Unverdrossenheit steinzeitlichen Gewerbsfleißes, den kühn seemännischen Wagemut der Marschaller unterwühlte. In jener reizlosen Halbheit zwar harmloser, aber auch energieloser Unkultur, versetzt mit bösen Auswüchsen oder mangelhaft verstandenen Brocken unserer Kultur, ist dieses Insulanervolk unter den Schutz des Deutschen Reiches getreten. Unser eigenstes Interesse fordert es, daß wir ohne Arglist demselben wenigstens zu einer angemessenen Halbkultur verhelfen und es vor dem

Hinsterben schützen, denn ohne die Arbeit der Eingeborenen wäre auch dieser Kolonialbesitz eitel.

Streifzüge durch die Karolinen.

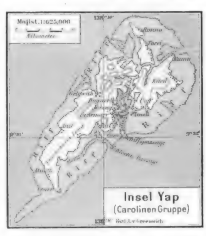
Behüt dich Gott — es wär so schön gewesen!
Behüt dich Gott — es hat nicht sollen sein!

So klingt es uns unwillkürlich in den Ohren, wenn wir jetzt den Namen der Karolineninseln hören. Aber gewissermaßen eine deutsche Inkognitokolonie sind sie doch, diese Karolinen, obschon die Spanier nun endgültig dort, wo sie wirtschaftlich nichts zu suchen haben, „herrschen". Freigegeben ist uns das Wichtigste, nämlich der Handel und das Recht zur Ansiedelung auf den Inseln; ja, in deutscher Hand liegt sogar der Löwenanteil des Handels auch auf diesem Südseearchipel: schwarz-weiß-rot wehen lustig nach wie vor die Flaggen über deutschen Faktoreien an den Hauptplätzen der Karolinen, wo ein nicht unbedeutender Einkauf von Südsee-Erzeugnissen stattfindet, vor allem von Kopra, daneben von Schildpatt, Perlmutter und vegetabilischem Elfenbein, der steinharten Frucht einer Palme, die auch bei uns vielfach zur Knopffabrikation verwendet wird.

Als eine lange, westöstlich gestreckte Kette sind die Karolinen eingeschaltet zwischen die südlichen Marschallsinseln und die südlichen Philippinen — eine locker gefügte Inselschnur, welche, wenn wir ihr die etwas abgesonderte Westgruppe der Palaos- oder Palau-Inseln mit zurechnen, auf Europas Boden gebreitet, von Paris bis an den Uralfluß reichen würde. Dennoch ist ihr Landumfang wieder überraschend klein: die ungefähr fünfhundert Inseln decken ein Areal, das etwa demjenigen des Herzogtums Altenburg gleichkommt. Fast alle sind abermals ganz schmale korallinische Flacheilande, welche sich zu einigen fünfzig Laguneninseln oder Atollen gruppieren; diese zahlreichen Inselchen bilden jedoch nur den kleinsten Teil des Gesamtareals, welches ganz überwiegend ausgemacht wird von den wenigen Inselkörpern einer im Marschallsarchipel ganz unvertretenen Kategorie: von den vulkanischen Hochinseln aus dunklem, meist basaltischem Felsgestein. Abgesehen davon, daß ausnahmsweise auch einige Inseln aus Korallenkalk hier infolge örtlicher Hebung als mäßig hohe, steilwandige Gebilde emporragen (so Fais ostwärts von Yap, ein dreißig Meter hohes, an seiner Oberfläche nahe beckenförmiges Madreporen-Atoll, ferner die südlichen Palau-Inseln), bedingen diese meist prächtig bewaldeten, zu Gipfelhöhen wie unsere mitteldeutschen Gebirge emporsteigenden echten Hochinseln mit bald sanft gewölbten Bergeshäuptern, bald kühn gestalteten Piks (so daß man sie „Eselsohren" nennen konnte), den landschaftlichen Hauptreiz dieser mikronesischen Centralprovinz. Wie sehr aber diese Hochinseln zugleich durch ihre Größe hervorragen, mag daraus hervorgehen, daß auf die größte Palau-Insel Babelthaub und auf Ponape, die im Osten gelegene größte Insel der Karolinen im engeren Sinn, schon beinahe die Hälfte des ganzen Areals unserer Inselgruppe entfällt. Jede von beiden Inseln kann sich mit der Größe der kleinsten deutschen Fürstentümer (Schaumburg-Lippe, Reuß ältere Linie) messen, unter den Inseln des Deutschen Reichs ist Alsen ihr nächster Größenverwandter. Die drittgrößte unter den Karolinen, das vielgenannte Yap, bleibt zwar hinter dem kleinsten deutschen Staatsgebiet, dem bremischen, noch zurück, übertrifft indes Sylt um mehr als das Doppelte. Die viertgrößte und zugleich östlichste der Karolinen, Kusaie, sinkt bereits nahezu auf Sylts Größe hinab; das wenig größere Ruk (oder Hogulu) in den Central-Karolinen sollte man überhaupt nicht als eine einzige Hochinsel aufführen, da es vielmehr eine Gruppe kleiner Eilande aus Vulkangestein in einer Atollumrahmung darstellt.

Eigentlich ist zwar Yap gleichfalls eine Gruppe, aber dieselbe besteht, wie der Leser auf unserer beigefügten Karte sieht, ganz wesentlich aus der Hauptinsel Yap mit nur wenigen Trabanten, umhegt von einem

weitreichenden gemeinsamen Korallenriffgürtel, von dessen Außenkante ab erst das tiefe Meer beginnt. Die 207 qkm große Hauptinsel Yap (deutsch hätten wir Jap zu schreiben) setzt sich aus zwei zackigen Landmassen zusammen, welche nur durch eine schmale Landenge miteinander verbunden sind. Durch das umgürtende Riff verlaufen einige tiefere Rinnen, Passagen genannt, weil sie von den Schiffern zum Ansegeln des Landes benutzt werden. Der günstigste dieser Zugänge führt aus Südosten in die Bucht von Tomil, in deren Hintergrunde gegenüber der Ortschaft Rul sich ein vorzüglicher Hafen, der Rulhafen, findet.



Insel Yap
(Carolinen Gruppe)

Auf der einen Seite des Rulhafens erblicken wir die sogenannte Rulinsel (genau genommen eine Halbinsel), das Hauptland von Yap: ihren Norden füllt ein gebirgiger Kern mit abgerundeten Hügeln bis 419 m Höhe aus Tuffen und Thon, bewachsen bloß mit kleinem Gesträuch, Gräsern und Farnen, gen Süden jedoch senkt sich das Gehügel zu einer fruchtbaren Niederung herab. Jenseits der Landenge gelangen wir nach der Halbinsel Tomil mit einer gleichfalls waldlosen Tafelebene von 200 m im Inneren und einem breiten, von üppigem Baumwuchs bedeckten Ufersaum. Bloß der letztere ist bewohnt, er macht aber auch gleich der südlichen Niederung der Rulinsel den Eindruck eines herrlichen, mit Gartenbeeten durchsäten Parkes: am Fuße des inneren Tafellandes ziehen sich zunächst dichte Haine von Arekapalmen hin, untermischt mit wenigen wildwachsenden Sträuchern und Bäumen, dann folgen Bambusanpflanzungen und Brotfruchtbäume, wechselnd mit Beeten der so anmutigen wie fruchtreichen Bananenstaude, endlich nach dem Strande hin einzelne Pandangs und ganze Wälder der Kokos. Die Kulturpalmen ersetzen auf Yap die natürliche Waldung.

In tiefem Urwaldschatten dagegen liegen noch zur Stunde die Berge und Thalschluchten von Ponape und Kusaie; nur schwer gelingt es, in dies netzartig von Schlinggewächsen verstrickte Dickicht daselbst einzudringen, aus welchem eine Menge verschiedenartiger Vogelstimmen ertönen; das hellste Tageslicht wird unter den lückenlosen Baumwipfeln zur grünen Dämmerung gedämpft, selbst zur heißesten Tagesstunde kühle Bergwasser rauschen unter dem Laubschatten zum Meere und laden zum erquickenden Bade.

Man nähert sich einer solchen Gebirgsinsel regelmäßig quer durch ein untiefes, darum grünliches Küstenmeer, welches bis an die Außengrenze des umschließenden Riffs reicht. Letzteres hat gewöhnlich vor dem Absturz zur blaufarbenen Tiefsee einen etwas erhabenen Rand, weil hier im unablässigen Spiel der Brandung die riffbauenden Korallentierchen die reichlichste Nahrung bekommen, daher am rüstigsten bauen. Über dieser der Meeresoberfläche nächsten Mauerlinie des Riffs, gerade da, wo man aus der stets wogenden offenen See in den Frieden des Lagunengewässers einfährt, hat man eine reizende Augenweide im krystallklaren seichten Meere, bis auf dessen Grund man schaut: nach allen Richtungen hin schießen kleine Fische zierlichster Zeichnung und prunkendster Färbung, dort ultra-

Digitized by Google

marinblaue mit hochgelben Flossen, hier goldgrüne mit schwarzer Bänderung. Doch nach wenigen Augenblicken gleitet das Schiff über das Laguneninnere und der Untergrund entschwindet unserem Auge. Zur Ebbezeit liegt freilich das Riff bis zum Lande hin teils oder ganz trocken, nur wenige Stellen hinterbleiben mit mehr als knietiefem Wasser. Doch auch zur Flutzeit ist die Grenzlinie zwischen Land und Meer verwischt, denn Mangrovengewächs reicht ins Meerwasser hinaus, diese merkwürdige Formation, welche sich überall in den Tropen einstellt, wo an seichtem, vor Brandung geschütztem Gestade viel Süßwasser dem Meere sich mitteilt. Hier ist dieser abwechselnd im Wasser und im Sumpf stehende Uferwald hauptsächlich durch die schöne Sonneratia gebildet: aus weiter Ferne schon bemerkt man ihre hohen, starken Stämme mit dunkler Rinde und hellgrünem Laub, das bis zum Wasserspiegel sich herabneigt; nach der Außenseite stehen die eigentlichen Mangrovengebüsche, ausgezeichnet durch ihren strafferen, mehr an die Fichte erinnernden Wuchs und ihre Luftwurzeln. Hinter diesem eigenartigen, stets nur schmalen Waldgürtel sehen wir den mählich ansteigenden Boden mit viel mannigfaltigerem Grün bekleidet. Zwischen Kokosbeständen schimmert das lichte Grün der Bananen und des Zuckerrohrs hervor; je weiter nach innen, um so seltener werden diese Kulturflecke im scheinbar einförmigen dunkleren Walde auf den Bergen. Aber die Einförmigkeit desselben ist eben nur Schein; mit dem Fernglas erkennen wir deutlich die zierlichen Gestalten der Baumfarne neben viel höher ragenden Palmen, die guirlandenähnlichen Lianenbehänge, die uns wohlbekannten Pandanusbäume sowie die in der Nähe der Eingeborenenhütten nirgends fehlenden Brotfruchtbäume.

Den paradiesischen Frieden dieser Waldlandschaft stört kein Raubtierschrei, kein Affengeheul. Es giebt überhaupt kein einheimisches Säugetier daselbst mit Ausnahme eines unschuldigen Verwandten unserer Fledermäuse, des „fliegenden Hundes". Bisweilen huschen diese seltsamen, von Früchten lebenden Tiere wie Eulen durch die Baumwipfel, meistens hängen sie zu Dutzenden hoch oben im Astwerk, den Kopf nach unten, den ganzen Körper in die Flughaut eingehüllt, wie Schinken im Rauchfang. Unter den gefiederten Waldbewohnern bemerken wir abermals die Wildtaube der Marschallsinseln häufig, zu unserer Verwunderung auch unser Haushuhn, das hier noch immer fast nirgends gezähmt wird, jedoch nur eine einzige Papageienart — ein Beweis, wie fern diese Tierwelt der benachbarten australischen steht. Zahlreich begegnen buntfarbige Eidechsen, bald fingerlange, bald über fußgroße, sowohl an Baumstämmen und im Laube als auch in den Hütten, wo sie sich mit den allverbreiteten Ratten auf dem Hausdach wie in den Gemächern treffen. An Insekten ist keine Mannigfaltigkeit wahrzunehmen. Aus dem Laube schallt zwar hellschwirrendes Getön von Cikaden, schattige Büsche sind auch an Schmetterlingen keineswegs arm, indes der verschiedenen Arten giebt es nur wenig. Die gleichfalls artenarmen Käfer werden gewissermaßen ersetzt durch die niedlichen Paguruskrebse, welche ihren weichen Hinterleib in ein ausgestorbenes Schneckenhaus einschmiegen und mit diesem auf Busch und Baum kriechen.

Friedlich und freundlich lacht uns endlich auch das Volksleben der Karoliner entgegen. Die eigentlichen Karoliner sind ziemlich heller, gelbbrauner Hautfarbe, im übrigen den Marschallsinsulanern ähnlich; die Palauer erscheinen dunkler, haben mitunter statt des zum Lockenfall neigenden Malaienhaars einen struppigeren, zum Aufbauschen in eine papuanische Haarkrone geeigneten Haarwuchs und erinnern des öfteren auch durch schmal vortretende Nase und sanft gekrümmten Nasenrücken an die südlich benachbarte Papuarasse Neuguineas, mit welcher sie vielleicht vermischt sind.

Fische, Schaltiere und Seeschildkröten, Schweine- und Hundebraten bilden die

Hafen von Yap. (Nach Hernsheim.)

animalische Kost; leicht erworben ist ebenfalls die pflanzliche, wie sie liefert die Kokospalme und der Brotbaum, die rankende Jamspflanze mit ihren oft sechzig bis siebzig Pfund schweren Knollen, der Taro, ein Verwandter unseres Aronstabs, die Banane, das Zuckerschilf, wildwachsende Ananas, Feigen, Melonenbäume. Viehzucht haben die glückseligen Karoliner mithin fast so wenig nötig als Pflug- und Hackenarbeit. Nicht, wie wir sahen, immer, aber doch meistenteils verwittert in dem regenreichen, ewig feuchten Tropenklima die vulkanische Gesteinsmasse der Hochinseln zu einer überaus fruchtbaren Lehmschicht, und selbst der magere Korallenkalkboden der Flacheilande scheint hier reichere Frucht zu spenden als auf dem Marschallsarchipel.

Begleiten wir, um ein sogar lukullisches Karolinenmahl einzunehmen, unseren Gewährsmann Franz Hernsheim, der uns schon auf Dschalut führte, auf einer fröhlichen Kusaiefahrt. Nachdem wir den sengenden Sonnenstrahl auf dem sandigen Strande empfunden, umfängt uns bei der Kanoefahrt durch einen engen Kanal des Mangrovegürtels um so wohliger der Schatten uralter Bäume, auf deren bemoosten Ästen malerische Blattpflanzen wuchern. Lustig zwitschern die Vögel, unter denen besonders ein scharlachroter Honigsauger auffällt, traulich girren aus dem verbergenden Laub die Tauben. Nachmittags gelangen wir so zu der kleinen Niederlassung Taff am Südhafen Port Bottin. Sie besteht nur aus einem halben Dutzend Hütten und zwanzig bis dreißig Menschen, über deren Seelenheil der eingeborene Missionar Owa mit seiner Frau Kinje wacht. Die ungesuchteste Gastfreundschaft ist hier wie allerwärts unter karolinischem Dach heimisch. In reinlichen Holzgefäßen bietet man uns Waschwasser auf der kleinen Steinterrasse, die das Haus umgiebt, und im Inneren des Hauses harrt unser ein köstliches Mahl. Sogar einen Tisch hat man eigens zu dem Zweck hergerichtet (denn sonst wird nach Landessitte auf der Matte am Fußboden gespeist). Den Anfang macht eine dampfende Hühnersuppe, mit Brotfrucht schmackhaft verdickt; dann folgen verschiedenartig zubereitete Fische und Taubenragout, hier-

Digitized by Google

auf ein zartes, am Spieße gebratenes Spanferkel nebst Taro und gebratener Brotfrucht, schließlich eine süße Speise, aus geschabten Bananen und dem ausgepreßten Saft der Kokosnuß bereitet. Owa und Frau bedienen die fremden Gäste bei der Mahlzeit und begnügen sich danach mit den allerdings noch reichlichen Resten, die sie nicht einnehmen, ohne vorher das übliche Gebet gesprochen zu haben.

Der Hausbau der Karoliner ähnelt wohl einigermaßen dem der Marschaller, ist aber weit behäbiger. Der Grundriß ist wieder stets rechteckig und das Dach abermals der umfangreichste Teil des Hauses. Zwischen den niedrigen Pfählen, auf denen das Dach ruht, falls es nicht bis zur Erde reicht, läßt man die Zwischenräume nach Gefallen offen oder verschließt sie durch Einsatzrahmen aus Rohrmatten. Das mächtig hohe Dach wird wegen der äußerst heftigen Regengüsse aus Palmen- und Pandangblättern ganz steil und sehr dicht hergestellt, ja bisweilen zum Teil sinnreich verdoppelt, indem man unter den hornartig emporstrebenden Giebelspitzen der mondsichelförmig gehöhlten Dachfirste jede der beiden Giebelseiten des Hauses noch mit einem besonderen Dache schützt, dessen schräge Ebene ungefähr rechtwinkelig auf die Linie der Dachfirste trifft.

Besuchen wir einmal einen der fünf Häuptlinge, denen Ponape unterthan ist, in seinem Heim. Es ist nur wenig größer als die anderen Häuser und wie meist auch diese auf einem Steinunterbau errichtet. An einem mit Kerben versehenen Pfahle erklettern wir das erhöhte Innere. In dessen Mitte befindet sich die Feuerstelle, und der umgebende Raum ist durch Bambusgestelle stallartig in neun Abteilungen geschieden. In jeder dieser neun Einfriedigungen sitzt eine der neun Frauen des Häuptlings mit ihren Kleinen. Einige von ihnen flechten Kränze, andere nähen Matten aus elastischen Fasern zu weicher Lagerstätte, wieder andere füttern kleine junge Hunde mit kastaniengroßen Teigkugeln gebratener und eigenmündig gekauter Brotfrucht, auf daß beim nächsten Feste der hier sehr beliebte Hundebraten recht lecker munde.

Beim König Tokosa auf Kusaie sprechen wir gerade vor, als er in der lustigen Veranda, über welche sein zweihörniges Hausdach ausgezogen ist, den täglichen Tribut von Fischen und Früchten aus den Händen seiner Unterthanen entgegennimmt. Wir sind da Zeugen der auch hier geltenden schroffen Ständegliederung. Wir sehen den Sklaven auf den Knien daherrutschen und den aus Kokosblatt geflochtenen Korb mit seiner Gabe zu des Königs Füßen schieben; leise, ohne die Augen zu erheben, entledigt er sich der vorschriftsmäßigen kurzen Ansprache und rutscht dann rückwärts wieder die Treppe hinab.

Die lautlos unter dreieckigem Mattensegel über den Wasserspiegel gleitenden Boote, meist schmuck rot bemalt, erinnern an schon von den Marschalls her uns vertraute Künste. Einzig in der Geschichte der Südseehandwerke steht aber die Thatsache, daß die Insulanerinnen der Karolinen anscheinend ganz selbständig die Weberei ersonnen haben. Aus der in Seewasser aufgeweichten Faser der wilden Banane, die einen starken gelbglänzenden Faden liefert, verstehen sie noch heute mittels einfachster Werkzeuge aus Muschelschalen, Holz oder Knochen auf dem Handwebstuhle recht schöne Gewebe herzustellen und diese auch bunt zu mustern durch verschiedenartiges Färben jener Faser. So fertigen sie namentlich die Lendenbinden, früher die einzige Bekleidung der Männer, die auch unter der jetzt von den Missionaren eingeführten Kleidung noch fort getragen wird. Die Frauen tragen das unterrockähnliche Umschlagetuch (den Sarong) bis zur halben Wade und stecken den Kopf durch ein aufgeschlitztes rotes Taschentuch. Denn längst sind ja europäische Stoffe eingebürgert. Gern gekauft wird namentlich eine rote Flanellart, die man zu Wollbüscheln zerzupft, um damit Matten einzufassen oder Hals und oberen Ohrrand zu schmücken. An der

bekannten, karnevalistisch sich ausnehmenden, aber ganz ernsthaft gemeinten Anlegung europäischer Uniformherrlichkeiten seitens würdiger Häuptlinge fehlt es natürlich auf den Karolinen gleichfalls nicht. So erschien einst König Isiban von Ponape an Bord eines deutschen Schiffes in einem roten Admiralsfrack, in dessen schwergesticktem Stehkragen sein Gesicht von der Nase abwärts verborgen war und den er einfach über den landesüblichen gelben Bastrock gezogen hatte, unter welchem die nackten braunen Beine hervorschauten, da er als Nichtgetaufter keine Beinkleider trug. Auch sonst ist bereits europäischer Kulturfirnis hier und da aufgetragen, und zwar in englischer Farbe; dafür haben englische Händler und nordamerikanische Missionare gesorgt. Bekehrte Häuptlinge radebrechen in englischer Zunge, Lotsen rufen den herannahenden Schiffer auf englisch an.

Leider ist die Volkszahl der Karoliner ebenfalls im raschen Abnehmen begriffen. Um die Mitte unseres Jahrhunderts soll die reiche Insel Ponape noch von mehr als fünfzehntausend Menschen bevölkert gewesen sein, dann schleppte 1854 ein englisches Schiff die Blattern ein, und heute giebt es nur noch zweitausend Ponapesen. Auf Kusaie schätzte man die Bewohnerzahl noch im Jahre 1855 auf elfhundert, jetzt ist sie auf vierhundert gesunken, noch dazu ohne daß ansteckende Krankheiten diesen Rückgang beschleunigten. Die Palauer verminderten sich nach Kubary in den letzten zehn Jahren um ein Fünftel, dürften also gegenwärtig kaum viertausend Köpfe zählen. Yap wird von Hernsheim mit zehntausend Bewohnern in seinen siebenundsechzig Dörfchen gewiß zu hoch veranschlagt; Kapitän Tetens schätzte die Yaper 1873 nur auf zwei- bis dreitausend. Nehmen wir Kubarys hohe Bevölkerungsziffer für Ruk als zutreffend an, nämlich zwölftausend (was eine Quadratkilometerdichte von einundneunzig ergeben würde), so erhalten wir als Gesamtzahl der Karoliner rund sechzehntausend auf 1450 qkm, das heißt eine Mitteldichte von elf, ungefähr wie in Schweden, beinahe nur ein Drittel derjenigen auf den Marschallsinseln. Einen ergreifenden Einblick in die Verursachung dieses, wie es scheint, unaufhaltsamen Dahinsterbens der karolinischen Inselvölker eröffnet uns eine neuerliche Mitteilung des eben erwähnten ausgezeichneten Sachkenners Joseph Kubary. Sie betrifft die Palaugruppe. Hier sterben in Jahren, wo die gewöhnlich beim jahreszeitlichen Windwechsel auftretende „Influenza“ besonders verderblich auftritt, an dieser sich mit Keuchhusten, Lungenentzündung und Dysenterie verknüpfenden Seuche bis gegen siebzehn Prozent der Bewohner, die ja im ernstlichen Krankheitsfall, ohne jegliche ärztliche Hilfe, völlig ratlos dem Schicksal sich preisgeben! Das weit Bedenklichere aber liegt in dem Umstande, daß einer so furchtbaren Sterblichkeit eine unerhört geringe Geburtenzahl zur Seite steht. In dreizehn Palaugemeinden (von zusammen vierhundert Seelen) kamen vom November 1882 bis November 1883 auf achtundfünfzig Sterbefälle nur sieben Geburten! Also jene übertrafen diese um mehr als das Achtfache!

Wohl sinkt auch den karolinischen Stämmen im überlegenen Anprall unserer Kultur der thatenfrohe Lebensmut. Noch im vorigen Jahrhundert fanden sie auf ihren Nußschalenbooten den Seeweg nach den fernen Marianen; jetzt sterben ihre greisen „Sternkundigen“ und nehmen die geheim gehaltene Kunst, nach den Himmelslichtern den Weg durch die oceanische Öde zu finden, ohne sie wie ehedem ihren Jüngern zu lehren, mit ins Grab. Wozu sollen sie noch ins Weite streben? Den Mitbewerb mit dem weißen Händler, den sie nun allerwärts finden, vermögen sie doch nicht zu bestehen. So erstirbt erfrischender Unternehmungssinn und das herzstärkende, zukunftssichere Bewußtsein, vollends in der eigenen Heimat vor keinem Fremden den kürzeren zu ziehen, naturgemäß mit der Eigenart selbst noch frühzeitiger dahin als der leibliche Stamm. Das bleibt wahr, auch wenn wir nicht eine

schon seit Jahrhunderten sich vollziehende Erschlaffung der Volkskraft angesichts der merkwürdigen Ruinen aus der Vorzeit behaupten wollen, wozu wir schwerlich ein Recht haben würden. Denn können nicht diese wunderbaren cyklopenhaften Mauerzüge und Terrassenbauten aus mächtigen Basaltblöcken ohne Mörtelkitt, wie sie sich auf mehr als einer Karolineninsel finden und in denen nun längst der tropische Pflanzenwuchs Wurzel geschlagen hat, einem Volke den Ursprung danken, welches vor dem gegenwärtigen hier siedelte? Das Haushuhn ist doch ganz gewiß nicht von selbst in den mikronesischen Waldungen heimisch geworden; gleichwohl haben nachweislich die Karoliner zuerst 1783 auf Palau durch die Mannschaft des an den dortigen Riffen gescheiterten englischen Postschiffs „Antilope“ erfahren, daß Hühnerfleisch eßbar sei. Wie sollten sie das aber vergessen haben, wenn sie oder ihre Vorfahren es je gewußt? Mithin möchte die Verwilderung unseres Haushuhns allein schon auf verschollene Vorbewohner der Karolinen hindeuten.

Neuseeland, Australien beweisen, wie Lebensüberdruß nicht nur dem einzelnen, sondern ganzen Völkern am Lebensmarke fressen kann. Aber auf unserem Karolinenarchipel schafft ein viel sichtbarerer Totengräber an des Volkes Grab: nicht sowohl die schlimme Seuche, die doch nur Lebende wegrafft, sondern vor allem die der frühzeitigsten Ausschweifung entstammende eheliche Unfruchtbarkeit, welche den Nachwuchs hemmt. Die bei so vielen Naturvölkern zu findende Geringschätzung der weiblichen Enthaltsamkeit vor der Ehe ist hier zu einer fast allgemeinen Prostitution vom Kindesalter ab gesteigert. Schlingt sich die braune Insulanerin die duftreichen rotgelben Blumen des Pandangbaumes ins schwarze Haar, so weiß sie sich sieghaft, denn jenen Blüten schreibt sie dieselbe Zaubermacht zu, wie ihn die Griechen dem Gürtel der Aphrodite beimaßen. Nichts hindert sie, den flüchtigen Neigungen des Augenblicks zu frönen, nur den äußeren Anstand zu wahren verlangt die Sitte. Noch fast ein Kind, verbringt z. B. auf Yap das junge Mädchen gern die Nacht am kühlen Strand im Hause, wo die unverheiratete Mannschaft abgesondert von den Wohnungen der Eltern schläft. Ist sie zur Jungfrau herangereift, so muß sie sich ein paar Monate dem Blicke der Männer entziehen, damit ihr die Zähne schwarz gebeizt werden. Dann aber setzt sie, mit diesem Zeichen der Heiratsfähigkeit geschmückt, die frühere lockere Lebensweise fort, bis sich ein ernsthafter Liebhaber findet, der ihrem Vater die üblichen Geschenke macht und sie unter seine Frauen aufnimmt. In Palau, wo man so streng die äußerliche Ehrbarkeit wahrt, daß kein Eingeborener an dem Orte vorübergehen darf, wo eben Frauen baden, weiht die Mutter selbst ganz regelmäßig ihr Töchterlein ein ins Dirnengewerbe. Schon mit den Knaben des Ortes lebt das saubere Mägdlein wie in wilder Ehe, dann tritt sie als „Armengol“ in das „Bai“, das heißt in das große Haus eines „Kaldebekel“ (einer „Bootsgenossenschaft“, wie man die jungen Leute nennt, welche im Kriegsfall ein Boot zu bemannen und auch sonst gemeinsame Leistungen auf Befehl der Gemeindehäupter, der Rupaks, zu besorgen haben). So wird die etwa Zehnjährige erklärte Maitresse eines sie bezahlenden Kaldebekelmannes und lebt insgeheim mit den übrigen Genossen des Bais, von denen sie gleichfalls Geld erhält (das altnationale Steingeld von Palau). Tags über sind letztere, wenn es nicht gemeinsame Angelegenheiten zu besprechen giebt, in den Häusern ihrer Eltern; nur abends versammeln sie sich allemal im Bai, wo dann an jedem Ende des langen Hauses eine Thonlampe angezündet wird, und die Armengol die Schlafmatten entrollt. Hat die Schöne auf solche Weise der Bais mehrere, der Jünglinge unzählige glücklich gemacht, so holen sie entweder ihre Verwandten nach Hause und nehmen ihr das verdiente Geld ab, oder es heiratet sie endlich ein Freund. Was Wunder, wenn dreiviertel solcher Ehen unfruchtbar sind?

Es gehört zu den auffälligsten Sittenüberbleibseln aus uralter Zeit auf dieser bis jüngst so weltvergessen einsamen Inselgruppe Palau, daß sich noch deutliche Spuren der sogenannten Mutterehe finden, der Mann z. B. nie das Vermögen der Frau als das seinige betrachten darf, selbst in der Stammesverfassung die Frauen noch ganz selbständig neben den Männern stehen, ihre eigenen, also weiblichen Rupaks besitzen, daß ferner die Eheleute streng züchtig vor der Welt ihr vertrautes Verhältnis, ja jedwede Zärtlichkeit verbergen müssen, womit es zusammenhängt, daß sie den Besuch der Armengols seitens ihres Gatten nicht verwehren dürfen, jene vielmehr im Bai verköstigen, förmlich bedienen müssen. Hören wir darüber eine kluge Palau-Matrone selbst sich äußern. Die Gattin Kreis, eine ausnahmsweise noch mit etwa vierzig Jahren ganz stattlich aussehende Frau, hatte sich natürlich drein ergeben, daß ihr Gemahl vor kurzem von neuem gefreit hatte; seine Wahl war auf ein ganz junges Mädchen gefallen, jedoch wie zumeist auf den Karolinen, hatte allein äußere Rücksicht die Wahl bestimmt, diesmal die reiche und vornehme Verwandtschaft der Neuerkorenen. Krei lebte dessen ungeachtet sein Don-Juan-Leben weiter, heute kostete er bei den Armengols im benachbarten Bai, morgen zog er es vor, seine Gunst einer Kleinen in deren elterlichem Hause zu schenken. Darob groß Herzeleid der jungvermählten Gattin, die nun schluchzend zur älteren Ehegenossin kommt, dort bittere Klage zu führen. Diese indessen läßt die Unerfahrene erst ruhig ausweinen und spendet ihr dann folgenden Trost.*

„Alle Männer sind ja gleich schlecht, was eheliche Treue betrifft — aber sind nicht oft genug die Frauen selbst die erste Ursache von der Untreue ihrer Männer? Solange sie nicht das Verhältnis der rechtmäßig Angetrauten zu den Armengols im Bai lösen, wird es immer so bleiben. Bist du denn nicht selbst einige Monate Armengol in Rallap gewesen? Nicht wahr, damals gefiel dir das freie ungebundene Leben im Bai recht wohl, und die Bedienung seitens der verheirateten Frauen erst recht! Solange die Frau den Armengols täglich die Nahrung nach dem Bai bringen muß, werden sich immer Mädchen bereit finden, ein paar Monate Armengol zu sein, zumal sie bei ihrer Rückkehr ins Dorf den Eltern ein gut Stück Geld mitbringen und gewöhnlich dann auch nicht lange auf einen Mann zu warten brauchen. Hat nicht schon mancher Ehefrau die Erinnerung an das lustige Leben im Bai den Kopf verdreht, daß sie dem Mann davonlief und wieder Armengol wurde? An dem allen zu rühren, verbietet die altehrwürdige Sitte. Bringen wir jetzt den Armengols kein Essen mehr, so haben auch die Männer nicht mehr ihre weibliche Bedienung — wir Ehefrauen dürfen doch um keinen Preis der Welt zeigen, daß wir mit dem Manne vertrauteren Umgang pflegen, das wäre sittenlos! Und gilt dereinst die Sitte der Altvordern nicht mehr, dann wird sicherlich ganz Palau zu Grunde gehen!“

Ja, dieses Palau, das karolinische Volkstum überhaupt wird unrettbar der es aufschlürfenden Macht unserer Gesittung weichen müssen. Gar manche liebenswürdige, echt menschliche Erscheinung wie Sempers Palaufreund, der klarsinnige und herzensgute Arakolulk, wird dann keinen Raum mehr finden in einer fremden Welt, die Geschäft und einseitige Arbeit an die holde Idylle des Nichtsthuns und des Alleskönnens setzt. Fesseln wir zum Schluß noch ein paar Sittenbilder, die bald ganz der Vergangenheit angehören werden.

Kleinen Krieg giebt es auf den Karolinen zwischen den zahlreichen voneinander unabhängigen Dorfschaften fast immer.

* Wir setzen nur in direkte Rede um, was Karl Semper in seinem reizenden Buche „Die Palauinseln“ (Leipzig 1873) in indirekter Rede aus dem Munde der weisen Matrone wiedergiebt. Das Buch verdient viel größere Verbreitung; es schildert an der Hand der eigenen Erlebnisse und Eindrücke des Verfassers auf Palau das Wesen dieser Insulaner in novellistischer Anschaulichkeit.

Soll z. B. auf Yap ein Streit mit Waffengewalt ausgetragen werden, so treffen beide Parteien große Vorbereitungen; manchmal erkauft man auch die Waffenhilfe eines neutralen Dorfes mit einem großen Geldstein aus Kalkspat, wie er allein in Palauer Steinbrüchen gebrochen und gleich an Ort und Stelle in Gestalt und Größe eines Mühlsteines hergerichtet wird. Wochenlang liegen sich dann die bewaffneten Horden gegenüber und werfen Erdwälle auf. Wer sich unvorsichtig hinter letzteren vorwagt, wird mit wohlgezielten Speeren empfangen, deren Widerhakenspitzen arg verwunden, obschon selten töten. Kommt es zu wirklichem Kampf, so schießt man aus alten Schiffskanonen und rostigen Musketen so lange, bis von der einen oder anderen Seite ein paar Mann gefallen sind. Dann ist der Krieg beendet, und der Sieger mag stolz vor seinem Gemeindehaus die zwei oder drei großen Palau-Rundsteine aufstellen, welche der Unterlegene als Kriegsentschädigung gezahlt hat.

Grausig altertümlich erscheint auf den Karolinen die Klage um den Toten. Ist der Verstorbene einer aus dem Volke, so bindet man den Leichnam in sitzender Stellung an einen Pfahl im halbdunklen Inneren seiner Wohnung, und tagelang, wenn sich längst die Verwesung mit Pesthauch ankündigt, ertönt die heulende Totenklage dazu gedungener Weiber, die mit aufgelösten Haaren und rotbemalten Gesichtern am Boden kauern. Stirbt aber ein Häuptling, so wird der Leichnam sorgfältig eingeölt, mit all seinem Schmuck behangen und sodann sitzend auf ein Gerüst gebunden; sein Sohn legt ihm den Kampfspeer in die Hand, hängt ihm das Beil über die linke Schulter und setzt sich ihm gegenüber; befreundete Häuptlinge, vornehmere Unterthanen kauern lautlos im Kreise umher; mit weinerlicher Stimme preist der Sohn die Tugenden des Verstorbenen, und immer fällt der Chor der Umsitzenden ein mit „sorrum“ (du hast wahr gesprochen); dann und wann nimmt einer der Ältesten das Wort, und erzählt mit dumpfer Stimme eine ruhmreiche Begebenheit aus dem Leben des Toten. Nun erst treten die Klageweiber aufgelösten Haares vor und umtanzen mit gellendem Geschrei den Toten, während der Sohn Perlschalen, Pottwalzähne und andere Geschenke an die Leidtragenden verteilt, die sich darauf entfernen, um anderen Platz zu machen. So geht es Tag und Nacht fort, bis die Leiche völlig in Verwesung übergegangen und schließlich in feingeflochtener Matte auf Bergeshöhe in ein Grab gesenkt wird, über dem man eine Steinpyramide errichtet.

An Urzeiten gemahnt endlich die Behandlung der Wöchnerin. Schon einen Monat vor Eintritt ihrer schweren Stunde muß die Frau ihr Haus verlassen, um eine kleine, auf Pfählen im Wasser gebaute niedere Hütte zu beziehen. Nur kriechend kann sie hinein, ganz einsam muß sie darin verharren, weder der Gatte noch eine hilfreiche Freundin darf sie besuchen. Sobald sie durch lautes Schreien die Geburt des Kindes meldet, versammelt sich eiligst das Volk am Meeresstrande und treibt mit Lärm Mutter samt Kind dreimal in die salzige Flut. Dann erst darf das arme Weib unter das heimische Dach zurückkehren und sich für die schmale Kost in der engen Hütte entschädigen.

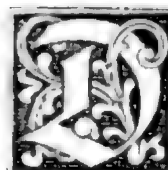
Wie wundersam sind doch die Sitten der Völker! Das Alter heiligt auch die verkehrtesten. Aber eben daß man so zäh durch die Jahrtausende an ihnen festhielt, beweist, daß sie doch nicht von ungefähr sind. Gerade die letzterwähnte findet sich bei den allerverschiedensten Menschenstämmen vom Äquator bis unter den Polarkreis; ihr huldigen die Dajaken Borneos so gut wie Giljaken und Ostjaken, die letzteren trotzdem, daß bei grimmiger Winterkälte in der niedrigen Birkenrindenhütte die Wöchnerin mitunter nebst ihrem Kinde umkommt. Wer löst diese Rätsel des menschlichen Gemüts?

Balzac und der französische Naturalismus.

Von
Eugen Zabel.

I.

Honoré de Balzac.



Die Litteratur eines Volkes müßte allmählich erstarren zu einer Sammlung von Gemeinplätzen, wenn sich nicht von Zeit zu Zeit mächtige Talente erheben wollten, die jeder Überlieferung trotzen, die Wurzeln ihrer Schöpfungskraft in ein ganz neues Erdreich senken und durch die Fülle und Eigenart ihrer Leistungen dem Publikum zuerst Erstaunen, dann heftigen Widerspruch und erst zuletzt nachhaltige Anerkennung abnötigen. Es sind dies die Bahnbrecher und Pfadfinder der Litteratur, die unzähligen Nachahmern das Feld ebenen und ihren Einfluß auf Generationen ausdehnen, Erscheinungen, die auf jedermann wirken und die sich in ihrem innersten Wesen doch nur schwer erfassen lassen. Eine solche Natur ist Balzac, unerschöpflich und berauschend, ein Autor, der beim Schreiben eine ganze Welt zwischen seinen Fingern zu halten schien und mit beispielloser Kraft an ihrem Ausbau arbeitete. Wenn man an die unglaubliche Hast denkt, mit welcher er ein Meisterwerk nach dem anderen vollendete, so wird man an einen Sturzbach erinnert und fragt sich, wie in einem menschlichen Gehirn so viel Ideen und Phantasien Platz finden, wie menschliche Fähigkeiten ausreichen können, um dies alles auszugestalten. Balzac hat die Geschichte Frankreichs in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts mit einer Gründlichkeit und Wahrheit geschrieben, wie es kein Historiker thun wird und thun kann, denn er kannte diese Epoche besser als irgend ein anderer und besaß die Kraft, ein ganzes Zeitalter in seinen Höhen und Tiefen dichterisch zu durchdringen. Wenn man sich in seine Poesien versenkt, glaubt man in einen Urwald zu geraten, dessen merkwürdige Fauna und Flora jedermann entzückt. Aber die Eindrücke sind so lebhaft und wechseln so schnell, daß wir kaum folgen können, oft verdickt sich auch die Luft so sehr, daß wir zu ersticken fürchten und Sehnsucht nach der Sonne und einfachen Menschen und Zuständen empfinden. Aber ist die lange Wanderschaft beendigt, so gleicht nichts dem Gefühl der inneren Sättigung, das uns überkommt. Der Dichter hat uns mit seinen Sinnen die Welt zu betrachten gelehrt, und diese Sinne sind die schärfsten, er hat uns seine Anschauungsgabe und Erfahrung geliehen und es ist unmöglich, daraus nicht den größten Vorteil zu ziehen.

Dabei geht durch alles, was dieser erstaunliche Mann geschrieben hat, ein auffälliger Widerspruch hindurch. Wenn man bei einem Dichter zuerst nach der Erfindung fragt, so ist Balzac ohne Frage einer der größten, die überhaupt jemals gelebt haben; wenn man dann aber den Künstler in ihm aufsucht, so kann man die

Verlegenheit nicht loswerden, denn die Form seiner Schöpfungen ist oft ebenso mangelhaft wie ihr Inhalt bedeutend bis zum Genialen ist. Das Gefühl für Maß und Harmonie ist diesem Kopfe, in dem es fortwährend von neuen Ideen brodelte, versagt geblieben. Ein Titan, der mit Riesenfäusten Felsen auf Felsen baute, ohne sich darüber klar zu sein, wie das vollendete Werk aussehen soll, das ist Balzac. Die wilde Ursprünglichkeit seines Wesens macht gerade den Hauptreiz seiner Schriften für den empfänglichen Leser aus, denn die Auswüchse sprechen für eine unbezähmbare Kraft im Gestalten und Erfassen des Lebens. Balzac hat sein Volk und seine Zeit nicht im Adlerfluge betrachtet, sondern er ist einem rastlosen Minengräber zu vergleichen, der einen Schacht nach dem anderen eröffnet und in ihnen die seltsamsten Entdeckungen macht. Das kostbarste Gestein rollte ihm von allen Seiten entgegen, aber er hat nur zwei Arme, und das menschliche Leben ist so kurz bemessen. Also schnell zugegriffen und die Schätze vor allem unter Dach und Fach gebracht, auch wenn sie als solche noch nicht von allen erkannt werden oder unedles Metall sich darangehängt hat. Das Säubern, Schleifen und Verarbeiten werden schon die anderen besorgen. So ist Balzac einer der merkwürdigsten Charaktere, welche die moderne Litteraturgeschichte aufzuweisen hat. Wie kann man sich in den verschlungenen Irrgängen, aus denen sein Wesen zusammengesetzt ist, zurechtfinden?

Man darf sich ihn nicht als Wunderkind vorstellen. In Tours im Jahre 1799 geboren, war er auf der Schule zerstreut und träge; anstatt zu arbeiten, fütterte er seine Phantasie mit einer solchen Masse Lektüre, daß er davon krank wurde. Als er Ende 1814 mit seinen Eltern nach Paris kam und jenen Boden zuerst betrat, aus dem er so unvergleichliche Gestalten und Bilder hervorzaubern sollte, blieb sein Genius noch immer stumm. Mit der Beschäftigung bei einem Notar und einem Advokaten wollte es gar nicht vorwärts gehen, und Balzac entschloß sich, einen Versuch mit der Litteratur zu machen. Seine Eltern, die diesem Plan durchaus abhold waren, gaben ihm ein Jahr als Probezeit und nötigten ihn, da sie einen Mißerfolg für unausbleiblich hielten, seinen neuen Beruf vor der Welt zu verheimlichen. Sein Debüt war eine fünfaktige Tragödie „Cromwell", die im Rat der Verwandten und Freunde ganz abscheulich gefunden wurde, aber er ließ sich nicht entmutigen, sondern schrieb tapfer darauf los. Ein anderer hätte sich damit begnügt, alle Jahre ein Buch auf den Markt zu bringen; Balzac stürzte sich sofort, um ein unabhängiges Los zu erringen, in eine Massenproduktion und verfaßte in fünf Jahren nicht weniger als vierzig Romane, Fabrikware schlimmster Sorte, die er später niemals anerkannt hat, die aber zum mindesten eine staunenswerte geistige Kraft verrät. Als aber auch dieses Hilfsmittel nicht ausreichte, um ihn frei zu machen, kaufte er sich eine Buchdruckerei und veranstaltete billige Ausgaben von Lafontaine und Molière, verwirklichte also eine Idee, deren Ausführung andere Leute später zu Millionären machen sollte. Aber sein Unternehmen mißlang und endigte mit einer bedeutenden Schuldenlast, so daß er mit neunundzwanzig Jahren wieder von vorn anfangen mußte. Nur mit dem Unterschiede, daß er damals nichts und jetzt viel weniger als nichts besaß, denn die Gläubiger warteten auf ihr Geld und beschworen damit ein Gespenst vor seine Augen, das ihn in mehr oder weniger drohender Gestalt eigentlich sein ganzes Leben lang nicht verlassen hat. Der Gedanke an seine Schulden, die durch die Verschlagenheit der Wucherer immer wieder in die Höhe getrieben wurden, verfolgte ihn auf Schritt und Tritt, er peitschte ihn bei seiner Arbeit zu den unerhörtesten Anstrengungen, er fuhr mit grellem Hohn in sein Vergnügen hinein und machte ihn für immer zu einem gequälten Menschen. Vor allem hieß es nun „Schaffen", und er zeigt, daß er nicht nur den Willen,

sondern auch die Kraft besitzt, um Unerhörtes zu leisten. Sein mittelgroßer Körper mit dem starken Gliederbau, dem gewaltigen Nacken, dem scharf markierten, von struppigen langen schwarzen Haaren umgebenen Gesicht, über das zwei stechende Augen eine Glut von Leben und Phantasie ausbreiteten, war bestimmt, diesem Geist als Hülle zu dienen und erwies sich doch nicht ausdauernd genug, um der von vier Lichtern im weißen Dominikanergewand erblickte, wie er mit rastlosem Eifer die Gebilde seiner Phantasie auf das Papier warf, konnte ihn wohl für einen Dämon halten, der nur zufällig unter die menschliche Gesellschaft geraten war und viel zu hoch über ihr stand, um ihr anzugehören. Dabei arbeitete er mühevoll und langsam; es währte lang, bis er den richtigen Ausdruck für das fand, was

Honoré de Balzac.

Litteratur einen ihrer glänzendsten Vertreter über das Mannesalter hinaus zu erhalten. Was Balzac leistete, stand aber auch fortwährend an der Grenze des Menschenmöglichen. Er pflegte um Mitternacht aufzustehen, Kaffee zu trinken und zwölf Stunden hintereinander zu arbeiten; er liebte es, sich einzuschließen und oft wochenlang keine Zeitung zu lesen, nur um in seiner Arbeit nicht unterbrochen zu werden. Wer ihn so bei herabgelassenen Vorhängen und dem Scheine er sah und fühlte. Er machte von seinen Arbeiten nicht ein oder zwei, sondern acht bis zehn Korrekturen, weil die erste kaum mehr als ein allgemeiner Entwurf war, um welche sich die Dichtung in Gestalt unzähliger Zusätze und Verbesserungen erst allmählich krystallisierte. Die Setzer stöhnten, die Verleger zogen dem Autor einen nicht geringen Teil des Honorars für diese umständlichen Korrekturen ab, aber Balzac konnte nicht anders, seine Phantasie schäumte so unruhig, daß sie

ihm die Fähigkeit, seine Anschauungen sprachlich zu fassen, wesentlich abschwächte. Man kann sagen, daß er jedes seiner Bücher mehreremal geschrieben habe, und man mag sich vorstellen, was das bei der Fülle des von ihm als geistiges Eigentum Anerkannten und nicht Anerkannten heißen will. Er ist bis an sein Lebensende mit eisernen Klammern an die Arbeit geschmiedet gewesen.

Entbehrung und Drangsal machen im Menschen die höchsten geistigen Kräfte frei, sie haben auch in Balzac jenes Feuer hervorgerufen, das die Lektüre seiner Bücher so hinreißend macht; aber es bleibt doch noch fraglich, ob der Druck eines feindlichen Schicksals nicht schwerer auf ihm gelastet habe, als es für ihn als Künstler gut war. Seine Phantasie war von Hause aus so reich, daß sie ihn auch unter glücklicheren Umständen und ohne das erbarmungslose Drängen der Gläubiger gewiß nicht im Stiche gelassen hätte. So aber entstand in seinem Kopfe ein Tumult von Ideen, von denen viele sogar über das litterarische Gebiet hinwegschweiften und eine Richtung ins Abenteuerliche nahmen. Er reiste nach Sardinien, um eine Spekulation mit den Silberminen zu unternehmen, von welchen er glaubte, daß sie durch die Römer nicht ausgenutzt seien, er bildete sich ein, zur Herstellung des Papiers eine geeignete Substanz ausfindig gemacht zu haben. Manchmal lag seinen Ideen etwas sehr Praktisches zu Grunde, aber er war außer stande, sich irgend einen Vorteil zu nutze zu machen. Und auch in seinen Erzählungen macht sich diese künstlich aufgestachelte Ideenwelt, die über jedes Maß hinausschweift, nur zu oft bemerkbar. Sein Schwelgen in endlosen Bildern und Vergleichen, die naiven Übertreibungen in seiner Darstellung sind sichtlich hierauf zurückzuführen. Weil ihm das Geld in Wirklichkeit fehlte, hatte er es um so reichlicher in seinen Werken, hier glänzt und klingelt es von neugeprägten Goldstücken, und der Dichter verteilt von ihnen als ein echter Krösus ganze Schätze an seine Lieblingsfiguren. Die Begriffe Gewinn und Verlust spielen eine Hauptrolle in seinen Werken, mit wahrem Herzenseifer spricht er von dem Wert und Ertrag der Dinge, von Mitteln, um diesen Despoten der modernen Gesellschaft sich geneigt zu machen. Allein diese in Gold und Silber gefaßten Phantasien des Dichters haben manchmal etwas von Monomanie an sich. Einerseits glaubte er überall die Schritte seiner Gläubiger zu hören, die ihm immer aufs neue Schuldscheine ausstellten und verlängerten, anderseits hoffte er auf eine plötzliche günstige Wendung seines Geschicks, die ihn aus diesem Jammer herausreißen würde. Allein noch im Jahre 1848 sagte er zu einem Freunde, der ihn in einem eleganten Hause fand: „Nichts von alledem gehört mir, es sind gute Bekannte, bei denen ich wohne, und ich bin ihr Portier." Sein ganzes Empfinden ist durch diese leidige Geldangelegenheit überreizt worden. Weniger wäre mehr gewesen, und man würde unter der Lektüre so mancher herrlichen Novelle nicht ängstlich aufseufzen und sich nach einer Hand umsehen, welche die üppigen Auswüchse beschneiden könnte, um den Kern des Kunstwerks desto reiner, seine Linien desto harmonischer hervortreten zu lassen. Indessen, ein Genie läßt sich nicht schulmeistern, es muß so genommen werden, wie es geworden ist, mit starken Lichtern und auffallenden Schatten. Aber das Licht überwiegt unendlich, und wenn es diejenigen, die ihm zu nahe standen, auch geblendet hat, so ist von ihm doch ein ganz neuer Weg zur Erforschung und Darstellung menschlicher Verhältnisse aufgedeckt worden.

Wer von einer Idee ganz erfüllt ist, wird von ihr in allen Lebenslagen bestimmt. Balzac, dem es als Ziel vorschwebte, sein Zeitalter gleichsam litterarisch auszuschöpfen, sah die Gebilde seiner Phantasie so deutlich vor sich, daß er ihnen kaum noch gebieten konnte, sondern sie nach ihrem Willen schalten und walten lassen mußte. Vor der Welt, die er im Kopfe trug, trat die andere Welt, die wirkliche, die alltägliche, während der Fieberglut des Schaffens ganz zurück.

Er erzählte von seinen Romanhelden, wie wir von großen Männern der Geschichte und Politik reden, über welche uns die Zeitungen täglich Nachrichten bringen; er jubelte bei ihrem Glück, er trauerte bei ihrem Schmerz. Die Seinigen bekamen Nachrichten über das Befinden und die Schicksale seiner Helden, bei denen er fortwährend mit seinen Gedanken weilte, und als ihm Sandeau einmal von seiner kranken Schwester erzählte, sagte ihm Balzac plötzlich: „Das alles ist gut, lieber Freund, aber kehren wir zur Wirklichkeit zurück, sprechen wir von Eugenie Grandet.“ Giebt es einen stärkeren Beweis für dichterische Intuition, als wenn man das eigene Phantasieleben für realer hält als die uns mit tausenden Eindrücken umgebende Wirklichkeit? Bei einer solchen naiven Empfänglichkeit, bei so völligem Aufgehen in der Kunst kann es kaum wunder nehmen, daß Balzac sich von dem Gefühl einer außerordentlichen Begabung und einer unendlichen Aufgabe zu allerhand Übertreibungen hinreißen ließ. Er begnügte sich nicht mit dem Ruhm eines Dichters, sondern wollte ein Physiologe genannt werden, welcher der Menschheit den Puls fühlt und über ihren Zustand genau unterrichtet ist. Er konnte sich in gewissen Momenten, namentlich wenn ihn die Eitelkeit oder die Unfähigkeit seiner Brüder in Apoll zur Verzweiflung brachten, einen Marschall der modernen Litteratur, einen Doktor der socialen Wissenschaften nennen. In seinem Arbeitszimmer stand eine Statuette Napoleons, und auf der Scheide des Degens standen die Worte: „Was er mit dem Schwert erkämpft hat, werde ich mit der Feder erobern.“ Der Satz klingt komisch, aber sein Inhalt ist gar nicht anzufechten. Balzac hat in der That mit allen seinen Geisteskräften gerungen, um die unerhörten Schwierigkeiten seines Stoffes zu bewältigen und die Angriffe seiner Gegner zu entwaffnen. Er darf in dieser Beziehung wohl mit einem Feldherrn verglichen werden, der mit seinem Leben für die von ihm geführte und gewonnene Schlacht gezahlt hat.

Er ist vor allem der getreue Ausdruck des unaufhörlichen, sinnverwirrenden Lebens in einer Stadt wie Paris. Er hatte es nicht allein äußerlich in sich aufgenommen, sondern mit unsagbarem Wohlgefallen aufgesogen, so daß er es in seiner ganzen Blutmischung empfand. Das Angespannte der Arbeit, das Ausschweifende des Vergnügens, die hungernde und frierende Armut, das üppige Schwelgen der Reichen, der Tumult der Leidenschaft in der Familie, im socialen Verkehr, in der Politik, Kunst und Religion — alles wurde ihm zum Material, das er dichterisch gestaltete. Kein Stoff erschien ihm so niedrig, daß er die Spur einer rührenden und interessanten Menschlichkeit darin verloren hätte, kein Stoff so hoch, daß er es unterlassen konnte, sich zu ihm hinaufzuschwingen und ihn mit seiner Menschenkenntnis und Schilderungsgabe zu durchdringen. Gewiß findet sich die ganze Tonleiter menschlichen Empfindens überall, aber in einer Metropole wie Paris entsteht aus dem bunten Schauspiel, das jeder Tag auf den Boulevards, in den Theatern, Klubs und Restaurants entrollt, eine eigentümliche, in allen Farben spielende Beleuchtung. Nerven und Sinne werden in der feinsten Weise angeregt und aufgestachelt, die Fähigkeit zum Entschluß und zum Nachdenken wird außerordentlich gesteigert, der Verbrauch der Kräfte nimmt ungeahnte Dimensionen an. Für diese Art des modernen Lebens hat nun Balzac das feinfühligste Verständnis und den vorurteilslosesten Sinn, er scheut vor keiner Häßlichkeit und Verderbtheit zurück, sondern sucht nur Wahrheit und findet sie auch, so daß seine Romane ein unvergleichliches Bild des Pariser Lebens zur Zeit, als der Dichter wirkte, zusammensetzen. Aber Paris braucht, um zu bestehen, des beständigen Zuzugs frischen Blutes aus der Provinz, denn fast alles, was seinen Namen dort zu Ehren bringt, stammt aus kleineren Städten. Balzac hat beinahe ganz Frankreich zum Schauplatz seiner Erzählungen gemacht, er reiste bald hier bald dort hin, um das Lokalkolorit,

mit welchem er seinen Helden umgeben wollte, an Ort und Stelle zu studieren. Sein Anschauungskreis dehnt sich auch nach anderen Richtungen aus, er besuchte Korsika und Sardinien, Deutschland, Italien und Rußland, und gab dadurch seiner Phantasie fortwährend neue Anregungen. Seine Kenntnis von den Dingen, um welche es sich in seinen Romanen handelt, ist infolgedessen eine erstaunliche, ja sie kann so weit gehen, daß sie den Leser kaum noch angenehm berührt. Das Detail wird gelegentlich zum Ballast, das am Lesen hindert, man arbeitet sich dann mühevoll vorwärts durch Beschreibungen, von denen man schon mit dem vierten Teile genug hätte. Ganze Seiten bekommen dadurch den Anstrich, als seien sie aus einem Fachlexikon ausgezogen. Balzac hat in einer seiner Novellen „Le chef d'œuvre inconnu“ eine gewiß nicht beabsichtigte, aber doch vollkommen überzeugende Kritik dieser Manier geliefert, indem hier der Maler Frenhofer, um das Bild einer schönen Frau möglichst vollkommen werden zu lassen, Linie auf Linie und Farben auf Farben setzt, bis schließlich das, was er für das Ideal seiner Kunst hält, nur noch ein wüstes und unkenntliches Durcheinander ist. So weit geht es bei Balzac natürlich niemals, da es immer noch möglich ist, sich aus dem dargebotenen Überfluß das für die Poesie wie für jede Kunst notwendige Maß herauszusuchen, aber man käme doch weit schneller zum Genuß, wenn der Dichter selbst so viel Einsicht gehabt hätte, um sich in dem Reichtum seiner Erfindung zu beschränken.

Der erste Roman, dem Balzar seinen Namen gab, waren die „Chouans“, worin eine Episode aus den Revolutionskriegen, und zwar aus der Vendé, behandelt wird. Unser Poet war damals dreißig Jahre alt und blickte zu Walter Scott wie zu dem Stern empor, dem er nachfolgen wollte. Aber nicht auf dem Boden der historischen Schilderung sollte sich das unvergleichliche Talent Balzacs zeigen, sondern in der Analyse und Darstellung des modernen Lebens. Mit der „Physiologie du mariage“ stürzte er sich dann sofort in sein eigenes Element, indem er eins der schwierigsten Themata, die Bedingungen, unter welchen das eheliche Zusammenleben denkbar ist, zum Gegenstand der Untersuchung machte. Er zergliedert den Stoff bis zu den geringfügigsten Einzelheiten und schrickt vor keiner noch so intimen Angelegenheit zurück. Die Einrichtung der Zimmer, die Beschaffenheit der Möbel und Stoffe, der Portier, der Arzt, alles wird mit derselben Gründlichkeit besprochen, teils in fertigem Raisonnement, teils in Erwägungen, die an Vorgänge aus dem Leben anknüpfen. Das Psychologische an dem Buche ist ebenfalls sehr fein und originell, aber nicht ohne Schrullen, denn die Ehe erscheint nicht eigentlich als die freie Vereinigung zweier Menschen, die aneinander glauben, sondern als ein fortwährender Krieg, aus dem niemand ohne Niederlagen und Wunden hervorgehen kann. Daher verliert sich Balzac denn auch oft in ein äußerliches Rezeptwesen zur möglichst erfolgreichen Führung dieses Krieges, ohne daran zu denken, daß Ehen auch auf anderer als dieser äußerlichen und rein verstandesmäßigen Grundlage geschlossen werden. Noch in demselben Jahre (1831) erschien die philosophische Novelle „Peau de chagrin“, die noch Goethe im letzten Jahre seines Lebens mit Bewunderung las und das Produkt eines ganz vorzüglichen Geistes nannte. Der darin enthaltene Grundgedanke ist ebenso originell wie seine Ausführung und erinnert an Aladins Zauberlampe. Ein junger unglücklicher Mensch, Raphael mit Namen, ist im Begriff, sich das Leben zu nehmen, als er bei einem Trödler, der mehr als hundert Jahre alt ist und die ganze Welt gesehen hat, ein merkwürdiges Fell findet und kauft. Es hat nämlich die Eigenschaft, daß es jeden Wunsch seines Besitzers sofort erfüllt, sich aber auch in demselben Maße verkleinert, bis es schließlich ganz schwindet und damit auch das Leben dessen, der es gebraucht, beendet.

Indem Balzac seinen Helden mit diesem Zaubermittel in der Hand durch alle Genüsse führt, die man sich nur denken kann, breitet er die überschäumende Lebenskraft seines Naturells in der Schilderung von Spielern, Litteraten, vornehmen und anderen Damen wohlgefällig vor uns aus und erzielt dadurch jenen Farbenreichtum, der die Phantasie des Lesers auf das lebhafteste beschäftigt. Aus dem Taumel des Genusses wird Raphael durch den Gedanken, daß das Fell sich immer mehr verkleinere, plötzlich herausgerissen, er sucht seine Wünsche einzuschränken, um sich noch recht lange der wunderthätigen Eigenschaften seines Mittels zu erfreuen, wird aber mitten im leidenschaftlichen Begehren vom Tode hinweggerafft. Julian Schmidt klagt über die schlimme Welt, die sich uns in diesem Roman aufthut, und meint, daß man früher den jungen Leuten die Romanlektüre wegen der Illusionen und Ideale untersagte, die in der späteren Berührung mit dem Leben eine schmerzliche Enttäuschung nach sich ziehen, während es jetzt umgekehrt sei und man nach der Lektüre den Eindruck einer wüsten Schwelgerei habe. Die Balzacsche Art zu schildern hat allerdings schon hier etwas Fieberhaftes, aber nur ein außerordentliches Talent konnte im stande sein, das Phantastische und Wunderbare mit einer bis auf das kleinste ausgeführten Genremalerei so in Einklang zu bringen, daß das Ganze den tiefsinnigen Gedanken von der Unaufhaltsamkeit, mit der wir täglich am Leben zehren und es schließlich ganz aufzehren, fortwährend wiederspiegelt.

Die „Contes drolatiques“, die gleichfalls im Jahre 1831 zu erscheinen anfingen, zeigen Balzac als Meister jener Novellenform, die von den mittelalterlichen Erzählern gepflegt worden ist. Dem Gebiet des Natürlichen waren die Schranken damals sehr weit gesteckt, und Prüderie war auch bei den Vornehmen eine unbekannte Sache. Aber nicht nur im Ton des Erzählers wollte der Dichter die Vorstellung von etwas Gegenwärtigem zurückdrängen, auch in der Sprache sollte ein naiver Geist, der das Ding beim rechten Namen zu nennen liebt, zum Ausdruck kommen, und welch besseres Vorbild konnte man für diesen Zweck finden als den Verfasser des „Gargantua und Pentagruel“. Rabelais, der geniale französische Satiriker, ist der Vater dieser Geschichten, und indem er ihnen auch seine Ausdrucksweise, seine veralteten Wortbildungen leiht, macht er sie für alle diejenigen, die nur einen Kitzel für die Phantasie darin suchen, ohne sich um ihren künstlerischen Wert zu kümmern, zu einer mindestens beschwerlichen Lektüre. Ernste, litterarisch geschulte Menschen werden das Gehege dieser archaistischen Sprache leicht überspringen und sich der übermütigen Gesellschaft froher Weltkinder erfreuen. Für den großen Haufen brauchen diese Dichtungen gar nicht vorhanden zu sein, sie würden nur falsch verstanden werden und dem Mißbrauch dienen.

Diese Erzählungen leiten uns unmittelbar zu den Anschauungen hinüber, die Balzac von dem weiblichen Geschlecht überhaupt hat. Er nimmt darin seinen ganz besonderen Platz ein, weil er etwas Neues zu bieten hat, denn er ist der kühnste, unerbittlichste Realist, den man sich denken kann, und er sucht sich für seine Beobachtungen eine ganz besondere Gattung von Frauen aus, die bisher noch nicht geschildert waren. Für einen Dichter scheint es selbstverständlich, daß er seine schönsten Farben, seine beredtesten Worte für den Moment aufspart, wenn er ein junges, blühendes Mädchen mit Idealen im Kopfe und der ersten knospenden Empfindung im Herzen in die Handlung einführt. Dieses scheinbar Naturgemäße spielt aber bei Balzac nur eine untergeordnete Rolle. Er hat allerdings auch ein paar jugendliche Gestalten, denen man die Idealität nicht abstreiten kann, geschaffen, vor allem möchten wir an die herrliche Eugenie Grandet erinnern, die den geliebten Mann nicht vergessen kann, auch nachdem sie sich von ihm verlassen und verraten weiß, und selbst ein schweres Opfer nicht scheut, um ihn mit einer

anderen glücklich werden zu lassen. Aber im allgemeinen interessiert sich der Dichter weit mehr für jenen Abschnitt im Leben einer Frau, in dem die Jugend bereits Abschied genommen hat, aber die Sonne der Leidenschaft vor dem Untergange noch einmal ihre volle Glut entfaltet. Von den glatten ruhigen Gesichtern, die in ihrem Weiß und Rot das Gefühl der Jugend und der Liebe harmonisch wiederspiegeln, wendet er sich zu den ungleich ausdrucksvolleren Physiognomien jener Frauen, die eine reiche Erfahrung hinter sich haben und deren Freuden und Schmerzen sich auf dem Antlitz hundertfältig ausmalen. Er sieht in diesen Naturen eine beständige Unruhe, die sich aus Hoffnungen und Enttäuschungen zusammensetzt und das Glück oft nur in der Schuld zu finden vermag. Die Frau von dreißig Jahren ist das Lieblingsthema Balzacs geworden, er behandelt sie nach der seelischen wie nach der physischen Seite hin mit einer Gründlichkeit, die vor nichts zurückschreckt und das Geheimnis des Nerven- und Sinnenlebens der Frau, ihre Stimmungen, Verstimmungen, ihre Gebrechen und Leiden, die mit dem Beruf des weiblichen Geschlechts zusammenhängen, auf das genaueste erforschen will. Auch hier sind es wieder nicht die idealen Seiten der Frau, die der Dichter schildert, sondern die durch Anlage oder Schicksal scharf zugespitzten Charaktere, die durch das Leben in der Provinz, durch die Sorgen des Hausstandes, durch Verdruß und Plackerei, durch Krankheiten und äußere Zufälle sich in ihrem Denken und Handeln einseitig entwickelt haben. Da wühlt und bohrt Balzac mit einem wahrhaft unheimlichen Eifer umher, man möchte es wie so häufig bei ihm bedauern, daß er so viel Häßlichkeit vor uns auftürmt, aber man muß immer gestehen, daß seine Menschenkenntnis und seine Anschauungsgabe ersten Ranges sind. In der „Femme de trente ans“ hat er die Leidenschaft, die eine reife Frau einem jungen Mann einflößt, geschildert und dabei über diesen psychologischen Fall eine Reihe allgemeiner Betrachtungen angestellt, für welche er die dichterischen Belege in zahlreichen anderen Novellen gebracht hat.

Im Jahre 1836 faßte Balzac den Plan, seine sämtlichen Erzählungen, sowohl diejenigen, die er schon veröffentlicht hatte, als auch die anderen, die in seinem Kopfe erst entstehen sollten, unter einem gemeinsamen Titel zu vereinigen. Es war ganz seiner Natur gemäß, die fortwährend nach dem Ungeheuren und noch nicht Dagewesenen rang, wenn er damit ein Ganzes von beispiellosen Dimensionen zu schaffen und ein Bild seiner Zeit zu geben hoffte, wie es bisher noch nicht vorhanden war. „Comédie humaine“ — so sollte das Ganze heißen, und die Idee erfaßte ihn mit solchem Entzücken, daß er sie der Familie seiner Schwester mit den Worten ankündigte: „Beglückwünscht mich, Kinder, denn ich bin im Begriff ein Genie zu werden.“ Im Sinne des Zwecks, den er verfolgte, hatte dieser Entschluß allerdings eine ganz andere als bloß äußerliche Bedeutung, denn nun hatte er einen zwingenden Grund, alle Stände und Berufsklassen dichterisch zu erfassen und seine Figuren aus der einen Novelle in die andere übergehen zu lassen. Alle Erzählungen, denen er seinen Namen gab, sollten ja so zusammenhängen wie die Hallen, Söller, Höfe, Treppen und Türme einer riesigen Burg, und in dieser Burg hoffte er die ganze französische Gesellschaft zur Restaurationszeit unterzubringen. Ein gewaltiges, unerhörtes Beginnen, zu dessen Vollendung keines Menschen Kraft ausreichte, aber Balzac fühlte sich stark und ging guten Muts ohne abzusetzen und Atem zu schöpfen ans Werk. Er trug die schwersten Lasten herbei, er hämmerte und schaffte Tag und Nacht, unermüdlich hier einen kühnen Bogen zu wölben, dort ein neues Stockwerk aufzusetzen. Aber selbst dieser Herkules war einer solchen Aufgabe nicht gewachsen, und als er starb, hatte er das Gefühl, daß nach ihm keiner das Gewaltige zu Ende führen könne. So prangt denn das Bauwerk auf der

Höhe eines unvergänglichen Ruhmes, und bis auf den heutigen Tag hat noch kein Führer den Versuch gemacht, es in allen seinen Teilen mit der Ausführlichkeit zu beschreiben, die es verdient. Auch wir müssen uns begnügen, ein paar Hauptansichten festzuhalten und die wegen ihrer Großartigkeit fast verwirrenden Verhältnisse dieses Baues wenigstens ahnen zu lassen.

Es wurde schon früher erwähnt, daß Balzac die Provinz in der Litteratur eigentlich erst erschlossen hat. Wer hat sich früher um das Leben in den kleinen Städten gekümmert? Höchstens um darüber von der Höhe der Pariser Weltanschauung wohlfeile Witze zu machen. Unser Dichter nimmt dieses Stoffgebiet aber ganz ernsthaft für sich in Anspruch, er weiß nicht allein die Lokalität mit meisterhaften Strichen vor uns lebendig zu machen, sondern er bringt auf diesem Schauplatz auch erschütternde Konflikte. In einer engen Welt läßt er Shakespearesche Leidenschaften toben. Was hat er in „Menage de garçon“ nicht aus der Figur des Helden, eines wüsten Raufboldes, zu machen gewußt! In der kleinen Stadt Issoudun kehrt dieser Philipp Brideau, der Offizier in Napoleons Garde war und neben den Roheiten des Krieges in Texas auch noch den amerikanischen Egoismus kennen gelernt hat, zu seiner ruinierten Familie zurück. In den engen Verhältnissen kann sich sein wildes Naturell nicht entwickeln, es artet verbrecherisch aus, führt zu den gemeinsten Handlungen seiner Mutter, seiner Frau, seinen Freunden gegenüber und treibt ihn dazu, eine Komödie der Ehre und des Großmuts aufzuführen, während er thatsächlich ein raffinierter Schurke ist. Wie dieser Mensch sich von allem, was die Gesellschaft und die Familie zusammenhält, losgesagt hat, um in einem beispiellosen Egoismus zu schwelgen, ist von Balzac nicht nur unübertrefflich geschildert, sondern auch durch die vorausgegangenen Umstände auf das überzeugendste motiviert worden. Von „Eugenie Grandet“ war bereits die Rede, aber nur im Hinblick auf das junge Mädchen, das der Novelle den Namen gegeben hat. Fast noch interessanter ist der alte Geizhals Grandet, der es, was Lebenswahrheit betrifft, mit Molière aufnehmen kann, nur mit dem Unterschied, daß Harpagon eine komische Figur ist, während uns Grandet in der Art, wie er seine Familie tyrannisiert und seiner Leidenschaft jedes Opfer bringt, weit mehr Furcht und Mitleid einflößt. Dieser Faßbinder von Saumur ist eben ein sehr ernst zu nehmender Mensch, weil er Verstand und Willenskraft genug besitzt, sein Thun zu rechtfertigen und seine Pläne durchzusetzen. Die Novelle ist wegen ihrer Einfachheit und Ruhe übrigens doppelt erwähnenswert, Balzac hat hierin sein Temperament künstlerisch bezwungen und ein Ebenmaß erreicht, das man bei ihm nicht allzu häufig antrifft. Auch der erste Teil der „Illusions perdues“ spielt in einer kleineren Stadt, in Angouleme, aber im wesentlichen handelt es sich in diesem Roman um etwas ganz anderes, nämlich um die kleine Presse. Der Journalismus hatte Balzac das Leben verbittert, dieser fand bei ihm statt Förderung fortwährend Schädigung seiner Interessen, statt sachlicher Erwähnungen nur persönliche Gehässigkeiten und Kränkungen. Nun griff er aus dem Haufen der gesinnungslosen witzelnden Skribenten ein paar Exemplare heraus und schilderte sie mit grellen Farben. Ohne Frage hat ihn das Bedürfnis, sich an der Schar seiner Gegner zu rächen, vielfach übers Ziel hinausschießen lassen, aber es sind auch Sachen von einer so unbedingten Wahrheit und Originalität darin, daß man bei der Lektüre von dem lebendigen Eindruck im Innersten getroffen wird. Es handelt sich um einen jungen Dichter, Lucien, der mit einer eleganten Provinzdame ein Liebesverhältnis angeknüpft hat und von ihr mit nach Paris genommen wird. Aber in der Residenz lernt die Dame andere Kavaliere kennen, die ihr besser gefallen, und Lucien bleibt seinem eigenen Schicksal überlassen. Er versucht es mit einem Band

Gedichte und einem Roman, aber da der Erfolg ausbleibt, wirft er sich auf den Journalismus, um schneller zu Namen und Ansehen zu kommen. Der Sturz von der Höhe seines ursprünglichen Idealismus in den Abgrund eines gesinnungslosen Lohnschreibertums bildet den weiteren Inhalt des Romans und giebt Balzac Gelegenheit, boshafte Pasquille gegen seine Gegner in der Presse loszulassen und in der Schilderung litterarischer Gewissenslosigkeit das Äußerste zu wagen. Die kleine Presse vermochte diesem Keulenschlag nur eine Fortsetzung ihrer Nadelstiche entgegenzusetzen, aber diese gingen vorüber, während der Roman als stark aufgetragenes aber figurenreiches und Leben atmendes Gemälde geblieben ist.

Dem Helden der „Illusions perdues“ gelingt es nicht, obwohl er das Opfer seiner Überzeugung und seines Charakters bringt, in dem Meer des Pariser Lebens festen Grund zum Ankern zu finden, er ist froh, mit einer kleinen Summe wieder in die Provinz zurückkehren zu können. Aber das brennende Verlangen, sich auf jenem Schauplatz zu versuchen, erfüllt die Köpfe aller strebsamen jungen Geister darum nicht weniger lebhaft, bei jedem Zeitungsblatt, das ihnen zufliegt und von gewordenen oder werdenden Größen erzählt, kommt ihr Puls in schnellere Bewegung. Eindringlicher und hinreißender hat Balzac die Umwandlung eines Provinzialen in einen Pariser niemals geschildert als in der Figur Rastignacs im „Père Goriot“. Als idealistischer Jüngling mit zwanzig Jahren, voll Glauben an das Gute und Schöne betritt er den Boden der Hauptstadt, aber von dieser Blüte schwärmerischer Empfindung fällt ein Blatt nach dem anderen ab, bis er schließlich als Anbeter des Erfolges die Menschen nur noch zu seinem Zwecke gebraucht und auf diesem egoistischen Wege zum ärgsten Gefühlsnihilisten wird. Es hat etwas Schauerliches, daß eine schöne vornehme Dame diese eiskalte Lebensweisheit in seine jugendlich warme Seele träufelt und ihn dadurch geschickt macht, die Gesellschaft zu beherrschen und es bis zum Minister zu bringen. Die Figur kommt in der Schilderung mit einer solchen Schärfe der Charakteristik heraus, daß man bei ihrer Gestaltung Balzac eine Shakespearesche Ader zuerkennen muß, und an Shakespeares erschütternde Tragödie vom Undank der Kinder erinnert auch die Figur des alten Goriot, der im Sterben liegt, während seine Tochter auf einen Ball fährt, um sich dadurch eine lang ersehnte gesellschaftliche Stellung zu verschaffen. In Figuren wie dem entsprungenen Galeerensklaven Vautrin geben sich die Menschenverachtung und die tief pessimistische Anschauung des Dichters in vollen Zügen aus.

Aber Balzac forscht und wühlt in seiner Analyse des Pariser Lebens weiter. Er macht sich mit allen Eigentümlichkeiten des Geschäftslebens vertraut, bis er schließlich hinter dem Ladentisch und im Comptoir gerade so genau Bescheid weiß wie die Männer, die dort in ihrem Berufe zu thun haben und sich plötzlich in den Romanen wie in einem Spiegelbilde erblicken. Der arme Buchdrucker David Sechard, dessen Kopf voll Ideen und Erfindungen steckt, der Parfümeriehändler Cesar Birotteau, der an unglücklichen Spekulationen zu Grunde geht, haben zwei der besten Erzählungen des Autors den Namen gegeben, in „Une ténébreuse affaire“ führt er uns in die Geheimnisse der Pariser Justizpflege ein. Auch diese Welt ist eine traurige und in allen Farben der Häßlichkeit ausgemalt. Wenn uns Balzac die Tugend als solche hinstellt wie in der Baronin Hulot aus „Cousine Bette“, so bekommt seine Darstellung leicht etwas Abstraktes und Unwahres; wie unvergleichlich er dagegen alle Nachtseiten des menschlichen Lebens beherrscht, hat er gerade in dieser Novelle bei der Charakteristik des alten verliebten Barons Hulot d'Ervy gezeigt, den er zu einer beinah tragischen Figur werden läßt, indem er die zerstörende Wirkung seiner Leidenschaft nachweist. Das Tempera-

ment, mit welchem Balzac seine Novelle erfüllt, macht auch das für gewöhnlich Lächerliche ergreifend. Die Verliebtheit eines Bartolo gehört in das Lustspiel, aber die unselige Neigung Hulots, der von seinen lockeren Beziehungen nicht lassen kann, auch wenn seine Familie darüber zu Grunde geht, hat etwas Erschütterndes.

Während dieser merkwürdige Dichter mit der wahrhaft einzigen Kraft seiner Phantasie die Geschichte seines Zeitalters zu schreiben versuchte und vor keinem Gebrechen oder Laster, das ihm zu dem Gemälde zu gehören schien, zurückschreckte, mochte er dem Spiel der Leidenschaften selbst nicht ohne Besorgnis zuschauen. Wohin steuert die von vernunftlosen Instinkten bewegte Gesellschaft? Findet sie irgendwo einen Halt und Zügel, um eines Tages sich nicht völlig zu zersetzen? In den Kreisen, die er schilderte, regiert nicht die Moral, nicht das Schöne, nicht die Liebe, sondern das Verlangen nach Besitz, der gesellschaftliche Ehrgeiz oder der Reiz, verbotene Früchte zu naschen. Balzac suchte in diesem aufgewühlten Element nach einem festen Punkt und glaubte ihn in dem Mysticismus zu finden. Eine faustische Natur, die alles erforschen möchte, war er schließlich ebenfalls geneigt „sich der Magie zu ergeben“, und er konnte dieses Bedürfnis um so leichter befriedigen, als er sich mit tierischem Magnetismus, Phrenologie und ähnlichen Pseudowissenschaften schon längst beschäftigt hatte. Im „Seraphitus“ handelt es sich um die Swedenborgsche Theorie, daß durch den geheimnisvollen Zusammenhang mit der Natur ein höheres Wissen möglich sei, welches man sich nicht erst durch Studien zu erwerben braucht, das vielmehr als freiwilliges Geschenk unmittelbar empfangen wird. „La recherche de l'absolu“ knüpft an die mittelalterliche Alchemie an und stellt einen Gelehrten, der den Stein der Weisen entdecken will, in den Vordergrund. Der wissenschaftliche Ehrgeiz wird zu einer Art Raserei, indem er dem Individuum, das ihn hegt, jedes Gefühl der Persönlichkeit nimmt und den Sinn für das Familienleben ertötet. In dem „Livre mystique“ führt dieses Betonen des Übersinnlichen schließlich zur vollständigen Phantasterei, und es berührt den Leser wundersam, wenn Balzac, einer der stärksten Realisten, die in der modernen Litteratur nachweisbar sind, sich mehr als einmal von der Wirklichkeit unbefriedigt abwendet und seine Phantasie in ihrem wild-genialen Spiel nur noch durch ein dünnes Band mit den Dingen dieser Welt verknüpft.

Gegen den Vorwurf des Materialismus konnte er sich daher in der Vorrede zur „Comédie humaine“ mit gutem Grunde verteidigen ebenso wie gegen den der Immoralität, zu dem man immer greift, wenn man sich einem bahnbrechenden Schriftsteller gegenüber befindet und sonst nichts gegen ihn vorzubringen vermag. Diese Vorrede ist deshalb merkwürdig, weil Balzac darin erzählt, wie er zu der Idee seiner riesenhaften Komposition gekommen ist, und weil er über die einzelnen Teile derselben Umschau hält, als ob sie bereits vollendet wären. Er behauptet, daß bisher kein Historiker die Sitten des Zeitalters, welches er zum Gegenstand seiner Darstellung wählte, zu schildern wußte, er wolle daher diesen Fehler wenigstens für die Epoche, in welcher er lebe, gutmachen und die Gesellschaft in allen sie bestimmenden Faktoren schildern. Zwei- bis dreitausend Menschen glaubt er als charakteristische Typen auf den Plan treten lassen zu müssen, um sein Ziel zu erreichen; er erblickt in ihnen, auch wenn ihr Gedächtnis von niemandem sonst als der nachgestaltenden Phantasie des Dichters bewahrt wird, eben solche Helden wie in den großen Männern der Geschichte und will, daß man seine Erzählungen in ihrer Gesamtheit als eine vollständige Epopöe seiner Zeit anerkenne. Balzac hatte ein gutes Recht, mit solchem Stolze selbst von dem unvollendeten Werke zu sprechen, denn er hat in seiner „Comédie humaine“ bei allen künstlerischen Mängeln, die ihr anhaften, der Weltlitteratur doch eine Schöpfung

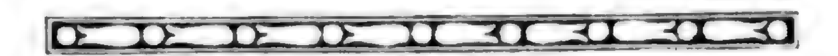
hinterlassen, die einzig in ihrer Art dasteht.

Die Anerkennung des Publikums für diese Leistung blieb nicht aus, wenn sie auch langsam kam. Sie wuchs indessen fortwährend und stellte Balzac endlich, als ein unerwarteter Tod ihn dahinraffte, zu den ersten Schriftstellern seiner Zeit. Weniger glücklich war er auf einem anderen Schauplatz, auf dem er sich versuchte, dem Theater. Aber auch hier hat er seine zähe Kraft, die jeden Widerstand zu besiegen gewohnt war, nicht ohne Ruhm gezeigt. Wenn er anfänglich auf den Brettern entsetzlich stolperte, so lernte er schließlich doch, sich frei und natürlich auf ihnen zu bewegen. Sein erstes Drama „Vautrin“ wurde 1840, aber nur ein einziges Mal gegeben, denn die Figur des Helden, die allen Lesern Balzacs aus dessen Romanen wohlbekannt war, wurde zum Stichwort für einen unglaublichen Skandal. Die Zeitungen schlugen mit Keulen auf das dramatische Unglücksgeschöpf, das somit schnell verendete. Zwei Jahre darauf kam ein Lustspiel „Les ressources de Quinola“, das bei Presse und Publikum ebensowenig Anklang fand. Das nächste Drama „Pamela Giraud“ erregte wegen seines kühnen und originellen Konflikts, der aber durchaus wahrscheinlich angelegt und aufgelöst ist, schon mehr Beifall, und als sechs Jahre verflossen waren, konnte sich Balzac 1849 mit „Marâtre“ eines vollen und ehrlichen Erfolgs erfreuen. Der Kampf zweier Frauen aus der Gesellschaft, der Schwiegermutter und der Schwiegertochter, um den Besitz eines Mannes spielt sich mit großer Wahrheit und echt dramatischer Spannung ab; der Autor hatte durch seine Mißerfolge gelernt, wieviel die Form für das Leben einer Dichtung auf der Bühne zu bedeuten habe und wie eine solche Form aussehen müsse. Seine vorzüglichste dramatische Arbeit, ursprünglich „Le Faiseur“, später „Mercadet“ genannt, wurde erst nach seinem Tode, 1851, aufgeführt und hat sich nicht nur in Frankreich auf dem Repertoire erhalten, denn im Jahre 1877 wetteiferten in Berlin nicht weniger als vier Bühnen, sich das Stück in ebenso viel verschiedenen Bearbeitungen anzueignen. Die Figur des schwindelhaften Spekulanten steht wohl nicht mehr ganz auf der Höhe unserer Zeit, denn wir sind mittlerweile an ganz andere Überraschungen, als sie uns Mercadet bietet, gewöhnt worden, aber der Cynismus eines Mannes, der an Stelle des Herzens nur den Gedanken an Gewinn und Verlust im Busen trägt, übt auch auf der Bühne als satirisches Zeitbild eine bedeutende Wirkung aus. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Balzac daran dachte, sich mittels der Bühnenproduktion ein ähnliches Denkmal zu setzen, wie er es in der Novelle und dem Roman gethan hat, und daß er auf dem besten Wege war, sein Vorhaben auszuführen, als der Tod ihm die Feder aus der Hand riß.

Er sollte sterben, als sich sein Leben behaglich zu gestalten anfing. Die Schar seiner Gegner schrumpfte immer mehr zusammen, und das höchste Glück, das einem Manne der geistigen Arbeit beschieden sein kann, eine verständnisvolle, seiner würdige Frau zu finden, nahte sich ihm in verlockender Gestalt. Bereits in den dreißiger Jahren hatte er eine polnische Gräfin, Madame Hanska, kennen gelernt, dieselbe, die er später bei der Widmung einer seiner schönsten Novellen, „Modeste Mignon“, mit den überschwenglichen Worten: „Tochter eines unterjochten Landes, Engel durch die Liebe, Dämon durch die Phantasie, Kind durch den Glauben, Greis durch die Erfahrung, Mutter durch den Schmerz und Dichter durch deine Träume“ anredete. Nachdem die Gläubiger, die ihn so lange wie Furien verfolgt hatten, endlich befriedigt waren und er sich im Besitz eines sauer erworbenen unantastbaren Ruhmes fühlte, ging er im Jahre 1850 die langersehnte Ehe mit der Geliebten ein. Er reiste nach Kleinrußland und feierte dort seine Hochzeit. Allein schon hatte ihn das Herzleiden erfaßt, dem er zum Opfer fallen sollte. Er war nur drei

Monate glücklicher Ehemann und fiel als Opfer der unerhörten Anstrengung, welche die inneren Organe geschädigt hatte. Wer sich darüber unterrichten will, wie es in Balzacs Innerem nicht nur während dieser, sondern während der ganzen Zeit seiner litterarischen Thätigkeit aussah, muß die im Jahre 1877 herausgegebene Korrespondenz, die er mit seiner Familie und seinen Freunden führte, zur Hand nehmen. Sie ist keines seiner größten Werke, aber sicherlich das menschlich ergreifendste, welches er hinterlassen hat, denn hier blicken wir ihm in das bald von Stolz und freudigen Hoffnungen schlagende, bald wieder von schmerzlichen Zufällen betroffene Herz, hören wir ihn laut auflachen, so etwa, wie die Olympier gelacht haben mögen, oder tief aufseufzen, wenn die Last gar zu drückend wurde. In diesen Briefen findet sich nichts Zurechtgemachtes, nichts, was den Gedanken an eine spätere Veröffentlichung aufkommen ließe. Es sind lediglich Auslassungen eines Arbeiters, der sein Handwerkszeug einen Augenblick beiseite gelegt hat und seinen Genossen von der Seligkeit des Schaffens, aber auch von der Schwierigkeit, es allen recht zu machen, von der Not und Sorge des Lebens erzählt. Balzacs Geist lernen wir aus seinen Dichtungen bewundern, aber seine Briefe zeigen, daß sein Herz ebenso reich und groß angelegt war.

Halten wir mit dieser Korrespondenz zwei andere Werke zusammen, die wichtige Beiträge zur Kenntnis des Dichters enthalten. Das eine ist die „Histoire des œuvres de H. de Balzac“ von Charles de Louvenjoul 1879 mit einem im Jahre 1880 erschienenen Nachtrage und enthält einen genauen Nachweis über die Zeit der Entstehung und die Reihenfolge seiner Schriften, sowie der über dieselben erschienenen wichtigeren Publikationen; ja noch mehr, sie setzt uns in den Stand, das Ringen und Schaffen dieses Giganten in den kleinsten Abschnitten verfolgen zu können. Er hat in zwanzig Jahren nicht weniger als siebenundneunzig Erzählungen geschaffen. Das andere Werk „Balzac intime“ von Léon Gozlan besteht aus einer Anzahl angenehmer, wenn auch etwas in die Länge gezogener Plaudereien eines Freundes, der den Dichter nicht als berühmten Mann, sondern in seiner barocken Menschlichkeit, man könnte sagen in Hemdsärmeln schildert, einen bedeutenden Ausspruch von ihm mit derselben Treuherzigkeit wie seine närrischen und abenteuerlichen Einfälle und Gelüste registriert. Bei Louvenjoul tritt uns die angespannte durch nichts aufzuhaltende Geistesarbeit, bei Gozlan das Privatleben des Mannes mit tausend wunderlichen Kleinigkeiten entgegen. Erst wenn man diese beiden Seiten des Charakterbildes zusammenfaßt, erhält man den ganzen Balzac, wie er wirklich war, ein Genie an Erfindung, ein Gigant an Kraft, ein Kind an Herz und Naivetät. In seiner borstigen Natürlichkeit, die nichts verschweigt, kann er wohl anfänglich unangenehm werden, aber wer sich ernstlich mit ihm beschäftigt, muß ihn über lang oder kurz lieb gewinnen als einen der beredtesten Herzenskündiger, die wir im Reiche der Poesie kennen. Vielleicht hat sich in seinem Gehirn das Leben noch farbenreicher und verwickelter dargestellt, als es in Wirklichkeit beschaffen ist, vielleicht hat er die idealen Momente, die uns auf unserer Pilgerfahrt durch das Dasein begleiten, die werkthätige Liebe, die nicht nach dem Lohn fragt, die Treue unentwegter Freundschaft, die dem Menschen wie ein segenbringendes Gestirn leuchtet, unterschätzt, aber das innerste Wesen unseres irrenden und unvollkommenen Geschlechts hat er doch mit erstaunlicher Kraft erfaßt und in einem litterarischen Denkmal verkörpert, das erst die Nachwelt zu würdigen vermochte.



Reines Herzens schuldig.

Roman
von
Helene Böhlau.

V.

ls Dorothea gegen abend Abschied nahm, um zu Luise Wangemann zu gehen, mußte sie sich manche scherzhafte Rede gefallen lassen, denn allen mochte es ein belustigender Gedanke sein, sich Dorothea in Verbindung mit den Bestrebungen Luise Wangemanns vorzustellen. Sie erwiderte das Lächeln bei dem Abschiede nicht; sie hätte es nicht über das Herz bringen können, zu lächeln oder auf die neckenden, scherzenden Reden ihrer Angehörigen einzugehen, während für sie in dem Gange zu ihrer Gönnerin der Inbegriff von allem Leben lag. Sie ging ernst und gedankenvoll aus dem Zimmer; kaum aber hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, so strahlten ihre Augen von einem seligen Glück. Sie fühlte sich, als sie die Straße entlang ging, wie getragen von Hoffnung, glücklich und frei. Sie war sicher, Stephan dort zu sehen. Sie war dessen ganz sicher. Als sie angelangt war, blieb sie an der grünen Thür des langgezogenen einstöckigen Hauses stehen und blickte lange hinauf in den graublauen Abendhimmel.

Als Dorothea endlich die Schelle zog, öffnete ihr eine ältliche Frau die Thür. Diese Frau war über Gebühr lang und mager, trug sich durchaus schwarz, nur ein kaum sichtbares weißes Streifchen leuchtete um den Hals. Sie machte Dorothea den Eindruck eines weiblichen Küsters und hatte in Wahrheit etwas eigentümlich Dilettantisch-Geistliches an sich.

„Gehören Sie zu der Versammlung, Fräulein?“ frug sie sachgemäß feierlich.

Dorothea sagte, daß sie zu Frau Wangemann wollte.

„Auf Bestellung?“ frug der weibliche Küster mißtrauisch.

Sie bejahte und blickte sich in dem Raum um. Sie befand sich in einem Vorhaus, mit roten Backsteinen gepflastert, niedrig und breit. Zwei grüne Bänke standen an einer Wand, und eine große Uhr tickte gravitätisch.

„Treten Sie hier ein," sagte Frau Wangemanns Dienerin und öffnete Dorothea ein großes Zimmer, in welchem eine feierliche schweigsame Gesellschaft von Herren und Damen saß. Etliche waren im Zimmer gruppiert, und andere wieder saßen um einen großen runden Tisch und beschäftigten sich mit irgend etwas Unbestimmbarem. Sie sortierten und zählten mit wichtiger Miene Suppen- und Kohlenmarken, wie Dorothea später erfuhr. Als sie eintrat, kam ihr Stephan, der mit den übrigen Gästen des Heuglinschen Hauses gekommen war, entgegen, führte sie zu einem Tischchen und setzte sich zu ihr.

„Weshalb so spät?" frug er.

Sie blickte ihn nur an, ohne zu erwidern, aber mit dem Ausdruck von Dank und Freude. Es schien eine wunderliche Versammlung, in die sie geraten. Eine Auswahl würdiger Familienmütter sprach in geheimnisvollem Flüsterton miteinander. Die Damen und Herren, die an dem Tisch saßen, waren offenbar die ausgezeichnetsten Personen, Luise Wangemann ähnlich wie ihre Dienerin in einer nach geistlichem Schnitt strebenden Kleidung, die ihr aber trotz allen Strebens ein dralles und wohlhäbiges Aussehen verlieh. Das einfache schwarze Kleid machte bei ihr nicht den Eindruck, den es bei der Dienerin hervorbrachte: religiöser strenger Abgeschlossenheit, sondern wurde durch Luise Wangemann zu einem glatten schwarzen Amselgefieder, und das weiße Streifchen um den Hals zeigte, daß man es mit einer Amselabart zu thun habe.

Zu ihrem Erstaunen bemerkte Dorothea unter den Vorsitzenden der Versammlung Vetter Haase, der merkwürdig glatt rasiert neben Frau Wangemann am Tische saß; an ihrer anderen Seite ein Herr, der seines Aussehens und seiner Lebensstellung nach verdient, einige Augenblicke beobachtet zu werden. Es ist der Freiherr von Bublitz, ein sehr beleibter Herr mit einem etwas stark auseinander geflossenen, aber hübschen Gesicht. Er hat außerordentlich frisch blühende Wangen und runde Hände mit Grübchen. Das ist der Mann der Wohlthätigkeit. Es läuft in der Stadt kein Konzert zum Besten von diesem oder jenem vom Stapel, ohne daß der Freiherr es angeregt, es durchgeführt und es geleitet hätte. Es giebt keinen Verein in der Stadt, bei dem der Freiherr nicht mindestens Ehrenmitglied war. Selbst der Verein zur Hebung weiblicher Industrie hätte ohne ihn nicht bestehen können, denn er hatte eine Schwäche für weibliche Handarbeit. Ihm war jede Art Stickerei auf Stramin, auf Seide, auf Leinen bekannt. Er konnte die besten Anweisungen erteilen, hatte den geschichtlichen Ursprung der meisten Arten weiblicher Arbeiten erforscht und sich innerhalb des Kreises seiner Anbeterinnen eine unbedingte Autoritätsstellung geschaffen. Außerdem aber war er im Besitz einer staunenswert sinnreichen Einrichtung. Jahrelang hatte er, um seiner Liebhaberei und seinem ernsten wissenschaftlichen Studium zu genügen, den Nähtisch seiner Frau benutzt, da er den moralischen Mut nicht besaß, der Welt zum Trotz sich einen eigenen Nähtisch anzuschaffen. Seine Frau war eine lebhafte muntere Dame, die sich in die bedeutungsvolle Weise und Reihenfolge, mit der ihr Gatte die Nähutensilien in Ordnung hielt, nicht hineinfinden konnte, so daß es zu vielfachen Zwistigkeiten zwischen den beiden gekommen war und in dem Hirn des Freiherrn eine große Idee aufstieg, die dem Übel abhelfen und die Welt mit seiner Nähtischeinrichtung vollkommen versöhnen konnte. Er hatte sich auf eine glückliche Weise eine alte Rüstung ergattert, mit Helm, Visier, Arm- und Beinschienen und allem, was dazu gehört, von der er sich fest einredete, daß es die Rüstung eines seiner Ahnen gewesen sei. Aus dieser Rüstung hatte er sich durch einen genialen Handwerker, dem er seinen Plan verriet, ein Kleinod herstellen lassen: ein Gerüst mit unendlichen Klappen und Fächern, über welches die Rüstung gestülpt, genagelt und auf alle Art befestigt wurde. Die Klappen in dem Gerüst stimmten genau zu den verschiedenen Teilen der

Rüstung. Zum Beispiel die Beinschienen waren gleichsam zwei kleine Thüren, die sich in unsichtbaren Angeln drehten und zwei schmale Räume erschlossen, die zur Aufnahme von langen Häkelnadeln bestimmt waren. Der Harnisch selbst ließ sich leicht vermittels eines Schlüssels öffnen, und ein geräumiges Schränkchen that sich auf, in dem der Freiherr alle Sorten Bänder und Schnüre hatte und aufgepflanzte Rollen Zwirn. An der Stelle, wo unter der Rüstung das Herz sitzen konnte, hatte er ein rotsamtenes Nadelkissen anbringen lassen. Der Helm ließ sich zurückschlagen und war ein Behältnis für Knöpfe.

Dieser glückliche Besitzer von solcher ins Leben getretenen Realisierung einer kühnen Idee saß also neben Luise Wangemann und hatte die Buchführung über Verteilung von Suppen-, Kohlen- und Holzmarken zu versehen. Außer diesen drei Vorständen: Tante Wangemann, Onkel Haase und dem Freiherrn, saßen noch drei um das Wohl der Stadt sehr verdiente Damen an dem Tisch.

Frau Wangemann erhob sich, schlug mit einem kurzen Lineal auf die Tischkante und begann eine kleine Ansprache, worin sie mit Bedauern und tiefer Bekümmernis Mitteilung machte, daß in einem segensreichen Institute der Stadt, der Suppenanstalt, eine Art Revolte ausgebrochen sei. Luise Wangemann sagte: „Wir, deren innigste Angelegenheit es ist, der Armut zu dienen, haben wieder von neuem die Erfahrung gemacht, daß uns mit Undank und Überhebung gelohnt wird. Kleine Saumseligkeiten in der Verwaltung sind von unberufener Seite aufgespürt worden, werden hervorgehoben, und es wird versucht, das Segensreiche der Anstalt damit zu verdunkeln. In einer halben Stunde" — Luise Wangemann zog ihre Uhr — „werden diejenigen unserer Armen, die uns zu Ohren gekommene Unzufriedenheiten geäußert, und diejenigen, die unsere Partei ergriffen haben, hier eintreten. Bis dahin wollen wir zur gewöhnlichen Tagesordnung übergehen."

Allgemeine Stille trat ein, und der Freiherr rief mit einer langsamen, sanften Stimme: „Wir kommen zum Vortrag, meine Damen."

Jetzt erhob sich eine behagliche Frau und sagte nach einigen einleitenden Worten, denen schwer ein Sinn abzugewinnen war: „Marie Fitcher ging mich um eine Unterstützung an; es scheint den Leuten schlecht zu gehen."

„Marie Fitcher — Marie Fitcher," wiederholte der Freiherr gedehnt. „Was war mit Marie Fitcher?"

Luise Wangemann sagte: „Mit Marie Fitcher haben wir abgeschlossen, wenn Sie sich entsinnen, sie bekommt nichts mehr."

„Ja, ja, ja, die Geschichte mit dem Maskenball — war es nicht so?"

„So war es," erwiderte Luise Wangemann. — „Frieda Spenzer, treten Sie vor" — damit wendete sie sich an den weiblichen Küster — „und teilen Sie uns Ihre Beobachtung betreffs der Marie Fitcher und ihres Vaters noch einmal mit."

Frieda drehte sich, räusperte sich und begann: „Das war, als ich vergangenen Februar an der ‚Traube' vorüberging — es war oben etwas los. Es regnete gerade. Sie hatten Tanz dort. Ich denke noch: sie müssen ewig etwas vorhaben. Die Herrschaften wissen doch. Wen sehe ich da? Marie mit ihrem Vater. Die gehen eben in den Thorweg hinein. Ich gehe ihnen nach. Der Alte nimmt im Thorweg der Marie den Shawl ab, da steht sie da, in einem frischwaschenen Kattunkleid und mit Rosen besteckt. Denselben Tag hatten die Leute ein Holzzeichen und eine Suppe verlangt und auch bekommen. — Man sollte nicht meinen, wie schlecht und heimtückisch die Armen jetzt sind. Die Herrschaften wissen doch," vervollständigte Frieda Spenzer ihren Bericht.

„Wir werden Marie Fitcher und ihren Vater, wenn sie nachher kommen, von neuem an diesen Vorfall erinnern; ich denke, das genügt," erwiderte Luise Wangemann. „Weiter."

Rosa Braun kam aufs Tapet. Der Name war kaum genannt, als eine sichtbare Bewegung durch die ganze Gesellschaft ging. Die Damen zischelten miteinander, nickten sich verständnisinnig zu und lächelten wohl auch dabei.

Der Vorstand verhandelte unter sich.

„Wenn die Person," sagte Luise Wangemann, „von so anständiger Seite ferner gestützt wird, so bin ich der Meinung, daß auch wir ein Übriges thun wollen, um sie oben zu halten. — Haase, zahlen Sie drei Mark und fünf Suppen aus!"

Hierauf erfolgte die Übergabe der Marken durch den Küster und Spion an die protegierende Dame.

„Versteht sich," sagte der Freiherr, und wendete sich schwerfällig nach der Dame um, die hinter ihm saß und Geld und Marken in ein Säckchen gleiten ließ. „Verabfolgung der drei Mark und der ‚Suppen' mit obligater Begleitung von kräftigen, guten, handgreiflichen Lehren — Sündenregister — Drohung — versteht sich."

Nach diesem geheimnisvollen Fall, an dem sich die Gnade und Duldsamkeit der Versammlung auf das glänzendste bewiesen hatte und nur ein böswilliger Beobachter auf die Vermutung hätte kommen können, daß vielleicht ein guter Bekannter des Freiherrn, oder mindestens ein guter Bekannter eines guten Bekannten des Freiherrn, dabei im Spiel sein mochte, nach diesem Fall kam ein anderer Fall an die Reihe. Eine junge Mutter, der beide Kinder an Diphtheritis gestorben waren, ließ um eine schwarze Schürze zur Trauer bitten.

„Mein Gott," sagte der Freiherr gedehnt, „was für Verlangen! Sie wird ohne schwarze Schürze wohl ihre Trauer auch zu Ende bringen. Es ist erstaunlich, was die Armen jetzt für Bedürfnisse haben. Geben Sie der Frau eine Suppe, das wird ihr besser sein."

Das Suppenzeichen wurde verabfolgt, der Fall war erledigt, und die Welt von Wehmut, die in der Bitte um die schwarze Schürze lag, wurde nicht erkannt. Die rührende Bescheidenheit, die um ein geringes Abzeichen tiefer Trauer bat, wurde nicht gefühlt.

Aber ein wunderlicher Husten aus der Ecke, wo Onkel Friedrich saß, der auch Frau Wangemanns Einladung gefolgt war, wurde gehört — eine Art Seufzer und ein heftiges Dehnen auf dem Stuhl.

Eine Dame begann die Geschichte eines älteren Mädchens zu erzählen, die einen Witwer mit vier Kindern geheiratet hatte, die von ihrem Manne auf das roheste tyrannisiert wurde, daß ihr eigenes wenige Wochen altes, unwillkommenes Kind dem Hungertode nahe war, da sie es nicht selbst nähren konnte und der Vater nicht einen Pfennig zur Erhaltung des Kindes hergab. Sie erzählte, daß die Frau in ihrer Not den Mann verlassen und bei ihren Verwandten Zuflucht gesucht habe, und daß er sie gezwungen, wieder in sein Haus zurückzukehren.

Diese Frau wußte sich durch Nebenarbeit einen Verdienst zu verschaffen, den ihr der Mann vermöge seiner Autorität mit großer Regelmäßigkeit abnahm.

„Sie wird mit den anderen gleich selbst kommen," unterbrach die Dame, „ich habe es ihr gesagt, daß sie es so einrichten soll."

„Das ist eine von den schlimmen Geschichten. Wenn die Leute doch endlich ein Einsehen hätten, daß sich da nichts thun läßt!" sagte der Freiherr und strich sich über die rosige weiche Stirn mit seinen wohlgepflegten Händen. „Dieselbe Geschichte ist nun an die zwanzigmal hier verhandelt worden. Bon — es ist nichts zu machen. Unsere Gesetze gestatten dem Manne, sich den Verdienst seiner Frau anzueignen. So ist doch einzusehen, daß er, wenn es ihm beliebt, dies thun wird. Er wird sich ebensosehr, wie er dies thut, hüten, der Frau gesetzlichen Grund zu geben, sich von ihm zu trennen. Er wäre ein Esel — das ist einzusehen; denn er ist auf die Hilfe seiner Frau angewiesen. Dabei braucht er nicht einmal seinem Herzen den geringsten Zwang anzuthun. Es ist ihm genügender Spiel-

raum gelassen, sie gesetzlich zu Tode zu quälen. Gegen Mord und Totschlag sind unsere Gesetze allerdings gerichtet, aber man soll sich umsehen unter den Familien der unteren Klassen, da giebt es Mittel und Wege genug!" Der Freiherr lächelte selbstgefällig über diese gelungene Bemerkung. „Und nun zur Sache," sagte er, nachdem er seine ansehnliche Rede geendet hatte. „Wir wollen der Frau, da ihr nicht zu raten und zu helfen ist, einige Milchmarken zukommen lassen, trotzdem es uns schwer fallen wird, da wir schon durch andere Fälle über die Grenzen gegangen sind."

„Haase, thun sie zwei Milchmarken, gültig für acht Tage, beiseite," sagte Frau Wangemann kurz und geschäftseifrig.

Als darauf die Schelle an der Hausthür ertönte, ging Frieda Spenzer hinaus, um zu öffnen, und führte die bestellten Armen herein. Sie hatten sich draußen vor der Thür vollzählig versammeln müssen, ehe einer von ihnen eintreten durfte. Diese Verordnung war von Frieda Spenzer mit Kreide an die grüne Thür angeschrieben worden. Jetzt traten sie zaghaft ein.

Die ersten, die über die Schwelle kamen, waren Marie Fitcher und ihr Vater. Sie ein gut aussehendes kräftiges Mädchen — der Vater ein früh gealterter hinsiechender Mensch, dem das weiße dünne Haar in straffen Strähnen an den Schläfen herabhing.

„Halt," rief der Freiherr, „stehen bleiben! Ferdinand und Marie Fitcher — euer Verlangen wird unberücksichtigt bleiben. Es ist uns euer vergnügungssüchtiges, leichtsinniges, ja unehrenhaftes Betragen, wie ihr wißt, zu Ohren gekommen. Unehrenhaftes Betragen, wiederhole ich, weil ihr an demselben Tage, an dem ihr unsere Wohlthätigkeit in Anspruch nahmt — ihr erhieltet zwei Suppen- und ein Kohlenzeichen — weil ihr an demselben Tage zum Tanze gegangen seid, wie ihr ganz wohl wißt."

„Ach, gnädiger Herr, daß das einem bitterlich nachgetragen wird!" sagte der alte Mann mit bedrückter Stimme.

„Ja, ja," fuhr der Freiherr fort, „das ist den Leuten nicht recht, wenn man sie an ihre unstatthaften Handlungen erinnert!"

Der alte Mann erhob wieder die Stimme und sagte:

„Meine Tochter ist fünfundzwanzig Jahre alt; sie ist seit ihrem fünfzehnten Jahre in der Fabrik Arbeiterin. Sie hat die Zeit her keinerlei Vergnügen mitgemacht und hat ein hartes Leben gehabt wie irgend eine, und den kranken Vater dazu, der ihr oft genug zur Last wird." Hier faßte der Alte die Hand seiner Tochter, die dicht neben ihm stand. „Da sagte ich vorigen Februar zu Marie: Du sollst auch etwas haben, Marie; wir wollen uns einmal den Tanz in der ‚Traube' ansehen. Und was die Rosen sind, die habe ich ihr aus Papier selbst gemacht. Da sei Gott vor, daß wir Unfug treiben!"

„Was Unfug!" polterte der Vetter Haase dazwischen. „Es thut keinen Schaden, wenn eine weniger da oben tanzt."

Der alte Mann strich sich erregt über das dünne Haar, und die Tochter, deren Wangen höher gefärbt waren, blickte ruhig auf den Vater.

„Bedenkt," sagte Luise Wangemann, „Ihr habt den Wandel Eurer Tochter einmal vor Gottes Richterstuhl zu vertreten!"

„Und werde es thun — und werde es thun," sagte der Alte. „Ich bin ein alter Mensch, Frau Wangemann, der jeden Tag gewärtig sein muß, und ich sage, ich wollte jedem vornehmen Herrn eine solche Tochter wünschen, wie ich sie habe, der könnte stolz sein und ruhig die Augen schließen." Hierbei legte er die Hand auf des Mädchens Arm, und beide standen in einer fast vornehmen Gelassenheit vor den Versammelten.

Während die drei Vorsitzenden, sich einander unterstützend, schlecht angebrachte Lehrhaftigkeit über Vater und Tochter ausströmen ließen, wurde ein leises Zwie-

gespräch am anderen Ende des Zimmers gehalten.

Dorotheas Augen hatten mit Teilnahme an Vater und Tochter gehangen. Stephan war tief in Dorotheas Anblick versunken, und er empfand ganz klar, wie sie unter seinen Augen erwacht und erblüht war, wie jeder Zug in ihrem Gesicht Bedeutung und Leben erhalten hatte. Er verglich die Weise, in der sie vordem, ehe sie zu dem Bewußtsein ihrer Liebe gekommen war, mit ihm gesprochen hatte, mit der, wie sie jetzt zu ihm sprach, und überblickte das reizende ergreifende Schauspiel, wie die Seele des Mädchens nach und nach frei geworden und nun in jedem Worte, jedem Blicke sich zitternd und bangend und jubelnd offenbarte.

So im Anschauen Dorotheas vertieft, gewahrte er, daß sie bei den Worten, mit denen der Alte von seiner Tochter sprach, bis in die Lippen erbleichte.

„Dorothea," flüsterte er, „was ist dir?"

„Ich habe dich so lieb," flüsterte sie kaum hörbar. „Glaubst du, daß Liebe, so wie ich dich liebe, Unrecht und Leiden und alles gut machen kann?"

„Mein Liebling," sagte er, „sie kann Unrecht und Leiden vergessen machen, das kann sie — auf eine Zeit lang — was dann kommt, ist Schicksal. Wer es vermag, im ersten Schritt innezuhalten, ist besser daran als die, die es nicht konnten und sich auf Gnade und Ungnade fortreißen ließen. Denen aber bleibt übrig, danach zu streben, daß sie gelassen die Folgen tragen, die der erste Schritt, bei dem sie nicht innehalten konnten, nach sich zieht. — Sei tapfer, mein Herz! Eine kleine Spanne Glück liegt vor dir, und du sollst sie schön genießen — nicht zerreißen, sie soll schön für dich werden. Was dann kommt, Gott weiß es!"

Dorothea blickte ihn mit großen ruhigen Augen an. „Ich werde es können," sagte sie.

„Nicht plaudern dort in der Ecke!" rief Vetter Haase.

Man hatte immer noch Vater und Tochter vor und konnte sich nicht erschöpfen in guten Lehren und schrecklichen Bildern, die man dem Alten vor Augen stellte, die sich an seiner Tochter erfüllen würden, wenn er fortführe, sie zu Tanzvergnügungen zu überreden. Das ehrenwerte kräftige Mädchen hatte bis jetzt schweigsam, aber mit Zornesröte auf den Wangen neben dem Vater gestanden. Jetzt öffnete sie den Mund und begann trotz dem beschwichtigenden Zupfen und Streichen ihres alten Vaters: „Nun sagen die Herrschaften uns noch, sind wir hierher bestellt, um etwas zu bekommen, oder nur deshalb, daß wir schlecht gemacht werden sollen? Wir sind Leute, die ihre Wege gehen können, wohin sie wollen. Wir, der Vater und ich, haben uns nichts zu schulden kommen lassen. Fragen Sie die anderen, ob eins uns etwas nachreden kann. Sag es doch einer," wendete sie sich nach der offenen Thür, in der die anderen standen.

Da trat ein Bursche vor, ein vierschrötiger Geselle, hielt die Mütze in der Hand und sagte mit einer tiefen ungefügen Stimme: „Wissen Sie, wissen Sie, wir sind ganz geringe Leute, wissen Sie, das sind wir, ganz geringe Leute — aber —"

Der gute Bursche schien angefangen zu haben, eine überzeugende Rede zu halten, aber der Geist der Verwirrung war über ihn gekommen; er ließ ihn hilflos den Hut in der Hand drehen, machte, daß sich der gute Kerl vor Anstrengung, wieder zu Worte zu kommen, so schief hielt, als wollte er einen stehen gebliebenen Karren in Gang bringen, und daß er schließlich verstummend sich unter die anderen zurückzog.

Von dem Vorsaal her wurden verschiedene Stimmen bemerkbar, beifälliges Gemurmel und deutliche Aussprüche wie: „Brave Leute, ehrenwerte Leute!" u. s. w.

„Es hat bei Gott jeder seine Ehre," sagte der Freiherr vorsichtig zur Versammlung gewendet, rieb sich die Hände und lächelte wohlgefällig. „‚Ich habe auch meine Ehre,' sagte jene Frau, ‚Sonntags stehe ich nicht gern am Pranger.'"

„Bst, Herr von Bublitz,“ flüsterte Luise Wangemann. „Wenn man Sie hörte!“

„Ah, bah —“

Der Alte wollte schon mit seiner Tochter das Zimmer verlassen, wurde aber von Herrn Bublitz zurückgerufen. „He, warten Sie einmal; Sie gehören ja auch zu denen, welche die Vorteile unserer Suppenanstalt nicht in Anspruch nehmen!“

Kaum war dies ausgesprochen, so drängten sich durch die Wartenden draußen zwei alte Weiber und stellten sich genau an beiden Pfosten der Thür auf. Die eine der Weiber war ausnehmend fett, trug eine lila baumwollene Jacke, welche mit unausgesetzter Anstrengung die Fülle dieser Frau in sich zusammenschloß. Man sah der Jacke ihre Bemühungen an, denn sie war stark aus dem Schick gekommen. Die andere Frau war eine dürre Person mit einer weißen, nicht gerade sauberen Nachtmütze. Diese beiden waren die wohlbestallten Köchinnen der Suppenanstalt.

„Der Schlosser Haversack,“ sagte die Fette auf eine mürrische anzügliche Weise, indem sie auf den guten steckengebliebenen Burschen zeigte, „wohnt mit Fitchers auf einem Korridor, wenn es die Herrschaften interessiert. Er hat ihnen eine Stube abgemietet.“

„Ei, ei, Fitcher,“ sagte Herr von Bublitz, „Ihr scheint es Euch angelegen sein zu lassen, Eure Tochter an den Mann zu bringen; ei, ei, ei, da sind die beiden wohl im klaren miteinander — he?“

Marie Fitcher blickte mit einem erstaunten Blick auf den Freiherrn, als wollte sie sagen: Ihr vornehmen Leute, was seid ihr für grobes Volk! Der Vater Fitcher sagte bescheiden: „Nicht daß ich und me're Tochter so einen Gedanken gehegt hätten, daß ich nicht wüßte.“

Die unglückliche Schustersfrau, die mit ihrem hungrigen schreienden Wickelkind am äußersten Ende des Vorsaales stand, wurde gerufen und nach ihrem Standpunkt, den sie der Suppenanstalt gegenüber einnahm, befragt.

Sie teilte mit thränenerstickter Stimme mit, daß es ihr gleich sei, woher sie ihr Essen nehme, sie würde es ruhig aus der Anstalt holen, aber der Mann. „Mein Mann,“ sagte sie, „dem ist's ums Renommee zu thun.“

„Was?“ polterte Haase, „das ist ja ein ganz verfluchter Kerl!“

„Das nicht, er ist nur gar so eigen und genau,“ schluchzte die Frau und wiegte dabei energisch das Wickelkind auf und nieder, hielt es wagerecht und senkrecht, um dessen Gemüt zu erfreuen, aber richtete nichts dabei aus. Es schrie, daß niemand die Schustersfrau verstehen konnte, und sie mußte alles zweimal sagen.

„Was ist es denn für ein großer Herr, daß ihm die Suppenanstalt zu gering dünkt?“ frug Haase.

„Er hält Pensionäre,“ erwiderte die Frau und hob das Wickelkind hoch in die Luft.

„Was hält er?“ frug der Freiherr.

„Er hält Pensionäre.“

„Was?“ frug Herr Bublitz heftig. Es war ihm noch nicht vorgekommen, daß ein Schuster Pensionäre hielt.

„Pensionäre!“ rief die Frau.

„So, Pensionäre; und für die ist die Anstalt nicht gut genug?“

„Arme Schüler!“ rief die Frau und blickte angstvoll auf das Wickelkind.

„Arme Schüler,“ schrie der Freiherr, „sollen Gott danken, wenn sie aus der Anstalt essen können!“

„Ach, meine Herrschaften, erbarmen Sie sich meiner!“ jammerte die Frau unter Thränen. „Giebt es denn nichts, was mir helfen könnte! Die gnädige Frau hat meinetwegen schon ein Wort eingelegt!“ Sie zeigte durch eine Schwingung des Wickelkindes auf die Dame, die für sie gesprochen hatte.

„Gute Frau, es ist nichts für Euch zu thun; die Gesetze sind gegen Euch,“ sagte Luise Wangemann. „Wir haben acht Milchmarken für Euch zurückgelegt.“

„Sie meinen, daß nichts zu thun ist?“ rief die Frau und wiegte und schwenkte und klopfte das unglückliche Kind.

„Es ist nichts zu thun, außer was in

Ihren eigenen Kräften steht. — Sie sind wahrscheinlich eine heftige Frau und können durch Sanftmut viel erreichen."

Die Frau war ein schwaches abgequältes Geschöpf, deren Heftigkeit sicher nicht viel Schaden anrichten konnte.

„Heftig bin ich schon manchmal — Gott sei es geklagt," sagte die Frau.

In diesem Augenblick erhob sich aus seiner Ecke Machowsky, der bis jetzt in stiller Würde die Versammlung geschmückt hatte; er kam auf das arme Weib zu, das mit erregter Spannung auf den Herrn blickte.

Das Kind, das bis dahin unaufhörlich geschrien hatte, brüllte jetzt förmlich. Offenbar war das eine zu starke Zumutung für die Nerven des Freiherrn von Bublitz. Er sperrte den Mund auf, rollte die Augen fürchterlich und schrie mit heiserer Stimme: „Zum Donnerwetter mit dem Kind!"

Jetzt, als Machowsky dicht neben der Frau stand, begann seine große Glocke schön und wohlgefällig zu läuten. Die Frau hielt im Schwenken inne; das Kind blickte mit runden Augen auf den großen Herrn und wurde still.

„Wen Gott liebt, den züchtigt er," begann Machowsky. „Es ist unsere niedere und blinde Natur, die über Prüfungen klagt und stöhnt. Könnten wir den großen weisen Zweck unseres Vaters im Himmel erkennen, wir würden über Leiden, die uns der Herr schickt, nicht klagen, sondern uns in Demut und Geduld der Prüfung Gottes ergeben."

Die arme Frau überlief es, als Machowsky feierlich begann. Es kam ihr durch das Wort Gottes, das an sie gerichtet wurde, ihre Trauung, deren sie wohl nicht besonders gern gedachte, in Erinnerung. Sie mochte bei dieser Gelegenheit das letzte Mal geistlichen Zuspruch erhalten haben. Dies verwirrte ihren armen Kopf, und sie fühlte sich vollkommen und ängstlich in den verhängnisvollen Augenblick der Trauung zurückversetzt; sie hörte mit bedenklichem Gesicht auf die schönen vollen Töne, die zu ihrem Troste erklangen, und sagte, während sie das Wickelkind wieder zu wiegen begann: „Ach, du mein lieber Himmel, wenn Reue doch etwas nützen könnte!"

„Was wollen Sie damit?" frug er.

Da brach die Frau in heftiges Schluchzen aus: „Meinen denn die Herrschaften im Ernste, daß sich für mich nichts thun läßt?" — Sie preßte das Wickelkind an sich und sagte stöhnend: „Guter Gott, man ist doch gar zu allein, gar zu allein!"

Sie wankte nach der Thür.

Der Schlossergesell machte der Frau Platz; sie ging nach einer der grünen Bänke auf dem Vorsaal.

Die Verhandlung über die Suppenanstalt nahm ihren Fortgang. Ein großer Teil der Armen, die hier versammelt waren, um Zeugnis abzulegen über die Art, wie sie sich der Anstalt gegenüber verhielten, erstaunten den Freiherrn von Bublitz auf das höchste, denn diese Leute, die mit ihm scheinbar in keiner Verbindung standen, die mit ihm in keiner Weise verglichen werden konnten, liebten ihre schöne Behaglichkeit — Gott weiß, was sie so nennen mochten! — hatten empfindliche Magen, litten an allerlei Beschwerden, hüteten sich vor allerlei Speisen, ganz wie Freiherr von Bublitz selbst.

Dieser war aufs äußerste über die Überhebung der Leute entrüstet und gekränkt und hielt folgende donnernde Rede, worin er zu aller Erbauung klar bewies, daß die Bereitung eines Lieblingsgerichts etwas Verwerfliches sei.

„Ihr habt eins, ihr habt zwei, ihr habt sechs Lieblingsessen," sagte er und genoß schon im voraus die Freude, sich längere Zeit sprechen zu hören. „So oft es euch nur irgend thunlich erscheint, laßt ihr eines davon an die Reihe kommen und schlagt euch den Leib damit voll, doppelt so voll wie gewöhnlich." Freiherr von Bublitz schien sich die Fülle, in der die Armut lebt, als unerschöpflich vorzustellen. Zu einem Lieblingsgericht schien ihm auch eine schöne Harmonie in der Quantität und Qualität durchaus notwendig zu sein. „Durch unregelmäßi-

ges Ausweiten des Magens werdet ihr begehrlich und unzufrieden," sagte er und fuhr fort: „Daraus allein entsteht Genußsucht, Vergnügungssucht und Ausschweifungen aller Art. Weitet eure Magen nicht aus, füllt sie jeden Tag mit Speise, die euer Gemüt nicht aufregt, die euch nicht aus Gier veranlaßt, auf der Straße zu laufen, um schneller zum Essen zu kommen" — in welche Verhältnisse wohl Herr von Bublitz diesen tiefen Blick gethan haben mochte — „sondern," fuhr er begeistert und leutselig fort, „wählt Gerichte, von denen ihr nur gerade so viel zu essen braucht, als ihr nötig habt, um satt zu werden. Diese eure Bestrebung würde von unserer segensreichen Anstalt unterstützt werden."

Wie der Freiherr diesen bedeutungsvollen Satz sprach, erhielt die erste Köchin der Suppenanstalt, die in ihrer ganzen Fülle immer noch an dem Thürpfosten lehnte, einen sanften Rippenstoß, und als sie aufblickte, sah sie in das breite, schlau blinzelnde Gesicht des Schlossergesellen.

„Ei, das Donnerwetter, das bringt eure Anstalt fertig?" sagte der flüsternd zu der Köchin.

„Was hat der Bursche?" frug der Freiherr die Köchin.

„Er sagt," erwiderte diese mit einer Stimme, die wie aus Fett auftauchte, „daß der gnädige Herr recht hat."

„Sagte er das?" frug der Freiherr befriedigt. Er bemerkte nicht, daß der Bursche schon wieder die Stellung angenommen hatte, als wollte er einen Karren schieben, was bei ihm anzudeuten schien, daß er beabsichtigte, wieder eine kleine Ansprache zu halten. — „Ein Lieblingsessen," fuhr der Freiherr fort, „schädigt euch an eurem Besitz. Es entwendet euch und euren Kindern einen Teil eures Unterhaltes. Es nimmt euch die Hoffnung auf ein ruhiges Alter, denn ihr verfuttert vor der Zeit das, was ihr zurücklegen solltet. Und welche Schädigung wird somit dem Gemeinwohl zugefügt! Glaubt nicht, daß euer Thun verborgen bleibt. Wie über eure Hochzeiten, eure Kindtaufen, eure Todesfälle, haben wir genaue Übersicht über eure Art zu essen und zu trinken, und wenn ihr eure Kaldaunen und Salzknochen — denn das ist's, wonach euch der Sinn steht und wonach der Sinn der ganzen Saugasse, des Brühl, der Gerbergasse steht — und wenn ihr eure Kaldaunen und Salzknochen versteckt holt, verstohlen kocht und verstohlen eßt, man weiß, wo ihr sie geholt habt, wer sie gegessen hat."

Einige der versammelten Armen blickten sich kopfschüttelnd an, und der Schlosser machte großartige Anstrengungen.

„Wenn ihr die Summe zieht," fuhr der Freiherr wieder fort, „die euch und der Stadt Kaldaunen und Salzknochen das Jahr über kostet, ihr würdet erschrecken und euch des Unrechtes an euren Kindern bewußt werden, denn der Teufel ist im Spiel, daß ihr gerade Kaldaunen und Salzknochen lieben müßt, die teuerste, seltenste Fleischart, die für euch aufzutreiben ist. Geht und versucht, zwei Monate, drei Monate aus unserer Anstalt zu essen, und ihr werdet sehen, wie viel wohler ihr und euer Geldbeutel sich befinden wird."

Jetzt schien der Zeitpunkt gekommen zu sein, in dem der Geselle Haversack seinen Karren herausgearbeitet hatte. Er stand neben der fetten Köchin, drehte und drückte seinen Hut in einer Hand und mit der anderen fuhr er über die Stirn, auf der dicke Schweißtropfen standen.

„Da machen die Herrschaften nur, daß hier die Müsern" — er wies auf die Köchin — „das Fleisch anders schneidet. Da sollen die Damens sie doch nicht mehr so bratschig stehen lassen, daß keiner ihr auf die Finger sehen kann. Wir kennen das. In unsere Töpfe, da fällt es mager und klein hinein, da geht's sachtchen. Und in ihren großen Blechtopf dort klatscht's ordentlich. Warum? weil's für ihre Schüler ist." Die Köchin hielt in der Suppenanstalt auf eigene Kosten einen Tisch für Schüler und Soldaten. „Das haben schon viele gehört; nicht ich allein," sagte der Geselle trocken.

Ein respektvolles beistimmendes Murmeln zog durch die Versammlung im Korridor. Die Köchin stemmte einen Arm in die Seite, blickte prüfend über beide Versammlungen, über die auf dem Korridor mit einem verächtlichen kurzen Blick und über die Herrschaften im Saale vertrauensvoll und mit dem Gefühl, mit dem man auf eine sichere vollzählige Gönnerschaft schaut, und sagte zu der anderen Köchin: „Fiedlern, was sagen Sie dazu?"

„Da haben Sie recht, da haben Sie recht," erwiderte diese und wischte sich den Mund. „Personen unserer Stellung kennen dergleichen."

„Das glaube ich," rief der robuste Geselle, „das glauben wir, ihr ramschiges Frauenvolk, ihr! Wir sind es nicht, die eure Anstalt nicht aufkommen lassen. So mancher unter uns holte seine Schüssel Suppe und Fleisch bei euch, aber er wird sich hüten — wird sich hüten."

„Und weshalb?" frug die erste Köchin patzig. „Wir stehen hier unter Schutz mit Fug und Recht. Wir sind von den Herrschaften anerkannt worden, wir werden bezahlt. Ich habe mein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum in der Suppenanstalt hinter mir." Hier knixte die Fette, ob aus Ehrfurcht vor sich selbst oder aus Dankbarkeit für die Damen, war nicht klar zu ersehen. „Ich habe meine Bibel damals erhalten, meine fünfzehn Thaler und die allerehrenvollste Anerkennung, von der sich so ein Rüpel nichts träumen läßt."

Der Gesell schaute sie breit lächelnd an. „Das kommt davon, Müsern, weil niemand Sie kennt. Die Damens wissen viel, wie es in der Anstalt zugeht. Es rechnet Ihnen keine nach. Mich geht's nichts an, weshalb die Damens nicht selbst das bißchen Nachrechnen besorgen und es von dem Fips von Schüler thun lassen; ich weiß nur, daß die Fiedlern und die Müsern es sehr bequem haben."

„Was soll das heißen: bequem?" frug die Fette bösartig.

„Nischt," sagte der Geselle.

Luise Wangemann hatte schon eine Zeit lang das kurze Lineal mit sehr erregter Hand geschwungen. „Herr von Bublitz," hatte sie geflüstert, „was will er damit." Herr von Bublitz aber hatte es vorgezogen, Luise Wangemanns Geflüster zu überhören. „Herr von Bublitz," hatte sie wieder begonnen, „sagen Sie dem Burschen, daß er schweigen soll."

„Lassen Sie ihn," erwiderte der Freiherr. „Laßt ihn mit den beiden fertig werden. — Hier sind die Marken einzutragen, Frau Wangemann." Der Freiherr schob ihr das Buch und die Markenschatulle hin. Sie nahm sie kopfschüttelnd entgegen.

Auch hier mußten die Marken, wie in allen Fällen, herhalten, mußten die Gemüter beschäftigen, mußten der Versammlung den Anschein geben, als hätte sie augenblicklich Wichtigeres zu thun, als auf die Zänkereien des Gesellen mit den Weibern zu achten.

Eine Eigentümlichkeit des Vereins schien darin zu bestehen, auf jeden schmerzlichen Gegenstand des menschlichen Lebens, der sich zeigte, ein Holz-, ein Kohlen-, ein Suppenzeichen zu drücken, und jede Mißhelligkeit, jeden Zweifel mit solch einer Marke zu beglaubigen.

Herr von Bublitz und Luise Wangemann versenkten sich eifrig in die Obliegenheiten ihres Amtes, und der Freiherr verwies zwischen dem Schreiben von Zahlen und Notizen dem Burschen und den Weibern ihr Geschrei und befahl allen, sich auf den Korridor zu begeben.

Während der Geselle draußen mit den Weibern weiter zankte, stand der Onkel leise auf, schlich auf den Zehen von seinem Platze zu Dorothea und Stephan und flüsterte: „Was meint ihr? Jedes Lächeln des dicken Freiherrn hier ist ein Stück Todsünde. Gott weiß, es giebt nichts Furchtbareres auf der Welt als einen Wohlthäter, der sich frech benimmt — möge er verdammt sein!"

Draußen auf dem Korridor wurde der Lärm heftiger. Man hörte die schwerfällige Stimme des Burschen, die fette

der Köchin, die scharfe der Fiedlern, manche andere verhaltene heftige Stimme und das anhaltende durchdringende Schreien des hungrigen Wickelkindes.

„Feiges Volk," sagte der Onkel und blickte auf die Gruppe der Vorsitzenden, die eifrig zu schreiben schienen und sich hin und wieder fragend anblickten.

Haase war der einzige, der nachdenklich dasaß, die Arme auf eine merkwürdige Weise mit der Lehne des Stuhles verschnörkelt. „Frieda Spenzer," sagte er mürrisch, „schließen Sie die Thür."

Während auf dem Korridor die Stimmen immer heftiger, immer bedrohlicher wurden, die Köchinnen immer greller schimpften und lamentierten, das Wickelkind immer heftiger schrie, der Bursche immer gröber polterte, bemächtigte sich der Gesichter der Vereinsmitglieder eine hilflose Verlegenheit und Angst, wo hinaus die Dinge ihren Lauf nehmen sollten. Jeder schien das Empfinden in sich zu tragen, als wäre ihm der Zügel aus den Händen entwischt, als jagten sie mit scheu gewordenen Pferden vorwärts.

Herr Haase sagte: „Frieda Spenzer, schließen Sie die Thür, und sagen Sie den Leuten, daß wir einige Augenblicke für uns beraten wollten."

Kaum war die Thür geschlossen, so stürzte ein Teil der würdigen Wohlthäterinnen auf Freiherrn von Bublitz.

„Bester Herr von Bublitz, was thun wir, bester Herr von Bublitz?" flüsterten sie angstvoll.

Ein anderer Teil der Damen saß bestürzt und besorgt mit angstvollen Gesichtern.

„Um Gottes willen, wie wird das enden!" rief eine, die sich schon zurückgelegt hatte, damit sie im Fall einer Ohnmacht wenigstens erträglich zu liegen käme.

Wieder andere waren zu Machowsky geflüchtet, der sich eben anschickte, würdig mit ihnen zu reden. Die Bestürzung war allgemein.

Niemand schien beachtet zu haben, daß der Lärm in dem Korridor sich allmählich gelegt hatte, wahrscheinlich aus Achtung vor der heimlichen Beratung des Vereins, nur das Wickelkind schrie unentwegt weiter.

Der erste, der den geängstigten Verein auf die absolute Ruhe der Leute auf dem Korridor aufmerksam machte, war Haase.

Allgemeines Aufatmen und zugleich — o wunderbare menschliche Natur! — allgemeine Enttäuschung. Es wäre hoch interessant gewesen, als den Ausgangspunkt der großen deutschen Revolution Luise Wangemanns Häuschen bezeichnen zu können, als erstes Opfer einige der Anwesenden.

Statt dieses schweren auf die Vereinsmitglieder hereinbrechenden Ereignisses klopfte Haase mit dem kurzen Lineal auf den Tisch und sagte auf seine mürrische trockene Weise:

„Ich möchte zur Kenntnis der Anwesenden bringen, daß auch mir die nach manchen Seiten hin nachlässige Leitung der segensreichen Anstalt stark aufgefallen ist. Weshalb kann, nachdem dieser Übelstand jahrelang oftmals angedeutet worden, niemals eine Änderung in der Verwaltung eintreten? Weshalb, wenn die weibliche Kraft zu schwach ist, das Getriebe einer öffentlichen Anstalt zu leiten, weshalb wurde nicht für gute, zuverlässige Leute gesorgt? Weshalb lassen die verehrten Damen die Hände nicht aus dem Spiel, wenn es mit der Rechenkunst derselben so schwach bestellt ist, oder wenn die verehrten Damen so wenig Neigung an den Tag legen, die ernste Sache ernst zu nehmen? Mir war, ist und wird wahrscheinlich noch lange der Umstand, daß die Anstalt überhaupt besteht und bestehen kann, ein Rätsel sein."

Hier schien der geeignetste Punkt in Haases Vortrag gefunden, wo Luise Wangemann ihre Erwiderung einschalten konnte. Sie erhob sich ebenfalls, sah die Pause, die ihr Freund in seiner Rede machte, in sehr betrüglicher Absicht für das Ende an, und machte einige bezügliche und spitzige Bemerkungen, die darauf hinzielten, wie es eine bekannte Thatsache sei,

daß die Herren der Schöpfung jedes Unternehmen, das ohne ihr Dazuthun gelingt und segensreichen Bestand hat, für ein Rätsel oder Wunder erklären. Sie wußte die Sache sehr bald zu drehen und zu wenden. Es handelte sich plötzlich darum, wie eine gute segensreiche Anstalt, die durch schwache, aber aufopfernde Hände verwaltet wird, ungerechtes Mißtrauen und Beschuldigung erfahren muß, daß sie aber nichtsdestoweniger blüht und erhalten bleibt zum Wohl der Bedürftigen. Luise Wangemann beklagte sich bitter in einigen scherzhaften Wendungen über die nicht sachgemäße Grobheit ihres Freundes Haase und sagte ihm scherzend, daß sie ihn hinausweisen lassen würde, wenn er wieder in den Ton, den sie sich nun schon lange bestrebe, ihm abzugewöhnen, verfallen würde. So kam es, daß die beiden Alten den Ernst der Stunde vergaßen. Luise Wangemann kokettierte in ihrem geistlichen Gewand mit dem guten, groben Freund, schlug ihn mit dem Lineal auf die Finger, was Haase sich schmunzelnd gefallen ließ. Revolution, Suppenanstalt, Armenpflege, Milch-, Holz- und Kohlenzeichen waren für diesen Augenblick vollkommen vergessen und eine angenehme, gesellige Stimmung teilte sich allen mit. Herr von Bublitz hatte sich umgedreht und beklagte sich gegen ein adeliges Fräulein, daß es ihn vorhin heftig vor Angst in den Arm gekniffen habe, was diese lächelnd und errötend zu leugnen suchte.

Der Onkel schlich wieder zu Stephan und Dorothea, die gedankenvoll dem Getreibe zusahen, und sagte: „Nun seht die Gesellschaft. Draußen stehen die Armen mit dem schönen Gefühl, daß man ihrer gedenke; aber Unsinn, man gedenkt ihrer hier so wenig als irgendwo anders."

In dem Augenblick wurde an die Thür gepocht.

Die Vereinsmitglieder fuhren zusammen. Man setzte sich zurecht, man hielt inne mit Flüstern, es wurde „herein" gerufen. Man nahm eine wichtige, gehaltvolle Miene an. Der Schlossergesell erschien und sagte, indem er seinen Hut wieder auf das heftigste drehte: „Ich wollte den Herrschaften anzeigen, daß ich jetzt gehen muß. Wir haben Nachtarbeit in der Fabrik — Kesselreparatur. Wollen die Herrschaften so gut sein, mich gehen zu lassen?"

„Gehen Sie," erwiderte Freiherr von Bublitz. „Wir bitten uns bei der nächsten Versammlung mehr Ruhe aus — können den anderen auch sagen, daß sie gehen sollen."

Der Geselle zog ab, schloß die Thür hinter sich sorgfältig zu; man hörte das Schlürfen auf den Backsteinen, als die Armen wieder zur Thür hinausschlichen.

„Eine verfluchte Geschichte mit der Suppenanstalt," sagte Freiherr von Bublitz. — Die Thür fiel hinter den Armen zu. — „Eine ganz verfluchte Geschichte," wiederholte er noch einmal. „Ich sehe es kommen," fuhr er lächelnd fort, „der alte Schlendrian wird mit und ohne Versammlungen ruhig seinen Weg weitergehen. Es ist lange genug schon so der Fall gewesen. Was halten Sie davon, meine Damen?"

„Ich denke wohl, es wird das Beste sein, es bleibt, wie es ist," sagte eine behagliche kleine Frau. „Bei jeder Veränderung, die wir versuchten, wurde die Verwirrung nur größer. Sie wissen wohl noch, wie wir den Schüler wegließen, was dabei herauskam?"

„Ei du heiliger Gott!" rief der Freiherr und schnickte mit der weichen Hand, als hätte er sich verbrannt. „Ei du heiliger Gott noch einmal!"

Jetzt bereiteten sich die Vereinsmitglieder nach gethaner Arbeit auch vor, zu gehen, das heißt, der Vorstand und die Gäste waren von Luise Wangemann heute zum Thee gebeten, nur die Glieder gingen.

„Da liegen ja die Milchmarken noch," rief Luise Wangemann, „die hat sie schließlich gar nicht mitgenommen! — Frieda, Sie müssen sie zu der Frau tragen," fuhr die Tante Wangemann fort, „nach dem Thee, wenn es dann noch möglich ist; sonst morgen."

Frieda Spenzer nahm sie, ohne ein

Wort zu erwidern, was ihr in dem Gefühl ihrer unumstößlichen Zuverlässigkeit nicht nötig erschien, und ließ sie in ihre Tasche gleiten, in der sie augenblicklich zwar wenig Nutzen stiften konnten, aber sich immerhin in der Obhut einer wohlthätigen ausgezeichneten Person befanden.

Wenn der Vorstand und die Glieder noch vor wenigen Augenblicken durch die Thür gesehen und die Augen des armen Weibes hätten beobachten können, wie sie angstvoll auf die Thür starrte, hinter der die Marken für ihr armes Kind lagen, und wie sich diese elende befangene Frau trotz ihrer Angst nicht getraute, an die vergessene Gabe zu erinnern, wie diese Frau in ihrer Bescheidenheit, ihrer Dumpfheit und in ihrem Schmerz mit dem still und matt gewordenen Wickelkinde aus dem Hause schlich — hätte der Verein dies arme Weib in seiner Hilflosigkeit und seinem Elend sehen können, selbst eines der Vorstandsmitglieder würde sich entschlossen haben, ihr die Milchmarken noch heute nachzutragen; aber da sie diesen Blick durch die Thür nicht gethan hatten, waren sie in sehr beruhigter Stimmung. Die vortreffliche Frieda Spenzer hatte die Marken in Verwahrung, was wollte die Frau mehr; es war so gut, als ob sie dieselben schon in der Hand hätte und das Kind die Milch im Magen.

Der Umstand, daß das Wickelkind in der Nacht zwischen dem Vereinstag und dem Tag, an dem Frieda Spenzer ihm die Milchmarken bringen sollte, starb, war entschieden bedauerlich.

„Man hätte denken sollen, das Kind habe, seiner Stimme nach zu urteilen, noch ein langes, gesundes Leben vor sich.“

Das war des Freiherrn Ausspruch über diesen Fall, als er davon hörte.

Übrigens, was wollte dieser Vorstand in einer Angelegenheit auch thun, wo ein Zusammenfluß der gewaltigsten Mächte stattgefunden hatte: die Macht jahrtausendealter menschlicher Gesetze und Bedrückungen, die Macht menschlicher Rohheit, die Macht, die Befangenheit heißt, und die Macht des Todes, die von jeder anderen Macht erlöst und über jeder anderen steht.

Unser Vorstand ließ es sich am Abend nach der Sitzung bei Luise Wangemann wohl sein. Keinem der Mitglieder dämmerte der Gedanke auf, welche winzige und zu belächelnde Erscheinung sie gegen die gewaltige Macht der Armut vorstellten. Sie waren in der allerbesten Stimmung und erschienen sich selbst als auserwählte Gnadenwerkzeuge, und solche ausgezeichnete Werkzeuge konnten auch einmal mit Fug und Recht ein kleines Freudenfest nach ihrer anstrengenden Thätigkeit untereinander feiern.

Zu dem Hause Luise Wangemanns gehörte ein schöner weitläufiger Garten, und dicht hinter dem Hause lag ein kleiner freier Platz, der durch acht Stück wohlgezogener Pomeranzenbäumchen geschmückt war — knorrige Dinger, die schon ein Jahrhundert in Kübeln gestanden hatten und von der Großmutter stammten. — Zwischen den grün angestrichenen Kübeln hatte Luise Wangemann einen einladenden Theetisch errichten lassen, und zwar einen Theetisch, wie er einer so würdigen Gesellschaft geziemte und wie ihn allein die ausgezeichnete Frieda Spenzer herrichten konnte. Es gab allerlei Herz, Augen und Magen Erfreuendes hier zu sehen, und ein lieblicher Schinken ohne Knochen schien darauf berechnet zu sein, Herrn von Bublitz' Sympathien auf das wärmste entgegenzukommen.

Es war eine sonderbare Tafelrunde, die sich hier versammelt hatte: da war Machowsky, der sich liebenswürdig machen wollte und sich in allen Dingen verständnisvoll zeigte; der Onkel, der sich benahm, als säße er in einer äußerst lustigen Posse, der bei Gelegenheiten, bei denen niemand sonst Grund zum Lachen fand, auf das verwegenste lachte, so herzlich, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

An Dorothea und Stephan hatte das Schicksal jetzt eine Komödie vorüberziehen lassen, die, wenn sie auf das Spiel und die Spieler geachtet hätten, ihnen gezeigt haben würde, daß es Hilflosigkeit auf

Erden giebt, daß es Härte giebt, daß es Befangenheit und daß es Verständnislosigkeit giebt — mit einem Wort, daß es unendliches Lebenvernichtendes auf Erden giebt. Was gerade sie gar wohl hätten bemerken sollen — aber sie hatten den Zug von Elend, Jammer und Not kaum erkannt, hatten vielleicht gemeint, daß sonderbare Leute mit sonderbaren Verlangen sich vor ihnen bewegten. So wenig wie dies fremde Elend hatten sie das ernste Antlitz ihrer eigenen Zukunft gesehen, das unausgesetzt unerbittlich streng auf sie niederblickte.

Tante Wangemann hatte den Eindruck von ihrer kleinen Gesellschaft, als hätte sich der Vorstand ohne die Fremden wahrscheinlich besser untereinander vergnügt. Sie waren schon so manchen heiteren Abend nach der Sitzung zusammengeblieben, und Frau Wangemann wußte die etwas gottlos gewürzte Heiterkeit des Herrn von Bublitz zu würdigen, die sich nach dem Zwang der Sitzung als außerordentlich erfrischend und wohlthuend herausstellte. Nach dem Thee promenierte man in dem Garten. Von den gewaltigen Sorgen, die er der Besitzerin verursachte, hatte dieselbe die Gesellschaft schon eine gute Zeit unterhalten. Sie meinte, daß es eine große Mühe für eine einzelne Frau sei, so ein Stück Land zu überwachen und es genügend zu verbarrikadieren, denn niemand könnte sich, außer durch Erfahrung belehrt, vorstellen, welchen Schlauheiten, Überlistungen und Frechheiten eine Gartenbesitzerin ausgesetzt sei. Tante Wangemann, Frieda Spenzer und der Gartenbursche waren wegen ihrer Kriegszüge gegen Obstdiebe in der ganzen Stadt bekannt und berüchtigt. Und es wurden die schlauesten und überlegensten Garteneinbrüche von der gesamten beutelustigen Jugend der Nachbarschaft bei Luise Wangemann ausgeführt.

Ihre sinnreichsten Einrichtungen, die Diebe zu beschädigen und abzuhalten, wurden durchschaut und umgangen, was ihr und Frieda Spenzer manche Hoffnung verdorben hatte, denn die beiden würdigen Damen saßen in ihrem Garten wie zwei Spinnen, die unausgesetzt auf einen Fang warten. Es gab keinen Tag im Sommer und Herbst, an dem die beiden nicht gespannt ein besonders gefahrbringendes, mit Scherben gespicktes Stück Mauer, das sich zum Überstieg trotzdem noch immer eignete, belauerten und beobachteten, in der sie nicht von der Hoffnung belebt waren, daß sich Diebesjungen an einer künstlich aufgestellten Falle oder Hacke bei dem Herabgleiten von der Mauer einen tüchtigen Puff holen würden. Sie waren beide unerschöpflich im Erfinden von allerlei Marter- und Strafinstrumenten. Heute hatten sie an einem von den Jungen gern und oft besuchten Birnbaum eine Vorrichtung angebracht, die ihnen alle Ehre machte. Sie hatten scharfe kurze Eisenspitzen in die Rinde des Baumes eingeschlagen auf eine raffiniert schlaue Manier; der arme Dieb konnte erst ganz ungefährdet seine ersten Bewegungen beim Aufstieg zu den Birnen machen, ehe er an die bedenklichen Zacken und Spitzen kam, und der gute Freiherr mußte auf eine Bank steigen, die Frieda Spenzer auf Befehl ihrer Herrin herbeigeschleppt hatte, und das Arrangement der beiden Damen prüfen.

„Potz tausend," rief er aus dem Dunkel von seiner Höhe herab, als er sich an einer der Spitzen beim vorsichtigen Herumtasten geritzt hatte, „welch eine reichbegabte Frau! Wo Frau Wangemann ihre Gedanken und Pläne nur immer hernehmen mag! Donnerwetter!" Seines sinnreichen Nähtisches eingedenk, wußte er Erfindungen sehr zu würdigen.

Jetzt hörte man ihn heftig an dem verwundeten Finger lutschen.

„Sie haben sich doch nicht verletzt, bester Herr von Bublitz?" rief Luise Wangemann entsetzt.

„Unbedeutend — unbedeutend!" erwiderte der Freiherr und schwang sich wieder von seiner Bank herab. „Ganz kapitale Einrichtung!" Er lutschte wieder heftig an dem Finger und schnalzte dann mit der Hand.

„Zeigen Sie Ihre Hand, bester Bublitz!“ rief Frau Wangemann geängstigt. „Geben Sie mir Ihr Taschentuch!“ Der Freiherr reichte ihr Finger und Taschentuch, und Luise Wangemann legte ihm dasselbe im kunstgerechten Verband an. „Ich hoffe, daß Sie jetzt sofort Linderung verspüren, Bester; aber die Einrichtung scheint mir wirklich vorzüglich zu sein. — Sehen Sie, Frieda,“ wendete sie sich triumphierend an die Dienerin, die eben beschäftigt war, die Bank wieder fortzunehmen, „wir haben es einmal getroffen.“

Frieda Spenzer lachte kurz aber überzeugend auf. Man merkte den beiden Frauen eine außerordentliche Befriedigung über das Mißgeschick des Freiherrn an, und er schien in ihren Augen in diesem Augenblick eine Art Versuchskaninchen darzustellen, an dem eine wichtige Operation wider Erwarten auf das beste ausgefallen war.

Als die achtbare Frieda Spenzer die Leiter in dem erhebenden Gefühl, welches das Gelingen eines Werkes uns genießen läßt, davontrug, klirrten die metallenen Milchmarken leise in der Tasche.

— — — — — — — — — — —

In der Zeit, in welcher der Vorstand und die Gäste sich unter dem Birnenbaum jeder auf seine Weise vergnügten, ging durch die dunklen Gänge des großen Gartens, eng aneinander geschmiegt, ein junges Paar. Sie gingen traumbefangen in dem Zauberkreis, den hingebende Liebe, höchste Leidenschaft bildet; in dem wir, solange er uns umschützt, Erlösung und Unschuld finden; in dem kein Unrecht der Welt Einlaß hat, kein Bedenken, keine Sorge; in dem wir uns wie für die Ewigkeit gesichert fühlen — ein Zauberkreis, der wie ein Schemen verschwinden kann und im Schwinden ein schönes, schuldloses Reich mit sich nimmt und uns nichts läßt als Qual.

Noch schien der Kreis um beide sicher geschlossen zu sein. Sie lebten in jener Einsamkeit, die nur der kennt, der diese Einsamkeit genossen hat; der da weiß, daß es Zeiten im Leben geben kann, in denen jeder Verkehr mit den Mitmenschen abgeschnitten ist, in denen ihre Gebräuche, ihre Sitten, ihre Strafen und ihr Lob, ja ihr ganzes Dasein wie eine dumpfe unbestimmte Sage in uns zu leben scheint. Stephan legte den Arm um Dorothea. „Ich kenne ein liebes, tapferes Mädchen,“ sprach er mit einem Ausdruck und einer Erregung, die fremd an ihm berührte. „Mein Engel, mein süßer Engel! Tausende hätten es nicht als Glück erkannt. Aller Schrecken ist darüber gehäuft. Sie nennen es Qual, Elend und Tod. Und ich weiß dennoch ein Mädchen; weiß, wie sie ruhig und mutig das Glück, was ihr das Schicksal gönnen will, entgegennimmt. Wie sie in einer stillen Nacht aus ihrem Hause geht — leise — angstvoll.“ Und er blickte auf in die Wipfel der Bäume und in das Sternenheer.

Er sprach wie im Traume, wie im Fieber. Es war nicht seine Art zu sprechen.

Dann senkte er den Blick in ihre Augen und sagte lächelnd: „In einer Nacht wie heute; alles totenstill, und sie schleicht mit klopfendem Herzen durch die Straßen.“

Dorotheas Arme umschlossen ihn zitternd, während er sprach, ihr Köpfchen ruhte an seiner Schulter, und unverwandt blickte sie vor sich hin.

„Ich weiß,“ fuhr er fort, „wie sie dann bange geht; wie sie durch eine kleine Thür in einen wunderbaren Garten schlüpft, in dem die Wege dicht überwachsen sind, so daß kein Auge sie sehen kann. Ich weiß, wie ihr alles unaussprechlich erscheint, zwischen Tod und Leben liegend. Ich weiß aber, wie sie weiter geht, wie sie nicht mehr inne halten kann; und wie sie an eine Thür kommt, die sie nicht zu öffnen wagt, vor der sie eine Zeit lang ganz wie hinsterbend steht, und die Thür öffnet sich wie von selbst. — Hörst du mich, mein Liebling, mein süßes Kind?“ frug er flüsternd.

Sie gab ein fast unmerkliches Zeichen, daß sie lebte, daß sie hörte.

Er flüsterte weiter, die unbestimmten Bilder und Worte schienen sich fester zu

gestalten. Seine Fragen forderten Antwort.

So gingen sie einen dunklen Weg im Garten auf und nieder. Ein Flüstern, ein inniges, erregtes Fragen, ein inniges Erwidern, und Dorotheas Stimme klang darauf sanft und rein, überströmt von tiefer Liebe. Es war, als wenn aus wogendem Nebel, aus unklarem Schimmer der Mond auftaucht.

„Ich werde kommen," sagte sie mit Thränen in den Augen. „Wenn wir für immer Abschied nehmen, soll meine Ergebung stärker als das Schicksal sein." Sie reichte ihm die Hand.

„Du teures Kind," sagte er bewegt, „Gott helfe dir und uns allen."

„Ich werde ein Weilchen glücklich sein," fuhr sie träumend fort. „Wenn das so sein soll, so soll auch das sein, daß dies Glück ohne Schrecken wieder verschwindet."

„Du gutes Herz! Wohin das Schicksal uns nun zu führen gedenkt, wissen wir nicht," sagte er ernst.

„Das weiß kein Mensch, du Lieber!" flüsterte sie. „Aber es soll uns von dem Ziele, das ich vor mir sehe, nicht abwegs führen. Dein Leben und alles, was dir lieb ist, soll ruhig und schön bleiben. — Hörst du," sagte sie flehend, „auch ich will dich nicht quälen, nur eine Weile glücklich sein — und dann — und dann —" Ihre Stimme erstickte in einem kleinen Jubel- oder Schmerzensschrei; es hätte niemand unterscheiden können, welchem Reiche dieser Ton entstammte.

„Nun und dann, Dodo?" frug er zärtlich.

„Und dann? — Ich habe es dir ja schon gesagt." Sie lächelte. „Du kennst mich ja nicht. Ich kenne mich selbst nicht. Du wirst schon sehen."

— — — — — — — — — — — —

Als Dorothea von Stephan gegangen war, schwand der weltvergessene Ausdruck aus seinen Zügen und eine tiefe Unruhe schien über ihn zu kommen.

Dorothea fand ihre Mutter, als sie nach Hause kam, eben bereit, schlafen zu gehen. Diese hatte die Tochter kommen hören und war ihr mit einem Lichte bis auf die Treppe entgegengegangen.

„Schlaf wohl, mein Kind!" sagte sie. „Es ist mir lieb, daß du schon so früh wiederkommst; ich fürchtete, es würde recht spät werden, und ich wollte schon nicht mehr auf dich warten. Nun, wie war es?"

Dorothea schlang beide Arme um die Mutter, legte den Kopf an ihre Brust und schloß die Augen. Sie konnte nichts erwidern.

„So müde?" frug die Mutter. „Nun, geh gleich schlafen; morgen erzähle mir."

„Morgen!" sagte sie, und mit diesem Worte, das die Tochter leise, kaum hörbar aussprach, strömte über die Mutter das tiefe, leidenschaftliche Leben aus dem Herzen ihres Kindes. Dem jungen liebenden Geschöpf erschien es, da sie der Mutter so nahe war, als wüßte diese alles, verstände alles, gönnte ihr alles. Sie fühlte sich ihr so nah, so nah in diesem Augenblick, und es wollte ihr nicht möglich dünken, daß sie der Mutter ganz wie sonst erschiene und nicht anders, nicht ganz anders, daß die Mutter nicht alles wüßte. Ach, sie mußte alles wissen, alles gewähren; und gewiß, sie that es! In Dorotheas schönem, seligem Traum flossen die strenggeschiedenen Leben ineinander. In diesem Traum war ein göttlicher Friede entstanden. Alles Leben, was mit ihm in Berührung kam, war zu einer höheren Stufe gediehen. Wo war Schuld? Wo war Geheimnis? — Alles klar. Alles rein. Sanfte Allwissenheit ausgebreitet, tiefes Verstehen, lächelndes Verzeihen.

Du gottgegebener Augenblick sei eine Weihe für das arme Kind, laß ihre Liebe ihr nie als Schuld erscheinen. „Dorothea, schläfst du bei mir ein?" sagte Frau Schöngardt, an deren Brust Dorothea in glücklichstem Vergessen ruhte. Sie hatte ihr ein paarmal sanft über das Haar gestrichen. „Nun geh jetzt, mein Kind," sagte sie. „So müde du bist, besuche den armen Schlosser noch einmal. Der hat heute wieder einen schweren Tag gehabt.

Sein Lehrer war noch hier. Der arme Junge möchte dich gern sehen. — Gute Nacht!"

Dorothea nahm ihr Licht und ging in das Schlafzimmer der Brüder. Da lag der jüngere in tiefem Schlaf; aber der gute Schlosser streckte ihr die Hände entgegen. Sein Gesicht war rot verweint. Seine dicken, straffen Haare standen ihm um den Kopf und er sagte: „Na, Dorothea, hast du gehört? Das wird gut werden."

„Was denn, mein Junge?" frug sie.

„Meinetwegen mag er ja eine Klasse höher sitzen als ich" — er wies mit den runden Armen nach dem Bette des Bruders — „auch wenn er jünger ist; aber mit dem vielen Lernen wird es bei mir nichts." Er schüttelte altklug und bedenklich den Kopf. „Bleibe du nur jetzt hier" — er drückte Dorotheas Hand an sein rundes Gesicht — „und sei manchmal lustig mit mir wie sonst. Nicht wahr, du?"

„Ja, mein guter Junge!" erwiderte sie und küßte ihn auf das verweinte, verschwollene Gesicht. „Schlaf jetzt, es wird sich alles wieder machen. Warte nur, morgen sprechen wir einmal die Sache durch. Schlaf nur, es wird nicht so schlimm sein."

Sie klopfte ihm noch einmal auf die feste Wange und ging hinaus über den Korridor in ihr stilles Stübchen mit klopfendem Herzen. Dort öffnete sie das Fenster. Da stand sie, die Hände auf die Brust gepreßt, und lauschte hinaus, wie die Nacht immer tiefer auf die Erde sank, wie das Schweigen mehr und mehr hereinbrach. Die Uhren schlugen; sie hörte das Klopfen ihres eigenen Herzens immer mehr und mehr; hörte, wie es den ganzen dunklen, schweigenden Raum, in den sie blickte, als einziger Laut zu erfüllen schien. Dann war ihr ganz wundersam zu Mute, wie sie nach einem Tuch griff und es sich um die Schulter legte. Jetzt schlich sie nach der Thür, faßte die Klinke — sachte — angstvoll — zitternd. Die Stufen knarrten unter ihren leichten, vorsichtigen Schritten, der leiseste Ton erschreckte sie. Unüberwindlich erschien es ihr, die Hausthür aufzuschließen; doch vorsichtig that sie es — unmerklich. Welche Zeit sie dazu brauchte! Eine gar nicht zu berechnende Zeit voller Todesangst, voller Beben; welches Lauschen und Warten! Und wie fremd war es draußen. Das schienen nicht dieselben Straßen zu sein, die sie so wohl kannte. Das waren geheimnisvolle, gespenstische Wege und sie selbst ein Geschöpf, das im Leben wandelte; das einen verhängnisvollen Schritt aus diesem Leben gethan hatte, einen Sprung in Unbekanntes hinein. Es war, als schwände ihr Vertrautes mehr und mehr vor den Augen. Sie fühlte sich ungeahnt frei, wie vielleicht ein abgeschiedener Geist sich fühlen mag. Ein seliger Jubel durchdrang sie, ein Jubel, wie sie ihn als Kind gefühlt hatte, so unwiderstehlich, so auflodernd und doch anders. Das Schicksal schien das Schönste aus allen Lebensaltern, aus allen Zeiten, aus allem Empfinden, aus allem, was es Unaussprechliches auf Erden giebt, zusammengerafft und das einsame Mädchen auf der stillen, dunklen Straße damit überschüttet zu haben. Schwebend in Seligkeit eilte sie, lief sie wie ein tolles, wildes Kind, die Hände auf das Herz gepreßt, ihrem Ziele, das in anderen Welten zu liegen schien, ihrem Geschicke entgegen.

Und vor der kleinen Pforte in dem Garten traf sie ihn. Sie hatte ihn da nicht erwartet. Sanft, wortlos, ruhig legte er seinen Arm um ihre Schulter; so gütig und doch so fremd. Es durchbebte sie.

„Dodo!" sagte er mit bewegter, weicher Stimme. Er führte sie in den Garten ein; dort gingen sie miteinander eng umschlungen hin und her. Er ließ sie auf einer Bank unter der schönen Buche niedersitzen, zog ihr Köpfchen an seine Brust und erzählte ihr mit wunderbar bewegter Stimme von seinen Knabenjahren, was er da getrieben und gehofft, von einem Boote, das er besessen. Seine Stimme klang, während er die unbedeu-

tenden Dinge erzählte, tief bewegt und unaussprechlich liebevoll. Er blickte zu den Sternen empor und sprach von jenen Welten, die sich über ihnen regten, von jenen unfaßbaren, sinnverwirrenden Räumen, was ihm im Geiste auftauchte.

Er erschien ihr so umgewandelt, so ganz verändert in seinem Wesen, als lägen nicht Stunden, sondern Jahre zwischen ihrem Abschied und ihrem Wiedersehen.

„Sieh, mein Herz, wir sind umgeben von Riesenmächten, wir sind umgeben von undenkbarer Kraft. Welten rauschen um uns, leuchten von ferne; deuten auf ungeahnte, nie erkannte hin. Und was wir ahnen, ist so groß, so unerschöpflich, so unfaßbar." Er war vor ihr auf die Knie gesunken und hielt sie fest umschlungen. „Und was uns umgiebt, mein Herz, ist von ewiger Kraft durchdrungen. Das Größte wie das Geringste, alles ist sieghaft. Wir atmen Kraft und Größe ein, wohin wir blicken. Wir selbst erscheinen uns gering, erscheinen uns klein, nicht nennenswert. Es will eines Hauches nur bedürfen, uns aus den Bahnen zu drängen, die uns vorgeschrieben sind; ja es scheint notwendig, verzeihlich! und wie mit unwiderstehlichen Naturgewalten drängt es uns zu unterliegen, zu leben. Da mit einemmal regt es sich; mit einemmal durchdringt es uns. Die Atmosphäre scheint Kraft über uns auszugießen. Die Macht, die jene Welten über uns bewegt, dieselbe Macht regt sich in uns; sie will das arme Gefäß zersprengen. Es ist höchster Schmerz, höchste Qual, wenn das Mächtige einzieht, wenn wir spüren, daß wir Götter sind und über der Natur und ihren Gesetzen stehen. Du süßes Engelskind," rief er leidenschaftlich, „du kamst zu mir in deiner Reinheit, in deinem himmelssüßen Verlangen, du in deiner Unschuld, in deiner Liebe! Noch vor kurzen Stunden der Qual, der Seligkeit und Schmach anheimgegeben! Jetzt gerettet! Durch deinen Freund gerettet! — Armes, armes Kind!"

Er schien überwältigt. Die Worte waren ihm wie ein Sturm über die Lippen gegangen. Jetzt stand er vor ihr, hob sie, die wie ermattet und willenlos ihm zusank, auf seine Arme und trug sie durch die dunklen Wege des Gartens. Er küßte ihre Haare, ihr Kleid, ihre Hände, während er sie trug, und flüsterte: „Ich will es dir himmlisch gut heute machen. Deine Füßchen sollen den Boden nicht berühren, du liebes Kind!" Er trat mit ihr in das dunkle Haus. Sie ging, von ihm gestützt, die Treppe hinauf. Er öffnete das erleuchtete Dachstübchen, das sie so wohl kannte als den Aufenthalt ihres guten alten Freundes. Da stand ein Tisch mit Früchten und wunderschönen Blumen, einem Reichtum von Blumen. Er mochte den ganzen Garten geplündert haben, um seinem Liebling alles hinzubreiten, was er im Augenblicke Schönes für sie finden konnte. Die Blumen lagen auf Tischen, Stühlen und auf dem Boden. Man sah, sie waren in Eile und Hast geordnet und verstreut. Sie waren noch frisch und feucht, wie eben gepflückt. Er setzte sich neben Dorothea an den Tisch, strich ihr liebevoll über das Haar, hielt ihr Köpfchen eng an sich gepreßt. Dann brach er einen schönen duftenden Pfirsich und fütterte sie damit wie ein kleines Kind, bis ihre Befangenheit wich und sie lächelte.

Er hatte viele Schätze und Merkwürdigkeiten, holte eines und das andere und zeigte ihr manches Schöne. Jedes Wort, jede Bewegung von ihm war von einer unbeschreiblichen Zartheit und Liebe durchdrungen und von höchster Kraft. Auf den Knien lag er vor ihr und sprach mit ihr das Liebste, Beste, was er wußte.

„Verzeihe mir, mein teures Kind!" sagte er, als er eine Weile ruhig und still wieder neben ihr gesessen hatte. „Verzeihe mir tausendfach! Sag, daß ich jetzt gut bin. Sag, daß du mich verstehst." Seine Stimme zitterte wie allzuschwer belastet.

Dorothea brach in Thränen aus, warf sich an seine Brust und flüsterte: „Du himmelsguter Mann!"

Draußen hatte sich ein Gewittersturm

erhoben. Er riß an den Thüren, er klirrte an die Scheiben; der Regen schlug dagegen. Durch das stille Haus fuhr der Windzug. Das Rauschen der Bäume im Garten drang ein. Es seufzte, klagte durch das Treppenhaus; ein ferner Donner grollte, und immer heftiger fuhr der Sturm gegen die Fenster. Es war, als wollte die Natur mit ihren Kräften eindringen; als wollte sie mit sich fortreißen, was ihr widerstand; als wollte sie die beiden in den Taumel des Aufruhrs mit hineinziehen; als wollte sie dazu verleiten, auf nichts als ihre Kräfte, ihre Gluten zu schauen.

Er hatte neben Dorothea gekniet; jetzt riß er das Fenster auf. Der Sturm und Regen drang ein und drohte die Lampe zu löschen. Er führte Dorothea an das Fenster, hielt sie, wie ihr Schutz gebend, neben sich, und die entfesselten Kräfte zogen brausend an den beiden Menschen, in denen sich höchste Gewalten regten, vorüber. Sie schauten in das Kämpfen der Elemente hinein und hielten sich umschlungen.

Dann zog noch eine sanfte Stunde durch das Gemach, in der Dorothea mit Liebe und Weichheit traumhaft überschüttet atmete; in der Liebe sich ihr kundgab, so kraftvoll, so gütig, so beschützend, wie sie sich selten einem sich hingebenden Mädchen offenbaren mag.

Als die Morgendämmerung, der früheste Morgen hereingebrochen war, öffnete sich ein Pförtchen in dem Garten des berühmten Hauses, und ein Mädchen trat heraus, blickte sich scheu nach allen Seiten um. Kein Auge wachte noch; es war noch tiefe heilige Stille. Sie blieb in der halbgeöffneten Thür stehen. Ihr Blick fiel nur auf tauiges, erfrischtes Grün, auf einen einsamen Weg und eine stille, graue Mauer, die den Garten umschloß. Von dem leicht mit weißem Gewölk bedeckten Himmel leuchtete noch die große Vollmondscheibe, und von den Feldern her klang der Gesang einer Lerche.

Die Geheimnisse der frühen Dämmerstunde offenbarten sich dem jungen Mädchen. Sie hatte bis dahin nicht gewußt, wie wunderlich fahl das Morgenlicht ist. Sie hörte mit Staunen die Lerche singen und blickte auf den Mond, von dem die Dämmerung auszugehen schien, wie auf eine Erscheinung, die nicht in diese Zeit gehört. Und die Lerche und der bleiche Mond blieben ihr wie eine große Erfahrung, die außer ihrem Lebenskreise lag, in der Erinnerung, unvergeßlich. Das Glück, das in ihr lebte und von dem niemand wußte, war ihr mit diesem Himmelszeichen eng verbunden. Wie im Traume und schwindelnd gewahrte sie alles. „Mein Gott!“ flüsterte sie und sank auf der Schwelle in die Knie. Darauf flog ein so ruhiges Lächeln über ihr Gesicht, ungetrübt. War es Erwiderung ihrer Worte; waren diese Worte schon wieder von anderen unausgesprochenen Gedanken verdrängt? Das süße Lächeln schwand und kehrte wieder. Sie preßte die Hände fest vor die Augen und träumte — träumte. Aus der kleinen Brust der Lerche schmetterten auf- und niederwogende Töne. Das Mädchen dachte nicht mehr, aber heiße Thränen drangen ihr in die Augen, und wie unendlich fühlte sie sich von ihm getrennt. Ihre Sinne waren traumbefangen. War das die Lerche, die sang? Es war ihr Herz, ihr eigenes Herz, das sich in die Wolken hinaufschwang, höher, immer höher; jubelnd, klagend — immer höher. War es Jubel, Bangen? War es schmerzliche Gewißheit naher Trennung, naher Leiden, oder war es Öde, war es Seligkeit? Was es auch sein mochte, die Lerche schmetterte es in den Himmel hinein. Keine Menschenseele konnte die Bedeutung des wunderbaren Gesanges ahnen; auch dem Mädchen schwand die Bedeutung dessen, was ihr geflügeltes Kleinod dort oben dem Himmel zurief: Glück — Unglück; Nähe — Trennung; Ungewißheit — Gewißheit; ach — unendliches Bedauern — unendlicher Dank — alles war ihr unter süßen, heißen Thränen zu einem einzigen wogenden Gefühle geworden.

Allmächtiger, es ist dein Wille — es ist

mit deinem Willen, daß solch ein thörichtes Kind sich und alles auf der Welt vergißt. Deshalb verzeihe diesem sich hingebenden Herzen, daß es bittere Thränen weint, statt daß es nur mit heiligem Danke des Freundes gedenkt.

Sorglos ging Dorothea durch die Straßen, als könnte kein Verrat, kein Schrecken sie berühren. Vor ihr stieg über den Dächern eine Wolke dunklen Rauches kerzengerade zum stillen Himmel auf. „Das ist unser Bäcker," sagte sie sich selbst; „wie früh der doch arbeitet." Sanft befangen schritt sie dann die Treppe zu ihrem Vaterhaus hinauf und warf sich matt zum Schlafen nieder, allmählich von Traum zu Traum gleitend.

* *
*

Zwei unartige Engel sind verschiedener Meinung über Stephan und Dorothea. — Alles schläft. — Tante Wangemann sortiert Geschenke. — Dorothea muß helfen, die Bräute zu schmücken. — Vollrathser und der Geist der Verwirrung. — Es geschehen unerhörte Dinge, denn Machowsky läßt den Kandidaten auf sich reiten, und Onkel Friedrich hält den Grafen für verzweifelt und sucht ihn im Aschenkasten. — Champagner fließt über die Treppen. — Es spukt in allen Köpfen und Herzen.

Über dem Heuglinschen Hause lag die Nacht vor dem Hochzeitsfeste. Die Gäste hatten Abschied genommen, nachdem sie den Abend mit munteren Einfällen, Vorstellungen und allerlei Kurzweil, die ersonnen war, diese Stunden hinzubringen, ausgefüllt hatten. Sie waren über die weichen Kieswege unter den dunklen Linden lachend und schwatzend hingegangen, und das Haus lag hinter ihnen still und bedeutungsvoll im Dunkel einer warmen Sommernacht.

Die erste Stunde des neuen Tages war hereingebrochen und übte ihren Einfluß auf alle Glieder der Familie aus, brachte dem einen Ruhe, dem anderen Sorge, brachte Träume, brachte hoffendes Empfinden.

In dieser ersten Stunde wachten nur noch wenige Bewohner dieses Hauses.

Die gute Gräfin konnte nicht zur Ruhe kommen; sie wandelte still in ihrem Zimmer auf und nieder, ganz versunken in den Bildern einer lebendigen Vergangenheit.

Mit tiefer Wehmut gedachte sie der Zukunft, der unausfüllbaren Lücke in der Reihe ihrer Kinder. Sie versenkte ihre Gedanken in die Seele der Töchter und fühlte und ahnte für beide.

Sie hatte heute schon einen innigen Abschied von den Bräuten genommen, sie mit unaussprechlicher Wehmut an ihr Herz gedrückt und mit stummen Segenswünschen überschüttet, und jetzt regte sich das Verlangen in ihr, die Mädchen noch einmal zu sehen und vielleicht noch ein paar Worte mit ihnen zu wechseln.

Sie zündete ein Licht an und ging den breiten Korridor entlang bis zu der Thür der Töchter, öffnete und trat ein. Da lagen die beiden herrlichen Mädchen und schliefen sanft wie Kinder. Und die Gräfin kannte ihren tiefen und gesunden Schlaf und wußte, sie würden von dem Lichte, das über ihnen leuchtete, nicht erwachen; sie konnte ruhig wagen, sich an dem Anblick der beiden Genüge zu thun.

Die Betten der Schwestern standen nebeneinander. Die Gräfin setzte sich nieder und blickte auf die Kinder mit ganzer voller Liebe. Sie hielt die Hände auf den Knien gefaltet und saß so lange Zeit.

Indessen ging es in dem Zimmer, wo die beiden Jüngsten schlafen sollten, nichts weniger wie ruhig zu. Diese beiden waren wegen ihrer außerordentlichen Langsamkeit im ganzen Hause bekannt. Sie hatten früher mit Christine zusammen geschlafen, waren aber schon seid geraumer Zeit allein in ein Schlafkämmerchen gesteckt worden, weil sie jedermann, der mit ihnen zu leben angewiesen war, durch ihre Langsamkeit zur Verzweiflung zu bringen verstanden. So hatte man sie der Zeit und dem Schicksal überlassen, um sie und sich nicht zu quälen.

Sie waren heute am Abend bei einer Aufführung mit beschäftigt gewesen und mochten wohl irgend ein paar gute Gei-

ster dargestellt haben, denn sie trugen noch jetzt in der Nacht, nachdem alle Festlichkeit längst verklungen war, die weißen Gewänder, in denen sie mitgewirkt hatten, und an den Schultern angeheftete große weiße Flügel.

Was sie jetzt noch in ihrem Zimmer trieben, war nicht zu ermitteln. Sie hatten einige Versuche gemacht, ihr Haar zu bürsten; das hing ihnen zwischen den Flügeln offen herunter. Zwischen dieser Beschäftigung hatten sie ziemlich zwecklos in allerlei Kästchen mit unbestimmtem Inhalt gekramt. Beide schienen die löbliche Absicht zu haben, Ordnung zu schaffen, was ihnen aber nicht recht gelingen wollte, denn sie mochten wohl schon zu müde sein. Sie kramten in Kleidern, Bürsten, Kämmen, Büchern, schleppten Gegenstände von der Kommode auf einen Stuhl und wieder von dem Stuhl auf die Kommode, ohne etwas damit auszurichten.

„Ich glaube, ich weiß etwas," begann der jüngste Engel trocken während seiner zwecklosen Thätigkeit.

„Wie?" frug der andere nach einer Weile.

„Ich kenne Liebesangelegenheiten. Wer hat es von uns beiden eher gewußt, ich oder du?" frug der kluge Engel siegesbewußt und stellte sich vor die Schwester. „Es ist doch schrecklich, einen Menschen so sehr lieb zu haben; ich möchte es nicht," setzte sie hinzu. „Daß unsere beiden deshalb von uns fortgehen, ist gar zu traurig. Es war alles so schön, und nun kommt eine Liebesgeschichte dazu und es ist aus. Mir thut Mama zu leid — zu leid!" Marie standen die dicken Thränen in den Augen.

„Aber, Marie," sagte der andere Engel, „das muß so sein."

„Es scheint mir, daß vieles so sein muß, was doch schrecklich ist," sagte Marie einfach.

„Ja, ob das, wenn es wirklich sein muß, auch so schrecklich ist, wie man denkt, weiß man doch nicht," gab der andere Engel zur Antwort.

So an Lebensweisheit und Erkenntnis naschend, fuhren die beiden lieblichen Kinder in ihrem weisen Gespräch fort.

„Denke nur daran," sagte Marie, „wenn man nun einen lieb hat und er geht fort — für immer — wie das sein muß?"

„Wie kommst du denn auf so etwas?"

„Ich?" frug die andere und schwieg eine Weile; dann begann sie wieder: „Ich will dir auch sagen, was ich weiß."

„Nun, was denn?"

„Ich glaube, die Dorothea hat unseren Stephan sehr lieb."

„Bewahre," fuhr der andere Engel auf.

„Doch," sagte Marie ruhig.

„Da sollte sie sich schämen."

„Weshalb?" frug Marie, „weil er eine Frau hat, meinst du? Das ist traurig."

„Marie," sagte die Schwester, „du sollst nicht so unvernünftig sprechen. Du sagst manchmal Dinge, von denen man nicht möchte, daß sie irgend ein Mensch hörte. Neulich schon, als Udo vorgelesen, waren wir ganz erschreckt über dich."

„So," sagte Marie nachdenklich. „Aber meinst du nicht," frug sie von neuem, „daß manche Dinge einen traurig machen?"

„Welche?" frug die Schwester.

„Mama ist doch im Grunde glücklich, die hat Papa und uns, ist nie allein und weiß jede Stunde, was sie thun kann, und wir alle haben sie so lieb," sagte der Engel innig. „Und nun giebt es doch viele, die haben, wenn man darüber nachdenkt, gar nichts, keinen Mann und kein Kind, und wissen nicht, was sie thun sollen, und sind so viel allein, und man sieht es ihnen auch an, daß sie es nicht hübsch haben. Für die möchte ich, es wäre ganz anders, als es ist. Als ich das erste Mal darüber nachdachte, saß ich unten in dem Garten und mußte weinen. Ach, ich habe," sagte der liebe Engel mit vor Thränen zitternder Stimme, „damals so Angst bekommen, wenn der liebe Gott viele so traurig leben läßt, daß es noch Schrecklicheres auf der Welt giebt, was ich noch nicht verstehen kann. Und," setzte sie mit leiser Stimme hinzu, „daß er überhaupt nicht so gut ist, wie ich immer denke."

„Aber, Marie, was sprichst du nur!“

„Ich möchte niemand so lieb haben,“ wiederholte sie erregt.

„Ach was,“ erwiderte der vernünftige Engel, „es wird so schlimm nicht sein.“

„Weißt du,“ fuhr Marie fort, „ich kann und kann mir immer selbst nicht denken, daß er verheiratet ist. Vielleicht geht es ihr ebenso. Dorothea und er, die sind füreinander. Und nun hat Stephan eine so fremde Frau; ich kann ein für allemal Amerikanerinnen und Engländerinnen nicht leiden. Erstens, man versteht sie nicht, und wenn Stephan sie auch versteht, ganz versteht er sie doch nicht, denn er ist ein Mensch, und ich glaube nicht daran, daß ein Mensch eine fremde Sprache so lernen kann, daß er überhaupt alles und alles darin versteht.“

Die zweite Schwester pflichtete in diesem Punkte der ersten vollkommen bei. Sie schienen beide die menschliche Leistungsfähigkeit ziemlich gering anzuschlagen.

„Übrigens,“ sagte der ältere Engel, „werde ich einmal Mama fragen.“

„Was willst du fragen? wegen Dorothea?“ fuhr Marie angstvoll auf. „Du wirst doch nicht —“ Sie hielt die Schwester fest an der Hand. „Das darfst du nicht.“

„So,“ sagte die Schwester ruhig. „Du bist übrigens immer die, die trödelt; fortwährend hältst du mich auf.“

Das war zu viel für Mariens Gerechtigkeitssinn, sie brach in Thränen aus und rief von neuem erregt:

„Du wirst das mit Dorotheen doch nicht sagen?“

„Nein — nein!“ rief der andere Engel ungeduldig und schwang sich übellaunig auf eine Bettkante.

Die gute Gräfin war eben an dem Zimmer der Jüngsten vorübergegangen und hatte ganz erstaunt die lebhaften Laute vernommen. Jetzt öffnete sie die Thür und sah die beiden erhitzten jungen Dinger noch im vollen Leben und Staate.

„Wollt ihr wohl!“ sagte sie. „Schämt euch, kein Wort mehr und gleich zu Bette.“

Sie faßte den einen Engel bei den zerknickten Flügeln und band sie ihm ab. Im Nu hatte sie auch den anderen unter den Händen; es dauerte unter ihrer Leitung keine fünf Minuten und die zwei unartigen Mädchen krochen in bester Stimmung in ihre Betten.

Die Gräfin ermahnte sie nochmals, bald einzuschlafen, und blickte kopfschüttelnd im Zimmer umher, das durchaus nicht den Eindruck machte, als wäre es der Aufenthalt zweier lieblicher Engel. Sie löschte den beiden das Licht und ging hinaus, um endlich selbst zu ruhen.

— — — — — — — — — — —

Zur Zeit, als die Gräfin neben den zwei schönen Bräuten gesessen und die zwei unartigen Jüngsten beruhigt hatte, lag Dorothea wachend in ihrem Bette, eingesponnen in süßes Träumen, Hoffen und Glauben, sanftes Empfinden, in das ein junges Weib sich einhüllen mag, an eine ruhige Liebesdauer glaubend, an langes Beieinandersein.

Dorothea aber war ein Eindringling in das schöne Reich, zu jeder Stunde konnte sie grausam daraus verwiesen werden. Aber sie ging mit seligem Staunen auf den Wegen, wie in einem zaubervollen Garten, in den sie sich eingeschlichen hatte, vergaß sich selbst und die Öde vor dem Thor und die Gefahren und staunte nur und lebte, atmete mit Wonne die Luft, die sie als ihr Lebenselement erkannte — ohne Bangen.

Auch Stephan hatte noch nicht Ruhe gefunden. Er fühlte bis in den Grund seiner Seele, daß sein sorgsam, bedächtig erbautes Leben ins Wanken gekommen war, und er war unruhig und erregt. Eine nicht geahnte, furchtlose, hingebende Liebe tauchte vor seinen Augen auf in neuer reizender Gestalt. Tiefes Bangen trug er in seinem Herzen um Dorothea, denn sie war es, gegen die das Schicksal sich in seiner Schwere notwendig neigen mußte.

Stephan hatte eine große Erfahrung gemacht; er hatte ungeschützte Liebe gesehen, die allen Schrecknissen des Lebens

ausgesetzt ist; er hatte Liebe in ihrer wahren Gestalt gesehen, lächelnd über Tod und Verderben, Entsagung mutig entgegenschauend; er hatte Liebe gesehen, die ihm wie eine Offenbarung der Liebe erschien. Sein Herz war tief erschüttert. Der Sieg, den er einmal errungen, schwand ihm bedeutungslos aus den Gedanken, und er fühlte sich von neuem in tiefe Unruhe gestürzt.

Als nach der bangen Nacht die Sonne auf das Haus wieder herabschien, wurde jede Bewegung eine Vorbereitung zum Feste.

Die Dienstleute, die am frühesten Morgen ihre Arbeit begannen, huschten, flüsterten, eilten.

Die kräftige, muntere Christine war die erste, die von der Familie wachte und thätig war. Ganze Lasten von Grün und Blumen wurden durch die Hausthür geschafft. Auf der Treppe begann ein eifriges Leben, ein Hin und Her; da schwankten mächtige grüne Zweige, von diensteifrigen Händen geordnet, an Wand, Fenster und Geländer. Sie selbst kam mit einer Überfülle von Blumen, und in kurzem hatte die Treppe ein festlich lustiges Aussehen.

Die Morgensonne schien durch die grünen Büsche, ließ die kräftigen Blumen leuchten und vergoldete Christinens Flatterlöckchen, wenn sie bald da, bald dort den Kopf durch das Laub steckte. Ruhige, feierliche Schritte erklangen. Machowsky war aus seinem Zimmer getreten und schritt würdevoll die Stufen hinab. Auf ihm lag die Weihe seiner unumgänglichen Notwendigkeit an diesem Tage.

„Guten Morgen, meine Tochter," sagte er ruhig und gemessen, als er Christinens ansichtig wurde. „So fleißig schon in aller Frühe, für andere die Hände gerührt; das lob ich."

„Für andere?" sagte Christine lächelnd. „Der Kaffee soll dir gleich serviert werden, Onkel Machowsky; willst du im Garten trinken?"

„Das hat Zeit, mein Kind," erwiderte er. „Ich gedenke noch eine kurze weihevolle Stunde vor den Ereignissen des Tages im Freien zu durchleben."

Christine schien anzunehmen, eine gute Tasse Kaffee störe durchaus nicht bei einer weihevollen Stunde, und erwiderte: „Du wirst den Kaffee in der großen Laube finden. Ich werde ihn dir gleich bringen lassen."

„Nun, wie es dir paßt, meine Tochter. Wenn du Vogel sehen solltest, schicke ihn, bitte, zu mir," sagte er liebenswürdig lächelnd und ging die Treppe vollends hinab. Kurz nach Machowsky erschien der Kandidat.

„Da ist ja die ganze Geistlichkeit schon auf!" rief Christine ihm zu, eine neue Last von Blumen schleppend. „Sie finden Ihren Gestrengen in der Laube bei dem Kaffee; er verlangt nach Ihnen. Vielleicht hat er einige Aufträge für Sie; mir ist die Tage her aufgefallen, daß sich sein Zorn gegen Sie in Aufträgen Luft macht."

„Comtesse belieben zu scherzen und werden mich für einen Menschen ohne Ehrgefühl halten, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mit Freuden sehe, daß Herr von Machowsky meine Dienste wieder in Anspruch nimmt. Ich schließe daraus, daß er mir immerhin ein Halt bleiben wird. Ein Mensch, der sich heraufarbeitet, wie ich es thue, muß mit vielen Dingen rechnen, die ein anderer unter seiner Würde hält. Comtesse können mir aber glauben, wenn ich auch äußerlich jetzt wenig der sein kann, der ich sein möchte, daß mit mir dennoch seit kurzem eine Veränderung vorgegangen ist, die ich einem Gespräch mit Ihrem Herrn Onkel Friedrich verdanke."

„Dann kann es wohl nur eine gute Änderung sein, wenn sie durch unseren lieben Onkel gekommen ist," sagte Christine, freundlich lächelnd. „Bitte, binden Sie mir den Zweig, der hier zu sehr über die Stufen hängt, erst noch fest, ehe Sie gehen!"

Dieser Bitte kam Vogel mit außerordentlicher Hingebung nach und bot sich zu jeder nur erdenklichen Hilfsleistung an.

„Ich fürchte," sagte Christine, „Ihr Diensteifer liegt in Ihnen und hängt nicht nur von den Verhältnissen ab. Sie werden Ihr Lebtag mehr als genug zu thun haben."

„Nun," sagte der Kandidat freundlich, „wenn es nur etwas Gutes ist und für etwas Gutes, dann soll es mir recht sein."

An dem unschuldsvollen Gemüt des Kandidaten Vogel that die Atmosphäre in dem Heuglinschen Hause Wunder. Er blühte hier wahrhaft auf. Jedermann bemerkte dies, und man beobachtete ihn, wie man ein sonderbares Tier beobachtet, das von seinem naturgemäßen Aufenthalt in einen anderen gebracht worden ist und sich dort acclimatisieren soll.

Nachdem der Kandidat gegangen war, kam die Gräfin und lobte Christinens Werk. Sie blieb lange auf der Treppe stehen und blickte hinein in den sonnendurchschienenen Blätter- und Blumenschmuck, der den Weg leicht überwölbte, auf dem ihre Kinder aus dem Hause gehen sollten.

Nach und nach wurde einer nach dem anderen wach, und jeder, der kam, hatte durch die geschmückte Treppe den ersten überraschenden und festlichen Eindruck des Tages.

Die Gräfin führte die beiden Bräute aus ihrem Zimmer und ging mit ihnen in den Garten hinab. Christine steckte jeder von ihnen eine wunderschöne Rose in den Gürtel und küßte beide aus vollem Herzen. So begann der Tag auf das sonnigste, und jeder Augenblick steigerte die schönen Eigentümlichkeiten der Familie. Das Glück, beieinander zu sein, schien allen immer bewußter zu werden. Nur Liebe und Güte glänzte aus jedermanns Augen. Die Klingel an der Hausthür wurde nicht gezogen, ohne daß sie eine Überraschung, einen Überfluß von Blumen verkündete. Während man beim Frühstück saß, kam eine Glückwunschbotschaft nach der anderen, und Blumen, Geschenke lagen in üppigstem Durcheinander über den Tisch zerstreut. Hier glitzerte es unter Rosen hervor; hier schimmerte noch eine Gabe, ungeöffnet, unter Blüten; hier wurde eine Herrlichkeit bewundert und ging von Hand zu Hand.

Luise Wangemann hatte sich, als selbstverständlich, das Amt eines Festordners oder Polizisten angemaßt. Sie liebte vor allem Ordnung und sah die unlösbare Verwirrung voraus, in die das Heuglinsche Haus heute ohne ihre Hilfe verfallen würde. Aus eigenem Antrieb hatte sie zwei gewaltige Waschkörbe kommen lassen, zwischen denen sie in durchaus weltlicher Kleidung stand mit einer imposanten Mütze, auf der zu Ehren des Tages zwei rötliche Stiefmütterchen ernsthaft, aber freundlicher wie die Trägerin selbst nickten.

„Ein Korb," sagte sie geschäftsmäßig, „ist für Alma und einer für Eva."

Und nun nahm sie die Geschenke und zerstörte das reiche Durcheinander, das glückliche sorglose Menschen aus schönen erfreulichen Dingen achtlos gebildet hatten, nahm eine Gabe nach der anderen wie ein Auktionator in die Höhe und frug jedesmal: „Für Alma oder für Eva?"

Hatte sie die Antwort bekommen, so wurde das Geschenk in den Korb der glücklichen Besitzerin gelegt.

Oft traf es sich, daß sie keine Antwort erhielt, aus irgend einem Grunde, weil sie nicht hörten oder selbst nicht wußten, wie es sich verhielt. In diesem Fall sagte Luise Wangemann mit untrüglicher Bestimmtheit: „Jedenfalls für Alma" oder „jedenfalls für Eva", je nachdem sie es für gut fand, die Gaben zu verteilen.

Es dauerte nicht lange, so war die Schönheit auf dem Tische verschwunden und in Körbe verpackt, und Luise Wangemann ließ Teller und Tassen wegräumen, das Tuch ausschütteln und setzte sich befriedigt zu den anderen, welche weder ein Auge für die vorige Unordnung noch für die jetzige Sauberkeit zu haben schienen.

Mit würdevollen Schritten ging Machowsky auf und nieder, und jedesmal, wenn er an der großen Laube, in der die Familie beieinander saß, vorbeikam, folgten ihm die Blicke der Bräute mit einem befangenen, sonderbaren Ausdruck.

Der Kandidat hatte sich unter einen Baum in der Nähe der Laube gesetzt und ließ Dodo lesen, was ihm von Machowsky anbefohlen war, der eine unwiderstehliche Neigung hatte, den armen Kandidaten fortwährend zu beschäftigen, jetzt leider auf Kosten seines eigenen Fleisches und Blutes, denn Dodo saß ganz empört neben dem Unglücklichen.

Die Frau Pastorin war in ihrem Zimmer mit der Toilette für sich und die Tochter beschäftigt. Dorothea saß mit in der Laube, Stephan gegenüber, sah und hörte alles, war aber wie im tiefen Traum befangen.

Es ist kein Wunder, dachte sie, wenn der Tag so schön und feierlich beginnt, an dem Menschen sich für immer verbinden sollen. Aber dieser Gedanke tauchte in ihr auf, ohne daß sie zwischen sich und diesen glücklichen Menschen einen Vergleich gezogen hätte.

„Wo stecken denn meine beiden Jüngsten?“ sagte Onkel Friedrich; „sieht denn niemand einmal nach ihnen? Sie sind heute noch nicht zum Vorschein gekommen.“

„Bitte, Christine, sieh du nach,“ sagte die Gräfin. „Wir haben die beiden ja ganz vergessen!“

Und es war Zeit, daß man sich nach ihnen umschaute, denn die beiden Mädel hatten, wie es schien, Hochzeitstag und alles, was im Hause sich bewegte und regte, vergessen und saßen in ihren Hemden in behaglichster und eingehendster Unterhaltung auf einem Bette nebeneinander. Christine trieb sie an, worüber sie einigermaßen ungnädig wurden. Sie versicherten einstimmig, wie erstaunt sie wären, daß man sie sogar heute nicht in Ruhe ließ, daß man sie selbst heute zu schelten anfing.

„Ihr seid ja närrische Dinger,“ sagte Christine eifrig, ging wieder hinaus und schlug die Thür hinter sich zu.

(Schluß folgt.)

Reykjavik.

Thingvalla, Geysir und Hekla.

Schilderungen aus Island

von

Sophus Tromholt.

Wie man in Lappmarken nicht leicht eine Reise ohne Führer unternehmen kann, so ist ein solcher auch auf dem ebenso unwegsamen Island demjenigen ein absolutes Bedürfnis, der mit der Gegend nicht vollkommen vertraut ist. Ein guter Führer bekommt zwei bis drei Kronen täglich, außerdem wird ihm das Pferd gestellt, das ebensoviel kostet. Mich geleitete ein ehrbarer, ältlicher Bursche mit Namen Isak, der sich so ausgezeichnet benahm, daß ich von ihm durchaus nichts zu erzählen habe. Außer diesem bestand meine Reisegesellschaft aus drei Pferden, das eine für Isak, das andere für meine Bagage, im wesentlichen aus zwei photographischen Apparaten bestehend, und das dritte für mich. Diese Pferde waren durchaus respektable und in ihrem Auftreten sichere Tiere, sie ließen keinen Gedanken an einen Sturz oder an ein Durchgehen aufkommen und zeigten weder übertriebene Trägheit noch übertriebene Lebhaftigkeit.

Ebensowenig wie man einen Brief aus dem Lande der Lappen schreiben kann, ohne immer wieder auf das Renntier zurückzukommen, ebensowenig kann ein Fremder auf Island sein Auge dem eigentümlichen Gepräge, welches das Pferd allen Verhältnissen aufdrückt, verschließen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß man auf Island nur zu Pferde reisen kann. Die Grundbedingung für Wagen sind Wege; aber Wagen, die das isländische Terrain, so wie es aus der Hand der Natur hervorgegangen, passieren können, sind noch nicht erfunden worden. Der Schnee liegt selten so hoch und so lange, daß er über die Vertiefungen und Erhöhungen Wege bahnen könnte; daher ist auch ein

Digitized by Google

Fahren mit Schlitten nicht möglich. Die Flüsse können in einzelnen Fällen mit Böten befahren werden, aber nur der Quere nach; also ist man auf das Pferd zum Reiten und Transport angewiesen.

Intelligenz, ein sicherer Gang, Ausdauer und Genügsamkeit in Bezug auf Futter und Verpflegung, das sind die vier Eigenschaften, welche das isländische Pferd zu dem zum Behufe des Landes so vorzüglich geeigneten, unentbehrlichen und unschätzbaren Tiere machen. Es giebt gewiß keinen fremden Reisenden, der das Land verläßt, ohne diesen kleinen, braven Geschöpfen, welche dem Menschen nur bis zur Brust reichen, ein dankbares, vielleicht wehmütiges Lebewohl zu sagen. Wie viele dieser Tiere es im Lande giebt, davon kann man sich eine Vorstellung bilden, wenn ich anführe, daß die Anzahl der Pferde die Hälfte der Gesamt-Bevölkerung Islands (70 000 Menschen) bei weitem übertrifft. Viele werden nur als Lasttiere benutzt, andere zu Reitpferden abgerichtet. Von diesen verdienen die sogenannten „Skeidpferde“ oder Paßgänger den Vorzug; sie setzen, ebenso wie das Kamel und der Elefant, die beiden Beine derselben Seite gleichzeitig in Bewegung, eine für den Reiter sehr behagliche Gangart. Der verhältnismäßig niedrige Preis und die guten Eigenschaften dieser Pferde haben im Laufe der letzten Jahre einen nicht ganz unbedeutenden Pferdeexport nach Schottland ins Leben gerufen. Zu diesem Behufe befahren während der Sommermonate zwei englische Dampfer die Küsten Islands. Die meisten exportierten Pferde finden, ihrer geringen Höhe wegen, in englischen Kohlengruben Verwendung.

Dreiviertel Stunden nach unserem Aufbruche von Reykjavik befanden wir uns an einem Flüßchen, das den Namen Laxelv* oder Ellida-Aa* führt.

Dieses Flüßchen, dessen Name auf seine schwimmenden Bewohner hinweist, entströmt dem eine Meile weiter östlich gelegenen See Ellidavatn und ergießt sich in zwei Armen in eine vom Faxefjord gebildete Bucht. Beide Arme sind zu dieser Jahreszeit weder tief, noch gefährlich zu passieren. Zu gewissen Zeiten kann die Wassermenge sehr beträchtlich sein, aus welchem Grunde man etwas unterhalb der Furt zwei hübsche Brücken — ein Luxusartikel, den man selten auf Island zu Gesicht bekommt — angelegt hat. Etwas oberhalb der Brücken bildet jeder Arm einen kleinen Foß;* etwa eine viertel Meile weiter oben befindet sich ein ansehnlicherer Fall, der Storfoß (der große Wasserfall). Auf der anderen Seite des Laxelvs aber liegt eine kleine Schenke, Aurtun genannt, wohl die einzige auf Island, die außerhalb der Städtchen und Handelsplätze vorkommt; hier ist Bier und problematisch aussehende Milch zu haben.

Große Herrlichkeiten sind in der Gegend, durch die wir bisher geritten, nicht zu finden und monoton ist das düstere, armselige Gewand der ganzen Landschaft. Wo während des Sommers einzelne grüne Stellen ein lebhafteres Kolorit hervorbringen, ist zur Zeit noch alles gelb und häßlich. Die das Bild einrahmenden Höhen sind noch in ihr mächtiges Winterkleid eingehüllt. Bald passieren wir das letzte Gehöft; nun haben wir sechs Stunden lang zu reiten, bis wir wieder eine menschliche Wohnung antreffen. Dann und wann läßt ein Brachvogel seinen pfeifenden, fast wehmütigen Gesang erschallen. Ein Paar Schneehühner wandern zwischen den kleinen, hügelförmigen Erhebungen des Bodens einher; hier und da sitzt auf einem Lavablock ein dummer, schläfriger Rabe.

Aber doch hat ein Ritt durch diese öden Gegenden seine Anziehungskraft. Man fühlt sich mitten in ein freies, ungezwungenes Naturleben hineinversetzt; alle die drückenden Fesseln der Civilisation sind gelöst; man beneidet fast den

* Elv und Aa sind die dänisch-norwegischen Benennungen für Fluß oder überhaupt für ein fließendes Gewässer, ohne daß auf die Größe desselben Rücksicht genommen wird.

* Foß = Wasserfall.

Nomaden Lapplands und den Gaucho der Pampas. Oft, wenn der Weg es gestattet, geht es in munterem Trabe vorwärts, bis holperige, steinige Felder Schritt für Schritt zu reiten gebieten.

Gegen zwei Uhr erreichten wir Seljadalen, eine schmale, etwa eine Meile lange, mit Gras bewachsene, jedoch unbewohnte Thalsenkung. Auf dem Thalgrunde schlängelt sich ein kleiner Bach, den man vor der Anlage des neuen Weges einige zwanzigmal passieren mußte. Etwa in der Mitte des Thales kommt man an einer schönen, ungefähr fünfzig Fuß tiefen Kluft mit steilen, fast senkrechten Wänden vorüber; in dieselbe stürzt sich schäumend der Bach von Absatz zu Absatz.

Um drei Uhr hatten wir das Ende von Seljadalen erreicht, woselbst wir eine viertelstündige Rast hielten, um Reitern und Pferden eine kurze Ruhe zu vergönnen und ihnen zu gestatten, sich für die nun bevorstehende lange Tour über die öde Mosfellsheide zu stärken. Diese beginnt da, wo Seljadalen endet, und erstreckt sich drei bis vier Stunden nach Osten hin, wo sie an die ausgedehnten Lavafelder grenzt, die sich von dem toten oder schlummernden Vulkan Skjaldbreid aus in südwestlicher Richtung über ganz Thingvalla ausbreiten und sich von hier bis zu den äußersten Punkten der in Form eines Stiefels gebildeten Halbinsel Reykjanäs, die den Faxefjord nach Süden hin begrenzt, fortsetzen.

Endlich um sieben Uhr sahen wir Kaarestad, das erste Gehöfte nach Durchstreifung der Heide, nicht weit von uns zur linken Hand liegen. Ein ungemein schmuckes Gehöft mit einem neuen properen Aussehen; es ist aber auch eine Pfarrerswitwe, welche dasselbe bewohnt. Unsere ausgehungerten Pferde erhielten Heu, und wir trefflichen Kaffee. Als ich vor der Abreise die Witwe fragte, wie viel die ganze Bewirtung koste, sagte sie — zehn Öre (zwölf Pfennige). Es mag also wohl dieses Hotel ohne Zweifel als das billigste in der ganzen Welt zu empfehlen sein. Und mit dieser Bereicherung unserer Kenntnis der Hotelpreise verlassen wir Kaarestad.

Während der Stunde, die uns noch von unserem Ziele trennt, reiten wir hin über die ausgedehnten Lavafelder, welche in grauer Vorzeit dem Innern des Skjaldbreid entströmten. Sie haben eine ziemlich ebene Oberfläche, sind an vielen Orten mit Erde, Gras oder Moos bedeckt und bieten daher keinen so interessanten Anblick dar wie die wilden, phantastischen Lavamassen unfern Reykjavik, zwischen Bessestad und Havnefjord, mit ihren Gipfeln, Höhlen und Schluchten. Da wo die Lava bloßliegt, sieht man, daß deren Oberfläche von einer Menge erhabener Wellenlinien gebildet ist; es sind sprechende Beweise dafür, daß sich die Lava einst in flüssigem Zustande befand; da sich dieselbe indessen nur allmählich abkühlte, wurde die Oberfläche endlich so zähe oder dickflüssig, daß sie sich zuletzt in der Form von Wellenlinien verhärtete.

Schon längst haben wir den blauen See mit seinen zwei hohen Felseninseln und den Gebirgszügen jenseit desselben vor Augen, aber von Thingvalla selbst ist noch nichts zu sehen. Plötzlich öffnet sich die Erde zu unseren Füßen, eine hundert Fuß tiefe und ebenso breite, eine Meile lange, senkrechte Schlucht zieht quer über unseren Weg hin. Diese Schlucht ist die berühmte Almannagjau (gjau = Schlucht). Der Weg verläuft eine kurze Strecke zwischen einigen Steinblöcken abwärts, verwandelt sich dann, nach links ausbiegend, in einen treppenförmigen Niedergang, der an der Seite der senkrechten Felswand schräg in die Tiefe hinabführt. Von dem oberen Teile desselben erblicken wir zur Rechten gerade unter uns die kleine, schwarze Kirche und das Pfarrhaus Thingvallas nebst den Armen des Öxeraa.

Es ist die berühmte Almannagjau, von welcher ein überenthusiastischer Reisender, Lord Dufferin, sagt, daß er, um dieselbe zu sehen, eine Reise um die Welt machen würde. Mag dies auch etwas übertrieben

sein, so muß man mit ihm doch sicherlich darin übereinstimmen, daß die großartige

Isländerin in der täglichen Tracht.

Erscheinung, die uns hier entgegentritt, einzig in ihrer Art und vielleicht die größte und interessanteste Merkwürdigkeit ganz Islands ist.

Der Weg läuft eine Strecke auf dem Grunde der Schlucht hin und führt dann rechts über die hier sehr niedrige östliche Wand, die sich auf der Außenseite ganz gleichmäßig bis zu den drei oder vier Armen des Öxeraa herabsenkt.

Drei Dinge tragen im Vereine dazu bei, Thingvalla zu einem der sehenswertesten Punkte ganz Islands zu machen: seine geologischen Merkwürdigkeiten, seine historischen Traditionen und die Schönheit seiner Landschaft.

Von den beiden Hauptschluchten ist die Almannagjau ohne Zweifel die interessanteste. Namentlich ist die westliche, senkrechte Felswand der Almannagjau eine ungemein imposante Erscheinung; mit einer durchschnittlichen Höhe von etwa hundert Fuß erhebt sie sich an einigen Stellen gewiß bis zu fast hundertundfünfzig Fuß. Betrachtet man dieselbe aus einiger Entfernung von der Seite, so gleicht sie fast einer gewaltigen, von Menschenhänden aufgeführten Mauer, deren unterer Teil durch die nur halb so hohe und nach außen hin sich gleichförmig senkende, östliche Wand verdeckt ist. Die Lava dieser eine Meile langen Mauer tritt in horizontalen Schichten, welche wieder von senkrechten Spalten zerrissen sind, zu Tage, so daß die Mauer an vielen Punkten aus riesenmäßigen Quadern erbaut zu sein scheint. Sie ist oben mit phantastischen Zinnen und Zacken gekrönt, von denen die südlichsten eigene Namen führen. Die östliche Wand zeigt keineswegs ein so stolzes Aussehen, sie ist an vielen Stellen zusammengestürzt, nur hier und da senkrecht und im ganzen von sehr wechselnder Höhe. Die Almannagjau verliert sich nach Norden hin im Berge Aurmansfell, nach Süden hin im Thingvallasee, wo sie sich vielleicht unter dem Wasserspiegel weiter

fortsetzt. Sie hat auf der ganzen langen Strecke eine fast gerade Richtung. An mehreren Stellen glaubt man die Teile der beiden Wände der Schlucht, die vor der Trennung ineinander gepaßt haben, nachweisen zu können.

Der Öxeraa, der in der Nähe des Pfarrhofes in den Thingvallavatn mündet, fließt mit südöstlicher Richtung über die im Nordwesten von Thingvalla liegenden Lavafelder und stürzt sich dort plötzlich in Gestalt eines etwa fünfzig Fuß tiefen, senkrechten Falles über die westliche Mauer der Schlucht, worauf er eine Strecke hin auf dem Grunde derselben weiterfließt und sich etwas nördlich von der Stelle, wo der Reitpfad aus der Schlucht biegt, einen zweiten kleineren Fall bildend, in die östlich von der Schlucht gelegene kleine Ebene ergießt, wo er mehrere niedrige Sandholme umfließt.

Die kleineren Spalten des zwischen beiden Hauptschluchten Almannagjau und Ravnegjau liegenden Terrains erstrecken sich, wie erwähnt, mit diesen in derselben Richtung; einzelne sind recht ansehnlich und haben eine Länge von mehreren Hundert Fuß; sie zeichnen sich namentlich durch ihre senkrechten, dreißig bis vierzig Fuß hohen Wände, sowie durch das krystallhelle Wasser aus, welches auf ihrem Grunde dem Thingvalla-See zuströmt.

Jeder weiß, daß Thingvalla der Ort ist, an welchem das berühmte „Althing“ (Landesversammlung) fast ein Jahrtausend lang (930 bis 1800) alljährlich abgehalten wurde. In jenen Tagen strömten mitten im Sommer (anfangs Juli) Tausende der Bewohner aus allen Gegenden der Insel zusammen; eine Zeltstadt erhob sich an dem Ufer des Sees, und während der vierzehntägigen Dauer des „Thinges“ war diese Gegend der Schauplatz eines so bewegten Lebens, wie wohl keine Zeit und kein Land etwas Ähnliches aufzuweisen hatte. Nicht allein die politischen Angelegenheiten und Rechtsverhältnisse fanden hier ihre Entscheidung, sondern es gestaltete sich auch in dieser Zeit für die Insel ein großartiger Markt,

Isländerin in der Festtracht.

In der Almannagjau.

auf dem Geschäfte und Handelsangelegenheiten abgeschlossen wurden. Hier versammelten sich Handwerker zur Aufführung von Buden und Zelten, da gab es Schenken, und dort trieben sogar Gaukler ihr Wesen.

Nicht viele Dinge sind uns aufbewahrt geblieben, welche an das thatenreiche Leben jener Zeiten erinnern könnten. Man unterscheidet, namentlich westlich von dem Öxeraa, mehrere viereckige, unbedeutende Erhöhungen auf dem Felde; es sind dies Überreste der Fundamente, auf denen zur Zeit des Althinges die mit Fries bedeckten hölzernen Gebäude errichtet waren. Die Tradition verknüpft viele derselben mit bestimmten Personen der Saga. Der Ort, an den sich die Tradition mit der größten Hartnäckigkeit festklammert, ist der sogenannte „Lovbjerg" (Gesetzhügel), gewissermaßen der Mittelpunkt des Althinges, wo zur Zeit der Republik der Präsident seinen Sitz hatte und von wo aus derselbe dem Volke angenommene Beschlüsse verkündete, Abschnitte aus dem Gesetze vorlas, Vorladungen publizierte u. s. w. Dieser Lovbjerg ist eine sieben- bis achthundert Fuß lange, an den breitesten Stellen fünfzig bis sechzig Fuß breite Lavamauer, die von zwei tiefen, mächtigen Schluchten, Flosegjau und Nikolausagjau, eingeschlossen oder gebildet ist, welche letzteren etwas weiter nach Norden hin, an der nördlichsten Spitze des Lovbjerg, in eine einzige Schlucht, die sich noch eine lange Strecke in nördlicher Richtung weiter fortsetzt, zusammenlaufen. Ungefähr in der Mitte dieser, nur von einem einzigen südlichen Punkte aus zugänglichen Lavamauer befindet sich eine kreisförmige, niedrige, von Rasen bedeckte Einhegung, die, wie Ausgrabungen dargethan, aus Steinen besteht. Nach der Volksmeinung hätten wir hier den echten, alten Lovbjerg gefunden.

Im Sommer, wenn das Gras und das Laub der Büsche ergrünen, wenn die bunte Schar der Blumen den Schoß der Erde verläßt und die Luft warm und still sich über die Fläche des Sees ausbreitet, dann muß es schön in Thingvalla sein. Aber wenn, wie bei meinem Besuche im Mai, alles welk und leblos ist, wenn das Thermometer Frost anzeigt und der

eisige Nordwind von den großen Jökeln herniederstürmt, dann ist freilich die Schönheit ganz beträchtlich vermindert. Ich war wenigstens einen Monat zu früh nach Thingvalla gekommen. Überhaupt können Vergnügungsreisen auf das Land eigentlich nur in den drei Monaten von Mitte Juni bis Mitte September gemacht werden, im übrigen Teile des Jahres schlägt man sich am besten die Reisegedanken aus dem Sinne. Abgesehen von Wind und Wetter, sind die Wege fast gar nicht passierbar, sehr oft ist es auch mit Schwierigkeiten verbunden, Futter für die Pferde zu schaffen, wenn zwischen den häufig weit voneinander entfernten Stationen unterwegs kein Gras aufzutreiben ist.

Was in nicht geringem Maße den reichen Eindruck, den Thingvalla unter günstigeren Umständen machen muß, noch erhöhen dürfte, das sind die schönen Gebirgsformen, welche die Gegend nach allen Seiten hin begrenzen. Im Südwesten erhebt sich jenseit des Sees der wild aufgetürmte Hengill, der, von hier aus gesehen, an den Kopf eines Elefanten erinnert und wie alle die anderen höheren Berge noch völlig mit Schnee bedeckt war. Nach Osten hin liegen die ansehnlichen Ravneberge, mit den „Kalvetinder" zur Rechten und den „Tindfjalde" zur Linken. Dann kommt die Perle unter den Bergen, der sanft gewölbte Skjaldbreid. In ungefähr derselben Richtung, jedoch weit näher, steht der freundliche Aurmansfell. Im Nordwest erheben sich die kühnen Gipfel der Sulerberge, während die östlichen Ausläufer der Esja sich weiter nach links hin erstrecken. Von dem Lovbjerg aus sieht man das ganze Panorama rings um sich ausgebreitet, die eine Hälfte des innerhalb des Gebirgsrahmens liegenden Bildes wird von der breiten Fläche des Sees, die andere von dem zwischen

Aussicht nach Thingvalla vom Lovbjerg.

Almannagjau und Ravnegjau liegenden Lavafeld gebildet, welch letzteres von jenen abenteuerlichen Schluchten zerrissen und mit Buschwerk und Heidepflanzen bewachsen ist. Zur Rechten von der kleinen Kirche, welche diesen Umgebungen gegenüber wie ein Spielzeug erscheint, schlängeln sich die Arme des Öxeraa durch die kleine Ebene; etwas weiter aufwärts stürzt sich der Öxeraafoß wie ein weißer Streifen über die hohe Mauer der Almannagjau.

Thingvallavatn ist der größte See Islands mit einem Flächeninhalte von fast zwei Quadratmeilen. Sein Grund, den man an vielen Stellen noch nicht hat erreichen können, scheint, jedenfalls in seinem nördlichen Teile, von derselben Beschaffenheit wie das im Norden des Sees liegende Terrain, nämlich ein von wilden Schluchten durchfurchtes Lavafeld zu sein. Die geringe Wassermasse des Öxeraa bildet den einzigen sichtbaren Zufluß des Sees; da indessen sein Abfluß Sog im Südwesten sehr beträchtlich ist, so kann man annehmen, daß der See seine wesentlichste Nahrung durch unterirdische Zuflüsse erhält, worauf auch das auf dem Grunde der Schluchten strömende Wasser deutet.

Der Öxeraafoß, den man ganz in der Nähe betrachten kann, besitzt jene fesselnde Schönheit, die einem jeden Naturschauspiele der Art eigentümlich ist; sein Fall ist indessen nicht bedeutend und seine Wassermasse, wenigstens zur Zeit, gering, weshalb man eigentlich nicht sagen kann, daß derselbe einen besonders überwältigenden Eindruck auf jemand macht, der z. B. vor den großen norwegischen Kaskaden in Hardanger und Sogn gestanden.

Die Kirche zu Thingvalla ist die kleinste, die ich in meinem Leben gesehen habe. Es ist ein kleines, viereckiges, neun Schritt langes und sechs Schritt breites Gebäude mit einem liliputanischen Ansatz zu einem Turme. Sie ist ebenso häßlich als klein; alles was die Kunst des Malers und andere Kunstarten ihrer äußeren Ausstattung geopfert, ist schwarzer Teer. Auch im Inneren ist sie nicht gerade luxuriös dekoriert; einige durch einen Gang in der Mitte in zwei voneinander getrennte Reihen Bänke, eine von einem Tischler gemalte, zweihundert Jahre alte Altartafel und eine von einem Maler erbaute, zweihundert Jahre alte Kanzel: das ist ihr wesentlichster Inhalt. Wenn es scheinen möchte, daß es klüger gewesen wäre, man hätte den Maler die Altartafel malen und den Tischler die Kanzel bauen lassen, so kann ich mit Vergnügen sagen, daß dies auch der Fall war, aber das thut nichts zur Sache, denn der Maler war kein anderer als der Tischler und der Tischler kein anderer als der Maler.

Der Friedhof liegt etwas von der Kirche entfernt. Er ist vollständig mit von Rasen überzogenen Gräbern erfüllt, und da der Rasen auch die schmalen Pfade bedeckt, so gleicht er einem Grasfelde mit den gewöhnlichen isländischen Hügelchen.

Der Pfarrhof besteht außer den Viehställen aus zwei nebeneinander liegenden kleinen hölzernen Gebäuden, von denen das eine zeitweise als Schule benutzt wird; die innere Einrichtung ist halb isländisch, halb ausländisch. Die braven und zuvorkommenden Pfarrleute kann ich in jeder Beziehung nur loben, und mir würde vollkommen heimisch bei ihnen zu Mute gewesen sein, wenn nur das Wetter nicht so kalt oder im Zimmer ein Ofen gewesen wäre.

* *
*

Die freundlichen Umgebungen, die friedliche Stimmung, die über Himmel und Erde ausgebreitet war, die Hoffnung auf die Genüsse, die ich mir am Geysir versprach, alles trug dazu bei, den Ritt in der frühen Morgenstunde zu einem der schönsten Abschnitte der ganzen Reise zu machen. Nach Verlauf einer Stunde hatten wir die romantische Ravnegjau erreicht, die sich in einer Längenerstreckung von über eine Meile vom Thingvallasee bis an die Ravneberge im Nordosten hinzieht. Der Weg führt über die Schlucht

des Bruaraa, dorthin, wo Natur und Kunst aus hinunter gestürzten und hinabgeworfenen Steinen eine schmale Brücke oder einen Damm quer über die Schlucht bis zu der gegenüber liegenden höheren Wand erbaut haben. Die Steigung ist hier ein wenig schroff. Nachdem man den prachtvollen Gullfosr noch passiert hat, ist das Geysirterritorium an den aufsteigenden großen Dampfmassen leicht zu erkennen. Bald befanden wir uns inmitten all dieser seltsamen Quellen, und endlich machten wir vor einem großen, grauen, kegelförmigen Hügel, dem Bassin des berühmten Geysir, Halt.

Isländisches Grasfeld.

Isak zog mit den Pferden nach dem eine halbe Stunde weiter nördlich gelegenen Gehöfte Haukadal, um dieselben dort unterzubringen und gleichzeitig ein Zelt zu holen, in welchem ich während meines Aufenthaltes an der berühmten Springquelle wohnen sollte. Anderthalb Stunden mußte ich auf ihn warten, eine lange und traurige Zeit, im Regen und Wind einsam umherwandernd. Alles sah häßlich und unheimlich aus, alles war in Nebel, Wolken und Regen eingehüllt. Die so viel gepriesene Schönheit des Bassins des Geysir konnte ich nicht entdecken; der Wind kräuselte das Wasser in der becherförmigen Vertiefung des Kegels und trieb die nach Sodalauge riechenden Dampfwolken über die Erdoberfläche hin. Ich bemühte mich, den Strokkr zu finden; ich erinnerte mich der Abbildung in Pajkulls Buch „Ein Sommer auf Island“ ganz genau; ich wanderte von der einen Quelle zur anderen, keine glich der Abbildung. Zuletzt mußte ich das Buch selbst hervorholen, um vermittels des darin verzeichneten Grundplanes von dem System der Quellen die — nicht weniger als der Geysir — berühmte Springquelle zu finden; da fand ich sie, aber ich fand zugleich, daß dieselbe dem Bilde ebensosehr glich, wie ein Vogel einem Fische gleicht.

Endlich kam Isak zurück. Das Zelt, das er brachte, war so groß, daß zwanzig Personen darin hätten Platz finden können. Aus Heu, zwei Säcken und meiner Reisedecke wurde ein Lager bereitet, wobei mein Sattel als Kopfkissen Verwendung fand. Darauf holte mir Isak auf dem nahen Gehöfte Laug einen Kessel und Eimer und füllte in einem kleinen Bache den letzteren mit kaltem Trinkwasser, worauf ich ihm seinen Abschied gab, da er die Herrlichkeiten Haukadals denen der Quellen und des Zeltes vorzog. Später sah ich ein, daß er in diesem Punkte vernünftiger war als ich.

Drei Tage lebte ich wie ein Einsiedler im Zelte. Drei lange, einförmige, unheimliche Tage. Regen, Regen, Regen. Wenn ich des Morgens nach einer kalten, abscheulichen Nacht auf meinem Heulager erwachte, sah ich mich von kleinen Seen

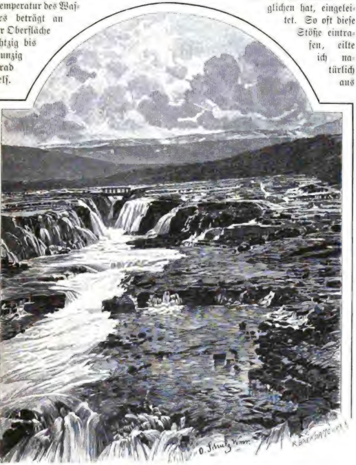
umringt, die durch das Zelt gesickert waren und allmählich immer größer, immer zahlreicher und zudringlicher wurden.

Hätte ich den Ort bei schönem Wetter und in guter Gesellschaft besuchen können, er würde sich mir sicherlich in einem besseren Lichte gezeigt haben. Denn selbst wenn man nicht verhehlen kann, daß sich das ganze Geysirgebiet in einem jämmerlichen Verfall, in einem Zustande hoffnungsloser Altersschwäche befindet, und selbst wenn für den Reisenden heutzutage nicht die geringste wahrscheinliche Aussicht, den großen Geysir selbst springen zu sehen, vorhanden ist, so enthält das kleine Territorium doch eine solche Menge eigentümlicher Erscheinungen, daß man unter günstigen Verhältnissen mit großem Vergnügen einige wenige Tage hier verweilen wird.

Sämtliche Quellen — alles in allem sicherlich ein halbes Hundert — liegen an einem flachen, langgestreckten, von Nordnordost nach Südsüdwest verlaufenden Abhang, östlich von einer isolierten Höhe, Laugafell. Dieselbe kann man auf den meisten Abbildungen des Geysir sehen, wo sie sich gewöhnlich mit geradezu gigantischen Formen präsentiert; in der That ist es ein ganz unbedeutender Höhenzug, der sich nur bis zu einer Höhe von wenigen Hundert Fuß erhebt. Auf der anderen Seite des gesamten Quellgebietes liegt, etwas tiefer als dieses, ein von einem Bache durchströmtes Moor. Den Bezirk, auf welchem sich die Quellen befinden, muß man sich nicht allzu groß denken; derselbe kann wohl eine Länge von 2500 und eine Breite von höchstens 1000 Fuß haben. Die Oberfläche besteht hauptsächlich aus rotgelbem Sand, und in der Nähe der Quellen vorzugsweise aus Kieselsinter. Hier und da bemerkt man einen kleinen grünen Fleck; der größte, welcher zwischen dem Geysir und Strokkr, und zwar dem ersteren zunächst liegt, wird gewöhnlich als Zeltplatz benutzt. Der untere Teil des Laugafell ist mit roten und gelben oder mit rotgelben Massen von Thon und Sand bedeckt. Die rotgelbe Farbe ist überhaupt allenthalben auf Island, wo es siedende Quellen giebt, die vorherrschende.

Geysir, der „große Geysir“, der „König aller Geysire“ liegt in dem nördlichen Teile der Gruppe. Wer in der frohen Erwartung nach dem Geysir reist, ein Augenzeuge jenes graciösen Schauspieles zu werden, das wir so gut von einer Menge Abbildungen her kennen, wird ganz gehörig enttäuscht werden; interessiert man sich aber für Ruinen und ist man damit zufrieden, zu sehen „wo Troja lag“, dann kann man vielleicht an der Betrachtung der tauben Schale, auf welche der Geysir unserer Tage reduziert ist, einige Erbauung finden. Das Bassin des Geysir, welches sich sowohl durch seine Gestalt als auch durch seine Größe von dem aller anderen Quellen unterscheidet, ist ungefähr wie ein Vulkan geformt, und wie dieser sein eigener Baumeister gewesen, so hat auch der Geysir im Laufe der Zeit den fast regelmäßigen, flach gewölbten Kegel von Kieselsinter selber erbaut, jenen Kegel, der sich etwa sechs Fuß über die nächsten Umgebungen erhebt und oben ein fast kreisrundes, becherförmiges, flaches Becken hat, das bei einem Durchmesser von etwa fünfzig Fuß gegen die Mitte hin sechs bis sieben Fuß tief ist. In der Mitte des Beckens führt vom Grunde aus eine zehn Fuß breite, cylinderförmige Röhre mehr als siebzig Fuß in die Tiefe. Die Außenseite des Bassins zeigt eine gräuliche Farbe, und die Oberfläche ist derart blätterig uneben, daß der niedrige, kegelförmige Hügel gewissermaßen einer riesigen Austerschale gleicht; hier und da hat sich der Kieselsinter nicht in Blätterform, sondern in drüsenförmigen oder blumenkohlähnlichen Gebilden abgesetzt. Der Grund des Beckens ist mehr weißlich, zeigt jedoch eine ähnliche Struktur wie die Außenseite. Das Becken selbst ist bis an den Rand mit siedendheißem, jedoch ruhig fließendem Wasser von blaugrüner Farbe gefüllt. Die Stelle, an der die Röhre in das Becken mündet, ist leicht an dem dunkleren Farbentone des Wassers zu er-

kennen. Durch die Röhre steigt fortwährend Wasser in das Bassin, welches eine oder mehrere Abzugsrinnen am Rande des Beckens hat. Die Temperatur des Wassers beträgt an der Oberfläche achtzig bis neunzig Grad Cels. Ausbrüche werden durch einige schwache Stöße in Verbindung mit einem unterirdischen Getöse, das man mit einem fernen Kanonendonner verglichen hat, eingeleitet. So oft diese Stöße eintrafen, eilte ich natürlich aus



Bruaraa (zwischen Thingvalla und Geysir).

dem Zelte, dessen Thüröffnung dem Geysir zugekehrt war. Anfangs war ich so sanguinisch, zu glauben, möglicherweise einen der großen, berühmten Ausbrüche mit eigenen Augen beobachten zu können. Es geschieht indessen weiter nichts,

Während meines Aufenthaltes am Geysir bot sich mir täglich öfters Gelegenheit, die kleinen bescheidenen Ausbrüche, auf welche die Thätigkeit der einst so aktiven Springquelle nun im wesentlichen beschränkt ist, genauer zu beobachten. Diese

als daß sich das Wasser über der Röhre wie eine flach gewölbte Kuppel erhebt, worauf die ganze Wassermasse des Bassins eine Zeit lang in Aufruhr gerät und das überflüssige Wasser unter starker Dampfentwickelung allenthalben die Seiten des Kegels hinabrieselt. Das ist alles, und etwas anderes werden die meisten Besucher kaum zu sehen bekommen.

Heutzutage vergehen in der Regel wenigstens drei Wochen zwischen jedem größeren Ausbruch, so daß derjenige, welcher aufs Geratewohl nach dem Geysir in der Absicht reist, ihn springen zu sehen, und sich nur einige Tage an Ort und Stelle aufhält, ungefähr ein ebenso großer Glückspilz sein wird, wenn er seinen Wunsch in Erfüllung gehen sieht, wie wenn er das große Los in der Lotterie gewinnt.

Wir wollen nun ein wenig den Bruder des Geysir, den nicht minder gefeierten Strokkr, der seinen Namen — Butterfaß bedeutend — von der Gestalt der eigentlichen Quelle erhalten, betrachten.* Derselbe liegt hundert oder hundertfünfzig Schritt südlich vom Geysir, er hat weder einen Kegel erbaut, noch ein eigentliches Bassin gebildet; die etwa acht Fuß breite Öffnung ist mit einem niedrigeren oder höheren unregelmäßigen Rand von bräunlichem Kieselsinter eingefaßt; die Röhre senkt sich, gleich einem Brunnen, perpendikulär hinab und ist mit demselben braunen Kieselsinter bekleidet; dieselbe kann bis zu einer Tiefe von etwa vierzig Fuß verfolgt werden, wird jedoch allmählich immer schmaler. Das Wasser, welches gewöhnlich gegen zehn Fuß unter der Mündung der Röhre steht, befindet sich fortwährend in einem Zustande heftigen und tosenden Kochens.

Der Strokkr war in früheren Zeiten, gleich dem Geysir, eine von selbst springende Quelle; heutzutage kommt ein

Gullfoßr (in der Nähe des Geysir).

* „Geysir", ein Wort, das nun in den meisten Sprachen als gemeinsame Bezeichnung aller Springquellen gebraucht wird, kommt von dem isländischen Verbum geysa, mit Heftigkeit springen.

derartiger Ausbruch äußerst selten, nur hin und wieder während des Winters vor. Auch der Strokkr ist längst über sein kräftiges Mannesalter hinaus; nun bedarf es künstlicher Mittel, um ihn in Thätigkeit zu versetzen.

Eine andere siedende Quelle befindet sich im südlichen Teile der Gruppe. Sie besteht aus zwei etwa drei Fuß breiten Löchern, welche ungefähr zwei Fuß auseinander liegen, unter der Erdoberfläche jedoch miteinander in Verbindung stehen. Nur in dem nördlichen siedet das Wasser. Allmählich wird das Kochen heftiger, das Wasser steigt in beiden Löchern; plötzlich kommt das kochende Wasser in eine heftige, plätschernde Bewegung, ein Teil wird durch das andere Loch und dessen Abzugsrinne entleert, worauf das Wasser auf einmal sechs oder mehr Zoll in beiden Löchern sinkt. Dann beginnt das halb bis zwei Minuten. Eine gewisse Periodicität ist überhaupt allen siedenden Quellen der Gegend eigentümlich, wenn dieselbe auch nicht immer so deutlich wie bei der zuletzt erwähnten hervortritt.

Doch wer vermag alle diese Quellen, an denen der kleine Bezirk so überaus reich ist, zu beschreiben! Höchst interessant bleibt es, hier alle möglichen Formen repräsentiert zu sehen. Einige bestehen nur aus einer kleinen röhrenförmigen Öffnung, in welcher das Wasser steigt und fällt; in einer anderen siedet und spritzt das Wasser ein bis zwei Fuß in die Höhe; hier giebt es garstige, siedende Schlammpfühle und dort kleine, zischende und spritzende Dampfventile. Aus allen diesen Öffnungen sowohl als aus den vielen Abflüssen steigen unaufhörlich große Dampfwolken auf, die freilich im Winde nicht sonderlich imponierend sind; wenn die Luft

Hekla.

Spiel aufs neue und wiederholt sich ununterbrochen auf dieselbe Weise. Die Periode hat nur eine Dauer von andert- jedoch still und etwas kühl ist, dann steigt der Dampf als weiße, kompakte Masse senkrecht empor, und in solchen Augen-

blicken, deren ich einige erlebte, bietet die Gegend ein ebenso eigentümliches wie großartiges Aussehen dar.

* * *

Einige Tage später ritt ich von dem ehemaligen berühmten Bischofssitze Skaalholt aus der Südküste des Landes zu. Den ganzen Tag über hatte ich das Vergnügen, den Hekla zu meiner Linken in einer Entfernung von einigen Meilen betrachten zu können. Es war anfangs meine Absicht gewesen, diesen berühmten Vulkan zu besteigen, die Witterungsverhältnisse machten dies indessen ganz unmöglich. Der Gipfel war in einen dichten Wolkenschleier eingehüllt, so daß ich mir's im Grunde genommen auch nicht sehr zu Herzen nahm, nicht dort oben zu sein; die beträchtliche Schneedecke zeigte deutlich, daß eine Besteigung mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen sein würde. Nichtsdestoweniger werde ich hier den Hekla — der im Vereine mit Thingvalla und Geysir das weltbekannte Triumvirat von Sehenswürdigkeiten auf Island bildet — zum Gegenstande einer kürzeren Beschreibung machen.

Der Hekla reicht sicherlich mit seiner Höhe — etwa 5000 Fuß über dem Meere — über die Grenze des ewigen Schnees hinaus, derselbe ist indessen während des Sommers nicht vollständig mit Schnee bedeckt, weil die unterirdische Wärme diesen teilweise schmilzt. Gleichwohl senkt sich wenigstens auf der westlichen Seite ein breiter, ansehnlicher Gletscher weit den Berg hinab, woselbst dann mit Schnee bedeckte Stellen von größerem oder kleinerem Umfange hier und da zerstreut gefunden werden.

Der Hekla liegt auf der östlichen Seite einer großen Ebene, welche von den Flußbetten des Thjorsaa und Hvitaa durchschnitten wird, einer Tiefebene, die den größten zusammenhängenden und zugleich einen der wohlhabendsten Distrikte auf Island bildet. Auf der entgegengesetzten Seite des Berges beginnt eine völlige Einöde, welche noch fast ganz unbekannt ist und nur von den Bauern durchstreift wird, wenn dieselben im Herbste ihre Schafe, die während des Sommers in den Bergen auf der Weide waren, aufsuchen wollen. Denn obgleich hier keine menschlichen Wohnungen zu finden sind, so trifft man doch einzelne Weidetriften an. Die Gebirgsgegend des Hekla wird zunächst von zwei Strömen, Eystri und Vestri Rangaa, umgeben; dieselben beziehen ihre Nahrung von dem Wasser, das durch die porösen, den oberen Teil des Berges bildenden Schlacken- und Lavamassen, sowie durch die Lavaschichten, die den Vulkan auf allen Seiten umgeben, hindurchsickert. Dieser selbst ist aus Schlacken und Asche, deren lose Massen durch die an den Seiten heruntergeflossenen Lavaströme zusammengehalten werden, aufgestapelt. Das Fundament dieses hinfälligen Gebäudes ist der von Nordost nach Südwest verlaufende, etwa 2000 Fuß hohe Rücken aus Palagonittuff, welcher den mittleren der fünf Hauptzüge bildet, die im Verein das Gebirgssystem darstellen, über welchem der Vulkan thront. Die übrigen Bergrücken, die wie der eigentliche Hekla ihre besonderen Namen führen und von diesem durch thalförmige, mit Asche, schwarzem Sand und dunklen Lavaströmen erfüllte Einsenkungen getrennt werden, bestehen gleichfalls aus Palagonittuff, der wegen seiner gelbbraunen Farbe von den dunkelgefärbten neueren vulkanischen Produkten wesentlich absticht. Der Tuff selbst besteht aus älteren vulkanischen Produkten, die nun in feste, sandsteinähnliche oder zusammengeballte Massen, welche sich aller Wahrscheinlichkeit nach von Ausbrüchen unter der Meeresoberfläche herschreiben, verwandelt sind. Die große, oben erwähnte Ebene wird gleichfalls aus älterem Tuff und jüngeren Sand- und Lavamassen, die indes, von der Gegenwart zurückgerechnet, ebenfalls alt genug sein mögen, gebildet.

Der Hekla bildet also einen langgestreckten Rücken und gehört zu den sogenannten Längenvulkanen, die keinen eigent-

lichen bestimmten Krater, keine bestimmte Kratеröffnung haben, sondern diese Öffnungen längs des vulkanischen Spaltes verändern können. Übrigens ist das Äußere des Hekla natürlich bedeutenden Umgestaltungen unterworfen, je nach den in dieser Beziehung mehr oder weniger durchgreifenden Wirkungen der besonderen vulkanischen Ausbrüche. Vor dem Ausbruche des Jahres 1845 erhoben sich auf diesem Rücken drei oder doch wenigstens zwei Gipfel, welche allerdings nicht sonderlich hoch über die Gebirgsmassen emporragten.

Der Hekla ist derjenige der isländischen Vulkane, der in historischer Zeit die meisten Ausbrüche aufzuweisen hat. Der letzte große Ausbruch trat im Jahre 1845 ein. Dieselben Vorboten, die dem Ausbruch des Vulkans Skaptar im Jahre 1783 vorausgingen, stellten sich auch bei dieser Eruption in Gestalt eines ungewöhnlich milden Winters und eines ähnlichen Frühlings ein, so daß sich bereits im April die Erde mit Grün bedeckte; die Hoffnung auf eine frühzeitige, reiche Heuernte sollte sich indessen nicht erfüllen, da infolge einer den ganzen Sommer hindurch anhaltenden Dürre der Graswuchs sehr verringert wurde. Diese Dürre dauerte bis zum 22. August, und obwohl nicht selten südliche Winde wehten, die doch sonst im Heklathale von Regen begleitet waren, und obgleich die Luft mit Dünsten und der Himmel mit Wolken bedeckt war, so blieb doch der ersehnte Regen aus. Diese ungewöhnlichen Witterungsverhältnisse riefen unwillkürlich den Gedanken an vulkanische Ausbrüche hervor, besonders da diese schon früher durch ähnliche Anzeichen angekündigt worden waren.

Auch Erderschütterungen waren früher die Vorboten solcher Ausbrüche gewesen; aber davon war diesmal ganz und gar nichts zu bemerken. Die anhaltende trockene Witterung, welche während des Frühlings und Sommers in der Gegend um den Hekla geherrscht hatte, wurde am 22. August von heftigem Regen, der mit wenigen Unterbrechungen bis zum Ende des Monats anhielt, abgelöst. Der September erschien mit umwölktem Himmel und dicker, feuchter Luft, dann und wann fiel etwas Regen. Im allgemeinen herrschte eine tiefe Stille, sofern nicht einige schwache Windstöße aus Süd oder West eine Bewegung der Atmosphäre hervorriefen. Dieses Wetter dauerte noch fort, als den 2. September der Ausbruch des Hekla eintraf. Schwarze, tiefgehende Wolken verbargen den Bewohnern die Aussicht auf das Gebirge, um neun Uhr morgens wurde indessen durch einen dumpfen Knall, der von dem östlichen Berge zu kommen schien, sowie gleichzeitig durch ein unerhebliches Zittern der Erdrinde, das man zu verspüren wähnte, die Aufmerksamkeit der Bewohner erregt. In der Ostsüdost vom Hekla gelegenen Küstengegend sah man gegen zehn Uhr im Westen und Nordwesten sich eine schwarze Wolke über das Gebirge erheben, und gleichzeitig vernahm man ein ungewöhnliches Krachen und Donnern aus dieser Richtung. Wenn man bezüglich dessen, was hier vorging, überhaupt im Zweifel sein konnte, so wurde dieser völlig gehoben, als die Wolke, die sich nach und nach über den ganzen Himmel ausgebreitet hatte, gegen elf Uhr einen dichten Regen, bestehend aus graugelben, hageldichten Schlackenstücken, auszusenden begann. Gleichzeitig breitete sich eine zunehmende Finsternis über die Gegenden aus, über welche die Wolke ihren Inhalt ergoß. Die Mittagszeit glich einer finsteren Winternacht, so daß man kaum die Hand vor den Augen zu sehen vermochte. Nach Verlauf einer Stunde fing es allmählich wieder zu tagen an, wie wenn nach einer finsteren Nacht der neue Morgen dämmert, jedoch erst gegen drei Uhr wurde es wieder ebenso hell, wie es vorher gewesen. Noch eine Stunde lang hagelten die grobkörnigen, graulichen Kiesmassen nieder, so daß die Erde einen halben Zoll hoch damit bedeckt war; darauf folgte der Niederschlag eines schwarzen, ins Stahlgraue spielenden glänzenden vulkanischen Sandes, der wegen seiner größeren Schwere nicht wie der Kies auf dem Wasser fließen konnte. Dieser Sand-

Isländisches Gehöft.

regen, der allmählich in Bezug auf Stärke abnahm und schließlich in eine feinere, schwarze Asche überging, hielt den ganzen 2. September, die darauf folgende Nacht und den Vormittag des 3. September an, so daß die Erde gegen Mittag mit einer anderthalb Zoll dicken Schicht von Kies, Sand und Asche bedeckt war.

Gegen den Mittag des 2. September — am Tage des Ausbruches — war das Getöse etwas schwächer geworden, nachdem mehreremal ein fürchterliches Krachen gehört worden war, am Nachmittage jedoch wiederholte es sich mit erneuerter Kraft, so daß es schien, als ob eine Kanone nach der anderen abgefeuert würde. Gegen drei Uhr klärte sich die Luft um den Hekla herum etwas auf, und nun konnte man sehen, wie von dem Gipfel des Berges eine dunkle, von Blitzen durchkreuzte Aschensäule in die Höhe geschleudert wurde; der obere Teil derselben schien mit der helleren Wolke, an deren Grenzen die heftig aufsteigende Bewegung der emporgeschleuderten Massen ganz besonders beobachtet werden konnte, gleichsam verwachsen zu sein und breitete sich in östlicher Richtung über die daselbst liegenden unbewohnten Gegenden aus. Als beim Eintritt der Dunkelheit, gegen siebeneinhalb Uhr, ein furchtbares Getöse, das alle früheren an Heftigkeit übertraf, sowohl Menschen als Tiere mit Schrecken erfüllte, konnte man deutlich sehen, wie die dem Krater entströmenden Dämpfe von dem Scheine des glühenden Inneren des Berges beleuchtet wurden; es hatte den Anschein, als ob eine fortwährend wachsende Flamme aus dem Gipfel des Berges emporsteige, als ob große, glänzende Steinblöcke in die Höhe und dann wieder in die Tiefe des grauenvollen Feuerschlundes geschleudert würden, und in der Dunkelheit glich der längs der nordwestlichen Seite des Hekla sich ergießende Lavastrom einem Feuerstreifen, welcher sich am Bergabhange hinzieht.

Von dem 4. bis zum 9. September war der Hekla in Regen und Nebel eingehüllt, das anhaltende Getöse jedoch zeugte von einer fortgesetzten, wenn auch etwas minder heftigen Thätigkeit des Vulkans. Der Wind strich, zuweilen in einen heftigen Sturm ausartend, zu der Zeit in nördlicher Richtung, und die Aschensäule entleerte sich nun über die in die-

Digitized by Google

ser Richtung liegenden Gebirgsgegenden, wodurch die Weideplätze derselben teilweise zu Grunde gerichtet wurden. Bisher war indessen, dank den herrschenden Winden, der angebaute Teil der Gegend dem Verderben entgangen.

Den 12. September nahm das Getöse im Berge, welches einigermaßen nachgelassen hatte, wieder zu und vergrößerte sich im Laufe des Tages immer mehr, so daß es gegen Abend ebenso heftig als am ersten Tage des Ausbruches war; der Lavastrom war zusehends im Wachsen begriffen. Am Morgen des 13. September war die Aschensäule wieder ebenso hoch und schwarz wie am Anfange und bog dann infolge des eingetretenen Ostwindes nach Westen, indem sie über den nördlichen Teil des früher erwähnten bebauten Tieflandes hinzog, wo nun zum erstenmal Asche niederfiel, was auch die beiden folgenden Tage anhielt.

Den 14. und 15. September, an welchen Tagen der Aschenregen unten im Thale fortdauerte, wurde das Entsetzliche in der Lage der geängstigten Bewohner noch vermehrt durch die fürchterlichen Schläge, welche der Vulkan mit kurzen Unterbrechungen von sich gab, und die man der Regelmäßigkeit wegen, mit der sie aufeinander folgten, mit dem anhaltenden Gestöhne eines Riesen verglichen hat. Diese Schläge entstanden durch die plötzliche Entwickelung von Dampfblasen, die aus dem Vulkane emporstiegen und dabei glühende Lava, teils in größeren oder kleineren Stücken, teils als Sand, teils in sehr fein zerriebenem Zustande als Asche ausspien. Nach angestellten Messungen wechselte die Höhe der Aschensäule an den verschiedenen Tagen zwischen etwa 7000 und 14000 Fuß.

Gegen Ende Oktober, den 26. und 27., begann der Ausbruch aufs neue zuzunehmen, und am letztgenannten Tage wurde durch die ausgeworfene Asche erheblicher Schaden angerichtet. Darauf trat wieder Ruhe ein, die zwischen dem 4. und 12. November von abermaligen Aschen- und Lavaausbrüchen unterbrochen wurde, und den 13. des genannten Monats fand eine der heftigsten Eruptionen statt. Während der folgenden Tage bewegte sich der Lavastrom erheblich vorwärts, doch nur mit einer Geschwindigkeit von 1325 Fuß im Laufe eines ganzen Tages. In der zweiten Hälfte des Monats nahm der Ausbruch wieder an Stärke ab. Später wechselten solche Ruheperioden mit mehr oder minder heftigen Eruptionen bis zum Jahresschluß und dem Beginne des neuen Jahres; den 25. Januar hörte der Ausbruch ganz auf, aber schon den folgenden Tag zeigten sich neue Aschen- und Lavaausbrüche. Auch im Februar und März wechselten stärkere und schwächere Ausbrüche miteinander ab; nach einem heftigeren Ausbruche jedoch, den 5. April, hörte endlich der Vulkan zu rasen auf, und tags darauf wurde die letzte Aschensäule entsendet, womit der Ausbruch seinen Abschluß fand; schon am 10. wurde man unterhalb des Kraters mehrere Stellen gewahr, die mit Schnee bedeckt waren. Sieben Monate lang währte also dieser gewaltige Ausbruch, welcher jedoch nicht für einen der heftigsten des Hekla gehalten wird. Wenigstens richtete derselbe vergleichungsweise viel weniger Schaden an als die vulkanischen Ausbrüche des verflossenen Jahrhunderts; der Lavastrom verursachte keine erheblicheren Verwüstungen, obgleich das Gehöfte Näfurholt, in dessen Nähe der Strom kam, der unangenehmen Nachbarschaft wegen von seinem Besitzer verlassen wurde.

Als man ein Jahr nach dem Beginne des Ausbruches den Gipfel des Hekla genauer untersuchte, fand man drei größere und zwei kleinere, also im ganzen fünf Krater, von denen die beiden größten, nach einer den 13. August vorgenommenen Messung, zwischen zweihundert und dreihundert Fuß tief waren. Die Krater lagen übrigens alle längs des auf dem Rücken des Berges vorgefundenen Spaltes.

Liliputer in der heimischen Tierwelt.

Populärwissenschaftliche Tiercharakterbilder

von

Adolf und Karl Müller.

II.

4. Das kleine Wiesel oder das Heermännchen, Mustela vulgaris.

Fürwahr, ein Raubritterchen von der besten Sorte, ein wahres Teufelchen in Heldengestalt präsentiert sich uns in dem kleinen Wiesel, welches zwar seinem größeren Vetterchen, dem Hermelin, in Vielseitigkeit der Thaten nachsteht, aber verhältnismäßig durch seine Leistungen unsere Bewunderung nicht weniger herausfordert. Sein mit Einschluß des 4,5 cm langen Schwänzchens 20 cm messender Körper ist fast gleich dick, außerordentlich muskulös und mit feinen Gliedmaßen begabt. Die aalartigen Windungen verraten auf den ersten Blick ebenso große Gewandtheit, als sein Gliederbau Stärke, das Leuchten der schief geschlitzten Äuglein, sein Feuerblick und seine entschlossene Haltung Kraft, Unternehmungslust und Intelligenz bekunden. Dabei geben die abstehenden Schnurren und die Borstenhaare über den Augen dem Kerlchen ein burschikoses Ansehen, zumal wenn es sich auf den Sohlen der Hinterbeine, gestützt auf die Wurzel des wagerecht gehaltenen Schwänzchens, hoch aufrichtet und Umschau hält. Da liegt vor der oberseits rötlichbraun, auf der Unterseite und den Innenseiten der Beine weiß gefärbten Erscheinung das weite Feld seiner Jagd- und Mordpläne, welches hauptsächlich der Tiefe, dem Erdboden angehört, weil ihm das Klettern nur in sehr geringem Maße möglich ist. Jeder Luftzug wird mit dem schnüffelnden Näschen prüfend aufgefangen, jede Bewegung, sei sie bedrohend oder beuteversprechend, mit wachen Blicken verfolgt, jeder Ton in seiner Bedeutung und seinem Ursprung gewürdigt. Keinen Augenblick erscheint es träge auf dem Plane seiner Ausgänge; auch das Putzgeschäft mit den Vorderpfoten wird eilend und lebhaft ausgeführt. Übermütig in guter Laune und Geweckheit springt es nach Insekten, zerbeißt erhaschte Heuschrecken und tummelt sich wie ein Kind in sich selbst vergnügt eine Zeit lang hin. Plötzlich aber fährt es empor, und der Ernst zeigt sich in Haltung und Wesen. Ein rotrückiger Würger, Dorndreher genannt, weil er Käfer, Eidechsen und kleine Vögelchen an die Dornen anspießt, die das Heermännchen auf seinen Abendstreifereien nicht selten auskundschaftet und wegnimmt, läßt, in große Aufregung versetzt, seine Warntöne in lautem Gätzen vernehmen. Das Wiesel weiß, daß es da etwas zu erbeuten giebt, und eilt in Bogensätzen dem Dorngebüsch zu, wo der Würger auf niederem Zweig den gefächerten Schwanz hin und her schwingt. In der Nähe des Vogels angelangt, macht das Wiesel Halt, als wolle es erst einen Angriffsplan entwerfen. Der Würger fliegt ihm in

größter Erregung entgegen, denn der Feind ist einem der kaum dem Neste entronnenen Jungen genaht, welches durch seinen exponierten Sitz auf einem dicken Stein unter dem Dornbusch die Sorge der Eltern erweckte, die nun beide das Wiesel lärmend umflattern. Mit einem hohen Satz faßt das Wiesel das Würgerweibchen am Schwanz und reißt ihm einige Federn aus. Da werden die Eltern vorsichtiger, das Wiesel dagegen desto verlangender und blutdürstiger. Es hat ihm die Schule der Erfahrung gesagt, daß die Verzweiflung des geängsteten Paares dem gefährdeten Jungen gilt, und darum beginnt sein Forschen nach der verborgenen Brut. Wie sich das Näschen am Raine im Gestein günstigen Wind sucht, wie die Äuglein leuchten, wie die Muskeln gedehnt und gespannt sind, wie das Gehör fein aufhorcht! Da flattert das junge Vögelchen im Gefühle seiner Unsicherheit tiefer in den Busch hinein. Das Wiesel folgt im Nu in einigen weiten Sätzen und hat im nächsten Augenblick den unbeholfenen Flüchtling zwischen den nadelspitzen Räuberzähnen, einer Deckung zueilend.

Ein andermal sehen wir das geschäftigte Raubritterchen ein Nest der Lerche, des Wiesenschmätzers, des Rotkehlchens ausplündern, Eier oder junge Vögelchen mit Vorliebe raubend. In geklafterten Steinhaufen wird ihm die Brut des Steinschmätzers nicht selten zur Beute. Es betritt den Hühner- und Entenhof und raubt die zarten Küchlein, wagt sich auch an größere, selbst in Zeiten der Not an altes Federvieh. Da, wo junge Hühner und Enten sich vom Hofe ins Freie wagen, kommt es lauernd aus Gräben, Kanälen und sonstigen Schlupfwinkeln hervor und packt sie nach ausgeführtem Sprung am Hals, beißt die Schlagader durch, saugt das Blut mit hin und her gewundenem Schwänzchen, dem sprechenden Zeichen der leidenschaftlichen Erregung und des Wohlgeschmacks, aus und schleppt die Beute in Sicherheit. Beim eintretenden Gefühle der Unsicherheit trägt es die betäubte oder getötete Beute sogleich an geschützten Ort. Mit großer Hartnäckigkeit werden die Raubanfälle wiederholt, und die günstige Gelegenheit fesselt das Wiesel oft wochenlang an engbegrenzte Örtlichkeiten.

Die Überfälle finden zu jeder Tages- und Nachtzeit statt, je nachdem sich die Gelegenheit ergiebt. Junge Hasen und Kaninchen fallen ihm gar häufig zum Opfer.

In seiner wahren Größe als erfolgreicher Raubmörder zeigt sich das Heermännchen unstreitig auf der Mäusejagd, auf der es nicht bloß die Feld-, Haus- und Waldmäuse, sondern auch die Wühlmäuse verfolgt. Unter den Feldmäusen räumt es in sogenannten Mäusejahren ganz erstaunlich auf, und die Beobachtung hat festgestellt, daß das kleine Wiesel im Gefolge vieler seinesgleichen den Wanderungen der Mäusescharen unablässig nachgeht. Diese Erscheinung vieler plötzlich auftretender Wiesel gab zu der Behauptung Veranlassung, daß die sogenannten Mäusejahre eine starke Vermehrung der Heermännchen erzeugen. Nichts kann falscher sein als diese Annahme, die auf Täuschung und voreiliger Schlußbildung beruht. Die Sache verhält sich einfach und naturgemäß so, daß die Heermännchen aus den von Mäusen verschont gebliebenen Gegenden in den Länderstrichen sich ansammeln, welche von der Überhandnahme der verwüstenden Nager heimgesucht sind. Sobald die Kalamität infolge der zerstörenden Witterungsverhältnisse oder eintretender Seuche überwunden wird, ziehen sich die Heermännchen an ihre früheren Aufenthaltsorte wieder zurück. Das Wüten des Heermännchens unter den wimmelnden Mäusen der Felder benimmt ihm so zu sagen Hören und Sehen, es wird von offenbarem Taumel ergriffen, springt wie besessen unter den Mäusen umher und mordet weit über das Ernährungsbedürfnis hinaus. Freilich bleibt seine Thätigkeit, wie die aller Mäusefeinde, bei außergewöhnlicher Vermehrung der schädlichen Nager hinter wesentlich nutzenbrin-

gendem Erfolge zurück. In solchen Fällen korrigiert sich gleichsam die Natur selbst.

Durchaus ritterlich ist des Heermännchens mörderische Bekämpfung der Wühlratte. Mit Vorliebe geht es der seine Leibesgröße überragenden Wühlratte in den Gärten der Felder nach, und man muß staunen, mit welcher siegesbewußten Miene es den plumpen Nager, diesen Verderber der Wurzeln edler Pflanzen, fortschleppt in die Verstecke. Daß es sich sogar an den jungen Hamster wagt, ist

Kleines Wiesel und Dorndreher, beim Vogelnestraube sich begegnend.

Digitized by Google

zweifellos, den alten männlichen Hamster wird es indessen nur selten anfallen.

Die blind zur Welt kommenden Jungen, nicht selten acht an der Zahl, werden anfangs Juni in einer Baum- oder unterirdischen Höhle auf der Grundlage von Laub, Stroh, Heu und dergleichen geboren. Zur Zeit, wo die Mutter die Kleinen ausführt zu Spiel und Übung in den ersten Fang- und Mordunternehmungen, zeigt sich in der Nähe der Geburtsstätte ein reges, für den Beobachter ergötzliches Treiben der Familie. Die alte Führerin prüft erst sichernd die Umgebung und erscheint dann auf dem Plan im Freien. Nach und nach kommen die niedlichen Geschöpfe vertrauensvoll hervor und halten sich zunächst in engem Anschluß an jene. Mehr und mehr erweitert sich der Spielplatz, und die am meisten entwickelten älteren Geschwister wagen sich schon abseits an entferntere Plätze. Jedes verdächtige Geräusch, jede erschreckende Erscheinung veranlaßt eine rasche Flucht auf einen von der Mutter leise ausgestoßenen Ton, der den Kleinen verständlich ist in seiner warnenden Bedeutung. Mitten in das anmutige Spiel, wobei sich die Tierchen ähnlich wie die jungen Marder und Füchse balgen und nach der sich auf den Rücken werfenden und durch Sprünge ermunternden Mutter drängen, tritt irgend eine Störung ein, und im Nu verschwindet die Gesellschaft entweder in der Höhle oder, wenn die Überraschung besonders plötzlich und jäh auftritt, zerstreut hier und da unter dargebotener Deckung. Zu dieser Zeit erscheint die Alte, getrieben von besorgter Liebe zur Nachkommenschaft, gegen den auftretenden Feind todesmutig und heldenkühn nicht bloß in der Verteidigung, wenn die Bedrängnis die Verzweiflung hervorruft, sondern auch angriffsbereit. Sie springt zuweilen dem nahenden Hunde, anstatt die Flucht ins Versteck zu ergreifen, entgegen und beißt sich in dessen Schnauze fest, so daß dieser, wenn er feige ist, heulend und klagend die Flucht ergreift und möglichst eilend der schmerzhaften Plage los und ledig zu werden trachtet.

Sobald die Periode des Säugens ihrem Ende naht, trägt die emsig pflegende Mutter den Jungen Raub zu. Ihre Sinne richtet sie alsdann doppelt wach und geschärft auf alles, was da fleugt und kreucht und bewältigt werden kann. Die Mäuse bringt sie gern matt gedrückt der lüsternen Schar und legt sie ihnen vor, so daß sie eiligst darauf losfahren müssen, wenn die flüchtende Beute nicht entrinnen soll. Dabei kontrolliert sie die Fluchtversuche der Maus sowohl wie die ausreichenden oder unzulänglichen Bemühungen ihrer Jungen, der losgelassenen Beute habhaft zu werden, und greift im Falle der Not rasch und erfolgreich zur rechten Zeit ein. Schließlich fallen die Mörderchen gierig über das Opfer her. Später bringt die Alte auch halb tote größere Nager, darunter Wühlratten, den rüstigeren Raubritterchen, um ihre Mordlust und ihren Hunger zu stillen.

Ein Gnome.

5. Der Maulwurf, Talpa europæa.

Die Familie der Mulle, Talpina, deren Artenzahl, soweit sie bekannt ist, eine ziemlich geringe genannt zu werden verdient, verbreitet sich über ganz Europa und größtenteils über Asien, das südliche Afrika und Nordamerika. Ihre Aufenthaltsorte sind ebene, fruchtbare Gegenden; Wiesen, Felder, Wälder und Gärten ziehen sie entschieden den trockenen, unfruchtbaren Landstrichen vor. Im Gebirge fehlen sie indessen auch nicht. Ihr Hausen gehört dem Dunkel unter der Erde an, wiewohl sie auch zeitweise über der Erde sich aufhalten und dem Raube nachgehen. Ihre Heimat ist jedoch entschieden in den von ihnen selbst gegrabenen Gängen und Burgen. Sie dürfen darum die Erdgnomen unter den Liliputern vorzugsweise genannt werden. Verhältnismäßig treten sie auch zweifellos als die stärksten und gewaltigsten Zwergriesen auf. Schon ein aufmerksamer Blick auf ihre Gestalt

und Gliedmaßen macht den furchtbaren Eindruck eines wohlausgerüsteten Mörders und unvergleichlichen Minierers. Der walzige, fast formlose Körper ist mit glänzendem, dichtem Pelze bedeckt, die Gliedmaßen sind auffallend kurz, an den Vorderfüßen mit sehr kräftigen Krallen versehen. Wir schildern sie weiter als lichtscheue Erdtiere; ihre Augen sind sehr klein, von der Größe eines Mohnsamenkorns, die man indessen leicht mit einer Pincette aus dem Pelze hervorschnellen und bloßlegen kann. Ein Muskel schiebt die Augen über der Erde zum Zweck des Sehens aus dem Pelze hervor, unter der Erde zurück, wo dann dieselben vor dem Eindringen der Erde geschützt sind. Sehr scharf ist der Geruchsinn, welcher sein Organ in einer langen, rüsselförmigen Schnauze hat. Außerordentlich fein ist auch das Gehör, dessen Organe klein und im Pelze versteckt sind. Der Vorderkörper ist mächtig aufgebaut, das Brustgerippe mit dem bedeutenden Brustbein unvergleichlich in der Säugetierwelt. Schmal und unverhältnismäßig lang erscheint das Schulterblatt, ebenso lang das Schlüsselbein, während der breite Oberarmknochen mit dem kurzen, derben Unterarm den Gegensatz bildet zu den langen oberen Gliedern. Die Muskulatur ist geradezu kolossal. Kein Wunder, denn die Arbeit unter der Erde, die selten unterbrochen wird, weil die Freß-, Raub- und Mordgier fortwährend antreiben, erfordert solche Kraftwerkzeuge, die dann ihre trefflichste Stütze finden in den schaufelartigen Vorderfüßen, welche nach außen gestellt werden und das Tier auch zum dauerhaften Schwimmen befähigen. Die Stimme ist quiekend und zischend. Der Charakter prägt sich in Unduldsamkeit, finsterem Egoismus, Bissigkeit, Wut und Grausamkeit aus. Die Fruchtbarkeit kann nur als eine mittlere bezeichnet werden.

In der That! unser Maulwurf hat in seiner äußeren Erscheinung nichts Wohlgefälliges, wenn man seinen schön glänzenden Sammetpelz ausnimmt, dessen Haare eigentümlich gestaltet sind, so daß sich keine Erde und keine Feuchtigkeit zwischen den Pelz und die Haut setzen kann. Das einzelne Haar ist nämlich an der Wurzel dünn, gegen die Mitte dicker, und nach der Spitze zu verjüngt es sich wieder. Diese Gestaltung und die Stellung der kurzen, schwarzbläulichen oder schwarzbräunlichen Haare sind Ursache des Metallglanzes sowohl als auch der geschmeidigen Eigenschaft des Pelzes, nach allen Richtungen hin dem Drucke oder Striche nachzugeben. Alles vereinigt sich zur Förderung des Wandels unter der Erde. Die fünfzehigen handförmigen Vorderpfoten, deren mittlere Zehe als längste freisteht, deren äußere Paare dagegen mit Spannhäuten untereinander verbunden sind, graben mit Energie, Schnelligkeit und Ausdauer. Der Erfolg ist so bedeutend, daß der Maulwurf in leichtem Sandboden gleichsam laufend während des Grabens sich fortbewegt. Ehe wir uns seinen Raubmordthaten zuwenden, wollen wir sein Minierwerk näher betrachten. Seine herkulischen Arbeiten liegen dann klar und entdeckt vor des Lesers Augen. Vor allem ist es die Burg als die Gnomenfestung, die als Mittelpunkt des unterirdischen Hausens bezeichnet werden muß, die Örtlichkeit, wo der Unermüdliche und Ewigwache zuweilen doch auch der unentbehrlichen Ruhe pflegt, vorzüglich in der Mittagszeit. Wir schildern diesen Burgbau folgendermaßen. In der Mitte befindet sich eine 8 bis 10 cm weite Vertiefung, eine Kammer, worin sich das Lager befindet. Den Kessel umgiebt in einem Umkreis von 20 bis 25 cm eine runde Galerie, ein Gang auf gleicher Höhe mit dem Kessel. Über dieser Galerie befindet sich gleichlaufend mit derselben eine zweite kleinere, in welche von der unteren meist drei Gänge in schräger Richtung münden, während aus der oberen Galerie zwischen den drei angeführten Gängen fünf und mehr in die untere Galerie führen. Der Baumeister kann also in seinen Kessel nur dadurch kommen, daß er zuerst aus der unteren Galerie durch eine der schrägen Röhren in die obere steigt und von dieser durch die nach unten

laufenden Röhren ins Innere gelangt. Aber der auf seine Sicherheit bedachte Gnome hat sich auch gleichsam noch ein Hinterthürchen in einem geheimen Ausgange offen gelassen, für den Fall, daß ihm von oben Gefahr drohe. Sobald er sich aus seiner Kammer fallen läßt, nimmt ihn eine darunter befindliche Röhre auf, welche nach unten führt, um sodann allmählich bogenförmig wieder etwas nach oben in einen breiten Gang einzumünden, welcher nichts anderes ist als die gangbarste Straße zu seiner Burg, der sogenannte Laufgraben. Noch aber hat der Künstler seinem Sicherheitsgefühle in der Anlage von Schlupfgängen bei drohender Gefahr eine weitere Konzession gemacht, indem er aus der unteren Galerie zwischen den von den oberen herabführenden Gängen mehr als ein halbes Dutzend Not- und Fluchtröhren in wagerechter, strahlenförmiger Richtung gräbt, welche aber alle in einer gewissen Entfernung zum Laufgraben einbiegen. Der letztere, aufgedeckt, zeigt eine Röhre von 8 cm Durchmesser an seiner breiteren Seite, denn er ist plattförmig. Seine Wände sind sehr glatt und zeugen von dem unausgesetzten Besuche der Burg. Die Röhre verlängert sich eine geraume Strecke von der Burg ab, bis sie sich in die flacheren Gänge des eigentlichen Jagdgebiets verzweigt. Dieses Jagdrevier erstreckt sich bisweilen über eine, ein viertel Hektar haltende Fläche im Umkreise. Hier ist nun der Tummelplatz, das Feld für die eigentlichste Bethätigung unseres Raubritters.

Zunächst ist es die Rüsselschnauze, welche beim Wühlen wie ein Bohrer ins Erdreich vordringt und in seiner Eigenschaft als Tastwerkzeug sowohl die Hindernisse zu umgehen weiß, als auch in der Beigabe des ausgezeichneten Geruchswerkzeugs der Beute mit untrüglicher Sicherheit nachspürt. Die eifrig schaufelnden Vorderpfoten sind stets bereit, sich in der Richtung zu bewegen, welche die Sinne vorschreiben. Wie erklärlich, daß den Gängen der Würmer und Kerfe nach allen Richtungen hin gefolgt wird, bald in der Tiefe, bald in der Höhe. Daß dabei die Menge der zurückgewühlten Erde hinderlich für den Wandel des Maulwurfs in seinem unterirdischen Jagdreviere erscheint, ist natürlich, und um aufzuräumen, wirft er die in Wiesen und Gärten überall sichtbaren Erdhügel auf, die sprechenden Zeugen für die Reinigung seiner Gänge. Hierbei verrichtet das starke, muskulöse Vorderteil seines Körpers die Hauptarbeit. In vier regelmäßigen Zeitabschnitten stößt der Maulwurf während des Tages solche Hügelchen, die oft 15 bis 20 cm Höhe betragen, nämlich vormittags bis gegen zehn Uhr, mittags um zwölf Uhr, nachmittags um fünf und abends um sieben Uhr.

Man sieht hieraus, wie rastlos seine Wühlereien seine Raubunternehmungen begleiten, und es läßt sich aus der riesenhaften Thätigkeit auf die Förderung der Verdauung schließen. Diese letztere geht äußerst rasch von statten und verbindet sich mit einem unersättlichen Appetit, der ihm nur während der mittäglichen Zeit einige Stunden Schlafes in der Burg gestattet. Hauptsächlich thätig ist sein Raubsinn des Nachts, wo er auch am meisten über die Erde heraufkommt. Indessen thut er dies nicht selten während des Tages, insbesondere im Nachsommer, wo das Gewürm sich an der Oberfläche befindet und die Laubdecke manche Larve und Puppe ihm darbietet. Wir haben den schwarzen Gesellen öfters in seinem Treiben über der Erde beobachtet. Langsam und unbeholfen vermag er sich da nur zu bewegen. Dennoch spürt er alles aus, wobei die Rüsselschnauze in Baum- und Steinspalten, unter Genist und Laubschichten eindringt und letztere hier und da umwendet. Wenn er eine Eidechse verzehrt, hört man in unmittelbarer Nähe das Knirschen seines Gebisses. Gerne zieht er die Beute in seinen Gang oder unter eine Deckung, um sie da in Sicherheit zu verzehren. Der Frosch, von ihm gepackt, schreit mörderisch. Unbarmherzig zieht ihn der Räuber nach dem Schlupf-

winkel. Zu verschiedenen Malen setzten wir ihm den Frosch weg, nachdem er vor uns in seinen Gang fliehend geschlüpft war. Auf der Lauer bleibend, sahen wir nach kurzer Zeit das schwarze Ungetüm wieder hervorkommen, um den Frosch aufzusuchen, der sogleich wieder grausam mißhandelt wurde. Im Winter, wo das Gewürm mehr der Tiefe angehört, schafft auch der Maulwurf tiefer. Aber man kann sich überzeugen, daß er auch unter der Schnee- und Eisdecke seine Hügel aufwirft. Dem Winterschlaf verfällt er niemals. Sollte ihm das Ernährungsgebiet zu mager werden, dann schickt er sich zum Wandern an. Er ist im stande, ein achtel Hektar Wiesen- oder Ackerfläche von Würmern und Kerfen innerhalb einer Woche und in noch kürzerer Frist zu säubern. Aber seine Nahrung beschränkt sich keineswegs auf die bisher genannte, von der die Engerlinge und Regenwürmer die Lieblingsspeise bilden, nein, auch Mäuse überfällt er, kleine Vögelchen nimmt er aus den erdständigen Nestern und verzehrt die nackten mit unverkennbarer Gier. Bei Begegnung mit seinesgleichen entsteht wütender Kampf, der nicht selten mit der Ermordung des einen endigt, worauf unverzüglich das Zerfleischen und Auffressen erfolgt. Wie viel Nahrung aber ein Maulwurf im Laufe des Tages zu sich nehmen mag, läßt sich aus den auf Grund der mit Maulwürfen angestellten Versuche in der Gefangenschaft gewonnenen Resultaten ermessen. Nach Weber in Zürich fraßen zwei Maulwürfe in neun Tagen achthunderteinundvierzig Engerlinge, hundertdreiundneunzig Regenwürmer, fünfundzwanzig Raupen und eine lebende Maus mit Haut, Haaren und Knochen, also in einem Tage zusammen durchschnittlich achtundfünfzig Engerlinge, Regenwürmer und Raupen, die Bestandteile der Maus nicht mitgerechnet. Nach Lenz fraß ein Maulwurf in vierundzwanzig Stunden zuerst eine große Blindschleiche bis auf den Kopf, die Rückenwirbel, den Schwanz und einige Hautstücke, sodann die Weichteile einer Gartenschnecke, drei Schmetterlingspuppen und zuletzt noch eine Ringelnatter bis auf den Kopf, Schwanz und das Rückenskelett. Endlich berichtet Dr. Neuffer, daß ein Maulwurf in der ersten Nacht siebenundvierzig Engerlinge, in vierundzwanzig Stunden durchschnittlich sechzig bis siebzig Stück verzehrte. Ob nicht die fortwährende anstrengende, den Stoffwechsel fördernde Thätigkeit des Maulwurfs bei der Beurteilung seiner Leistungen im Vertilgen von Würmern und Engerlingen im Freien in Anschlag gebracht werden muß, so daß sich ein noch staunenswerteres Resultat als das in der Gefangenschaft beobachtete herausstellen müßte?

Wie finster, abgeschlossen und mörderisch der Maulwurf sich zeigt, so leidenschaftlich erregt ihn gegen das Frühjahr die Minne. Seine Werbungen sind von der zärtlichsten, aber auch gewaltsamsten Natur. Nach der Erfahrung übersteigt die Anzahl der Männchen bei weitem die der Weibchen. So kommt es, daß die werbenden Gnomen sich als Nebenbuhler häufig begegnen und gefährliche Turniere bestehen, die manchmal blutigen und tödlichen Erfolg haben. Das Weibchen legt vom Mai an bis in den Vorsommer hinein seine Familienwohnung aus Moos, Stroh, Blättern, Gras und Würzelchen im Dunkel der Erde an und bringt das Lager in Verbindung mit mehreren Gängen seines Jagdgebietes. Gewöhnlich liegt die Wiege der Nachkommenschaft einen halben Meter tief unter Mauern, Bäumen oder Sträuchern verborgen. Die drei bis fünf blinden, nackten Jungen sind auffallend klein, entwickeln sich langsam und werden von der Mutter in der Burg bis zur Halbwüchsigkeit gepflegt und mit Nahrung versorgt. Später geht das Wachstum rascher von statten, und nun beginnen die ersten Bohr- und Wühlarbeiten, welche aber der Thätigkeit der Alten in der Meisterschaft bedeutend nachstehen. Erst im zweiten Jahre bringt es der junge Maulwurf in der Minierarbeit und im Bau der Burg zur Vollendung.

Es erübrigt nun noch, ein Urteil zu

fällen über den Nutzen und den Schaden, welche man dem Maulwurf beizumessen hat, denn diese Frage berührt ja die Interessen unserer Landwirte so nahe, so unmittelbar, und in der That begegnet man auch heute noch immer nicht geringen Vorurteilen gerade in denjenigen Kreisen, die zu einer gründlicheren Untersuchung der Angelegenheit berufen sind.

Kämpfende Maulwürfe.

Landwirte haben behauptet, daß der Schaden, welchen Maulwürfe auf Wiesen verursachten, ungleich größer sei als der Nutzen, indem nicht allein die Haufen, welche man unmöglich bis zur Heuernte fortgesetzt ebnen könne, keinen Wieswachs lieferten, sondern auch ein gewisser Raum um die Haufen herum nicht abgemäht zu werden vermöchte; ferner die lockeren Maulwurfshaufen den Maikäfern vorzügliche Plätze zum Einlarven abgäben, infolgedessen die Engerlinge gerade an den Orten, auf welchen die Maulwürfe geschont worden, ungeheure und ungleich größere Verheerungen angerichtet hätten als auf anderen, wo sie vertilgt worden seien. Wir entgegnen: erstlich zieht sich der Maulwurf sicherlich in die von Engerlingen bevölkerten Bodenstrecken. Fürs andere vernichtet sich obige Behauptung selbst dadurch, daß gerade in den für Maulwürfe gehegten Revieren die Maikäferlarve erstaunlichen Schaden angerichtet haben soll. Ganz unzweifelhaft wären solche Ablagerungsplätze von Maikäferlarven durch die daselbst geschonten Maulwürfe in kurzer Frist aufgezehrt worden. Treffend führen wir das Wort eines praktischen Beurteilers hier an: „Ich muß offen bekennen, daß ich so lange, als kein Gras auf den Wiesen steht, den Maulwurf gern duldete und daß ich manchmal im Frühjahre Hunderte von Haufen auf meinen Wiesen hatte. Als ich jene auseinander gerecht hatte, sahen die Wie-

sen wie frisch gedüngt aus und lagen, wenn man ihnen nur ein bißchen Zeit und Pflege gönnte, immer eben und gleich da. Sehr gut würde es sein, wenn die Wiesenbesitzer, welche noch mindestens zwanzig Jahre alte Ameisenhaufen auf ihren Wiesen haben, selbige entfernten, auf daß die Klagelieder der Mäher mehr verstummten."

Aber wo entstehen diese Ameisenhaufen am leichtesten und häufigsten? Gerade in den nicht ausgeglichenen alten Maulwurfshügeln, gewiß eine Mahnung an alle diejenigen, welche die Mühe des Verebnens dieser Hügel scheuen.

Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der Maulwurf eines der nützlichsten Tiere für Land- und Forstwirtschaft ist; es soll aber auch andererseits nicht abgeleugnet werden, daß seine Wühlereien in gewissen Örtlichkeiten Schaden, ja sogar beträchtlichen an den in die Richtung seiner Gänge fallenden Gewächsen anzurichten vermögen. Und diese Örtlichkeiten sind die Gärten und Gartenstücke. Da möge jeder den Störer seiner Beete vertilgen. Freilich könnte er aber auch nach der Vertilgung sämtlicher Maulwürfe daselbst in dieselbe Lage versetzt werden wie ein gewisser Handelsgärtner, dem eine Anzahl Nadelhölzer, Rosen und Wellingtonien zum großen Teile an den Wurzeln von Engerlingen beschädigt wurde, und der zu Maulwürfen seine Zuflucht nehmen mußte, welche, in die Gartenabteilungen ausgesetzt, bald die Beeinträchtiger der Wurzeln vertilgten.

Eine humane, umsichtige Tierpflege und Wirtschaft, so schließen wir, läßt dem Maulwurf Freiheit auf Wiesen, Feldern und im Walde. Für Verhütung einer übermäßigen Vermehrung der Maulwürfe sorgt die überall ausgleichende Natur. Sie sendet ihre Wasserfluten dem bedrängten Erdgnomen auf den Fersen nach, und sie schickt das Kontingent der Tag- und Nachtraubvögel, des Fuchses, Wiesels, der Marder, des Iltisses und Igels und besonders des Storches in Feld und Wiese, um seine Reihen zu lichten.

Die Karikaturen.

6. Fledermäuse oder Handflatterer.

Fledermäuse! — schon beim bloßen Namennennen bangt mancher Dame für ihren Kopfputz, ihre Haarfrisur — geschweige erst beim Anblick eines lebenden Tieres. Die vernünftigste Hausfrau sekundiert den schrillen Ausrufen des Schrecks, ja der Verzweiflung der Töchterschar, wenn eine Fledermaus in der Hitze der Jagd nach Dämmerungsfaltern diesen dem blendenden Lichte entgegeneilenden durch das offene Fenster in die Wohnstube gefolgt ist und nun zum Entsetzen der weiblichen Bewohnerschaft an der Decke herumflattert. Mit Kehr- und Handbesen, mit Schnupf- und Handtüchern wird der gespenstische Gast in dem Raume herumgejagt, bis der Gehetzte vielleicht, wenn er nicht gleich anfangs das Weite durch das Fenster gesucht, in der Verlegenheit und Angst sich an das Kleid oder die Haare der Verfolgenden klammert. Hinc illæ lacrymæ! Das ist der Punkt, von welchem aus ein gut Teil Vorurteile gegen das arme Flattertier hervorgegangen: es setze sich mit seinen scharfen Krallen in die Haare des Menschen, diesen anfallend. Zu dieser Fabel gesellen sich denn nun die anderen alle, von welchen nur noch die Generalfabel erwähnt sei, die Fledermäuse fräßen den Speck in den Räucher- und Vorratskammern, weshalb sie heute noch der Volksmund „Speckmäuse" nennt.

Wir werden uns bestreben, in den nachfolgenden Schilderungen diesen Nebel abergläubischer Furcht und grundloser Vorurteile zu zerstreuen, um die so außerordentlich zu schätzenden Tiere in das gehörige Licht der Würdigung zu bringen.

Betrachten wir eine heimische Fledermaus mit dem ernsten, prüfenden Auge des Forschers, so erblicken wir in den ungewöhnlichen Körperformen eine merkwürdige Entfaltung des Tierleibes. Vor allem fällt uns das außerordentlich entwickelte Hautsystem auf. Wir entdecken, daß sich zwischen den in die Länge ge-

dehnten Oberarmen und den riesig verlängerten Zehen oder Fingern der Vorderbeine oder Hände faltige Häute befinden. Diese können sich wie ein Halbschirm ausbreiten zu einer großen Flug- oder Flatterhaut (Patagium), die in ihre Spannweite mit den Oberarmen und stäbenartigen Fingern auch die Hinterbeine und noch teilweise oder ganz den Schwanz aufnimmt. Die Flughaut benennt die Wissenschaft in Ansehung der verschiedenen Felder oder Abschnitte mit Kunstausdrücken. So a die Schulter- (siehe die beigegebene Abbild. S. 685) (Windfang, Propatagium), b die Finger- (Dactylopatagium), c die Flanken-, Seiten- oder Ellenbogen- (Plagiopatagium) und d die Schenkel- oder Schwanzflughaut (Uropatagium s. Periscelis). Die Vordergliedmaßen besitzen zwischen der Flughaut vier Finger und einen über dem quirlförmigen Knotenpunkt der Fingerwurzeln freistehenden zweigliederigen, scharfbekrallten Daumen, sowie fünfzehige, benägelte Hinterfüße, welche ebenfalls von der Flughautspannung ausgeschlossen sind. Allen Flatterern, deren Schwanz ganz oder fast völlig in die Flughaut aufgenommen, ist ein horniges Gebilde an den Hinterfüßen eigen, das Spornbein, Calcar (s der Abbild. S. 685), dem öfter bei den Arten mit schmaler Flughaut noch ein kleiner Hautlappen (der Spornbeinlappen, Epiblema) anhaftet. Das Spornbein ist mit der Flughaut verwachsen und dient der Schwanzflughaut zur Stütze und zum Glied der Ausspannung.

Es interessiert zu wissen, daß diese enorme Entwickelung der Hautfalten eine konsequente Fortsetzung oder Weiterbildung der Gefäßhaut- oder Färbestoffschichten ist, Gebilde, die hervorgehen aus dem Wachstum zweier großer Lamellen, einerseits von der Rücken-, anderenteils von der Bauchseite aus. Inmitten dieser beiden Gefäßschichten entdeckt sich die Ablagerung einer dritten, eine Ernährungsquelle, bestehend aus einem feinen Gefäßgewebe von Adern, Nerven und Muskeln, das die Flughaut fortwährend ernährt und frisch erhält. Außerdem macht sich unter der Lupe schon das drüsenreiche Gesicht der Flattertiere kenntlich. Diese Drüsen oder Warzen bergen eine stark riechende Fettmasse, womit die Tiere die Flughäute einfetten und elastisch erhalten.

Zur übersichtlichen Charakterisierung der Gestaltung und des feinen Organismus sei noch eines auffallenden, merkwürdigen Organes Erwähnung, der Ohren, die bei manchen Arten, wie der langohrigen (siehe die Abbild. S. 688), der großohrigen und der Mopsfledermaus, riesige Dimensionen annehmen und dem Liliputer neben seinen Flughäuten ein abenteuerliches Ansehen verleihen.

Ohne zu befürchten, den geehrten Leserkreis zu ermüden, gestatten wir uns, über dieses die Lebensverrichtungen des Tieres so sehr unterstützende, wichtige Organ uns zu verbreiten.

An der vorderen Außenfläche der Ohrmuscheln befinden sich eine Menge Tastwärzchen, mit äußerst feinen Tasthärchen versehen, wie ferner in der Ohrmuschel und deren Rändern ein reiches System feiner Nerven verbreitet ist. In der Mitte des Ohrengrundes ragt der unbewegliche Ohrdeckel (Tragus) hervor, vielfach in Form und Struktur abwechselnd. Die Annahme vieler Naturforscher, als diene dieser Tragus zum Verschließen des Gehörganges, ist irrtümlich, denn sie widerlegt sich einfach dadurch, daß keine sichtliche Muskelvorrichtung an demselben bemerkbar, dies Gebilde auch keiner besonderen Bewegung fähig sein kann. Es ist vielmehr anzusehen als ein Schallfänger zur Erhöhung des Gefühls für die leisesten Luftschwingungen. Darauf deuten auch die feinen Nervenverzweigungen, die es durchziehen. Wir erlauben uns, die nähere Beschreibung der Ohreneinrichtung aus unserem Werke* „Tiere der Heimat“ zu geben, dem auch die beiden Illustrationen entstammen.

* Tiere der Heimat. Deutschlands Säugetiere und Vögel. Mit Illustrationen von C. F. Deiker und Adolf Müller. Geschildert von Adolf und Karl Müller. Verlag von Theodor Fischer in Kassel.

„In der Ruhe liegen die Ohrmuscheln seitlich am Kopfe angedrückt, bei Arten von besonders entwickelten Muscheln wie die ‚Hörner eines Widders'. Die Vorrichtung, vermöge welcher die Ohren in dieser auffälligen Form zusammengelegt werden, ist auf der Außen- oder Rückseite der Ohrmuscheln nach Entfernung der Oberhaut deutlich zu finden. Hier ziehen in die Quere knorpelige Falten oder Leisten, deren bei der gemeinen Fledermaus acht bis neun, bei dem Langohr zweiundzwanzig bis vierundzwanzig zu bemerken sind. Über diese Querfalten laufen von unten rechtwinkelig Muskelpartien teils in gleichmäßiger Verteilung, teils gesondert bis zur Mitte der Ohrmuschel, um sich dann nach den Ohrenspitzen und zum unteren Teil des Hinterrandes zu verzweigen. Mittels dieser Retractores oder Beugemuskeln können die Fledermäuse die Ohren in der erwähnten Form zur Seite des Kopfes zusammenlegen. Der Gegenmuskel oder Antagonist (Erector) entspringt am Grunde des inneren Ohrrandes, dem Kiele, und läuft, den inneren Saum des Ohrrandes bildend, am Rande aufwärts bis nach der Spitze des Ohres zu, dort mehr und mehr sich verbreitend. Durch diese Muskelvorrichtung richtet das Tier den Kiel und mit diesem die Ohrenmuscheln oder einzelne Teile derselben auf, was bei dem Vernehmen der leisesten Luftwellen oder beim Aufflattern der Tiere geschieht. Feine kleine Öffnungen am Ohrrande in der Knorpellage des Kiels dienen als Durchgänge für Nervenstränge. Noch ist zu erwähnen, daß der Ohrdeckel oder Tragus bisweilen an seinem Rande einfach oder mehrfach ausgeschnitten oder gebuchtet ist, welches man ‚gezahnt' nennt. Die nähere Betrachtung der halb verkümmerten, sehr kleinen, gewölbten Augen führt nur noch entschiedener auf die fein organisierten Ohren als das Hauptorgan, mit welchem die Tiere die leisesten Lufterschütterungen zugleich hören und fühlen, wodurch ein verschärftes Vernehmen entsteht. Bei dem Schwirren der Flügel eines Insekts erheben sich schon in weitem Abstande die Ohrmuscheln des Langohres, und diese äußerst feinfühlige Fledermaus gewahrt auf der Stelle den leisesten Luftzug aus einer Ritze oder Fuge an Fenstern und Thüren beim Vorbeiflattern. Versuche in Stuben mit geblendeten Flattertieren haben auf das bestimmteste dargethan, daß die Tierchen ohne Augenlicht sich sogleich vollständig zu orientieren vermochten: sie vermieden sichtlich das Anstoßen an Wänden, Decken und Fenstern; sogar ausgespannten Fäden wichen sie aus. An diesen Gebilden und lappigen Anhängen der Ohren verstümmelte Fledermäuse verlieren ebensowohl an Flugfähigkeit, als sie in ihrem Nahrungserwerbe empfindlich gestört werden, ein Beweis, wie wichtig dieses Wahrnehmungs- und Gefühlsorgan bei diesen Tieren ist. Den Ohren behilflich sind die Tastwerkzeuge an Flughäuten und die feinbenervten Nasen."

Der Überblick über die äußere Gesamtgestaltung und Einrichtung der Gliedmaßen vergegenwärtigt ein Tier, das einesteils mit der Flugbegabung an die Vögel erinnert, anderenteils aber auch in der Behaarung und dem Gesichtsausdrucke dem (wenngleich verzerrten) Bilde der Mäuse ähnelt, so daß die populäre Benennung „Fledermäuse" zutreffend erscheint. Aber auch die Wissenschaft findet dies begründet in dem Knochengerüste der Tiere. Dasselbe, obgleich dem Skelett des Säugetieres wesentlich konform, ist leichter, bietet aber noch einige Vergleichspunkte mit dem Vogelleibgerüste in der Festigkeit des Brustkorbs durch die Verknöcherung der kurzen Rippen oder Sternokostalknorpelstücke, vornehmlich aber in den auffällig stark entwickelten und mit den Schultern verwachsenen Schlüsselbeinen, sowie in dem Vorhandensein eines Brustkammes (Crista sterni) zur Anheftung der Oberarmmuskeln, welche die Flughäute tragen und bewegen.

Ganz dieser Zwienatur gemäß gestaltet sich nun aber auch gleichsam das Soll und Haben, das Können und Vollbringen der Flattertiere. Sie entbehren bei aller

leichteren Beschaffenheit ihres Skeletts gegenüber demjenigen der Säugetiere doch wieder der luftführenden Knochen der Vögel, sie ermangeln der Luftsäcke in der Brusthöhle, sowie des Federkleides und des eigentlichen Steuers in dem Schwanze der letzteren, welche diesen die specifische Leichtigkeit und die Vielseitigkeit des Fluges verleihen. Im Vergleich mit den Säugetieren ermangeln sie hingegen wiederum der freien Beweglichkeit ihrer Gliedmaßen, namentlich der Beine. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, gewinnt unser Beiname Karikaturen, welchen wir den Flatterern gegeben, wohl Berechtigung. Nach beiden Richtungen hin stellen sie Zerrbilder, hier der Vögel, dort der Säuger, dar.

Ausgespannte Flughaut einer Fledermaus.

Dennoch gewinnen unsere heimischen Fledermäuse für das überblickende Forscherauge in der Summe ihrer Thätigkeit und ganz besonders im Hinblick auf die Zeit der Ausübung ihrer Lebensäußerungen eine entschiedene Bedeutung als ökonomisch nützliche Wesen, welche Liebe und Schutz in hohem Grade verdienen.

Trotz der bedeutenden Verbreitung der Flattertiere bewohnen die kleinsten unter den nach Süden außerordentlich sich häufenden und vergrößernden Formen und Arten unsere Heimat. Für das Gebiet ihres Vorkommens in Deutschland mag westöstlich die Elbe, nördlich der Harz die Grenze bilden. Wir haben es also hier nicht allein mit den Liliputern in der heimischen Tierwelt der zwei ersten Klassen zu thun, sondern auch mit solchen unter den Handflatterern.

Sie sind hinsichtlich ihrer Ernährung auf die Dämmerung und Nacht angewiesen. Ihre Nahrung besteht ausschließlich in fliegenden Kerbtieren, insbesondere in Nachtschmetterlingen, Käfern, Fliegen und Mücken; ausnahmsweise nur vermag eine und die andere Art sich an Blättern sitzender Käfer oder Raupen durch Ablesen im Schweben oder Auffangen in der Flughaut durch Schütteln der Zweige zu bemächtigen. Das Gebiß der Fledermäuse ist ihrer Nahrung gemäß das der Insektenfresser.

Da wir zufolge der projektierten räumlichen Grenzen unserer Schilderungen uns unmöglich über alle einheimischen Arten, deren es achtzehn giebt, verbreiten können, so ziehen wir es vor, in einer Rundschau das Allgemeine, Wesentliche derselben zu schildern und dann speciell die für unser Thema charakteristischste Art in ihrem Wesen und Wandel vorzuführen.

Die Fledermaus ist sehr wählerisch im Aufsuchen und Beibehalten ihrer Heimstätte: selten trifft man eine Anhäufung von mehr als fünf bis sechs Arten. Aber

es sind auch verschiedene Ansprüche, die sie leiten bei der Wahl ihres Aufenthaltes. Ebenso viele lieben die Ebene, als andere die Höhen; hier bevorzugt die eine Art Wälder, dort andere Gärten, Parks, Baumreihungen; manche sind an die Gewässer gebunden, und unter diesen wieder ausschließlich an fließende oder aber stehende. Hier lieben es Arten, im Dämmer und Schauer des Waldes zu jagen, dort nur am Saum, auf Blößen und Lichtungen desselben. Während endlich manche häufig zwischen Mauern und den bewohnten menschlichen Stätten, oder in Hohlwegen sich herumtreiben, meiden alle freie, baum- und gegenstandlose Strecken, wie Wüstungen, Heiden und offene Felder.

Die Fledermäuse bejagen ihre Reviere von der Abenddämmerung bis gegen morgen in längeren Zwischenräumen, besonders um Mitternacht, um tags über hängend oder sitzend in ihren Schlupfwinkeln zu schlafen. Man erblickt schon in dieser Ernährungsweise eine Ausnahme von dem überwiegenden Teile der insektenfressenden Tierwelt, namentlich der von fliegenden Insekten lebenden Vogelarten, die nur am Tage thätig sind. Höchstens unsere Dämmerungs- und Nachtvögel, wie die Nachtschwalbe und die Eulen, teilen den Dienst der ökonomischen Nützlichkeit mit unseren Fledermäusen. Dazu kommt noch eine andere Eigentümlichkeit einiger Arten in Betracht, nämlich die, daß solche, wie z. B. die frühfliegende, in den höchsten Kronen der Bäume die fördernde Kerfjagd betreiben, in welcher Region kein Tagvogel nach flugbaren Insekten jagt. Auch die Verbreitung der Jagdreviere in so vielfältigen Verhältnissen, in so verschiedenen Lokalitäten ermöglichen eine nicht zu unterschätzende Hilfeleistung unserer Fledermäuse gegen die Feinde unserer Gewächse und die Plagegeister der Menschheit und der Tierwelt.

Von den mannigfaltigen Aufenthaltsorten der Tiere erwähnen wir nur im allgemeinen Felsgeklüfte und Risse, Bergwerksschachte, Baumhöhlen und Mauerlöcher, Burgverließe, Keller und Böden der Wohnungen und andere mehr. Die Vermehrung der Fledermäuse ist eine geringe, denn ein weibliches Tier bringt jährlich höchstens zwei Nachkommen. Die Paarung erfolgt meist kurze Zeit nach dem Erwachen der einzelnen Arten aus der Wintererstarrung. Auch in den Reihen der Karikaturen waltet die Liebe unter keiner geringen Erregung. Dies bekunden die unruhigen Ausflüge unter schwirrend-schrillen und pfeifenden Begattungsrufen; das zeigte uns noch im Frühjahr 1886 ein Kampf zweier eifersüchtiger Männchen der allerdings schon an und für sich bissigen gemeinen Fledermaus, der Riesin unter ihren einheimischen zwerghaften Verwandten. Nach der Begattung sondern sich die Geschlechter: die Männchen vereinzeln sich, während die weiblichen Individuen je nach der Art sich mehr und weniger zueinander gesellen. Originell gestaltet sich das Zurweltkommen der jungen Fledermäuse. Nachdem die weibliche Fledermaus sich gegen ihre sonstige Gewohnheit an einer Mauernische, einem hervorstehenden Steine oder Balken mit den Krallen der Daumen angehakt hat, wartet sie die Zeit des Gebärens ab, um beim Eintritt derselben die Schwanzflughaut nach innen zu einem Säckchen oder einem Schürzchen zu krümmen und das Geborene darin aufzufangen. Diese Jungen — je nach Art in einem bis zwei Stück bestehend — klammern sich im Bauchpelze der Mutter fest und saugen sich an die daselbst befindlichen zwei Haftzitzen an. An dieser Quelle der Ernährung haften sie, von der Mutter selbst auf den Ausflügen getragen, bis zum Selbständigwerden, das mit der Flugbarkeit eintritt. Bis in den Herbst folgen die stumpfnäsigen Jungen, an den kurzen, runden Flügeln kenntlich, den Alten, denen sie gar bald in gewandterem Fluge beim Fang der Insekten wenig oder nicht nachstehen.

Das körperlich gedrückte Aussehen der Fledermäuse hat viele verleitet, den Tierchen Mangel an geistiger Fähigkeit zuzuschreiben. Dem ist nicht so: denn sie zeigen in ihrem Thun und Lassen Gedächtnis

und unterscheidenden Verstand. Sie weichen Nachstellungen aus, fliehen wiederholt begonnene und sie beunruhigende durch Wechsel ihrer Jagdreviere oder durch Auswanderung. Sprechendere Beweise von Verstandesthätigkeit legen sie in ihrem Gebaren während des Gefangenlebens ab. In unserer Vaterstadt Friedberg brachte ein Bäcker ein Exemplar der unbändigen gemeinen Fledermaus (Vespertilio murinus) dahin, daß sie sich ohne Widerstreben aufnehmen und füttern ließ. Dem Bruder von A. Brehm folgte eine gezähmte langohrige Fledermaus durch die Wohnräume und kam auf die Hand ihres Pflegers, sobald er ihr eine Fliege bot. Bei Nachstellungsversuchen verhalten sich die Tiere vorsichtig. Hingehaltenen größeren Fangnetzen weichen sie aus; an Angelschnüren befindliche Haken, woran Nachtschmetterlinge als Köder befestigt sind, umkreisen sie mißtrauisch, lassen die Köder aber nach erfolgter gründlicher Untersuchung unberührt.

Noch bleibt die außerordentliche Gefräßigkeit und damit verbundene rasche, aber unvollständige Verdauung der Tiere zu erwähnen. Hiervon geben Beweise ihre Sommerzufluchtsorte, wie Böden, Kirchengewölbe, alte Burgen u. s. w. Hier finden sich die Exkremente oft fußhoch angehäuft unter den Ruheplätzen der vielfach gesellig schlafenden Tiere, so daß mit Wagenladungen davon aufgeräumt werden mußte, wie einmal in der Spitalkirche zu Wetzlar. Dieser Mist kommt vielfach als Guano in den Handel, so aus den Felsenhöhlen der Karpathen, in den natürlichen Salpeterlagern in Ceylon und in den Cordilleren Chiles.

Wir beschließen die allgemeine Betrachtung unserer Zwerge mit einem Auszuge über deren Nutzen aus dem gründlichen Werke des besten Kenners der heimischen Fledermäuse, unseres verstorbenen Freundes Dr. Karl Koch, um so bereitwilliger, als in dieser schnelllebigen Zeit das vortreffliche Werk, betitelt „Das Wesentliche der Chiropteren", fast vergessen zu sein scheint.

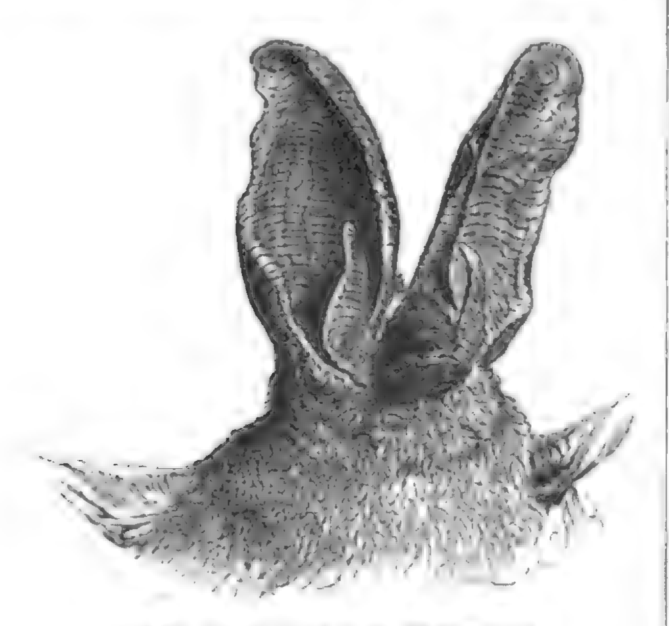
„Wie sehr die Fledermäuse im Sommer unter den Nachtschmetterlingen aufräumen, kann man auf rein gehaltenen Wegen von Parkanlagen des Morgens an den Flügelresten sehen; diese liegen überall umher, und nur der kleinste Teil dürfte von Singvögeln herrühren. Wie viele Insektenreste auf Wiesen und in Wäldern von Fledermäusen zurückgelassen werden, ist schwer zu kontrollieren; aber so viel ist gewiß, daß eine Fledermaus mehr Insekten vertilgt als ein gleich großer insektenfressender Vogel. Man hat beobachtet, daß ein einziges Exemplar der frühfliegenden Fledermaus ein Dutzend Maikäfer in einer Stunde verschlungen hat; daß eine Ohrenfledermaus (Auritus) gegen sechzig Stubenfliegen in derselben Zeit fing, und daß andere Arten in einem Abend eine weite Rasenfläche von Motten und Graseulen säuberten. Die Gefräßigkeit dieser Tiere ist eine außerordentliche und gereicht in dem Haushalte der Natur um so mehr zu ihrer Geltung, als gerade diejenigen Insekten, deren Larven die Vegetation so sehr beeinträchtigen, von den Fledermäusen vertilgt werden."

Es sei nun ein Mitglied aus den Reihen der vaterländischen Fledermäuse zur näheren Betrachtung seines Wesens und Wandels gewählt, der eigentliche Liliputer unter seinen Verwandten, die Zwergfledermaus (Vesperugo pipistrellus), von welcher ein Porträt von uns aus den „Tieren der Heimat" genommen ist. Es würde uns zu weit in Zersplitterung und auch gegen die Haltung unserer Schilderungen führen, wollten wir selbst im Gerippe die Einteilung der heimischen Fledermäuse darlegen, wie sie die jetzt geltende Systemkunde anordnet. Jedes neuere Handbuch der Zoologie giebt darüber Auskunft. Wir begnügen uns, nur das Wesentliche der Charakteristik der Sippe vorauszuschicken, welcher die Auserwählte zugehört.

Die Zwergfledermaus zählt zur Sippe der Abendflatterer, Vesperugo, und bildet den Gegensatz zu der Sippe der Nachtschwirrer, Vespertilio. Weisen die letzteren dünn- und feinhäutige, fast durch-

scheinende Ohren und eben solche fein konstruierte, breite, abgestumpfte Flughäute als hervortretendste Merkmale auf, so zeichnen die Vertreter jener Sippe rauhe, dicke, kurze und dunkelbehaarte Ohren und lange, schmale, spitzige, rauhe und ebenfalls dunkelgefärbte Flughäute aus, welch letztere den Tierchen größeres Flugvermögen verleihen.

Unser Zwerglein ist in seiner natürlichen Größe abgebildet. Wenn es so in seiner Ruhe zusammensitzt, oder an den Hinterzehen, mit dem Kopfe nach unten hängend, an einer Mauer oder einem Balken anhaftet, sieht es aus wie ein Stück Zunderlappen, denn meist spielt die Farbe seines Pelzes ins Rötlichbraune, obgleich sie oft sehr wechselt. Gewöhnlich ist das Haar der Oberseite jedoch am Grunde dunkelbräunlich oder rotbraun, an den Spitzen olivenfarben angehaucht, die länger behaarte Unterseite heller. Das Tierchen ist ein Überall und Nirgends, der neckische Schelm unter unseren Handflatterern zu nennen. Es ist die häufigste und verbreitetste unter allen heimischen



Kopf der langohrigen Fledermaus.

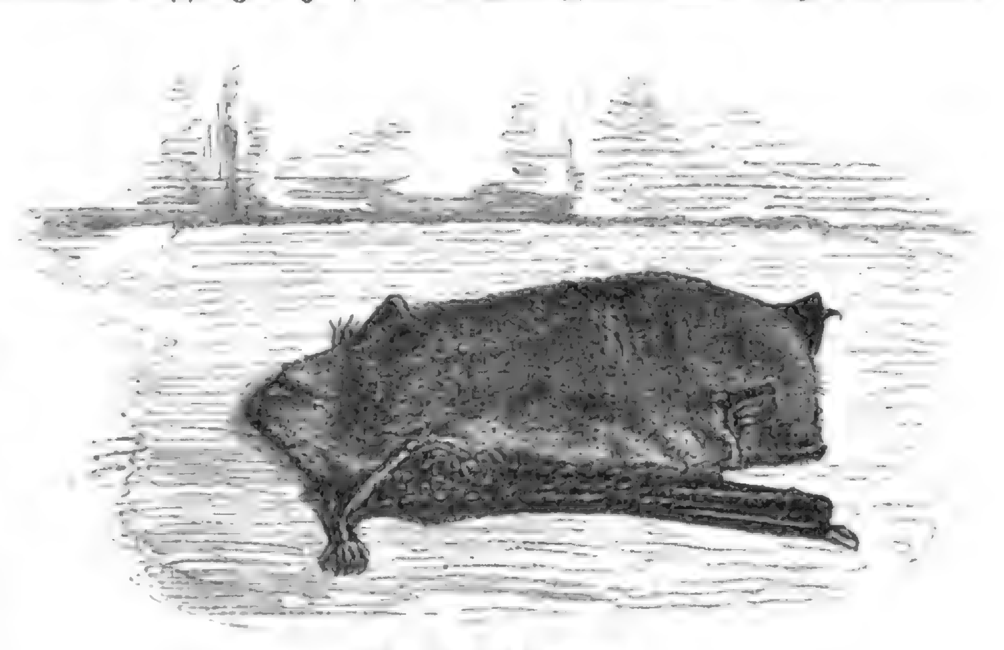
Arten, denn es geht von den Niederungen bis zu bedeutenden Höhen hinauf. Ganz Europa, der hohe Norden ausgeschlossen, bis zum 60. Grad nördlicher Breite, Mittelasien bis Japan, die Alpen bis über fünfzehnhundert Meter über der Meeresfläche, die Inseln des Mittelmeeres bewohnt unser Liliputer. Eines der muntersten Gesellchen, beginnt es öfters schon vor der Abenddämmerung seinen Ausflug. Da begegnet es uns denn in mäßiger Mittelhöhe von etwa drei Meter Abstand vom Boden mit Zickzackwendungen, in regelmäßiger, stetiger Wiederholung, wie keines seiner Verwandten um die Gegenstände seines Jagdreviers flatternd. Obgleich es Gebüsch und Bäume in Gärten, Behausungen mit dem Gehöfte, Straßen, Hohlwege, Wald und bebaumtes Feld emsig durchwandert, ist sein Gebiet doch ein beschränktes. Ein winziges Luftgeistchen, schwirrt es eben nahe unserer Kopfbedeckung vorbei, um im nächsten Augenblick durch einen Zickzack um die Ecke einer Mauer, in einen Thorbogen oder Winkel zu huschen. Unermüdlich gehen diese Wiederholungstouren an den beschriebenen Örtlichkeiten in zwar nicht sehr raschem, aber unruhigem, durch die angedeuteten Wendungen sehr belebtem Fluge, mit geringen Unterbrechungen um Mitternacht namentlich, bis zur Morgendämmerung. Man kann sich denken, wie dies emsige Jagen eine Masse Beute mit sich führt von Feinden der Obst-, Waldbaumzucht, sowie des Feld- und Gartenbaues.' Falter, Wickler und Motten, die Belästiger des Menschen und der Haustiere, Schnaken, Fliegen und Mücken, ihnen allen ist der Krieg erklärt von dem emsigen, nimmersatten Zwerge. Wir beobachteten zu wiederholten Malen in unseren Hausgärten, wie einige Paare eine Grasfläche von cirka sechzig Quadratmetern in zwei Abenden von der schädlichen Graseule gründlich säuberten. Gewiß eine Großthat der winzigen, aber unermüdlich hurtigen Wichtchen! Und wie steigert sich diese Ausbeute im Hinblick darauf, daß der Zwerg die rauheste, unempfindlichste Natur unserer Flatterer besitzt, vermöge welcher er bei der unwirtlichsten Witterung, oft schon im Januar bei Tauwetter, vornehmlich aber bei nicht allzu frostiger Temperatur im Februar herumschwirrt! So ist diese Fledermaus auch im Spätherbste die späteste, welche die Winterherberge bezieht, um dort nur

bei anhaltender Kälte einen leisen, vielfach unterbrochenen Schlaf zu halten. Kaum kann man der Ruhenden nahen, ohne von ihr bemerkt und mit den schrillen Lauten ihrer Stimme empfangen zu werden. In diesen Schlupfwinkeln weilt sie, dem großen Hange der Geselligkeit folgend, oft mit Hunderten von ihresgleichen und anderen Arten, wie der frühfliegenden und selbst mit der unverträglichen gemeinen Fledermaus zusammen. Sie steckt oder hängt bald unter Fensterläden, Gesimsen, in Nischen, unter Wandbekleidungen, hinter Schränken und sonstigem Geräte, selbst hinter Bilderrahmen, in Räucher- und anderen abgeschiedenen Kammern und Winkeln, kurz in allen möglichen verborgenen Räumlichkeiten bis hinauf zu den großen Fruchtspeichern und hinunter zu Kellern, unterirdischen Gängen und Gewölben, bisweilen selbst in den sonst im Winterschlafe von ihr gemiedenen Höhlen von Bäumen der Gärten, Alleen und Wälder.

Die Paarzeit fällt früh, dem Erwachen aus der Winterruhe gemäß, teils in den Februar, teils in den März. Dann sind die Liliputer sehr erregt, denn die Liebe wird groß und mächtig in ihnen. Sie jagen sich jetzt fleißig unter schrillem Piccolokonzerte umher. Im Mai entstehen zwei Junge, so groß wie Böhnchen, die der Mutter im Juli als die niedlichsten Kleinbilder der Eltern mit unbeholfenem Schwirren und Flattern auf den Exkursionen folgen.

Das nicht bissige Tierchen hält sich leicht in der Gefangenschaft, indem es sich schnell an die Fütterung mit lebendigen und toten Stubenfliegen, zuletzt auch an die künstliche Kost von Milch und Fleisch gewöhnt.

Die Zwergfledermaus besitzt viel Feinde in den Eulen, besonders aber im Turmfalken; die Marder, Wiesel und Iltisse stellen ihr in ihrem Schleichwandel mit Erfolg nach, und Koch führt selbst die Mäuse an, welche unsern friedlichen Zwerg im Winterschlafe anfielen und benagten.



Die Zwergfledermaus.

Ein doppelter Anlaß für den vernunftbegabten Menschen, unseren so nützlichen Liliputer in besonderen Schutz zu nehmen.

* * *

Werfen wir einen Rückblick auf alle die vorgeführten Leistungen der kleinen Schar, so erweckt dieselbe in dem Beschauer ihrer Lebensäußerungen die Empfindung von staunenswerter Bethätigung, von einem Wollen und Vollbringen, das weit über die Grenze ihrer zwerghaften Erscheinung hinausreicht, das unsere volle Anerkennung, unsere Bewunderung erregt, und wir vermögen wohl in der Anschauung der Thätigkeit dieser Liliputer in den transferierten Ausruf der Schlußzeile aus der bekannten Fabeldichtung auszubrechen: Am Körper klein, an Leistung groß!

(Schluß folgt.)

Büste Michelangelos von Lorenzi.

Litterarische Mitteilungen.

Das Wiedererwachen der bildenden Künste.

ie **Spät-Renaissance.** Kunstgeschichte der europäischen Länder von der Mitte des sechzehnten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts von Gustav Ebe. Zwei Bände. (Berlin, Verlag von Julius Springer.)

Die Wiedergeburt der antiken griechisch-römischen Kunstweise und ihre Verschmelzung mit anderen nationalen Äußerungen der künstlerischen Thätigkeit bleibt ein nie zu erschöpfender Gegenstand für die Forschung auf dem Gebiete der geistigen Entwickelung. Stets von neuem eröffnen sich dem Blicke interessante Gebiete, denn der Gesichtspunkt erweitert sich, je tiefer die Kenntnis sich in die einzelnen Kunstwerke versenkt und je deutlicher sie des Zusammenhanges inne wird, der zwischen den Werken der bildenden Künste und den übrigen Äußerungen geistiger Schaffenskraft waltet. Sagt doch auch der Verfasser des vorliegenden trefflichen Werkes bei der Zusammenfassung der Ergebnisse aus der Geschichte der Spätrenaissance, daß man, um diese Periode des Kunstschaffens verständlich schildern zu können, sich nicht beschränken dürfe auf die Darstellung der in einem Lande oder in einem Zweige der bildenden Kunst stattfindenden Entwickelung. Im Grunde genommen sei die bildende Kunst nur ein Bruchteil des jedesmaligen geistigen Schaffens einer Epoche, weshalb man die wahren Ursachen der neuen Stilbildungen in der gesamten geistigen Richtung der betreffenden Zeit aufsuchen müsse, als deren sprechendster Ausdruck die jedesmaligen Erscheinungen der Litteratur, besonders die Dichtwerke gelten müssen. Wirklich finden sich auch überraschende Parallelen zwischen den gleichzeitigen Dichtern und den Meistern der bildenden Kunst. Geben jene den Ausdruck der Gedanken in schlichter ruhiger Weise, so begnügen sich auch diese mit der Verwendung einfacher Formen; wird aber der Vortrag der Dichter gekünstelt geistreich und

Digitized by Google

abspringend, so kommen auch die bildenden Künstler zu geschraubten und übertriebenen Gestaltungen.

Sehen wir doch neuerdings eine Wissenschaft immer weiter sich entwickeln und entfalten, die berufen ist, dereinst die verschiedenen Ausstrahlungen des menschlichen Lebens zu einem großen Ganzen zu vereinigen. Es ist die Völkerpsychologie, die, von den ersten Anfängen der Kultur, von der Ethnologie, ausgehend, allmählich aufsteigen muß zu den Höhen künstlerischen Schaffens und wissenschaftlicher Thätigkeit, um an der Hand dieser einzelnen Forschungen das mächtige Gebäude der Erkenntnis des Geisteslebens in seiner Gesamtheit zu begründen und weiterzuführen.

Mit großer Klarheit giebt der Verfasser des vorliegenden Werkes den Nachweis, daß die Renaissance schon kurz nach dem Untergange der antiken Welt sich geltend machte, denn der Ostgotenkönig Theodorich versuchte bereits im sechsten Jahrhundert nach seiner Eroberung des römischen Ravennas eine Wiedergeburt der antiken Kunst und sprach in einer Verfügung die Absicht aus, im Geiste der alten Cäsaren weiterschaffen zu wollen. Aber er mußte auch sofort die Erfahrung machen, daß seine Künstler dieser Absicht nicht gewachsen waren. Dennoch zeigen die kolossalen Reste seiner Bauten in Ravenna den Geist der antiken Welt. Unter Karl dem Großen fand dann ein zweiter Versuch der Renaissance statt, von welcher noch in Aachen und bei den Resten der Abtei Lorsch Spuren zu finden sind. Die italienische Frührenaissance eröffnete darauf den siegreichen Zug dieser gewaltigen künstlerischen Umwälzung durch die ganze civilisierte Welt.

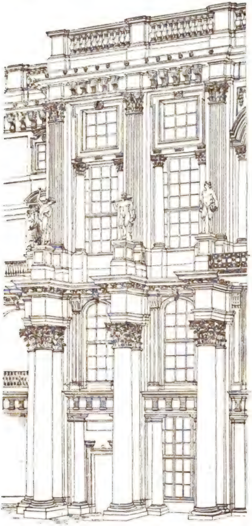
Nach dieser Einleitung erst tritt der Verfasser an seine eigentliche Aufgabe heran. Er schildert jene Glanzzeit der italienischen Spätrenaissance, die ewig als Quelle der umfangreichsten Studien gelten wird. Die erhabene Gestalt Michelangelos, der groß und kühn genug war, um den Kampf gegen die unbedingte Nachahmung der Antike zu eröffnen, steht im Beginn derselben. Das wunderbare Kunstleben, welches sich um diese merkwürdige Persönlichkeit gruppierte, sein Wirken auf den drei Gebieten der Architektur, Skulptur und Malerei geben den Stoff zu eingehenden und höchst interessanten Untersuchungen. Seine Beziehungen zu dem kunstverständigen Hause der Medici, zum Papste Julius II. und dessen Nachfolgern, dann seine Zeitgenossen, Schüler und Nachahmer werden eingehend und mit klarem Verständnis geschildert. Ganz vortrefflich ist unter anderem der Unterschied zwischen dem plastisch-malerischen Stil des Michelangelo und dem rein malerischen des Correggio auseinandergesetzt. Bei der Abteilung über Kleinkunst und Kunstgewerbe ist besonders der Prachtgeräte des Benvenuto Cellini gedacht. Die Entwickelung der Spätrenaissance in Frankreich nimmt ihren Ausgang von Fontainebleau, wo italienische Künstler die Kunstweise ihrer Heimat einführten. Dann folgt die Spätrenaissance in Deutschland, England und Skandinavien.

Die Geschichte des Barockstils in seinen verschiedenen Stufen und in seiner Wanderung durch die europäischen Staaten schließt sich hier an. Die Schilderung des Wiedererwachens der Kunst nach dem Dreißigjährigen Kriege, der Kunstpflege an den deutschen Höfen, zuerst unter dem Einflusse der Holländer in der Periode Andreas Schlüters, später unter dem der Franzosen ist besonders hervorzuheben. Der Barockstil greift schon über in die Länder jenseit des Meeres. Ihm folgt der Stil

Kuppel der St. Peterskirche in Rom.

des Roccoco, auf diesen der Zopfstil, aus welchem sich dann die Kunst der Neuzeit entwickelt. Nach all diesem, sagt der Verfasser am Schlusse, ist es erklärlich, wenn man mit Bedauern von der alten Renaissance scheidet und mit Freuden die seit einigen Jahrzehn-

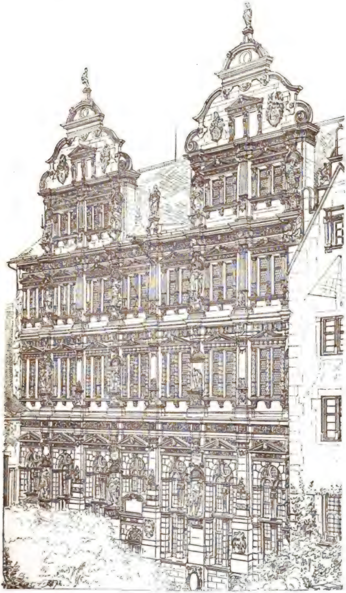
ten erfolgte Wiederaufnahme derselben begrüßt. Mag nun jede Nation versuchen, auf ihre



Ansicht der Hoffront am großen Treppenhause des Berliner Schlosses.

Weise die früher gesäten Keime nationaler Kunst zur schönen Nachblüte zu entwickeln und darüber hinaus den Weg zu neuen Idealen finden. Für uns Deutsche müßte jedenfalls die neu errungene politische Machtstellung zur Grundlage einer in sicherer Folge vorschreitenden nationalen Kunstentwickelung werden, denn nach Ausweis der Geschichte standen diese Vorgänge stets in genauester Wechselwirkung. Jedoch, wenn man heute erst fragt, ob unsere Zeitverhältnisse den früheren so weit gleichen, um eine ähnliche Folgewirkung in der Kunst erwarten zu lassen, so ist das nicht ganz ohne Berechtigung. Ersichtlich arbeitet die europäische Staatsmaschinerie überall, also auch bei uns, unter einem gefährlichen, durch mannigfache notwendige Belastungen des Sicherheits-Ventils erzeugten Hochdrucke. Vielleicht ist es weniger die Möglichkeit kriegerischer Verwickelungen, infolge der durch die Nationalitätsidee verschärften Nebenbuhlerschaft der Völker, als die im reinen Gegensatze zur nationalen Richtung auftretende socialistische Unterströmung, welche drohend im Nebel der Zukunft aufdämmert. Allerdings würde die letztere Art von Kosmopolitismus wohl kaum eine entsprechende kosmopolitische Kunst schaffen, sondern einfach gar keine. Soll man indes an die sieghafte Fortdauer der nationalen Richtung glauben, so muß sie ihre Kraft erweisen: im Politischen, indem sie nach außen hin die Abbröckelungen deutschen Wesens verhütet, und auf dem Gebiete der Kunst, indem sie die neu aufgenommenen nationalen Traditionen nicht zum Spiel für eine Tagesmode herabwürdigen läßt.

Mit Berücksichtigung des ungeheuren Stoffgebietes ist die Arbeit des Verfassers Gustav Ebe doppelt hoch anzuschlagen. Seine eigene



Der Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses.

Digitized by Google

Thätigkeit als Architekt giebt ihm seine Stellung mitten in der Kunst der Gegenwart und ließ ihn das Studium der Spätrenaissance mit besonderer Vorliebe betreiben. Wie er selbst sagt, ist es kaum denkbar, daß es heute jemand giebt, der das gesamte Kunstgebiet dieser Epoche so weit beherrscht, um eine vollständige Geschichte derselben schreiben zu können. Von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Ende des achtzehnten dauert diese Kunstperiode, und obgleich manche wichtige Einzelstudien vorliegen, giebt es doch noch beträchtliche Lücken, und es wird noch viele Anstrengungen kosten, das Fehlende zu ergänzen. Man darf dem vorliegenden Werke rühmend nachsagen, daß sein Verfasser die Quellen mit Fleiß und Verständnis benutzt hat und daß seine Absicht, den allgemeinen Stilcharakter der einzelnen Epochen anschaulich wiederzugeben, erfreulich gelungen ist.

Schmiedeeisernes Thor vom Paradiesgarten des Belvedere in Wien.

Die Ausstattung des Werkes ist in jeder Hinsicht eine ausgezeichnete. Eine große Anzahl von Abbildungen in zinkotypischer Herstellung vergegenwärtigt die wichtigsten Ein-

zelheiten der geschilderten Entwickelung, und man muß der Verlagshandlung zum Lobe nachsagen, daß sie dieses bedeutende kunsthistorische Werk in würdigster Weise der Öffentlichkeit übergeben hat.

Es ist uns gestattet worden, einige der trefflichen Abbildungen hier einzuschalten, und wir haben bei der Auswahl derselben besonders auf das deutsche Interesse Rücksicht genommen. Der herrliche Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses giebt in seiner Fassade ein getreues Bild der auf deutsche Verhältnisse angewandten Renaissance; ebenso wie die in ihrer Einfachheit machtvoll wirkende Hoffront am großen Treppenhause des Berliner Schlosses die Epoche Schlüters deutlich kennzeichnet. Ein prächtiges Stück Kunstgewerbearbeit zeigt das schmiedeeiserne Thor vom Paradiesgarten des Belvedere in Wien. Daß dann noch die Büste des großen Künstlers, an dessen Namen sich die Wiedergeburt der bildenden Künste knüpft, Michelangelos, und das Bild seines gewaltigen Riesenwerkes, der Kuppel der St. Peterskirche in Rom, angefügt wurde, wird gewiß allen Lesern gerechtfertigt erscheinen.

Litterarische Notizen.

Was will das werden? Roman in drei Bänden von Friedrich Spielhagen. (Leipzig, L. Staackmann.) — Spielhagen hat es unternommen, in der Seele des Helden seines neuen Romans die verschiedenartigsten Stimmungen, welche gegenwärtig die deutsche Nation auf socialpolitischem Gebiete bewegen, sich wiederspiegeln zu lassen; dieser Held, welcher zugleich der Erzähler der Begebenheiten ist, zeigt sich sehr geeignet, von vielen Seiten Meinungen zu vernehmen und Gesinnungen zu erproben, und zwar befähigt ihn die Eigentümlichkeit seiner Herkunft und seiner Stellung im Leben besonders dazu. Er ist der illegitime Sohn eines regierenden Fürsten und einer etwas abenteuerlichen Dame, welche eine Theaterkarriere hinter sich hat, dabei aber über ein enormes Vermögen verfügt. Der junge Mann wächst in bescheidenen Verhältnissen im Hause seines Stiefvaters auf, eines Mannes, der ursprünglich Künstler war, dann als politischer Märtyrer Tischlermeister wurde; aber persönliche Vorzüge, schöne Erscheinung und geistige Begabung führen den Jüngling frühzeitig in bessere Kreise, so daß eine Anzahl von geistig hervorragenden jüngeren und älteren Personen immer von Zeit zu Zeit wieder auf seinen verschlungenen Lebenspfaden mit ihm in Berührung treten und Ansichten, Hoffnungen und Wünsche mit ihm austauschen. Sein Vater sucht ihn zu sich heranzuziehen, und in späterer Zeit bewirbt sich auch die reiche Mutter um seine lange von ihr verschmähte Liebe, aber er widersteht allen Lockungen und bleibt seinen Lebensidealen treu. Am Schlusse des Romans sehen wir ihn mit seiner schönen Geliebten, der Tochter aus vornehmem Hause, verbunden, und es eröffnet sich zugleich die Aussicht auf ein erfolgreiches dichterisches Schaffen im Sinne der Fortentwickelung jener großen Ideen, welche die Zeit bewegen, von denen wir aber nicht wissen, was sie in der Zukunft bringen werden. Die Handlung dieses neuen Spielhagenschen Romanes ist so außerordentlich kunstreich gegliedert, daß eine kurze Skizze derselben keine Ahnung von dem Reichtum an interessanten Situationen, der Fülle wechselvoller Ereignisse und der kraftvollen Zeichnung der Charaktere geben kann. Um die tieferen Beweggründe recht klar hervortreten zu lassen, hat der Dichter seinem Helden und der Mutter desselben so wechselvolle Erlebnisse zugeteilt, daß man zweifeln möchte, ob in der Wirklichkeit etwas Ähnliches vorkommen kann, aber es trieb ihn eben der Gedanke, die socialen Ideen von allen Seiten zu beleuchten und dann immer wieder von der edlen Natur des poetisch angelegten Lothar reflektieren zu lassen. Es war eigentlich voraus zu sehen, und ist ja auch durch den Titel angedeutet, daß es sich nur darum handeln konnte, die Ansichten zu fixieren, welche gegenwärtig in der Welt auf- und abwogen und die denkenden Köpfe mit Besorgnis und Erwartung erfüllen. Naturgemäß nimmt die eigentliche Bewegung von den unteren Schichten ihren Ausgang und wird dort am stärksten empfunden, aber noch ist sie so sehr mit unklaren und rohen Triebfedern untermischt, noch ringt sie nach völlig verhüllten Zielen, so daß in den höheren Schichten fast ausschließlich instinktives Grauen und entschiedene Abneigung vorwaltet. Dennoch hat sich selbst in den leitenden Kreisen bereits die Ansicht Bahn gebrochen, daß ein Kern von Berechtigung vorhanden und Abhilfe nötig sei. Von größerer aktueller Wirkung würde es gewesen sein, wenn der Dichter uns einen Blick hätte thun lassen in die eigentliche Werkstätte, wo die Elemente sich mischen und durcheinander wogen, aus denen das Werdende entstehen soll. Zwar

lüftet er einen Augenblick den Schleier, um uns die schlimmsten Konsequenzen zu zeigen, aber die völlige Verkommenheit ebensowenig wie der verblendete Egoismus kommen bei den Kämpfen in Betracht, welche die Zukunft bringen wird, denn die Entscheidung kann nur dort liegen, wo die moralische Kraft sich am ausdauerndsten bewährt. So kommen wir immer wieder auf den bedeutungsvollen Titel zurück. Noch stehen wir im Beginn dieses gewaltigen Kampfes, noch kann der Dichter nur hindeuten auf die ersten Keime neuer Anschauungen, und ihnen entgegenstellen, was bis zur Gegenwart zum Wohle der Menschheit geschaffen wurde, aber sich mit Entschiedenheit auf den Standpunkt einer der Parteien zu begeben, oder auch nur leise anzudeuten, dieses oder jenes will werden, liegt außerhalb seiner Macht, außerhalb aller menschlichen Voraussicht. Die Zeit des Prophetentums aber, das sich in vieldeutigen Phrasen zu ergehen pflegte, ist vorüber. Ohne Zweifel ist Spielhagens Roman in Bezug auf Gestaltungskraft ebenso hervorragend wie in Hinsicht auf Gedankenreichtum. Ein Dichter von so durchaus vornehmer Haltung wird niemals seine Natur verleugnen. Gewiß würde er im stande gewesen sein, die Sache an der Wurzel zu fassen und uns einen Einblick in den eigentlichen Herd zu eröffnen, wo die Unzufriedenheit und der Notschrei nach Verbesserung ihren Ursprung haben, aber das war nicht seine Absicht: er wollte nur den Reflex zeigen, den diese Zustände bis jetzt in den Köpfen der gebildeten und denkenden Teile der Nation finden. Und das ist ihm in einer Weise gelungen, welche Bewunderung erweckt und sein Werk zu einem geistigen Merkstein macht, der auf dem Wege der socialen Entwickelung weithin erkennbar bleiben wird.

An ein schon mehr „fortgeschrittenes“ Publikum, an die jungen Mädchen von elf bis fünfzehn Jahren, wendet sich Adelaide Müller-Portius mit ihrer Erzählung: **Zwei Waisenkinder.** (Hannover, C. Meyer.) Wir hören von den nicht romantisch gefärbten, sondern alltäglichen, doch poetisch geschilderten Lebensführungen zweier Kinder, die nach mancherlei Mühsal und Belehrung das vielbegehrte und vielbekannte Ziel des Lebens erreichen. Die Verfasserin, von echter Religiosität durchdrungen, vermeidet geschickt das in solchen Werken übliche „Moralisieren“. Und teilt sie am Schlusse ihren jugendlichen Leserinnen auch mit, wo die Helden und Heldinnen „alle“ bleiben, so werden ihr die jungen Gemüter dafür Dank wissen trotz aller „grämlichen Recensentenblicke“.

* *
*

Aus dem Verlage von A. G. Liebeskind in Leipzig liegt der erste Band eines interessanten Werkes **Führer durch den Konzertsaal** von Hermann Kretzschmar in geschmackvoller und ungemein sorgfältiger Ausstattung vor. Es handelt sich hier um eine ebenso gediegene wie vorurteilsfreie Interpretation der künstlerisch bedeutendsten Werke, welche im modernen Konzertsaal dem gebildeten Publikum geboten werden. Der Verfasser ist von seinen eigenen Erfahrungen als Konzerleiter ausgegangen und zeigt sich als Mann von umfassendem Studium und klarem Blicke. Diese erste Abteilung behandelt Symphonie und Suite und beginnt mit der Darlegung der Blütezeit der letzteren Form, aus welcher sich die erstere entwickelt. Die Beethovenschen Symphonien sind besonders eingehend behandelt. Wir kommen auf das Werk zurück.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Reines Herzens schuldig.

Roman
von
Helene Böhlau.

VI.

Die schönste Stunde an diesem Tage war wohl die, in welcher die Bräute in einem sonnigen hohen Zimmer des Hauses in ihre weißen Gewänder sich kleideten.

Die Gräfin, Christine und Dorothea waren zugegen, um die beiden Mädchen zu schmücken.

Auf einer Tafel lagen die Kleider ausgebreitet. Durch die duftigen Schleier schien die Sonne, und auf den Myrtenkränzen schimmerte sie auf jedem feuchten Blättchen.

Eine heilige Ruhe, Stille und Weihe war in diesem Raum und machte auf alle einen unauslöschlichen Eindruck.

Niemand sprach ein lautes Wort, niemand war in Eile. Es war ein sanftes ruhevolles Ankleiden, das einer heiligen schönen Handlung glich.

Die Gräfin wollte den Töchtern Kranz und Schleier selbst auf die blonden Häupter legen und versuchte es auch; aber es gelang ihr nicht, wie sie wünschte. Sie küßte Dorothea auf die Stirn und bat, daß sie es statt ihrer thun möchte. Dorothea nahm den Schleier, breitete ihn über Alma, und indem sie dies that, war es ihr, als wenn auch über sie ein Schleier fiele, trüb und schwer.

Sie neigte den Kopf und schloß einen Augenblick die Augen; ein angstvoller Schmerz lag auf ihr.

Das war das erste Mal heute, daß sie zwischen sich und den Bräuten einen Vergleich zog; aber ruhig und bedacht vollendete sie ihr Werk erst bei der einen, dann bei der anderen Schwester. „Still,“ flüsterte sie leise sich selbst zu.

„Das hast du schön gemacht, mein Kind,“ sagte die Gräfin zu Dore, als beide Mädchen in Kranz und Schleier vor ihr standen. „Wenn du einmal glückliche Braut bist, wünsche ich dir auch, daß eine so liebe und geschickte Hand dich schmücke.“

Dorothea blickte auf die Gräfin mit großen ernsten Augen, in welchen für den,

der in diesen Augen hätte lesen können, eine Welt von Schmerz und Fassung lag.

Als Dorothea in ihrem weißen Kleid durch den Garten ging, um an der großen Laube eine von den vielen Blumen, die dort standen, zu wählen, traf sie Stephan.

„Meine liebe Dore, willst du mit zur Kirche?“ frug er. „Vielleicht bleibst du lieber hier allein zurück?“

„Nein,“ sagte sie kaum hörbar. „Ich will nicht damit beginnen, den Dingen auszuweichen, sonst, mein Lieber, würde ich gar bald von jedem Platze vertrieben werden.“

„Dorothea,“ sagte er.

Sie lächelte gedankenvoll. Darauf bat sie innig: „Suche mir die Blume aus, die ich nehmen soll. Ich möchte heute etwas haben, was ich mir ansehen und dabei denken kann, daß ich es von dir erhielt.“

Sie gingen miteinander in die Laube, und er suchte ihr ein paar fehlerlose herrliche Rosen aus. Sie schüttelte aber den Kopf und sagte: „Wir wollen ihnen doch nicht die allerschönsten nehmen. Etwas anderes,“ bat sie leise. „Dies hier“ — sie zeigte nach einer schlanken Rosenknospe, an die ein Zweiglein blühende Myrte gebunden war — „wenn du mir das geben wolltest?“ frug sie mit leiser, zitternder Stimme.

Er blickte sie forschend an. „Hier, Dore,“ sagte er.

Sie nahm das Büschelchen, steckte es an ihr Kleid, und er sah, wie in ihren Augen eine Thräne schimmerte und wie sie befangen lächelte, als sie den Blick verstanden, den er auf ihr ruhen ließ.

„Was bedeutet das, mein Herz?“ sagte er bewegt.

„Das bedeutet,“ erwiderte sie, „daß heute in der Kirche auch unsere Liebe einen Segen haben soll und daß ich noch für eine Weile dein bin. Ich werde das Zweiglein mir fürs Leben aufheben und habe dann auch ein Eigentum, etwas, was mir alles bedeutet,“ sagte sie tief bewegt, indem sie das Symbol, das sie beglückte und erregte, sorgsam befestigte.

Er blickte ernst, in Gedanken versunken auf sie hin. „Gott schütze dich,“ sagte er.

Sie gab ihm die Hand und ging neben ihm her dem Hause wieder zu.

Er ließ sie allein eintreten, und sie sah, als sie nach ihm zurückblickte, wie er langsam den breiten Lindenweg hinabging.

In dem großen Zimmer, in dem der Flügel stand, der nach dem Garten zu geöffnet war, fand sie die Familie versammelt.

Die Bräute waren eben herabgekommen und standen nebeneinander in der offenen Thür. Der warme Wind wehte ihre Schleier wie leichtes Gewölk in das Zimmer herein.

Udo Schwing sprach mit der jüngsten Schwester, die erst eben mit verräterisch roten Augen eingetreten war. Er frug sie nach der Ursache ihrer Thränen, und sie blickte ihn sehr ungehalten an, denn diese Thränen hatten einen etwas unfestlichen Grund. Die beiden Jüngsten waren von der geschäftigen eifrigen Christine an diesem Morgen verschiedenemal heftig aus ihrem behaglichen, schwer zu störenden Frieden gerissen worden, wodurch sich beide im innersten Herzen mißhandelt gefühlt und bittere Thränen darüber vergossen hatten. Dazu war noch die Feierlichkeit und Weihe des Augenblicks gekommen, so daß sich beide in sehr bewegter Stimmung befanden.

Der Graf trat ein, ging auf seine beiden Töchter zu und drückte jeder einen innigen Kuß auf die Stirn. Seine Stimme war heute auffallend sanft, beinah matt.

Onkel Friedrich, der still an einem Fenster stand, trat auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Mut, alter Freund, Mut. Es ist, wie es ist; und du kannst doch von Herzen dankbar sein.“

Wortlos schüttelte der Graf ihm die Hand.

Es erschienen jetzt mancherlei Gäste. Georg und Dodo, die beiden Kinder, standen Hand in Hand neben den Bräuten, einen Korb gefüllt mit Blumen zwi-

schen sich, die sie während des Ganges durch die Kirche den Brautpaaren auf den Weg streuen sollten. Wagen fuhren vor; Christine, Dorothea und die beiden Jüngsten waren die ersten, die miteinander in die Kirche eintraten, die von Neugierigen und Teilnehmenden gefüllt war, welche einen Blick auf das Doppelfest der sehr bekannten Familie werfen wollten. Vor dem Altar war ein blumengeschmückter freier Raum; dort blieben die vier jungen Gestalten unter den ernsten feierlichen Klängen der Orgel stehen — die drei Schwestern in ruhiger Erwartung, Dorothea mit pochendem Herzen. Sie sah, wie die Thür sich öffnete, wie schöngeschmückte Hochzeitsgäste eintraten; wie sie sich wieder und wieder öffnete und immer mehrere einließ. Sie sah feierliche ernste Gesichter, festliche Kleider, würdige Mienen, hörte halblautes Flüstern. Die gegenwärtige Stunde wurde ihr zu immer größerer Bedeutung, je mehr Gäste eintraten, je mehr die Kirche sich füllte. Die Töne der Orgel waren ihr nie im Leben so gewaltig erschienen wie heute. Sie stimmten, wie es Dorothea bedünkte, mit der Stunde, die inhaltsschwer jetzt vorüberzog, überein — gar zu mächtig; sie erregten in ihr einen leisen Schwindel, der sie immer tiefer und tiefer in ein halbbewußtes Träumen versinken ließ. Die Gesichter um sie her erschienen ihr unzugänglich für jedes, was außer dieser gegenwärtigen Begebenheit lag.

Sie blickte umher. — Er war noch nicht da. — Wie einsam sie sich erschien! Als wäre sie gar nicht mit den Anwesenden hier, sondern weit ab von ihnen, ohne die Möglichkeit, irgend ein menschliches Wesen zu erreichen.

Die Thür öffnete sich; der Graf und die Gräfin traten ein. Man machte ihnen ehrerbietig Platz. Nach ihnen kamen die Brautpaare; weiß schwebte es an Dorothea vorüber — fremder Friede, fremdes Glück — fremde Hoffnungen. Dorotheas Blicke versanken in den duftigen Schleiern, hingen wie gebannt an den Gestalten der Bräute.

In seliger Zusammengehörigkeit mit ihren Verlobten standen sie in unantastbarer Hoheit vor dem Altar, weiß, golden und rosig sonnenüberstrahlt, wie herrliche Bilder.

Mit unruhigem Ausdruck durchschaute Dorothea die Reihen der Gäste, um die trostbringenden Augen zu sehen, die auf sie gerichtet sein würden. Sie suchte angstvoll, aber konnte ihn nicht entdecken. Und während ihre Blicke noch nach ihm forschten, geriet ihr Herz in grenzenlose Verwirrung und ahnte, wie hilflos es sei.

Endlich sah sie ihn; er stand weit zurück unter den Zuschauern, die sich zur Kirche hereingedrängt hatten. Seine Blicke aber fand sie nicht auf sich gerichtet, mit einem ernsten Ausdruck sah er vor sich hin.

Sie fühlte es wie ein Erstarren in ihrem Herzen, daß er ihr schon jetzt weit entrückt sei.

Und sie begann ihr eigenes Schicksal, das bis jetzt immerhin unverständlich über ihr gelegen hatte, zu begreifen.

Scheu und schüchtern schaute sie nach einer Weile noch einmal zu ihm hin, und jetzt trafen sich die Blicke und Leben durchströmte sie wieder.

Wie eine Blume die Sonne, sog sie diese Blicke ein. Und solange die Ceremonie noch währte, sah sie nach ihm.

Was that es ihr, wenn jemand es bemerkte? Sie wollte und mußte jetzt leben.

Nach der Trauung hatten die Zuschauer das reizendste Schauspiel; die schönen Bräute nahmen die Glückwünsche ihrer Angehörigen entgegen, und der Augenblick, in dem sich die festlichen Gestalten hin und her bewegten, in dem die Bräute von ihren drei weißgekleideten Schwestern umringt waren, in dem ein Küssen und Zueinanderneigen der prächtigen Mädchen stattfand, war rührend und anmutig.

Der Graf, die Gräfin, die Brautpaare begaben sich zuerst nach Hause und empfingen die Gäste.

Die Räume des Heuglinschen Hauses strahlten heute in der Poesie, die ein

festliches Verrichten der gewohnten Umgebung verleihen kann. Man setzte sich an die schön gedeckten Tafeln. Bald entfaltete sich Heiterkeit unter den Anwesenden und eine froh erregte Stimmung, die dazu angethan schien, die ernste Bedeutung dieses Festes in eine durchaus freudige und sorglose zu verkehren.

Jeder schwere Gedanke wurde zurückgedrängt und durfte sich nicht äußern, und so hatte es den Anschein, als wären den beiden Töchtern Thor und Thür des Hauses leichten Herzens geöffnet, um sie für immer daraus zu entlassen.

Die gute Gräfin mußte die liebenswürdige Wirtin spielen und konnte sich dem Empfinden, daß dieser Tag sie von ihren Kindern trennen sollte, nicht hingeben, und kein Augenblick verging, in dem sie nicht von einem ihrer Nachbarn in ein Gespräch gezogen, in dem nicht ihrem Hause zu Ehren eine Rede gehalten wurde, in dem sich nicht jeder, der es irgend zuwege bringen konnte, bemühte, etwas Freundschaftliches, Liebenswürdiges, ja Begeistertes zu sagen. Es waren viele junge Leute zugegen, junge Mädchen aus dem Bekanntenkreis, einige Vettern des Hauses, Künstler und Offiziere.

Das junge Volk saß an einer Tafel für sich. Mit jeder Stunde wuchs die allgemeine Heiterkeit.

Manche der alten Freunde und Bekannten des Hauses streiften ihre langbewährte Würde und Ruhe ab, ließen sich von launigen Einfällen hinreißen und nahmen ihnen ungewohnte Formen der Liebenswürdigkeit an.

Von einem der Diener wurde eine Weinsorte besonders sorgfältig eingeschenkt mit Nennung eines bedeutungsvollen Namens, und ein junger Vetter Heuglins, der diesen Wein als außerordentlich angenehm bezeichnete, veranlaßte den Diener, von dieser Sorte einige Flaschen auf den Tisch zu stellen, die er, der junge Vetter, verwalten wollte. Er veranlaßte ihn zu gleicher Zeit, dem Onkel Friedrich, der Machowsky gegenüber saß, eine solche Flasche vor den Teller zu stellen, überhaupt gerade diesen Wein vorzugsweise zu verschenken.

Der Diener lächelte verständnisvoll ganz unterthänig und kam dem Befehle des jungen Herrn nach.

Und in Wahrheit fand der Wein Anklang bei jung und alt.

Der Diener wendete sich an Christine, die der Mutter an diesem Tage jede Haushaltungssorge abgenommen hatte, und frug: „Comtesse haben nichts dagegen, wenn ich den Vollrathser hier als Tischwein gebe?"

„Gewiß," erwiderte Christine, die kaum auf diese Frage achtete.

So wurde an jedem Tische mit viel Behagen Schloß Vollrathser getrunken.

Die Reden häuften sich auf eine beinah erstaunliche Weise und nahmen bald einen anderen Charakter als bisher an.

Man wendete sich fast allgemein von der Prosa ab und fand es für geeignet, seinem Herzen in Versen Luft zu machen, so gut man konnte, und je weniger es einer zuwege brachte, desto bestimmter war er eines durchgreifenden Erfolges sicher.

Manche der Reden wollten kein Ende nehmen und nahmen es plötzlich, man wußte nicht wie, an der ungeeignetsten Stelle, an der sich am wenigsten das Ende erwarten ließ.

Auch die ungeeignetsten Personen begannen zu reden.

Georg schlug an sein Glas, wie er es die anderen hatte thun sehen, sprang, um sich mehr Bedeutung zu geben, auf einen Stuhl und rief: „Ach meine liebe Alma, meine liebe Eva, was soll nun werden, wenn ihr fort seid! — Dann seid ihr nicht mehr da!" setzte er mit einer merkwürdig unsicheren Stimme hinzu, hielt sein Glas in die Höhe, schwenkte es hin und her, daß die hellen Tropfen auf seine blonden Locken sprühten, und rief unter Thränen, halb weinend, halb lachend: „Hoch — hoch — hoch!"

Die beiden Bräute kamen auf ihn zu. Er wurde umarmt und geküßt. Er war ganz vergraben und verschwunden in weißen Gewändern und duftigen Schleiern.

Manche bemerkten diese Scene; manche erinnerten sich auch nach einer Weile, die Bräute während der zärtlichen Umarmung mit dem kleinen Bruder zum letztenmal gesehen zu haben. Wie Erscheinungen waren sie verschwunden, ohne daß ihr Verschwinden bemerkt wurde.

Der Kandidat, der auch heute wieder neben Marie saß, nahm sein Glas und besprach in einer sonderbar schwungvollen Rede die Vorzüge des Henglinschen Hauses.

„Ich," sagte er, „der ich" — und legte die Hand auf die Tischkante — „die geringste Befugnis habe, diese hochedle Familie leben zu lassen — ich wage es dennoch, dies zu thun, und zwar aus allervollstem Herzen, denn schwerlich kann jemand einen ungünstigeren Eindruck hervorbringen, als ich ihn hervorbrachte in der ersten Stunde meines Hierseins, und schwerlich kann solcher sich dann trotzdem rühmen, so aufgenommen zu sein, wie ich es bin —"

„Herr Vogel," flüsterte Marie, die neben ihm saß, ängstlich. Es wurde ihr ganz eigen beklommen zu Mute, als der Kandidat zu sprechen begann, und sie dachte: Das hätte er doch nicht thun sollen; was fällt ihm nur ein!

Er ließ sich aber nicht stören, sondern fuhr fort: „Wie hat diese hochedle Familie mir beigestanden in Schmach und Verachtung —"

„Ja, was will denn der?" sagte der junge Offizier, der am Schloß Vollrathser so viel Geschmack gefunden hatte, zu Christine.

Diese blickte auch bedenklich auf den Kandidaten.

„Wir wollen ihm beistehen," fuhr er fort. „Hoch!" rief er, „hoch das hochedle Haus, hoch, hoch!" und allgemein wurde eingestimmt.

Der Kandidat blickte mit großen unschuldsvollen Augen im Kreise umher, lächelte eigentümlich und setzte sich nieder — wie es schien, äußerst befriedigt. Da trat Machowsky zu ihm, klopfte ihm auf die Schulter und sagte mit dem jovialsten Lächeln auf seinen schön geschwungenen Lippen: „Nicht zu weit treiben, mein Sohn, die Würde der Kirche im Auge haben. — Ja, ja," sagte er und sah gedankenvoll auf Christine.

Der Kandidat schaute lächelnd auf Machowsky, mit einem Blicke, wie er ihn vielleicht noch nie zu seinem Vorgesetzten erhoben hatte, so einverständlich, so beistimmend, als wollte er dazu sagen: Jawohl, Alter, wir verstehen uns.

Christine blickte erstaunt auf Vogel — und von dem guten Vogel auf den Onkel Machowsky, der den ganzen Tag über einen unbeschreiblichen Ausdruck von Würde und ein vorzügliches Gemisch von familienhafter Freundlichkeit, Unnahbarkeit und Entgegenkommen dargestellt hatte. Sie fürchtete, daß das sonderbare Benehmen des Kandidaten diesem etwas Außerordentliches zuziehen würde, und war sehr erstaunt, daß dies nicht der Fall war, sondern daß Machowsky ihm noch einmal freundschaftlich auf die Schulter klopfte. Christine dachte, daß dies sehr rätselhaft sei. Da ließ sich eine liebenswürdige sympathische Stimme hören, und allgemeine Stille trat ein.

Onkel Friedrich sprach: „Die Stunde hat geschlagen, geliebter Schwager, teurer Freund —" Der Onkel wendete sich augenscheinlich an den Grafen, der aber jetzt gar nicht zugegen war, sondern mit der Gräfin von den Töchtern Abschied nahm. Der Onkel ließ sich aber durch diesen Umstand offenbar nicht stören und fuhr fort: „Teurer Freund! Das Leben dehnt sich weit und weiter aus. Haben sich zum erstenmal aus dem Kreise derer, die wir lieben, die unserer Sorge anvertraut sind, geliebte Gestalten losgelöst, verliert unser Herz seine Insichabgeschlossenheit. Und der erste Schritt ist gethan, der uns zur Auflösung ins Allgemeine führt. Hat sich das Leben, das von uns ausging, erst um uns her verbreitet, so wird es immer mehr erstarken, unserer immer weniger bedürfen, bis Schritt für Schritt sein Emporstreben wächst und wir abnehmen. Dieser Schritt ist ein schwerer Schritt, teurer Freund" — der Onkel hob

das Glas dem Platze zu, an dem der Graf gesessen hatte — „und das Leben," fuhr er aus tiefster Brust fort, „auch das einfachste, gesegnetste, verlangt Heldenthaten von uns; das Wachsen und Dahinwelken der Geschlechter ist ein großes, erhabenes Schauspiel, das seine Schauspieler zwingt zu spielen und —" Der Onkel fühlte an seine Stirn und rief: „Wozu das Reden und Simulieren! Die beiden schönen Kinder gehen aus dem Hause. Ich mag es betrachten so oder so, mein teurer Freund! Das Glas zu deinem Troste!"

In dem Augenblick trat der Graf ein.

Der Onkel blickte etwas verblüfft um sich, eilte auf den Grafen zu, schloß ihn in die Arme und rief: „Göttliches Barbarentum; wo das in unserem hochcivilisierten Zeitalter sich noch sehen läßt, kommt wahre Lebensweisheit und Vernunft zu Tage! Denn was ist klüger: sich bei einem ernsten Lebensabschnitt in Philosophie zu stürzen oder für genügend Lärm und guten Wein zu sorgen? Anhaltendes Geräusch betäubt jeden Schmerz."

Der Graf blickte einigermaßen erstaunt um sich. Die Gesellschaft machte einen außerordentlich heiteren Eindruck. Ja, er fand, daß sich diese Heiterkeit bedeutend während seiner Abwesenheit gesteigert hatte. Die stürmischen Umarmungen seines lieben Schwagers berührten den Grafen, dessen vornehme Natur eine Weihe und keinen Aufruhr durch die Trennung von den Töchtern erfahren hatte, äußerst seltsam. Er ging im Saale hin und her, trat da und dort zu einer Gruppe, die sich am Tisch gebildet hatte, und konstatierte jedesmal eine sehr gehobene Stimmung, die bei manchen der Gäste sogar einen rätselhaften Charakter angenommen hatte. Als er hinter dem Stuhle seiner Tochter Marie stand, wohnte er einem sonderbaren Gespräch zwischen ihr und dem Kandidaten bei. Der Kandidat packte Dodo, die zwischen seinem und Mariens Stuhl stand, allerlei närrisches Zeug in eine Düte, die das Kind in den Händen hielt. Er steckte zwischen das Konfekt, das er hineinfüllte, allerlei Dinge, ein Weißbrötchen, einen Löffel, und bemühte sich sogar, ein Salzgefäß mit hineinzupraktizieren. Das aber riß Dodo immer wieder ungeduldig heraus, klagte mit einer weinerlichen Stimme, daß er ihr das Salz über die Süßigkeiten gestreut habe, und frug, warum er das Löffelchen mit hineinstecke? Vogel erwiderte ihr unermüdlich in einem lehrhaften Ton, daß sie es so lassen sollte, wie er ihr es eingerichtet habe.

Marie blickte verwundert auf sein Thun.

„Comtesse," sagte er, „haben Sie die Güte, die Tüte zu halten, ich muß zu Herrn von Machowsky gehen. In meiner jetzigen Stellung wird er mir von nicht zu berechnendem Werte sein, wir haben Brüderschaft getrunken."

„Wie denn?" frug Marie, mit ängstlichen Augen den Kandidaten musternd, dessen Züge und Ausdruck ihr fremd und sonderbar erschienen. „Wie denn Brüderschaft?" frug Marie noch einmal zaghaft.

„Ich habe es ihm angetragen und er hat es gütigst acceptiert," erwiderte Vogel in vertraulich flüsterndem Ton.

In dem Augenblick trat Machowsky neben den Grafen, legte seinen Arm um Vogels Schulter und sagte: „Nun, nun, da ist er ja; komm mit, Alter."

Der Kandidat erhob sich und ging Arm in Arm mit Machowsky durch den Saal. Der Graf strich Marie sanft über das blonde Haar: „Mein liebes gutes Kind," sagte er bewegt.

Marie blickte zu ihm auf und frug leise: „Hast du den Kandidaten gesehen?"

„Ja, ich hab ihn gesehen," erwiderte der Graf.

„Was kann er nur haben?" frug sie ängstlich weiter. „Es wird doch nichts an dem Essen gewesen sein?"

„Bewahre," sagte der Graf. — „Ihr könnt jetzt hinunter in das Musikzimmer gehen."

Es kam zu einem Aufbruch. Einige standen noch in Gruppen im Speisesaal. Die Damen gingen hinunter.

Machowsky und der Kandidat wander-

ten noch immer Arm in Arm im Saale auf und nieder und neben ihnen der Onkel. Sie schienen alle drei im tiefsten Gespräch zu sein.

„Es ist ein schöner Abend heute, ein Abend, für den man Gott dankbar sein muß," sagte Machowsky mit gerührter Stimme. „Welche Freude, mit dem geliebten Freund und Schüler, Schüler und Freund im Einverständnis zu sein. — Sehen Sie, Herr Friedrich Hensler," sagte er und blieb stehen, „dieser junge Mensch ist mein Stolz, der Träger meiner eigenen Ideen. Ich habe ihn mir herangebildet und hier steht er."

Diese Vorstellung begleitete Machowsky mit einem sanften liebevollen Schlag auf die Schulter des Kandidaten.

„Wer weiß," sagte der Onkel bedächtig mit beseligten Augen und mit freudigem Ausdruck, „ob dieser junge Mensch nicht eher mein Sohn ist als Ihr Schüler, Verehrtester? Ich fühle eine außerordentliche Neigung zu ihm. — Es ist eigentümlich," fuhr er fort, „als ich vorhin an dem jungen Freden vorüberging, stellte es sich eben heraus, daß er der Neffe von jenem Lohndiener dort in der Thür ist. Er läßt sich außerdem von diesem Diener, der übrigens ein achtbarer Mensch sein soll, adoptieren." Der junge Freden, von dem der Onkel spricht, ist nebenbei gesagt derselbe, der den Vollrathser aus Herzensgüte und Weinkenntnis zur allgemeinen Verbreitung vorgeschlagen hatte.

„Sonderbar — sonderbar," sagte Machowsky. „Wollte Gott, daß es ihm zum Segen ausfällt."

„Damit ist wenig gethan; man müßte den jungen Mann von dem unbesonnenen Schritt abzuhalten suchen," sagte der Onkel ruhig und blieb stehen.

„Ja, das müßte man," sagte Machowsky gedankenvoll.

Der Onkel aber schien längst von dem Geiste der Verwirrung auf andere Wege geführt worden zu sein. Er ging nachdenklich vor sich hin und sagte nach einer Weile, zu Machowsky gewendet: „Ich glaube, unser junger Freund hier ist nicht zum besten in Ihren Händen aufgehoben, liebster Machowsky. Ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich mit Ihrer Broschüre ‚Lucifer als Lichtträger unserer Zeit', trotzdem ich sie nicht gelesen habe, sehr wenig einverstanden bin."

„So? — Sonderbare Logik," sagte Machowsky wohlwollend.

„Ja, nicht einverstanden," murmelte lächelnd der Onkel und legte den Arm des Kandidaten in den seinigen mit einer Bewegung, als wollte er ihn zu sich hinziehen.

„Hüten Sie sich, Herr von Machowsky, das Reich der Kleinlichkeit und Härte, statt das Reich der Liebe zu stützen, zu erweitern. Oder mit anderen Worten," fuhr er erhitzt fort, „hüten Sie sich, Engherzigkeit und Hartherzigkeit weiter zu verbreiten, als sie schon sind. Wissen Sie, wie der Inbegriff aller Weisheit, ja der Inbegriff aller Erkenntnis heißt? — Liebe — verflucht einfach — Liebe — Wohlwollen, wenn Ihnen das besser behagt! — Der Teufel auch," sagte der Onkel, hob einen Stuhl, an dem sie vorübergingen, bei der Lehne und stieß ihn gewaltig auf den Fußboden wieder auf, „wer wird das Gemeine auf der Welt durch seine Auffassung verstärken!"

„Lieber Freund," sagte Machowsky, und ein berückendes Lächeln schwamm auf seinen wellenweichen Lippen, „wo käme die Welt hin, würde jedem hier sein Recht zu teil. Sie fräßen sich auf vor Gerechtigkeit und fräßen sich auf vor Liebe. Nicht ein Lot bringen Sie von dem Geiste zusammen, der dazu gehört, Ihre erkenntnisvolle Wohlwollentheorie in Bewegung zu setzen. Meine Broschüre steht auf einer gesunden Grundlage und rechnet mit Mitteln, die vorhanden sind. Was denken Sie, was mit mir geschähe, wollte ich mit Ihren liebevollen Blicken auf die Schäden unserer Zeit sehen? Ich würde in kurzer Zeit als unmoralischer, unlauterer Seelsorger verschrien sein. Wir wollen unsere gute gesellschaftliche Stellung genießen. Zum Martyrium sind wir nicht angelegt. Ein alles verzeihen-

der, alles verstehender Mensch wird in dem Augenblick, wo er sich hilflos und gut zeigt, das heißt unbewaffnet, vernichtet. Jede Achtung fällt, man wird ihn überbürden, man wird ihm schaden. Man muß ein Stück Bestie sein, in wessen Diensten man auch steht: ob im Dienste der Religion, ob im Dienste der Gerechtigkeit. Man muß seine Kraft, seine Schädlichkeit nie verleugnen durch sein ganzes Wesen durchblicken zu lassen. Das schließt nicht aus, daß man ein guter Christ ist," sagte Machowsky mit schwerer Zunge.

„Lassen Sie den jungen Mann los!" rief der Onkel heftig und riß an dem Kandidaten.

„Wie können Sie der Jugend so etwas vorreden! Wissen Sie, was Jugend ist? Nehmen Sie ihr die heilige Überzeugung, den Glauben an sich selbst, die Hoffnung, Wunder zu verrichten, und Sie haben schwachgeistige, greisenhafte Geschöpfe vor sich, in denen ihrer Natur nach heiliges Feuer brennen müßte."

„Lassen Sie den Kandidaten los!" rief der Onkel wütend.

Der Speisesaal war beinahe leer. Der Graf, gefolgt von seinem kleinen Neffen Freden, dem Offizier mit dem Vollrathser, der ihm schon seit einer Viertelstunde auf das sonderbarste und aufdringlichste überall, wohin er auch gehen mochte, nachlief, trat jetzt zu der lebhaften Gruppe, die der Onkel, Machowsky und der Kandidat bildeten.

Jeder von beiden suchte sich des Kandidaten zu bemächtigen, und in dem Augenblick, als der Graf zu den dreien trat, befreite sich dieser eben von seinen beiden Gönnern, ging in gemessener Haltung auf den Grafen zu, hob die Finger wie zum Schwure empor und rief:

„Ich werde meinem Namen Ehre machen! Ich werde meinem Namen Vogel Ehre machen!"

Was mochte er sich wohl unter solch einer wenig berechtigten Beschwörungsformel vorstellen? Freden hatte sofort die Antwort darauf.

„Der Kerl kriegt Federn! der Kerl kriegt Federn!" rief er unter brüllendem Gelächter.

Er stand genau hinter den Grafen postiert und zwar auf einem Beine; das andere hielt er mit der Hand in die Höhe, kam dabei aber so ins Schwanken, daß er sich an die Schultern des Grafen halten mußte, der, sehr wenig von solcher Vertraulichkeit erbaut, sich kopfschüttelnd nach seinem Neffen umblickte. Dann sagte er zum Kandidaten, daß er mit seinem lobenswerten Entschluß ganz einverstanden sei.

„Und ich werde noch mehr thun," erwiderte der Kandidat enthusiastisch. „Ich werde für Ihre Töchter sorgen!"

„So —" sagte der Graf.

„Für Ihre drei unverheirateten Töchter," fuhr der Kandidat fort, „für diese drei unglücklichen Geschöpfe!"

Der Graf blickte, wie es schien, ratlos auf seine Umgebung.

Der Onkel stand währenddem und versuchte energisch und würdevoll seine Cigarre an einer Champagnerflasche anzuzünden.

„Ich werde Ihren Töchtern," sagte der Kandidat feierlich, „keine Schwierigkeiten in den Weg legen, falls sie sich zu irgend einem lobenswerten Zweck ausbilden wollen, um nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft zu werden!"

„Das ist sehr erfreulich," sagte der Graf lächelnd. — „Friedrich, Friedrich!" rief er, als er sah, wie sein Schwager, der mit Machowsky sich etwas zurückgezogen hatte, auf den Zehen geschlichen kam, um, wie es schien, den Kandidaten von hinten zu überfallen. Der Onkel hatte die Flasche, verwundert, daß die Cigarre nicht Feuer fing, wieder vorsichtig zurückgestellt.

„Vogel," rief der Onkel, ohne auf seinen Schwager zu achten, „du bist auf dem Weg, auf den ich dich leiten will; noch ein paar Schritte, und dein Gang wird fester werden; du wandelst jetzt noch im Irrtum! Meine drei gottgesegneten Nichten brauchen deine Hilfe nicht!" Er umschlang den Kandidaten. „Aber andere,

Tausende brauchen sie!" Er streckte beide Arme aus und hielt so den Kandidaten von sich ab, nachdem er ihn prüfend von oben bis unten betrachtet hatte. „Ein verdammt schwächliches Instrument für ein großes Werk — das," sagte er seufzend, „aber immerhin ein Instrument! Und er hat Gedächtnis, mein Vogel; man sollte es gar nicht meinen." Dabei liebkoste der Onkel den Kandidaten in der Art, wie man ein abgerichtetes Tier liebkost, das seine Sache zur Zufriedenheit ausgeführt hat, und wendete sich zu dem Grafen und sprach: „Lieber Schwager, die Scene ist wahrscheinlich durch ein Gespräch, das ich mit dem jungen Vogel vor einigen Tagen hatte, entstanden, und von dem ich mit Freuden sehe, daß es bei dem jungen Freunde Wurzel geschlagen hat."

„So — so —" sagte der Graf, blickte sich ungeduldig nach seinem Neffen um, der eben wieder schwankend mit der Wange an des Grafen Schulter gestoßen war, und machte sich auf, um aus dem Saale zu gehen.

Wie an ihn gebannt, folgte ihm der kleine Freden und diesem der Onkel und dem Onkel Machowsky; dem letzteren schloß sich der Kandidat an.

So gingen sie die Treppe im Takt hinab. Unterwegs änderte der Onkel die Reihenfolge und begab sich hinter den Kandidaten, so daß der junge Mensch wieder zwischen seinen beiden Gönnern zu gehen kam. Der Onkel versetzte ihm hin und wieder einen liebevollen Schlag auf die Schulter, und Machowsky blickte zuweilen mißtrauisch hinter sich, als wollte er sich vergewissern, ob sein Freund und Schüler ihm noch folge.

Während des Weges aus der oberen Etage hatte der Zug der munteren Hochzeitsgäste, in denen allen der Vollrathser sonderbar wirkte, ihren Anführer, den Grafen, verloren.

„Er wird seinen Schmerzen nachhängen," bemerkte sein Schwager wehmütig, „wir wollen ihn darum in keiner Weise stören."

Machowsky steuerte geradeswegs durch eine Hinterthür dem Garten zu.

„Treten Sie leise auf, Machowsky," rief der Onkel, der ihm mit dem Kandidaten auf den Zehen folgte, „das wird gut sein!"

Machowsky befolgte des Onkels Rat, und so schlichen alle drei auf den Fußspitzen immer noch hintereinander in den Garten.

Der junge Freden war, als der Graf auch ihm auf eine unerklärliche Weise aus den Augen verschwunden war, in das Musikzimmer gesteuert, wahrscheinlich um ihn zu suchen, so daß die beiden würdigen Männer mit ihrem Kandidaten allein in dem Garten ankamen und bedächtig, immer noch leise auftretend, den mondbeschienenen Weg entlang selbander wandelten.

„Lieber Machowsky," sagte der Onkel — sie unterhielten sich auffallend wohlgesetzt und höflich — „beunruhigen Sie unseren Vogel nicht; ich habe ernste Befürchtungen, wie ich Ihnen, wenn ich nicht irre, schon andeutete, daß Ihr Einfluß auf ihn kein günstiger ist. Bedenken Sie, daß jetzt in seiner Seele eine gesegnete Änderung vorgeht; sein Herz erwacht, sein Geist beginnt sich zu klären. Stören Sie seine Kreise nicht, bester Machowsky, oder ich bin gezwungen, ernste Maßregeln gegen Sie anzuwenden."

„Das wäre?" frug Machowsky und blickte gespannt auf den Onkel.

Dieser erwiderte gelassen: „Ich würde gezwungen sein, meinen jungen Freund von Ihnen zu trennen, Verehrtester, um ihn zu seinem Apostelamt würdiger vorzubereiten."

„Lieber Vetter Hensler," sagte Machowsky ungeduldig, „es ist weder die Absicht noch der Wille meines Kandidaten, ein Märtyrer oder Volkstribun zu werden, sondern er hat die Absicht, einen guten Staatsbeamten abzugeben."

„Ausgezeichnet!" rief der Onkel. „Reden Sie doch ein Wort, Vogel."

„Ja — ja — ja — ja," lallte dieser gedehnt.

„Damit ist wenig gesagt," fuhr der

Onkel lebhaft auf; „jedoch man soll die Jugend nicht drängen. Alles naturgemäß, alles naturgemäß! Aber ich werde mich seiner zu bemächtigen wissen, im Fall Sie ihm in der Entfaltung seiner besseren Natur im Wege stehen wollten. Das werde ich thun!“ bekräftigte er seine Rede.

„Ah!“ rief Machowsky im höchsten Ärger. „Was werden Sie thun; Sie befinden sich in einer auffallenden Erregung —“ Hier stockte Machowsky.

„Nichts da, nichts da!“ erwiderte der Onkel unmotiviert heftig.

So unterhielten sich der Onkel und Machowsky noch eine geraume Weile schwungvoll über ihren Kandidaten.

„Kommen Sie, Vogel!“ rief Machowsky energisch, wie es schien, um der Sache ein Ende zu machen.

Während er dies sagte, kauerte er sich nieder, gab dem Onkel seinen Überzieher zu halten und etwas Unerhörtes geschah. Er sagte: „Vogel, sitzen Sie auf.“

Der Kandidat ließ des Onkels Arm los und stand vor seinem Vorgesetzten.

Dieser rief von neuem barsch: „Vogel, steigen Sie auf!“

Der Onkel stand neben dem Kandidaten, und beide blickten verwirrt auf Machowsky.

„Sie sollen aufsteigen,“ sagte dieser jetzt ruhig und bestimmt. „Erst das eine Bein über meine Schulter, dann das andere. Ich komme schon wieder auf.“

„Ah so,“ sagte der Kandidat und stieg auf.

Der Onkel stützte darauf Machowsky, der schwerbeladen mit seiner Bürde in die Höhe schwankte.

So ging er stracks querfeldein über die Wiese und brummte: „Nun hilft der Esel noch dazu.“ Denn offenbar hatte Machowsky im Sinne, den Kandidaten von dem Onkel zu entfernen.

Der Onkel blieb stehen und blickte den beiden nach, wie sie schwankend aufeinander getürmt über den mondbeschienenen Rasen gingen. Er schien nicht recht zu wissen, was er von der Sache halten sollte, schüttelte den Kopf und betrachtete den Überzieher Machowskys, legte ihn sich sorgfältig über den Arm und schüttelte wieder den Kopf.

Machowsky war mit seiner Last eben auf der mühseligen Wanderung aus dem glänzenden Mondenlicht in den Schatten getreten, da setzte sich der Onkel in Trab und rief: „Sie werden meinen Kandidaten beschädigen!“ Machowsky mit Vogel auf den Schultern aber hatte schon einen guten Vorsprung gewonnen, und der Onkel mußte eine ganze Weile laufen, ehe sie ihm wieder zu Gesicht kamen. — „Verfluchter Pope!“ murmelte er, während er über den Rasen in kleinen Schritten trottete, vor sich hin.

Jetzt tauchte Machowsky mit Vogel im Mondlicht auf, jetzt tauchte er im Schatten unter, und wieder auf und wieder unter.

Endlich vor dem Haus auf dem großen Kiesplatz kam der Onkel dem schwankenden Doppelgestirn näher.

„Sie werden ihn beschädigen, den Kandidaten!“ rief er wütend mit gedrückter Stimme. Das Laufen kam ihn sauer an, und er warf den Überzieher nach Machowsky. Dieser erreichte sein Ziel nicht, sondern überflog es um ein Stück, so daß er fast vor Machowsky zu liegen kam.

In demselben Augenblick stieß dieser einen dumpfen Schrei aus; der Kandidat rutschte von seinen Schultern, und Machowsky stürzte über den Überzieher her, in der Meinung, daß er den herabgefallenen, wahrscheinlich leblosen Kandidaten vor sich habe.

„Da liegt er!“ rief er.

Der Kandidat hob diensteifrig den Überzieher auf, zog ihn fast unter seinem Vorgesetzten vor und klopfte ihn sorgfältig aus.

Als Machowsky aufblickte, sah er diese Scene mit verwunderten Augen. Doch ehe er noch seiner Verwunderung Ausdruck geben konnte, wurde seine Aufmerksamkeit von dem Kandidaten durch vielstimmiges Lachen, das aus dem Musikzimmer drang, abgelenkt.

In der Thür und in den Fenstern

dieses großen Gartenzimmers standen und saßen die Heuglinschen Kinder, die Gräfin, die Tante Wangemann, Frau von Machowsky und noch einige Gäste.

„Was macht ihr denn?“ riefen verschiedene Stimmen.

„Was?“ frug der Onkel.

„Sieh nur Hans Freden an!“ riefen Marie und Christine unter hellem Lachen.

Da bemerkte der Onkel, daß sie nicht allein die Aufmerksamkeit der Familie auf sich gezogen hatten.

Im Mondschein, mitten auf dem Platz, saß der kleine Freden auffallend ernst platt auf der Erde, einen Regenschirm über sich gespannt.

„Ei, ei, ei,“ sagte der Onkel, „was ist mir denn das?“

„Friedrich, verlang von ihm, daß er aufstehen soll,“ bat die Gräfin erregt.

„Werde mich hüten,“ versetzte dieser und wendete sich vertraulich an die Schwester, indem er sagte: „Das darf man nicht, das giebt sich von selbst.“

„Nun, dann mag er sitzen bleiben, wenn er will,“ war die Erwiderung. — „Kommt, wir wollen hineingehen.“

„Sag einmal,“ frug der Onkel gedehnt, als besinne er sich, während er frug, erst auf das, was er fragen wollte, „wo ist denn der Schwager?“

„Er wird sich etwas zurückgezogen haben,“ erwiderte die Gräfin.

„So —“ sagte der Onkel wieder gedehnt. „Du bist übrigens nicht besorgt — in keiner Weise?“ frug er vertraulich, gleichsam nur andeutungsweise.

„Inwiefern?“

„Glaubst du, daß ihm der Abschied von den Kindern nahe gegangen ist?“

Die Gräfin lächelte sanft.

„Ich meine,“ fuhr der Onkel heftig, aber mit leiser Stimme fort, „weißt du bestimmt, wo sich dein Mann augenblicklich aufhält?“

„Nein,“ erwiderte sie ruhig; „ich denke, er wird etwas ausgegangen sein. Ich kenne ihn. Er liebt es, mit seinen Gedanken allein fertig zu werden. Wir wollen ihn nicht stören.“

„So — nicht stören,“ polterte der Onkel. „Ich denke ihn auf alle Fälle aufzusuchen; koste es, was es wolle, sei er, wo er sei.“

Mit diesen bedeutungsvollen Worten verließ er die Gräfin, kehrte aber noch einmal zurück und sagte: „Laßt Freden ruhig draußen sitzen. Ich werde für alles sorgen, vertraut mir vollkommen.“

Die Gräfin blickte ihm erstaunt nach, und der Onkel ging kopfschüttelnd wieder in den Garten.

„Ja — ja — ja,“ sagte der Kandidat, als der Onkel zu ihm trat, zog seine Lippen zu einem Rüsselchen zusammen und starrte vor sich hin.

„Was machen Sie da?“ frug der Onkel barsch, indem er ihn genau betrachtete.

„Ich — ich — bedenke mich,“ erwiderte der Kandidat.

„Ei — wie häßlich Sie das thun!“ sagte der Onkel mißbilligend.

Dann machten sie sich beide auf, um den Grafen zu suchen, und gingen durch den schimmernden Mondschein.

Der Onkel murmelte allerlei vor sich hin, dessen Sinn der Kandidat nicht mehr fassen konnte, blieb da und dort stehen und frug: „Geht er nicht da, lieber Vogel?“

„Das wäre!“ erwiderte Vogel darauf, und weiter: „Ja, dann hätten wir ihn ja.“

„Glauben Sie denn,“ frug der Onkel nach solch einer Erwiderung gereizt, „daß der Graf mitten auf dem Wege sitzt? Wird sich hüten!“

„Ja, wird sich hüten,“ erwiderte der Kandidat trocken.

„Der sitzt tiefer,“ fuhr der Onkel fort, „das versichere ich Ihnen.“

„Glaub es wohl — so ein Graf,“ bestätigte der Kandidat.

Sie gingen zum Gartenthor hinaus, traten in ein Haus ein, in dem Heuglinsche Bekannte wohnten, schellten, frugen einen dienstbaren Geist, ob Graf Heuglin sich hier aufhalte, und gingen gelassen fort, als sie die Frage verneint bekamen.

Im Hinausgehen aus dem Hause stieß der Onkel an einen großen Gegenstand, blieb stehen, suchte nach Wachsstreichhölz-

chen, die er bei sich führte, machte Licht und beleuchtete den Gegenstand, welcher sich als ein Aschenkasten erwies. Der Onkel öffnete den Deckel, leuchtete wie achtlos hinein, schüttelte den Kopf, schloß den Kasten wieder sorgfältig und begab sich mit seinem Kandidaten auf weitere Forschungen.

Nach längerem fruchtlosem Umherirren trafen die beiden wieder ein und fanden alles in einiger Verwirrung.

Es war niemand mehr zugegen als die Gräfin, die drei Mädchen und Tante Wangemann. Die beiden Söhne schliefen. Der Graf war immer noch nicht zurück. Dorothea war auch nicht zugegen. Nur der junge Freden leistete noch Gesellschaft und machte seine Gegenwart außerordentlich bemerklich.

Der Onkel fand seine beiden jüngsten Nichten weinend zusammen auf einem Stuhle sitzend; Christine befangen vor dem Klavier; die Tante Wangemann mit äußerst glänzenden Augen, hochgeröteten Wangen und einem Stöckchen in der Hand, mit dem sie den jungen Freden von sich und allen Anwesenden abwehrte, der auf Schritt und Tritt der Gräfin, wie vordem dem Grafen, nachging, ihr den Arm streichelte und immer, wenn seine Aufmerksamkeit für einen Moment von ihr abgelenkt gewesen war, äußerst vergnügt rief: „I, da ist ja die Tante!“

Er hatte Versuche gemacht, mit der Gräfin zu tanzen. Er hatte den Versuch gemacht, seine Cousine Marie zu küssen. Er hatte den Versuch gemacht, eine brennende Petroleumlampe mit der Flamme herunter wie eine Todesfackel umzukehren.

Mit wahrer Freude wurde in dieser Lage von allen Seiten der Onkel begrüßt, und in aller Eile wurde ihm von den erwähnten Vorfällen Mitteilung gemacht.

In diesem Augenblick trat auch der Graf ein. Der Onkel blickte ihn mit freudestrahlenden Augen an. „Gottlob,“ sagte er und drückte ihm innig die Hand, „da bist du! Jetzt bitte ich euch, überlaßt mir es, diese Angelegenheit zu ordnen“ — er zeigte auf den jungen Freden — „ich kenne das.“ Der Onkel faßte den Vetter unter dem Arm, gebot dem Grafen energisch dasselbe zu thun und schaffte den Kleinen auf diese Weise feierlich hinaus. In der Thür blickte sich der Onkel um, rief dem Kandidaten zu, daß er kommen sollte, und als dieser nicht gleich Folge leistete, pfiff er ihm, worauf Vogel augenblicklich sich seinem Gönner anschloß.

„Es ist heute alles gar zu schaurig — gar zu schaurig!“ rief Marie und verbarg ihren Kopf an der Brust der Mutter.

Auch der Gräfin rannen an diesem Abend die ersten Thränen über die Wangen.

Es war eine so wunderlich erregende Atmosphäre in den letzten Stunden im Hause gewesen, ein sonderbares Empfinden durch aller Herzen gegangen.

Der Gräfin und den Töchtern fehlte jedes Verständnis für die Ereignisse, die sich hier abgespielt hatten. Es mochte lange gewährt haben, bis ihnen über den Grund des Benehmens ihrer Gäste, besonders des kleinen Freden, einige Klarheit gekommen war. Sie wußten nicht, wie abenteuerlich, während sie sich im Musikzimmer eingeschlossen hielten, es in ihrem Hause aussah; wie leichtsinnig man mit Feuer und Licht umging, so daß es als ein Wunder anzusehen war, daß nirgends Flammen ausbrachen, und wie schnöde und unachtsam der Wein, die edle Gottesgabe, verschwendet wurde.

Einer der dienstbaren Geister, dessen Thun und Lassen von ganz anderen Mächten an diesem Abend bestimmt wurde als von seinen ihm sonst zu Gebote stehenden Verstandeskräften, ließ auf der Treppe ein Tragbrett mit noch unentkorkten Champagnerflaschen fallen.

Ein gewaltiges Zischen, ein Brausen, ein Klirren, ein Sprühen, und das edle schäumende Naß strömte die Stufen der geschmückten Treppe hinab — eine köstliche Flut.

Der Thäter dieser schönen Unthat stand verblüfft einen Augenblick vor dem seltenen Schauspiel, darauf verschwand er, das dunkle Bewußtsein, etwas Außer-

ordentliches geleistet zu haben, in sich tragend.

— — — — — — — — — — —

Zur Zeit, als in dem Heuglinschen Hause alles Leben überschäumte, als Vernünftiges, Lustiges, Ausgelassenes, Schmerzliches in allerlei Gestalten in den Köpfen wirbelte, fand sich im Garten ein junges Paar: Stephan und Dorothea. Sie hatten sich tags über wenig sprechen, kaum sehen können und waren nun unter dem Schutz der allgemeinen Verwirrung miteinander in tiefste Stille geflüchtet. Dorotheas Kopf ruhte an seiner Schulter, ihre Arme hielten ihn umschlungen.

„Ich bin müde," sagte sie nach langem Schweigen. „Hast du auch viel an mich gedacht? — Herr Gott, was es doch für Glück auf Erden giebt!"

Er bog sich über ihr Köpfchen. Der Mond schien auf diese in Liebe versunkenen Gestalten.

„Ich habe eine Bitte an dich," flüsterte sie.

„Welche, mein Herz?" frug er flüsternd zurück. „Welche?"

Sie antwortete nicht und hielt ihn nur inniger, nur fester umschlungen.

„Was für eine Bitte, mein süßer Liebling?"

„Nenne mich —" sagte sie leise und stockend, als ließe das klopfende Herz ihr die Stimme erbeben, „ein allereinzigmal — deine liebe Frau."

Er ließ sie einen Augenblick frei; über seine Züge flog ein Ausdruck, den sie nicht verstand. Sie blickte unverwandt auf ihn.

„Du bist nicht böse?" frug sie.

„Meine liebe, süße Frau," sagte er eigentümlich ernst und drückte ihr einen Kuß auf den Mund.

„Das ist doch kein Unrecht," erwiderte sie ruhig. „Und ich werde es mein Lebelang wissen, daß du es einmal gesagt hast — ein einzig Mal."

„Mein armes Herz," sagte er weich. Und sie umschlang ihn mit einer tiefen innigen Leidenschaft wie noch nie.

„Niemand wird um eines Traumes willen für glücklich gehalten," rief sie, „und niemand hält sich selbst deshalb für glücklich!"

„Mein Liebling!" sagte er bewegt und schloß sie fester in die Arme. „So tief fühlst du, so tief?"

„Ich bin dein! dein!" sagte sie mit angstvollster Stimme. „Verlaß mich nicht! — Nur keinen Traum — nur kein Erwachen! Glaube mir, meine Liebe zu dir ist größer als Unrecht, größer als Qual, größer als Unglück! — Ach," flüsterte sie tief aufatmend, „du weißt es ja! — Stephan, Stephan," rief sie mit hinsterbender Stimme, „behüte mich nicht, laß mich nicht — nie von dir!"

Da legte er seine Hand sanft auf ihren Mund. „Heiliger Gott!" rief er. „Mein armes, armes Kind!"

Sie saßen noch lange, Dorothea wie hilfesuchend an ihn geschmiegt, schweigend und regungslos nebeneinander.

* * *

Weltvergessenes Träumen eines tief befangenen Herzens.

Die Zeit war vorgerückt, hatte alles Leben auf Erden im unaufhaltsamen gleichmäßigen Schritt dem Ende näher gebracht, hatte Wandlungen in der Natur herbeigeführt — Wandlungen in jedem unscheinbarsten Wesen, und wie eine Flut war sie über alles Lebendige dahingegangen.

Uns, die wir bisher dem Weg Dorotheas gefolgt sind, mag ihre Gestalt aus dem tausendfältigen Leben auftauchen.

Wir sahen sie in dem schönheitsvollen, von Befriedigung durchströmten Haus der Heuglinschen Familie, in dessen Schutz Dorotheas Liebe in banger Glückseligkeit erblüht war und dessen harmlose, hinreißende Heiterkeit auch die Schrecken dieser Liebe überdeckt zu haben schien. Das rein Menschliche hatte einen Augenblick über alles feste und durch Generationen geheiligte Gesetz und Recht triumphieren wollen. Jetzt finden wir Dorothea wieder in ihrem Vaterhause. Schon seit Wochen ist sie dort. — Es ist Herbst.

Das berühmte Haus wurde schon längere Zeit von seinem Besitzer verlassen. Er befand sich auf seiner Reise durch Deutschland in Geschäften seines amerikanischen Kaufmannshauses. Er war einmal schon wieder zurückgekehrt und bald darauf von neuem abgereist.

Das ernste Antlitz von Dorotheas Leidenschaft aber war nicht mehr durch ein berauschendes äußeres Leben gemildert, und die Alltäglichkeit ihres gutbürgerlichen Vaterhauses stand ihrer hingebenden, alles vergessenden Liebe streng gegenüber. Es war ihr oft, als drücke sie die Decke der gewohnten Zimmer, als dränge durch die Fenster keine Luft ein. Ein freundliches Wort der Mutter beschwor aus ihrer Seele eine furchtbare Verwirrung herauf. In solchen Augenblicken stieg eine grenzenlose Sehnsucht in ihr auf. Es war ihr dann, als müßte sie vergehen, wenn sie ihn nicht sogleich sehen und sprechen würde. Er mußte helfen, er mußte Ruhe bringen. Dann schlich sie aus dem Hause durch die Straßen, als müßte sie ihn, als müßte sie Trost finden.

Der erste Familienabend, den sie wieder mit verlebt hatte, stand ihr in Erinnerung wie fieberhaft verlebte Stunden. Wie sonderbar waren ihr die Menschen an diesem Abend erschienen. Die ruhig arbeitenden Frauen und die heiteren liebevollen Töchter mit dem alten Vater und die behaglichen Ehemänner, die sich einem schon oft geführten Gespräch hingaben, und Eveline, die, wie wir wissen, während Dorotheas Abwesenheit Braut geworden war — sie alle erschienen ihr wie gar nicht mehr mit ihr zusammenhängend. Was ihr sonst an den Familienabenden und im häuslichen Leben lustig oder langweilig oder gleichgültig erschien, machte nicht mehr den früheren Eindruck auf sie. Alles war ihr jetzt gleichmäßig erschreckend geworden. So saß sie mit gefalteten Händen, die sich ihr manchmal fest ineinander schlossen.

Die Nähe eines einzigen Menschen konnte Dorothea jetzt ohne Qual ertragen, dieser einzige war ihr Bruder, der arme Schlosser, der noch immer ein ununterbrochenes arbeitsvolles und überangestrengtes Leben führte, das seiner Natur gewiß nicht angemessen sein konnte. Er war noch immer an des Vaters zur strengen Pflichterfüllung mahnendes Pult gefesselt, seine Thätigkeit wurde noch immer mit Strenge überwacht, und ihm selbst war noch immer das Verständnis für seine schwere Prüfung nicht gekommen. Er lernte und lernte und starrte hilflos während seiner Arbeitszeit ins Leere. Er, der arme, genügsame Junge, mußte unter seiner Unzulänglichkeit, ein Ziel zu erreichen, das ihm so fern lag, schwer leiden. Er hatte sich seiner Schwester Dorothea in der Zeit seiner Mühe und Not hilfe- und trostsuchend angeschlossen, war schon zufrieden, wenn Dorothea ihm erlaubte, unten im Hof gegen Abend neben ihr auf der Bank zu sitzen. Da schien er sich wohl zu fühlen, schloß die Augen und Dorothea strich ihm träumerisch über die straffen Haare und blickte in Gedanken versunken auf ihn herab. Keins störte das andere, und beide thaten sich durch ihre Nähe wohl. Dorothea war es oft zu Mute, als wüßte ihr guter Schlosser ihr Leid. Wenn sie eine Weile ganz geschwiegen hatte und es ihm zu lange gewährt haben mochte, fühlte sie seine runde feste Hand auf dem Arm, als wolle er, daß sie erwache. „Na,“ sagte er dann und blickte sie an. Ließ sie sich auf diese Weise von ihm erwecken und ging auf seine Fragen und Bemerkungen, mit denen er äußerst sparsam war, ein, so zeigte er sich danach froh und vergnügt; bemerkte sie aber seine Aufforderung nicht, drang er auch nicht weiter in sie und ließ sie gewähren.

So genügsam und wenig störend ihr guter Schlosser war, fühlte sie doch oft eine heftige Sehnsucht, allein zu sein. Wie sie als Kind aus dem Hause und durch die Straßen geeilt war, immer in Angst, es könne sie jemand aufhalten oder sich ihr anschließen, so that sie auch wieder.

In den sonnigen Herbsttagen trieb es sie hinaus. Sie trat aufatmend in den

Wald ein und blickte wie gebannt in die purpurbraune goldene Laubmasse hinein, welche die Sonne durchschien. Welcher Glanz, welches Leuchten! ein farbenbewegtes Meer.

Die Freundlichkeit des grünen Waldes hatte sich umgewandelt in erhabene und berückende Schönheit. Mit welcher Würde bereitete die Natur sich zu ihrem langen Schlafe vor — zum Ende! mit schöner Heiterkeit, als wollte sie zeigen, daß das Vergehen nach einem naturgemäßen Keimen, Wachsen und Dahinwelken nichts Erschreckendes hat.

Hier in diesem wundervollen friedensreichen Aufenthalt, hier mitten in der Natur, die schuld- und leidlos sich ihrem Ende zuneigte, wurde es Dorothea wohl, hier ängstigte sie nichts. Stundenlang saß sie in einer versteckten Ecke an dem quellenreichen Waldplatze, dem Wassermann, blickte in das leuchtende Laub und fühlte sich innerlich von allen Verhältnissen gelöst, die sie bis jetzt gehalten hatten. Und dennoch, sie gehörte noch in das Leben. Es hielt sie noch mächtig. Er würde wiederkehren! Sie erwartete ihn. Wie sie in der warmen Herbstluft ruhte, die Wangen auf die gefalteten Hände gestützt, da schimmerte in den Augen des Mädchens ein Hingeben, Versinken in Hoffnung. Das waren nicht die Augen eines unglücklichen Geschöpfes; so friedlich, so die Zeit vergessend ruht niemand, der in Verzweiflung liegt.

Ja, er mußte wiederkehren, und sie wartete — sie wartete. Ihre Gedanken stockten und lösten sich wie in einem sanften Frieden auf. Der Ausdruck wechselte. Mit Angst durchlebte sie den Abschied. Der Atem stand ihr still, und wieder spielte ein Lächeln um ihren Mund. Sie preßte die Wangen weich und innig auf die Hände.

„Ach, der Gute, daß er gegangen ist!" flüsterte sie. „Und warum? warum?" — Sie schwieg. „Du Lieber, Guter, weißt du's nicht, ich fürchte mich nicht!" — Wieder schwieg sie, und aus ihren Augen drang ein inniges warmes Licht. — „Es wird auch niemand so bös sein, wie du denkst, sie lassen mich schon — und gönnen mir's. Sonst ist's ja gar zu elend, wenn du gehst!" Sie schrie laut auf. — „Und dann nicht — dann nicht," sagte sie ruhig und schmiegte ihr Köpfchen fester auf ihre Hände. „Herr, du heiliger Gott, laß die Menschen nicht schrecklich sein! Ich will ganz einsam hingehen, wo mich niemand kennt. Und er — er soll ruhig gehen, ich bin dann nicht allein, nicht so allein! — Herr Gott im Himmel," flehte sie, als schritte der Herrgott an ihr vorüber und im Vorübergehen sollte er ihr eine Gnade geben, „du weißt es nicht, wie mutig deine Geschöpfe sind! — Gegen eine Welt! ja, gegen eine ganze, ganze Welt!" sagte sie treuherzig wie ein Kind. „Sage ihm, daß er nicht recht thut. Behüten ist töten — ist Jammer! sag es ihm. Wie soll ich denn nur so ohne jeden Trost ertragen, wenn er geht! Seine Liebe ist dann nur ein Traum, an den keine Seele glaubt! Ach, sag es ihm! sag es ihm! Alles wird gut!"

Aus dem Blätterbewegen, aus dem Sonnenschimmer leuchtete es ihr wie ein liebliches, süßes, durchschauerndes Bild auf, wie ein Heiligenbild, wie die Darstellung höchsten menschlichen Glückes, wie ein Bild schönster Krönung aller Liebe. Sie sah eine Mutter, die ihr Kind auf den Armen hielt. Sie sah selige Augen. Und mit zitternder Stimme aus tiefstem Herzen heraus flüsterte sie weiter etwas, das einem Gebete gleichen mochte, in das Leuchten und Glühen des sonnendurchschienenen herbstlichen Waldes hinein. Dann lag sie wieder still im Schutz der guten weitherzigen Natur, die das Mädchen unangefochten ruhen ließ, die sie von einem Glücke, das in der Welt gleichbedeutend mit Tod und Elend ist, träumen und flüstern ließ. Und die Arme fühlte sich in solch liebevoller Nähe ruhig. Hier empfand sie sich rein und gut, wie alles um sie her, und eines beseligenden Trostes wert.

Mit schwerem Herzen riß sie sich bei hereinbrechender Dunkelheit vom kühlen Waldboden, auf dem sie, durchdrungen

von Frieden und reiner Kraft, geruht hatte, los und ging mit bangem Herzen der Stadt wieder zu. Die Lichter, die ihr entgegenschimmerten, berührten sie schon beängstigend, und wenn sie weiter ging und in die Straßen kam, da schnürte sich ihr das Herz zusammen; ihre Träume hatten ihre Unschuld, ihr süßes Recht verloren, und wenn sie in das Haus trat, schien es, als wäre alle Reinheit von ihr gewichen, und sie ging schuldbelastet die Treppe hinauf.

* *
*

Eine dunkle Nacht und der gute Schlosser.

An einem Nachmittag in dieser Zeit saßen Dorothea, die Mutter und Eveline im Wohnzimmer. Dorothea wußte, daß Stephan am Abend spät des Tages vordem zurückgekehrt war. Es wurde an Evelinens Aussteuer gearbeitet. Mutter und Schwester waren in heiterster Laune, und Dorothea saß schweigend und tief befangen beiden gegenüber. Sie hielt ihre Arbeit unbewußt in der Hand. Es war ihr, als könne sie nicht mehr länger die harmlosen guten Blicke der Mutter ertragen, als wollte es sie auf die Knie niederziehen. Wenn Eveline nicht hier wäre, dachte sie erregt, dann kniete ich vor der Mutter, dann legte ich den Kopf an ihre Brust und weinte und weinte, bis sie alles wüßte. Ihr Herz klopfte, daß sie glaubte, man müßte es hören können.

Während sie so in tiefster Erregung den anderen, die sorglos und heiter arbeiteten, gegenüber saß, sagte Eveline: „Es ist bald Zeit, daß ich gehen muß.“ Evelinens Bräutigam war Lehrer an dem Gymnasium und wurde jeden Tag am Ende seiner Schulstunden von der Braut in der Nähe erwartet. Das hatten die beiden verabredet und führten es mit größter Pünktlichkeit durch.

Jede Bewegung Evelinens deuchte Dorothea langsam, und die Ruhe, mit der die Schwester dem Bräutigam entgegenging, war ihr unbegreiflich.

Da schellte es draußen an der Hausthür, noch ehe Eveline sich verabschiedet hatte.

Es währte nicht lange, so meldete das Mädchen Frau Wangemann an. Eveline verschwand eiligst, und die bewegliche Dame trat unternehmungslustig wie immer ein. Frau Schöngardt erhob sich, um ihr entgegenzugehen. Dorothea stand bleich, mit fieberhaft glänzenden Augen, und sah sie eintreten. Sie blickte stumm auf die muntere amselhafte Tante Wangemann, die mit blanken Augen das Zimmer betrachtete, ehe sie sich mit voller Aufmerksamkeit in ein Gespräch einzulassen beliebte.

„Ich komme, Frau Schöngardt,“ begann sie, „wegen Ihrer Tochter. Sie wissen ja, wir haben eine Zeit lang bei meinen Verwandten, bei Heuglins, zusammen gelebt.“

„Ja, gewiß,“ sagte Frau Schöngardt.

Aus Dorotheas Wangen wich alles Blut. Was will sie? fuhr es ihr wie Feuer durch Kopf und Herz. Weshalb kommt sie?

„Ich habe Interesse an Ihrer Dorothea genommen,“ fuhr die Dame in einem Tone fort, der genugsam bewies, daß sie mit diesem Geständnis der Mutter eine angenehme Überraschung bereiten wollte.

„Nun, das freut mich,“ sagte Frau Schöngardt, „gerade wegen der Dorothea freut mich das.“

Die Tante nickte gnädig und verständnisvoll. „Ich habe von jeher gefunden,“ fuhr sie würdig fort, „daß es für ein junges Mädchen von großem Vorteil ist, wenn eine ältere thatkräftige Frau für sie Interesse zeigt und sich ihrer etwas annimmt. Es bilden sich oft die besten Resultate aus solch einem Verhältnis.“

„Gewiß,“ sagte Frau Schöngardt, die sich nicht recht denken konnte, wohinaus die Rede der Tante führen wollte.

„Stellen Sie sich vor, verehrte Frau, wie angenehm es für Dorothea sein müßte, wenn sie ihre Kräfte besser ausnutzte, als sie es bisher thut. Sie selbst sind noch in den besten Jahren, Sie werden die

Fähigkeiten Ihrer Tochter nicht genug gebrauchen. Man weiß das. Die Mütter halten zu sehr auf ihre Rechte, überlassen den Töchtern nicht gern die ganze Verantwortung und sind auch zu sehr an ihre volle Thätigkeit gewöhnt. — Ist es nicht so?" forderte die Tante Wangemann in examinierendem Tone Frau Schöngardt zur Erwiderung auf.

„Sie mögen recht haben," sagte diese ruhig.

„Ich möchte zu gleicher Zeit bemerken," sagte Tante Wangemann, „daß ich einen untrüglichen Blick habe für die Mädchen, die heiraten werden, und für diejenigen, die dies nicht thun werden." Tante Wangemann schaute bedeutungsvoll auf.

„So," sagte Frau Schöngardt lächelnd; „das ist viel."

„Ich habe meine untrüglichen Zeichen," setzte Tante Wangemann würdig hinzu. „Ihrer Dorothea könnte ich vorhersagen, daß sie nicht heiraten wird."

„So," erwiderte Frau Schöngardt kühl.

„Nicht etwa," setzte Frau Wangemann hinzu, „weil sie nicht hübsch genug ist — darauf kommt es übrigens nicht an; auch nicht, weil sie nicht liebenswürdig genug ist. Sie ist um einen Stich vielleicht zu ruhig, zu wenig verständlich. Es kommt manchmal auf eine Kleinigkeit an. Ist auch nicht gesagt, daß es für sie ganz unmöglich wäre; aber es wäre gut, wenn wir für das Kind etwas thäten, daß ihr die Zeit besser ausgefüllt wird, daß sie zu einem würdigen Ersatz geführt werde."

Dorothea überströmte es heiß und kalt.

„Ich möchte mit Ihnen darüber sprechen, Frau Schöngardt," sagte Frau Wangemann; „wollen Sie mir die Tochter regelmäßig in den Verein schicken? Es würde für sie und mich viel Gutes aus diesem Arrangement entspringen. Ich würde mir eine verläßliche Hilfe heranbilden, und Dorothea hätte auf ihre alten Tage eine Beschäftigung und ein festes Lebensziel."

Die Mutter blickte auf ihre Tochter, die blaß, mit flehenden Augen sich im Stuhl zurückgelehnt hatte.

„Was ist dir, mein Kind?" frug Frau Schöngardt besorgt.

„Etwas bleich," sagte Frau Wangemann und blickte ihren Schützling von oben herab an. „Wer wird gleich so besorgt sein, liebe Frau Burgemeisterin! Ihre Dorothea hat alles bei uns mit angesehen. Ich habe sie mir damals mit Vorbedacht eingeladen," fuhr sie fort. — „Wie hat sich eigentlich der junge Stephan über unsere Angelegenheit Ihnen gegenüber geäußert? Danach habe ich schon öfter fragen wollen. Sie gingen damals lange Zeit mit ihm im Garten auf und nieder."

„Ich glaube, gar nicht," sagte Dorothea befangen.

„Wieso?" frug Tante Wangemann.

„Ich glaube," sagte Dorothea, „daß er gar nicht mit mir darüber gesprochen hat."

„Ja — ja," erwiderte Tante Wangemann bedächtig, „der Verkehr unter unseren jungen Leuten ist nicht so, wie es wohl sein sollte. Wie leicht hätte es ein junger Mann, ein Mädchen für das Rechte zu interessieren, aber sie halten das nicht für der Mühe wert. — Von dem jungen Amerikaner enttäuscht mich das," setzte sie gelassen hinzu. „Übrigens hat er ja jetzt eine recht schmerzliche Nachricht bekommen, der Vater seiner Frau ist plötzlich gestorben."

Dorotheas Augen richteten sich nicht auf die Sprecherin, keinerlei Bewegung verriet, daß sie den geliebten Namen hatte aussprechen hören.

Tante Wangemann fuhr fort: „So muß er jetzt zurück, und er scheint mir sonderbare Maßregeln zu treffen. Ich sprach seinen Advokaten. Er will das Haus nicht behalten."

„Weshalb nicht?" frug Frau Schöngardt interessiert, blickte aber nach Dorothea, die sich langsam vom Stuhle erhob und auf die Thür zuging. Die Augen der Mutter folgten ihr erstaunt.

Frau Wangemann fuhr fort zu sprechen, aber ein leichter Schrei und ein Aufspringen Frau Schöngardts unterbrachen sie.

Dorothea war an der Thür zusammengebrochen. Die Mutter beugte sich angstvoll über sie hin und richtete sie in ihren Armen etwas auf.

„Eine Ohnmacht,“ sagte Tante Wangemann sachgemäß.

Frau Schöngardt strich der Tochter ratlos über das Gesicht. Tante Wangemann aber nahm aus ihrer großen Ledertasche ein sauber zusammengelegtes Taschentuch, feuchtete es mit dem Trinkwasser in einer Flasche, das in dem Zimmer stand, an und legte es Dorothea auf die Stirn, indem sie sagte, gleichsam um der gesamten Menschheit anzupreisen, ihrem Beispiel zu folgen:

„Ich habe es an der Gewohnheit, immer zwei Taschentücher bei mir zu tragen, eins zu meinem Gebrauch und eins im Ledertäschchen.“

Sie hatte auch daselbst eine Flasche, welche sie zur Anwendung brachte, mit den dazugehörigen Bemerkungen über Sorgsamkeit und Voraussicht für alle möglichen Fälle.

Frau Schöngardt beachtete Tante Wangemann kaum, sondern blickte unverwandt angstvoll auf ihr Kind. Dorothea schlug die Augen auf und sah matt vor sich hin.

„Mein armes Kind!“ rief Frau Schöngardt. „Was ist dir?“

Dorothea erwiderte nichts. Ihr Blick belebte sich auch nicht. Sie halfen ihr empor und auf das Sofa. Kaum aber waren ein paar Augenblicke vergangen, so bat Dorothea, in ihr Zimmer gehen zu dürfen.

„Kannst du wieder gehen, mein Kind?“ frug die Mutter besorgt.

Dorothea nickte und ging, von der Mutter umfaßt, die der Tante Wangemann ein Zeichen gab, zurückzubleiben, langsam nach ihrem Zimmer. Dort legte die Mutter sie auf das Bett nieder.

„Fühlst du dich krank?“ frug sie.

Dorothea schüttelte den Kopf kaum merkbar.

„Willst du ganz still liegen? soll ich gehen?“ frug Frau Schöngardt.

„Ja, laß mich allein,“ sagte sie kaum hörbar; und die Mutter schlich auf den Zehen hinaus.

Dorothea lag unbeweglich, erhob sich nach einer Weile, kleidete sich langsam aus und legte sich wie zum Schlafen nieder — lang ausgestreckt mit gefalteten Händen.

So lag sie mit geschlossenen Augen, hin und wieder einen leisen, kaum hörbaren Klagelaut auf ihren Lippen.

Frau Schöngardt trat oftmals zaghaft zu der Tochter ein und fand sie immer, wie ihr es schien, schlafend.

Gegen Abend brachte sie ihr etwas zur Stärkung an das Bett, und Dorothea aß und trank geduldig von dem, was ihr gereicht wurde, sagte der Mutter, daß sie sich nicht beunruhigen sollte, und legte sich still und gefaßt nieder, die Nacht erwartend.

Und diese Nacht brach dunkel über ihr armes Herz herein. In welcher Öde fand sie sich! Aus fremdem Munde, mit gleichgültiger Stimme ausgesprochen, hatte sie erfahren müssen, daß ihr Leben nun arm werden mußte, daß er — reist. — Schreckliche, sinnverwirrende Gewißheit — verloren — dahin und kein Trost, kein Traum, keine Hoffnung. In dumpfem Empfinden war sie zurückversetzt an jenen Abend, als Udo Schwing gelesen hatte, und hörte in dieser bangen Stunde neben sich, ganz körperhaft die liebliche jüngste Heuglinsche Tochter: „Sie ist, trotzdem er sie verlassen hat, ganz glücklich und liebt den Kleinen. Ich weiß, wie sehr sie ihn lieb hat, ich weiß.“

So hörte Dorothea sie sprechen, neben sich, über sich, in sich, und es riß an ihrem Herzen. Weshalb durfte die glücklich sein — weshalb? Dorothea schrie auf in ihrem Jammer: „Herr Gott,“ schluchzte sie, „ich wäre mutvoll gewesen! Ich hätte mein Glück, mein Recht vor aller Welt gewahrt! Sie hätten mir verziehen — ach, sie hätten es gethan!“

Der Atem stockte ihr, und wieder lag sie starr und still da. Ein ganzes Leben von Hoffnungslosigkeit lag schwer auf ihr, ein ganzes, ganzes Leben. Sie fühlte,

wie alles in ihr zu sterben begann; alles, was Hoffnung ist, mit einemmal. Nicht nur ihre heiße Liebe, die mächtig sich entfaltet hatte, wie es die der Glücklichen nicht vermag. Jedes Gefühl in der Seele des jungen, ganz zum Leben erwachten Geschöpfes hatte den Todesstoß empfangen.

In der Nacht, in dieser Einsamkeit durfte Dorothea das sein, was sie war, das junge, in jedem Gefühl verarmte Mädchen; aber wenn die Sonne erst wieder aufgehen wird, dann erst, wenn das Leben von dir verlangt, daß du die gute harmlose Dorothea, die liebevolle aufmerksame Tochter sein sollst, dann erst wirst du wissen, welches Schicksal dich traf!

Sie regte sich nicht, keine Thräne entfloß ihren Augen, sie ließ die Qual der Gedanken willenlos über sich ergehen.

Endlich nach langer Zeit löste sich die Erstarrung wieder, und sie weinte unaufhaltsam. Die ganze Natur des armen Kindes war in einen furchtbaren Aufruhr geraten.

Mitten in diesem Gewoge von Thränen und Jammer hörte sie, wie die Thür sich leise öffnete. Sie hörte Schritte — ein leises Schleichen. Sie konnte nicht fragen, sie konnte sich nicht fassen. Es war wieder still geworden, und sie mochte sich getäuscht haben.

„Ich bin es, Dorchen," sagte leise der gute Schlosser.

Da stand er auch schon in bloßen Füßen vor ihrem Bette.

„Du schläfst nicht, Dorchen?" frug er. „Mir wurde auf einmal so angst, daß du krank wärest."

„Ach, Schlosser," flüsterte Dorothea wie hilfesuchend und zog ihn zu sich nieder, schlang den Arm um seine Schulter und überströmte ihn mit ihren Thränen.

Er strich ihr zärtlich über das Haar. „Mein Dorchen, mein Dorchen!" rief er einmal um das andere Mal ängstlich. „Ach, Dorchen, ich weiß ja, daß du traurig bist!"

„Ich bin so sterbenstraurig," jammerte sie mit erstickter Stimme.

So hielten sich die Geschwister eng umschlungen, und Dorothea weinte leise.

„Bist du krank, Dorchen?" frug er nach einer Weile.

Sie schüttelte den Kopf.

„Soll ich noch ein bißchen bei dir bleiben?"

„Ja," flüsterte sie. „Mein armer Junge, du mußt morgen schon früh auf sein, aber bleib nur."

„Sag mir, was dir ist?" frug er.

„Ach, Schlosser, das kann ich nicht!"

„Das glaub ich," antwortete er auf seine bescheidene Weise. — „Mit mir ist das anders," setzte er trocken hinzu; „du weißt, weshalb es mir schlecht geht."

„Ja, mein Armer," erwiderte sie.

„Mit mir wird es wohl nicht anders werden?" frug er; „das Gelerne wird ewig so fort gehen. Darf ich dir etwas sagen?"

„Ja gewiß, Schlosser!" erwiderte sie.

„Siehst du," sagte er lebhaft, „ihr nennt mich Schlosser, und ich will auch Schlosser werden. Am allerliebsten stehe ich drüben in der Werkstatt bei den Schlossersleuten und sehe ihnen zu; heute wieder eine ganze Stunde. Das wäre etwas, du? Was meinst du?"

„Was denn?"

„So etwas möchte ich lernen," fuhr er fort. „Das ginge, wenn das der Vater mir erlaubte; da sollte er bald anders mit mir sein."

„Das wird er nicht thun," sagte Dorothea leise.

„Wir bitten ihn; dann will ich mich auch ruhig noch eine Weile quälen."

„Vielleicht," sagte sie „aber sprich jetzt nicht, Schlosser."

„Du wirst mir helfen?" frug er dringlich.

„Vielleicht," sagte sie kaum hörbar.

Sie hielt seine Hand in der ihren und legte den Kopf wieder auf die Kissen, als wollte sie zu schlafen versuchen.

So verstrich eine gute Weile. Der kleine stramme Bruder wurde müde, sein Kopf sank auf Dorotheas Bett.

„Schlosser," sagte sie leise; „vergiß

diese Nacht dein Lebelang nicht, denke daran."

„Ach, mein Dorchen!" rief er.

„Geh nun, mein Junge," und sie strich ihm matt über die Hand, die auf ihrem Kissen lag.

Schlaftrunken schlich er aus dem Zimmer, und Dorothea blieb allein mit ihren Gedanken und Qualen.

* *
*

Dorothea nimmt Abschied von Stephan.

Tage waren vergangen. Dorothea hatte sie matt und wortlos hingebracht. Sie wußte, daß er nicht ohne Abschied von ihr gehen würde, und sah die letzte Stunde näher rücken.

Frau Schöngardt ließ Dorothea in der Ruhe und der Abgeschlossenheit, welcher sie sich hingab, vollkommen gewähren. Sie war um die Tochter besorgt.

An einem Nachmittag, als die Eltern und Eveline ausgegangen waren, kam Stephan.

Dorothea wurde diese Nachricht von dem Mädchen eifrig überbracht. Zögernd trat sie aus ihrem Stübchen, ging zögernd die Treppe hinab, trat in das Zimmer ein, in dem er sich befand, und stand ihm gegenüber; mit ruhigen Augen ihn anblickend, reichte sie ihm die Hand.

„Ich wartete," sagte sie schüchtern, „schon immer auf dich."

„Ich muß noch mit dir sprechen," begann er mit erregter Stimme.

Sie schüttelte den Kopf und blickte ihn ebenso ruhig als vordem an.

„Meine liebe, gute Dorothea," sagte er mit unterdrückter Stimme. „Ich bin in Sorge, in bitterer Sorge um dich! Ich kann nicht sehen, wenn du leidest."

„Wir sind am Ziele," erwiderte sie. „Wir wußten, daß es so kommen mußte. Ich bin gefaßt."

Sie sah ihn freundlich an.

Er blickte verwirrt auf sie hin. Was war aus diesem hingebenden, ganz in Glück und Liebe aufgelösten Geschöpf geworden? Welche Ruhe! Welcher Blick!

„Meine Dorothea!" sagte er bewegt und faßte ihre Hand.

„Ich will dir sagen," fuhr sie fort, „was ich in diesen Tagen für einen Gedanken in mir gefunden habe: Das Tragen der Folgen ist es, was uns groß und gut oder gering macht, nicht das Vorausbedenken von dem, was wir thun oder lassen wollen."

„Das hast du gedacht? Dann hast du schwer mit dir gekämpft, mein armes Kind," sagte er innig bewegt. „Mich läßt der Gedanke tief in deine Seele sehen. Wir müssen uns heute noch sprechen, Dore. — Es werden sich vielleicht Gedanken, Wege, Mittel finden, die alles mildern können, die dir Hilfe bringen. Wir dürfen nicht so voneinander gehen."

„Ja," sagte sie leise, „heute gegen Abend, und es ist gut, wenn wir uns noch einmal sehen. Willst du das?"

„Ja, gewiß."

Sie sprachen nicht mehr miteinander, standen noch eine Weile beide am Fenster.

Darauf gab er ihr stumm die Hand, blickte sie an und ging hinaus.

Sie blieb noch lange unbeweglich stehen, seufzte tief auf und schlich wieder zurück in ihr Stübchen.

— — — — — — — — — — —

Ehe die Dämmerung hereinbrach, machte sie sich auf und ging aus dem Hause.

Frau Schöngardt, die inzwischen von ihrem Ausgang wieder heimgekommen war, blickte ihr nach, sah sie die Straße entlang gehen und in das Gäßchen einbiegen, das direkt hinaus ins Freie führte. Sie blickte ihr gedankenvoll nach, so lange, als sie die Tochter sehen konnte.

Als Dorothea aus der Gasse trat, ging sie einen schmalen verschlungenen Weg, der zwischen Gärten hinführte, bis nach einem nahen stillen Platz unter hohen Bäumen. Hier blieb sie auf einer Bank ruhig sitzen und erwartete die Dämmerung.

Es war ein grauer milder Herbsttag, die Luft feucht und weich und von dem scharfen Geruch des gefallenen Laubes und der kleinen Feuer auf den nahen Feldern durchdrungen. Sie fühlte sich hier

sicherer als im Hause. Man hätte sie dort in letzter Stunde aufhalten können; das würde sie nicht ertragen haben. So war es Vorsicht, die sie hier warten ließ.

Als es gedunkelt hatte, machte sie sich ruhig, ohne Hast auf, ging ohne Erregung durch die Straßen und traf ihn im Garten.

Er führte sie schweigend durch die dicht überwachsenen Laubgänge; die gefärbten Blätter hingen noch matt oder starr an den Büschen. Sie traten miteinander in das Haus ein, gingen leise an der Thür vorüber, in der die drei Dienerinnen sich für den Winter in dem einsamen Haus eingesponnen hatten.

Dorothea blickte durch ein kleines rundes Glasfensterchen, das in der Thür eingelassen war, zu ihnen hinein und sah sie sitzen, die drei alten, dem Leben fernen Geschöpfe. Sie blickte wie gebannt auf sie.

„Komm, Dorothea," sagte er und zog sie sanft von der Thür.

Sie stiegen miteinander die dunkle Treppe hinauf und traten in das behaglich erleuchtete Dachstübchen ein.

Befangen blickte sie um sich.

„Hier waren wir beisammen!" sagte sie wie träumend.

„Ja, und glücklich," fügte er hinzu. „Aber es ist kein Glück, an das wir jetzt glauben, mein Herz. — Meine arme Dora! Wir werden uns wiedersehen."

„Nein," sagte sie ruhig, „du gehst jetzt deinen Weg, der von meinem weit abführt. Wir haben das gewußt und waren doch glücklich."

„Ich bin in Sorge um dich, in maßloser Sorge!" rief er und zog sie zu sich hin.

Sie machte sich sanft los von ihm.

„Ich kann dir nicht helfen, kann dir nichts sein! und vielleicht doch. Jede Hilfe, jede Erleichterung, die dir eine solche sein könnte, erbitte von mir."

„Sei ruhig," sagte sie kaum hörbar und blickte ihn lächelnd an. „Du warst so gütig, warst so klug gegen deine arme dumme Dore. Lebe wohl, mein süßer Lieber."

Sie hing sich an seinen Hals und küßte ihn. Er schloß sie liebevoll in die Arme, führte sie zu einem Sessel, ließ sie niedersitzen und sank vor ihr auf die Knie und verbarg sein Antlitz lange an ihrer Brust.

„Wir werden kein schweres Wort mehr heute reden," sagte sie und löste sich sanft aus seiner Umarmung. „Ich habe dir gesagt, daß ich ruhig von dir gehen will. Unsere letzten Stunden sollen nicht schrecklich sein."

Die Lampe brannte auf dem altmodischen Schreibtisch und beleuchtete das von aller Welt abgeschiedene Gemach, beleuchtete die Bilder längst Verstorbener, beleuchtete den Raum, der für ein Leben lang der Aufenthalt eines guten, seinen Mitmenschen entfremdeten Mannes war — den Raum, der jetzt den Abschied zweier Menschen vor den Augen der Welt verbarg.

„Ich will dir helfen," sagte sie.

„Wie denn, mein Liebling?"

„Du gehst morgen; laß mich dir helfen, das, was du mitnimmst, einzupacken; dann thun wir doch etwas, und ich möchte es so gern. Wenn du die Sachen dann wieder aus dem Koffer nimmst, denkst du daran, wer sie dir hineingelegt hat."

„Herr Gott, Herr Gott!" rief er, trat an das Fenster und blieb dort stumm, die Stirn an die Scheiben gepreßt, stehen.

Da berührte ihn eine sanfte Hand.

„Laß uns größer als das Schicksal sein, dann ist nichts so sehr schrecklich," sagte sie weich, wie zum Troste.

Er blickte sie wie eine fremde Erscheinung an. „Dorothea," rief er, „Dorothea!"

„Die Stunde jetzt ist nicht sehr schwer," sagte sie als Erwiderung auf seinen Blick. „Ich weiß es selbst nicht, ob ich lebe oder träume; aber dann, wenn du weg bist, wird erst alles so recht glaubhaft werden —"

Sie stockte mitten im Satz.

In dem kleinen Nebenzimmer, das nur durch einen Vorhang von dem größeren Raume geschieden war, stand sein Koffer. Ihre Augen richteten sich darauf.

„Da hast du ja alles schon zurecht gelegt,“ sagte sie und zeigte auf Gegenstände, die auf Stühlen und Tischen und dem Erdboden verstreut lagen. „Erlaube es mir, das dir zu packen,“ bat sie.

Er neigte bejahend den Kopf, und Dorothea kniete vor dem Koffer nieder und bat ihn, alles, was sie hineinlegen wollte, ihr zuzureichen.

So beschäftigten sie sich beide eine Zeit lang schweigend.

„Das muß dir sonderbar sein, wenn du die Sachen wieder auspackst,“ sagte sie nach einer Weile; „aber nicht unangenehm, nicht wahr? Es wird dich nicht quälen?“

„Ich fasse dich und mich nicht,“ sagte er. „Und es ist vielleicht eine Wohlthat, daß wir die tiefsten Augenblicke im Leben, solange sie währen, nicht voll empfinden können.“

Sie hielt seine Schreibmappe in der Hand und schlug sie auf. Da lag zwischen den Blättern das Bild eines schönen, klugblickenden, sympathischen Frauenkopfes.

Dorothea sah zu Stephan auf. Ihrer beiden Augen trafen sich. Besorgt sah er auf sie nieder. Sie aber wendete sich wieder dem Bilde zu und versenkte sich ganz in den Anblick.

Da legte er ihr leicht die Hand auf die Schulter.

„Keine Unruhe soll dich und sie treffen,“ sagte Dorothea leise und legte das Bild behutsam wieder an seinen Platz. „Du sollst mit dem Gefühle gehen, alles Gute, was du hast, dir zu erhalten. Du hast nichts zu bereuen. Du warst so gut — so gut,“ sagte sie ernst, „so sehr gut.“ Ihre Stimme klang leise wie ein Flüstern.

„O du allerheiligste Liebe!“ Er legte ihr die Hand zaghaft auf das Haar.

„Was geschah, war mein Geschick,“ sagte sie einfach, „und ich muß nun bedacht sein, alles, was so lieb, so ganz erwachte, wieder einzuschläfern, große Sehnsucht einzuschläfern. Gieb mir die Bücher, die dort liegen,“ sagte sie mit frischer Stimme; „kommen die mit hinein?“

Er reichte sie ihr, und wieder legte sie eifrig und sorgsam ein Stück zum anderen.

Als sie geendet hatte, blickte sie in dem behaglich erleuchteten Zimmer umher. „Hast du hier etwas Wasser?“ frug sie. — Noch ehe er antworten konnte, ging ein lebhafter Ausdruck über ihr Gesicht, und sie frug weiter: „Oder darf ich auf deinem Lämpchen uns beiden Thee machen?“

„Ja, thue es,“ sagte er schmerzlich lächelnd.

Sie erhob sich, und er folgte jeder ihrer Bewegungen. Sie that alles so ruhig und lieblich, daß er sich bei ihrem Anschauen einer traumhaften Täuschung hingab, die ihm den gegenwärtigen Augenblick in einem sanften Behagen widerspiegeln ließ. Sie bereitete ein Tischchen für ihn und sich, goß den Thee in zwei alte reichgemalte Tassen und hatte alles, was sie gebrauchte, schnell und sicher aufgefunden; dann setzte sie sich ihm gegenüber. Während sie beide hin und wieder einen Schluck tranken und der kleine Wasserkessel sang und zischte, als wollte er mildherzig dazu behilflich sein, der armen Seele eine friedvolle Weile mitten in der letzten Abschiedsstunde zu erringen, sagte Dorothea:

„Ich will ganz leise von dir fortgehen — weißt du, ohne Qual. Das wollte ich dir nur sagen.“

Dorothea sah sich im Zimmer gedankenvoll um. Ihre Blicke ruhten auf dem Bilde der drei schönen verklärten Frauengestalten.

Dieses Bild hatte er aus den unteren Räumen mit hinaufgenommen. Sie gedachten beide der Stunde, als sie es miteinander zum erstenmal ansahen.

„Du liebes Herz,“ sagte er, „weißt du noch, wie nach Leben dürstend du davorstandest?“

„Ja,“ sagte sie ernst, „nach einem tiefen weiten Leben, das das Herz berührt, den Geist ausfüllt, Freude und Mut bringt, Arbeit und Glück. Es mag, was man so Leben nennt, wohl anders aussehen, als man es sich vorstellt.“

„Du wirst leben, Dorothea. Es wird noch viel Gutes, viel Lebenswertes dein liebes, armes Herz berühren.“

Unbeschreiblich blickte sie ihn an. Dann trat sie an das Fenster und sah hinaus auf den stillen Platz. Der Brunnen plätscherte leise.

„Ob es ein Segenswort auf Erden giebt, das dauernd ist?“ sagte er bewegt und faßte ihre Hand.

Sie erwiderte nichts. Dann sagte sie, indem sie an den Wänden hinblickte auf die Bildnisse, die das Zimmer schmückten: „Die ruhigen, stillen Gesichter hier um uns her machen einen so tiefen Eindruck jetzt auf mich. Ich will nichts — nichts als die Erinnerung! — Es ist schon spät!“

Und wie sie gesagt hatte, daß sie ohne Qual gehen würde, so geschah es. Er fühlte zwei liebe Hände auf seinem Haupt liegen; er hörte eine ruhige Stimme flüstern: „Gott behüte dich, du Lieber!“

Er wollte aufspringen, er wollte sie umfassen; da sah er eine leise abwehrende Handbewegung, einen tiefen Blick, und sie war geräuschlos aus der Thür gegangen. Er wollte ihr nacheilen und that es nicht. Und als er nach Augenblicken aus der Thür sah, blickte er in die Dunkelheit, die das Treppenhaus erfüllte, und tiefe Stille umgab ihn. In das Zimmer wieder zurückkehrend, wurde er von dem behaglichen Summen und Singen des Wasserkesselchens empfangen. Er starrte auf die bläuliche Flamme, die so gute teure Hände entzündet hatten, und zu Mute war es ihm, als hätte er der Todesstunde eines geliebten Geschöpfes beigewohnt. Die gute Seele war ihm entflohen, unwiederbringlich. Die Umgebung, in der sie noch vor kurzem geatmet hatte, war noch dieselbe, aber ewige Trennung lag ausgebreitet zwischen ihm und ihr. Ihr Abschied erschien ihm wie ein schönes Hinsterben, das kein Entsetzen, keine Qual als den Verlust hinterläßt. Ein Gefühl der Anbetung und Wehmut, wie wir sie für einen liebevollen abgeschiedenen Geist empfinden, durchdrang ihn, als ihm die Gestalt Dorotheas vor der Seele stand. Er öffnete das Fenster. Seine Blicke tauchten tief in den von Wolken freien Sternenhimmel. „Friede und Leben für das süße, liebe, herrliche Mädchen!“ flüsterte er tief erregt. Bald aber begann sein künftiges Leben, seine künftigen Ziele, seine Rückkehr ihn unmerkbar doch mächtig anzuziehen. Er mußte noch heute am Abend bedrückten Herzens manches erledigen, was mit der Abreise in naher Verbindung stand, und ist der erste Schritt einer Trennung gethan, so mehrt sich der trennende Raum von Augenblick zu Augenblick.

Auch Dorothea führte die Abschiedsstunde in das Leben, das kommen sollte, zurück. Als sie nach langem Zögern zu Hause die Treppe hinaufging, kam ihr die Mutter erregt entgegen.

Dorothea hörte leblos hin, als diese ihr heftige Vorwürfe über ihr langes Ausbleiben machte, und folgte dann still in das Familienzimmer. Da waren alle versammelt, der Vater und das Brautpaar. Herr Schöngardt zog seine Uhr, als Dorothea eintrat, blickte darauf hin und sagte: „Ich wünsche nicht, daß meine Tochter ihre Absonderlichkeiten bis zu solchem Maß ausdehnt; ist es eine Art, daß ein junges Mädchen sich so spät herumtreibt?“

Dorothea erstarrte bei der Frage und erwiderte nichts.

„Ich sah dich heute nachmittag drüben in das Gäßchen einbiegen,“ nahm die Mutter das Wort, um ihr beizustehen.

„Ja,“ sagte Dorothea.

„Bist du dann noch weit gegangen?“

„Ja,“ erwiderte Dorothea noch einmal.

Wie betäubt wollte sie nach ihrem Zimmer gehen.

„Du bleibst jetzt noch,“ sagte Herr Schöngardt. „Du hast nichts gegessen und nichts getrunken; ich liebe solche Unordnung nicht. Geh, setze dich.“

Welche Wandlung hatte ihr die letzte Stunde gebracht! Sie, das junge Geschöpf, das mit Liebeskraft hoheitsvoll Schwerstes erduldet hatte und unerbittlich arm geworden war — in dessen ge-

weihtes Herz traf jedes Wort wie ein zerreißender Mißklang.

Es war der erste Schritt, den sie in ein unharmonisches schweres Leben hineinthat, das über Unendliche dahingeht, die ihr inneres Leben verhüllen müssen.

Als Dorothea sich endlich in ihrem Zimmer eingeschlossen hatte, öffnete sie das Fenster. Es war ihr, als ob dieselbe laue Herbstluft, die auf sie einströmte, auch ihn träfe, und mit diesem bangen Bewußtsein, auf solche Weise noch mit ihm verbunden zu sein, atmete sie tief auf.

Ihr fassungsvolles, sanftes Benehmen verließ sie auch jetzt in ihrer Einsamkeit nicht. Sie hatte das Gefühl, daß sie ihm zuliebe sich bezwingen müsse, und freute sich fast, daß es ihr gelungen war, ihr Versprechen erfüllt zu haben, von ihm zu gehen — gut und ruhig.

* *
*

Ach, wie soll's werden,
Ist doch auf Erden
All Glück dahin!

A.

Wir wissen es: Für ein Herz, das im Verborgenen schwer leidet, hat das Leben ungezählte Härten und Qualen in Bereitschaft, von denen solche, die unter den Augen ihrer Mitlebenden ihre Schmerzen dulden, keine Vorstellung haben. Sie ahnen es nicht, welche Linderung ihren Leiden widerfährt, wenn es von guten Herzen gekannt ist.

Die allein stehen schutzlos der ganzen Härte des Schicksals gegenüber, denen es versagt ist, zu gestehen: Dies und dies ist mir widerfahren — und durch solche Geständnisse zu bitten: Hütet euch, mich nicht zu kränken.

— — — — — — — — — — —

Was Dorothea von da an erlebte, stand mit ihrem Fühlen in grellem Widerspruche; kein Wort wurde tags über an die Dorothea gerichtet, die sie in Wahrheit war.

Das Leben, das sie umgab, rückte ihr ferner und ferner, und das Gefühl, daß sie ein abgeschiedener Geist sei, der sich seiner Umgebung bemerklich machen möchte und nicht kann, durchdrang sie, leitete ihr ganzes Thun, spiegelte sich in ihren Blicken wieder, gab ihrem Wesen etwas Scheues, Beklommenes.

Wenige Tage nach der Abreise Stephans hatte sich Tante Wangemann wieder bei Schöngardts eingefunden und erkundigte sich nach dem Befinden Dorotheas. Frau Schöngardt war mit ihr allein zusammen und besprach mit schwerem Herzen das eigentümlich leblose Wesen Dorotheas. Sie sprach mit Besorgnis über ihre Tochter, mit Thränen im Auge.

„Lassen Sie mich nur handeln, Frau Schöngardt,“ unterbrach Tante Wangemann. „Wir müssen dem Mädchen etwas Beschäftigung geben. Sie ist begabt; solch eine Natur will etwas leisten. Lassen Sie mich nur machen.“

— — — — — — — — — — —

So war es gekommen, daß Dorothea an einem Spätherbstabend auf eine besondere Einladung der Frau Wangemann sich zu derselben auf den Weg machte.

Frau Schöngardt begleitete sie die Treppe hinab. „Siehst du, Dorothea,“ sagte sie, „du thust mir eine Liebe, wenn du zu ihr hingehst. Sie hat etwas mit dir in dem Garten vor und glaubt, daß du ihr dabei behilflich sein kannst. Ich habe nicht recht verstanden was.“

Dorothea lächelte und reichte der Mutter die Hand zum Abschied.

Sie traf Frau Wangemann am behaglichen Theetisch sitzend. „Nun, mein Kind, da kommen wir ja!“ rief sie ihr lebhaft entgegen. Frau Wangemann trug heute wieder, wie auch Frieda Spenzer, die geistliche Kleidung. „Sind Sie auch genügend mit warmen Sachen versehen? Wir haben heute ein kleines Unternehmen vor, zu dem ich mir Ihre Mitwirkung erbeten habe. Setzen Sie sich, mein Kind.“

Während sie dies sagte, ließ sie eine Tischschelle klingen, die neben ihr stand. Darauf trat Frieda Spenzer, die eben aus dem Zimmer gegangen war, wieder herein.

„Spenzer," sagte die Tante, „sehen Sie zu, daß alles zum Grog im Hause vorhanden ist; sollte dies nicht der Fall sein, so lassen Sie es durch den Burschen holen."

Tante Wangemann goß Dorothea ein und legte ihr allerlei vor. Dorotheas Augen aber waren wie gebannt auf die Stelle gerichtet, von der aus sie mit Stephan den Verhandlungen des Armenvereins gefolgt war. Ihre Gedanken suchten ihn jetzt; sie wußten ihn noch auf der Reise; sie folgten ihm angestrengt und sinnverwirrend.

„Was denken Sie, mein Kind?" frug Tante Wangemann in stark erziehlichem Tone. „Sie müssen sich bemühen, ein weniger zerstreutes Wesen in der Gesellschaft anderer anzunehmen. Ich habe schon oft an Ihnen bemerkt, daß Sie nicht bei der Sache sind. Das ist eine große Unliebenswürdigkeit. Bitte, merken Sie jetzt auf, was ich Ihnen mitzuteilen habe. Hören Sie. Ich werde Ihnen heute zeigen, wie eine energische und thatkräftige, alleinstehende Frau sich ihrer Haut — ich will sagen, ihres Hab und Gutes wehrt. Ich habe diesen Sommer ganz erheblichen Schaden gelitten, und bis in den Spätherbst hinein läßt mir die junge Bande der Nachbarsbuben keine Ruhe. Wir haben diesen Sommer schon alles Erdenkliche ersonnen, wie Sie wissen, die verderbten Jungen uns vom Halse zu halten, aber es ist uns nicht gelungen. Gestern schleppten uns wieder ein paar Kerls nach meiner Berechnung zwei Schock Spät-Bergamotten von dem Baum dort an der Mauer davon. Heute nacht stehen sie wieder zu erwarten. Wir wollen ihren Besuch aber diesmal empfangen und zusehen, wie ihnen das gefällt." Frau Wangemann gab dieser Mitteilung einen bedeutungsvollen Anstrich, sprach gefaßt und ruhig, doch in der Art, wie jemand, der sein Recht mit allen Mitteln und auf jede Weise zu verteidigen entschlossen ist. „Hier liegen die Instrumente," sagte sie und zeigte auf den Tisch, auf dem eine Anzahl langer Holzröhren lag. Dorothea blickte darauf hin. „Knallbüchsen," sagte die Tante Wangemann trocken.

Diese Knallbüchsen schienen nach Angabe der Tante Wangemann und Frieda Spenzers auffallend lang und kräftig gefertigt zu sein.

Wie träumend schaute Dorothea vor sich hin. Alles, was sie sah und hörte, begab sich ganz unvermittelt vor ihrem eigenen Fühlen und Denken.

Der Eifer und die Unternehmungslust der lebhaften Dame, als diese eine der Knallbüchsen zur Hand nahm, ihre Wirkung versuchte und sie dann befriedigt mit einer gewissen jagdlustigen Erregung wieder niederlegte und Dorothea bat, auch einen Versuch anzustellen, erregte diese auf das tiefste, und es war ihr, als könne sie solche unsinnige Zerrbilder nicht mit durchleben. Der Schmerz ihrer Seele wuchs ihr selbst unfaßlich, und zu derselben Zeit gestaltete sich das Wesen der kleinen amselhaften Frau und ihr Bestreben zu dem närrischsten Schauspiel. Tante Wangemann schellte. — Frieda Spenzer erschien.

„Es ist jetzt Zeit," sagte die Tante.

Frieda Spenzer verschwand wieder und kehrte bald darauf zurück mit dem Gärtnerburschen und dem Stubenmädchen, das über das ganze Gesicht lachend in der Thür stehen blieb.

Jedem der dienstbaren Geister wurde jetzt stillschweigend mit Würde eine Knallbüchse überreicht. Frieda Spenzer, welche diese Angelegenheit mit Ernst ausführte, strafte das Stubenmädchen, das der Sache ihre komische Seite abgewinnen wollte, mit einem tadelnden Blick.

Dorothea erhielt auch ihre Büchse, und so machte sich der ganze Zug der Hausgenossen auf und trat in den nächtlichen herbstlichen Garten, die Tante voran, vorsichtig schleichend. Sie bestimmte jedem einen Platz, verabredete das Signal, welches der glückliche Ertapper eines Obstdiebes geben sollte, damit die ganze Gewalt der Knallbüchsen auf einen Schlag ihn bei seinem Vorhaben stören und in Schrecken setzen sollte.

Mit angstvoll widerstrebendem Herzen ging Dorothea die dunklen Wege, die sie einst in ihrem Glück gegangen war. Sie setzte sich auf einen Holzstoß, der unter einem Baum aufgeschichtet lag, verbarg das Gesicht in ihre Hände, und die Gedanken folgten ihm — nur ihm. Es war ihr, als müsse er ihre Nähe empfinden, und sie versank in diese Vorstellung. Mit einemmal schrak sie zusammen; die Gedanken tauchten in ihrer eigenen Zukunft unter, und kalte Hoffnungslosigkeit überschlich sie. Sie saß, ohne sich zu bewegen, und fühlte, daß das Treiben der Tante Wangemann das Vorspiel zu einem elenden Leben sei, welches ihrer wartete. Von Zeit zu Zeit wurde sie von dem Knallen der Büchsen aufgeschreckt und in die Gegenwart zurückversetzt.

Tante Wangemann hatte in ihrem Eifer bei dem geringsten Geräusch blinden Lärm geschlagen und war die Ursache, daß in dem monddurchschienenen herbstlichen Garten, obgleich sich durchaus nichts Verdächtiges zeigte, ein unausgesetztes Lärmen, Aufkreischen, Rennen, Huschen und Knallen stattfand.

Dorothea sah sich erbarmungslos ins Elend hineingezogen. Der Atem versagte ihr, Thränen strömten heiß über ihre Wangen. Sie sah sich während der Familienabende verzweifelnd sitzen, sie sah sich beschäftigt mit den gleichgültigsten, müßigsten Dingen. Sie sah und fühlte das ihr am Herzen reißende Behagen zu Hause. Sie sah das ruhige Glück der Schwester; hörte, fühlte, schaute im voraus die ungezählten Worte, Blicke, Ereignisse, die sie treffen und peinigen würden, und sank überwältigt mit gerungenen Händen in das feuchte Gras, das ihr Wangen und Stirn kalt berührte.

Alles verödet, alles tot! Was sie auch dachte, alles barg schmerzliche Erinnerung. Wo war die Freude am Sommer hingekommen — am Frühjahr, das jedem Geschöpf neues Leben bringt? wo waren die schönen Weihnachten, an denen ihr Herz gehangen hatte? Alles hin — alles, alles für sie gestorben — untergegangen! Ihre Waldspaziergänge lockten nicht mehr; alles, was sie geliebt hatte, war in Qual verkehrt, und nichts — nichts war geblieben. Auch keine Hilfe — nirgends Hilfe.

— — — — — — — — — — — —

Seit dieser Nacht im herbstlichen Garten wurde Dorothea in Tante Wangemanns Angelegenheiten willenlos mit hineingezogen.

Der erste Blick, den sie mit Stephan zusammen in das Treiben Tante Wangemanns und deren Freunde gethan, hatte nicht Interesse, sondern Widerwillen bei ihr erweckt. Die erste Zeit in ihrer tiefen Einsamkeit ließ sie sich zum Besuch der Sitzungen bestimmen, dadurch, daß sie sich mächtig angezogen fühlte von dem Raume, in dem sie mit ihm zusammen einmal verweilt hatte, und später fand sie sich in dumpfer Gewohnheit dort ein, wurde mit den Leuten näher bekannt. Hin und wieder richtete Herr von Bublitz ein scherzendes neckendes Wort an sie; oder eins der adeligen sachkundigen älteren Fräulein zeigte sich mit Dorotheas zaghaften Leistungen, auf denen der Stempel des Vereins nicht haften wollte, mehr oder weniger einverstanden; oder die würdigen Frauen fanden es hier und da unpassend, Dorothea in manche Fälle, die sich im Verein zutrugen, einen Blick thun zu lassen, und schienen über ihre Anwesenheit wenig erbaut zu sein.

Es waren leblose Stunden, die sie zwischen den wichtig thuenden Leuten verlebte, die nach hergebrachter Schablone Wohlthaten aus ihren geringen Mitteln und gute Lehren, Rügen, Kränkungen aus der reichhaltigen Tiefe ihrer Erfahrungen verteilten.

Der welterschütternde Eifer des Herrn von Bublitz, den er bei dem Arrangieren von Wohlthätigkeitskonzerten an den Tag legte, die Zartfühligkeit, mit der er das Programm zu diesen Konzerten beeinflußte, bis er eine sinnreiche Anhäufung von allerlei Wehmut zusammengestellt hatte — das alles zog verzehrend an Dorotheas armer Seele vorüber. Die

Verehrung, die zwischen Frau Wangemann und Herrn von Bublitz sich breit machte — Dorothea entging nichts von dem, was sich um sie her zutrug, nur sah sie alles im Kontrast mit sich selbst, das heißt von ihrem eigenen vollen schweren Lebensbewußtsein aus erschien ihr das Thun und Treiben dieser würdigen Leute nicht so achtungswert, wie es wohl anderen erscheinen mochte, sondern sinnlos und kleinlich, daß es ihr unmöglich war, sich mit ihrem Wollen auch nur einigermaßen den Bestrebungen der Vereinsmitglieder anzupassen.

Und nirgends ergriff sie so tiefe Verzweiflung als unter den Freunden der Frau Wangemann. Sie saß oft unter ihnen mit gerungenen Händen. Die Disharmonien des Daseins rissen ihr am Herzen. Überall drängte sich das Leben, das an ihr und ihrem Empfinden achtungslos vorüberzog, sonderbar spöttisch ein. Wie oft war es ihr, als sei ihr der Boden unter den Füßen genommen und sie sänke.

Lange Zeit hindurch riß jedes Wort, das an sie gerichtet wurde, an ihrem Herzen. Sie hatte nichts — nichts zurückbehalten von dem übergroßen Reichtum ihrer schönen Lebensglut als eine unendliche Öde, in der die nichtigen Klänge des Lebens, die von außen an sie herankamen, bang und schrecklich wiederklangen. Sie trug auch kein Verlangen, zu vertrauen, zu gestehen. Auch graute es ihr fast davor, ein schmerzlich leidendes Gesicht zur Schau zu tragen. Viel lieber wollte sie ganz von jedem Verständnis geschieden sein. Ihre Züge trugen deshalb ein heiteres Aussehen; nur bei Gelegenheiten schien sie allzu bereit zu sein, sich einem heftigen gereizten Empfinden hinzugeben. Hilflose Öde lag über dem armen Geschöpf. Es erschien ihr so vieles, was anderen klug und notwendig und ehrbar vorkam, unbeschreiblich unbedeutend und an das Komische streifend.

Sie erstaunte über ihr Empfinden und gab sich diesem einzigen Lebensgefühl hin. Nichts entging ihr im Hause, was den leisesten Hauch des Lächerlichen an sich trug. Niemand konnte so unaufhaltsam über das Geringste, das andere kaum bemerkten, lachen wie sie. Durch ihre eigene Ausdrucksweise schaffte sie sich und anderen oft den Eindruck des Komischen. Nie war früher ein solcher Hang bei ihr bemerkt worden, und sie galt schließlich für das fröhlichste Element im ganzen Hause.

Wenn Dorothea das Gefühl hatte, daß alle im Hause ihr Tagewerk vollbracht und zufrieden mit dem Tage sich zum Schlafen niedergelegt hatten, graute es ihr vor dem eigenen Behagen auf ihrem Lager, und sie warf sich auf den Teppich vor ihrem Bette nieder, um dort zu schlafen. Hier wenigstens in der Einsamkeit und Dunkelheit wollte sie Harmonie mit dem eigenen Leben haben.

Das erste, was Dorothea sich wieder entschloß zu thun, war, den Vater zu bitten, daß er den armen Schlosser ein Handwerk lernen lassen solle. Diese Bitte wurde nicht erfüllt. Herr Schöngardt hatte die Achsel über phantastische Frauenzimmerideen geschüttelt und war sehr mißlaunig geworden. So sah sie den armen Schlosser mürrischer und verdrossener werden; sah, wie seine Lebenslust ihm abgeschwächt wurde, wie man ihm die Möglichkeit, selbst zu denken, durch das unaufhörliche und kostspielige Eintrichtern fremder Weisheit nahm. Sie sah wehmütig lächelnd zu, wie der gute Junge durch die unausgesetzte Mühe und Anstrengung, ihn zu bilden, zu Grunde gerichtet wurde, während sie hilf- und thatenlos hinschmachtete.

— — — — — — — — — — —

Dorotheas Schwester Eveline war längst eine glückliche junge Frau, und an dem Tage, an dem sie Mutter eines Söhnchens geworden war, wurde Dorothea aus der tödlichen Erstarrung ihrer Seele gerissen.

Als sie zum erstenmal bei der Schwester eintrat und zaghaft stumm das Kind aus seinem Bett hob, hielt sie es einen Augenblick sanft auf dem Arm, und in ihre armen Augen drang unendliches Leben, Thränen lösten sich. Sie legte das Kind wieder behutsam zurück und

ging leise und stumm, die Schwester grüßend, ihr zunickend, wie sie gekommen, aus der Thür. Heute zum erstenmal nach langer Zeit konnte sie weinen — weinen wie um ein verlorenes Glück — weinen wie um verlorene Liebe. Es war kein Schreck, keine Empörung mehr in ihr, nur Trauer, tiefe Trauer. Wie hätte sie geliebt, wie wäre sie aufgegangen in dem Leben ihres Kindes; wie hätte sie sich dies Glück gegen alle Feindschaft erkämpfen wollen, wie hätte sie es schützen wollen! Sie überblickte wehmütig die tiefe leidenschaftliche Kraft ihrer Liebe, die einer Welt von Strafe und Verachtung standhalten wollte — ja, die diese Welt im Bewußtsein ihrer eigenen Kraft ganz übersehen hatte. In den Thränen, die sie an diesem Tage und in dieser Nacht vergoß, hoffte sie hinzusterben; aber sie lebte — lebte und sah die große gewaltige Aufgabe vor sich, die ihr oblag, zu erfüllen. Sie, das Geschöpf, in dem jedes Lebensbewußtsein voll erweckt war; sie, die ganz die Kraft ihrer Seele kannte, welche die begeisternde Erkenntnis ihres eigenen Mutes eingeatmet — sie stand mit dem Reichtum von Kraft und Hoheit in einem öden — öden Dasein. Und nichts sollte ihr beistehen in dem großen Kampf. Sie hatte nichts, sie kannte nichts, was ihren Geist beschäftigt haben würde, von dem mühevollen Ringen abgezogen hätte. Sie sollte da stehen und kämpfen, wo sie stand, mit großen vollbewußten Kräften im engsten Kreise leben. Ein verzehrendes Dasein!

— — — — — — — — — — — —

In der schweren Zeit, die auf diesen erkenntnisreichen Tag folgte, erhielt sie von der jüngsten Heuglinschen Tochter einen Brief, in dem ihr diese in einfachen und rührenden Worten mitteilte, daß ihr Bruder Georg nach kurzer schwerer Krankheit gestorben sei. Die Jüngste bat sie, zu kommen.

Dorothea kam zu Heuglins. Sie war seit jenen Hochzeitstagen nicht wieder dort gewesen, hatte es nicht über sich vermocht.

Während der Fahrt bemühte sie sich, diese Menschen sich vorzustellen, wie sie ein Unglück tragen, wie sie sich dabei zeigen würden; doch konnte sie sich kein rechtes Bild machen.

Sie kam an einem ganz ähnlichen Sommertag an wie damals, als Stephan sie bei seinen Verwandten einführte.

Wieder lag die ganze Sommerweihe über dem würdigen Lindengarten. Die drei Schwestern erwarteten sie wieder am Gartenthor, küßten sie innig und bedeutungsvoll. Sie trugen helle — keine Trauerkleider; aber das ganze Wesen der drei Mädchen war von Sanftheit und Weichheit durchdrungen, den rührendsten Verkündern eines Verlustes.

Sie führten Dorothea dem Hause zu. Die beiden Jüngsten hatten sie in ihre Mitte genommen und hielten sie fest umschlungen.

Sie gingen mit ihr in das Zimmer der Gräfin. Die beiden verheirateten Töchter waren bei der Mutter, und die Gräfin empfing Dorothea auf das liebreichste.

„Es ist ein Opfer von uns verlangt worden,“ sagte sie weich und drückte einen Kuß auf Dorotheas Stirn. „Wir freuen uns, daß du gekommen bist, mein Kind. Wir wußten, daß du wegen unseres Georgs mit uns fühlen würdest. In solch einer Zeit thut Liebe wohl. Ich wollte dich für die Kinder haben. Mein Bruder ist heute auch gekommen. — Geht,“ sagte sie mit Thränen in den Augen und wendete sich an die drei jüngsten Töchter, „führt Dorothea zu unserem Georg.“

Die Jüngste schlang wieder den Arm um die Freundin und sie gingen hinaus.

In dem Musikzimmer hatten sie den Bruder unter Blumen gebettet. Er trug ein langes weißes Gewand und einen vollen Rosenkranz auf den blonden Locken. Ein Reichtum von Blumen war in größter Schönheit geordnet.

Schon einmal hatte Dorothea den Saal in solchem Schmuck gesehen — damals, als die Töchter aus dem Hause gingen. Sie trat bewegt ein. Es überkam sie bei dem Anblick des Knaben die Weihe des

Todes. Das ihr bekannte, jetzt wunderbar veränderte Gesicht, der Anblick seiner Blässe, die geschlossenen Augen und ein fremder Zug um den Mund ergriffen sie tief. Die Jüngste strich ihrem Bruder über die Falten seines Gewandes, so ruhig, als hätte er sie sich im Schlafe zerdrückt. Da berührte sie die kalte Hand, fuhr zurück und blickte rot übergossen, wie erschreckt auf Dorothea; eine Thräne rann über ihre Wange.

In dem Zimmer hatte sich der schon am frühen Morgen angelangte Onkel aufgehalten. Er kam geräuschlos zu den Mädchen, die das rührende Bild des Todes umstanden, drückte Dorothea die Hand und sagte: „Es ist klug gewesen, das herrliche Kind, so früh von hier zu gehen; ihm ist vieles erspart worden. Dich trifft kein Alter, schöner Knabe, keine Schuld, keine Erniedrigung, keine Enttäuschung.“

Weihevoll strich ihm der Onkel über die blonden Locken.

In Dorotheas Augen schimmerten Thränen. Sie blickte unverwandt auf Georgs friedvolle reine Züge.

Die Mädchen wollten sie mit sich fortnehmen; aber der Onkel wehrte ab und sagte: „Laßt sie hier allein. Ich gehe mit euch. Sie hat gewiß auch ihre eigenen Gedanken. Bleiben Sie, mein Kind,“ sagte der Onkel und legte ihr die Hand auf die Schulter.

Dorothea blieb allein. Die Abendsonne schien durch die Blumen und Blätter und überstrahlte golden die Gestalt des Toten. Dorothea sank auf die Knie. Die Weihe des Todes erhob sie, ihr Geist fühlte sich freier, und es war ihr, während sie auf das Antlitz des Dahingeschiedenen blickte, als fühlte sie den Eindruck der Vollendung und erhabenen Ruhe auf ihren eigenen Zügen liegen. Ihr schuldloses Leid erschien verklärt. Der schöne Knabe führte sie durch seinen Anblick einem hohen Ziele zu. Thränen lösten ihr das Herz. Vor ihrer Seele stand das Bild der Gräfin, das Bild der ganzen Henglinschen Familie. Wie lebensvoll waren sie alle. Überall, wohin sie blickte, schlug es ihr wie frischer Atem entgegen. Hier schönes Erreichen — dort beglücktes Genießen, lebensvolles Zurückschauen, naturgemäßes Vorwärts- und Abwärtsgehen, offenherziges Dahinleben, kein Verschweigen, kein Ertöten. Es war ein schönes Bild des menschlichen Lebens, das sich vor ihrer Seele entrollte. Traf hier der Schmerz wie jetzt, so mußte er milde treffen; er konnte nicht das ganze Bild zerstören, sondern reihte sich mit ein in die naturgemäße Aufeinanderfolge der Ereignisse. Der Tod erschien hier sanft und die Hand des Schicksals nicht hart. Die natürliche Entfaltung des Lebens giebt den glücklichen und unglücklichen Ereignissen eine große Harmonie, so daß die Herzen in schöner, fast ununterbrochener Ruhe schlagen können. Im Gegensatz zu diesem Lebensbild zog ihr das eigene an der Seele vorüber. Sie war nicht in den großen, durch Befriedigung und Leben hinführenden Zug der erfüllenden Natur mit eingereiht. Unendlich arm und beraubt erschien sie sich. Ihre Blicke suchten umher nach Hilfe, nach etwas, das den Lebenskräften Inhalt schenken möchte, aber sie fand nichts. — Vielleicht hatte sie eine Gabe, ein Geschenk der Natur, das unbeachtet in ihr schlummerte, das sich aufwecken und bilden ließ? Sie sah nichts. Sie fühlte sich auch zu matt, danach zu forschen. Hätte sie jemand zu einer Aufgabe geführt und gesagt: „Gieb dich ihr hin, laß deine Seele davon erfüllt werden“ — mit bestem Willen hätte sie trotz ihres armen Herzens sich dieser Anforderung unterzogen. Und mit Schrecken erkannte sie, daß wohl Tausende mit ihr litten, Tausende arme, in Liebe, in den heiligsten Gefühlen voll erwachte Herzen, die nur erwachten, um sich beraubt zu sehen, und die nichts vom Leben erhielten als die Weisung, sich zu ertöten.

Dorothea verbarg das Gesicht in die Hände. „Hilf ihnen,“ flüsterte sie leise, „schaffe ihnen Streben, laß sie ihre Armut nicht ganz, nicht für immer inne werden, sei gnädig mit ihnen!“

Den Abend ging sie lange mit den Heuglinschen Töchtern im Garten umher. Die in das Freie führende Thür des Musikzimmers, in dem Georg lag, stand weit geöffnet. Helles Licht strömte aus diesem Raume hinaus in die Dunkelheit, und immer war ein Hausbewohner, ein Familienglied bei dem Knaben. Man löste einander stillschweigend ab und war besorgt, daß er nie allein lag.

Dorothea hatte den Eindruck, als wäre ein lieber Gast in dem schön geschmückten Zimmer.

Eine lange Zeit hindurch sahen die Mädchen die Gräfin in der Thür stehen, den Kopf ihrem Sohne zugewendet. Bei diesem Anblick schlang die Jüngste weinend die Arme um Dorothea und schluchzte: „Sieh nur, die Mutter!“

Trotz allem Schmerz und trotz dem Verluste des schönen Kindes lag über dem ganzen Hause liebevoller Friede.

* *
*

Was soll ich auf der Welt,
Ich hab kein Haus darauf!

Noch einen Blick in jenes Leben, dessen Laufe wir gefolgt sind. Und haben wir diese Welt von Empfindung vielleicht verstanden — vielleicht sagen wir, daß es ein tapferes Herz war, in das wir geblickt haben, und empfinden es schmerzlich, daß dieses Herz bei seinem vollen Erwachen nicht Leben, nicht Arbeit, nicht Liebe und Glück sah — nur ungemilderte Entsagung, nur Streben, sich möglichst sanft vom wahren lebensvollen Dasein, in dem es anderen oft so wohl wird, zu lösen; vielleicht steigt ein Gefühl, ein Ahnen in uns auf, als könnten der armen Seele die Tage freundlicher, weniger öde geworden sein, wenn sie zu einer fesselnden nützenden Beschäftigung, auf einen Weg, den Gewohnheit gebahnt hätte, geführt worden wäre — zu einer Arbeit, durch die sie in die Kette der thätigen Menschheit, aus welcher sie sich gestoßen fühlte, eingereiht sein würde. Vielleicht sieht einer oder der andere, den Dorotheas Schicksal rührte, neben ihr unendliche Gestalten auftauchen, leidend wie sie — schuldig oder nichtschuldig — zum Glück erwacht und in Öde blickend und leidend. Vielleicht steigt in manchem Verständnis, Erbarmen auf. In einem Herzen erwacht, tönt es vielleicht in anderen nach — vielleicht in tausenden.

Einmal noch im Leben berührte etwas Dorotheas Herz: damals, als der junge Weyland ins Städtchen kam. Sein teilnahmsvolles Forschen nach dem Grunde von Dorotheas ganzem Wesen that ihrer sehnsüchtigen Seele unendlich wohl. Sie sah sich von dem begabten vortrefflichen Manne geliebt, mit Staunen empfand sie es. Doch lag ihr die Bedeutung, die diese Liebe für sie haben konnte, unendlich fern. Sie lächelte darüber, als sie dachte, er liebt und hofft auf Gegenliebe. Auf dem Wege, den sie bisher gegangen, war sie vom Leben allzu weit abgekommen; jedes lebendige Gefühl, der Urquell des Lebens, war ihr in weite Ferne gerückt. Sie hatte in noch jungen Jahren ein großes Werk an sich vollendet, sich vom Leben losgelöst, aber die Arbeit mochte zu ernst, zu groß für sie gewesen sein. Sie war dadurch um das langsame gleichmäßige Wachsen und Welken, das der menschlichen Natur gegönnt ist, das Raum für Lebensfreuden läßt, gekommen.

Halb unbewußt lebte zuerst in ihr ein Wunsch, der, nachdem er ihr klar geworden war, von Tag zu Tag wuchs, der Wunsch, vertrauen zu können. Weyland, der im Zweifel und fast in Hoffnungslosigkeit, nachdem er ihr sein Empfinden gestanden hatte, von ihr gegangen war, wurde wieder von neuem zu ihr geführt.

So verlebte er wieder täglich Stunden mit ihr zusammen, ohne daß er wagte, ein tieferes Wort an sie zu richten. Dorothea wurde es wohl in seiner Nähe. Wie angenehm lebensvoll ihr der Verkehr mit dem teilnehmenden freundlichen Menschen bei mancher Gelegenheit auch zu sein schien, ihr war die erregende Stunde zwischen ihm und ihr aus dem Gedächtnis verschwunden und sie atmete leichter

nur in der einen Vorstellung, jemanden zu wissen, der sie tiefer beurteilte, als andere es thaten und thun konnten.

Zu dieser Zeit war es, auf einem großen Spaziergange, der zwischen Familien und Verwandten nach einem entfernten Waldorte verabredet war, als Weyland und Dorothea an einem sanften Abend miteinander gingen. Durch Dorotheas milde Nähe und die schöne Stunde war er hingerissen, ihr von neuem von seiner Liebe zu sprechen. Sie hörte ihm still zu und sagte ihm einfach und ruhig, daß seine Liebe ihr ein Geschenk sei, daß sie dem Schicksal dafür danke.

„Anders wohl, als Sie glauben, und anders wohl, als Sie es wünschen, wenn Sie in Wahrheit lieben; aber Sie werden mich verstehen, werden die Wohlthat, die Sie mir bringen, gönnen, und werden ruhig von mir gehen, wenn ich Ihnen das gesagt habe, was noch keine Menschenseele von mir gehört hat. Kennen Sie die Erzählung," frug sie, „von einem Gefangenen, der jahrelang hindurch heiß ersehnte, frei zu werden, der jeden Gedanken niederkämpfen mußte, der hoffnungslos nach Leben sich verzehrte, dann die Sehnsucht langsam — langsam vergaß und zuletzt, als die Thore ihm geöffnet wurden, die Befreiung zurückwies? Das Verlangen danach fühlte er nicht mehr. Hören Sie mich," fuhr das Mädchen zitternd fort. Es war ihr, als löste sich ihr schweres Leiden von ihr los in dem Vertrauen, das sie geben wollte. Sie wußte kaum, wie sie die Worte fand, die ihn mit ihrem innersten Leben bekannt machen sollten, aber sie strömten ihr von den Lippen — unaufhaltsam.

Er führte sie, während sie sprach, und neigte sich ihr zu, denn sie flüsterte oft nur, redete hastig, kaum verständlich — alles, alles! Und vor ihm lag das Weh eines Lebens, und er blickte scheu wie auf ein Heiligtum darauf hin.

„Wir Armen sind übel daran. Wer sieht es einer an, wie schlimm es um ihr Leben steht." Ihr Glückserkennen kam über sie, nur um ihr das Glück anderer und ihre eigene Armut zu deuten. Solche werden sehr klug, sehr fühlend, und leiden tiefer, als es auf Erden sein dürfte. „Denken Sie," fuhr sie so leise zu sprechen fort, daß er sie kaum verstehen konnte, „welche große Arbeit solch ein Mädchen gethan hat, wenn sie auf der Welt, auf der für sie alles nur da ist, um ihr das Herz zu kränken, auf der ihr nichts gehört, nichts so von ganzer Seele gehört, was so ein Mädchen vollbracht, wenn sie ihren Geist frei von Leiden, das heißt frei von allem Irdischen gemacht hat, und ohne Hilfe, ohne jede Hilfe von außen. Wenn die, die beglückt und beschäftigt leben" — Dorotheas Stimme hob sich — „ahnten, welche Größe dazu gehört, mit einem glühenden lebendigen Herzen die kleinen Arbeiten, die für die Unbeschäftigte im Hause abfallen, zu verrichten — als einzigen Lebensinhalt; wer es ahnte, was es heißt, mit dem Bewußtsein tiefer Liebe, mit dem gewohnheitsmäßigen Zusammenleben sich zu begnügen; wer es ahnte, wie oft solch ein Herz schmerzvoll vom Glück und Unglück anderer berührt wird, der müßte erstaunen, daß trotz alledem so jemand leben kann. Ach, wenn ich reden könnte!" rief sie, „wenn ich etwas thun könnte, nur eine Seele von solcher Qual zu retten! Um mich selbst fühle ich den Schmerz nicht mehr," sagte sie ruhig. „Wer weiß, ob gerade ich zu etwas getaugt hätte, aber andere, tausend andere, eine Welt voll Kraft geht jammervoll zu Grunde. Ihr seht es nicht, denn sie geht tief verborgen unter. Es liegt über dem Untergange Behagen, Freundlichkeit, Unfreundlichkeit, auch Bitterkeit und Sonderbares und Angenehmes und Unangenehmes. Das alles seht ihr, beachtet es oder beachtet es nicht, aber was es bedeutet, was es kund geben möchte, das ahnt ihr nicht. Eine unbehütete, unversorgte Welt kennt ihr nicht. Ich, die weiß, was es heißt, volle bewußte Lebenskraft zu fühlen und ein Leben führen wie meins, ich habe auf den Knien heiß gebetet — nicht für mich, aber für Tausende — um Hilfe, um Leben.

Ich habe gebeten, daß ein liebevoller Geist hier erstehen möchte, der Erkenntnis, Kraft, Wollen und Macht genug besäße, um zu helfen."

Dorothea schwieg, tief aufatmend. Weyland erwiderte nichts, ging still neben ihr her, faßte ihre Hand mit einer tief empfundenen Zartheit und führte sie an seine Lippen.

„Ich habe jetzt ein stilles Leben," fuhr sie weich fort, „und liebe nun die Menschen, die meiner Sorge und Liebe anvertraut sind, mit ruhigem Geist. Ich liebe sie jetzt ungetrübt. Meine Arbeit auf Erden ist vollendet, wenn scheinbar auch wenig geschehen ist. Ich habe für andere nichts thun können, nichts, das der Rede wert ist. Es müßte das sein, daß ich meinem guten Bruder zu einem gesünderen, für ihn zuträglicheren Leben, als man es für ihn bestimmt hatte, nach einiger Mühe verholfen habe. Vielleicht — er ist mir dankbar genug dafür. Die Jahre, die ich noch lebe, werden kampflos sein, und ich wollte, man bedürfte meiner im Hause recht viel. Ein neues Leben kann ich nicht mehr beginnen, das fühlen Sie mit mir." Mit einer rührenden Stimme sagte sie: „Es ist ja geschehen, was ich auf Erden sollte, mein Geist ist frei geworden — sehr früh frei geworden — und es ist gut so."

— — — — — — — — — — —

Kein Wort kam mehr über Weylands Lippen, das gewagt hätte, diese liebe sanfte Gestalt an sein Leben zu fesseln. Die Zeit, die er noch mit ihr verkehrte, war für ihn von einer schmerzlichen Weihe durchdrungen, doch gab er sich keinem verzweifelten Empfinden hin, daß es ihm nicht vergönnt war, die Liebe in ihr zu entflammen, die ihn beglückt hätte. Ihr Vertrauen und das Gefühl, daß er ihr wohl gethan, milderten sein Fühlen zu ihr. Sie schieden beide als Freunde, um getrennte Wege zu gehen.

— — — — — — — — — — —

Weylands weiteres Leben gestaltete sich freundlicher. Allmählich vergaß er, und sein Herz neigte sich einer neuen Liebe zu. Er durfte eine kleine hübsche Frau in ein selbstgeschaffenes Heim einführen, und diese hübsche Frau war eine Gestalt, die wir schon kennen, Dodo Machowsky, die Namensschwester Dorotheas, die bei Hengling mit dem guten Kandidat Vogel eine kleine Rolle spielte. Weyland hatte sie in ihrer Vaterstadt, in der er eine Stellung errungen, kennen gelernt.

Unser Kandidat Vogel war ein treuer Freund seines Hauses geworden. Er stand im Rufe, ein wunderlicher Heiliger zu sein.

In dem unbeholfenen armen Geistlichen, der sich schwer hatte durchkämpfen müssen, lebten allerlei gute und weniger gute Ideen, allerlei Pläne, wie man aufwachsenden Mädchen eine zweckmäßige, ein reiches Leben schaffende Erziehung geben könnte. Wie diese Ideen in den Kopf des dürftigen Männchens gekommen waren, wußten Weyland und Dodo nicht; sie waren da und wurden jederzeit dem, der sie hören wollte, voller Begeisterung vorgetragen. Weyland hatte oft mit ihm gesprochen und sich gefreut, mit welchem Eifer sein Freund sich Ideale erbaute, auf deren einstige Verwirklichung er sich große Hoffnungen machte. Er wollte eine Anstalt gründen, in welcher Mädchen die Gärtnerei erlernen sollten, er wollte den Gedanken erwecken, allerlei Handwerke für sie zu eröffnen, sprach über Goldschmiedekunst von Frauen betrieben und zeigte sich als ein eifriger, guter, selbstloser Mensch, dem Weyland und Dodo zugethan waren.

— — — — — — — — — — —

Nach ein paar Jahren erhielten sie die Nachricht, daß Dorothea Schöngardt gestorben sei. Weyland nahm diese Nachricht nicht ohne Rührung entgegen.

In seiner Erinnerung tauchte das Bild jener Gestalt auf, die ihm das erste tiefe Empfinden eingeflößt hatte, deren Herz ihm jetzt erschien wie ein Heiligtum, in dem das menschliche Glück von der Alltäglichkeit unangetastet lebte.

Sie, die arme Glücklose, erschien ihm wie eine Priesterin des Glückes, wie

eine Behüterin desselben. Alle, die um ihn her befriedigt lebten, kannten es nicht. Sie zogen es zu sich herab, in ihre Verhältnisse hinein.

— — — — — — — — — — —

Es ist Frühjahr, zur Zeit der Baumblüte, zur Zeit der Päonienpracht, der späten Tulpen, zur Zeit des Geißblattduftes, des Holunders, zur Zeit, in welcher der Goldregen niederströmt, der Rotdorn leuchtet, die Kastanien blühen, die Iris, die Zeit, in der unsere Welt von Farben überströmt, in der die Blüten in den ungetrübten blauen Himmel hineinschwanken, in der es Blüten auf den Rasen regnet: zu dieser Zeit lag der Friedhof des uns wohlbekannten Städtchens unter lichtgrünen Bäumen.

Weyland hatte das Städtchen auf einer Reise berühren müssen oder berühren wollen.

Über die Mauer des stillen Gartens hatte es ihm rosig und purpurn und golden entgegen geleuchtet. Die Massen grünen strotzenden Laubes schienen überquellen zu wollen, und mächtig hatte es ihn angezogen, einzutreten.

Jetzt ging er die ernsten Wege, die unter schönen Linden zwischen Gräbern hinführten. Er ging langsam; ein leichter angenehmer Wind kühlte ihn. Seine Augen streiften im Vorübergehen die unter Goldlack, Tulpen und Narzissen, unter blühendem Gesträuch halb verborgenen Grabsteine. Er las den einen Namen, las den anderen, stellte sich die würdigen Leute vor, die hier begraben lagen, junge, alte Leute, die sie hier eingesenkt, und fühlte Bedauern mit ihnen, daß sie den Daseinsgenuß verloren hatten. Er selbst empfand die Fülle der Blüten, das frische Gras, die freie Sonnenbahn des Himmels so köstlich. — Ob lebensmüde oder lebensvoll, ob erfahren oder unerfahren, ob hoffend gestorben oder hoffnungslos — jeder Tote war zu beklagen, daß er den schönen gottgesegneten Frühlingstag nicht mehr genießen kann. Er stellte sich vor, daß hier viele einst widerwärtige kalte Gesellen lagen, viele in Würde und ihren Vorzügen erstickte Leute, viel stumpfsinniges Volk — und doch, er bemitleidete sie alle, denen der Tag schöne Erinnerung wachgerufen hätte. Alles arme Gesellen, die unter der blumen- und krautüberwucherten Erde ruhten.

Dort liegt auch sie. „Dorothea Schöngardt.“ Da steht's in sauberer goldener Schrift.

„Armes Herz,“ flüsterte er bewegt, „du ärmstes von allen!“

Er stand in sich versunken vor dem Steine. Dorotheas Gestalt belebte sich vor seinen Augen. Er sah sie wie damals, als sie ihm vertraute, so sanft, so weit ab von allem, was Glück und Leben ist, so klug und doch so lieblich, hilflos, hilfsbedürftig und alle Hilfe verschmähend. Er hörte ihre einfachen Worte, mit denen sie ihm geklagt, daß sie ein allzu großes Leid getragen. „Du warst schon damals müde. Es mochte gut vom Schicksal sein, daß es dir früh Ruhe brachte,“ sagte er zu sich selbst. Und er, der allen heute ein Erwachen, ein neues Genießen gewünscht hatte in solcher Frühlingspracht, er vergaß es ihr zu wünschen. Sie hatte genug gelebt.

„Armes Herz,“ sagte er, „arme Dorothea, was hätte deinen Verlust dir mildern können? Was hätte dir helfen können? Eins nur giebt es für ein solch gutes Geschöpf, wie du warst; und bist du um das eine gekommen, was bietet die Erde dir außerdem? Alles ist kärglicher Ersatz für das eine, was dir verloren blieb. Du bist den schweren Weg hilflos allein gegangen.“ Und während er so am Grabe stand, ging das Schicksal, dasselbe, das Dorothea das Leben freudlos gestaltet hatte, unaufhaltsam über die Erde hin, belud viele Herzen, die ihrem tiefen Empfinden und Wollen folgten, mit Verwirrung und Schuld; wieder andere ungezählte, die unschuldig von einem Glücke träumten, das ihnen nicht bestimmt war, machte es traurig und sehnsuchtsvoll und traf arme ganz auf Liebe angewiesene Herzen unheilbar.

Vor Weylands Augen stand, als er weiter seinen Gedanken nachhing, die

Gestalt seines guten, eifrigen, träumerischen Freundes, und er mußte wehmütig lächeln, als er sich den braven Kandidaten vorstellte.

Das Bild des großen, schmerzlichen Schicksals, das hier ein gutes lebensvolles Herz zu einer allzu frühen Reife durch ein schmerzenreiches Leben geführt hatte, wuchs so gewaltig vor seinen Augen, forderte unerbittlich Tausende von Opfern, Tausende von hinschmachtenden, verkümmerten Leben.

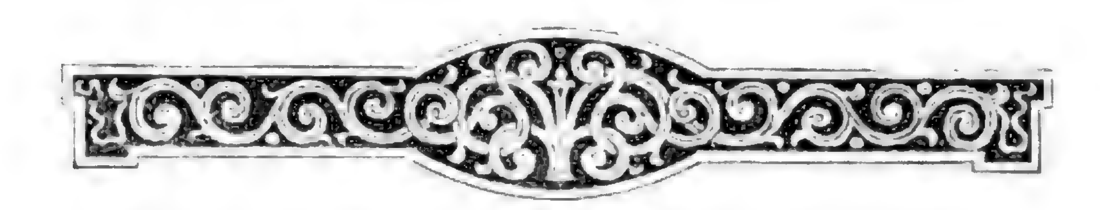
Und statt einer gewaltigen Hilfe sah Weyland die Gestalt seines unbeholfenen guten Freundes dem lebenfordernden Verhängnis entgegentreten mit allerlei möglichen und unmöglichen zaghaften Vorschlägen, wie den unversorgten Seelen zu helfen sei — Vorschläge, von denen er sich Wirkung oder doch einigermaßen Wirkung versprach. Ein armseliger Bote, der vielleicht auf kommende, liebevollere Zeiten zu deuten schien, auf Dinge, die noch nicht aufgetaucht sind. Was Dorothea an jenem vertrauensvollen Abend gesprochen hatte, tönte ihrem Freunde im Herzen nach. Er sah in eine Welt verkümmerten, verdumpften Lebens.

Und war es möglich, diese Welt zu beleben? Er empfand hier und da, wenn er sich manche neue Erscheinung unserer Zeit vergegenwärtigte, ein verhülltes Streben und das verschleierte Erkennen eines großen Übels, und es erschien ihm, als bereitete sich im tiefsten Verborgenen ein Erlösungswerk vor, welches vielleicht dahin strebte, ein Dasein, wie es Dorothea geführt hatte, zu mildern.

Weyland ließ sich in wehmütigem Sinnen auf einer Bank neben dem Grabe nieder. Es war ihm, als sähe er Dorothea vor sich, ihre lieben bedeutenden Augen auf ihn gerichtet. Es war ihm, als hörte er die rührende Stimme, die ihm einst Inhaltschweres mitgeteilt hatte, die ihm zagend gesagt, daß sie, aus eigenem Leid getrieben, um Hilfe für Unendliche gefleht habe. Und wie eine tiefe Klage drang es ihm ins Herz.

Die Lerchen schmetterten betäubend in der klaren Luft, die Blütenmassen leuchteten, schimmerten, dufteten. Das voll entfaltete Grün wogte im leichten Wind, und die gewaltige, sich immer gleichbleibende Natur ging ihren steten Schritt, indes die Gesetze der Menschen im Gegensatze zu ihr in wunderlichem Wechsel auf und ab tauchen, je nach Zeiten und Völkern von Ehre zu Verachtung kommen, von Verachtung zu Ehre, ihre Opfer fordern, ihre Opfer freigeben, hochgeachtet, gefürchtet, gescholten, verlacht oder verspottet werden.

Heilige Natur, ewig siegreich und unwandelbar, du überdauerst Gesetz und alles, was die Menschen Recht nennen. Du wirst einem Herzen, das aus deiner Hand hervorging, das dir arglos folgte, diese Schuld, die es in den Augen der Menschen beging, verzeihen. Natur, unbarmherzig und barmherzig zugleich — du, die allein von aller Schuld erlöst.



Karl Ludwig Michelet,

der letzte Hegelianer.

Ein philosophisches Charakterbild

von

Moritz Brasch.

Wer innerhalb der letzten zwanzig Jahre an der Berliner Universität studiert hat, erinnert sich gewiß, ab und zu in den Räumen der Hochschule einer interessanten Greisengestalt begegnet zu sein. Meist hastigen Schrittes durch die Korridore dahineilend, scheint sie von allen den ehrfurchtsvollen Grüßen der aus den Auditorien aus- und einströmenden Jünglinge kaum Notiz zu nehmen. Der von spärlichen Haaren bedeckte Kopf mit der mächtigen Denkerstirn ruht auf einer untersetzten Mittelfigur. Aber das Sinnende, Insichgekehrte und gewissermaßen Abwesende des Gesichtsausdrucks steht in einem sonderbaren Widerspruch zu dem beflügelten Schritt des Mannes. Wer ist der Gelehrte, der so eilig dahinläuft? Soeben hat die Uhr den Ablauf des akademischen Viertels verkündet, und mit dem Glockenschlage betritt er den Hörsaal, der schon bis auf den letzten Mann gefüllt ist. Wir sind ihm gefolgt und haben noch auf einer der letzten Bänke Platz gefunden.

Wer sich von dem eigenartig anziehenden Vortrage des Professors Michelet — denn dieser berühmte Philosoph ist es, den wir vor uns haben — ein Bild entwerfen will, der muß alle seine gewohnten Vorstellungen von akademischer Beredsamkeit fahren lassen. Michelet beginnt mit kaum hörbarer Stimme; die Ansprache und die übliche Rekapitulation der vorangegangenen Vorlesung sind im leichten Konversationston gehalten: da plötzlich senkt sich der Kopf tief bis auf das Kollegienheft herab, so daß die goldene Brille fast das Papier berührt, und hebt sich wieder langsam empor. Es folgt eine kurze, stille Pause, und nun beginnt jenes bald langgedehnte, bald in schnellem Tempo dahineilende eigentümlich gemischte rhetorische Pathos der Rede, das bald an das Salbungsvolle einer Methodistenpredigt, bald an die scharf zugespitzte Dialektik einer verwickelten mathematischen Beweisführung, bald aber auch an die schlichte Erhabenheit und einfache Größe einer biblischen Prophetenrede erinnert. Und diese seltsame Mischung macht auf den Hörer nicht einen Augenblick einen grotesken Eindruck. Man ist im Gegenteil wie gebannt und wie von einer seltsamen geistigen Macht gefangen genommen. Man muß dem Redner folgen, sei es, daß er uns in jene abstrakten Gedankengänge untertaucht, wo uns der Atem vergeht und wir nur mühevoll seine spekulativen Entwickelungen mitmachen, oder daß er uns in jene lichte Ideenwelt erhebt, in der wir wie traumbefangen sind und alles Irdische wie Schatten weitab uns entschwebt. Da ertönt der akademische Glockenton wieder und verkündet den Schluß der Vorlesungen. Wir sind plötzlich wie ent-

zaubert: Michelets Schlußworte, die meist das Thema des nächsten Vortrags andeuten, sind dann, als wenn nichts Besonderes vorgefallen wäre, wieder ganz konversationell gehalten.

Es war die „Philosophie der Weltgeschichte", die Michelet in jenem Wintersemester vortrug, und zwar war er in jener denkwürdigen Vorlesung, die einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte, bis zur Entstehung des Christentums angelangt. Dieses letztere, in seiner weltgeschichtlichen und zugleich philosophisch-spekulativen Bedeutung erfaßt, suchte er nun in einer höchst drastischen Weise zu versinnbildlichen. Den ganzen Verlauf der Geschichte der Menschheit verglich er mit einem Doppeltrichter, so zwar, daß die antike Kultur, von geringen Anfängen beginnend, sich allmählich immer mehr ausdehnt und im Griechentum ihren idealen Höhepunkt erreicht; von hier aber im römischen Reiche immer mehr in die Breite gehend, zuletzt in einer Art Selbstzersetzung innerlich zerfällt, um einem neuen, verjüngenden Kulturprozeß Raum zu machen. Dieser Prozeß — das Christentum — beginnt an einem einzelnen, unbedeutenden und entlegenen Punkte, um bald allmählich wachsend und dann mit gewissen Elementen der zerfallenden antiken Kultur sich verschmelzend die Grundlage zu bilden, auf der die neuere romanisch-germanische Welt sich aufbaut.

Diese geschichtliche Einteilung erinnert an die historische Auffassung Friedrich v. Schlegels, der das Christentum ebenfalls in den Wendepunkt der beiden Hauptperioden der Menschheitsgeschichte stellt. Aber wie durchaus verschieden ist die Durchführung dieses Gedankens bei dem Romantiker und bei dem Hegelianer! Schlegel, welcher einst von dem sinnberückenden Boudoir Lucindens allmählich immer mehr rückwärts sich bewegend schließlich bis in das mystisch-dämmernde Halbdunkel mittelalterlicher Dome gelangte, hält in seinen Vorträgen über die „Philosophie der Geschichte" das Christentum für das treibende Motiv in der Entwickelung der antiken wie der modernen Menschheit. Ja alles, was geschichtlich vor der Erscheinung Christi liegt, soll nur Vorbereitung für den großen Erlösungsakt, alles was später folgt, nur die Erfüllung des die Heilsordnung des Menschengeschlechts in sich schließenden göttlichen Weltplanes sein. Unserem Hegelianer dagegen ist die Entstehung des Christentums zwar auch ein mächtiges, aber doch nur ein Moment unter den andern, welche die Entwickelung der neueren Geschichte innerlich bestimmt haben. Aber wenn der fromm gewordene Romantiker in dem gesamten historischen Verlauf den von Gott beabsichtigten Erlösungsplan der Menschheit sieht, ist unserem Hegelianer die ganze Weltgeschichte nichts als die Erscheinung Gottes im Menschengeiste, die „Epiphanie des Unendlichen" in menschlicher Form: ein diametraler Gegensatz, so grundverschieden wie theistischer Offenbarungsglaube und pantheistische Welterkenntnis.

Gewiß, das Bild des Doppeltrichters des Berliner Philosophen hat einen milden Beigeschmack von Trivialität; aber die geistvolle Art, wie der Vortragende innerhalb dieses Rahmens das Auf- und Absteigen der geschichtlichen Kulturprozesse zeichnete, war doch damals für mich ganz besonders fesselnd. Aber ich würde gerade die geschichtliche Auffassung Michelets nicht an die Spitze dieser Charakteristik gestellt haben, wenn sie mir nicht in hohem Grade bezeichnend schiene für die ganze philosophische Eigenart desselben und für seine Stellung innerhalb der Hegelschen Schule und gegenüber ihren verschiedenen Richtungen.

Es ist heute nicht leicht, sich von dem einstmaligen zeitbeherrschenden Einfluß der Hegelschen Philosophie eine genügende Vorstellung zu machen. Nur noch einmal in der deutschen Geistesgeschichte sehen wir von einem bestimmten Gedankensysteme eine ähnliche Macht ausgehen: von der Kantschen Philosophie in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die Herrschaft des Hegeltums

war ebenfalls nur eine kurze und währte kaum drei Decennien; aber während dieser Zeit war es allmächtig. Wissenschaft, Litteratur und Kunst nicht minder wie Religion und Politik zeigten später noch lange die tiefgehenden Spuren der Einwirkung, die das intensive Glühfeuer der „absoluten" Philosophie an ihnen hervorgebracht hatte. Und sieht man heute näher zu, so sind einige bedeutsame geistige Gebiete — vor allem die Religionsphilosophie und die Ästhetik — noch nicht frei von den grundlegenden Ideen Hegels. Ja, wenn man selbst unsere allgemeinere litterar- und kunsthistorische Auffassung auf ihre leitenden Principien hin prüft, so wird man mit Erstaunen bemerken, daß sie überall da, wo sie wissenschaftlich ernst genommen werden kann, sich unbewußt innerhalb der Linien bewegt, die Hegels Geschichtsphilosophie einst gezogen hat.

Hegels und Goethes Tod liegen nur einige Monate auseinander. Aber so wenig diese so grundverschiedenen Naturen gemeinsame Züge verraten — wenn man nicht etwa Goethes Hinneigung zum Naturpantheismus und die jedem von ihnen eigentümliche bewundernde Wertschätzung Spinozas als solche anerkennen will — so viel Ähnlichkeit haben sie doch in Bezug auf ihre geistige Universalität. Erst der weite Horizont, in dem jeder von ihnen in anderer Weise die Natur und die Menschenwelt umfaßte, läßt beide als specifische Repräsentanten des deutschen Genius erscheinen: Goethe von seiten der poetischen Conception des Lebens und der Natur, Hegel mit Bezug auf die spekulative Erfassung der Innen- und Außenwelt. Aber nur innerhalb dieser allgemeinsten Züge besteht die Ähnlichkeit, weiter geht sie nicht. Alles andere ist in ihnen verschieden. Schon ihr Verhältnis zum klassischen Altertum, die innige Liebe, mit welcher beide an der antiken Kunst und Litteratur hingen, zeigt auf ganz verschiedene Quellen hin, aus denen diese Empfindung floß. Dort treibt die Verschmelzung des antiken und germanischen Kunstideals eine neue Blüte der deutschen Litteratur hervor, hier bleibt selbst die genaueste Kenntnis des antiken Geistes immer nur ein Moment allgemeiner gelehrter Bildung. Und während der Weimarer Dichter schon vielfach zu einem einseitigen Griechenkultus gelangen und so unfreiwillig dazu beitragen mußte, daß als Gegensatz die Romantik mit allen ihren Konsequenzen mit hervorgerufen wurde, konnte der Berliner Philosoph in seiner Auffassung der „historischen Geister" Klassicität, Romantik und Modernität in gleich tiefer und gerechter Weise würdigen und so der Schöpfer einer historischen Ästhetik werden, welche alle Litteratur- und Kunstepochen in ihrem wesentlichsten Kern und nach ihren charakteristischsten Zügen erkannte und bestimmte.

Als vor fünfundfünfzig Jahren, am 19. November 1831, Georg Wilhelm Hegel starb, erging es seinen Schülern und Anhängern wie den Nachfolgern eines anderen berühmten Eroberers. Wie unter den macedonischen Feldherren nach Alexanders Tode, brach auch unter den Hegelianern nach dem Hinscheiden des Meisters ein erbitterter Kampf um die Herrschaft aus. Drei feindliche Lager konnte man genau unterscheiden. Die „Rechte", deren nomineller Führer der versöhnliche, den akademischen Thron Hegels einnehmende Gabler, deren thatsächliches Haupt jedoch der spekulative Theologe Marheineke war, zählte unter ihrer Fahne einige sehr hervorragende Namen, so den Rechtsphilosophen Leopold v. Henning, den Psychologen Schaller, den Konsistorialpräsidenten Göschel, den Metaphysiker Rosenkranz, die Ästhetiker Hinrichs und Werder und den Halleschen Historiker Erdmann. Diese kirchlich und politisch im wesentlichen konservative Partei betonte besonders die Übereinstimmung der Hegelschen Philosophie mit der gegebenen Wirklichkeit in Staat und Kirche, insbesondere suchten die Genannten zu gunsten eines christlichen oder doch wenigstens theistischen Gottesbegriffs alle pantheistischen Elemente als „antihegelianisch" abzuweisen. Man muß be-

kennen, daß das Organ dieser Fraktion, die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", diese Richtung mit großer Schärfe, Umsicht und Konsequenz vertrat, bis es freilich dahin gelangte, sich mehr und mehr allen freieren Auffassungen religiöser und politischer Fragen gänzlich zu verschließen.

Dem gegenüber hatten schon früher einige Hegelianer eine oppositionelle Stellung eingenommen: so der geistvolle Rechtsphilosoph Eduard Gans, einst der schärfste Gegner der wesentlich antiliberalen historischen Rechtsschule Hugos und Savignys, ferner der Graf v. Cieskowski, ein polnischer Magnat, dessen Interesse geteilt war zwischen der internationalen Politik und den philosophischen Studien, dann der geistreiche Kritiker Baumann, der Historiker Friedrich Förster, ein Veteran der Freiheitskriege und Lützowscher Jäger, die Ästhetiker Hotho und Rötscher, der Theologe Vatke, der Pädagoge Thaulow, der Religionsphilosoph Conradi, vor allen aber der vielseitige Denker und produktive Schriftsteller Michelet. Was diese Männer, die das „Centrum" der Hegelschen Schule bildeten, von der Rechten unterschied, war vor allem ihre freiere Stellung den politischen und religiösen Fragen gegenüber. Hatte doch einst Gans in einer öffentlichen Vorlesung — zum Schrecken der vielen anwesenden höheren preußischen Offiziere und Beamten, welche die fesselnden Vorträge desselben vielfach zu frequentieren pflegten — die Bemerkung hingeworfen, daß die französische Revolution eigentlich noch gar nicht abgeschlossen sei und daß unsere Zeit erst die Wellenströmungen jenes großen weltgeschichtlichen Ereignisses verspüre. Aber auch in religiöser Hinsicht ging diese Mittelpartei weit über die „Rechte" hinaus. Denn wie sie die pantheistische Grundanschauung Hegels nach allen Richtungen und wissenschaftlichen Zweigen hin ausbildete, so auch in der Fassung und Lösung der religionsphilosophischen Probleme. Sie eliminierte insbesondere aus dem Gottesbegriff alle theistischen Elemente, schloß sich in der Christologie der symbolischen Deutung der Person Christi als Repräsentant der Menschheit an, verwarf die Lehre von der Fortdauer der individuellen Seele und setzte an deren Stelle die Ewigkeit des allgemeinen Geistes.

Sehr bald hatten sich aber vom „Centrum" aus die aktiveren Elemente als eine Art „linker Flügel" abgesondert, dessen Tendenz dahin ging, die praktischen Konsequenzen aus den Lehren Hegels in Bezug auf Staat und Kirche zu ziehen. Ausgangspunkte dieser folgenreichen Trennung waren z. B. solche Diskussionen innerhalb der Schule wie die, ob Hegel die Julirevolution wie überhaupt alle politischen Massenerhebungen und gewaltsamen Akte in der Geschichte der Völker als „Fortbewegungen im Leben des Weltgeistes" angesehen habe, ferner ob er die Persönlichkeit Christi im Sinne der Kirchenlehre festhalte oder den Begriff des Gottmenschen als die Idee der ganzen menschlichen Gattung fasse. Solche und ähnliche Streitfragen waren zunächst nur der Anlaß für die dann immer heftiger auftretende „Linke", in der David Strauß, Bruno Bauer, Arnold Ruge und Ludwig Feuerbach als die bedeutendsten Köpfe hervorragten, und denen dann mehr und mehr die eigentliche Führung der Bewegung zufiel.

So zwischen die konservative „Rechte" und die revolutionäre „Linke" gestellt, hatte das „Centrum" eine schwierige Aufgabe zu erfüllen. Von der festen Überzeugung jedoch erfüllt, im Besitze des wahren Geheimnisses des Meisters zu sein, hatten die Vertreter dieser mittleren Richtung nicht nur auf die vermeintliche Reinerhaltung der Hegelschen Lehre innerhalb der Schule zu sehen, sondern auch diese philosophische Orthodoxie gegen rechts und links wie nach außen hin zu verteidigen. Da galt es sehr oft, Angriffe der gemeinsamen Gegner abzuwehren, aber auch Irrtümer und Entstellungen der eigenen Fraktionsgenossen zu berichtigen und falsche Freunde zu entlarven, die innerlich einer anderen Richtung an-

gehörend, von dem populär gewordenen Strom der immer mehr sich erweiternden Zahl der Anhänger Hegels sich tragen lassen wollten. In dieser polemischen und apologetischen Thätigkeit trat schon früh ein junger Berliner Denker hervor, welcher sowohl durch die Vielseitigkeit und die Gründlichkeit seiner wissenschaftlichen Bildung, als durch die Schärfe und Gewandtheit seiner Dialektik Aufsehen erregte: Karl Ludwig Michelet.

Schon früh nahm Michelet unter seinen philosophischen Gesinnungsgenossen eine bevorzugte Stellung ein. Gehörte doch der noch so jugendliche Privatdocent zu den wenigen intimeren Vertrauten, die sich des Glückes persönlichen Verkehrs mit Hegel erfreuen durften. Mit ihm und einigen anderen Freunden pflegte der sonst so verschlossene und wenig zugängliche Philosoph in seinem traulichen Heim in der Cantianstraße jene esoterischen Gespräche über spekulative Probleme in zwangloser und gemütlicher Form zu führen, welche von der ehernen Systematik seiner Vorträge so sehr abstach und wobei er auch die wärmeren und menschlicheren Seiten seiner Persönlichkeit offenbaren konnte. Hierbei soll das trauliche schwäbische Idiom seiner Heimat, dem er sich gern überließ, in dem Munde des großen Logikers von besonderem Reize gewesen sein. In diesem Kreise war der junge, lebhafte, immer kampfbereite Michelet besonders beliebt, und der alternde Hegel, der in seinen eigenen Söhnen (von denen der eine ein tüchtiger Historiker geworden, während der andere, ursprünglich Jurist und Kameralist, jetzt eine Hauptsäule in der protestantischen Hierarchie in Preußen ist) keine philosophische Begabung bemerkte, mochte in Michelet etwas wie einen hoffnungsvollen Erben und Nachfolger seines Geistes gesehen haben.

Aber erst nach Hegels Tode beginnt jene ausgedehnte Thätigkeit Michelets als Universitätslehrer und philosophischer Schriftsteller, welche einen Zeitraum von weit über ein halbes Jahrhundert umfaßt und ihn als einen der produktivsten und einflußreichsten Vertreter der ganzen Hegelschen Schule erscheinen läßt.

Sechzig Jahre sind es jetzt gerade her, seitdem der damals fünfundzwanzigjährige Mann mit einer Arbeit hervortrat, die sowohl von seiner umfassenden Kenntnis der antiken Philosophie, wie von seiner eigenen spekulativen Begabung ein glänzendes Zeugnis ablegte: „Die Ethik des Aristoteles in ihrem Verhältnis zum System der Moral" (Berlin 1826). Mit dieser Schrift wurde eine neue Periode der Aristotelesforschung inauguriert, und durch sie wurde später eine reichhaltige Litteratur hervorgerufen, die nach Hegels Vorgang und im Gegensatz gegen frühere Aristoteleserklärer, welche den großen Stagiriten immer nur als Empiriker und Erfahrungsphilosophen beurteilten, mehr und mehr die Bedeutung des spekulativen Elements in ihm betonte. Hatten ja noch sogar Tennemann und Schleiermacher ihn für den Hauptvertreter der Empirie im Altertum erklärt und mit John Locke in Parallele gestellt. Von nun an aber blieb Aristoteles der Lieblingsphilosoph Michelets trotz der späteren Erweiterung und Vertiefung seiner eigenen Weltanschauung. So z. B. gab er im Jahre 1835 eine kritische Bearbeitung des griechischen Textes der Nikomachischen Ethik des Aristoteles heraus und fügte in einem zweiten Bande einen lateinischen Kommentar hinzu. Ferner gewann er ein Jahr später den Preis der Pariser Akademie mit seiner bedeutsamen Schrift: „Examen critique du livre d'Aristote, intitulé Metaphysique" (Paris 1836).

Diese Vorliebe für den scharfen, nüchternen und exakten griechischen Denker erscheint bei Michelet höchst auffallend. Seine eigene philosophische Individualität mit ihrem enthusiastischen Grundzuge hätte ihn, sollte man meinen, weit mehr zu Plato, dem poesievollsten Idealisten unter den Philosophen des Altertums, hinziehen müssen. Aber im Grunde genommen war es wohl ein anderes Motiv, das ihn zur Bewunderung des Aristoteles trieb, und

zwar derjenige Grundzug, der ihn auch bei Hegel zumeist fesselte: das Weite und Umfassende der Weltanschauung, die Universalität des wissenschaftlichen Horizonts.

Etwas von dieser Universalität zeigt auch Michelet selbst sowohl in seiner akademischen Lehrthätigkeit wie in seiner philosophischen Schriftstellerei. Es giebt keinen Zweig der theoretischen wie der praktischen Philosophie, über welchen Michelet nicht Vorlesungen gehalten und umfassende Werke veröffentlicht hätte. Seine Schriften behandeln die Logik, die Metaphysik, die Naturphilosophie, die Psychologie, die Ethik, die Rechtsphilosophie, die Religionsphilosophie, endlich die Philosophie der Geschichte und die Geschichte der philosophischen Systeme. Es ist eine stattliche Reihe von Schriften, in denen die genannten Wissenschaften ihre Bearbeitung gefunden haben, und sind dieselben in der jetzt erscheinenden Gesamtausgabe auf fünfundzwanzig Bände berechnet.

Es kann nicht meine Absicht sein und würde weit über den Zweck und den Raum dieses Essay hinausgehen, wollte ich es versuchen, die Werke Michelets nach ihrem philosophischen Gehalt zu analysieren und ihre Stellung gegenüber den philosophischen Strömungen der Gegenwart näher zu charakterisieren. Letzterer Mühe bin ich deshalb überhoben, weil Michelet eine eigene und originelle Weltanschauung eigentlich nicht aufgestellt hat, sondern wesentlich auf Hegels Principien weiterbaut. Jene großartige Weltbetrachtung, die in Deutschland eine Zeit lang alle Köpfe und Bücher erfüllte und die man treffend als einen universellen Panlogismus, das heißt als eine Art Entwickelungsgeschichte der Weltvernunft bezeichnet hat, bildet auch die Grundlage der Micheletschen Spekulationen. Nicht minder kehrt auch hier das wissenschaftliche Leitmotiv der Hegelschen Philosophie, die sogenannte dialektische Methode, wieder, und zwar macht unser Philosoph wirklich Ernst mit diesem Instrument, gegen welches sich einst die schärfsten Angriffe der Gegner Hegels richteten. Michelet wendet diese berühmte Methode in allen seinen Schriften mit strupulösester Gewissenhaftigkeit an. Ist sie ihm ja in der That nichts Geringeres als das die Wahrheit erzeugende Mittel, die unentbehrliche Handhabe, um das Ziel aller Spekulation zu erreichen. Ja, er nennt es geradezu das methodologisch-wissenschaftliche Abbild jenes großen dialektischen Weltprozesses, durch welchen einst Hegel Geist und Natur, Gott und Welt, Menschheit und Geschichte in jenes diamantene logische Netz einfing, wie es uns in seiner großen dreibändigen „Logik“ vorliegt, die für alle Zeiten als ein Meisterwerk spekulativer Denkkraft dastehen wird.

Die Welt, sagt Michelet, ist ein Werdeprozeß, und das philosophische System in seiner großartigen Architektonik der notwendige, aber alleinige Ausdruck dieses Weltprozesses nach allen seinen Stadien und Sphären. Aber der Entwickelungsgang, den der Weltprozeß beobachtet, ist ein organischer, indem er auf der Grundlage niederer Formen immer höhere erzeugt, in denen die niederen als „aufgehobene Momente“ enthalten sind. Demnach wird auch das System in sich diesen aufsteigenden Gang zeigen müssen, so zwar, daß die späteren Gedanken desselben immer nur als eine Kombination der vorangehenden, als die reifere und gehaltvollere Frucht der früheren Blüten auftreten. Nun aber ist die Weltentwickelung nichts als ein Prozeß, in welchem Gott der Welt nicht als ein transcendentes fremdes Wesen gegenübersteht, sondern als ihr eigenster immanenter Geist sich offenbart. Das Grundschema dieses Entwickelungsprozesses ist jedoch triochotomisch, das heißt nach dreifacher Gliederung, so zwar, daß zunächst das erste Glied in sein Gegenteil, in seine Negation, umschlägt und dieses zweite Glied dann sich mit dem ersten so kombiniert, daß das Produkt aus beiden das dritte Glied ergiebt. So ist Gott zuerst reiner Gedanke außer und vor allem Raum und aller Zeit — reiner unendlicher Geist —; dann geht er in die Negation des rein Geistigen, in

die Wirklichkeit und Körperlichkeit über — reine Natur —; endlich steigt er aus der höchsten Stufe der Natur, dem Organischen, als individuell Seelisches heraus und entwickelt sich hier zum Bewußtsein — endlicher Geist —. Als solcher schafft er im Organischen sich seinen Leib, im Ethischen seine Freiheit, bis er dann in Kunst, Religion und Wissenschaft im empfindenden und denkenden Geiste zum Bewußtsein seiner eigenen Unendlichkeit gelangt. Diese drei Stationen des Weltgeistes hat nun die dialektische Methode in wissenschaftlicher Form zum Ausdruck zu bringen, und es beherrscht diese Trichotomie ebensowohl die große Gesamtgliederung des Systems, als sie sich auch, ähnlich wie die Spitzbogen und Kreuzformen in einem gotischen Bauwerk, bis ins kleinste Detail organisch, aber in verjüngtem Maßstabe wiederholt. So begreift man, daß die dialektische Methode für unseren Philosophen nichts Nebensächliches und Äußerliches ist, wie man sonst wohl von einer Methode in irgend einer Wissenschaft spricht, sondern gewissermaßen den Leib für die Seele dieser Philosophie bildet, der in allen seinen Linien und Formen die Seelenbewegungen des Systems zum Ausdruck bringt. Sie ist für Michelet „der Rhythmus des sich selbst erzeugenden Inhalts, der Pulsschlag des Lebens der Welt“.

Karl Ludwig Michelet.

So ist die Dialektik das Zaubermittel wie der ganzen Hegelschen Schule, so auch Michelets geworden, um mit einem Schlage in das innerste Wesen der Welt zu dringen. Und was das Geheimnisvoll-Anziehende derselben noch vermehrt, ist dies, daß wir weder in dem nie rastenden Weltprozeß, noch in ihrem philosophischen Abbild, in der dialektischen Gedankenbewegung des Systems, irgendwo einen Anfang oder ein Ende wahrnehmen. Von welcher Seite wir auch hineintreten, sind wir sofort im Mittelpunkte der Sache: sei es, daß wir von dem reinen inhaltslosen Sein zu immer komplizierteren und volleren Begriffsformen, zu immer höheren Kategorien-Sphären emporsteigen, um endlich an die „Idee“ zu gelangen, oder daß wir das Reich der „Natur“ durchmessen, um auch hier dem ununterbrochenen Entwickelungsgang des „Geistes“ nachzuspüren, oder daß wir in den Bereich des „Seelischen“ übergehen, um hier wiederum das geheimnisvolle Walten der „Naturgeister“ zu belauschen, oder sei es, daß wir dieses mystisch dämmernde Zwielicht auf der Grenzscheide zwischen Natur- und Seelenleben verlassen, um in den hellen Tag des bewußten Geistes einzutreten, oder daß wir an das gesellschaftliche und staatliche Gebiet gelangen, um auch hier von den einzelnen National-

kulturen zum internationalen Rechtsleben der civilisierten Staatenkomplexe oder gar zu dem höheren weltgeschichtlichen Gesamtleben der Menschheit emporzusteigen: überall sehen wir die dialektischen Fäden herüber- und hinüberschießen, ein Strahlenmeer von belebendem Lichte, dessen intensiv leuchtender Kern jedoch — der erkennende Menschengeist ist. Denn in diesem, der den menschlichen Leib den höchsten und vollkommensten Organismus, so zu sagen den mikrokosmischen Auszug aller kosmischen und tellurischen Kräfte zu seinem Träger hat, kommt endlich nach langen Vorstadien die absolute Idee, das heißt Gott zu seinem eigenen Bewußtsein.

So also bildet diejenige Wissenschaft, welche dieses Sich-Innewerden Gottes zur systematischen Darstellung bringt, das ist die Philosophie, die höchste Krone und reifste Frucht des Geistes. Wie aber die Philosophie alle Wissensgebiete und alle Blüten menschlichen Anschauens, Empfindens, Denkens und Forschens in sich begreift, so sind ihre Resultate erst durch die Philosophie nach ihrer Stellung im Gesamtorganismus menschlichen Wissens, das heißt nach ihrem wahren wissenschaftlichen Werte erfaßbar.

Aus diesem Grundgedanken heraus hat auch Michelet im Anschluß an Hegel seinen systematischen Gedankenbau aufgeführt, der allerdings verglichen mit dem Hegelschen Monumentalbau, wie er z. B. in der „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften“ dasteht, weder in Bezug auf begriffliche Strenge der Durchführung, noch auf logische Geschlossenheit einen Vergleich aushält, dafür aber eine Reihe von Vorzügen besitzt, von denen in erster Linie die umfassende Verarbeitung des seit dem Tode Hegels aufgehäuften neuen wissenschaftlichen Erfahrungsmaterials, in zweiter Linie jedoch die Anpassung der ethischen, religiösen und politischen Principien an die freiere Auffassung unseres Jahrhunderts hervorgehoben werden müssen.

Versuchen wir eine gedrängte Übersicht über Michelets Hauptschriften zu geben, so tritt uns zunächst das fünfbändige Werk „System der Philosophie als exakter Wissenschaft“ (Berlin 1860 bis 1872) entgegen. Die einzelnen Teile dieses grundlegenden Werkes behandeln die Logik und Metaphysik, die im Sinne Hegels nur *eine* Wissenschaft bilden, die Naturphilosophie, die Geistesphilosophie (Anthropologie und Psychologie) und die Philosophie der Geschichte.

Michelet sieht in dem Hegelschen System, welches er in dem vorliegenden Werke nach mancher Richtung hin weiter ausbauen will, nicht nur das Facit der ganzen bisherigen philosophischen Entwickelung, sondern auch die vollendetste Form, in der eine Weltanschauung überhaupt auftreten kann: als das Gefäß der wirklich erreichten philosophischen Wahrheit. Was nach Hegel gekommen sei oder noch kommen werde, könne höchstens eine Wiederholung oder allenfalls eine Modifizierung früherer Standpunkte bedeuten. Eine absolut neue Weltauffassung könne nicht mehr hervortreten. Was aber bedeutet dann seine eigene systematische Bearbeitung der Philosophie? „In die Fußstapfen der großen Geister tretend,“ sagt Michelet, „die mir in einer ununterbrochenen Reihe von zweitausend Jahren vorangegangen sind, habe ich das ganze Ergebnis ihrer tiefen Gedankenarbeit zu ziehen unternommen. Meine Arbeit stellt sich somit als die Errungenschaft der ganzen Geschichte der Philosophie heraus. Weil die einzelnen geschichtlichen Systeme nunmehr die Allheit der Principien der Wahrheit erschöpft haben, so ist die geniale Erfindung eines neuen Systems unmöglich geworden... Wie die Helden in der Weltgeschichte sterben, sobald die Masse des Volks selber die Fortbildung seines Staatslebens in die Hand nimmt: so ist jetzt in der Geschichte der Philosophie die Wendung eingetreten, daß wir keiner Helden mehr bedürfen, welche die Grundlagen der Wissenschaft immer neu gestalten wollen und so immer wieder von vorn anfangen müssen; sondern jeder ist fortan berufen, auf einem unerschütterlichen

Grunde das ganze Gebäude der Wahrheit immer vielseitiger aufzurichten und weiter in die Höhe zu führen."

Wer wollte dem überzeugten Hegelianer diesen selbstgewissen und unfehlbaren Ton verargen! Nicht jeder denkt aber wie Lessing, der das Streben nach Wahrheit höher schätzte als den Besitz derselben. Und muß nicht jeder Anhänger eines bestimmten Systems unbedingtes Vertrauen in seine Principien setzen? Nichtsdestoweniger liegt doch auch etwas inhaltlich Wahres in den Worten Michelets, der mit ihnen das Verhältnis der Philosophie zum wissenschaftlichen Charakter unserer Zeit trifft. Die Zeiten, in denen die schimmernden Gedankenbauten wie durch ein Wunder entstanden, um schnell wieder zu entschwinden, scheinen wirklich vorüber zu sein. Die philosophische Aufgabe der Gegenwart liegt vielmehr auf einem anderen Gebiete: es handelt sich heute wesentlich darum, das unendliche Material der aufgehäuften Erfahrungsthatsachen in Natur und Geschichte zu einem Ganzen zu verbinden und zwar durch die Principien der Philosophie, die den toten empirischen Stoff erst zu durchdringen und zu beseelen und so Spekulation und positive Wissenschaften miteinander zu verschmelzen haben. Nur darin dürfte der Irrtum Michelets und seiner Schule liegen, daß er die philosophische Spekulation überhaupt und für alle Zeiten als abgeschlossen ansieht. Das heißt doch die Pulsadern in dem geistigen Blutlauf der Menschheit unterbinden. Wir sehen mit gemischten Gefühlen auf eine etwa zweitausendfünfhundertjährige Geschichte der Philosophie zurück, in der ein System das andere ablöste: aber wir schauen dennoch mutig in einen noch unendlichen geistigen Entwickelungsprozeß der zukünftigen Menschheit, der noch eine Fülle von Weltanschauungen verspricht. Weil die metaphysischen Principien bisher in verhältnismäßig rascher Folge abwechselten, sollen dieselben überhaupt schon erschöpft sein? Diese Annahme kommt fast einem testimonium paupertatis gleich, das sich der menschliche Geist selbst ausstellt.

Mancherlei ist aus dieser Voraussetzung erklärlich, so z. B. wenn Michelet in denjenigen seiner Schriften, welche die Geschichte der philosophischen Systeme behandeln, alles, was nach Hegels Tode gekommen ist, und wären es selbst die Anschauungen selbständiger Denker, wie Schopenhauers, Trendelenburgs, Weißes, Günthers, des jüngeren Fichte, Benekes, Fortlages, Fechners, Lotzes und Hartmanns, nur als Modifikationen vorangegangener Systeme erklärt. Diese stete Rücksichtnahme auf frühere philosophische Standpunkte hat aber auch in den Schriften der Hegelianer und insbesondere Michelets ihre vortreffliche Seite. Wer auf den Schultern seiner Vorgänger steht, ist schließlich genötigt, sich selbst als organisch emporgewachsen aus ihnen zu betrachten. Daher finden wir hier alle früheren metaphysischen Principien in die eigene Anschauung wie hineingearbeitet, und jede der in dem Micheletschen „System der Philosophie" enthaltenen philosophischen Disciplinen schließt so zugleich die Entwickelungsgeschichte derselben mit ein. Dies verleiht den Micheletschen Werken einen weiten historischen Horizont, zugleich aber auch in Bezug auf die Beurteilung früherer Anschauungen einen liberalen, anerkennenden Charakter, da ja nach Hegelscher Voraussetzung im gesamten Verlaufe der geistigen Geschichte, insbesondere aber der Geschichte der Philosophie, keine Ansicht hervorgetreten ist, die nicht irgend eine berechtigte Seite gehabt habe und daher nicht als Petrefakt, das aber noch nicht bloß ein historisches, sondern auch noch ein geheimes, latentes, bis in die Gegenwart hinein wirkendes Leben hat, irgend eine Stelle im System der Philosophie verdiente. Dadurch aber, daß die Entwickelungsgeschichte einer Wissenschaft nicht als besonderer, etwa einleitender Teil auftritt, sondern mit den einzelnen Lehren verwachsen erscheint, erhält die Darstellung einerseits etwas eigenartig Schillerndes, das uns vielfach verhindert,

das Historische der Vergangenheit von dem Sachlichen der Gegenwart scharf zu trennen, andererseits jedoch einen geschichtlich vertieften, perspektivischen Hintergrund von eigentümlich anziehendem Reize.

Dies tritt sofort im ersten Bande des genannten Werkes hervor, in der Logik, die hier gleichbedeutend ist mit der Metaphysik. Es ist die Grundwissenschaft für alle übrigen Teile der Philosophie, deren Geister schon latent in jener ruhen oder vielmehr schon dort ihr Wesen treiben. Aber indem Michelet die einzelnen Kategorien dialektisch auseinander entwickelt, zeigt er, daß alle diese Begriffe wie Sein, Werden, Quantität, Qualität, Maß, Grund und Ursache, Folge und Wirkung, Wesen und Erscheinung, Inhalt und Form u. s. w. schon einmal eine Art von Vorleben als Principien irgend einer früheren Weltanschauung im Altertum oder in der Neuzeit geführt haben, jetzt aber erst zum wahren ewigen Leben erweckt worden sind. Im übrigen weicht hier Michelet von seinem großen Vorbild, von der dreibändigen Hegelschen Logik, in Anordnung und Aufbau wenig ab, so daß wir oft sogar in einzelnen Wendungen wörtlich an jenes grundlegende und genialste Werk der ganzen Schule erinnert werden.

Der Fortgang von der Logik zur Naturphilosophie ist der des „reinen Gedankens“ zur „konkreten Wirklichkeit“, und zwar vollzieht sich dieser Übergang, um mit Hegel zu sprechen, dadurch, daß die Idee von ihrem „An-sich-Sein“ in ihr „Anders-Sein“ überschlägt: der dialektische Weltprozeß geht somit in sein zweites Stadium über. Wenn aber in der Logik, wie Michelet geistreich bemerkt, der Gedanke — alles Sein ist, so ist hier in der Naturphilosophie alles Sein — Gedanke. So weit wäre nun freilich innerhalb des Systems der Fortschritt vom abstrakten Gedanken zur konkreten Wirklichkeit gemacht und beide Welten wären somit wie die verschiedenen Seiten einer und derselben Münze miteinander ausgeglichen. Um so weniger ist aber dadurch schon ein anderer Gegensatz ausgeglichen, der gerade in unserer Zeit einen klaffenden Abgrund zeigt: zwischen der Philosophie, soweit sie das Wesen der Natur und die unendliche Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen a priori ableiten will, und den exakten Naturwissenschaften, welche von der Grundlage der Einzelerfahrung zur Feststellung allgemeiner Naturgesetze aufsteigt. Noch vor kurzem hat ein stolzer und selbstbewußter Vertreter der exakten Naturforschung, du Bois-Reymond in Berlin, in einer Polemik gegen den Güntherianer Weber in Breslau die für die Philosophie so demütigende Erinnerung an das Fiasko der Schellingschen Naturspekulation, die er eine „grandiose Mystifikation“ nennt, wachgerufen. Und in der That, wohin sind alle jene zauberischen Luftschlösser verschwunden, die einst die Phantasie Schellings, Steffens', Schuberts, Okens dem erstaunten Zeitalter hingemalt hat? Wo sind die „Polaritäten“ hingekommen, von denen einst Schelling phantasierte? wohin ist die „Nachtseite der Natur“ entschwunden, von der einst Schubert träumte? Es gehört wirklich für einen heutigen Denker, der ernst genommen sein will, kein geringer Mut dazu, es noch einmal von der ganzen Höhe des spekulativen Gedankens aus von neuem mit einer „Philosophie der Natur“ zu versuchen. War ja doch überdies die Naturphilosophie niemals so recht die starke Seite Hegels. Zwar weist dieser ja auch hier überall im kosmischen, planetarischen, tellurischen und organischen Leben die „Weltvernunft“ als die „innere Bildnerin“ aller Stadien und Formen der Natur auf; aber er fühlt sich hier doch nicht so sicher wie in den historischen und ethischen Teilen seiner Philosophie. An einen heutigen Denker, der seine Philosophie selbst als „exakte Wissenschaft“ bezeichnet, tritt nun allerdings die strengere Anforderung heran, nicht nur das ganze empirische Material in den Äther des „reinen Gedankens“ zu erheben, sondern vor allem auch die Übereinstimmung der spekulativen Ideen mit den unzweifelhaft feststehenden Erfahrungsthatsachen und Naturgesetzen nach-

zuweisen. Ein heutiger Naturphilosoph z. B. könnte nicht mehr wie einst Hegel gegen Newton und seine Art der Begründung der Gravitationsgesetze eine heftige Polemik eröffnen, ohne sich unsterblich zu blamieren. Das ist der allgemeine wissenschaftliche Fortschritt seit fünfzig Jahren, welchem sich auch die Philosophie zu fügen hat, indem sie die unbezweifelbaren Resultate der bisherigen Forschung auch für sich bindend anerkennt und höchstens auf den Nachweis der Kongruenz ihrer Principien mit der Erfahrung oder vielmehr der Bestätigung der ersteren durch die letztere ausgehen darf. Aber gestehen wir es nur: je herzhafter solche Vermittelungsversuche heute unternommen werden, desto mehr scheint sich die Kluft zwischen Spekulation und Erfahrung zu erweitern. Und fast möchte man jenen Vorsichtigen recht geben, die alle diese Versöhnungsbestrebungen als noch zu verfrüht betrachten und erst von einer ferneren Zukunft einen wirklichen und dauerhaften Frieden erhoffen, so daß hier noch Schillers Wort zu gelten scheint:

Feindschaft sei zwischen euch, noch kommt das Bündnis zu früh,
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.

Immerhin wird Michelets Versuch, den physischen Kosmos nach allen Seiten hin in eine spekulative Form zu fassen und die Unendlichkeit des Naturlebens durch das logische Netz der Hegelschen Kategorien zu umspannen, als ein kühnes und interessantes Wagnis gelten dürfen. Und wenn er uns auch nur einige Augenblicke aus der öden und sterilen Monotonie des mechanischen Atomismus der heutigen Naturforschung in eine höhere geistbelebte Sphäre der Naturanschauung erhebt, so hat er wenigstens eine Art von poetischer Wirkung erreicht. Ob er dadurch aber zu einer wirklichen Wiederbelebung der Naturphilosophie den Anstoß gegeben hat, dürfte füglich bezweifelt werden.

Die dritte Abteilung des Micheletschen Werkes, welche drei Bände umfaßt, ist der Philosophie des Geistes gewidmet. Auch in der Hegelschen Encyklopädie bildet dieselbe den dritten und letzten Teil, so zwar, daß derselbe in die Lehre vom subjektiven, vom objektiven und vom absoluten Geiste zerfällt. Jeder dieser Hauptabschnitte umfaßt jedoch wiederum eine Reihe von Unterabteilungen, von denen jede eine besondere philosophische Wissenschaft repräsentiert. So wird die Lehre vom subjektiven Geiste in der Anthropologie, Phänomenologie und Psychologie dargestellt, die Lehre vom objektiven Geiste umfaßt die Ethik, die Rechts- und Staatsphilosophie, endlich die Lehre vom absoluten Geiste die Ästhetik, die Religionsphilosophie und als das die früheren Teile zusammenfassende Schlußglied, die deckende Kuppel des ganzen Bauwerks: die Geschichte der Philosophie. Charakteristisch erscheint es, daß die Philosophie der Weltgeschichte bei Hegel nicht hier, sondern in der Lehre vom objektiven Geiste untergebracht ist, und zwar ist dieselbe unmittelbar an die Rechts- und Staatslehre angeknüpft. Die männliche und ernste Art der geschichtsphilosophischen Betrachtung Hegels, welche ihn zu dem Satz veranlaßte, daß die Weltgeschichte die Entwickelung des menschlichen Bewußtseins zur Freiheit darstelle, erklärt den engen Zusammenhang, in den er den weltgeschichtlichen Verlauf mit dem staatlichen Leben der Nationen gebracht hat. Diese also bei Hegel nicht weniger als zehn verschiedene philosophische Wissenschaften enthaltende Philosophie des Geistes reduziert sich bei Michelet auf einen weit geringeren Umfang, und zwar bietet dieselbe hier nur die Anthropologie und Psychologie und die Philosophie der Geschichte dar. Die übrigen Disciplinen sind schon früher und zwar monographisch und in besonderen Schriften von ihm behandelt worden, so die Ethik und die Rechtsphilosophie.

Wie bei Hegel, so ist auch bei Michelet die „Philosophie des Geistes" der theoretische Ausdruck und die systematische Darstellung für das dritte und konkrete Stadium der Weltdialektik, für die letzte und höchste Sphäre, in der die Manifesta-

tion des göttlichen Geistes vor sich geht. Dieses Schlußglied verhält sich nun aber zu den beiden ersten Gliedern: zum „Geiste vor der Weltschöpfung“, wie Hegel einmal es ausdrückt, und zur „Natur“ wie die Synthese zur These und Antithese des logischen Schlusses. In der Philosophie des Geistes wird die Idee, die in der Logik „an-sich-seiend“, in der Naturphilosophie dann in ihrem „Anders-Sein“ war, schließlich „an- und für sich-seiend“. So kommen die logischen Kategorien, welche in einer Art von Veräußerlichung die inneren Principien der physischen Welt wurden, hier wieder zu sich selbst, aber erfüllt von dem Seinsgehalt aller vorgegangenen logischen und kosmischen Entwickelungsstadien. Es ist die höchste Stufe der Idee, auf welcher sie sich in der Form des seelischen Lebens und des individuellen Bewußtseins ihrer selbst inne wird: Gott ist im Menschen wiedergeboren, wäre die theologische Formel für diesen Gedanken.

Aber zunächst ist der Geist noch ein „subjektiver“, selbstbewußter. Es ist dies die Stufe des geistigen Atoms, des denkenden Ichs der theoretischen Subjektivität. So weit nun das allmähliche Emporwachsen der letzteren aus den physiologischen, ethnologischen und nationalen Bestimmungen des Organismus dargestellt werden soll, ist dies die Aufgabe der „Anthropologie“, deren Schlußglied jedoch, die Lehre von den Gefühlen und Empfindungen, sich bereits an das Anfangsglied der „Psychologie“, als die Lehre von dem bewußten Seelenleben, anreiht. Michelet hat schon früh (Berlin 1840) beide Wissenschaften in einem besonderen Werke bearbeitet.

Das geistige Atom bleibt aber nicht in seiner Abgeschlossenheit, es tritt aus ihr heraus und bildet sich die Welt des Moralischen und des Rechts, welche in der Lehre vom objektiven Geiste behandelt wird und die „Ethik“ und „Rechtsphilosophie“ umfaßt. Auch diese Zweige hat Michelet in systematischer Form schon in früheren Jahren besonders bearbeitet: „Die Ethik oder das System der Moral“ (Berlin 1828) und die „Rechtsphilosophie“ (zwei Bände, Berlin 1866). Endlich findet die dialektische Entwickelung darin ihren Abschluß, daß das menschliche Ich in Religion, Kunst, Wissenschaft und Philosophie zum allgemeinen Ich, zu Gott, sich erhebt, oder vielmehr daß Gott im menschlichen Ich hier besonders sich seiner selbst, dem eigenen wahren Wesen nach, inne wird. Von den genannten Gebieten hat Michelet nur die Religionsphilosophie, allerdings nicht im systematischen Zusammenhange, sondern nur exoterisch und zwar in den „Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes“ (1841), ferner in der interessanten Trilogie (drei Gespräche): „Über die Persönlichkeit des Absoluten“ (Nürnberg 1842), „Der historische Christus und das neue Christentum“ (Darmstadt 1847) und die „Zukunft der Menschheit“ (Berlin 1852) dargestellt. Diese drei Gespräche, wohl mit das Geistvollste und Anziehendste, was Michelet geschrieben hat, sind auch unter dem gemeinsamen Titel zusammengefaßt: „Die Epiphanie der ewigen Persönlichkeit des Geistes.“

Michelets Arbeiten zur Geschichte der Philosophie sind in sehr anregender Form gehalten und auch von weiterer Wirkung auf diesem Gebiete der Historiographie geworden, wie er überhaupt einer der ersten aus der ganzen Hegelschen Schule war, welche der historischen Darstellung der früheren Systeme besondere Aufmerksamkeit zugewandt haben. Die epochemachenden Darstellungen von Brandis, Erdmann, Zeller und Kuno Fischer, welche derselben Richtung folgen, gehören einer etwas späteren Periode dieser Schule an. Man hat Michelets „Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis auf Hegel“ (zwei Bände, Berlin 1837 bis 1838) dieselben Vorwürfe gemacht, die man gegen die Hegelsche Geschichtschreibung überhaupt erhoben hat: den empfindlichen Mangel an Objektivität zu gunsten eines von vornherein feststehenden, mit dem Grundgedanken des Hegelschen Systems zusam-

menhängenden Planes über den historischen Entwickelungsgang der Philosophie. Der Vorwurf hat im allgemeinen seine Berechtigung. Hegel hatte nämlich behauptet und auch in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie“ nachzuweisen versucht, daß seit Beginn der philosophischen Forschung bei den Griechen bis auf seine Zeit jeder Weltanschauung ein Princip zu Grunde liege, welches einer Kategorie seiner Logik entspräche, so daß der ganze historische Verlauf der Philosophie gewissermaßen eine weltgeschichtliche Illustration zum System seiner Logik sei. Der Gedanke ist geistreich, aber ungemein gekünstelt, und dürfte auch, ohne große Gewaltsamkeit, geschichtlich gar nicht durchführbar sein. Bei Michelet trifft der Vorwurf aus dem Grunde weniger zu, weil er nur die Geschichte der neueren Philosophie behandelt. Dafür aber ist hier ein anderer Mangel sehr störend: das ist seine Neigung zur Polemik, die sich mit der objektiven Haltung des Historikers wenig verträgt, eine Neigung, welche noch viel mehr in seiner „Entwickelungsgeschichte der neuesten deutschen Philosophie“ (Berlin 1843) hervortritt. Hier ist es hauptsächlich die neue Wendung, welche der nach Berlin berufene Schelling genommen hatte, gegen die Michelet seine oft sehr heftigen Angriffe richtet.

Die Ästhetik als Philosophie des Schönen hat Michelet in systematischer Form nicht bearbeitet, wenn er auch eine Reihe größerer kunstphilosophischer, kunsthistorischer und litterarhistorischer Essays veröffentlicht hat, welche er in Band XI seiner „Gesammelten Schriften“ vereinigte. Erst einem anderen Schüler Hegels, Friedrich Vischer, war es vorbehalten, durch sein epochemachendes Werk einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Ästhetik herbeizuführen.

Endlich ist hier noch eine Arbeit Michelets hervorzuheben, welche wohl als eine der gediegensten Leistungen in der Hegelschen Schule anzusehen ist: die „Geschichte der Menschheit in ihrem Entwickelungsgange seit dem Jahre 1775 bis auf die neuesten Zeiten (zwei Bände, Leipzig 1859 bis 1860). Das Werk bildet zugleich den achtzehnten und neunzehnten Band seiner „Gesammelten Schriften“. Es ist dies eine Art Philosophie der neueren Weltgeschichte, wie sie wohl keine andere Litteratur des Auslandes aufzuweisen hat. Michelets Buch besitzt überdies den Vorzug, daß es das neunzehnte Jahrhundert selbst in die geschichtsphilosophische Beleuchtung rückt, was in keinem der uns bekannten derartigen philosophischen Darstellungen der Weltgeschichte bisher geschehen ist. Vor allem aber ist es der Geist, in welchem der Verlauf der Ereignisse unseres Jahrhunderts betrachtet wird.

Dies lehrt uns ein Vergleich mit dem berühmten Hegelschen Werke geschichtsphilosophischen Inhalts, welches nach dem Tode des Meisters Ed. Gans (Leipzig 1837) herausgegeben hat. Michelet steht, was auch aus seiner dreibändigen „Rechtsphilosophie“ (Berlin 1866), einem allgemein anerkannten Werke, unzweifelhaft hervorgeht, entschieden auf dem vorgeschrittenen Standpunkt, der den liberalen Principien des Jahrhunderts in Beurteilung seines Verlaufs gerecht werden will. Die Fragen der Volkssouveränetät und Volksrepräsentation, der Selbstverwaltung wie des Rechts der Regierungskontrolle, aber auch solche Probleme wie die Rechte und die Grenzen der Nationalität im Staatsganzen, die Forderungen des vierten Standes, die Fragen der volkstümlichen Bewaffnung, der größeren Ausbildung der internationalen Rechtsordnung u. s. w. werden in modernem Geiste beurteilt, ja hier und dort sogar eine Art von Programm für die politische Fortentwickelung der Nationen aus weltgeschichtlichem Gesichtspunkte aufgestellt. Hatte Hegel bei der Stellung, die er dem Weltgeiste in der Menschheitsgeschichte zuteilte, dem Einzelnen gewissermaßen nur eine passive Rolle als Zuschauer des Entwickelungsprozesses gelassen, so daß die konservative „Rechte“ nicht ohne einigen

Schein von Berechtigung bei ihrer Verwerfung aller „revolutionären" Akte sich auf die Anschauung des Meisters bezog, so wollten seine temperamentsvolleren Schüler von der linken Seite von einer derartigen bloßen Zuschauerrolle des Menschen nichts wissen und meinten, man müsse dem oft „allzu langsamen" Entwickelungsprozeß des Weltgeistes nun auch einmal einen Stoß nach vorwärts geben: darin sei das tiefere, sittliche Recht aller Revolutionäre begründet. Natürlich hängt hiermit auch die Verschiedenheit in der Auffassung der Aufgabe und der Stellung der Philosophie zum Leben aufs genaueste zusammen, insbesondere soweit dieses die Stellung unseres politisierenden Philosophen zu seiner Fassung der Geschichte der Menschheit betrifft.

Michelet ist weder Revolutionär noch Reaktionär, aber die Notwendigkeit liberaler Fortentwickelung der Völker wird von ihm aus allgemeineren historischen und ethischen Motiven begründet. Seine geschichtsphilosophische Anschauung faßt er folgenderweise zusammen: „Daß ich dem Mittelalter eine hohe Bedeutung beilege, ist selbstverständlich, da ich es als eine notwendige Stufe in dem Entwickelungsgange der Menschheit aufgefaßt habe. Den Vorzug vor dem Altertum können wir dann dem Mittelalter insofern immerhin zugestehen, als, während im griechischen Altertum das Individuum sich nur innerhalb und auf dem Boden der sittlichen Mächte frei bewegen durfte, das Individuum in der mittleren Zeit als Mensch seinen Himmel, sein substanzielles Wesen im eigenen Gemüt fand und sich so in sich selbst, ohne das äußere Band der sittlichen Verhältnisse auf seinem inneren Boden unendlich wußte. Indessen da diese seine unendliche Substanzialität an einen anderen Menschen, wenn er auch der Gottmensch war, später sogar an seinen sich so nennenden Stellvertreter auf Erden und an die außererwählte Priesterkaste entäußert war: so ist es eben die Aufgabe der Erziehung in der Neuzeit, diese so entäußerte Substanzialität wieder zurückzuerobern, und so den allgemeinen Geist, wie im Altertum, als einen dem Einzelnen unmittelbar innewohnenden zu fassen. Die klassische Bildung dürfen wir also nicht aus unseren Schulen verbannen, um, wie unsere Feudalen wollten, den mittelalterigen Standpunkt darin einzuführen; sondern wir müssen vielmehr beide Richtungen zu einer höheren Einheit verknüpfen. Daß damit aber das Absolute erst am Ende aller Zeiten zum absoluten Bewußtsein komme, kann nicht zugegeben werden. Schon in der Urzeit ist das Sichselbst-Wissen des absoluten Geistes, wenn auch nur im Allleben der Gattung als allgemeines Fühlen der Einzelnen und in den Priestern als einigen erleuchteten Sehern und Auslegern der Religionsbücher vorhanden. In der geschichtlichen Zeit tritt dies absolute Bewußtsein in wenigen Helden auf. Im Gegensatz zu der blinden, trägen, im Althergebrachten verharrenden Menge bringen sie, durch die Neuheit ihrer Ideen und die Thatkraft ihres Willens, die in der vorgeschichtlichen Zeit noch gar nicht vorhandene Entwickelung der Weltgeschichte in Fluß. Erst in der Vollendung der nachgeschichtlichen Zeit wird dieser Unterschied der Einzelnen gegeneinander fortfallen: der Pulsschlag des allgemeinen Lebens, der Hauch der Geisterwelt wird in allen Einzelnen, als die ewige Persönlichkeit des Absoluten erscheinen. Dieser Fortschritt, der im Verhältnis der Einzelnen zueinander eintritt, ist jedoch nicht eine Veränderung des absoluten Selbstbewußtseins selber, das sich in allem Wechsel der Zeiten gleichbleibt, sondern nur ein Wechsel des individuellen Wissens."

Endlich über die Hauptfrage aller Geschichtsphilosophie, ob wir eine bewußte Einwirkung Gottes auf die Menschen- und Völkergeschicke, oder eine Fortentwickelung der letzteren nach unabänderlichen nur durch die physischen und psychischen Verhältnisse bedingten Gesetzen, oder endlich eine Art höherer Kombination beider Ansichten anzunehmen haben, das heißt eine immanente Entwickelung Gottes

in und mit dem Menschengeschlecht selbst anzunehmen haben, spricht er sich so aus: „Ich möchte nicht das Mißverständnis aufkommen lassen, als ob ich die Einwirkung des Weltgeistes (auf die Geschicke des Einzelnen, ganzer Nationen und des gesamten Menschengeschlechts) im transcendenten Sinne fasse. Wenn den Thaten der Einzelnen die Zufälligkeit immer mehr oder weniger beigelegt werden muß, so bleibt doch das endliche Ergebnis aus dem Spiele aller dieser konvergierenden Zufälligkeiten die mit Notwendigkeit sich durchführende Vernunft der Sache, die allgemeine Vernunft. Unter den Thaten des Weltgeistes verstehe ich also nichts anderes als die Entwickelung des Menschengeistes selbst in der Geschichte, der durch die freien Handlungen der Einzelnen zum Ziele der vollendeten Darstellung der Gattung auch in ihnen gelangt."

So läuft Michelets Geschichtsphilosophie in einen metaphysischen Schluß aus, der auch wieder auf seine religionsphilosophischen Anschauungen, wie er sie in den oben genannten Schriften niedergelegt, ein helles Licht wirft. Auch hier bemerken wir ein Hinausgehen weit über die von Hegel gezogenen Grenzen. Denn während dieser in den von Marheineke herausgegebenen „Vorlesungen über Religionsphilosophie" ein gewisses Bestreben zeigt, sich überall mit der Orthodoxie in ein gutes Einvernehmen zu setzen, indem er (wie bei der Trinitätslehre) die kirchlichen Dogmen in spekulative Ideen umwandelt, macht Michelet in seinem trilogischen Gespräche wirklich Ernst mit dem pantheistischen und vielmehr panlogistischen Grundgedanken des Systems. Und wenn er in der Christologie auch nicht die Wege von Strauß und Bauer wandelt, so will er doch auch mit Anlehnung an Schleiermacher die Erscheinung Christi als die symbolische Personifikation des göttlichen Geistes der ganzen Gattung aufgefaßt wissen.

Und an dieser mittleren Stellung hielt Michelet auch fest, als es sich darum handelte, den Grundgedanken des Hegelschen Systems nach anderer Richtung hin gegen die inneren wie gegen die äußeren Gegner desselben zu verteidigen. Schon früh trat Michelet daher als der eigentliche philosophische Wortführer des „Centrums" auf. Zumal so oft die Notwendigkeit eintrat, von der gesamten Schule Angriffe von außen abzuwehren oder im Namen derselben die Offensive zu ergreifen, sehen wir den streitbaren Michelet im Vordergrunde der Polemik. Schon bevor der alternde Schelling nach Berlin berufen wurde, um die durch den Hegelianismus wachgerufenen Geister durch seine neue „christlich-positive Philosophie" zu bannen, ließ Michelet die Streitschrift „Schelling und Hegel" (1839) erscheinen, der dann andere polemische Schriften folgten und zwar zur Abwehr gegen Attaken, welche gegen die „absolute" Philosophie von verschiedenen Seiten her gerichtet waren. Unter diesen hat der Streit mit dem gelehrten Berliner Aristoteliker Adolf Trendelenburg eine gewisse Berühmtheit erlangt. Aber auch die Herbartianer hatten eine Art von Koalition gegen den übermächtigen Einfluß der Hegelschen Schule gebildet, und Michelet war es, welcher in erster Linie gegen die Leipziger Führer der Herbartschen Richtung, Drobisch und Hartenstein, in die Arena trat. Manchen Strauß hatte er auch mit anderen philosophischen Zeitrichtungen auszukämpfen, und die Gruppe der spekulativen Theisten, wie z. B. Weiße in Leipzig, Ulrici in Halle und der jüngere Fichte in Tübingen, konnte erzählen von dem schneidigen Schwert des kampflustigen Michelet. Auch gegen Eduard Zeller („Hegel und der Empirismus") und Friedrich Harms, seinen späteren Berliner Kollegen, trat er in die Schranken, sei es, daß er dem ersteren seinen Abfall von Hegel und seinen Übertritt zu den Neukantianern nicht verzeihen konnte, oder daß er bei dem letzteren spekulative Unzulänglichkeit und den Mangel an jeder höheren Systematik einer ungewöhnlich scharfen und gereizten Kritik unterzog. Vielfach polemisierte er auch gegen die

Metaphysik Schopenhauers und ihre ethisch-pessimistischen Konsequenzen, nicht minder auch gegen Hartmanns Princip des Unbewußten. Andere Richtungen wie Kirchmanns naiver Realismus und der Vogt-Büchnersche Materialismus, nicht minder die atomistische Mechanik und ihre psychologische Verwendung und manche andere Gegner wurden von Michelet in einer scharfen und oft recht derben Polemik bekämpft. Ja noch im Jahre 1870 veröffentlichte er bei Gelegenheit des hundertjährigen Geburtstages seines Meisters eine Apologie desselben: „Hegel, der unwiderlegte Weltphilosoph“ (Leipzig, bei Duncker und Humblot), worin er, der letzte auf dem Schlachtfelde, noch einmal die längst gesunkene Fahne der „absoluten“ Philosophie wieder erhebt. Ein großer Teil dieser polemischen, zuweilen sehr umfangreichen Arbeiten füllt nebst dem zahlreichen Briefwechsel Michelets mehrere Bände der „Gesammelten Schriften“ desselben.

Ein anderer Teil dieser Abhandlungen, an welche sich kritische Studien über zeitgenössische philosophische Werke des In- und Auslandes (von Rosenkranz, Franz Hoffmann, Carriere, Sigwart, Cousin, Taine, Stuart Mill, Herbert Spencer u. s. w.) sowie Abhandlungen über wissenschaftliche, kirchliche und politische Zeitfragen anreihen, sind noch in der von Michelet begründeten und redigierten Monatsschrift „Der Gedanke“ enthalten. Dieselbe war Jahrzehnte hindurch das Organ der „Philosophischen Gesellschaft“ zu Berlin, welche Michelet vor vierundvierzig Jahren (15. Jan. 1843) im Verein mit Förster, Hotho, Mätzner u. a. ins Leben gerufen hatte und deren beständiger Schriftführer er bis auf diesen Tag geblieben ist. Die Geschichte dieses philosophischen Vereins, der ursprünglich das Sanktuarium für die Hegelsche Philosophie war, später jedoch auch anderen Richtungen Zutritt gewährte, ist mit Michelets eigener geistiger Entwickelungsgeschichte aufs innigste verknüpft. Heute ist derselbe auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen: ein trübes Bild von der Stellung der Philosophie zu dem geistigen Gesamtleben der Reichshauptstadt.

Wir haben Michelets wissenschaftliche Lebensarbeit nach ihren Hauptmomenten zu schildern versucht. Dieser intensiven inneren Thätigkeit gegenüber steht auch sein äußerer Lebensgang als ein vielfach bewegter und von mancherlei Schicksalen und Kämpfen heimgesuchter da. Nicht wie sonst ein Gelehrtendasein ist dieses etwa still und in sich gekehrt verlaufen. Michelet hat von seinem ersten Auftreten an eine starke Neigung zu öffentlicher Wirksamkeit gezeigt, und er hat dieser seiner Neigung auch während seines ganzen langen Lebens in allerlei politischen und religiösen Kämpfen nachgegeben. Vielleicht werden manche darin einen Widerspruch zu der einem Denker so notwendigen inneren Sammlung und Ruhe finden: aber wir wollen es dem nunmehr sechsundachtzigjährigen greisen Denker hochhalten, daß, wenn er seine philosophische Denkarbeit oft unterbrach, um in den Parteikampf des Lebens sich zu stürzen, dieses immer und unentwegt im Sinne der politischen und religiösen Freiheit geschehen ist.

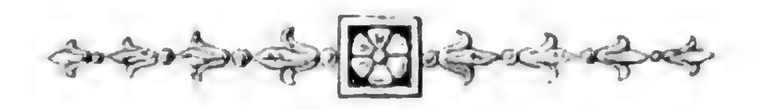
Karl Ludwig Michelet ist ein geborener Berliner (geb. 4. Dezember 1801). Dieses, sowie seine französische Abstammung aus einer alten und wohlhabenden Kaufmannsfamilie erklären manchen Zug in seinem lebhaften, versatilen, leidenschaftlichen und selbstbewußten Wesen. Er erhielt die erste Bildung und die Vorbereitung zur Universität auf dem französischen Gymnasium. An der Berliner Hochschule hat er seine Studien erst in der Jurisprudenz, dann in der Philologie und Philosophie absolviert. Die hervorragendsten Männer waren seine Lehrer: Böckh, Schleiermacher, Lachmann, Ancillon, Savigny, vor allen aber machte Hegel den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck auf ihn. Als sechsundzwanzigjähriger junger Mann habilitierte er sich, worauf er dann bald eine Anstellung als Gymnasiallehrer am französischen Collège erhielt. Drei

Jahre später (1829) wurde er zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt und ist dieses bis auf den heutigen Tag geblieben. Viele Jahrzehnte hindurch hat der stets Übergangene den Berliner Lehrstuhl, den einst Hegel eingenommen hatte, von anderen Männern oft meist feindlicher Richtung besetzt gesehen, manche Generationen von preußischen Unterrichtsministern sind an ihm vorübergezogen, ohne daß einer derselben es gewagt hätte, den Bann zu brechen, welcher über den stolzen Hegelianer verhängt schien.

Jetzt am späten Abend seines Lebens hat der fünfundachtzigjährige Gelehrte seine Lebenserinnerungen unter dem Titel „Wahrheit aus meinem Leben“ (Berlin, Nicolaische Buchhandlung) veröffentlicht. Sie sind etwas mehr als die Selbstbiographie eines deutschen Universitätsprofessors. Sie bilden einen bedeutsamen Beitrag zur inneren deutschen Geistesgeschichte der letzten sechzig Jahre. Eine Reihe hervorragender und interessanter Charakterköpfe ziehen am Leser vorüber. Da ist vor allem die ernste Gestalt Hegels selbst, umgeben von der bunten Schar seiner Schüler, Anhänger und Freunde; auch der feingeistige und liberalisierende Minister v. Altenstein, der Protektor Hegels, tritt auf; ferner der Geheimerat Schulze, der langjährige Decernent des preußischen Unterrichtswesens; da ist ferner der tiefsinnige mystische Göschel, der feinsinnige Werder, der Gefühlsphilosoph Althaus, der „Hofdemagog“ Förster, der interessante Graf Cieskowski u. s. w. Ab und zu tauchen auch die bedeutsamen Gestalten Humboldts, Böckhs, Schellings, Karl Ritters und Julius Stahls auf. Die süddeutschen Revolutionäre der Schule, wie Feuerbach und Strauß, erscheinen nur selten in Berlin. Dafür tritt eine Reihe jüngerer Berliner Denker auf, wie der Psychologe Lazarus, der Ästhetiker Schasler, der Rechtsphilosoph Lasson und andere, auch erblickt man schon die scharf geschnittene Physiognomie Ferdinand Lassalles.

Und noch ein anderes wichtiges Moment tritt uns aus diesen Erinnerungen entgegen. Kein Vertreter der Hegelschen Schule dürfte einen so weitreichenden Einfluß auf die philosophischen Anschauungen des Auslandes geübt haben wie Michelet. Er zählt unter seinen Zuhörern Franzosen, Engländer, Schweden, Italiener, Schweizer, Slaven und Amerikaner. Viele derselben sind dann an der Hochschule ihres Vaterlandes als Lehrer der Philosophie aufgetreten, wie Vera und Imbriani in Neapel, Lyng in Christiania, Amiel in Genf, Tengström in Helsingfors, Nenadowic in Belgrad, d'Ercole in Turin und andere, und haben so die Ideen des deutschen Denkers dorthin verpflanzt: auch solches ist deutsche Kulturarbeit im Auslande! Die meisten Beziehungen unterhielt jedoch Michelet, seitdem er durch seine Arbeit über Aristoteles den Preis der Pariser Akademie erhalten hatte, mit französischen Gelehrten, wie Victor Cousin, Royer-Collard, Saisset, Barthelemy St. Hilaire und anderen, Beziehungen, die er dann durch wiederholte Reisen nach der französischen Hauptstadt erneuerte.

Mit Recht hat Michelet seine Memoiren als den ersten Band an die Spitze der Gesamtausgabe seiner Schriften gestellt, welche das Resultat einer langen und treuen Lebensarbeit im Dienste der Wissenschaft und der Wahrheit sind.



Krabben-(Garneelen-)Fang.

Die deutsche Nordseefischerei.

Von

M. Lindeman.

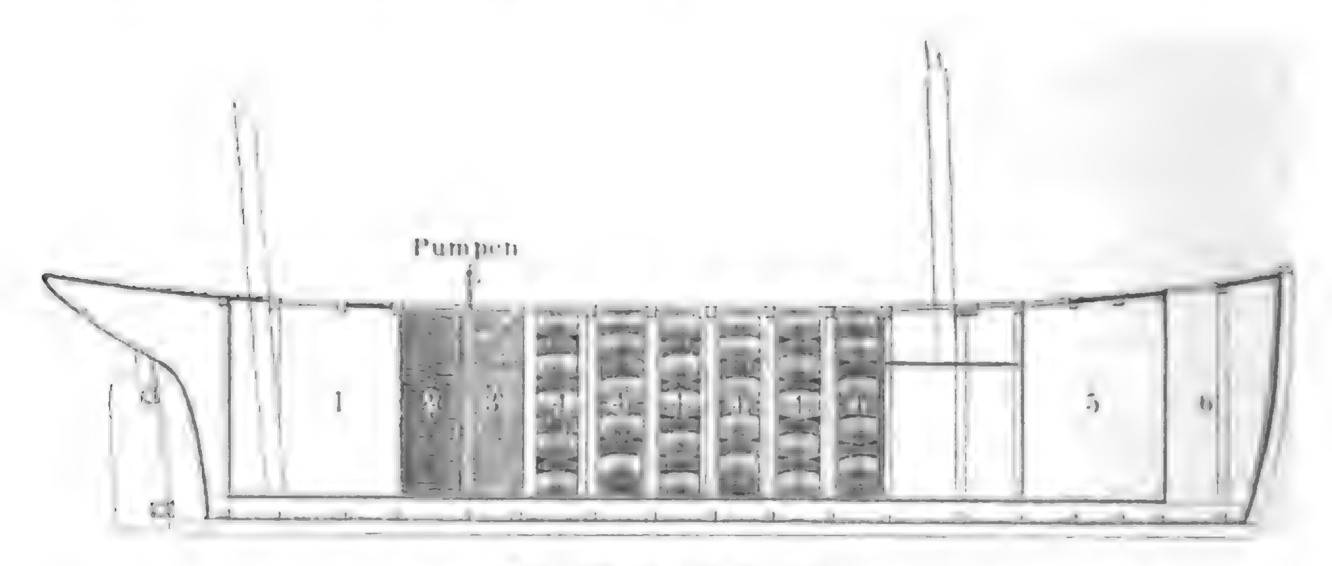
Die deutschen Küsten bespült auf einer Strecke von etwa vierzig deutschen geographischen Meilen eines der fischreichsten Meere der Welt: die Nordsee. Seit Jahrhunderten sind die zahlreichen größeren und kleineren Bänke und sonstige das Fischleben begünstigende Stellen dieses Meeres, dessen Ausdehnung mit dem Skager Rak 725000 qkm beträgt, der Tummelplatz der Fischer der Küstenländer. Unter den Tausenden von Fischerfahrzeugen, welche von den zahlreichen großen und kleinen Passagier- und Frachtdampfern in der Nordsee zu jeder Jahreszeit durchkreuzt werden, erblicken wir leider nur an einer geringen Anzahl meist kleinerer die deutsche Flagge. Schottland, England, die Niederlande und Norwegen — das klassische Land des Seefischfangs in Europa neben Italien — sind in erster Linie, Belgien, Deutschland, Dänemark und ferner auch Frankreich in zweiter Linie an der Hebung der Schätze von Nährstoffen beteiligt, welche, eine Ernte ohne Saat, das „Deutsche Meer" noch heute und wohl bei weitem reichlicher spendet als zu jenen längst verklungenen Zeiten, da die Koggen der Städte des mächtigen Hansebundes die Meere durchfurchten und hansische Kaufleute im Lande Schonen wie in Norwegen, in „Hitland" (den Shetlandsinseln) wie in „Eyßland" (Island) ihre großen Handels- und Fischereistationen unterhielten. Heute finden wir, daß es an den britischen Inseln über 37000 Fischerfahrzeuge verschiedener Größen giebt, von denen wohl die meisten in der Nordsee ihre Beschäftigung haben; die Niederlande senden regelmäßig alljähr-

lich sechs- bis siebenhundert Fahrzeuge auf die Fischerei in der Nordsee, Deutschland dagegen hat nur fünfzehn Heringslogger, deren Heimatshafen Emden ist, im übrigen ist es an der Hochseefischerei der Nordsee nur durch kaum dreihundert meist kleinerer Fahrzeuge, die vorzugsweise von einigen Fischerdörfern der Unterelbe ausgerüstet werden, beteiligt. Von diesen fischen wiederum die meisten in den Küstengewässern.

Die neue Zeit mit allen ihren Erfindungen und Vervollkommnungen, besonders im Verkehrswesen, hat auch die Seefischerei nicht unberührt gelassen: der Bau und die Einrichtung der Fahrzeuge ist verbessert worden, an den Fanggeräten ist manches geändert, einzelne, z. B. das Baumschleppnetz, dürfen in ihrer jetzigen Gestalt gewissermaßen als ein neues Fangmittel zum Massenfang von Seefischen bezeichnet werden, und wenn die Erfindung des Salzens und Pökelns der Heringe oder wenigstens wesentliche Verbesserungen in dieser empirisch schon früher geübten Fischbereitung sich an den Namen des im vierzehnten Jahrhundert in der niederländischen Stadt Biervliet lebenden Fischers und Ratmannes Jan Beukelszoon knüpft, also schon fünfhundert Jahr alt ist, so darf die Frischerhaltung des gefangenen Seefisches in Eiskisten oder Refrigeratoren als eine Verbesserung unserer Zeit bezeichnet werden, die eben erst in der Ära der Eisenbahnen zur Geltung kommen konnte. In der kaum dreißig Jahre zurückliegenden Zeit, da es in Deutschland ein vielmaschiges Eisenbahnnetz noch nicht gab, war der Verbrauch der Seefische, Hering und Kabeljau ausgenommen, auf die Küstengegenden beschränkt; der Fisch war infolge dessen erheblich billiger als jetzt und z. B. Schellfisch vielleicht für den achten bis zehnten Teil seines jetzigen Preises käuflich. Die Dampfkraft, das große Agens der Gegenwart, erleichtert und beschleunigt den Transport des Fanges aus See zum Hafen, sie wird als Hilfe selbst an Bord des fischenden Fahrzeugs, zum Fortbewegen desselben bei Windstillen, zur Aufholung der Netze 2c. gebraucht. Andererseits hat sich bei dem Gewerbe der Fischerei — einer der Urbeschäftigungen der Menschen — vieles fast unverändert erhalten, weil es schon im Laufe der Jahrhunderte zur denkbar größten Vollkommenheit ausgebildet worden war. Dies gilt von einzelnen Fanggeräten, der Angel, dem Treibnetz, wenn auch das Material vielfach ein besseres geworden ist. Viele Sitten und Gebräuche sind bei dem urkonservativen Fischervolk dieselben wie vor Jahrhunderten. So darf es als Regel bei den meisten Seefischereien bezeichnet werden, daß, wie von alters her, der Arbeitslohn entweder nur zu einem geringen Teil oder gar nicht aus einem festen Lohnsatz, sondern in der Hauptsache aus einem Anteil an dem Wert des Fanges besteht. Denn persönliches Geschick, Erfahrung und Ausdauer spielen bei der Seefischerei die größte Rolle und können nicht, wie bei so manchen anderen Gewerben, durch Einführung maschinenmäßiger Vorrichtungen entbehrlich gemacht werden; daher ist die Beteiligung des Arbeiters am Gewinn in der Fischerei etwas Selbstverständliches und vermag allein alle Kräfte zur Sicherung des Erfolges in Bewegung zu setzen. Aber auch diesem Gewerbe, wie allen anderen, kommt die wissenschaftliche Erkenntnis zu Hilfe und wird es in Zukunft, je mehr sie sich ihm zuwendet, noch mehr thun, nur hat das Studium des Fischlebens im hohen Meere, der Fortpflanzung und Ernährung der Seefische seine besonderen Schwierigkeiten, die in dem Elemente, worin es sich bewegt, in den zum Studium erforderlichen Kräften und Mitteln liegen.

Die Großbetriebe der Fischerei in den nordischen Meeren waren seit Jahrhunderten der Walfisch-, der Herings- und der Kabeljaufang. Der erstere hat die große Bedeutung, welche er in früheren Zeiten besaß, längst verloren, er beschäftigt jetzt nur noch wenige fremde Fahrzeuge und der Ertrag ist im Vergleich zu früher ein geringer. Thran wird zwar

noch zu mancherlei Zwecken begehrt, hat aber lange schon aufgehört, als Leuchtmaterial zu dienen. Die Deutschen, welche — meist von Hamburg und Bremen — ganze Flotten in das Eismeer sandten oder die seegewohnte Mannschaft der friesischen Inseln an die Niederländer für ihre „Noordsche Visscherij“ abgaben, haben sich ganz davon zurückgezogen, hier und da erinnern an unserer Küste oder den Inseln Zäune, Pfähle und Thorwege aus Walfischknochen an jene merkwürdige Periode deutsch-nordischer Seefahrt. Der Wal- und Robbenfang im europäischen Eismeer ist den Bewohnern der nächstgelegenen Küsten, den Schotten und Norwegern verblieben; dort, von Peterhead und Dundee, und hier, von Hammerfest, Tromsö, Wadsö und Tönsberg, gehen in jedem Frühjahr eine Anzahl größerer Dampfer und kleinerer Segelfahrzeuge aus, um zuerst auf dem Treibeis bei der Insel Jan Mayen die jungen Robben zu töten, später im Meere zwischen Grönland und Spitzbergen den Polarwal, oder im Inselgewirr der Spitzbergengruppe, bei Nowaja Semlja und im Karischen Meere die Robbe und das Walroß zu jagen. Viel bedeutender ist übrigens das gleiche Gewerbe in Neufundland, von wo jedes Frühjahr eine zahlreiche Fischerflotte ins Eismeer geht. Auch in der Eismeerfischerei wird trotz ihrer jetzigen Beschränkung über die merkliche Abnahme der Fangtiere geklagt, und man denkt nun z. B. in Schottland, angespornt durch die hohen Preise des Fischbeins, ernstlich daran, die weit entlegenen Fischgründe des Südpolarmeeres aufzusuchen.



Längenschnitt eines Loggers.

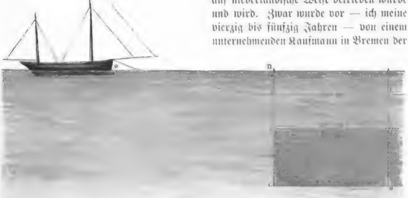
1 Kajüte für den Kapitän und den Steuermann. 2 Raum für das Tauwerk. 3 Raum für die Netze. 4 Räume für die geleerten resp. gefüllten Tonnen. 5 Kajüte für die Mannschaft (Logis). 6 Raum für das Ankerkabel.

Weit älter als der Walfischfang, der doch schon im Mittelalter von den seefahrtskundigen Biskayern im gleichnamigen Meerbusen betrieben wurde, ist die **Heringsfischerei**. In der Handels- und Kulturgeschichte des Mittelalters spielt sie eine hochbedeutende Rolle. Die Berechtigung zur Heringsfischerei an bestimmten Stellen der Küsten der Nordsee und des Baltischen Meeres, die Errichtung freier Märkte und von Fischereistationen bildeten oft Streit- und Vertragsobjekte zwischen den nordischen Reichen. Die schonische Fischerei, der die Hansa einen großen Teil ihres Reichtums und ihrer Macht verdankte, stand besonders im zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert in Blüte. Ein goldenes Wappenschild mit drei Heringen schmückt das alte Schonenfahrerhaus in der freien Stadt Lübeck, welche die Führung im Hansabunde hatte. Die Heringsfangzeit an den Küsten von Schonen war zwischen Jakobi und Martini (dem 25. Juli und 10. November). Aus dem ganzen Norden Europas strömten um diese Zeit Fischer und Kaufleute nach den „Vitten“, freien Plätzen an der

Küste, wo die Fische abgeladen, bereitet, gepackt und verkauft wurden; Lübeck hatte einen eigenen Vogt. An der englischen Küste wurden frühzeitig Yarmouth, an der norwegischen Bergen große Fisch- und Fischhandelsplätze; sie sind es noch heute. Der Kabeljaufang, der dritte Großbetrieb der Fischerei in der Nordsee, ist vornehmlich in den Händen der Norweger, der Franzosen (bei Island), der Isländer, der Bewohner der Faröer, endlich der Niederländer und Engländer; die Deutschen betrieben früher den „Bakkljau"fang bei Island und wohl auch bei Neufundland; die Neuzeit weiß von einer deutschen Großfischerei auf Kabeljau leider nichts. Der Bedarf der katholischen Bevölkerung Deutschlands an Stockfisch (gedörrtem Kabeljau) ist bedeutend, er wird vom Auslande, Norwegen und Niederlande, gedeckt. Bekannt sind die reichen Fischereien der Norweger in den ersten drei Monaten des Jahres bei den Lofoden; die Niederländer fangen den Fisch vorzugsweise auf stürmischen Winterreisen in der hohen Nordsee, ein beschwerlicher und gefährlicher Betrieb von einigen wenigen niederländischen Fischerdörfern, vornehmlich Pernis, Katwijk und Noordwijk, der treffliche Seeleute bildet. Der Hauptmitbewerber Norwegens auf dem Weltmarkt in Bezug auf Stockfisch ist das große Fischland Kanada, dessen an Meerestieren verschiedener Art reiche Gründe und Bänke noch heute von Zeit zu Zeit ein Streitobjekt mit den Amerikanern bilden. Den hansestädtischen „Bergenfahrern" lieferte dereinst der Stockfisch einen der wichtigsten Ausfuhrartikel aus Norwegen, dessen zahlreiche Handelsflotte jetzt großenteils selbst diese Ausfuhr nach den katholischen Ländern des Südens, nach Spanien und Italien, besorgt.

Der deutsche Heringsfang in der Nordsee.

An der deutschen Nordseeküste war und ist es vorzugsweise die alte Stadt Emden, von wo der Heringsfang in der Nordsee auf niederländische Weise betrieben wurde und wird. Zwar wurde vor — ich meine vierzig bis fünfzig Jahren — von einem unternehmenden Kaufmann in Bremen der Versuch gemacht, eine Heringsfischerei von der Weser aus ins Werk zu setzen, doch



Logger beim Heringsfang.

a b c d = 1 Netz. a b = 1 Netzlänge = 720 Maschen = 30,30 m. a c = b d = 1 Netztiefe = 335 Maschen = 14,66 m. a f = 1 Staallänge = 0,35 m. 1 Netzlänge = 174 Staalenteile (zwischen a b). f g = 1 Sperrreep = 28,55 m; zwischen f g befinden sich in gleichen Abständen 38 Korkflöße von je 13 cm Länge und 6 cm Breite in ovaler Form. f i = 1 Seising = 9,15 m. i k = 1 Reep = 28,00 m. i o = 1 Reep = ca. 40,0 m. i m = 1 Brailtau = 6,10 m. m n = 1 Brail, 1,10 m lange, 0,31 m im größten Durchmesser weite, flach konisch gebaute Tonne: der größte Durchmesser ist etwas aus der Mitte der Länge verlegt, so daß der untere, kürzere, unter Wasser sich befindliche Teil etwas bauchiger geformt ist. Bei c und d befinden sich aufwärts am Netze in gleichen Abständen je sechs Bleie, welche im ganzen ca. 0,5 m einnehmen.

Digitized by Google

das Unternehmen schlug fehl. In Altona bestand eine Heringsfischerei-Compagnie. In der großen Brückstraße zu Emden, gegenüber dem neuen stattlichen Reichspostgebäude, stehen noch heute zwei Packhäuser, die, im vorigen Jahrhundert erbaut, besonders durch das in Stein gehauene Heringspaar, welches mit den Worten: „Vischers hoop“ über dem Eingang erblickt wird, an jene erste Blütezeit des Emdener Heringsfanges erinnern. Schon im sechzehnten bis Anfang des siebzehnten Jahrhunderts waren durch Emdener Kaufleute eine Anzahl Schiffe auf den Heringsfang bei den norwegischen Küsten alljährlich ausgesandt worden. Im siebzehnten Jahrhundert, zu einer Zeit, wo die englischen und niederländischen Seefischereiunternehmungen stetig sich ausdehnten, ging der deutsche Betrieb — vielleicht durch die Wirren des unseligen Dreißigjährigen Krieges — wieder ein. Unter Preußens großem König Friedrich II., der so vielfach bemüht war, die Seeschiffahrt seiner guten Stadt Emden zu heben, bildete sich in Emden im Jahre 1769 eine Aktiengesellschaft für die Heringsfischerei. In damaliger Zeit, wo man allgemein glaubte, neue Gewerbsunternehmungen, unbekümmert um die sonstigen Verhältnisse, durch Zollschutz, Prämien, ja direkte Zuwendungen aus der Staatskasse zur Blüte bringen zu können, kann es nicht wunder nehmen, daß die preußische Regierung dem jungen Emdener Betriebe allerlei Begünstigungen zu teil werden ließ: die neue Gesellschaft erhielt für Preußen das ausschließliche Privilegium zum Heringsfang in der Nordsee, zunächst für fünfzehn Jahre; alle ihre Bedarfsgegenstände wurden zoll- und abgabenfrei erklärt, und um der durch Herabsetzung der Preise für Heringe von Anfang bedrohlich auftretenden niederländischen Konkurrenz von vornherein entschieden zu begegnen, wurde ein namhafter Einfuhrzoll auf in Preußen eingeführte holländische Heringe gesetzt und aus dem Ertrag dieses Zolls der Emdener Gesellschaft noch dazu ein erheblicher Teil überwiesen. Die Niederländer ihrerseits bewilligten ihren Heringsfangfahrzeugen nunmehr auch hohe Prämien, die preußische Regierung antwortete mit Erhöhung des Zolls und Überweisung der ganzen Zolleinnahme an die Emdener Gesellschaft. Diese nahm einen großen Aufschwung; das Aktienkapital wurde vermehrt, der Betrieb fortwährend ausgedehnt. Die Zahl der Emdener Heringsbüsen — schwerfälligen Fahrzeugen, wie sie damals allein in Gebrauch waren, jetzt aber als Kuriosität nur noch im Modell, wie z. B. auf der Berliner Fischereiausstellung 1880, zu sehen sind — stieg von sechs im Anfang auf einundvierzig im Jahre 1780 (etwa der sechste Teil der in diesem Jahre von den Niederlanden ausgesandten Flotte) und auf siebenundfünfzig im Jahre 1804. Im Jahre 1800 betrug allein die Bemannung der Schiffe 732, am Lande waren 535 Personen beschäftigt. Aber die Blüte war nur eine künstliche, abgesehen von den Staatsunterstützungen, welche — wie G. F. Zimmermann in seiner Schrift: „Ostfrieslands Anteil an der Binnen-, Küsten- und Hochseefischerei“ nachweist — in dreißig Jahren über 409000 Thlr. betrug, war der Überschuß nur ein geringer. Noch immer blieb die preußische Regierung dem Unternehmen geneigt; zwar wurde 1799 das bis dahin verlängerte Privilegium von 1769 aufgehoben, auch die Überweisung der Zollintraden fiel weg, doch trat eine Staatsprämie von dreihundert Thalern für jedes auf den Heringsfang ausgehende Schiff an die Stelle, für die damalige Zeit nichts Ungewöhnliches, denn es wird z. B. berichtet, daß den schottischen Fischern in der Zeit von 1751 bis 1782 an Prämien die beträchtliche Summe von 316365 Pfund Sterling aus der englischen Staatskasse zufloß. Trotz aller Begünstigungen kam die Gesellschaft durch finanzielle Mißwirtschaft, welche auch in ungünstigen Jahren eine Dividende von fünf Prozent aufrecht erhielt, zur Auflösung. Es bildeten sich nun, nur unter der Ägide der

Norderneyer Fischerslupen, auf den Fang aussegelnd.

Regierung, welche eine „Königliche Direktion der Ostfriesischen großen Fischerei“ einsetzte, kleinere Gesellschaften, auf deren Betrieb die kriegerischen Verwickelungen jener Zeit, namentlich die Kontinentalsperre, den verhängnisvollsten Einfluß übten. Mit der Lostrennung Ostfrieslands vom preußischen Staat im Jahre 1815 wurde nun allerdings das wichtigste Absatzgebiet, der preußische Staat, durch Zollschranken abgesperrt und die Begünstigungen des kleinen Königreichs Hannover konnten keinen Ersatz bieten. Eine bedeutende Emdener Heringsreederei siedelte mit ihren vierundzwanzig Büsen nach den Niederlanden über, wo die Regierung jeder auf den Heringsfang gehenden Büse fünfhundert Gulden Prämie zahlte.

So starb die deutsche Heringsfischerei in der Nordsee allmählich hin, 1838 gingen

noch vierzehn, 1848 nur noch neun Büsen aus. Die Eröffnung der hannöverischen Westbahn und mit ihr der Anschluß Emdens an das deutsche Eisenbahnnetz führte noch einmal zu dem Plan, eine neue große Aktiengesellschaft zu gründen, in welche die noch bestehende Gesellschaft „Harmonie" aufgehen sollte. Ein ganz besonderes Mißgeschick vereitelte diesen Plan: ein am 7. Juni 1858 in den Magazinen der Gesellschaft ausgebrochener Brand zerstörte sämtliche Vorräte und Utensilien, und zwar waren diese — bezeichnend genug für die ganze Handhabung des Geschäfts — zur Zeit unversichert! In dieser Zeit wurde in den Niederlanden wie besonders in Schottland die Heringsfischerei mehr und mehr ein großer Industriezweig: 1858 betrug in den Niederlanden die Ausfuhr von Salzhering (vornehmlich nach Deutschland) 17140 Tonnen, und Schottland führte in dem gleichen Jahre über 269000 Barrels (à fünf- bis sechshundert Stück) Heringe nach dem Kontinent, das heißt zum allergrößten Teil nach Deutschland. Die Niederländer beschäftigten zu jener Zeit fünfundneunzig Kielfahrzeuge und hundertfünfundneunzig sogenannte Bomschiffe; über die damalige Zahl der schottischen Fangfahrzeuge ist kein Nachweis vorhanden, doch bei dem bedeutenden Ertrag und da der Fang nahe der Küste in kleineren meist offenen Böten erfolgt, war auch dort die Zahl ohne Zweifel sehr bedeutend. In Deutschland, das schon damals jährlich für viele Millionen Mark Heringe kaufte, gab es keine Heringsfischerei der Nordsee; Stettin, Königsberg, Hamburg, Bremen versorgten das innere Deutschland mit den Erträgnissen der schottischen, niederländischen und norwegischen Fischereien. Um die Mitte der sechziger Jahre flog die Begeisterung für eine deutsche Flotte auf, durch die ganze Nation ging das Bewußtsein von Deutschlands Ohnmacht zur See. 1866 kam und mit ihm die Errichtung des Norddeutschen Bundes. In dem frischen Wagen der damaligen Zeit entstanden in Hamburg und in Bremen Fischerei-Unternehmungen durch Aktiengesellschaften, welche sich den sogenannten Frischfischfang zur Aufgabe stellten. 1872 wurde die jetzt noch in Emden bestehende Heringsfischerei-Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 100000 Thalern begründet. Daß sich dem jungen Unternehmen Schwierigkeiten über Schwierigkeiten entgegentürmten, daß Mißgeschick und Mißgriffe vorkamen, daß die Regierung mit einer namhaften Summe (150000 Mark) unter vorläufigem Verzicht auf Zinsen sich beteiligte, das und manches andere mag der Leser aus den Rechenschaftsberichten der Gesellschaft ersehen; doch hoffe ich mit dieser historischen Darlegung gezeigt zu haben, wie auch in diesem wichtigen Gewerbe früher durch politische Ohnmacht und Zersplitterung, durch Gleichgültigkeit gegenüber großen nationalen Aufgaben, schwere Unterlassungssünden begangen sind, die wieder wett zu machen um so schwieriger erscheint, als z. B. der schottische Betrieb, welcher die Hauptmasse des deutschen Heringskonsums liefert, unter vielfach sehr günstigen Verhältnissen stattfindet. Mit den Niederlanden sind unsere Chancen in gewisser Beziehung gleich, nur daß unsere holländischen Vettern uns in der Leitung von Fischerei-Unternehmungen voraus sind: sie besitzen größere Erfahrung, Kapital zu neuen Unternehmungen dieser Art ist dort nicht schwierig zu erlangen, denn die Fischerei ist in den Niederlanden seit alter Zeit recht eigentlich ein nationales Gewerbe; der ganze Betrieb, die Entfernung von den Fischplätzen u. s. w. ist in den Niederlanden wie in Deutschland gleich und die Hilfsmannschaften der Holländer stellt sogar Deutschland und zwar aus Westfalen und dem Niederrhein.

Wir sehen uns jetzt den Emdener Betrieb unter Zuhilfenahme der beistehenden Illustrationen etwas näher an und schicken eine kurze Beschreibung der Betriebs- und Niederlagegebäude am Lande, in Emden voraus. Die Lage derselben auf einem vom Staat und der Stadt über-

wiesenen Terrain am Hafenkanal und die direkte Schienenverbindung mit dem nahen Bahnhof erleichtern den Verkehr der Fangschiffe und den Versand des Fanges mit der Bahn; die Gebäude, namentlich die Packhäuser mit ihren Kellern und Böden, den Tischler-, Schmiede- und Böttcherwerkstätten u. a. sind hell, geräumig und zweckmäßig angelegt. Sehr mannigfaltig sind die hier verrichteten Arbeiten: da sind zunächst die Anstalten für die Behandlung der baumwollenen Netze. Die letzteren werden in großen Fabriken z. B. in Itzehoe angefertigt. Durchweg und überall ist bei den Heringsnetzen Baumwolle an Stelle des früher benutzten Hanfes getreten, schon weil die baumwollenen Netze bedeutend leichter sind als die hanfenen. Sie werden mit Leinöl getränkt, um sie vor Fäulnis zu bewahren; ferner werden sie mit Katechu — einem aus den Früchten der Arekapalme gewonnenen gerbstoffreichen Extrakte — braun gefärbt, denn ein weißes Netz würde den Fischzug zurückscheuchen. Sobald die Netze von dem aus See zurückkehrenden Fangschiffe gelandet, werden sie nachgesehen und auf nahe bei den Niederlagsgebäuden gelegenen Wiesen zum Trocknen an der Luft aufgehängt. In der Böttcherei werden sowohl die später zu erwähnenden schwimmenden Tonnen der Netze und die an Bord zum ersten Verpacken des Fanges gebrauchten, wie die Tonnen oder Fässer, in welche der Fisch zum Versand gepackt wird, hergestellt; andere Räume sind nötig, um im Winter, wo der Fischereibetrieb ruht, die Netze, Segel, überhaupt das gesamte bewegliche Schiffsinventar nachzusehen und aufzubewahren. Dieses Aufbewahren geschieht im Winter auf den Böden, wo jedes Schiff seine besondere Abteilung hat. Ein großes Salzlager steht unter Verschluß der Zollbehörde; die heimische Fischerei zahlt für das von ihr verwendete Salz keinen Zoll.

Die geeignetste Form der Heringsfangfahrzeuge sind die scharf gebauten Logger (eine französische Verbesserung: lougre). In den Niederlanden hat diese Form derart den Vorzug erlangt, daß, während 1867 es nur erst vier Logger und Kutter neben fünfundachtzig Schiffen der älteren Bauart, den sogenannten Hukern und Slupen gab, im Jahre 1884 die Zahl der letztgenannten Fahrzeuge auf zehn gesunken, die der Logger auf hundertneunundfünfzig gestiegen war.

Die Emdener Gesellschaft hatte in diesem Sommer (1886) fünfzehn Logger in Betrieb. Die Logger haben einen Rauminhalt von je 200 cbm, es sind zweimastige gute Seeschiffe, bemannt von fünfzehn Leuten. Die älteren Schiffe mögen in Holland erbaut sein, die späteren wurden auf einer deutschen Werft, von Kassens in Emden, erbaut. Das Schiff ist in besondere Räume abgeteilt, deren jeder die Breite einer Heringstonne hat, außerdem sind besondere Abteilungen für Netze und Taue vorhanden. Die Kajüte für Schiffer (Kapitän) und Steuermann liegt hinten, das Logis für dreizehn Mann vorn unter Deck. Die siebzig Netze haben jedes eine Länge von 30 m und eine Tiefe von 14 m, die Maschen messen 3 cm im Quadrat. Die zu einer einzigen Netzwand (Netzfleth) verbundenen Netze bieten somit dem sie treffenden Heringszug eine Fläche von 29400 Quadratmeter zum Verfangen dar. Jedes Netz ist von einer starken Leine eingefaßt. Damit beim Trocknen der Netze die Einfaßleine sich nicht aufrolle, sind zwei Stränge nebeneinander gelegt, deren einer rechtsgehende, der andere linksgehende Windungen hat, so daß sie sich gegenseitig in der richtigen Lage halten. Jedes Netz ist an seinem unteren Rande mit Bleistücken beschwert; der obere Rand des Netzes ist mittels der sogenannten Stalen (hundertundzwanzig 50 cm langen „Bändseln“ oder Knütteln) so an das 35 m lange Sperrreep angebändselt, daß die Netze noch etwa 15 cm vom Sperrreep entfernt sind. Die siebzig Sperrreepe sind mit Korkstücken besetzt und untereinander verbunden. Sie hängen durch die Zeisinge (Taue von 6 m Länge, von denen je zwei auf ein Sperr-

reep kommen) mit dem Flethreep, einem aus zwölf Teilen zusammengeschleißten

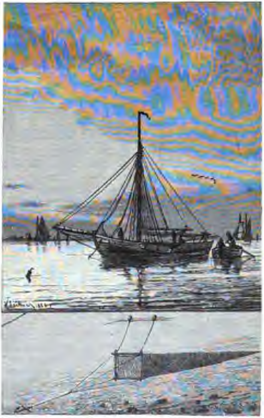
Ditzum, Fischerort an der Unter-Ems.

armdicken Tau von zusammen 1200 Faden (à acht F.) Länge und 4800 Pfund Schwere, zusammen; an diesem Flethreep oder Fischreep hängt somit der ganze große Netzapparat, mittels desselben wird das gesamte Netzwerk eingeholt. Das Flethreep hängt mittels der 9 m langen Breelleinen an Treibtonnen oder Breels, deren jede Netzfleth siebzig hat; sie sind 1 m hoch und 30 cm im Durchmesser; in Abständen von etwa 30 m treiben sie an der Oberfläche und zeigen, zumal einzelne noch durch kleine Flaggen kenntlich gemacht sind, die Lage des Netzes an. Letzteres beginnt somit erst 15 m unter der Oberfläche des Wassers, und können also große Fahrzeuge, ohne an das Netz zu geraten, darüber hinwegsegeln.

Das Fischrevier der Heringsfänger ist natürlich das ganze große Gebiet der Nordsee; gewöhnlich ist der Beginn des Fanges im Juni, in der Regel östlich von den Shetlands-Inseln. Hier versammeln sich um diese Zeit ganze Flotten der Schotten und Holländer, um später ihrem Fang mehr südlich obzuliegen. Die Fangzeit in der hohen Nordsee währt bis in den Spätherbst; an den englischen Küsten fängt der Fang im Minch, zwischen Schottland und den Hebriden, schon im zeitigen Frühjahr an, im Sommer ist die Hauptfischerei vor der schottischen Ostküste und im Spätherbst und Winter ist der Betrieb an der englischen Ostküste, vornehmlich Yarmouth, am schwunghaftesten. Das Ausbringen der Netzfleth auf unseren Loggern geschieht in der Regel des Nachmittags und zwar an Steuerbord; die Segel werden eingezogen, so daß das Fahrzeug langsam durch Wind und Wellen treibt; nachdem die Netzfleth zu Wasser, werden noch weitere etwa 100 m von dem die ganze Netzfleth tragenden Fischreep über Bord gebracht, und nun liegt das Schiff, je nach Wind und Wetter

Digitized by Google

längere oder kürzere Zeit, mindestens mehrere Stunden still am Netze. Gegen zwei Uhr nachts oder bei der ersten Morgendämmerung werden zuerst das Fischreep am Spill, einer senkrecht stehenden Welle, sodann die Netze über eine Rolle an der Seite des Schiffes aufgenommen, wobei die in den Maschen hängenden Heringe auf Deck geschüttelt werden, ein prächtiger Anblick, wenn die Netze voll der silberglänzenden Beute sind, wie überhaupt die nächtliche Fischerei bei ruhiger See, halb hinter Gewölk verdecktem Mond und dem Blick auf die große Zahl der scheinbar bewegungslos schattenhaft treibenden Fahrzeuge etwas reizvoll Phantastisches hat. Ist die gesamte Netzfleth wieder an Bord und sind die Netze wieder an ihrer gehörigen Stelle im Raume, dann fängt das Schlachten (Kaaken, wie die Holländer sagen), Ausweiden und Reinigen der Fische an. Letzteres geschieht auf allen in der hohen Nordsee fischenden Fahrzeugen an Bord, während die schottischen Küstenfänger meist unmittelbar nach dem Fange zum Hafen zurückkehren, wo das Ausweiden von Frauen und Kindern besorgt wird. Jedes Schiff führt dreihundert und sechzig Tonnen, in denen der Hering, mit Salz gemischt, verpackt wird. Der Fang, welcher in den Tonnen nicht mehr Platz findet und darum leicht gesalzen in den Raum wandert, ist der sogenannte steur-Hering. Sobald der Fang gelandet, läßt der Keurmeister jede Tonne Hering noch einmal nachsehen und von neuem aufpacken, worauf die Verküperung zum Bahntransport erfolgt. Denn auf die Eisenbahn ist der Emdener Betrieb vorläufig noch immer und bis zur Herstellung des nunmehr beschlossenen Rhein-Ems-Kanals angewiesen, während z. B. die Niederländer ihren Absatz in



Hamenfischerei.

Deutschland durch die große Wasserstraße des Rheins erleichtert sehen.

Wie groß der Bedarf des Deutschen Reiches an Salzheringen ist, das lehrt uns die Einfuhrstatistik, denn bei der Geringfügigkeit des eigenen Fangs ist Deutschland jetzt zum allergrößten Teil auf die fremden Fischereien angewiesen, und die Preise, welche die Emdener Gesellschaft für ihren Fang erzielen kann, sind von den Konjunkturen und den Vorräten abhängig, welche jene ergeben; sie hat dies besonders in den letzten Jahren erfahren, wo der erweiterte Betrieb der fremden Fischereien verbunden mit reichen Fängen die Preise gewaltig drückten. Nach der Statistik des Deutschen Reichs hat in den Jahren 1876 bis incl. 1884 durchschnittlich jährlich eine Einfuhr von 780924 Fässern — zu 150 kg mit etwa achthundert Stück Heringen — in den freien Verkehr stattgefunden. Die jährliche Einfuhr an gesalzenen Heringen nach Deutschland hatte im Durchschnitt der drei Jahre 1882 bis 1884 einen Wert von 30390000 Mark. Im Jahr 1885 führte Königsberg 262693 Tonnen Hering, größtenteils aus England und Schottland ein, und ungefähr die Hälfte wieder nach Rußland aus; die Einfuhr Stettins an Hering, größtenteils aus Schottland, betrug in demselben Jahre 529035 Faß, und Danzig importierte 1885 neben etwas norwegischem und französischem Fange, allein aus Schottland und England 195967 Tonnen. Gegen diese Ziffern verschwindet der Emdener Fischereiertrag; derselbe lieferte 1885 11426 Tonnen* mit einem Bruttoertrag von 346900 Mark. Vergleicht man die jetzigen Ergebnisse mit denen der Anfangsjahre, so ergiebt sich eine bedeutende Verbesserung, denn beispielsweise lieferten 1872 sechs Logger nur 3785 Tonnen, und 1873 neun Logger nur 5478 Tonnen. Wenn nun auch zu günstigen Fischereierträgen eine Menge von Umständen zusammenwirken, auf welche der Fischer nicht den mindesten Einfluß hat, z. B. die sehr wichtigen Witterungsverhältnisse, so darf doch von den jetzigen günstigen Erträgen auch etwas auf Rechnung der größeren Ausbildung und Erfahrung der Fischermannschaft, und überhaupt auf Verbesserungen im Betriebe und in der Leitung des ganzen Geschäfts, gesetzt werden. In dieser Richtung hat sich der jetzige Direktor der Gesellschaft, Herr Lindemann, mancherlei Verdienste erworben. Bei uns in Deutschland ist es schwierig, die nötige geübte und erfahrene Fischermannschaft zu bekommen und zu behalten. Gesetzlich forderte man bisher von den Führern der Fischerfahrzeuge, daß sie die Prüfung, welche für die Führung eines Kauffahrteischiffes erforderlich, bestanden; davon ist jetzt abgesehen. Während die Gesellschaft früher holländische Kapitäne beschäftigte, ist es allmählich gelungen, deutsche Seeleute, die neben den seemännischen Kenntnissen Übung und Erfahrung in der Fischerei besitzen, für ihren Dienst heranzuziehen, und in diesem Jahre standen alle fünfzehn Logger unter deutscher Führung. Ungefähr in allen großen Seefischereien besteht der Lohn der Fischer mindestens teilweise in einem Anteil am Fang, dessen Ergiebigkeit in gewissem Maße von ihrer Geschicklichkeit und Ausdauer abhängt. So auch in Emden. Neben dem Schiffer haben die Mannschaften einen festen Wochenlohn bei freier Kost. Der Schiffer (Kapitän) erhält $4^2/_3$ Prozent des Bruttoertrages; die Leute erhalten von jeder Tonne in gutem Zustand angebrachten Herings fünfzig bis sechzig Pfennige. Den vier besten Fängern zahlt die Gesellschaft eine Prämie im Betrage von hundertfünfundsiebzig, hundertfünfzig, hundertundfünfzig Mark; hundert Mark erhält der Schiffer, fünfzig Mark der Steuermann des Fahrzeuges, welches nach Schluß der Fischereisaison Schiff und Fischereigerät in bestem Zustande erhalten hat. Seit vorigem Jahr hat die Gesellschaft das Leben ihrer Fischermannschaften mit im ganzen 200000 Mark bei einer Unfallversicherungsgesellschaft versichert. Seit dem Bestehen der Gesellschaft, 1872, gingen leider drei Logger mit Mann und Maus verloren. Manche Verbesserungen

* 1886: 11230 Tonnen.

in den Fanggeräten und der Wahl des Materials derselben sind, wie bemerkt, das Werk des jetzigen Direktors, der, als ein entschiedener Gegner des Schnapstrinkens der Seeleute, den Alkoholgenuß auf den Loggern, und vor allem das Mitnehmen von Schnaps seitens der einzelnen Leute für sich, untersagt hat, indem er zugleich dafür sorgte, daß Kaffee und Bier in reichlichen Mengen zur Verabfolgung an die Mannschaft an Bord ist. Auf die „schwimmenden Schnapsbuden“ in der Nordsee und das Unheil, welches sie anrichten, komme ich in der Besprechung des Frischfischfangs zurück.

Ein jeder Heringslogger schafft durch seinen Betrieb zehn Familien Existenz. Nehmen wir an, daß zur Deckung des Bedarfs des Deutschen Reiches der Betrieb von sechshundert Loggern erforderlich wäre, so würden direkt die Existenzmittel von sechstausend Familien geschaffen sein, wenn es mit der Zeit gelänge, den deutschen Betrieb auf diese Höhe hinaufzubringen; aber der so mannigfaltige Bedarf dieser Fischerei an Fischereigeräten, Schiffen und Schiffsmaterial würde natürlich noch eine Menge anderer Hände beschäftigen. Vergleichsweise sei hier bemerkt, daß für Schottland 1884 die Zahl der Personen, welche durch die Fischerei Beschäftigung haben, auf 103804 amtlich angegeben wird.

Die Dauer der Heringsfischerei in der Nordsee ist auf die Zeit von Juni bis Oktober beschränkt, in der übrigen Zeit liegen die Schiffe im Hafen; die bisherigen Versuche, den Kabeljau- oder Frischfischfang im Winter mit denselben Leuten zu betreiben, sind mißlungen, und auch in anderen Ländern scheint man ähnliche Erfahrungen gemacht zu haben. Der Betrieb ist eben ein anderer, und auch die Erfordernisse, welche man an die Fahrzeuge zu stellen hat, sind andere. In den Niederlanden wird ein Teil der Heringsflotte des Winters nach der fischreichen Doggerbank zum Fang von Kabeljau, Leng- und Schellfisch gesandt, und zwar hauptsächlich, um sich einen festen Stamm geübter Fischermannschaft zu erhalten, denn dieser Betrieb liefert den Reedereien häufiger Verlust als Gewinn.

* *
*

Wir wenden uns nun zu unseren **Küstenfischereien** und zwar zunächst zum Norderneyer Schellfischfang.

Die Fischerei an der deutschen Nordseeküste.

Wenn man des Sommers, zur Seebadezeit, von Norden mit dem Dampfer über das Watt nach Norderney fährt, erblickt man eine kleine Flotte einmastiger Fahrzeuge, die rechts von der Landebrücke auf dem Schlick vor Anker liegt: das sind die Norderneyer Schellfisch-Slupen oder -Schaluppen. Jetzt sind sie unbenutzt, einzelne dienen wohl neben den sogenannten Jachten zu Lustfahrten der Badegäste, wobei denn auch gelegentlich mit Angeln Makrelen oder „Petermännchen“ gefischt werden oder eine kleine Kurre (Schleppnetz) ausgeworfen, in der Regel aber nichts gefangen wird. Anders ist es, wenn die Tausende von Badegästen fortgezogen sind, der Oktober und mit ihm die Zeit des Schellfischfanges herangekommen ist; dann beginnt ein neues Leben, wenigstens für die auf Norderney noch immer zahlreich vorhandenen Fischer und ihre Familien: Fahrzeuge und Fanggerät werden in Bereitschaft gesetzt, Fischerfrauen und die zu dem Zweck vom Festland herübergekommenen Leute graben in der Gegend des Leuchtturms den Köder für den Schellfischfang, den Sandwurm (auf Norderney eine besondere Art: Echinurus Pallasii). Sehen wir uns eines der Fahrzeuge, welche noch immer, wie lange vor der Zeit, da Norderney ein Seebad wurde, im Herbst, Winter und Frühjahr den Schellfischfang nordwärts nahe der Insel betreiben, etwas näher an. Schiffsbaumeister Folkerts auf Norderney hat gerade ein neues schmuckes Fahrzeug nahezu fertig gezimmert, nicht auf Bestellung, sondern mit der Hoffnung, es

demnächst zu verkaufen, aber es geht leider, wie er sagt, mit der Fischerei auf Norderney immer mehr zurück. Die Norderneyer Schaluppen sind halbgedeckte Fahrzeuge, in der Regel dreißig bis vierzig Fuß lang, das Material ist Eichenholz, bis auf die innere Verschalung, welche aus Tannenholz besteht. Das von uns besichtigte im Bau begriffene Fahrzeug ist achtunddreißig Fuß lang, in der Mitte zwölfundeinhalb Fuß breit und vier Fuß tief, es hat nur einen Mast und einen schwachen Kiel von sechs Zoll, sowie die sogenannten „Schwerter“ zur Seite. Vor dem Stürgatt befindet sich die Kajüte. Der Ballast pflegt etwa 300 kg Gewicht zu haben, wodurch ein Tiefgang des Fahrzeugs von etwa dreiviertel Meter erzeugt wird. An den Seiten der Ballastkiste sind die Abteilungen zum Sortieren

Schleswig-holsteinischer Fischer.

und Lagern der Fische, die Fischschotts, vorn im Schiff ist der Raum für Wasserfaß, Brennmaterial, Segel und Tauwerk, sowie das Ankertau. Die Schaluppe führt am Mast das Großsegel ohne Giekbaum und Fock, bei flauer Brise noch Klüver und Topsegel. Neben der Steuerpinne steht meist noch ein kleiner Besan mit Segel, um mit Hilfe desselben beim Einziehen der Angelleine besser an den Wind halten zu können. Die Angel, nicht ein Netz, ist das Fanggerät beim Fang des Schellfischs, wie er im südlichen Teil der Nordsee längs der Küste der nord- wie der westfriesischen Inseln, in der Nähe von Helgoland und bis nach Jütland hinauf, zum Teil mit noch kleineren Fahrzeugen, ja an der jütischen Westküste mit offenen Zweimannsböten betrieben wird. Unser Fahrzeug auf der Werft von Folkerts hat eine Tragfähigkeit von acht bis zehn Last (26 qbm Raum) und kostet 4500 Mark.

Der Schellfischfang der Norderneyer ist Küstenfischerei im vollen Sinne des Wortes, die Fahrzeuge gehen früh aus und kehren abends wieder zurück, sie fischen auf Tiefen von acht bis fünfzehn Faden. In der Zeit von Herbst bis Frühjahr erscheint nämlich der schmackhafte Tafelfisch in Schwärmen in größerer Nähe der Küsten; über das Leben des Schellfischs sind indessen noch wenig erschöpfende Beobachtungen angestellt: man weiß, daß er im Winter seinen Laich absetzt und letzterer an der Oberfläche schwimmt, und was die Nahrung betrifft, so hat eben noch wieder der schottische Ichthyologe G. Brook aus der Untersuchung von freilich nur neunzig Schellfischmagen entnommen, daß der Schellfisch sich mehr von Muscheln, Würmern und Seesternen als von Fischen nährt, was wir ungefähr schon wissen. Die Zahl der Fischerslupen von Norderney beträgt gegenwärtig einundsechzig, sie hat in den letzten fünf Jahren, wie mir von anderer Seite, in Widerspruch mit Folkerts' Klage, angegeben wird, um vier oder fünf zugenommen. Die meisten Schaluppen sind nicht älter wie acht Jahre. Die Besatzung

Digitized by Google

besteht in der Regel aus drei Mann, auf zwei Dritteln der Fahrzeuge kommt noch ein Junge hinzu, also sind's durchschnittlich drei bis vier Mann. Nun die sogenannte Langleine mit Angeln! Der ganze Apparat, Leinen, Schnüre und Angeln, heißt: die Want. Nachdem die mühselige Arbeit des Würmergrabens mit der kurzstieligen dreizinkigen Wurmforke (Gabel) vollendet ist, beginnt das „Äsen", das heißt das Bestecken der Angeln mit dem Köder, auch wieder eine Mühe und Sorgfalt erfordernde Arbeit. An je vier sogenannten „Lienen", die etwa ein halb Centimeter stark und zusammengeknüpft werden, sind in Absätzen von drei viertel bis ein Meter Schnüre befestigt, an denen die etwa fünf Centimeter langen, mit dem Wurm bezogenen Angeln sitzen; sie werden derartig auf einem Brett aufgerollt, daß die Angeln und mit Sand bestreuten Köder sämtlich nach einer Seite liegen. Solcher „Backen", die zwölfhundert Fuß lang sind und dreihundert Angeln haben, führt eine Schaluppe neun bis zehn. Beim Ausbringen der Want wird zunächst eine kegelförmige Boje oder Tonne ins Wasser geworfen, mit einer Leine von etwa fünfunddreißig Meter Länge, und an dieser sind dann die Reihen der untereinander verknüpften Angelleinen befestigt. Bei zehn Backen bringt also eine Schaluppe dreitausend Angeln zu Wasser. In der Regel werden vier Tonnen ausgebracht, das heißt von drei zu drei Back wird eine Tonne eingeschaltet. Die Zeit des Ausgehens der Fischerflotte richtet sich nach Wind und Flut: bei Westwind kann zur Ebbezeit gefischt werden, während bei Ostwind die Flut abgewartet werden muß. Das Ausbringen der zehn Backs erfordert trotz aller Behendigkeit, mit welcher die Fischer die vom Brett ablaufenden Leinen und Angeln auswerfen, immerhin eine geraume Zeit, wohl anderthalb Stunden. Nun treibt die Slup, außer aller Verbindung mit der Want, eine Zeit lang umher, und das ist die unbehaglichste Zeit für den Fischer. Ausbrechenden Stürmen sind die Fahrzeuge nicht gewachsen, sie müssen dann eiligst trachten, wieder unter

Schleswig-holsteinischer Fischer.

die Insel zu kommen und dabei mitunter ihre sämtlichen Fangleinen im Stich lassen, die sie später freilich, wenn das Wetter sich beruhigt hat, zwar wieder aufzufischen sich bemühen, aber nicht immer alle auffinden. In früherer Zeit wurden die von den Norderneyer Fischern ausgebrachten Leinen und Angeln zuweilen von englischen Fischern, die nicht selten im deutschen Küstenwasser (bis auf drei Meilen von der Küste ist bekanntlich die Fischerei ausschließliches Recht des betreffenden Uferstaats) ihre großen Schleppnetze ausbrachten, beschädigt oder gar weggeholt. Das ist jetzt anders geworden. Den ganzen Sommer hindurch kreuzt ein von der Kaiserlichen Marine eigens zum Schutz unserer Fischereien kommandiertes Kanonenboot — bisher waren es abwechselnd die Kanonenböte Cyklop, Falke, Drache

und der Aviso Pommerania — durch die Nordsee, und seitdem die Pommerania im Sommer 1885 ein paar englische Fischer im deutschen Küstenwasser bei Spiekeroogе fischend getroffen und diese deshalb vom Gericht in Aurich gebührend in Strafe genommen sind, halten sich die englischen Fischer in der gehörigen Entfernung von unseren Küsten. Eine andere Gefahr für die Fischer sind die rasch fahrenden großen Dampfer. Im Winter 1885 bis 1886 ist eine Schaluppe von Norderney mit Mann und Maus verloren gegangen; die Fischer, welche in der Nähe der verloren gegangenen Kameraden waren, sagten mir, das Wetter sei nicht schlimm gewesen und sie könnten sich das Verschwinden des Fahrzeugs nicht anders erklären, als daß es von einem Dampfer, unter Nichtbeachtung der Vorschriften über die Begegnung von Schiffen auf See* von einem der beiden Teile, überrannt und zerstört sei.

Der Erfolg der Fischerei ist natürlich verschieden, je nachdem die Want in einen dichten Schwarm Schellfische geriet oder nicht. Der Fischer ist „gut zufrieden“, wenn er von einer Fischerkreuze, also in einem Tage 1400 bis 2000 Fische mitbringt;** bei einem Preise von achtzehn bis zwanzig Mark für hundert Stück giebt das einen guten Lohn. Um sich eines guten Fanges zu vergewissern, bedienen sich manche auf den Schellfischfang in der Nordsee gehenden Fahrzeuge einer Versuchsangel, der sogenannten „Teitleine“. Eine lange, dünne, am Ende mit einem Bleilot beschwerte Leine trägt ein mittels einer Öse durchgestecktes längliches Holz, an welchem zwei Angelschnüre und Haken befestigt sind; je nachdem diese bis auf den Grund des Meeres hinabgelassene Leine Fische zu Tage fördert oder nicht, bringt der Fischer seine Want aus oder segelt weiter.

Ist es Zeit, die Want wieder aufzunehmen, so werden durch einen Mann die Fische von den Angeln, die nach und nach mit den Leinen an Bord kommen, abgelöst und in den für die Aufnahme des Fanges bestimmten Raum gelegt: Leine und Angeln werden von einem anderen Mann sofort wieder auf die Brettchen aufgeschossen. Das Aufnehmen der Leinen muß mit Vorsicht und Ruhe geschehen, damit sie sich nicht verwickeln und einzelne der glänzenden zappelnden Fische sich nicht noch zu guter Letzt losmachen. Mitunter sitzt an den Angeln ein Dornhai oder ein mächtiger Kabeljau, die sich sehr ungebärdig stellen und an Bord noch schlagen und springen, bis sie durch einen Schlag des Fischers betäubt werden. Gleich nachdem die Fische gelandet, findet der Verkauf der Fische im ganzen an Händler statt, die zur Zeit der Fischerei auf der Insel wie am Festlande bei Norddeich vertreten sind, oder der Fang ist schon im voraus verkauft. In Körben wohl verpackt, erreichen sie mit dem Fährschiff oder mit einem Extrajager Norddeich, von hier ist Wagentransport nach der eine Stunde entfernten Bahnstation Norden. Mitunter bringen die Fischer ihren Fang selbst nach einem unserer größeren Nordseehäfen Emden oder Bremerhaven. Die Helgolander kommen mit ihren Fängen, wenn Wind und Wetter günstig, sehr häufig bis nach Bremen herauf, wo der Verkauf der vielbegehrten „Helgolander Schellfische“ unmittelbar aus dem Fahrzeug an der Schlachte stattfindet und gewöhnlich gute Erträge erzielt.

Wie überall in der Seefischerei, so findet auch beim Norderneyer Schellfischfang der Fischer den Ertrag nicht in einem bestimmten im voraus bedungenen Lohnsatz, den der Eigentümer des Fahrzeugs zu zahlen hätte, sondern in einem Anteil am

* Diese Vorschriften sind in folgendes Sprüchlein gefaßt:

Wird rot an Steuerbord gesehen,
So mußt du aus dem Wege gehen,
Erscheint jedoch an Backbord grün,
Kannst du getrost des Weges ziehn:
Ist grün an grün und rot an rot,
Geht alles gut, hat keine Not.

** Im Herbst 1886 war bis November der höchste Fang einer Slupe nur 600 Fische. In der Zeit vom 1. Oktober bis 15. Dezember 1886 betrug der gesamte Fang der Norderneyer Fischerflotte 1605 Kabeljau im Gewicht von 5755 kg und 224200 Schellfische im Gewicht von 164800 kg.

Fange; also: je mehr Fische, desto mehr Lohn, der stärkste Anreiz zu tüchtiger unverdrossener Arbeit. Bei einer Slup, deren Bemannung aus dem Schiffer, zwei Fischern und einem Jungen besteht, geschieht die Verteilung in folgender Weise. Der Schiffer wie die beiden Fischer, die sogenannten Partsmänner, haben jeder einen bestimmten Teil der Want, je drei Back, fertig zur Fischerei, an Bord zu liefern, die zehnte Back stellt der Junge, der „Backmann". Der Erlös aus dem ganzen Fange wird in vier gleiche Parts geteilt; je einen erhalten die drei Fischer, der vierte gehört dem Eigentümer der Schaluppe; wenn letzteres der Schiffer ist, erhält dieser also zwei Parts. Der Junge erhält in der Regel nur ein Drittel eines Parts. Öfter wird noch eine elfte Back von einem der drei Partsmänner mitgenommen. Das auf diese fallende Elftel des Gesamterlöses wird bei der Umrechnung im voraus abgezogen und unter die drei Partsmänner geteilt.

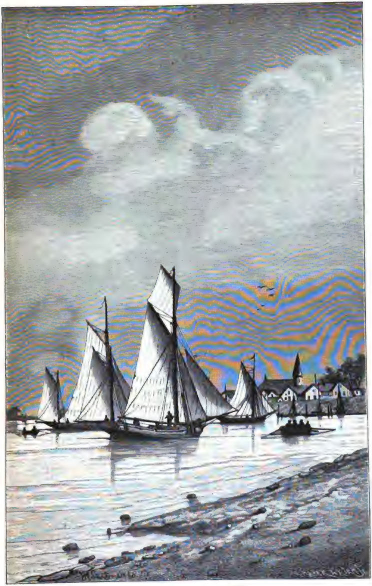
So wird unser Schellfischfang seit alten Zeiten unverändert betrieben; Verbesserungen sind oft angeregt, aber bis jetzt noch nicht zur Ausführung gebracht. Mit dem ewigen Hin- und Herfahren nach den Fischplätzen und zurück zur Insel geht viel Zeit unnütz verloren, und nicht selten laufen die Fischer bei stürmischem Wetter Gefahr, Fischgerät oder sogar Fahrzeuge zu verlieren. Eine Änderung in dieser Richtung würde eine gänzliche Umgestaltung des Betriebes bedingen, wozu sich die Fischer erfahrungsmäßig sehr schwer entschließen, selbst wenn das erforderliche Kapital zur Verfügung wäre. Es würde sich darum handeln, die Fischerei, nach dem Vorschlage des Oberfischmeisters Dallmer in Schleswig, in ähnlicher Weise einzurichten wie die Kabeljaufischerei auf den Bänken bei Neu-Fundland. Dort wird die Leinenfischerei in offenen Böten betrieben, die samt der Mannschaft von einem größeren Fahrzeug, einem Segler oder Dampfer, zum Fischplatz gebracht werden. Die Fischerei wird so lange betrieben, bis die Gefrierräume des Dampfers eine volle Ladung haben, worauf letzterer mit den Böten und Mannschaften zum nächsten größeren Hafen fährt, den Fang verwertet und von neuem zur Fischerei ausgerüstet wird. Bei stürmischem Wetter finden die Fischer auf dem nahe den Fischplätzen kreuzenden Dampfer Unterkunft.

Was den Ertrag des Norderneyer Schellfischfangs im ganzen betrifft, so mag erwähnt werden, daß im Jahre 1885 von Norden auf der Bahn über 500000 kg frische Seefische versandt wurden: diese Ziffer begreift aber auch wohl den Ertrag der mittels Fischzäunen (Argen) am Norddeich betriebenen Küstenfischerei in sich. In England und Schottland wird der Schellfisch (haddock) teils frisch, teils geräuchert verzehrt; der geräucherte Schellfisch bildet seines billigen Preises wegen ein beliebtes Nahrungsmittel der zahlreichen Fabrikbevölkerung; allein an den schottischen Küsten wurden 1885 über 500000 Centner Schellfisch gefangen.

Die Küstenfischerei der deutschen Nordseeufer ist lange nicht so mannigfaltig und auch nicht so ergiebig wie z. B. an der englischen Ost- und Südküste oder an der atlantischen Küste Frankreichs oder auch an den niederländischen Küsten, namentlich in der Zuydersee. Dort ziehen der Pilchard, eine Alosenart, hier der Anchovis (Engraulis encrasicholus L., die Sardelle) in ungeheuren Schwärmen, von kleinen Krustaceen sich nährend, in den wärmeren Monaten zum Laichen an die Küsten, von wo in offenen Böten mit Treib- oder Zugnetzen ein wahrer Massenfang betrieben wird. Nur verhältnismäßig kleinere Scharen von Speisefischen verschiedener Art kommen an unsere schlickigen seichten Nordseeküsten, die Fischerbevölkerung ist spärlich, hinter den hohen Deichen erheben sich die von Bäumen umstandenen meist stattlichen Gehöfte der Marschbauern mit ihren grünenden Weiden und den im Frühsommer leuchtend gelben Rapsfeldern. Von größerer Bedeutung ist die Küstenfischerei nur in den Mündungsgebieten der Flüsse, vor allem

der Elbe, dann der Weser und der Ems. Einer der wenigen Orte an der deutschen Nordseeküste, deren Bewohner fast ausschließlich von der Fischerei leben, ist z. B. Ditzum an der Unter-Ems, an deren linkem Ufer, unweit der Mündung in den Dollart, es gelegen ist.

An einem prächtigen Junimorgen fuhr ich mit einem natur- und fischereikundigen Freund von Leerort, dem kleinen Schiffer- und Fischerort an der Ems unweit Leer, wo eine Fähre den Verkehr mit dem reichen Rheiderlande am linken Ufer vermittelt, hinab nach Ditzum. Bis Leerort herauf wirken die Gezeiten noch mit einem Unterschied von sieben Fuß zwischen Hoch- und Niedrigwasser, und es können hier Schiffe von achtzehn bis neunzehn Fuß Tiefgang ankern. Der Strom ist hier schon von ansehnlicher Breite, doch von Fahrzeugen wenig belebt: hier und da ein größeres Lastschiff, eine Kuff oder eines jener flachgehenden einmastigen Fahrzeuge, die unter dem Namen „Emspünten“ für den unteren Teil dieses Stromes charakteristisch sind; hinter der langen Linie von Deichen, welche zu beiden Seiten — bald vortretend, bald zurückweichend und dann von einem breiten Saum Außendeichsland, dem „Heller“, begrenzt — die in endlos scheinenden Flächen sich dehnenden Uferlande verdecken, ragen hier und da die Dächer von stattlichen Marschhöfen oder der Turm einer Kirche auf, der Strom verbreitert sich immer mehr, aus ihm tauchen Reihen von Pfählen auf, an denen, mit der Öffnung gegen den mit der Ebbe abfließenden Strom gekehrt, lange sackartige Netze befestigt sind, hier Kül genannt, wie wir sie an den Mündungen unserer Ströme in die Nordsee überall unter dem Namen Hamen, Steerthamen wiederfinden. Wir landen in Ditzum, begrüßt von Herrn Apotheker Thomsen, einem Freund und eifrigen Förderer der Fischerei; wir durchwandern den freundlichen Ort mit seinen meist sauberen Backsteinhäusern, deren Thüren, Fenster, Gebälk und Gartenumzäunung durch glänzenden Ölfarbenanstrich, wie auch ihre innere Einrichtung uns an das nahe Holland gemahnen; wir schauen vom Deich den Strom hinab auf die Türme von Emden, hinüber nach Petkum oder Oldersum oder rückwärts in das grüne Land hinein, dessen üppiger Marschboden nahe beim Ort zu gut gedeihenden Gemüsefeldern benutzt wird. In dem kleinen Hafen von Ditzum herrscht reges Leben von aus- und einkommenden Störfangböten. Leider war der Störfang bisher, wie auch in den letzten Jahren, wenig einträglich. Der Fang geschieht mit dem sogenannten Pümpelgarn, einem gewaltigen weitmaschigen Netz, das, getragen von länglichen flaschenförmigen Bojen, den sogenannten Pümpeln, im Strome in fast senkrechter Lage treibt und in welches sich der gewaltige Fisch mit seinem zackigen Panzer verwickelt. Die Hauptfangzeit sind die Frühsommermonate, April, Mai und Juni, wenn die Störe zum Laichen aus der See in die Flüsse gehen. Das ergiebigste Störfanggebiet an unserer Nordseeküste ist die Unter-Elbe, wo in den letzten Jahren jährlich an 8000 Störe gefangen wurden. Der Störfang in der Unter-Weser ist unbedeutend. Während der Fischzeit ist an der Elbe der Hauptmarkt die St. Pauli-Fischhalle in Hamburg, wo die Fische am frühen Morgen zum Verkauf gebracht werden; oft kann man hier an dreißig und mehr dieser gewaltigen Knochenschilderfische auf den Steinen der Halle hingestreckt liegen sehen. Das Wertvollste am Stör sind bekanntlich die zu Kaviar bereiteten Eier des Rogener oder weiblichen Störs, der darum weit höher im Preise steht als der Milcher. Daß die Ergiebigkeit des Störfangs gegen früher abgenommen hat, scheint zweifellos und ist bei der bedeutend vermehrten Anzahl der Fischer erklärlich. Wichtig für die Erhaltung und Bereicherung des Störfischbestandes der Unter-Elbe waren daher die seit einigen Jahren angestellten Versuche der künstlichen Vermehrung durch Befruchtung und Erbrütung von Störeiern; in diesem Sommer scheinen sie endlich, nach den Mitteilungen des Deutschen



Heimkehrende Finkenwärder Seefischer.

Digitized by Google

Fischereivereins, in Glückstadt mit Erfolg gekrönt zu sein. Auch der Lachsfang ist in der Unter-Ems unbedeutend, während dieser Wanderfisch, dank der Fischzucht, in den letzten Jahren in der Weser in sehr bedeutenden Mengen gefangen wurde.

Unsere Ditzumer Fischer rudern uns nach einem der im Strome aufgestellten Küls, welche in gegenwärtiger Zeit hauptsächlich zum Fang des Köders, junger Stinte und sonstiger kleinen Fische für die Aalfischerei, dienen. Der Kül (Steerthamen) ist ein großes beutelförmiges Netz, welches mit seiner Öffnung gegen den abfließenden Ebbestrom an zwei in den Grund getriebenen Pfählen befestigt ist. Dieses Eintreiben der 10 m langen und 20 cm Durchmesser haltenden norwegischen Pfähle geschieht bei beginnender Strömung und zwar mittels Querbalken, die mit Ketten an den Pfählen festgemacht sind und auf welche sich die Mannschaften von zwei Böten setzen. Das gewaltige Netz, dessen Höhe an der Öffnung wohl 2 m bei einer Breite von 5,40 m ist, wird von der Strömung wagerecht gehalten, so daß die obere Wand sich vorn oft über den Wasserspiegel aufbauscht; die Länge des ganzen Fangapparats ist 14 m. Das letzte Viertel ist der sogenannte Steert; derselbe kann abgenommen werden und hat daher, je nach der Art der zu fangenden Fische, engere oder weitere Maschen. Man rechnet 50 kg Manilahanf für einen Kül, und stellen sich die gesamten Herstellungskosten eines Küls auf fünfundachtzig Mark. Das Stricken des Netzes besorgen die Fischer und ihre Frauen selbst. Mit einem langen Haken faßt der Fischer den Steert des Küls und leert geschickt dessen Inhalt an lebendem Wassergetier, gemischt mit allerlei vom Strom hineingeführtem Kraut, Darg und Torfstücken, in unser Boot; vorzugsweise ist es junge Fischbrut: Heringe, Stinte, verschiedene Buttarten, groß und klein in Menge, Sprotten, Anchovis, einzelne Schollen, kleine Finten (Maifische), eine wohl einen halben Meter lange chokoladenbraune Seenadel, ein Knurrhahn, ein kleiner Saugefisch, ein junger Aal, allerlei kleine Krustaceen, die den Fischchen als Nahrung dienen. Einzelne der Fischchen wurden später gemessen: die Finte war 12 cm, ein kleiner Butt nur 17$^1/_2$ cm lang. Die Fischer versichern aber, daß sie diese kleinsten Fische alle wieder ins Wasser werfen und nur größere zum Köder in den Aalkörben und Aalfuken verwenden. Solcher Küle besitzen die Ditzumer, wie mir gesagt wurde, hundertundfünfzig; einige andere Orte an der Unter-Ems haben eine kleinere Anzahl. Weit größer ist die Zahl der Hamen in der Unter-Weser und besonders in der Unter-Elbe. Die Steerthamen der Unter-Elbe sind etwas anders eingerichtet; der vorn an der Öffnung in einen Rahmen gefaßte Hamen fischt sowohl bei Ebbe wie bei Flut, wozu er umgesetzt wird; er wird, da die Tiefe des Stromes eine Befestigung an Pfählen nicht zuläßt, am Grunde verankert. Solche Anker- oder Rahmenküls brauchen auch die Ditzumer und zwar im Dollart, wo sie in der Nähe der holländischen Küste mit Hilfe ihrer Bollen (einmastiger halbgedeckter Fahrzeuge) besonders im Vorfrühling den Herings-* und Stintfang betreiben. Zu Zeiten ist der Fang hier ein massenhafter, die angemessene Verwertung desselben aber schwierig, da die Ditzumer keine Anstalten zum Räuchern der Heringe besitzen. So brin-

* Alle Heringsrassen lassen sich nach den verdienstlichen Arbeiten Heinckes in drei durch Flossenstellung und die Verhältnisse verschiedener Dimensionen sicher unterschiedene Gruppen zusammenfassen, nämlich die Hochsee- oder pelagischen, die Küsten- oder litoralen Heringstämme und die kleinen Strömlinge des Ostseebeckens. Zu den Hochseestämmen gehören die größten und für die Fischerei wichtigsten Heringe der norwegischen und britischen Küsten, die eine Länge von 36 cm erreichen, sich einige Hundert Kilometer vom Lande entfernt in den oberflächlichen Wasserschichten aufhalten und nur zur Laichzeit, die bei einigen Schwärmen in den Herbst, bei anderen in die Wintermonate fällt, sich in ungeheurer Menge den Küsten nähern. Die Küstenstämme, deren Angehörige fast immer von geringerer Größe sind, leben dauernd in der Nähe des Landes und besuchen auch außerhalb der Laichzeit die Küstengewässer. Sie sind in der westlichen Ostsee zahlreicher vertreten als in der Nordsee, wo sie immer nur in kleineren Schwärmen vorkommen.

gen sie die Fische nach Emden, wo sie zuweilen bei Stiege, zwanzig Stück, für zehn bis zwanzig Pfennig verkauft werden müssen! Wenn der Fang kleiner Fische, um sie als Köder (Ees) zu benutzen, an der Unter-Ems noch mäßig und, wie es scheint, verständig betrieben wird, so bildet er als sogenannte „Kükenfischerei" an der Unter-Elbe einen argen Mißbrauch. Dort werden die im Frühjahr zu flachen Stellen des Ufers ziehenden Fischchen, namentlich Stinte, mit Zugnetzen, den sogenannten Saiden, weggefangen, um den Bauern als Futter für junges Geflügel zugeführt zu werden! Wir gönnen den Hamburger Feinschmeckern gern ihre geschätzten Poularden, Kapaunen und Küken, aber nicht auf Kosten der Fischerei, denn der Stint ist ein wichtiges Nahrungsmittel unserer Küstenbevölkerung; der in Massen, besonders im Frühjahr und Herbst, in der Unter-Elbe und Unter-Weser mit Zug- und Treibnetzen, wie mit Hamen gefangene Fisch ist nicht leicht weit zu verführen, weil er schnell verdirbt. In manchen Frühjahren ist der Fang ein so außerordentlich ergiebiger, daß der Fisch oft korbweise für wenige Groschen von der Arbeiterbevölkerung der größeren Städte an unserer Nordseeküste eingehandelt werden kann. Ein solcher Massenfang von Stinten war z. B. in der Unterweser bis Bremen herauf im Vorfrühjahr 1882. In England wird bei solchen Fängen der Fisch als Dünger für den Acker benutzt. Ein anderes, billiges und daher massenhaft im Inneren, besonders in den Städten verzehrtes Produkt unserer Küstenfischerei bildet die Garneele oder Granat (Crangon vulgaris), an der schleswig-holsteinischen Westküste Porre und an der Ostküste in einer anderen Art Krabbe (Palæmon) genannt. Auf verschiedene Art wird diese leicht verderbliche und darum bisher nicht weit zu verschickende* Krustacee in der Ems und im Dollart, in der Jade, in den Mündungen der Weser und Elbe, wie an vielen Punkten der schleswig-holsteinischen Westküste gefangen. In der Jadebucht werden auf dem bei Ebbe freigelegten Schlick aus Weidengeflecht gefertigte längliche, gegen das Ende spitz zulaufende Körbe mit der Öffnung gegen den ablaufenden Ebbestrom gelegt und an Pfählen befestigt. Der Strom führt die kleinen glasartig durchsichtigen Krebschen in den Korb, dessen Ende der Fischer herausnimmt und in einen mitgeführten großen Korb leert. Er selbst bewegt sich über den Schlick mit einem Schlickschlitten. Letzterer besteht aus mit einem breiten Querbrett verbundenen Kuffen und einer hohen Rücklehne; der Fischer steht, an letztere gestützt, mit einem Fuß auf dem Schlitten, während er mit dem anderen sich im Schlick vorwärts stößt. An anderen Stellen bestehen die Krabbenkörbe aus Netzwerk, das auf Reifen ausgespannt ist, und um das Gerät noch „fängischer", wie der technische Ausdruck ist, das heißt wirsamer für den Fang zu machen, sind vorn an der Öffnung Flügel aus grobem Leinen nach beiden Seiten ausgespannt. Endlich fängt man die Garneele an verschiedenen Stellen vom Boot aus mit kleinen hinterher geschleppten Netzen oder auch mit Schiebenetzen. Letztere werden z. B. in Büsum, einem Kirchdorf und Seebadeorte in Dithmarschen (Westküste von Schleswig-Holstein) von Frauen gehandhabt. Sobald die Flut verlaufen ist, versammeln sie sich, hochgeschürzt und das Netz auf dem Rücken tragend, am Strande, und dann geht's weit hinaus auf die Watten, die in der Sonne glänzenden, von Wasseradern, den sogenannten Prielen, durchzogenen Schlickflächen, so daß man die eifrigen Fischerinnen oft kaum mit bloßem Auge erkennen kann. Diese für die Schiffahrt durch Baken (Stangen mit Strohwischen) bezeichneten Prielen werden mit dem Schiebenetz durchfischt, bis die herannahende Flut zur Rückkehr mahnt. Leider ist es vorgekommen, daß allzu emsige Fischerinnen durch die eintretende

* Neuerdings hat man begonnen, das Fleisch der gekochten Garneelen in luftdicht verschlossenen Büchsen zu konservieren, und sollen z. B. jährlich von Varel solche in der Jadebucht gefangene Garneelen in vielen tausend Büchsen verschickt werden.

Flut vom Lande abgeschnitten und ein Opfer der See wurden. Unter allen Umständen müssen die gefangenen Granaten sofort am Lande gekocht werden, und auch dann ist es geboten, die leicht verderbliche Ware gleich dem Konsum zuzuführen. Die Büsumer Krabbenfängerinnen hausieren, ihre Kraut! ausrufend, in den Ortschaften der Umgegend; die Burhaver und Blexumer Granatfischer an der Unter-Weser bringen ihren Fang nach Bremerhaven, von wo er teilweise weiter auf der Bahn nach Bremen geht, um hier am Nachmittag in den Straßen unter dem Ruf: Granat! von Frauen feilgeboten zu werden. Auch von der Jade kommen die Granaten nach Bremen. Der Dollart und Ortschaften der Unter-Ems versorgen Emden, Leer und andere ostfriesische Städte mit der schmackhaften, als Salat oder zu Butterschnitten verzehrten Speise, die ja auch von den Norderneyer Badegästen besonders geschätzt wird. Erwähnen möchte ich noch, daß ein Herr H. Mertens in Ditzum aus den Granaten von der Unter-Ems ein Mehl herstellt, das als Karpfen- und Geflügelfutter sehr geschätzt wird. Die Ditzumer haben einen Verein gebildet, um eine Hochseefischerei auf Hering mit sechs oder mindestens vier Loggern zu betreiben; leider fehlt ihnen dazu bis jetzt aber noch in genügendem Maße die Hilfe des Kapitals, doch darf gehofft werden, daß das Unternehmen demnächst in lebenskräftiger Weise verwirklicht werde, denn wir haben alle Ursache, unsere an der Nordsee im Vergleich zu anderen Ländern so spärliche Fischerbevölkerung in ihren Bestrebungen zu unterstützen.

Noch einer Fischerei, die indessen unserer Küste nicht eigentümlich, sondern sich auch an anderen Küsten, z. B. den französischen und holländischen, bei gleicher Uferbeschaffenheit wiederfindet, möchte ich hier gedenken: das sind die nahe dem Ufer errichteten Fischzäune, in Friesland Argen, an der Unter-Elbe und der holsteinischen Westküste Buhnen, an der schleswigschen Westküste Gaarden genannt, hinter welcher sich die Fische bei ablaufender Flut fangen. Wenn wir z. B. im zeitigen Frühjahr oder im September auf dem der Insel Norderney gegenüber gelegenen hohen Seedeich hinwandern, sehen wir die Argen, deren hier einige zwanzig, zu den Ortschaften Linteler Marsch und Westermarsch II. gehörig, aufgestellt sind, bei Ebbezeit vor uns. Der ganze Fangapparat ist sinnreich und so einfach, daß man annehmen darf, es sei dies eines der ältesten Geräte, wie es sich denn auch nicht bloß, wie gesagt, an vielen Küsten der europäischen Meere, sondern in Südamerika, China, dem malaiischen Archipel und anderen Orten wiederfindet. Es sind im Winkel mit der Öffnung gegen das Ufer und gegen den ablaufenden Ebbestrom aufgestellte Wände aus Garnmaschen, Stücken Busch- oder Schilfrohrflechtwerk, die auch wohl noch besonders verankert werden. Die Spitze des Winkels bildet eine Reuse oder einen Korb. Fische, welche bei abfließendem Wasser zu lange hinter den Zäunen verweilen, bleiben hinter denselben auf dem Trockenen oder werden auch wohl mit dem letzten abfließenden Wasser in die Reuse (den Argenkorb) geführt. Die in letzterem zusammenlaufenden Wände der Arge, die Flügel, werden an ihren äußeren Enden auch wohl einwärts gebogen, um ein Entkommen der Fische noch weiter zu erschweren. Die Argen, Buhnen, Gaarden, deren häufig eine ganze Reihe nebeneinander in Zickzacklinie errichtet werden, haben sehr verschiedene Dimensionen; auf einzelnen Inseln der schleswigschen Westküste findet man Gaarden, deren Flügel Längen von 800 bis 1600 Fuß haben. Damit sich die Aale und Plattfische nicht in Schlick und Sand einwühlen, macht man auch wohl inwendig vor der Reuse ein Loch, wo die Fische Wasser behalten und dann mit Hilfe eines „Kätschers“, eines an einem langen Stiel befestigten kleinen Sacknetzes, herausgefischt werden können. Um bei Ebbezeit zu seinen Argen zu gelangen, die oft vom Deiche weit hinaus nach der See zu liegen, bedient sich der Fischer der in Ostfriesland sogenannten Kraiers;

Ewer auf hoher See.

Digitized by Google

es sind dies schmale, kastenförmige Schlitten, deren von niedrigen Wänden eingefaßter Boden vorn etwas aufgebogen ist. Auf den beiden Seitenwänden stehen schräg nach hinten geneigte Latten in die Höhe, welche ein Querholz tragen. Auf dieses Querholz stützt sich der Fischer, während er auf das hintere Ende des Schlittens mit dem einen Bein niederkniet und zugleich sich mit dem anderen Fuß im Schlick vorwärts stößt. Der Apparat ist dem oben beschriebenen Granatfangschlitten ganz ähnlich. Die Körbe für die Aufnahme des Fanges stehen vorn und in der Mitte auf dem Boden des Schlittens. Wie groß die Zahl dieser Fischzäune an unseren Küsten ist, läßt sich nicht genau ermitteln, da es uns an einer genügenden Fischereistatistik fehlt. An der schleswig-holsteinischen Westküste dürften mindestens zwei- bis dreihundert stehen, für das Unter-Elbeufer der Provinz Hannover wird die Zahl auf nur achtundzwanzig angegeben, und was den Dollart betrifft, so kann ich nur anführen, daß Professor Metzger, der Oberfischmeister der Provinz, vor einer Reihe von Jahren um Pfingsten wohl an tausend Argenkörbe auf den Watten des Dollart sah. Die Argenfischerei beginnt mit dem Frühling im Monat Mai, auch wohl früher, und währt in der Regel bis Ende Oktober; man rechnet für eine größere Buhne oder Arge einen jährlichen Ertrag von zwei- bis dreihundert Mark. Im zeitigen Frühjahr 1886 war der Fang der Argen am Norddeich bisweilen außerordentlich ergiebig, an einem Tage sollen in einer Arge 376 Stiege (à zwanzig Stück) Heringe gefangen sein! Außer den Heringen werden Butt, Schollen, Aale, Hornhechte ꝛc. gefangen; für den Fang der Aale benutzt man auf dem Dollart die ganz ähnlich den Argen konstruierten, nur kleineren Aalschütten. Die auf dem Grunde unseres Wattenmeeres lebende, von kleinen Muscheln, Würmern, Krabben ꝛc. sich nährende Scholle (Pleuronectes platessa L.) nähert sich im Frühjahr den Küsten, um hier ihre zahlreichen wasserhellen Eier auf dem Grunde abzusetzen.

Das fischreichste und auch am meisten befischte Gebiet an unserer Nordseeküste ist die untere Elbe und die Elbmündung. Hier ruht die Fischerei eigentlich niemals. Neben den im Süß- und Salzwasser wechselnden Stinten und „Stuhren“ (Kaulbarschen), die oft in ungeheuren Mengen vorhanden sind, dem Butt, Lachs, Stör, Maifisch, Neunauge sind eine Reihe Süßwasserfische Gegenstand des Fanges. Die verschiedensten Fanggeräte außer den oben erwähnten, die Grundgarne und Grundangeln, Körbe, Stell-, Wurf- und Kreuznetze werden dabei angewandt; wir können sie hier nicht alle beschreiben. Hier an der Unter-Elbe finden wir auch wieder rechte Fischerorte, die wir an der langen Küstenstrecke von der Ems bis zur Elbe vergeblich suchen: es sind Altenwärder und Finkenwärder, zwei größere in der Elbe bei Hamburg gelegene Inseln, deren erstere ganz, die letztere zur Hälfte der preußischen Provinz Hannover angehört; die andere, stärker bevölkerte Hälfte der Insel Finkenwärder ist hamburgisch. Auch das anmutig am rechten (holsteinischen) Ufer unterhalb Hamburg belegene vielbesuchte Blankenese darf noch immer als ein Fischerort bezeichnet werden. Die Fischer von Altenwärder betreiben vorzugsweise die eben erwähnte Fischerei auf der Unter-Elbe, während die Finkenwärder zwar auch an diesem Betriebe teilnehmen, aber zugleich mit den Blankenesern und den Bewohnern einiger anderer Elbortschaften das Hauptkontingent für unsere Küsten- und Hochseefischerei in der Nordsee, soweit es sich um den Fang des sogenannten Frischfisches handelt, stellen. An der ganzen schleswig-holsteinischen Westküste mit ihren Marscheilanden, den Halligen und ihren großen Sand- und Geestinseln ist die Hochseefischerei leider höchst unbedeutend.

Der deutsche Frischfischfang in der Nordsee.

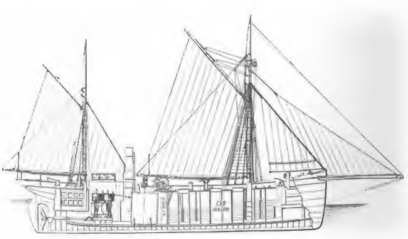
Wie wir im Eingang schon bemerkt haben, wird das ausgedehnte, an Tierleben so reiche Gebiet der Nordsee, des „Deutschen Meeres“, nur von einer ge-

ringen Anzahl deutscher Fahrzeuge befischt, während die Fangschiffe der anderen Uferstaaten nach Tausenden zählen. Wir haben auch einiger Hauptursachen gedacht, welche diese für unsere Volkswirtschaft betrübende Erscheinung herbeigeführt haben; das Fehlen jährlich wiederkehrender Züge und Schwärme von Nahrungsfischen, vor allem des Hochseeherings, in unmittelbarer Nähe unserer Küsten, wodurch mit der Küstenfischerei der Grund auch für eine spätere Hochseefischerei hätte gelegt werden können; die infolgedessen entstandene Zuneigung der Küstenbevölkerung zu der ohnehin durch den guten Boden begünstigten Landwirtschaft; die Thatsache, daß der früher auf die Küstengegenden beschränkte Absatz notwendig bei der spärlichen Bewohnung ein geringer sein mußte; endlich der Mangel an guten Naturhäfen, um noch mancher anderer Umstände nicht zu gedenken. Die jüngeren Söhne der Landwirte, welche kraft des bäuerlichen Erbrechts am Hofe keinen Teil hatten und darum ein Seegewerbe ergriffen, wandten sich der Kauffahrtei-Segelschiffahrt der Handelsstädte an der Elbe, Weser und Ems zu; früher stand diese in Blüte, jetzt liegt sie, verdrängt von der Dampfschiffahrt und unter allerlei sonstigen Bedrängnissen leidend, danieder. Vor zwanzig Jahren wurden in den beiden Hansestädten Hamburg und Bremen sehr energische Versuche durch Bildung von mit ansehnlichem Betriebskapital ausgestatteten Hochseefischerei-Aktiengesellschaften gemacht, um auch von den deutschen Küsten aus den Frischfischfang im großen in ähnlicher Weise wie in England und Schottland zu betreiben. Neue, den Anforderungen des modernen Betriebs entsprechende Fahrzeuge wurden gebaut und, ausgerüstet mit dem großen englischen Baumschleppnetz, in Fahrt gesetzt. Natürlich mußte man erst lernen und kostspielige Erfahrungen sammeln, der Fischhandel war in Deutschland noch nicht entwickelt, der damals nur unter sehr erschwerenden Bedingungen mögliche Transport der Fische auf den Eisenbahnen setzte die Ware nur allzu oft dem Verderb aus. Endlich unterbrach der französische Krieg den ganzen, mit so vielen Schwierigkeiten kämpfenden Betrieb, und als der Friede kam und mit ihm eine Zeit des Aufschwungs, da winkten dem Kapital nach vielen Richtungen so hohe Zinsen, daß es trotz der besseren geschäftlichen Ergebnisse nicht möglich war, den Fischereibetrieb der Gesellschaften noch ferner aufrecht zu erhalten; die Fischkutter wie das gesamte Inventar wurden verkauft, die Gesellschaften wurden aufgelöst, und das volkreiche Deutschland mit seinen 45 Millionen Einwohnern blieb mit seinem wachsenden Bedarf an frischen Seefischen* zum großen Teil auf das Ausland: Schweden, Dänemark, die Niederlande, England angewiesen. Ein Stamm tüchtiger Hochseefischer, die Ewerflotte der Unter-Elbe, blieb und hat sich erfreulich entwickelt, auch manche der modernen Verbesserungen eingeführt. Es ist im Vergleich zu den großen, stark bemannten Smacks und Dampftrawlers (Kutter und Dampf-Schleppnetzfahrzeuge) der großen Londoner Fischhändler und Compagnien in Grimsby, Hull und anderen Orten der englischen Ostküste ein Kleinbetrieb, der aber seinen Mann nährt und einen selbständigen Fischerstand erhält. Es giebt keinen konservativeren Mann als den Fischer, er hängt zäh an allem Hergebrachten; der Geist der Association, der Vergesellschaftung sollte aber in ihm lebendiger werden und würde sicher in manchen zweckmäßigen Fortschritten ebenso erfreuliche Früchte auch für die Fischer selbst tragen, wie er es in den großen norwegischen Fischereien gethan. Vielleicht wird es ein Sporn für diesen Fortschritt werden, wenn sich wieder einmal an der Weser oder Elbe eine kapitalkräftige Gesellschaft bildet, um den Frischfischfang als Großbetrieb nach englischem Vorbild in die Hand zu nehmen.

Einer der zahlreichen kleinen Dampfer, welche den vielfältigen Verkehr des gro-

* Im Jahre 1884 wurden in das Deutsche Reich nahe an 14000000 kg frische Fische und Flußkrebse eingeführt.

ßen volkreichen Hamburg mit den kleinen Ortschaften der Elbufer vermitteln, führt uns in kurzer Zeit an grünenden Marschen vorüber zu dem von fern durch Schiffswerften und Eisschuppen kenntlichen Fischerort Finkenwärder. An der inneren Seite des Deichs, der die Hauptstraße des Ortes bildet, erheben sich die Häuser, eines sauberer und freundlicher als das andere, und wenn wir hineingehen, tritt uns anmutend die gleiches Behagen erweckende Sauberkeit in der immerhin meist einfachen Einrichtung entgegen. Hier findet der Fischer sein liebes Heim bei Weib und Kind, wenn er im Spätherbst mit seinem Fahrzeug aus der wogenden Nordsee zur Winterlage zurückkehrt. Der deutsche Kurrenfischer bleibt in den Wintermonaten zu Haus oder fischt in der Unter-Elbe, denn die Ewer, mindestens diejenigen der älteren Bauart, und das sind noch immer die meisten, sind dem unruhigen sturmreichen Winterwetter der Nordsee nicht gewachsen, während die großen dem Bug, aber plattbodig oder doch nur vorn und hinten mit einem schwachen Kiel versehen; zu beiden Seiten haben sie ein Schwert. In der Mitte des Fahrzeugs ist die Bünge oder Bünn, eine Abteilung, welche durch schräg in den Boden eingebohrte Löcher dem Seewasser zugänglich ist und wo die lebendig zu erhaltenden Fische aufbewahrt werden. Daneben hat jeder Ewer — und dies ist einer der Fortschritte gegen die frühere Zeit — jetzt seine Eisbehälter, die 1500 bis 3000 Pfund Eis fassen. Die Fahrzeuge neuer Konstruktion, die sogenannten Kutterewer, sind kutterartig mit einem Kiel gebaut von 17 m Kiellänge, sie können daher schon besser wie die Ewer eine unruhige See vertragen. Daß sie sich bewähren, läßt sich schon daraus schließen, daß 1880, zur Zeit der großen Fischereiausstellung in Berlin, wo Schiffsbaumeister Kühl in Blankenese sein Kutterewermodell ausstellte, nur wenige dieser Fahrzeuge in Betrieb gesetzt waren, während



Längsdurchschnitt eines Fischdampfers.

seefesten englischen Smacks gerade im Winter, wo der Seefisch in England am begehrtesten ist und am besten bezahlt wird, unausgesetzt und meist mit gutem Erfolg fischen. Die Ewer sind starke, kräftig gebaute Fahrzeuge mit hohem run- wir im diesjährigen Verzeichnis der von der Elbe ausgehenden Seefischerflotte dreißig meist nach Finkenwärder gehörende Kutterewer zählen. Alle Ewer, auch die Kutterewer, haben eine Besatzung von nur drei Mann: Schiffer, Bestmann und Junge.

Digitized by Google

Der Schiffer ist Eigner oder Miteigner des Fahrzeuges; vom Geldertrag des Fanges erhält der Bestmann als solcher, denn er ist oft als Teileigentümer des Fahrzeuges noch weiter beteiligt, ein Achtel, der Junge ein Sechzehntel. Diese drei Leute besorgen alle Geschäfte an Bord des Fahrzeuges, sie handhaben Steuer und Segel, wie die schwere Kurre. Die Bünn ist in mancher Beziehung ein Vorteil, die lebend von den Ewern angebrachten Maischollen z. B. sind besonders geschätzt und begehrt. Die großen englischen Smacks bringen nur tote Fische an. Wir begleiten im zeitigen Frühjahr, Februar oder März, einen unserer Finkenwärder Kutterewer auf die Fischerei. Sämtliche Fischerfahrzeuge haben außen an einer in die Augen fallenden Stelle, kraft der internationalen Seefischereikonvention vom 6. Mai 1882, ihre Unterscheidungszeichen und Nummer zu führen. Die ersteren sind die Anfangsbuchstaben des Fischereibezirks, bezw. der Provinz und die des Heimatshafens. So bedeutet H F 112 die Nummer 112 der Hamburg-Finkenwärder Ewerflotte, S B bedeutet Schleswig-Holstein, Blankenese, A B Bensersiel, Regierungsbezirk Aurich, u. s. f.; wo die betreffenden Anfangsbuchstaben sich wiederholen, sind, um Verwirrung zu vermeiden, andere Buchstaben gewählt, z. B. A N Aurich, Norderney, A Y Aurich, Norddeich, A Z Aurich, Neuharlingersiel, u. s. f. Unser Fahrzeug ist auf eine vierzehntägige Fahrt mit Proviant ausgerüstet, für diesen hat der Schiffer zu sorgen, wie er denn auch dem „Fischerknecht" (Bestmann) und dem Jungen ein „Wintergeld" zu ihrem Unterhalt zahlt. Von Interesse ist die Berechnung, welche Oberfischmeister Dallmer in Schleswig über die jährlichen Ausgaben eines Ewers anstellt:

Befestigung der Kurre am Fahrzeug beim Fischen.
F Fahrzeug. R Reeder. X Doppelkausche. L Kurrleine. S Spring. K Kurre.

der Fischer und Familie 1450 Mark, Verzinsung des Betriebskapitals (Fahrzeuge und Geräte) 600 Mark, Unterhaltung der Fischereigeräte 120 Mark, Unterhaltung und Abnutzung des Fahrzeuges 600 Mark, Steuern und Abgaben 50 Mark, Versicherung des Fahrzeuges 85 Mark; Anteil der Besatzung am Fange: Knecht 560, Junge 280 Mark, Beköstigung für zwei Mann während neun Monaten 540 Mark, Wintergeld für Knecht und Jungen 80 Mark, Eis 150 Mark, Schleppdampfer 75 Mark, Unvorhergesehenes 110 Mark. Der Totalverlust der nicht zu versichernden Fischereigeräte ist hierbei nicht mit berücksichtigt, eine Abrundung der gesamten Ausgaben auf 5000 Mark daher völlig gerechtfertigt. Welcher Bruttoertrag auf die Fischerei eines Ewers zu rechnen, darüber sind die Angaben bis jetzt unbestimmt. Es fehlt uns eben an einer ordentlichen Fischereistatistik, wie sie in anderen Ländern durch eigene Behörden bereits ins Werk gesetzt ist.

Unsere Fahrt geht nach den Fischgründen westlich von den Inseln der schleswig-holsteinischen Westküste: Amrum, Sylt und Römö; das Fischgerät unseres Ewers ist die Kurre, ein etwa 19 m langer, gegen das Ende, den Steert, ebenso wie der früher beschriebene Hamen sich verjüngender Sack aus Garnmaschen, der vorn an der Öffnung durch einen auf eisernen Bügeln, den „Klauen", ruhenden 10 m langen und 16 cm starken Kurrbaum auseinander gehalten, vom Fahrzeug aus mittels

der Kurrleine, die mit dem Baum durch an den beiden Klauen befestigte Taue verbunden, auf dem Grunde des Meeres hingeschleppt wird, und zwar möglichst immer gegen die Strömung, um den Fang der stets gegen letztere strebenden Fische recht ergiebig zu machen. Die je 40 kg Gewicht habenden Klauen werden, um das Netz bei der sehr langsamen Fahrt des Schiffes doch immer am Grunde zu halten, noch mit Kugeln beschwert; auch an dem Netzende, dem Steert, ist ein kleines Gewicht befestigt. Die Länge der Kurrleine ist verschieden, je nach der Tiefe des Wassers, in welchem die Kurre ausgebracht wird. Auch die Maschenweite des Netzes, die vorn an der Öffnung stets etwas größer, ist verschieden je nach der Art und Größe der Fische, die man zu treffen gedenkt; es giebt weite, halbweite und enge Kurren. Um die letztere noch „fängischer" zu machen, hat man im Netze Seitentaschen und an dem oberen Teil eine Klappe, alle aus Netzwerk, angebracht. Die Kurre wird zu seiten des Schiffes, an der Luvseite, ausgebracht, und treibt oder segelt das Schiff langsam seitwärts damit fort; auf daß es nicht an dem Gewicht des Netzes, dessen Kurrleine am Vorpoller zur Seite des Vorderstevens befestigt, herumschwenke, reicht auch noch vom Hinterteil des Schiffes ein 8 bis 9 cm starkes Tau, der sogenannte Rheder, nach der Kurrleine hinüber und ist mit derselben durch eine doppelte Kausche, einen starken hölzernen Doppelring in Form einer 8, verbunden. Dadurch wird die ganze Handhabung des Netzes bedeutend erleichtert und gesichert. Wo und zu welcher Jahreszeit die verschiedenen Fischarten, welche Gegenstand des Fanges, in reichlicheren Mengen anzutreffen, das ist Sache der Erfahrung und Beobachtung des Fischers. Ein englischer Schiffskapitän, O. T. Olsen in Grimsby, hat einen Fischereiatlas herausgegeben, worin nicht bloß die Fischgründe, Strömungen, Bodenbeschaffenheit und Tiefen, sondern auf Grund von Beobachtungsbüchern, die für ihn von einer größeren Anzahl Kapitäne englischer Fischerfahrzeuge geführt wurden, für jede einzelne der zahlreichen Fischarten, welche die Kutter fangen, das allgemeine Verbreitungsgebiet und die Gegenden veranschaulicht sind, wo und wann sie am häufigsten anzutreffen sind. Wir erkennen daraus, wie begünstigt die englischen Küsten hinsichtlich der Fischerei sind.

Die „Frischfische", das heißt die Fische, welche frisch wie sie gefangen in den Verkauf übergehen, sind die bekannten Plattfischarten: Butte, Schollen und Zungen, weniger die Rundfische, Kabeljau, Leng, Schellfisch, Makrele. Zu verschiedenen Zeiten des Sommers sieht man die Ewer und die großen englischen Fischerflotten bald im Norden von Helgoland bis zur Höhe der dänischen Insel Fanö, bald im Norden der ostfriesischen Inseln bis in die Nähe von Texel, bald wieder an der Küste von Jütland, bald westwärts gegen die englische Küste hin. Neben den Ewern giebt es in der deutschen Hochseefischerei auch einzelne größere Segelfahrzeuge, Kutter, welche, weit stärker bemannt als jene, den Fang mit dem großen englischen Baumschleppnetz (trawl-net oder kurz trawl) betreiben, das in seiner Konstruktion der Kurre gleich, aber von bedeutend größeren Dimensionen ist; der Baum hat z. B. eine Länge von 50 Fuß, das Netz selbst eine Tiefe von 80 Fuß. Mit dem Trawl, dessen größeren Dimensionen auch die Länge der Schleppleine entspricht, kann ein solcher Kutter, in England Smack genannt, auf größeren Tiefen als mit der Kurre und dem ganz ähnlich konstruierten niederländischen schrob-net fischen. Diese größeren Fahrzeuge können begreiflicherweise auch eine weit größere Masse von Fischen aufnehmen, die entweder gleich in die Eiskisten — es sind deren 1500 bis 3000 an Bord — verpackt oder in große Gefrierräume gebracht werden, welche man schon vielfach auf den neueren Fahrzeugen findet.

Infolge der stärkeren Bemannung, der Größe des Fahrzeuges und der Fangapparate sind natürlich auch die Anlage-

und Unterhaltungskosten dieses Betriebs bedeutend höher als bei unseren Ewern; immerhin muß derselbe gut rentieren, sonst würden wir ihn nicht auf die Dauer bestehen, ja sich ausdehnen sehen. Die Frage, ob dieser gewaltige, alles in der See am Grunde Lebende, groß und klein aufraffende Fangapparat den Fischbestand der Nordsee beeinträchtige, ist namentlich in England vielfach und sorgfältig untersucht worden. Eine Überfischung einzelner Bezirke durch das Trawlnetz ist allerdings möglich, deshalb hat man es z. B. in der Föhrde des Firth verboten. Allein eine verheerende Zerstörung von Laich, Fischnahrung und jungen Fischen ist nach jenen Untersuchungen nicht nachzuweisen.

In der letzten Jahresreihe hat man in England, nach dem Vorgange Frankreichs, das ja auch eine bedeutende Schleppnetz-(chalut-)Fischerei betreibt, Fischdampfer ausgerüstet. Zur Zeit der großen Londoner Fischerei-Ausstellung, 1883, zählte man in England nur einige dreißig Fisch- und Fischtransport-Dampfer; jetzt hat man bereits mehrere Hundert. Die Vorzüge der Fischerei mit Dampfer bestehen darin, daß erstlich der oft gefährliche und von Verlust an Menschenleben begleitete Transport der Fischkisten vom Fischerfahrzeug nach dem zu Markt gehenden Dampfer wegfällt, dann aber, daß der Dampfer, vom Winde unabhängig, jederzeit schnell zu den Fischplätzen gelangen und zum Hafen zurückkehren kann, sobald er seinen Fang gemacht hat. Ja auch für die Fischerei selbst ergiebt sich der Vorteil, daß der Dampfer sein am Stahltau geführtes Schleppnetz auswerfen und langsam damit vorwärts gehen kann, wenn es einem Segler bei flauem Winde oder Windstille oder auch bei allzu unruhigem Wetter nicht möglich ist, das schwere Schleppnetz auf dem Meeresgrunde zu bewegen. Freilich sind die Anlage- und Unterhaltungskosten der Fischdampfer auch wiederum größer als die der Segelsmacks. Das Beispiel der Engländer hat denn auch bereits anregend auf unsere deutschen Seefischerei-Unternehmer gewirkt: an der Weser sind zwei Fischdampfer und in Kuxhafen einer in Betrieb gesetzt, andere sind im Bau.

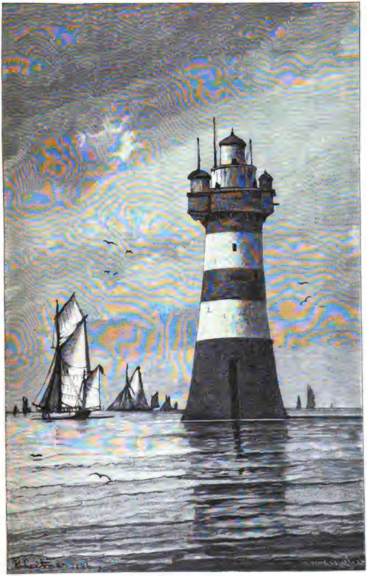
Um noch einmal auf die Ewer zurückzukommen, so pflegen dieselben gewöhnlich mit ihrem Fange nach der Weser oder nach der Elbe zu fahren, auf welchem letzteren Strom sie schon die sogenannten „Reisekäufer", Fischhändler, die ihnen den ganzen Fang abkaufen, erwarten. Je nachdem sie in der Nähe dieses oder jenes ausländischen Hafens sind, laufen sie auch wohl einen englischen, holländischen oder dänischen Hafen an. Besonders wird der jütländische Hafen Esbjerg, der Bahnverbindung nach Deutschland hat, viel von ihnen besucht.

Unter den Fischern der Nordsee geht es leider nicht immer friedlich her; namentlich sind Streitigkeiten zwischen den Treibnetz- und Schleppnetzfischern nicht selten, wenn beide zufällig auf demselben Grunde fischen. Es bleibt dann nicht bloß bei Worten, sondern man sucht sich gegenseitig die Netze zu beschädigen, ja bei den Verhandlungen, welche der oben erwähnten internationalen Nordseefischerei-Konvention vorhergingen, wurde nachgewiesen, daß mitunter die Zerstörung von Netzen planmäßig mittels eines eigens zu dem Zweck angefertigten eisernen Instrumentes, des von den englischen Fischern sogenannten devil, Teufel, geschieht. Dieser Netzzerschneider, von welchem durch das englische Fischerfahrzeug George and Thomas am 9. Dezember 1880 ein Exemplar aufgefischt wurde, ist ein ankerartig geformtes, mit vier scharfen Fangarmen versehenes Gerät, welches dadurch seine zerstörende Wirkung ausübt, daß man es vorn am Bug des Fahrzeuges mittels einer Kette ausbringt und nun in die Linie der unter Wasser hängenden Treibnetze hineinfährt. Als ein anderer schwerer Mißstand der Nordseefischerei werden die sogenannten bum-boats oder coopers bezeichnet; es sind dies schwimmende Schnapsbuden, kleine Fahrzeuge, die eigens zu dem Zweck von verschiedenen Häfen ausgerüstet werden, um in der Nordsee

mit den Fischern Handel zu treiben. Schnaps und Tabak, beides in England bekanntlich schwer besteuerte Artikel, werden gegen Fische, ja sogar Fischereigeräte ausgetauscht. Abgesehen von der auf diese Weise dem Reeder des Schiffes zugefügten Beeinträchtigung ist die Folge, daß nicht selten unter Einwirkung des übermäßigen Genusses von Schnaps Völlerei und Rauferei, ja schwere Verwundungen und Totschlag vorkommen. Englische Missionsgesellschaften senden unter die englische Fischerflotte Schiffe, an deren Bord Gottesdienst für die Fischer gehalten wird. Bis jetzt hat damit aber dem Anschein nach jenen Übelständen nicht vorgebeugt werden können. Die vertragenden Staaten: das Deutsche Reich, England, Frankreich, die Niederlande, Belgien, Schweden, Norwegen und Dänemark kamen durch jene Konvention überein, zunächst behufs Beseitigung der ersterwähnten Übelstände eine Reihe bestimmter Vorschriften zu erlassen und dieselben durch zu dem Zweck auf den Fischereigründen kreuzende Kriegsschiffe aufrecht zu erhalten. Jedes Fahrzeug muß genau bezeichnet sein, so daß man Namen und Heimathafen leicht erkennen kann; auch die Geräte sind zu bezeichnen. Es sind ferner Vorschriften darüber gegeben, wie sich die Schleppnetz- zu den Treibnetz- und Grundangel-Fischern verhalten sollen, wenn sie, einander nahe, auf den gleichen Gründen fischen. Die Sicherstellung der Wiedererstattung von geborgenen see- und strandtriftigen Fischerfahrzeugen, Schiffszubehör und Fischergerätschaften an den Eigentümer und einer Entschädigung für den Berger ist geordnet. Auch über das Vorgehen gegen das Unwesen der schwimmenden Schnapskneipen hat neuerdings eine internationale Konferenz im Haag getagt; ein formeller Abschluß aber war bis November 1886 noch nicht erzielt.

Im allgemeinen darf man sagen, daß nur wenige Ausschreitungen gegenüber der nunmehr eingeführten Ordnung vorgekommen sind, und erinnern wir uns namentlich keines einzigen Falles, wo deutsche Fischer beteiligt gewesen wären. Die Fischer der verschiedenen Nordsee-Uferstaaten sind durchschnittlich friedliche, verträgliche Leute und haben denn auch selbst jene Konvention mit Freuden begrüßt; ihr Beruf fordert den ganzen Mann und sie verlangen nichts mehr als Friede und Ordnung.

Eines Fischereibetriebes an unserer deutschen Nordküste habe ich bisher nicht Erwähnung gethan: der Austernfischerei auf den westschleswigschen Bänken. Sie ruht seit einigen Jahren, aus Rücksicht auf die Erhaltung und Schonung dieser von allen Gutschmeckern so hochgeschätzten Bivalve, und es ist auch der Zeitpunkt noch nicht abzusehen, wann sie wieder aufgenommen werden kann. Ich unterlasse es daher, in diesem Aufsatz, der sich mit den gegenwärtigen deutschen Nordseefischereien beschäftigt, näher darauf einzugehen. Ebenso kann ich nur im allgemeinen auf die zahlreichen Gewerbe hinweisen, welche durch die Hochseefischerei erhalten und genährt werden und die bei einer Ausdehnung unserer Fischereien ebenfalls merklich gewinnen würden. Eine große Entwickelung hat bei uns schon jetzt die Netzfabrikation erfahren; sie arbeitet, wie z. B. die „Itzehoer mechanische Netzfabrik und Weberei“, in bedeutendem Maße auch für das Ausland. Von den mancherlei verbesserten Einrichtungen am Lande, welche der Fischerei zu gute kommen, möchte ich nur der „Kältespeicher für Fische“ gedenken. Diese in den Hafenplätzen, wo die Seefischereierzeugnisse regelmäßig gelandet werden, bei den Fischhändlern gebräuchlichen Gefrierhäuser sind doppelwandige Gebäude und ganz ebenso wie die gewöhnlichen Eisschuppen konstruiert; das Kältegemisch aus Eis und Salz lagert innen auf einem Wellblechboden unter dem Dach und gleitet, hinabgeschaufelt, langsam schmelzend über jalousieartig an den Seitenwänden des Speichers angebrachte Blechstreifen hinab, um sich in einer Cisterne zu sammeln und abzufließen. Auf diese Weise und unter gehöriger Regulierung mittels des Thermometers wird



Fischer beim Rothsand-Leuchtturm (Wesermündung).

Digitized by Google

eine genügend kalte Temperatur erzeugt und erhalten, um die im Kühlraum auf Drahthürden, die in großen Gestellen etagenartig eingesetzt sind, lagernden Fische stets gefroren zu bewahren.

Überall in Deutschland sehen wir jetzt ein reges Interesse für unsere Seefischerei. Der Reichstag bewilligte im Jahre 1885 ohne Zögerung die 100000 Mark für Förderung der Hochseefischerei, welche die Reichsregierung in den Etat für das Reichamt des Innern auf das Etatsjahr 1886 bis 1887 aufgenommen hatte, und die demnächstige Verdoppelung dieses Betrages dürfte ebensowenig Widerspruch erfahren. Seit zwei Jahren hat sich vom Deutschen Fischereiverein eine „Section für Küsten- und Hochseefischerei“ abgezweigt, die eine rege Thätigkeit entwickelt. Eines der von ihr in Angriff genommenen Mittel, unsere Seefischerei zu fördern, ist die Erleichterung der Versicherung von Fischerfahrzeugen. In einigen Gegenden, wo die Fischerei stark vertreten, in Finkenwärder, Blankenese, Norderney ꝛc., bestehen freilich schon eigene, zum Teil sehr gut fundierte Versicherungskassen, allein sie sind immer nur für die Fischer des betreffenden Bezirks zugänglich. So waren bisher die diesen Ortskassen nicht angehörenden Fischer auf die Seeversicherungsgesellschaften angewiesen, die unter Abschätzung des großen Risikos hohe Prozente forderten. Es sollen nun an einer größeren Anzahl Orten lokale Versicherungskassen ins Leben gerufen und unter diesen ein Rückversicherungsverband gebildet werden. Durch Zuschüsse der Reichsregierung wie durch uneigennützige Hilfe einzelner hofft man die so nützliche Einrichtung lebenskräftig zu gestalten und damit die Inbetriebsetzung neuer Fahrzeuge zu erleichtern. Die Sektion, der sich bereits eine große Zahl Mitglieder in den Küstengegenden und im Binnenlande angeschlossen haben — Präsident ist Geheimerat Herwig in Berlin —, hat sich ihre Aufgaben möglichst umfassend gestaltet und auch auf die wissenschaftliche Seite der Fischerei erstreckt, wobei es sich namentlich um die Errichtung naturwissenschaftlicher Beobachtungsstationen und um wirtschaftsstatistische Erhebungen handeln wird.

Eine tiefere Erkenntnis des Fischlebens der Nordsee ist, wie wir oben schon andeuteten, erst noch von der Naturwissenschaft zu erwarten. Wenn wir auch unserer „Kieler Kommission zur Untersuchung der deutschen Meere“ — ich brauche nur die Namen Möbius, Hensen und G. A. Meyer-Kiel, Heincke-Oldenburg, Metzger-Münden, Benecke-Königsberg zu nennen — durch ihre Veröffentlichungen höchst wertvolle Aufschlüsse in dieser Richtung, beispielsweise über die Naturgeschichte des Herings, bereits verdanken, so stehen wir doch auf diesem Gebiete, wie die anderen Nationen, z. B. die Engländer, die erst kürzlich an der Forth-Föhrde und in Plymouth ichthyologische Stationen gegründet haben, noch am Anfange. In dem Maße, in welchem Kräfte und Mittel zu diesen schwierigen und mühevollen, langwierigen und kostspieligen Untersuchungen dauernd zur Verfügung stehen, wird nicht nur die Naturwissenschaft reichen Gewinn einheimsen, sondern auch die Praxis, unsere Fischerei Nutzen davon ziehen und ergiebiger, dabei doch sparsamer wie bisher die Schätze heben können, die sich in der Nordsee dem jetzigen Geschlecht bieten und bei verständiger Bewirtschaftung auch unseren Enkeln und Urenkeln bieten werden.

Das Kind der Insel.

Novelle
von
Sara Hutzler.

lein war sie und dunkel, ungleich den übrigen Kindern der Insel, und ihre Bewegungen hatten etwas Ruheloses, etwas, was von innerer Glut getrieben schien.

Nita wurde sie genannt, und der Name klang in der Umgebung, in der sie lebte, so fremdartig wie ihre Stimme, die eine so eigenartig dumpfe Färbung hatte, die beim Sprechen gleichsam nachzitterte, als vibrierten dahinter leise verhallende Glocken.

Die Stimme war es denn auch, mehr noch als das braune Gesichtchen, die das kleine Geschöpf den Badegästen bemerkbar machte, und einmal bemerkt, blieb Nitas Erscheinung in der Erinnerung haften. Sie hatte nichts eigentlich Auffallendes an sich, dieses zartgegliederte braune Mädchen, und doch lag über ihrem Antlitz eine gewisse bizarre Herbheit, die im Widerspruch stand zu dem tiefen, dumpf melancholischen Ausdruck ihrer Augen. Seltsame Augen diese, in ein Kindergesicht so wenig gehörig, so ernst, so sehnend blickten sie, und der Ausdruck spiegelte sich wieder im Wesen des Kindes, das zum großen Teil des Tages an der Kante eines der vorspringenden Felsstücke saß oder in einer tiefgelegenen Sandgrube in der Sonne lag und träumend über das rauschende Meer hinwegsah.

Sie war anders als die übrigen Kinder, die auf der roten Insel umherschwirrten wie die Ameisen, die in Gruppen auf den Vortreppen der kleinen Fischerhäuschen hockten und in ihrem drolligen Gemisch von Helgoländisch-Deutsch mit den Badegästen plauderten und scherzten.

Nita scherzte nie. Kaum daß sie begriff, was ein Scherz sei. Nita mußte, zu Beginn der großen Saison wie die anderen Fischerkinder bei der Ankunft der täglichen Dampfer an der Landungsbrücke stehend, den Fremden Logis anbieten. Sie that es anders als jene, und doch war sie glücklicher als jene. War's, daß sie nicht sprach und nur fragend aufsah; war's, daß sie nicht schob und drängte

und den Fremden nicht verwirrend naherückte gleich den anderen blonden Inselkindern; sei's, daß ihre dumpfe Stimme, die den einzelnen ihr: „Bei Jan Claas im Oberland," so einfach sagte, mehr Wirkung übte wie der laute Anpreis aller übrigen — das kleine Stübchen bei dem alten Claas war allzeit vor allen anderen besetzt und blieb es auch, bis die Saison zu Ende ging, und Nita konnte unbehelligt weiter in der Sonne träumen.

Das Kind sprach oft stundenlang nichts. Dafür dachte es um so mehr nach. Sie dachte tagelang nach über ihren Großvater Jan Claas, dessen Wortkargheit sprichwörtlich geworden war und dessen Häuschen so weit von den übrigen abgelegen dastand, als könne die Weite zwischen ihnen die Fremdheit und Abgeschlossenheit erklären und bedingen.

Vater Claas trieb kein Schiffergewerbe wie die Mehrzahl der rotbraun gefärbten stämmigen Helgoländer. Vater Claas lebte mit dem Kinde in seinem einstöckigen Häuschen ohne Verkehr — ganz für sich — und erwarb sich das Wenige, das für den Unterhalt nötig war, durch Vögelausstopfen.

In dem schmalen Fenster seines Vorderstübchens hingen zwei schneeweiße fleckenlose Möwen aus, und über der grün gestrichenen Thür seines Hauses stand in wenig geschulten Lettern ohne jede weitere Anpreisung nur sein Name: „Jan Claas."

Die Sommergäste, die mit ihrer Schußbeute zu dem Alten hinaufstiegen, fanden an dem wortkargen weißbärtigen Manne mit dem schönen stillen Gesicht nichts Belustigendes und kamen mit ihren geschäftlichen Verhandlungen rasch zu Ende.

Seit vielen Jahren hatte Vater Claas diese Einsamkeit gepflegt. Nita erinnerte sich nicht, daß es je anders gewesen, und doch kannten die verschwiegenen älteren Insulaner von Jan Claas eine traurige Geschichte, die sie unter Geheimthuerei ihren Logiergästen mitteilten.

Sie erzählten, wie er als der flotteste der jungen Fischerburschen bekannt gewesen war, wie er allabendlich in den Tanzlokalen, im „Grünen Wasser" und „Sonnenuntergang", mit der blonden Marie vom Schiffer John den „Helgoländer" getanzt, wie dann das Pärchen später Hochzeit gehalten und unter hellem Gesang in das Claassche Haus hart an der Treppe eingezogen war, wie der muntere Jan seinen Fischfang betrieben, während die holde Marie daheim Netze flocht und an ihren Jan dachte, bis zu Ende des Jahres ein neues kleines Leben einkehrte bei den lieben frohen Menschen in dem Treppenhaus und Claasens winzige Katrin da war — Katrin, die heranwuchs mit den blauen Augen von Jan und den blonden Flatterlocken von der Marie, Katrin mit der Lerchenstimme und den schneeweißen Zähnen. Jan Claas hatte ein anderes Gesicht, wenn er seine Dirn an der Hand führte; Jan Claas beugte sich voll dankbarer rührender Andacht neben seiner Katrin auf das Gebetbuch nieder, wenn ihn die Wände der kleinen Kirche umfingen, und sein Weib Marie schalt ihn wegen seiner Abgötterei für das Kind und lachte ihn dafür doch hellstrahlend an; es war eben ihr einziges und der Verzug der ganzen Insel — was war denn da dem frohen Jan zu verdenken!

Katrin wuchs heran mit ihrer Gazellengestalt und blauleuchtenden Augen, und die Mädchen der Insel rannten ihr nach, um sie singen zu hören, und die Burschen folgten ihr, um sie im Tanze zu schwingen. Alte Mütterchen nickten ihr zu und schenkten ihr Kreuze und Perlenschnüre, und die Kinder bettelten sie ihr wieder ab; und wenn der Sommer kam und mit ihm die vielen fremden Stadtleute, dann drängte wohl jeder sich an das Häuschen hart an der Treppe und suchte dort Logis, nur weil vom Fenster Katrins blondes Köpfchen sichtbar wurde und aus dem Inneren des Stübchens ihr helles Lachen zu ihnen herausschallte. Und dieses Lachen hörte plötzlich auf. Es war in einem der Sommermonate. Vater Jan hatte es zuerst bemerkt, wie seine Katrin stiller ward als

sonst und ängstlicher als je vordem die Abende zum Tanz im „Grünen Wasser“ erwartete; wie sie nach dem Vesperkonzert im Unterland den Badegästen nachsah, die dann zum Sonnenuntergang aufs Oberland gestiegen kamen; wie sie am Fenster stehend spähte und immer spähte, bis — Vater Jans besorgtes Auge sah es — einer kam — ein Fremder — mit dunklem Haar und Auge, mit einer vornehm kühlen Haltung und einem siegessicheren Lächeln.

Jan Claas band unten am Strand sein Fischerfahrzeug fest und überwachte seine Katrin; und doch — was half's — des Fremden heißes Auge hatte des Mädchens Herz getroffen, es sprach ihr dringlicher als die Mahnworte Jans; des Fremden Arm umschlang sie weicher als der wetterharte Arm des Alten. Es kam ein Tag, an dem im Hause Jans ein dumpfer Fall ertönte, und auf der Insel sagte man sich's ängstlich, daß Jan Claas vom Schlag getroffen war, da seine schöne Katrin mit dem Fremden — Manuel Vidal — nach seiner fernen Heimat weithin im Süden entflohen war.

Jan Claas starb nicht. Dafür aber legte sich sein Weib, die blonde Marie, zu Bett und ward in wenigen Wochen auf dem stillen Friedhof auf dem Oberlande eingebahrt.

Klaglos, ohne ein Wort des Jammers um ihr Kind, ohne ein äußeres Zeichen, wie tief der Schmerz um sie ihr in die Seele schnitt, starb sie, und Jan Claas folgte mit gebeugtem Haupt und über Nacht ergrauten Haaren der Leiche seines Weibes. Er warf die erste Schaufel Erde auf den Sargdeckel nieder und schritt, ohne einem einzigen der Nachbarn, die mit ihm auf dem Kirchhof standen, die Hand zu reichen, in sein Haus zurück.

Man gewöhnte sich mit den Jahren daran, den „stillen Claas“ an sich vorübergehen zu sehen, der sein Fischergewerbe fortbetrieb ohne Rede, ohne Freudigkeit, und eines Tages geschah es, daß der gealterte Jan Claas das Häuschen an der Treppenlandung zusperrte und sich ruhig einmietete in das verlassene einstöckige entlegene Häuschen am fernen Ende der großen Wiese, wo's im weiten Umkreis kein Haus mehr gab. Und hier in diesem Häuschen soll sich's zugetragen haben, daß der alte Fischer seine Katrin wiedersah. Niemand wußte darüber Genaues. Eine alte Magd, die im Hause gelegentliche Dienstleistungen verrichtete, wollte gehört haben, wie die Stimme der Katrin sprach und wie der alte Jan Namen und Daten in die große Bibel kritzelte. Und von reichlich fließenden Thränen sprach sie, und von einem getäuschten Herzen, das dem Manne vertrauend gefolgt war in ein fernes Land, um sein zu werden, um dort zu erfahren, daß der schöne Fremde Frau und Kind bereits besaß und an ihr, dem Fischermädchen, freventlich gesündigt habe.

Über des alten Mannes Lippen kam nie ein Wort darüber, und über den Ausgang der schmerzlichen Begegnung gab es Gerüchte, die voll Widerspruch lauteten.

Wohin die Katrin in jener Nacht gekommen, das wußte man auch nicht; nur wurde von jener Nacht an in der stillen Wohnung des Fischers Jan ein Kinderstimmchen laut, ein Stimmchen, das an die Lerchentöne der blonden Katrin erinnerte, und auf der Steinstufe vor dem Claasschen Hause hockte eines Tages ein sehr mageres Geschöpfchen von dunkler Farbe und fremdartig blickenden Augen, das zu den blauäugigen Kindern der Insel neugierig aufsah und ihnen auf ihr Befragen sagte, daß es Nita heiße und von irgendwoher käme, sie wisse nicht genau wo, sie glaube „aus dem Wasser“. Die kleinen Insulaner lachten darüber und rannten davon, um es ihren Eltern zu sagen, und das braune fremde Ding auf der Steinstufe sah ihnen mißvergnügt nach und runzelte die Stirn.

Weshalb lachten sie? Das Kind begriff es nicht. Wenn sie sie auslachten, wollte sie ihnen gar nichts mehr sagen, gar nichts, und so kam es, daß Nita sich gewöhnte, den Kindern mit ihren Fragen

und ihrem Lachen aus dem Wege zu gehen und, anstatt zu sprechen, ihre kleinen Gedanken in der Sonne dicht am Meere zu verträumen.

Vater Claas hatte seit Nitas Erscheinen das Oberland nicht wieder verlassen. Sei es, daß nach dem Ereignis jener Nacht seine Kräfte abnahmen, sei es, daß er die Begegnung mit den Stadtleuten von Jahr zu Jahr mehr scheuen gelernt — er hatte im Unterland hart an dem roten Fels sein Boot an der Kette fest, kreuzte darüber die Ruder und stieg in sein Häuschen wieder hinauf, wo er sich als Vogelausstopfer kärglich ernährte.

Nitas Dasein hatte in seinem Wesen keine Veränderung wachgerufen. Er sorgte für sie in seiner stillen Weise, er fuhr ihr auch mal zärtlich über den dunklen Kopf und oftmals, wenn sie schlief, trat er zu ihr ans Bettchen und blickte sie lange an.

Ob er das Kind liebte? Wer konnte es wissen! Ob das Kind Liebe entbehrte? Wer fragte danach! Die Herbheit ihres Wesens zog die Insulaner mit ihren offenen frohen Herzen wenig an, und wenn das dunkle Kind oftmals sehnend vor dem niederen Fenster eines der Fischerhäuschen stehen blieb und mit den heißen Augen in das Innere des Zimmers blickte, wo ein Kind die Mutter küßte — wer kümmerte sich darum? Wer schloß sich dem finsteren kleinen Wesen an, das schweigend, gleichsam trotzig seiner Wege ging und jeden Umgang scheute?

Nita besuchte mit den anderen Kindern der Insel die Schule. Sie lernte wenig und träumte desto mehr. Beim Ausläuten der kleinen Klasse pflegte sie, wie von einem Drucke befreit, die kleine Gestalt wie zum Fliegen auszubreiten und dann hastiger als alle anderen dem Ausgange zuzueilen.

Ihre Gewohnheiten waren von stiller Art. Auf der Oberlandstreppe hatte sie einen kleinen Felsblock ausfindig gemacht, auf dem sie, von der Mauerwand eines vorspringenden Gärtchens gedeckt, sitzen konnte, um den rotwangigen Inselkindern zuzuhören, wie sie in der Dämmerstunde sich gruppenweise zusammenfanden und zur Unterhaltung der Sommergäste ihre einfachen Nationalgesänge anstimmten, die ihnen von den Passanten gelegentliche Münze eintrugen.

Dicht an die Mauerwand gedrückt stand sie oft und lauschte mit tief sehnsüchtigen Blicken auf die Lieder der kleinen Sänger, und es war, als ob in dem feinen Gesichtchen ein Erinnern sich in ihr durchzukämpfen schien, ein Erinnern an etwas, das sie besessen und verloren hatte, so gespannt, so suchend zog es über ihr Antlitz hin. Nach dem verstummten Gesang pflegte das Kind noch lange reglos zu verharren, so reglos, als harre sie auf etwas, das wiederkehren müßte, und wenn der Abend über sie hereinbrach, schlich sie sich still aus ihrem Versteck hervor und huschte ins Unterland hinab, an dem von Besuchern gefüllten Gasthaus „Erholung" vorbei und an den Strand hinunter.

Ungesehen kletterte sie, auf schlüpfrigen Steinen gehend, an der Felswand entlang bis zu der Stelle, wo das Boot des alten Claas geankert lag, und die Ruder vorschiebend, legte sie sich in dasselbe tief hinein und schaute in das sinkende Tageslicht hinaus. Hier war sie allein, hier konnte sie still liegen und sinnen über all das, was ihr so nebelhaft in der Erinnerung war — was sie trennte von den anderen, was sie das Alleinsein suchen ließ. Vor ihr rauschte das Meer. So hatte es um sie her gerauscht, als sie — als sie noch nicht auf der Insel war — als sie von weit — weit herkam — gleichsam hergetragen wurde von Engelsarmen, und über diesen Engelsarmen hatten blaue Sterne geleuchtet — zwei Augensterne, und diese blauen Sterne waren nirgends mehr — waren versunken vielleicht, und das mächtige Wasser, dessen Rauschen mit ihrer Erinnerung von damals zusammenfloß, das ihr heimisch war aus der Zeit, von der sie nichts Klares mehr wußte: das mächtige Wasser sang ihr Wiegenlieder vor, die sie schon einstmals von

süß lieblicher Frauenstimme gehört; in dem Klang des rauschenden Wassers erschien ihr wieder und wieder ein Gesicht von Goldhaaren umflattert, fühlte sie sich aufgenommen und getragen an einer weichen Brust, auf sanften schneeigen Armen weit her — weit — o so weit übers Wasser, über den Wogen, aus den Wogen vielleicht — vom Grunde des grün schillernden Meeres, wo's Nixen gab, die Lieder sangen — so süß, so sehnsüchtig, so kosend, Lieder, die an Blumen erinnerten, die heiße Düfte ausströmten, die schlaftrunken machten und süße, vergangene, verklungene Stimmen redeten, Stimmen, die niemals wiederkehrten, Düfte von Blumen, die nirgends mehr blühten.

Arme, einsame kleine Nita! Sie lag hingestreckt im dunkelnden Abend und ein leichter Schauer durchflog ihren Körper. Eine rasche Welle hatte das Boot aufwärts gefegt, und der Bewegung folgte ein Flintenschuß. Dicht neben ihr sank eine weiße Möwe schreiend nieder ins Meer.

Der Kinderkopf fuhr aus seinem Sinnen auf.

Arme weiße Möwe! Nitas Hände griffen nach dem Vogel, und so bemüht, das Tierchen zu erreichen, überhörte sie es, daß aus einem Nebenboot eine fremde Stimme sie herrisch anrief. Ihre Hand streifte den Vogel, als die Stimme zum zweitenmal erscholl:

„Du laß das, ich hole sie mir allein!"

Nita fuhr zurück. Sie sah erschrocken auf. Im Halblicht des sinkenden Tages sah sie unweit von dem ihren ein Boot, in dessen Mitte eine aufrechtstehende Knabengestalt sich dunkel gegen das Grau des Himmels und des Wassers abhob.

„Laß die Möwe — hörst du?"

Nita regte sich nicht. Das Fahrzeug, in dem sie saß, machte eine schaukelnde Bewegung, die er als von ihr ausgehend betrachten mochte. Bei seinem zweiten Anruf zog es wie Trotz über das sonst ruhige Mädchenantlitz.

Warum schrie der Junge? Wer war er? Was ging er sie an, was that sie ihm? „Laß die Möwe!" hatte er gerufen. Sie hatte ja aber gar nicht vorgehabt, sie ihm zu nehmen, nur das sinkende Tierchen hatte sie an sich raffen wollen, das arme blutende Tierchen. Und er, der daran die Schuld trug, er wollte sie zürnend anrufen, ja, ihr sogar befehlen.

Nein doch! In plötzlich aufsteigendem Zorn faßte sie das Ruder, stützte sich an die niedere Kante des Bootes und stieß mit einem Laut der Befriedigung das Tierchen weit außer Sicht, so daß es zuerst sank und dann allmählich in der Ferne unter den dichtbesäeten Fischerbooten wieder auftauchte.

„So, da hast du's!" Sie kehrte ihm ein unsagbar herausforderndes Antlitz zu, und der Knabe stieß einen bösen Zornesruf aus.

„O du Teufel!" Mit einem Ruck trieb er sein Boot an das ihre. Aufrecht standen sie sich gegenüber, Boot an Boot, und der Mond, der in diesem Augenblick über dem Meere aufging, goß sein Silberlicht über die beiden Gestalten, und in beider Augen, die gleich dunkel waren, glühte Zornesleuchten, das die beiden Kinder sich plötzlich verblüffend ähnlich machte.

„Warte, ich werde dich!" Nitas Augen folgten seiner Gestalt. Von Boot zu Boot springend, erreichte er ihre Seite. Mit fliegendem Atem und glühenden Augen stand er neben ihr. Seine geballte Faust hob sich.

„Du boshaftes —" Seine Gestalt dehnte sich, sein Arm war drohend erhoben, und das Kind, das niemals einen Schlag erhalten, das demzufolge die Schwere der Züchtigung weit überschätzen mochte, duckte sich unter dem angetragenen Faustschlag furchtsam zusammen und streckte abwehrend zwei bange Hände gegen ihn aus.

Des Knaben Arm sank herab. Eine geringschätzige Lache schallte von seinen Lippen.

„Feige also auch," höhnte er, und da Nita nichts entgegnete, wohl auch die

Anwendung auf sich nicht voll begriff, wandte er sich kurz und verächtlich ab.

In diesem Augenblick richtete sich Nita auf. Ihre Augen, die bis dahin mit scheuem Aufblick auf dem Knaben gehaftet hatten, gingen nun geradeaus, und den Arm deutend ausgestreckt, rief sie mit einem Eifer, der ihrer stillen Art sonst fremd war, versöhnlich: „Da — du — da ist dein Vogel!“

Sie mochte angenommen haben, daß der Knabe sich schleunigst auf seine Beute stürzen würde, und sie ergriff selbst das Ruder, um ihm dabei zu helfen. Dieser aber hatte sich, da sie sprach, hastig gewendet und starrte sie an. Augenscheinlich verblüffte ihn die eigenartige Stimme des Kindes, denn er sah erst auf sie, dann um sich und dann wieder auf sie, auf den kurzlockigen Kopf, auf die kleinen braunen Füße, und dann kam ein Ausdruck des Staunens über seine Lippen:

„Du — du bist ja ein Mädchen!“

„Ja!“

„Du sprichst wie —“ er verbesserte sich verwirrt, scheinbar im unklaren, ob in ihrem Erscheinen oder in der tiefen Stimme die Ähnlichkeit lag — „du siehst aus wie ein Junge!“

Das Kind schwieg. Es faßte, der Richtung seiner Augen folgend, mit beiden Händen nach ihrem dunklen, von kurzen Locken umrahmten Köpfchen und sah ihn an. Das Mondlicht fiel nun voll auf das Boot und auf die beiden Kindergestalten — er in seiner städtischen vornehmen Tracht, sie in dem roten Helgoländer Röckchen und der leichtgegürteten Bluse aus buntgeblümtem Stoff — beide sich seltsam ähnlich.

„Wie heißt du?“ fragte der Knabe.

„Nita!“

„Wie noch?“

Wie noch? Das Kind schwieg. Wie noch? hatte er gefragt. Die dunklen Mädchenaugen wanderten von seinem Gesicht fort und gingen wie träumend über das Meer hin, und plötzlich sahen sie zu ihm zurück, und ein hilfloser suchender Ausdruck stieg in diesen Augen auf. Wie noch? Welch seltsame Frage. Niemals war sie dem Kinde gestellt worden, und zum erstenmal in seinem Leben überkam es ein Gefühl, eine Angst, eine Erkenntnis, daß es anders um sie bestellt sein mochte wie um andere.

„Wie heißt du noch?“ fragte der Knabe abermals, und Nita sah ihn groß an und gab über sich die einzige Auskunft, die sie kannte und die ihr in diesem Augenblicke instinktiv so armselig vorkam:

„Ich bin das Kind von Claasens Katrin!“

Der Knabe lachte. Wie komisch sie war! Welch drollige Auskunft! Er trat ihr einen Schritt näher und besah sie dreisten Auges.

„Das Kind von Claasens Katrin,“ wiederholte er langsam, „das wäre ja recht ausführlich, aber deinen Namen weiß ich noch nicht. Wie heißt du denn weiter? Nita — was?“

Es entstand eine Pause. Das Kind schwieg. Wie ein düsterer Schleier legte sich's plötzlich über ihre dunklen Augen, und die Stimme, mit der sie antwortete, klang wie aus weiter Ferne kommend, verloren, sinnend: „Ich — ich weiß es nicht!“

Der Mond verschwand hinter Wolken. Ein leichter Wind hob sich und warf die Böte, in denen die Kinder standen, schaukelnd hin und her. Der Knabe rückte sich ein wenig, um sich besser zu stützen, schüttelte mit einer Körperbewegung nach sekundenlangem Sinnen die über ihn kommende drückende Stimmung ab und lachte laut und belustigt auf. Die Lache schallte weit hinaus und hallte von dem Fels, unter dem sie standen, im versummenden Echo zurück, und bei dem Klange erschauerte das Mädchen. Ohne zu sprechen, ohne aufzublicken machte es einen raschen Sprung aus dem Boot und lief, selbst wohl nicht klar über sein Ziel, wie ein gehetztes Reh lautlos zum Strand hinauf und davon.

Im kleinen Boot stand der Knabe und sah ihr nach. Das Lachen erstarb ihm auf den Lippen, und ein sinnender Ausdruck zog über seine Züge.

Wo mochte sie hin sein, das braunlockige Kind mit dem roten Röckchen und der seltsam nachtönenden Stimme? Der Knabe stieg ans Land und wanderte planlos am Strande umher. Die weiße Möwe war unter den Böten verschwunden. Niemand kümmerte sich um sie, und als später unter dem wieder hellleuchtenden Mond eine kleine magere Kindergestalt sich kriechend und behend springend weit hinaus über den feuchten Seetang hinbewegte, um endlich mit Hilfe eines langen Fischerhakens sich den toten Vogel einzuholen, da bemerkte es kein Mensch, und in der sie umgebenden Stille des vereinsamten Strandes konnte Nita die erschossene weiße Möwe in ihre Arme nehmen und sie unbemerkt heimtragen in ihr kleines Stübchen in der Claasschen Wohnung im Oberland. Bis tief in die Nacht hinein saß sie über ihr Tierchen gebeugt. Die kleinen Hände waren ungeschickt, und das gelegentliche Beobachten des alten Claas beim Vogelausnehmen hatten ihr wenig Kenntnis der Arbeit beigebracht; aber der Wille Nitas schien ihr den Weg anzugeben, und als der Morgen anbrach, hatte das Kind den ersten Liebesdienst seines Lebens vollbracht. Der weiße Vogelbalg lag fein gesäubert und zum Stopfen bereit vor ihrem Bettchen. Die Mittagssonne lag brennend über der Insel. Vor dem Strandpavillon wogte eine lebhafte Menschenschar auf und ab. In dem von der Sonne getrockneten rotbraunen Seetang balgten sich in Massen blauäugige Kinder der Insel, und über der Landungsbrücke lehnten die wohlgekleideten Stadtkinder und sahen mit ihren bleichen, von der Stadtluft angekränkelten Gesichtern auf die von Gesundheit strotzenden Insulaner nieder. An der Landung drängten sich die Frühgäste den Segelbooten zu, die zum Transport nach der Düne und zum Bade an dem Treppenabsatz lagen. Eines dieser Boote kam mit gespannten Segeln von der Düne zurück, und in der Mitte dieses Fahrzeugs stand ein schlanker geradgewachsener Knabe, der bei dem Heranziehen des Gefährtes selbst Hand anlegte, bevor er mit gewandtem Sprung über die Treppe zur Brücke hinaufsetzte. Alles an ihm war Leben und Bewegung, alles an ihm war hastig und fremd und auffällig in der schlicht stillen, gleichsam ruhenden Umgebung der Insel. Mit raschen Schritten eilte er über die Brücke und machte Halt an der Stelle, wo es überall von kleinen Insulanern wimmelte. Ein Bein über die Brüstung werfend, blickte er während einiger Sekunden den Spielen der Kinder zu, dann sprang er, einem raschen Beschluß folgend, mit einem gewandten Satz über das Geländer fort und stellte sich mitten unter sie.

Sein Erscheinen wirkte aufregend. Scheinbar bedeuteten seine lebhaften Gesten, daß er sie zu etwas aufforderte. Im nächsten Augenblick setzte er zur Hetzjagd über den Strand fort, und mit Geschrei stürzte die Helgoländer Jugend wettrennend hinter ihm drein. Den ganzen Strand entlang flog die Kinderschar, und an der letzten Gasse dicht am Felsen bogen sie links ab und schossen hinein in die Straßen des Unterlandes bis zur Treppe.

„Hinauf!“ kommandierte der Knabe, und unter Geschrei und lärmenden Ausrufen stürmte das junge Volk die Treppe hinan.

Atemlos, mit hängenden Mützen und fliegenden Haaren erreichten sie die Spitze der hohen Treppe und stoben um die Ecke, und hier prallte der Anführer in seinem Ungestüm an eine Gestalt an, die versteckt die Treppe hinabgeschaut haben mußte. Der Knabe stieß einen Ruf aus. Halb erschreckt, halb verwundert kam es über seine Lippen: „Nita!“

Das Kind drückte sich mit verschränkten Armen an die Mauer. Ihr Blick streifte stumm die rotbäckige Kinderschar.

„Wir rennen um die Wette! Komm, renne mit!“

Der Knabe machte einen kleinen ermunternden Anlauf. Da sich das Mädchen nicht rührte, sondern nur mit vor die Brust gedrückten Armen stehen blieb, beugte er ein wenig den Kopf und sah sie fragend und halb ungeduldig an.

„Na, willst du nicht?“

„Nein!“

Er blieb stehen. „Warum nicht?“

Sie sah vor sich nieder und schwieg.

„Warum willst du nicht?“ Er war dicht an sie herangetreten und seine Stirn zog sich ärgerlich zusammen. „Du sollst — hörst du?“

Jetzt sah sie auf. Einen raschen Blick schoß sie von unten herauf auf die kichernden Kinder, deren Gespött sie von jeher schweigend ertragen hatte, und ihr Auge bohrte sich fest und grollend auf den Knaben.

„Geh weg!“ sagte sie halblaut, und es kam zwischen ihren zusammengepreßten Zähnen hervor. Da aber der Knabe nicht wich, sondern mit gerunzelter Stirn sich näher an sie drängte, beugte sie sich mit aufflammenden Augen zur Erde nieder, ergriff einen Stein und warf ihn, ohne zu zielen, geradeaus. Die Kinder stoben auseinander.

„Kommt fort! rasch, lauft, die ist wieder wild! Die Schwarze ist wild!“

Sie liefen in wilder Jagd davon, und der Knabe, der im ersten Augenblick von dem Ruf angespornt sein mochte, setzte mit ihnen zum Laufen an. Einige Schritte nur, dann blieb er stehen. Er sah auf das Mädchen zurück, und was er sah, trieb ihn, fast gegen seinen ärgerlichen Willen, der verlassenen Stelle wieder zu. Dort, wo sie gestanden, als sie drohend mit blitzenden Augen zu ihm aufgeschaut, dort war sie niedergesunken. Der Spottruf der Kinder mochte ihr ein wohlbekannter gewesen sein, ein Spottruf, der sie heute, vielleicht wegen der Anwesenheit des Knaben, anders traf als sonst. Den dunklen lockigen Kopf gebeugt, so daß von ihrem Körper nur die Rückenlinie sichtbar war, kauerte sie gegen die Felswand, und der Knabe erkannte es von weitem, daß ihre zarte Gestalt vor Schluchzen erbebte. Ihre Thränen vertrieben sofort seinen Zorn. Er stand im nächsten Augenblick an ihrer Seite. Thränen! Er konnte nicht weinen sehen! Und gar sie! Sie weinte so heftig, sie schluchzte so tonlos tief und ihr Leib erzitterte wie im Krampf. Wild — hatten sie die Kinder genannt. Armes Ding — sie war nicht wild — ihr Weinen that weh. Er kniete neben ihr.

„Nita!“

Sie sah auf.

„Weine nicht!“

Der dunkle Kopf senkte sich von neuem. Mit einer ablehnenden Gebärde wandte sie sich von ihm ab, während die Hand, die sie vordem auf die Brust gedrückt hielt, ängstlich unter dem Tuche wühlte. Sie weinte fort. Der Knabe wußte von Thränen nicht viel. Er hatte nie mit Mädchen verkehrt. Als einziges Kind vornehmer Eltern hatte er in seinem südlichen Heim die Umgebung nach Belieben tyrannisiert und seine Mitmenschen in liebenswürdiger Launenhaftigkeit beherrscht. Daß neben ihm ein anderes Geschöpf Beachtung oder Trost fordern konnte, war ihm vorher nie denkbar erschienen. Hier bei dem dunklen Kind der Insel, das ihn vom ersten Moment an so eigen gefesselt, entäußerte er sich seines Selbstgefühls, ohne es zu wissen. Er saß neben ihr auf der steinigen Erde und redete ihr so lange leise zu, bis ihre Thränen versiegten und sie sinnend vor sich hinsah. Sie war seltsam verändert.

In ihren Augen lag ein Ernst, der das Gesichtchen um Jahre alterte. Um den Mund lag jener Zug von Herbheit, der ihr auf der Insel den Ruf der Bosheit eingetragen und vor dem die Kinder flohen. Der Knabe betrachtete sie aufmerksam. So hatte er sie noch nicht gesehen, und der Ausdruck auf ihrem Antlitz mochte ihm wenig behagen.

„Was hast du denn im Arm?“ fragte er plötzlich, froh, dem Gespräch eine Wendung geben zu können.

Nita sah rasch auf ihr Tuch nieder und zog dasselbe enger an sich. Sie schwieg.

„Zeigst du's nicht?“ Er beugte den hübschen braunen Kopf und sah von unten herauf in ihre Augen. Seine Stimme klang in der Zurede so lieb und lockend. „Geh — zeig's — ja?“

Das an Freundlichkeit wenig gewöhnte Kind hob den Blick. Ein Lächeln halb verschämt, halb sinnend überzog ihre Lippen, als sie, ohne zu sprechen, ihr Tuch auseinanderlegte. Der Knabe starrte sie an. Welch eine Veränderung der Züge, da sie lächelte. Wie eine plötzlich durchbrechende hellglänzende Sonne, so überflutete ihr erstes Lächeln das zarte Gesichtchen, und all das Herbe, all das Strenge verflog wie im Nebel und ließ nur ein Kinderantlitz voll entzückenden Liebreizes zurück. Sie deutete auf ihren Schoß.

„Da — da ist deine Möwe!" Es war dieselbe Rede, mit der sie ihn tags zuvor im Boote abgelenkt hatte, nur klang jetzt ihre Stimme eigenartig dumpf und schüchtern. Er konnte nicht anders, als sie anstarren, und es bedurfte ihrer zweiten Ansprache, um sein Ohr zu treffen. „Es ist deine Möwe," sagte sie, ihre Sätze nach Art schüchterner Menschen kurz endend, „ich hab sie geholt, gestern noch. Sie ist sauber, siehst du. Ich wollte sie dir heruntertragen — du solltest — ich dachte — es würde dich freuen!"

„Nita!" Er rief es voll knabenhaften Entzückens. Sie stand mit dem Körper zurückgebeugt gegen die Mauer. In den braunen Händen hielt sie die Möwe, und er beugte sich vor, um, wie es schien, den Ausdruck kindlichen verschämten Liebreizes festzuhalten, der urplötzlich über ihr Antlitz gegossen lag. Die Hand streckte er nach der Möwe aus. „Hast du es gemacht?"

Das Kind nickte, dasselbe halb schüchterne Lächeln auf der Lippe. „Wir wollen dem Jan sagen, daß er sie ausstopft," sagte sie.

Sie nannte den Großvater, wie es die Insulaner thaten, kurzweg „Jan". Er ergriff ihre Hand.

„Ja, komm!" rief er, und sie wandten sich und schritten in der hellen Sonne über die Wiese. — „Wo wohnst du?" fragte er, da sie nebeneinander herschritten.

„Dort oben!" erwiderte sie.

Er sah nach der Nordspitze hinauf. „Mit deiner Mama?"

Sie sah ihn einen Augenblick an und schüttelte langsam den Kopf.

„Ist sie tot?" Er fragte es ohne jede Zartheit, und sie empfand bei der Frage nichts Sonderliches. Ihr Dasein war so sturmlos am Meeresstrand dahingelebt worden. Der Begriff des Todes war ihr unklar.

Er sah sie befremdet an. Ihr kindliches Nichtwissen machte ihn befangen. Sie war ihm entrückt in ihrer Unschuld.

„Wo ist denn deine Mama?" fragte er, entschlossen, sie sich durch bestimmte Auskunft näher zu bringen. „Wo ist denn deine Mama?"

Nita ließ die Fransen ihres Brusttuches, an dem sie gezupft, aus ihren Händen gleiten und sah erst auf den Himmel, dann hinab auf das Meer.

„Ich weiß nicht!" sagte sie leise, und es schwand das Lächeln von ihren Lippen, „ich weiß nicht!"

„Armes Ding!" Der Ruf entschlüpfte ihm unwillkürlich. Es war ein unbewußtes tiefes Mitleid in seinem Tone, ein Klang, der dem Kinde so fremd war wie tags zuvor die Androhung einer Züchtigung. Sie hob die braunen Augen zu ihm, und in dem Blick, den sie auf ihm ruhen ließ, lag ein eigentümliches feuchtes Erzittern, ein fast so ängstliches Flimmern, als erbebe die Kinderseele unter einem ihr bisher neuen, ungekannten, wohlig bangen Empfinden. Der Knabe starrte gedankenvoll vor sich hin. Aller Übermut schien plötzlich von ihm gewichen, auch die herrische Überlegenheit, die er bisher zur Schau getragen, schien geschwunden.

War es, daß der Ausdruck auf des Mädchens Antlitz ihn ergriff, war es, daß in ihm ein Vergleich aufstieg zwischen anderen frohen Kindern und diesem vereinsamten Geschöpf, das nicht, wie sie, eine Mutter um sich hatte — er fühlte sich plötzlich dem Kinde so nah. — Sie waren unwillkürlich stehen geblieben und sahen vor sich hin.

„Bei wem wohnst du, Nita?"

„Bei Jan Claas!“

„Und dein Vater?“

Wieder gingen des Kindes Augen ins Weite, wieder trat jene Stille ein, die mehrfach zwischen ihnen gewaltet, und dann gab Nita leise Antwort: „Ich hab gar keinen!“

Unter ihnen hob sich das Meer. Von der Düne herüber schäumte es in grünen Wogen hoch empor und türmte sich rauschend gegen das Ufer an, wo es sich zischend und in gleisnerischen Windungen im Sande einwühlte und verlor.

Nita hatte sich auf die Wiese niedergeworfen. Sie lag mit dem schlanken Körper ausgestreckt in der heißen Sonne. Die braunen Hände hatte sie rückwärts unter den dunklen Kopf gelegt, und so hingestreckt schaute sie weit hinaus auf die leicht dahinziehenden hellgrauen Himmelswolken. Er hatte sich neben sie hingeworfen.

So ruhten sie still nebeneinander, als kennten sie sich von jeher und als gehörten sie von jeher zueinander.

Nita riß ein kleines Grashälmchen auf und nahm es zwischen die Zähne. Der Knabe richtete sich auf den Ellenbogen gestützt auf und streckte träge die Hand danach aus.

„Gieb,“ sagte er schmeichelnd, und sie öffnete die geschlossenen Zahnreihen, damit er es fassen konnte, das Ende aber hielt sie in der Hand fest. Die seine schloß sich um die Spitze des Grashalms, und so hielten sie es beide gefaßt — ein unscheinbares Bindeglied zwischen ihnen.

Die Sonne stieg höher am Himmel empor. Nita schob mit den braunen Armen ihr Kopftuch schützend in die Stirn, rollte den kleinen Körper mit träger Gebärde auf die Seite und sah fragend zu ihrem Kameraden hinüber.

„Ich weiß gar nicht, wie du heißt!“

„Ich heiße Manuel!“

„Manuel?“ Sie sprach es schüchtern und ungeläufig nach. Er lächelte und nickte.

„Manuel Vidal! Sage das mal!“

Sie sagte es zögernd, und über ihre falsche Betonung lachten sie beide.

„Warum lachst du?“ fragte er, und sie antwortete in drolliger Abkürzung: „Klingt so anders!“

„Anders als eure Namen — ja, das stimmt! Wo ich herkomme, da klingen die Namen hübscher. Nita — das ist so wie bei uns!“

„Wo ist das, wo du herkommst?“

Er wickelte seinen Finger ein in das Gräschen, das sie noch immer verband, und schaute auf in die nun farblosen Wolken.

„Wo ich herkomme — das ist weit von hier. Das ist ein Land, wo's immer sonnig ist. Dort sind die Menschen schön und stolz. Vor den Häusern wachsen Pflanzen mit breiten Blättern und Blüten von allen Farben, die so süß duften, daß man unter ihnen liegen und einschlafen möchte. Und Springbrunnen giebt's und buntfarbige Vögel. Die Häuser sind aus ganz weißem Stein und liegen tief hinein in den Gärten, fast verdeckt hinter Bäumen —“

„Oleandern?“

„Ja, Oleandern — wieso weißt du?“

Sie schrak vor der Frage zusammen. Ja, woher wußte sie? Woher kam ihr der Name — der auf der Insel so fremde Name? Sie antwortete ihm beklommen: „Ich — ich weiß nicht recht, erzähle weiter!“

Der Knabe schob sich auf dem Rasen zurecht und fuhr fort zu sprechen.

„Oleanderbäume und Palmen wachsen überall. Hinter ihnen liegen die breiten Stufen aus Marmor — ganz weiß; über die muß man gehen, um auf die breite Veranda zu kommen, wo's nach süßen Früchten riecht, von roten Blüten und weißen Rosen mit so starkem Duft — o, stärker als irgend etwas, was du kennst! Was hast du, Nita?“

Das Kind hatte sich ein wenig aufgerichtet. Ihre Augen glühten in seltsamem Glanze, ihr Atem kam rasch aus halb offenem Munde — alles an ihr schien zu leben, und zu leben in ruhelosester Spannung. Der Knabe starrte sie an. Was war ihr nur? Wie war sie

verändert! Was irrten für seltsame Lichter in ihren Augen? Was bebten ihre Lippen so eigen?

„Nita!“ rief er besorgt, und sie griff nach seiner Hand und drückte sie krampfhaft. Sie starrte wie träumend ins Weite und ihre Stimme hauchte fast tonlos seine abgebrochene Schilderung zu Ende.

„Über den breiten Treppen, sagtest du, ist eine Veranda, und dann — kommt ein großes offenes Thor auf Säulen, nicht wahr?“

Er sah sie staunend an. „Ja,“ nickte er, durch die Traumhaftigkeit ihres Wesens befremdet, „ja, so sind die Häuser, so ist das unsere — erst das Thor auf Säulen und dahinter ein Saal mit hängendem Kronleuchter, an dem alles glitzert und blitzt, und an den Wänden lauter Bilder.“

„Bilder?“

„Ja, warum staunst du? Du stauntest doch.“

„Nein!“ Nita schüttelte langsam den Kopf. Wie Vergessen zog es über ihr Antlitz. „Nein,“ sagte sie leise, sinnend, „ich weiß nichts — wie kam ich denn? Ein Saal, sagst du, und Bilder, und dann — was dann?“

Er lachte oder versuchte zu lachen, nach Knabenart das Befremdliche der Situation abschüttelnd.

„Wie du komisch bist, Nita. Nach dem Saal kommt ein rotes Zimmer, ein Zimmer voller Blumen —“

„Blumen — ja Blumen!“

Der Knabe richtete sich auf. Mit großen Augen sah er in das Antlitz des Mädchens, das zurückgeworfen auf dem Rasen lag und leise die zitternden Lippen bewegte.

„Sage weiter,“ flüsterte sie, und er gehorchte fast gezwungen.

„Dann kommt eine Terrasse, und zu Füßen davon fließt rauschendes Wasser —“

„Ja, ja!“ Nita legte die Hände plötzlich zusammen und schloß die Augen. „Ja,“ hauchte sie noch einmal, „und auf dem Wasser ein Kahn und darin eine Frau — eine schöne — schöne; sag wie schön! Sag, wie sie war!“

Manuel blickte ernsthaft drein. Ihr Ton übte eine Gewalt auf ihn aus. Ob er wollte oder nicht, die Worte kamen ihm unwillkürlich.

„Wie sie w a r,“ sagte er halb ängstlich, „wie sie i s t, meinst du. Sie ist groß und stolz wie eine Königin, mit Augen so dunkel wie — wie deine, und schwarzes, glänzendes Haar.“

„Nein — o nein, nicht schwarzes.“

„Doch, Nita, schwarzes, meine Mutter hat schönes schwarzes Haar. Du solltest es sehen!“

Jetzt schlug es die Augen auf, das Kind, und sah ihn groß wie erwachend an. „Deine Mutter?“ sagte sie, und dann nochmal und wie im Seufzer, „deine Mutter.“ Sie legte beide Hände auf ihre Brust und umschloß sich wie im leichten Frost, dann ließ sie den Kopf ermüdet zur Seite fallen und sprach nichts mehr. Der Knabe ließ einige Sekunden vergehen, bevor er sie anredete. Als er es endlich that, fuhr sie in sich zusammen.

„Nita,“ sagte er zutraulich und faßte ihre kleine eiskalte Hand, „ist dir etwas?“

Sie öffnete weit ihre traurigen Kinderaugen und sah zu ihm auf. Ein so sehnender, schmerzlich sehnender, jammernder Ausdruck lag in den dunklen Tiefen, daß sich der Knabe, von einer plötzlichen unklaren Empfindung getrieben, zu dem Kinde niederbeugte und es rasch und innig küßte.

„Nita,“ sagte er weich, und dann mit einem Blick auf ihr zitterndes Gesicht, „Nita — du weinst!“

Ja, sie weinte. Wie ein Herbststurm durchschüttelte es ihren Körper. Unter den geschlossenen Lidern hervor quollen die großen Tropfen, und das Kind hob plötzlich den Blick und sah den Knaben an. Eine Zärtlichkeit! Eine Zärtlichkeit ihr! In der weiten Vergangenheit war so etwas gewesen, aber jetzt — wie fremd und doch wie wohlig empfand sie dieselbe! Die Hände streckte sie aus und umschlang seinen Kopf, dann rückte sie sich ihm näher und

legte mit einer süß kindlichen Gebärde ihre Wange an ihn an. Der Knabe regte sich nicht. Es lag in ihrer Liebkosung ein eigenes Etwas, das seinem sonst störrischen Knabenherzen gebot, etwas so kindlich Reines, so seltsam Rührendes — er sah auf sie nieder, auf ihr feuchtes Gesichtchen, auf ihre zitternde kleine Gestalt, und mit einer plötzlich über ihn kommenden innigen, innigen Wärme, wie er sie bisher nur für seine Mutter empfunden, schlang er beide Arme um sie und richtete sie auf.

„Nita," rief er, und seine Stimme hatte den alten knabenhaft fröhlichen Klang, „haben wir doch beide die Möwe vergessen!"

„Ja, die Möwe!"

Er half ihr das Kopftuch ordnen, er zog ihr das Röckchen zurecht, er tupfte mit seinem Taschentuch die letzten Thränenspuren aus ihrem Gesichtchen fort, und dann nahm er sie bei der Hand. Über die Wiese schritten sie schweigend, an dem Kirchturm vorbei, und Nita sah einmal zu ihm auf und fragte halb leise:

„Bleibst du jetzt immer bei mir?"

Er lachte zufrieden. „Ich bleibe noch sehr lange hier!"

Seine Antwort schien ihr befremdend, und doch fragte sie nichts mehr. Nur dicht vor dem Häuschen des Jan angelangt, stand sie wieder still.

„Morgen warte ich auf dich in dem Boot da unten, Manuel!"

Vor dem Häuschen des alten Jan Claas blieben sie stehen. Die grünen Läden des schmalen Vorderfensters waren geschlossen.

„Komm mit!" Nita zog ihn mit sich zur Hinterthür, öffnete leise und trat ein. Es war ein niederes Zimmerchen, in das sie eintraten, und auf einer Bank hart an der Wand saß die gebeugte Gestalt des alten Schiffers. Er sah bei dem Geräusch, das ihr Eintreten machte, nicht auf, und bei dem Anruf seines Enkelkindes nickte er stumm wie zur gewohnten Begrüßung mit dem Kopf.

„Vater Jan, hier ist Manuel! Die Möwe sollst du —" Weiter kam sie nicht. Jan Claas hatte aufgesehen. Mit einer raschen, fast schreckhaften Hast hatte er sich der Sprechenden zugewandt. Hand in Hand stand das Kinderpaar in der Mitte des Zimmers, und Vater Jan erhob sich und trat einen Schritt vor. Einen Schritt nur, dann griff er wie im Taumel nach der Lehne des ihm nahestehenden Stuhles und stützte sich schwer darauf. Sein starrer Blick haftete auf dem Kinderpaar, auf Nita, dann auf dem Knaben, und mit einem gurgelnden Laut, halb ein Aufschrei, halb ein Stöhnen, wankte er nach rückwärts, schwankte hin und her, stützte sich und richtete sich plötzlich hoch auf.

„Laß sie los!" gebot er, einen befehlerischen Blick auf den Knaben werfend, und die Kinder lösten erschreckt ihre Hände und fuhren einen Schritt auseinander. „Wer — wer bist du?" Er hatte sich vor den Knaben hingeschleppt, und seine Blicke bohrten sich an dem jungen Antlitz fest: „Wer bist du — dein Name?"

„Er heißt Manuel — er ist gut, Großvater!"

Er stieß das Kind, das sich ihm genähert, weit von sich und taumelte mehr, als er ging, an den Wandschrank, auf dessen oberster Reihe ein Buch lag: die alte Bibel!

Mit stieren Augen und zitternden Fingern durchblätterte er die vergilbten Seiten, und an einer Stelle blieb seine Hand liegen. Dort war's! Dort vor ihm standen die Lettern jenes Namens, des Namens des Mannes, dessen Züge vor ihm lebten in dem Knaben dort.

„Dein Name — wer bist du?" herrschte er ihn an, und des Knaben Antwort klang stolz und unmutig:

„Vidal heiß ich, Manuel Vidal! Was hab ich gethan?"

„Wo ist er? Dein Vater — wo?"

„Mein Vater ist tot!"

„Tot!"

Das Buch klappte zusammen. Vater Jans Kopf hob sich. Ein einziger Stöhnlaut entfuhr seinem Munde, dann sank

er wie gebrochen auf der Bank zusammen.

„Mit wem bist du hier?“ Er fragte es in halbem Flüstern — ersichtlich kämpfte er in Atemnot.

„Meine Mutter ist mit mir.“

Der Alte nickte wiederholt mit dem Kopf. „Mutter!“ wiederholte er halb in Gedanken; dann, wie sich zur That besinnend: „Wo wohnt sie?“

„Bei Aenkens im Unterland!“

Jan Claas stand ganz still wie in Träumen verloren da, dann ermannte er sich und trat auf das Kinderpaar zu. „Laß ihn fort, Nita, er soll gehen!“

Einen Augenblick der Zögerung, und der Knabe schritt ohne ein Wort zur Thür hinaus. Die weiße Möwe entglitt den Händen Nitas und fiel auf die Diele herab. Ihre Augen folgten den Bewegungen des Alten.

Vater Jan war langsam durchs Zimmer gegangen, langsam und mit unsicheren Schritten. Er näherte sich einem Winkelchen in der Nähe des Ofens, an dessen Wand ein alter Filzhut hing — ein Hut, dessen Breitrand leichten Staub hatte und dessen Innenfutter vergilbt schien.

Nita sah ihn hinausschreiten aus dem Häuschen, sah's, wie er den Kopf hob und die Gassen überblickte, bevor er, so rasch es eben ging, den Weg ins Unterland einschlug. Die stillen Helgoländer sahen dem Alten nach, und auf der Insel sprach man voll Verwunderung darüber, daß Vater Jan das Unterland besucht, und einige Fischerfrauen folgten ihm und wußten zu erzählen, daß er beim Peter Aenkens eingekehrt sei, und daß er der fremden Dame mit der stolzen Haltung, die dort mit ihrem schönen Knaben Wohnung hatte, Besuch gemacht. Was Vater Jan mit ihr besprochen, was sich im Inneren jenes Zimmers abgespielt, erfuhr man nicht; nur daß am Abend Vater Jan gebeugten Hauptes in sein Haus im Oberland zurückkam und mit Sanftmut seine Nita zu sich rief, das hatte man gesehen.

* * *

Das Meer rauschte und zischte und schäumte gegen das Ufer an, und spülte die spitzen Steine, die aus dem Seetang hervorleuchteten, zu krystallenem Glanze ab, und die Wogen, die in weißlich-grünem Schaum das Ufer leckten, warfen das Boot Vater Jans, das seit langen Jahren unter dem vorspringenden Fels angekettet lag, in heftigen Schwingungen hin und her.

Die helle Sonne fiel auf das kleine Fahrzeug und strahlte ihre Gluten nieder auf das Kind, das reglos ausgestreckt drin lag und mit großen sinnenden Augen hinaussah über das Meer.

Nita wartete. Sie wartete ohne Ungeduld mit der Stille der inneren Sicherheit. Manuel würde ja kommen, und dann konnte sie ihn fragen, was das alles bedeutete, was sie gestern erlebt, warum Großvater so böse war mit ihm und weshalb er erschrak. Und auch über etwas anderes mußte sie ihn fragen: über das Land, das fremde, das sie nicht kannte und doch kannte, und über das rauschende Wasser zu Füßen der Terrasse. Das kannte sie gewiß, denn das Wasser hatte so gerauscht wie das Meer, das vor ihr lag, und jemand hatte Lieder dazu gesungen, jemand im Kahn, aber Manuel hatte ja gesagt, daß die Nixe dunkle Haare hatte, und Nitas Nixe war goldig umflutet und darum war doch alles anders. Ach ja — anders, und nicht so schön, denn goldige Nixen waren wie die Engel, und Engel sangen wohl über dem Meere — Engel, deren Arme schneeweiß waren, deren Lippen weich küßten, so weich, daß es wohlig ins Herz einzog und Thränen in die Augen trieb, närrische Thränen, solche, wie sie sie gestern hatte weinen müssen, als Manuel sie geküßt. Manuel! Wie lange er ausblieb. Wie sonderbar, daß er nicht kam! Er wußte doch, daß sie hier liegen und warten würde auf ihn, und wenn's gleich Abend würde. Sie wartete gern auf ihn, und er mußte auch bald kommen und sie suchen. Im Boote, hatte sie gesagt. Ob er es sich erinnerte? Ob er auch nicht wo anders — oben

vielleicht? Ach nein. Er kam ja sicherlich von der Düne, wo sie alle badeten, die Fremden. Ja, von der Düne kommend, würde er sie gewiß suchen, vielleicht schon vom Segelboot aus, das die Menschen herüberfuhr, vielleicht stand er aufrecht im Fahrzeug und überblickte suchend das Ufer. Im Boot liegend würde sie schlecht zu sehen sein. Es war am Ende besser, wenn sie irgendwo hoch stände, irgendwo erhöht. Nita richtete sich auf und schaute um sich. Über ihr hing der rote Felsen in bizarren kantigen Formen vorspringend, und Nita faßte rasch ihren Entschluß.

Da hinauf! Der Weg führte vom Ufer fort tief in eine Rundung im unteren Fels hinein, und die nackten Kinderfüße glitten auf den schlüpfrigen Steinen aus und standen wieder, und die Hände tasteten der Gestalt voran an den Kanten der Felsen, und so kriechend, schob sich das Kind an den bröckeligen Steinen hinauf von Vorsprung zu Vorsprung und erreichte den weit übers Meer hängenden Felsarm, der einzig losgelöst von der Inselform in gefährlicher Selbständigkeit dalag. Bis zur äußersten Spitze des roten Steines kroch sie vor, und die kleinen Glieder eng angedrückt, klammerte sie sich an den Fels an und wartete. So war es nun gut. Hier, hoch oben über den Menschen, über dem Wasser, hier mußte er sie sehen, wenn er im Boot stand, hier würde er ihr rotes Röckchen leuchten sehen und ihr zurufen. Von hier aus konnte auch sie weit hinaussehen übers Meer, bis zur Düne hin ging ihr Blick, und die Segelboote mußten an dem Fels vorbeifahren, auf dem sie hing.

Es kamen nur wenig Boote.

Es war wohl nicht mehr so früh. Die meisten Leute waren von der Düne schon zurück. Er mußte unter den letzten sein, die jetzt da drüben von der schmalen Brücke aus ins Boot stiegen. Sie konnte das Fahrzeug beobachten, wie es abstieß und langsam der Insel zusteuerte. Es lag im Winde fest auf der Seite, und dann zogen die Schiffer die Segel um.

„Ré!“ Ihr war's, als hörte sie den bekannten Ruf, der das Segelwenden begleitete. Wie langsam es trieb! Und endlich — endlich konnte sie die Gestalten sehen. Ihre Augen schweiften suchend — ein Zug von Enttäuschung ging über das braune Gesichtchen. Er war nicht darin. Wieder sah sie zur Düne hinüber. Sie lag so reglos da. Das Wasser hob sich und schoß spülend über den Strand hinauf. Einzelne Männer schoben die Badekarren zurück, und jetzt stiegen die Frauen ans Ufer — die Badefrauen. Nita wußte, daß die die letzten waren auf der Düne.

Wo blieb Manuel? Weshalb kam er nicht? Er wußte doch, daß sie wartete — auf sein Kommen wartete.

„Manuel!“ Sie mußte es rufen, es war, als drängte sich der Ruf mit ihren Thränen vom Herzen herauf.

„Manuel!“ rief sie noch einmal aufschluchzend, und dann blieb sie ganz still. Wie weh that ihr auf einmal die Brust — wie schwer kam ihr das Atmen! Es war still ringsum — ganz still bis auf das ewige zornige Rauschen des grünen Meeres, und von weither kam der Schrei einer Möwe, die blutend ins Wasser niedersank. Auf der Felskante hockte das Kind, und ihre Hände bröckelten unbewußt kleine Stücke des morschen roten Steines ab. Sie stoben in den Schaum der Wellen hinunter.

„Manuel!“ Noch einmal erzitterte sein Name von ihren Lippen, und dann schloß sie die Augen, um nicht mehr zu sehen, wie öde die Düne war und wie menschenleer der Strand, und als sie sie nach langer Zeit wieder aufschlug, lag vor ihr der große Dampfer im Meer und harrte der Passagiere, die er ans Festland zurücktragen sollte. An der Landungsbrücke lag haufenweise das Gepäck, und die Fischer hoben die scheidenden Gäste in die Segelboote, die sie an Bord des Dampfers setzten. Um den Dampfer kreisten die Vergnügungssegler und schauten dem Getreibe zu.

Nitas Augen blickten aufs Ufer nieder. Dort stiegen sie ein, die Scheidenden, und sie umarmten die zurückbleibenden Freunde

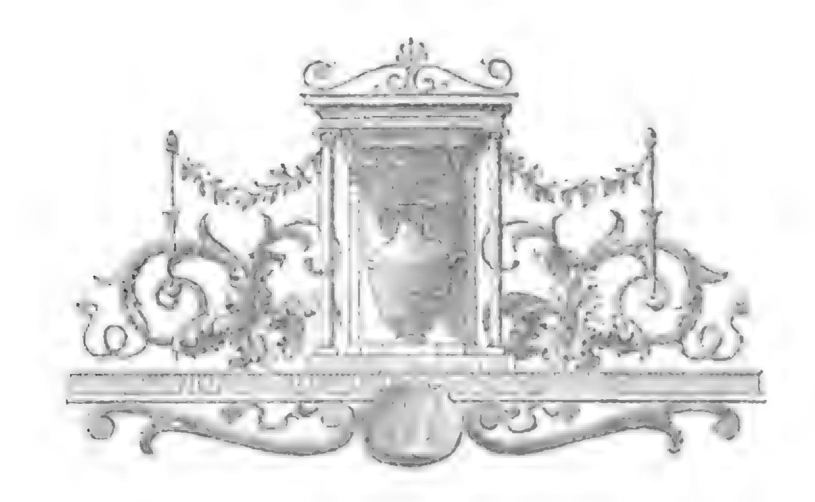
und küßten sie. Küßten sich — zärtlich und lieb wie Manuel, der nun nicht kam und der doch — o — o — dort — da unten — der Knabe, der neben der hohen Dame ans Ufer trat — Manuel!

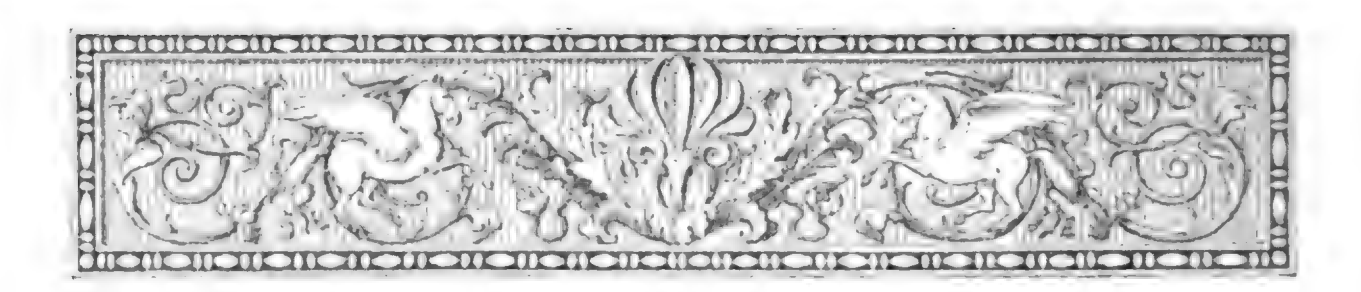
Aber was war das? Was that er? Warum redete er so eifrig und schien so erregt? Was bedeutete das Plaid, das man ihm umhing und das er von sich warf? Und er deutete auf den Dampfer und sprach heftig. Und die Dame? Sie schüttelte den Kopf und umfaßte ihn zärtlich, und dann — dann — o — sie stiegen ins Boot.

Des Kindes Kopf lag zurück gegen den Fels. Das Kind regte sich nicht. Die kleinen Hände klammerten sich an den Stein fest, und aus den geöffneten trockenen Lippen kam der Atem stoßweiße und heiß. Wie Kohlen glühten Nitas Augen, und diese Augen hafteten fest — fest auf einem Punkt — auf dem Boot! Es machte einen Umkreis um den Felsen, auf dem sie lag, und trieb dann vor, immer weiter vor — dem Dampfer entgegen, und plötzlich — Nitas Augen erfaßten es deutlich — erhob sich der Knabe. Erkannte er wohl jetzt erst, daß er fort sollte von hier, sah er erst jetzt die Nähe des großen Schiffes, begriff er erst jetzt, daß es Trennung bedeutete — Trennung von ihr, die auf dem Felsblock saß und mit großen thränenleeren Augen zu ihm hinaussah? Seine Arme streckten sich nach ihr aus.

„Nita! Nita!“ Die Frau im Kahn umfaßte ihn, als der Antwortsruf vom Felsen zu ihm niederdrang.

„Manuel!“ kam es klagend von oben, und die Hände, die kleinen, ließen den Fels los und streckten sich weit aus zu ihm hin, und dann folgte ein Schrei — ein wunder, weher Schrei aus Kinderkehle — ein Todesschrei! Vom Fels herab stürzte der Kinderleib, und auf den schlüpfrigen, glattgewaschenen Steinen des Ufers blieb er liegen — und die großen Wellen des Meeres brachen sich schäumend darüber hin und trugen ihn spielend mit sich fort — hinaus. Arme Nita! Woher sie gekommen — sie hatte es nicht gewußt, sie glaubte immer „aus dem Wasser“ — und nun ging sie hinaus, weit hinaus — in ihr Ruhebett — wiederum auf dem Wasser, auf dem sie gekommen.





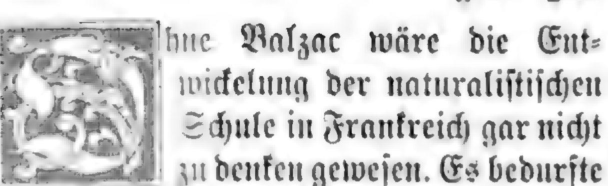
Balzac und der französische Naturalismus.

Von

Eugen Zabel.

II.

Die Naturalisten.



Ohne Balzac wäre die Entwickelung der naturalistischen Schule in Frankreich gar nicht zu denken gewesen. Es bedurfte einer so reichen und überschäumenden Kraft, um eine ganze Generation mit dichterischen Stoffen zu versorgen und den kommenden Talenten nur die Mühe einer feineren Ausarbeitung des einzelnen zu überlassen. An Erfindung und Temperament, an kräftigen Farben und frischem Leben ist er von keinem seiner Nachfolger erreicht worden. Nichtsdestoweniger bedeutet die Thätigkeit der letzteren eine organische, interessante und vielfach imponierende Fortsetzung der französischen Litteratur auf dem Gebiete des Romans und der Novelle. Als die Häupter der Schule müssen wir die beiden Goncourt, Alphonse Daudet und Emile Zola ansehen. Jeder von ihnen zeigt eine Eigenart, durch welche sich seine Produktion als mächtiger Ast an dem von Balzac gepflanzten und großgezogenen Baume der Poesie bekundet. Die Goncourt sind die psychologischen Experimentatoren, die innerhalb des Seelenlebens ganz neue Situationen ausfindig machen; Daudet ist in seinem Naturell der bestimmbarste unter diesen Autoren, indem er auch in den Jahren der Reife sich von dem Idealismus nicht ganz losgesagt hat; Zola endlich ist der konsequenteste unter ihnen, indem er sich nicht nur in frühen Jahren einen festen Plan zu seinen Stoffen schuf, sondern auch in der Ausarbeitung derselben eine bis zur Halsstarrigkeit gehende Konsequenz an den Tag legte.

Die Brüder Goncourt zählen unzweifelhaft zu den interessantesten Erscheinungen der modernen Litteratur. Jahrelang wollte niemand etwas von ihren Büchern wissen, und es bedurfte ihres ganzen künstlerischen Ernstes und eines Fleißes, der ihnen die Arbeit zu einem Quell des Genusses machte, um dieser Gleichgültigkeit des Publikums gegenüber geduldig auszuharren. Wären sie auf den Weihrauch, den die Menge streut, angewiesen gewesen, so hätten sie wahrscheinlich schon nach der Vollendung ihres ersten Buches die Feder entmutigt zerbrochen. Aber sie begnügten sich mit der Anerkennung weniger vornehmer Geister, wie Michelet und Saint-Beuve, Gautier und Saint-Victor, und warteten ruhig auf den Tag, an dem die Leserwelt ihr Unrecht wieder gutmachen würde. Die vollendetste Schöpfung der beiden Dichter „Germinie Lacerteux“, die Zola zu seinem „Assommoir“ angeregt hat, brauchte zehn Jahre, um zwei Auflagen zu erleben, und der letzte Roman, den sie zusammen schrieben, „Madame Gervaisais“, fand nur einen Absatz von dreihundert Exemplaren. Die Bühnenschriftsteller plünderten ihre Bücher

zu wirksamen Theaterstücken, aber sie selbst blieben unbeachtet, und als sie sich einmal mit dem Drama „Henriette Maréchal" auf die weltbedeutenden Bretter wagten, erlitten sie eine peinliche Niederlage. Man versagte ihnen nicht nur das geringste Interesse, man verlachte und verhöhnte sie sogar. Endlich wurde die Last aber doch zu drückend. Solange sie vor ihren Büchern saßen und ihre Beobachtungen sammelten, fehlte ihnen allerdings nichts, aber wenn sie nach gethaner Arbeit einmal aufatmeten und das Mißverhältnis zwischen der Idealität ihres Schaffens und der Teilnahme der Nation an ihren Werken bedachten, mußten sie sich doch eiskalt angeweht fühlen. Wer redlich arbeitet, braucht den Erfolg wie die Pflanze das Licht, man kann ihn verachten und wird doch, wenn er ausbleibt, eine gefährliche Wunde davontragen. So ging es auch diesen Männern. Der jüngere der Brüder, Jules, starb darüber, und der ältere, Edmond, fühlte sich in seinem Inneren dermaßen erschüttert, daß es zweifelhaft war, ob er seine litterarische Thätigkeit allein werde fortsetzen können.

Das geistige Ineinanderleben der beiden Goncourt bildet in dem Kapitel der litterarischen Mitarbeiterschaft einen ganz vereinzelten Fall. Es kommt oft vor, daß zwei Autoren, deren Fähigkeiten sich ergänzen, ihre Kraft zur Vollendung eines Werkes vereinigen, daß der eine erfindet, der andere gestaltet. Hier liegt die Sache aber ganz anders. Diese beiden Menschen stellten zwei Wesen dar, in denen der vollkommenste Parallelismus im Denken und Fühlen, im Urteilen und Beobachten herrschte. Zunächst war es natürlich, daß der um zehn Jahre jüngere Jules bei seinem Bruder Edmond in die Schule ging, bald aber gelang es ihm, den Vorsprung des älteren an Wissen und Erfahrung einzuholen und sich aus einem Schüler in den treuesten Genossen zu verwandeln. In den zwanzig Jahren ihrer gemeinsamen litterarischen Thätigkeit verwuchsen sie dermaßen miteinander, daß sie jede Arbeit und jedes Vergnügen teilten. Wie sie Arm in Arm beim Sammeln neuer Eindrücke durch die Straßen von Paris schlenderten, schritten sie auch vereint durch die Litteratur ihres Landes. Es handelt sich nicht etwa um Tage, sondern um Stunden, die sie entfernt voneinander zugebracht haben. Nicht nur die Romane, sondern auch ihre Briefe waren gemeinsam verfaßt, ein einziger Wille schien diese beiden Männer zu lenken, die sogar in ihren Handschriften zum Verwechseln ähnlich waren.

Wir haben eine Anzahl klassischer Zeugen für die Methode ihrer Arbeit. Waren die Materialien und Notizen für einen neuen Roman gesammelt, so verwandelte sich die Arbeitsstube der Schriftsteller in eine für jeden Besuch unzugängliche Zelle. Zuerst wurde der Stoff in seinen Hauptteilen gegliedert, so daß man ein Bild von dem allgemeinen Verlauf der Fabel gewinnen konnte. Dann ging man an die Ausführung, nachdem das Pensum für den einzelnen Tag bestimmt war, und zwar gestaltete sich die Arbeit so, daß jeder im Sinne des entworfenen Planes seine Darstellung selbständig zu Ende brachte, so daß zuletzt zwei in sich abgeschlossene Schilderungen vorlagen. Diese wurden miteinander verglichen, und je nachdem sich das Urteil der beiden für die eine Fassung oder Nuancierung entschied, wurde die andere verworfen, so daß schließlich doch ein einheitliches Werk entstehen konnte. Nie hing die Beantwortung der Frage, was und wie viel von dieser oder jener Darstellung beibehalten werden dürfte, von persönlichen Rücksichten, sondern immer nur von litterarischen Überzeugungen ab. Oft waren es nur einzelne Wendungen, die aus dem Manuskripte Edmonds in dasjenige Jules' hinübergenommen wurden, oft setzte der letztere der Arbeit des ersteren nur einzelne Lichter auf, immer aber war das Ganze in zwei Köpfen künstlerisch erwogen und von zwei Federn ausgeführt worden. Edmond de Goncourt hat in dem allein geschriebenen Roman „Les frères Zemganno" das Zusammenleben mit seinem

Bruder in der Geschichte zweier Clowns, die immer nur gemeinsam dem Publikum ihre Kunststücke vorführen, bis der jüngere bei einem gefährlichen Sprunge das Bein bricht und für alle Zeiten zum Krüppel wird, wahrhaft rührend sich wiederspiegeln lassen. Man ahnt daraus, was er an seinem Mitarbeiter besessen und was er an ihm verloren hat.

Es war ein ruhiges vornehmes Künstlerleben, das sie führten, fernab von den Gewühlen der Großstadt. Ein kleines Vermögen setzte sie in den Stand, am westlichen Ende von Paris, in Auteuil, in der Nähe der Festungswerke ein Häuschen zu beziehen, wo sie an demselben Schreibtische unaufhörlich arbeiteten. Der lange Pariser Vormittag wurde gründlich ausgekostet, und Erholung gewährte das Bois de Boulogne, das mit hundert Schritten zu erreichen war. Neben der Arbeit, die für sie zum beglückenden Lebenselemente wurde, hatten sie nur noch eine Leidenschaft, die Sammlung von Gegenständen der Kunst und des Kunsthandwerks. Sie waren selbst geübte Zeichner und besaßen eine reichhaltige Kollektion von Radierungen und Skizzen aller Art. Eine Fülle von seltenen Sachen machte ihr Haus zu einem originellen Museum, zu dem sie selbst in den zwei Bänden „Maison d'un artiste“ einen interessanten Katalog herausgegeben haben. Was die Kunst des vorigen Jahrhunderts in Frankreich betrifft, so waren die Goncourt hierin eine Autorität ersten Ranges, und sie haben diese Epoche mit jenem Sinn für das charakteristische Detail, das ihre Romane auszeichnet, auch kulturhistorisch durchgearbeitet. Bücher wie „La femme au dixhuitième siècle“, „Les maîtresses de Louis XV“, „Histoire de Marie Antoinette“ zeigen das Psychologische bereits in seiner feinsten Zergliederung. Es genügte ihnen nicht, sich über die großen Charakterzüge eines Zeitalters klar zu werden, sondern sie mußten sich aus unzähligen mühsam herbeizuschaffenden Dokumenten auch über die subtilsten Einzelheiten eine sichere Anschauung gebildet haben. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Sammlergeist sie manchmal zu weit geführt hat, daß sie oft mehr zusammentragen als aufbauen, aber andererseits muß der feine Extrakt, den sie aus den Dingen herauszuziehen wissen, uns mit Erstaunen und Bewunderung erfüllen.

In den Jahren 1860 bis 1870 haben die Brüder Goncourt sechs Romane miteinander verfaßt, die eigentlich allem widersprechen, was wir auf diesem Gebiete der dichterischen Produktion kennen. Das freie Spiel der Phantasie, das uns an dieser Kunstgattung so oft entzückt, kommt hier gar nicht zur Geltung, die Hauptsache ist und bleibt eine bis zum äußersten gehende Wahrheit der Schilderung, für welche der Autor jeden Augenblick zur Verantwortung gezogen werden kann. Was wir Fabel nennen, läßt sich meistens mit einem Satz erschöpfen. Für gewöhnlich füllen höchstens ein halbes Dutzend Personen den ganzen Rahmen aus, oft aber noch weniger, und einmal, in „Madame Gervaisais“, handelt es sich sogar nur um eine einzige Figur, die zu lebensvoller Entwickelung kommt. Die Begebenheiten als solche, das Nach-, Durch- und Nebeneinander der Handlung ist diesen Autoren ganz uninteressant; eine Technik des Erzählens, durch welche sie den Leser überraschen könnten, ist bei ihnen gar nicht vorhanden. Gegenüber dieser äußeren Einfachheit und Schmucklosigkeit macht sich allerdings der innere Reichtum in der Analyse der Charaktere, der Zergliederung der Gedanken und Empfindungen desto entschiedener bemerkbar. An Stelle der Aufeinanderfolge von Thatsachen tritt eine sich gleichmäßig fortspinnende Entwickelung des Seelenlebens, die einen merkwürdigen Zauber auf uns ausübt. Diese psychologische Malerei bewirkt eine Allmählichkeit der Übergänge, eine Feinheit der Schattierung, wie sie bisher überhaupt noch nicht vorhanden waren. Man möchte sagen, daß die Goncourt die menschliche Seele betrachten wie die Physiker den Wassertropfen, wenn sie ihn unter das Mikroskop nehmen. Jede Empfindung wird in ihre einzelnen Be-

standteile zerlegt, man kann ihren Ursprung aus verschiedenen Quellen genau verfolgen. Überall tritt uns Leben und Bewegung entgegen, eine Kenntnis der leisesten Seelenregungen und eine unvergleichliche Kunst, sie ganz objektiv wie eine auf dem Wege der Wissenschaft erfaßte Thatsache auszudrücken.

Suchen wir die Stellung zu bezeichnen, welche die Goncourtschen Romane in der französischen Litteratur einnehmen, so lehnen sie sich ebenso unzweifelhaft an Balzac an, wie sie den Naturalismus Zolas in seinen gesunden wie in seinen krankhaften Elementen hervorgerufen haben. Wohl haben sie weder die Erfindung noch das intensive Feuer des Verfassers der „Comédie humaine“, dafür sind sie aber auch gleichmäßiger und abgerundeter, mit feinerem Stilgefühl und größerer Objektivität ausgeführt worden. Die analytische Darstellung der Goncourt hat das starre Princip hervorgerufen, nach dem der auf zwanzig Bände angelegte Romancyklus Zolas „Les Rougon-Macquart“ zur Ausführung gelangt. Wenn jene in „Germinie Lacerteux“ die unteren Volksschichten in die Litteratur einführten und mit unbestechlicher Wahrheitsliebe die Schattenseite der Gesellschaft schilderten, entwickelte sich hieraus bei Zola die Schwarzseherei seiner späteren Romane. Zola ist in vieler Beziehung ein verstärkter, aber auch vergröberter Goncourt.

Die beiden Poeten suchten jene Regionen dichterisch zu durchdringen, in welchen das Seelenleben des Menschen infolge einer natürlichen Anlage oder einer bestimmten Thätigkeit auf das höchste gesteigert wird. Beim Beginn und am Schluß ihrer gemeinsamen litterarischen Thätigkeit haben sie zum Gegenstand ihrer Darstellung einen Frauencharakter gemacht, der ganz und gar in der Hingebung an religiöse Ideale aufgeht. Hält man die beiden Romane „Sœur Philomène“ und „Madame Gervaisais“ nebeneinander, so erkennt man bald, daß die dichterische

Edmond de Goncourt.

Kraft in diesem viel gleichmäßiger und reiner als in jenem strömt, aber die Idee ist in beiden dieselbe. „Sœur Philomène“ erzählt uns die Geschichte einer barmherzigen Schwester, eines Mädchens aus dem Volke, das in einem Kloster herangebildet wird und dessen Geist sich daher frühzeitig in den Vorstellungen der Askese so vollständig einnistet, daß es außer ihnen für sie nichts mehr auf der Welt giebt. Ihr zartes, bei jeder Berührung mit der Außenwelt erschauerndes Seelenleben wird in eine fesselnde Kontrastwirkung zu den Gedanken und Neigungen eines jungen Mediziners gebracht. Dasselbe Thema liegt auch dem Roman „Madame Gervaisais“ zu Grunde, nur mit dem Unterschied, daß hier in allen Ursachen und Folgerungen zur Sprache kommt, was dort als etwas bereits Vorhandenes erscheint. Die Heldin ist eine Dame aus der besten Gesellschaft, die ihrer Gesundheit wegen nach Rom übersiedelt, wo die Wunder der ewigen Stadt, die historische und künstlerische Bedeutung derselben ihrer Muße reichliche Anregung geben. Von der Höhe geistiger Freiheit und persönlicher Würde gleitet sie langsam aber unaufhörlich in den Schoß der katholischen Kirche, bis von der interessanten Weltdame nichts anderes übrig bleibt als ein in religiöser Selbstpeinigung sich zerstörendes bejammernswertes Geschöpf. Der ganze berückende Zauber des Katholicismus im Verein mit dem Ermattenden des Klimas und dem Berauschenden des Aufenthalts in Rom sind in diesem Buche niedergelegt. Diese unaufhaltsame Verengung des Kreises menschlicher Empfindungen, dieses Betäuben einer Person durch den Pomp der Kirche haben für den denkenden Leser etwas Schauerliches. Zola hat in diesem Roman offenbar eine Anregung zu seiner „Conquête de Plassans“ gefunden, worin die Herrschaft der Priester über die Frauen in ähnlicher, aber viel breiterer Weise dargestellt wird.

Mit besonderer Virtuosität analysierten die Goncourt das Seelenleben von Künstlernaturen, deren Nerven zarter und empfindlicher sind als die aller anderen Menschen. Wie phosphoresziert das Gehirn eines Schriftstellers, eines Malers, eines Schauspielers? Diese Frage, originell gestellt, wird ebenso originell beantwortet. „Charles Demailly“ schildert das litterarische Schaffen im allgemeinen, dann aber auch im besonderen die kleine von Skandal und pikanten Enthüllungen lebende Pariser Presse und erinnert deshalb an Balzacs „Illusions perdues“. Aus dem Kreise der Litteraten wird einer, Charles Demailly, herausgehoben, der seine Fähigkeiten zu größeren Leistungen verwertet, dabei aber die Unvorsichtigkeit begeht, eine unwissende, eitle und herzlose Schauspielerin zu heiraten. Diese peinigt ihn nicht nur mit ihrer Beschränktheit, sondern betrügt und entnervt ihn auch, läßt eines seiner Stücke auspfeifen und erstickt in ihm die Fähigkeit zur geistigen Produktion, so daß er schließlich als halb Blödsinniger verkommt. Auch in „Manette Salomon“ handelt es sich um einen Künstler, der an einer geistig unter ihm stehenden und seiner unwürdigen Frau untergeht. Die Frau ist die Heldin des Romans, eine schöne Jüdin, der Künstler der Maler Coriolis, der sie aus seinem Modell zu seinem Weibe macht. Die tausend Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten, die ihm daraus erwachsen, entfremden ihn seiner Kunst und verwandeln ihn schließlich in einen gewöhnlichen Lohnarbeiter. Die Beobachtungen des Lebens und Treibens der Maler, die Wiedergabe ihrer Anschauungen und Empfindungen sind von einer Bestimmtheit und Richtigkeit, daß daneben jeder andere Künstlerroman abgeblaßt erscheint. In „La Faustin“ hat Edmond de Goncourt allein das Wesen der schauspielerischen Selbstentäußerung an einer Bühnenkünstlerin studiert und beobachtet, die in ihrer Leidenschaft, ihrem Sehnen und Hoffen Züge von der Rachel aufweist, jenem prachtvollen Gestirn, das einst dem Théâtre français leuchtete.

Einen noch größeren Einfluß auf die französische Litteratur haben die Dichter

mit einem Salon- und einem Volksroman ausgeübt. „Réné Mauperin“ und „Germinie Lacerteux“ gehören zu jenen merkwürdigen Büchern, deren Bedeutung nicht direkt, sondern auf einem Umwege, nämlich in ihrer Wirkung auf derbere und effektvollere Nachahmungen erkannt wurde. Der erste Roman enthielt in der Titelheldin das auf den ersten Blick zu erkennende Vorbild zu Meilhacs und Halevys „Frou-Frou“, während der zweite in einer der am meisten gelesenen Erzählungen, in Zolas „Assommoir“, freilich mit imponierendem Geschick und Talent nachgeahmt worden ist. Sowohl der Titel des Theaterstücks als auch der Name, welchen das gegenwärtige Haupt der naturalistischen Schule in Frankreich seinem Roman gegeben hat, sind bildliche Anwendungen von Vorstellungen, die jedem Pariser geläufig sind, und finden sich in diesem übertragenen Sinne bereits bei den Goncourt. In „Réné Mauperin“ wird der Frou-Frou, das Rauschen und Knittern von Seidenroben genau in der Bedeutung aufgefaßt, in der es später Meilhac und Halevy genommen haben, und ebenso sind wir auf Zolas Spuren, wenn wir sehen, wie die unglückliche Germinie zum Branntweinglase greift, um jenen „bleiernen Schlaf zu finden, der auf sie herabfällt wie der Hieb mit dem Totschläger (coup d'assommoir) auf den Kopf des Stiers“. In beiden Fällen sind die Goncourt die Entdecker und ersten Bildner des künstlerischen Problems gewesen. Es war immerhin keine Kleinigkeit, auf diesem Gebiete noch weiter vorzudringen und sie für die Litteratur nutzbar zu machen, aber es wäre undankbar, übersehen zu wollen, daß hier der eine von dem anderen gelernt. Die Porträts der nervösen, verwöhnten Pariserin Réné, der das Blut aus den Fingerspitzen zu springen droht, und des armen hysterischen Dienstmädchens Germinie, an dem der Fusel verdirbt, was Armut und Elend an guten Eigenschaften noch übrig gelassen haben, gehören zu den Kabinettstücken der Litteratur. Die Goncourt knüpften an das Vorbild Balzacs an, indem sie die Charakteristik ihrer Figuren auf das feinste ausmeißelten und dieselbe zugleich von allem phrasenhaften Beiwerk befreiten. In ihrer Einseitigkeit waren sie genial, aber es mußte ein Poet von beweglicherer Phantasie und größerer Unbefangenheit der Darstellung kommen, damit die Romandichtung sich nicht gänzlich in wissenschaftliche Analyse verwandelte. Daudet war der rechte Mann, um die sich immer mehr anstauende Schilderung in Fluß zu bringen und wieder das gute alte Recht der Erzähler, das Fabulieren, zu Ehren zu bringen. Zola dagegen sucht die Vorzüge aller seiner Vorgänger, die Universalität Balzacs, die Beobachtung Goncourts, das reizende novellistische Talent Daudets in sich zu vereinigen und seine Schöpfungen auf ein breites Piedestal von Ideen zu setzen.

Daudet wie Zola haben einen unendlich fruchtbaren und anregenden Mitarbeiter: Paris. Beide haben es reichlich erfahren, daß keine Stadt die Liebe, die ein Dichter für sie empfindet, in so reichem Maße zurückgiebt, keine die Talente so unwiderstehlich anzieht, um ihre Arbeiten als Boten ihres Ruhmes in alle Welt zu senden, wie die Metropole an der Seine. Dabei hat diese Stadt ihre besten Kräfte immer aus den Provinzen gezogen. Die Goncourt stammten aus Lothringen, Daudet ist ein unverfälschter Repräsentant des provençalischen Geistes, eine von Hause aus idyllische Natur, die erst in Paris zurecht geschmiedet und starknervig gemacht wurde, damit sie die Wellen des großstädtischen Lebens ruhig ertragen könne. In den Thälern der Provence, zu denen jeder Windeshauch Grüße aus Italien herübersendet, inmitten eines reichbegabten und lebensfreudigen Volkes, wo zwischen der Völkerwanderung und den Kreuzzügen die romantische Poesie ihre ersten Stätten fand, ist der künftige Pariser Sittenschilderer groß geworden. Als Knabe konnte er sich am Sonnenschein und Vogelsang, an dem Duft, den Wald und Wiesen ausströmten, erfreuen,

er hörte die Tamburinschläger ihre fröhlichen Weisen spielen, in seine Phantasie drückten sich die Bilder des provençalischen Volkstanzes mit den langen Reihen

Jules de Goncourt.

hüpfender und marschierender Tänzer ein. Solche Eindrücke verwischen sich nicht, wenn man sie als Kind empfangen hat, sie verleihen dem Jüngling Schwung und Begeisterung, dem Manne Kraft und Selbstvertrauen. Bei Daudet wurden sie dichterisch wiedergeboren als sanfte träumerische Neigung zum Kindlichen und Nachdenklichen, seine Muse läßt die Weisen der Troubadours nachklingen und rettet in die Alltagswelt, die uns umgiebt, eine Reihe romantischer Vorstellungen hinüber. Diese Seite des französischen Erzählers drückt sich am meisten in den „Lettres de mon moulin“ und „Contes de lundi“ aus. Sie sind aus jener weichen Gefühlssubstanz gebildet, die wir „Gemüt“ nennen und die wir so oft ohne jeden Grund den Romanen absprechen. Mit tausend glitzernden Tropfen der Empfindsamkeit übersät der Autor seine Figuren und lebt und webt in jener Stimmung, aus der sich ebensogut das Lachen wie das Weinen herleiten läßt. In dem ersten Buche ist es das Bild der idyllischen Landschaft, in dem zweiten die Belagerung von Paris und der Aufstand der Commune, von denen sich diese kleinen Erzählungen als Folie abheben.

Mitten in das Räderwerk des Pariser Lebens gestellt, erweiterte Daudet den Rahmen für seine Schöpfungen in demselben Verhältnisse, in welchem ihm seine Kräfte wuchsen. Aus dem Erzähler kleiner Skizzen wurde ein Sittenschilderer im großen Stile, ein Kenner des menschlichen Herzens, der keinen Abend zur Ruhe ging, ohne die Eindrücke des Tages zu Papier gebracht zu haben. Er kam dazu, den Provençalen, der in ihm wohl überwunden, aber nicht gestorben war, auf reizende Weise in den „Aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon“ zu verspotten. Daudet, der in Nîmes geboren ist, wählt die Nachbarstadt als Schauplatz seiner Erzählung und giebt ihr einen komischen Helden, der die phantastische Art der Provençalen, ihre Redseligkeit, Wichtigthuerei, Aufschneiderei und Harmlosigkeit prächtig verkörpert. In einer Gegend, wo es nur einen einzigen Hasen giebt, hat Tartarin den Kopf voll Elefanten- und Löwenjagden, bis er wirklich nach Algier kommt, dort einen kraftlosen blinden Wüstenkönig niederknallt und mit seinem Felle triumphierend nach Frankreich zurückkehrt. Der liebenswürdige Scherz hat später in „Tartarin sur les Alpes“, in der ergötzlichen Schilderung einer Schweizerfahrt, eine ebenso liebenswürdige Fortsetzung erhalten.

Von lyrischen Anfängen geht der Dichter zu breiten objektiven Sittenschilderungen über, wie sie ihm die Flut des Pariser Lebens zutrug. Es folgten nacheinander

Digitized by Google

Alphonse Daudet.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

die Romane, auf welche man die Gebildeten unserer Nation nicht erst aufmerksam zu machen braucht, von „Fromont jeune et Risler aîné", „Petit chose" und „Jack" bis zu „L'Évangeliste" und „Sappho". Sie sind als Spiegelbilder des modernen Lebens von bleibendem Wert, weil sie vom Hauch der Wirklichkeit auf jeder Seite berührt sind. Daudet hat unter anderem das Marais in Paris für die Litteratur entdeckt und diese Welt der schwieligen Hände, der Armut und Verkommenheit in „Jack" geschildert, den er in seiner Widmung an Flaubert mit Recht ein Buch des Mitleids, des Zorns und der Ironie nannte. Daudet saß nun fest im Sattel, gestützt vom Pariser Ruhm, der noch immer so ziemlich der Ruhm der civilisierten Welt ist. Im Besitz der Kunst, sich nicht nur schnell Freunde zu machen, sondern sie auch im Zauber eines liebenswürdigen Naturells an sich zu fesseln, die Leser nicht nur enthusiastisch aufflammen zu lassen, sondern sie auch dauernd zu befriedigen, tauchte er immer tiefer in die Strömung hinab, deren bloßer Anblick ihm einstmals Schwindel erzeugt hatte. Ohne daß er es selbst beabsichtigt hatte, stand er plötzlich in dem Für und Wider der Parteien, und wenn er sich sonst damit begnügt hatte, die Dinge zu verstehen, drängte es ihn jetzt, sie im Sinne einer bestimmten Tendenz zu bewegen. Mit dem „Nabab" verurteilte er das zweite Kaiserreich, und sein Richterspruch hat selbst bei denjenigen Anerkennung gefunden, welche die bonapartistischen Richtungen nicht ganz aus ihrer Seele zu reißen vermochten. „Les rois en exil" bekunden einen vollkommenen Bruch mit der legitimistischen Überzeugung, und „Numa Roumestan" bedeutet eine Auflehnung gegen die kecke Mittelmäßigkeit, welche nichts gelernt und erfahren hat und auch weiter nichts kann, als eine urteilslose Menge mit zwei kräftigen Lungenflügeln bearbeiten. Eine so stetige Produktion konnte wohl einmal eine kleine Reaktion wie in „l'Évangeliste" hervorrufen, aber in „Sappho" sind die Situationen wieder von gewohnter Frische, und der vorhin erwähnte zweite Teil des „Tartarin" zeigt sogar eine Gesundheit von Geist und Herz, einen fröhlichen Übermut, um welche der mit Vorliebe im Häßlichen und Unerfreulichen wühlende Naturalismus den Dichter nur beneiden kann.

Emile Zola.

Wir betrachten es nicht als unsere Auf-

gabe, die Schriftsteller des Naturalismus im einzelnen auch nur annähernd erschöpfend zu charakterisieren, wir versuchen es vielmehr, diese Entwickelung als Ganzes zu überschauen und einzelne Fäden bloßzulegen, die von einem Autor zum anderen führen. Von Balzac geht die Strömung zu den Goncourt, von diesen gelangen wir zu dem Autor, der in der neuesten Zeit am meisten Lärm gemacht und durch die strenge Methode seiner Arbeit den größten Teil seiner ursprünglichen Gegner entwaffnet hat. Der Vorwurf, daß Zola ein unsittlicher Schriftsteller sei, läßt sich allerdings angesichts des künstlerischen Ernstes, mit welchem er an jede Aufgabe herantritt, nicht aufrecht erhalten. Er hat eher etwas von einem Pedanten an sich, der sich nicht deutlich ausgedrückt zu haben glaubt und infolgedessen dem letzten Wort noch ein allerletztes folgen lassen muß. Wohl haften auch den besten Werken Zolas allerlei Geschmacklosigkeiten an, bei denen man den Eindruck gewinnt, als trete man plötzlich in einen Sumpf. Nicht daß er Natürlichkeiten berührt, wird man ihm vorwerfen, denn er braucht sie für seine Zwecke, und nur die Heuchler und Philister können ihm das verdenken. Das Abstoßende liegt nur in der Breite, mit welcher diese Dinge vor uns hingestellt werden, als ob durch ihre Ausmalung für die Sache der Wahrheit und Charakteristik etwas gewonnen würde. Zola fühlt sich der idealisierenden Poesie gegenüber in die Opposition gedrängt und macht sich einen wahren Feiertag daraus, wenn er einen Schmutzhaufen durchwühlt, daß man sich die Nase zuhalten möchte. Es giebt einen guten alten Spruch von Voltaire „Glissez, mortels, n'appuyez pas!" den man wie einen abwehrenden Schild diesen Übertreibungen eines mächtigen und gedankenschweren Talentes vorhalten kann.

Zolas litterarische Thätigkeit ist von einem ganz bestimmten Plan getragen, den er nicht wieder aus den Augen verloren, sondern mit dem ihm eigenen zähen Fleiße zur Ausführung gebracht hat oder vielmehr noch bringt. Dadurch gewinnt er den Vorteil, daß die Größe des Grundgedankens die Mängel im einzelnen verdeckt, daß er auch den Zweiflern die Anerkennung, eine bedeutende geistige Kraft zu sein, abnötigt. Seitdem er zu Ende 1868 und zu Anfang des folgenden Jahres den ersten Plan zu seinem Romancyklus „Les Rougon-Macquart" entworfen hat, ist er mit der sich gleichbleibenden Kraft eines Uhrwerks an die Ausführung seines großen Werkes gegangen. Ursprünglich auf zwölf Bände angelegt, erweiterte sich dasselbe in seinem Rahmen auf zwanzig Romane, von denen der Autor uns zuletzt den vierzehnten „L'Œuvre" geboten hat. Kein Jahr, mit Ausnahme des Kriegsjahres, ist vorübergegangen, ohne daß der Baum einen neuen Ast angesetzt hat, und wenn es auch ferner nach dem Willen des Verfassers geht, wird er zu Anfang des nächsten Jahrzehntes mit der Geschichte jener Familie, die er unter dem zweiten Kaiserreich erzählend vorführt, zu Ende gekommen sein. Nur ein Schriftsteller, der von Stimmung und Nerven fast gänzlich unabhängig ist, vermag in dieser Weise eine Reihe von Jahren hindurch zu arbeiten und neben seinem Hauptwerk auch noch ein halbes Dutzend Bände mit Novellen, Kritiken und Theaterstücken auszufüllen. Zola lebt wie ein Philister und arbeitet jeden Tag am Schreibtische sein Pensum herunter, es giebt kein Stocken und keine Überstürzung. In der Art seiner Produktion bildet er das gerade Gegenteil von Daudet, der ein Temperamentsmensch ist, monatelang keine Feder anrührt und dann auf einmal den Parnaß mit Sturm nimmt.

Balzac hatte bereits eine Anzahl seiner schönsten Erzählungen geschrieben, als er auf den Gedanken kam, sie unter dem Titel „Comédie humaine" zu vereinigen. Zola fing dagegen gleich systematisch an, und wir möchten darauf wetten, daß er seine ungeheure Aufgabe bewältigen wird, ebenso wie Balzac an ihrer vollständigen Lösung scheiterte. Auch darf man sicher sein, daß die zwanzig Bände bei ihrer

Vollendung ein geschlossenes Ganze bilden werden. Erst dann dürfte sich die Reihenfolge feststellen lassen, in der sie sich organisch aneinander fügen und infolgedessen auch am vorteilhaftesten gelesen werden. So, wie sie bis jetzt erschienen sind, geben sie ihren logischen Zusammenhang nur unvollständig zu erkennen, da Zola, je nachdem der Stoff seiner Phantasie besonders nahe gerückt war, sich für die Abfassung des einen oder des anderen Romanes entschieden hat, ohne eine strenge Aufeinanderfolge festzuhalten. Zola will in diesem Cyklus nach seiner eigenen Angabe schildern, wie eine Familie, eine kleine Menschengruppe sich in einer Gesellschaft ausbreitet, indem sie zehn bis zwanzig Personen erzeugt, die auf den ersten Blick ganz verschieden scheinen, welche aber die Analyse eng miteinander verbunden zeigt. Auf den Inhalt der bisher erschienenen vierzehn Bände näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Seinen größten Erfolg hat er mit dem bereits erwähnten „Assommoir" erzielt, worin er einen Dachdecker Coupeau, der am Delirium tremens stirbt, und seine im Laster und Elend untergehende Frau Gervaise schildert. Der Erfolg dieses bedeutenden Buches hat seinen Verfasser veranlaßt, noch tiefer in die Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft einzudringen. Ursprünglich wollte er damit nur eine Reaktion gegen den Salonroman ausüben, dem Liebäugeln der vornehmen Klassen mit ihren Fehlern und Vorzügen das Studium der unteren Stände entgegensetzen. Aber aus dem Herrn seines Stoffes wurde er eines Tages sein Sklave, und ehe er sich dessen versah, schlug das schlammige Element von Laster und Thorheit, in welches er sich gewagt hatte, über seinem Scheitel zusammen. Mit „Nana", „Pot-Bouille" und „Joie de vivre" blieben die „Rougon-Macquart" in der Schilderung moralischer und physischer Krankheiten stecken und entwickelten eine wahre Stickstoffatmosphäre. Freilich geschmeichelt sollte dem Bild der napoleonischen Gesellschaft nicht werden, aber ebensowenig war es anfänglich auf eine Karikatur, eine Vergröberung und Verschlimmerung abgesehen. Zum Glück hatte der Autor aber noch zur rechten Zeit ein Einsehen; mit dem „Bonheur des dames" lieferte er ein Werk, das wenigstens in seinem Hauptmotiv überaus sympathisch gehalten war und einen glücklichen Ausgang nahm, so viel Weitschweifiges die Schilderungen des Modemagazins auch enthalten mochte. „Germinal" erzählt von dem Leben der Arbeiter in den Kohlengruben und läßt die murrenden Stimmen des Volkes, das sich physisch ruiniert, zu den gebildeten und besitzenden Klassen dringen. Man hört gleichsam den Schritt der Arbeiterbataillone, die zum äußersten entschlossen gegen die Bourgeoisie vorrücken. „L'Œuvre" schildert in einer Reihe wundervoller Kapitel und mit streng logischer Entwickelung der Handlung sowohl das Schaffen des Künstlers, das Entstehen und Werden einer Phantasieschöpfung, wie den Kampf, den jeder Einzelne mit dem Interesse des Publikums zu führen hat. Unter den früher erschienenen Bänden verdient wohl „Le ventre de Paris" den Preis als reife und schöne Frucht seines Studiums der Volkscharaktere.

In Zola zeigt sich recht deutlich, worin sich der französische Roman seit Balzac zu seinem Vorteil entwickelt hat. Die ungesunde Treibhaushitze, an welcher so viele Erzählungen dieses großen und gewaltigen Meisters leiden und die dem Leser bei aller Bewunderung manchmal Kopfschmerzen verursacht, ist einem vornehmen künstlerischen Gleichmut, einem ruhigen epischen Fluß gewichen. Ebenso ist Zola als Muster eines klaren und plastischen Stiles anzusehen. Während Balzac mit den Worten rang und oft verzweifelte, bis er den Ausdruck fand, der seiner Vorstellung genau entsprach, bemerkt man von dieser Anstrengung bei Zola so gut wie gar nichts. Er schreibt einen eigentümlich markigen Stil, bei welchem die Feder nicht über das Papier geglitten, sondern wie ein Grabstichel in festes Material eingedrungen zu sein

scheint. Da die zuletzt erschienenen Romane des Dichters zu dem Besten und Gehaltvollsten zählen, was er überhaupt geleistet hat, dürfen wir hoffen, daß das Werk seiner „Rougon-Macquart“ von einem glücklichen Ende gekrönt sein werde.

Noch eines Mannes müssen wir gedenken, eines unendlich feinen Kopfes und vornehmen Künstlers, der sich dieser Gruppe von Schriftstellern zwar nicht im Sinne einer bestimmten „Schule“ einreihen läßt, aber ihnen nicht nur im Leben nahe stand, sondern auch geistig zu ihnen gehört. Gustave Flaubert ist einer der freiesten und originellsten Dichter, welche die französische Romanlitteratur in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat, und sein im Jahre 1880 bei Rouen erfolgter Tod muß als ein unersetzlicher Verlust nicht nur für sein Vaterland angesehen werden. Seine Produktion hat mit der unermüdlichen Schöpfungskraft Balzacs nichts gemein, er arbeitete schwerfällig und konnte oft tagelang über die Gliederung eines einzigen Satzes sinnen. In wenigen Werken hat er seinem dichterischen Genius Genüge gethan, aber was er vollendete, trägt dafür auch den Stempel des Ausgereiften und Abgeschlossenen wie bei wenigen anderen Autoren. Die Launen des Publikums und der Mode haben niemals auch nur den geringsten Einfluß auf den Inhalt seiner Bücher ausgeübt. Durch die genaue, fast peinliche Art, wie er seine Betrachtungen machte, erinnert er freilich an die Naturalisten, aber er hat auch Bücher geschrieben, die schon in ihren Stoffen gar nicht zu dem Glaubensbekenntnis seiner Freunde passen wollen. Wenn er sich in das alte Karthago flüchtet oder einen Stoff wie die Versuchung des heiligen Antonius wählt, glaubt man einen Romantiker alten Schlages vor sich zu haben, und dennoch steht Flaubert so fest auf dem Boden dessen, was er gesehen hat oder was sich auf irgend eine Weise als thatsächlich nachweisen läßt, daß man ihn einen Realisten im strengsten Sinne des Wortes nennen muß.

Sein erstes Buch „Madame Bovary“ war bereits ein Meisterwerk und zeigte die Eigenart des Verfassers, seine knappe und gedrungene Schilderung, das Treffende seiner Beschreibungen von Personen und Sachen in der schärfsten Ausprägung. Es wollte wenig verfangen, daß der Boulevardwitz über diese sich auf die geringsten Kleinigkeiten erstreckende Genauigkeit allerhand Späße machte. Durch den Fleiß, mit welchem in diesem ersten Roman das Leben in der Provinz studiert ist, erregte der Dichter ein gerechtfertigtes Aufsehen, und so viele Unterschiede auch zwischen Balzac und Flaubert bestehen, der Einfluß des ersteren läßt sich in der Wahl dieses Stoffes nicht bestreiten. Des ewigen Paris mochte man wohl einmal müde werden, es zeigte sich nun, daß es auch in kleinen Verhältnissen, wie es schon „unser aller Meister“ gezeigt hatte, starke Leidenschaften und originelle Menschen gebe. Wir lernen in dem Buche eine Messalina aus der Provinz kennen, die in einer freudlosen Ehe ohne Anregung dahinlebt, der Verführung lange widersteht, endlich aber fällt und im Falle so tief sinkt, daß sie in ihrer Phantasie sogar verbrecherische Pläne, wie Diebstahl und Mord, aussinnt und ein schreckliches Ende nimmt. Die Wahrheit dieser Erzählung muß in dem Leser zugleich Bewunderung im Hinblick auf den Autor und Entsetzen mit Rücksicht auf den Stoff und seine Behandlung hervorrufen. Das Buch zog dem Autor einen Prozeß zu, aber die Anklage wegen Verletzung der Schamhaftigkeit konnte nicht aufrecht erhalten werden und das Gericht sprach ihn frei. Thatsächlich läßt sich nicht eine Seite nachweisen, auf welcher Flaubert der Freude am Skandal und an undelikaten Einzelheiten auch nur das geringste Opfer gebracht hätte.

Die Furcht, daß ihn die urteilslose Menge mit den pikanten Erzählern, wie sie zu allen Zeiten in Mode waren, in einen Topf werfen könnte, war die Ursache, daß er sich in seinem zweiten Roman „Salammbô“ ganz dem Archäologischen zu-

wandte und auf der Grundlage einer genauen, auch im Detail nicht anzufechtenden Kenntnis des Altertums eine Schilderung der karthagischen Sitten und Gebräuche nach dem ersten Punischen Kriege gab. Es ist eine Reise durch Greuel und Scheußlichkeiten aller Art, die wir beim Durchlesen dieses Buches machen, aber man empfängt den Eindruck, als ob man die Zeit wirklich durchlebe, von welcher uns der Dichter ein Bild entrollt. Die Barbarenjungfrau, welche der Erzählung den Namen gegeben hat, ihre Thaten und Geschicke als Erretterin des Vaterlandes bei dem Verrat der Söldnerscharen wird man nicht so bald vergessen. Eine weitere Überraschung, die Flaubert seinen Lesern bereitete, war die Veröffentlichung seiner nächsten Dichtung, von der man mit gutem Rechte sagen kann, daß sie ein inkommensurables Werk sei, weil keine der Gattungen, welche die Poetik bisher aufgestellt hat, auf diese merkwürdige Schöpfung ganz passen will.

Gustave Flaubert.

Die Dialogform der „Versuchung des heiligen Antonius" erinnert für einen Augenblick an das Drama, aber zu einem Drama gehört doch eine Handlung, und von einer solchen wird der Leser auch nicht die leiseste Spur finden. Zwischen den Dialog fügen sich entzückende Landschaftsbilder ein, deren Farbe und Stimmung den Sinn des Lesers gefangen nehmen. Hierzu kommt, daß das Buch mit einer Unmasse von Thatsachen, Daten und Namen belastet ist, welche die Lektüre nicht nur zu einer fortgesetzten geistigen Anstrengung machen, sondern das Verständnis oft sehr erschweren. Es handelt sich um die Phantasien eines durch Entbehrungen, Krankheiten und Kasteiungen fieberhaft erregten Geistes, durch dessen Hirn die Lehren des Christentums in ihren reinen Formen wie in ihren wüsten Entstellungen ziehen. Die Art der Versuchung ist psychologisch ebenso merkwürdig wie die Thatsachen, um welche sich die Erzählung dreht, die gespannte Auf-

merksamkeit des denkenden Lesers erregen, aber wie gesagt, man muß sich unter dem Buche keine Unterhaltungslektüre vorstellen. Flauberts Schöpfungen setzen alle ein gewecktes Verständnis für die Feinheit des Psychologischen voraus, man darf annehmen, daß sie, trotz einzelner dunkler Stellen, welche man abstrus nennen möchte, das ernste Publikum immer nachhaltiger beschäftigen werden. Die prachtvolle große Ausgabe, die soeben von seinen Werken erschienen ist, beweist, daß die Nachwelt ihn noch höher stellt, als es seine Zeitgenossen gethan haben.

Nur in großen Zügen haben wir den Naturalismus im französischen Roman charakterisieren können, aber es wird aus dem Gesagten klar geworden sein, daß ein innerer Zusammenhang zwischen Balzac, dem Vater dieser ganzen Bewegung, und den erwähnten Schriftstellern der letzten fünfundzwanzig bis dreißig Jahre besteht. Künstlerische Ideale fallen nicht aus der Luft auf die Erde, sie sind durch die socialen und politischen Bedingungen des Landes, durch das Auftauchen großer Geister bestimmt. Die naturalistische Romandichtung Frankreichs entspricht dem wissenschaftlichen Zuge unseres Zeitalters, welches auf das Erkennen des Thatsächlichen, auf das Ergründen des Möglichen ausgeht und sich von den schönen Träumen früherer Zeit losgesagt hat. Oft wollen uns die psychologischen Finessen der Naturalisten gar zu gesucht, die Analysen von Unglück und Verbrechen gar zu traurig erscheinen. Wir möchten mehr kräftiges Blut und weniger Kunst wünschen und mit Goethe ausrufen: „Mir will das kranke Zeug nicht munden, Autoren sollten erst gesunden,“ aber in der Wahrheit ihrer Darstellungen, dem malerischen Reiz der Schilderungen wird man doch Vorzüge von vorbildlicher Bedeutung erkennen müssen. Ein weniger absichtsvolles Dichtergeschlecht wird vielleicht aus dem naturalistischen Princip alle Vorteile ziehen, die in ihm enthalten sind, und sich mit Vermeidung der in seiner Einseitigkeit liegenden Fehler dem idealen Menschentum wieder zu nähern wissen.

Liliputer in der heimischen Tierwelt.

Populärwissenschaftliche Tiercharakterbilder

von

Adolf und Karl Müller.

III.

B. Vögel.

Die Peripatetiker und ihre Begleitung.

Die Meisen und Goldhähnchen, die Spechtmeise, der Baumläufer und der Zwergspecht.

Wir geben diesen nützlichsten aller einheimischen Baumvögel die Bezeichnung „Spaziergänger", nicht etwa in der Eigenschaft bequemer Bummelei oder wegen Mangels thätigen Sinnes; nein, wir vergleichen sie vielmehr mit den Anhängern der Lehre des Aristoteles, den „Peripatetikern". Der Meisen Thun und Treiben ist ein emsiges, getragen von dem unabläßig regen Sinn des Suchens und Ergründens. Und wenn auch dieses letztere vorzugsweise der Ernährung gilt, so ist es doch begleitet ebensowohl von Ausdauer als von munterem, heiterem Gebaren.

Der Charakter unserer Meisen erbaut sich auf der Grundlage eines starkmütigen, resoluten Wesens. Dies läßt sich nicht so leicht bedrücken, es behauptet sich kräftig und ausdauernd in Hindernissen und Nöten, nach allen Seiten hin. Schon die vielfältigen Locktöne, Rufe und Klangfiguren zeigen in Rhythmus, scharfer Accentuierung und treffender Ausprägung Originalität und Entschiedenheit. Zwar fehlt unseren Meisenarten das eigentliche Gesangsvermögen; dafür sind sie aber perfekte Musikanten. Gerade die meisten unserer Arten, wie die Kohl- und Blaumeise, Sumpf-, Tannen- und Schopfmeise, verdienen diese Bezeichnung sowohl ihrem Wesen als auch ihren Stimmweisen nach. Einen Übergang zu den sanfteren Sängern bilden schon unsere Schwanzmeisen, deren Wesen mehr Zärtlichkeit bekundet und deren Klangweisen sich in melodischen Touren, wenn nicht in einem Gesange, so doch in einem sehr angenehmen und ausgesprochenen Gezwitscher äußern. Dieser Charakterunterschied in den Reihen unserer Spazierenden ist groß, und er prägt sich in dem Auftreten der Kohl- und Blaumeise gegenüber dem der Schwanzmeisen am auffallendsten aus. Das resolute, selbstbewußte Wesen der beiden ersteren pflegt in Keckheit, ja in Zanksucht, Raub- und Mordsinn überzugehen, während Wesen und Wandel der Schwanzmeisen und der verwandten Goldhähnchen stets friedlich und milde bleibt.

Alle unsere vaterländischen Meisen sind populäre Vogelgestalten. Ihre starkmütige, gegen die Strenge unserer Winter widerstandsfähige Natur läßt sie ihre Regsamkeit das ganze Jahr über bekunden; sie haben sich durch diese ihre Rührigkeit, ihre niedliche Gestalt und ihr meist buntes Farbenkleid allzeit kenntlich gemacht und in ihrer Lebensweise zur höchsten Höhe ökonomischer Nützlichkeit

unter den vaterländischen Vögeln geschwungen. Schon dem Knaben ist die Meise ein Gegenstand hohen Interesses, zu deren Fang er den Meisekasten zusammensetzt und stellt; und wenn auch die deutsche Vogelstellerei den Massenfang mit den „Meisenkloben“ längere Zeit verschuldet hat, so übt man in diesen Zeiten doch um so entschiedeneren Schutz gegen diese herrlichen Erhalter unseres Gartenbaues.

Bevor wir die Meisen in ihrer Lebensbethätigung vorführen, verdient ihre meist bunte und schön metallschillernde Befiederung Erwähnung. Wir ergänzen so unsere der Farben entbehrenden Illustrationen.

Die kleine, nur 11,25 cm lange Blaumeise (Parus cœruleus) oben auf der Auslugwarte des Baumes hat unter unseren Arten die schönste Färbung, das Männchen im Hochzeitskleide des Frühlings ein wahres Prachtgefieder. Den Rücken oder „Mantel“ überzieht ein Grün, das von zartspiegelndem bläulichem Anflug übergossen ist. Auf Kopf, Flügeln und Schwanz tritt ein herrliches Himmelblau zum Vorschein, während den Kopf eine weiße Stirnbinde ziert, die beweglichen Scheitelfedern nach vorn absondernd, wie die weißen Wangen ein blau-schwarzer Zügel und nach unten ein dunkelblauer Halsring umsäumt. Auch über die Schwingen zieht sich ein blauer Schimmer, dessen hellblaue Spitzen mehrere weiße Punkte begrenzen. Endlich durchläuft die Mitte der hellschwefelgelben Brust ein sehr schmaler, beim weiblichen Vogel nur schwach angedeuteter, dunkelblauer Längsstreif. Die kecke Figur ruht auf derben, scharfbekrallten, bleigrauen Füßen.

Nächst dieser prangt die Kohlmeise (P. major) — im Volke vielfach der Köhler genannt — im schönen Hochzeitsschmucke. Dieser sowohl, als auch ihre 14,4 cm messende Körpergestalt verleihen ihr, verglichen mit der hellgefärbten Blaumeise, einen ernsteren Anstrich. Die ganze Oberseite bedeckt ein Olivengrün, das im Genick in einem gelbweißen kleinen Querstreifen endigt und sich an den kohlschwarzen, metallglänzenden Kopf anschließt. Die rein weißen Wangen umfassen beiderseits kohlschwarze Bänder und ein breiter schwarzer Kehlpunkt, von welchem aus ein gleichgefärbter breiter Streifen über die Mitte der schwefelgelben Brust bis zum After läuft. Der Bürzel, die oberen Schwanz- und Flügeldecken sind blaugrau, die längsten Schwingen und Schwanzfedern dunkelschieferfarben mit blaugrauen Rändern, die kürzeren Schwungfedern grünlich eingefaßt. Die Flügel zeigen eine deutliche weiße, nach hinten schwarz beränderte Querbinde. Der starke Fuß ist bleigrau, derbschienig und scharf bekrallt.

Ähnlich gefärbt erscheint die Tannenmeise (P. ater). Sie sieht sich von ferne wie eine kleine Kohlmeise an. Näher betrachtet, zeigt ihr Kleid doch minder lebhafte Farben. Zu dem schwarz und weiß markierten Kopf darf man sich auf dem Bilde unserer Illustration nur einen aschgrauen Rücken und eine trüb grauweiße Unterseite mit bräunlich angehauchten Flanken, wie überhaupt auf allen übrigen Teilen des Federkleides, mit Ausnahme der beiden weißrandigen Querbinden auf der Flügeldecke, ein Aschgrau denken, um einen Gesamteindruck der Färbung zu erhalten.

Ihre Kameradin, die Schopf- oder Haubenmeise (P. cristatus), trägt auf der Oberseite ein düsteres, zu dem beliebten Föhrenwalde passendes Erdbraun, während die Unterseite schmutzig weiß ist. Eine ungemeine Zierde verleiht ihr aber der Vorderkörper mit der schön gezeichneten und geformten Spitzhaube. Diese läuft dachziegelförmig in eine schmale, lange, schwunghafte Spitze aus unter schwarz und weißer Federzeichnung. Nach der Spitze verlängern sich die bis zur Kopfmitte abgerundeten Federn, die der Holle eben die geschmeidige, fahnige Form verleihen. Nacken und Hals sehen sich wie ein weißes Chemisett an, durchzogen von schwarzen, kranzartig Wangen und Hals umlaufenden Bändern. Das Kinn färbt ein schwarzer Punkt.

Gruppe von Meisen und Goldhähnchen.

Digitized by Google

In der Sumpfmeise (P. palustris) bietet sich die wenigst auffallend gefärbte heimische Meise dar. Ihre graurötlich-braune Oberseite verläuft am Kinn grauschwarz, auf den Wangen weiß, während Kopf, Nacken und Hinterhals in dunkles Schwarz, die Unterseite in ein trübes Grauweiß übergehen. Dies anspruchslose Äußere belebt aber ein um so flinkeres und geweckteres Wesen, das dem Vögelchen eine allerliebste Ausprägung verleiht.

Dieser Sippe der Waldmeisen, Pari, in welche die Geschilderten gehören, schließen sich unsere Schwanzmeisen in der gleichnamigen Sippe, Orites, an, so geschieden von den ersteren durch die Hauptkennzeichen ihres kurzen, kegelförmigen, seitlich zusammengedrückten, halb in den Bartfedern versteckten Schnäbelchens, ihrer im Vergleich mit den derbfüßigen Verwandten schwachen, länglichen Füße, des noch gelockerteren, feiner zerschlitzten Gefieders und hauptsächlich des die Leibeslänge über ein Drittel überragenden Staffelschwanzes.

Diese echten Liliputer tragen ein lebhaft gefärbtes Federkleid. Der Kopf ist wesentlich weiß, die Mitte des Rückens bis zum Schwanzwirbel und über die Mitte des Steuers, sowie die Flügel beherrscht ein gesättigtes Schwarz; die letzteren in ihren größeren Schwingen sind mit schmalen, in den hinteren mit breiten weißen Bändern versehen. An die ebenfalls weißen Flügeldecken lehnen sich rosabräunliche Schulterstreifen. Die Unterseite deckt bis zur Hälfte ein reines Weiß, während über Flanken und Bauch ein matter Hauch von Rosabraun läuft. Weiß berandet ist das beim Männchen sichtlich längere Steuer, das außerdem auf der unteren Seite eine regelmäßige, staffelförmige Zeichnung von Schwarz und Weiß trägt.

Endlich wenden wir noch unsere Aufmerksamkeit einer besonderen Meisensippe zu, der Goldhähnchen (Regulus) nämlich. Sie unterscheidet sich von den beiden erwähnten eigentlichen Meisensippen durch den geraden, pfriemenförmigen, zugespitzten, nach der Spitze seitlich zusammengedrückten, sichtlich hoch- und kurzfirstigen Schnabel, besonders durch dünne, zarte, an den Wurzeln „gestiefelte“ Füße, sowie durch sehr lockeres, weitstrahliges und weiches Federkleid. Sie sind die niedlichsten Vogelgestalten Europas und somit unsere Liliputer par excellence. Deutschland weist zwei Arten auf, das safranköpfige (R. flavicapillus) und das feuerköpfige (R. ignicapillus). Das erstere unterscheidet sich hauptsächlich in seiner Kopffärbung von dem zweiten. Zeisiggrün ist seine Oberseite, seine Unterseite graugelb mit hellerer Kehle. Die Mitte des Scheitels ziert ein safrangelber, seitlich hochgelb eingefaßter Streif, beiderseits schmal schwarzstreifig eingefaßt. Die Schläfe und Halsseiten überzieht ein olivenbräunlichweißer Hauch, das Auge und das Stirnbein ein hellerer Streifen, dem sich ein weißlicher Zügel und ein weißlicher Augenkreis anschließt. Auf den grauschwärzlichen Flügeln erscheinen zwei hellere Binden. Das feuerköpfige Goldhähnchen ziert hingegen ein feuerroter Scheitelstreifen, der beiderseits in feuergelbe Federreihen übergeht. Über dem weißen Augenstrich läuft ein schwarzer hin; die Halsseiten sind orangegelb, das Stirnbein rostbräunlich, durch die Augen geht ein schwärzlicher Strich, an den Bartseiten läuft ein noch dunklerer hin. Der Rücken ist lebhafter grün als der der vorigen Art. Das feuerköpfige Goldhähnchen ist ein Zugvogel, das safranköpfige dagegen Standvogel. Dies gesellt sich vorzugsweise gern zu den Meisen, Sommers wie Winters.

Dieser Beschreibung des Äußeren kann nunmehr die des vielfach interessanten Wesens unserer Zwerge folgen.

Alle unsere einheimischen Arten sind Höhlenbrüter bis auf die Schwanzmeise. Die letztere haben wir als hervorragende Nestbaukünstlerin in diesen Blättern betrachtet. Wie bei allen Höhlenbrütern befindet sich die Nestfertigung unserer übrigen Meisenarten auf einer unvollkom-

menen, niederen Stufe. Kaum daß das eigentliche Nest einigermaßen eine muldige Vertiefung mit Seitenwänden aufweist; wie bei der Sumpfmeise, besteht es gewöhnlich in rostartigen, wenig geordneten Lagen von Halmen, Federn und Haaren auf dem Grunde einer Baumhöhle, eines Loches oder einer Spalte in Mauern und der Erde, oder auch, wie bei der Haubenmeise, in einem alten Eichhorn- oder Elsterneste. Stets aber wählt die Meise ein ihrer schlanken, kleinen Gestalt ebenmäßiges enges Flugloch.

Während der Paarzeit, die bei dem größten Liliputer, der Kohlmeise, schon Ausgangs Februar, selbst Mitte dieses Monats in ihren ersten Kundgebungen auftritt, erweist sich das Meisenleben in einer von dem beweglichen, spazierenden Umherziehen sehr verschiedenen Weise. Jetzt sitzen die minneseligen Männchen oft halbe Stunden lang auf der Höhe eines Baumwipfels und lassen ihre Paarungsrufe hören. Diese sind von den gewöhnlichen Lockrufen sehr verschieden, und es gehört schon Erfahrung und ein geübtes Gehör dazu, die Stimmweisen der einzelnen Arten sicher zu unterscheiden, noch mehr, sie als solche zu erkennen, ohne die Urheber zu erblicken. Am bekanntesten ist der Ruf der Kohlmeise, die hellklingende Strophe, welche der Volksmund in die Silben „Spitz die Schar“ übertragen hat. Es sind drei Noten, die zwei ersten höheren fallen bei der letzten in der Terz herab und lauten, in Silben ausgedrückt, etwa wie „Zizize“, bei welcher Weise die letzte Silbe besonders betont und gedehnt wird. Aber auch Varianten produziert der frühzeitig muntere Musikant, von welchen hauptsächlich zwei in leierartiger Vortragsweise sich kennzeichnen. Die am meisten ertönende ist eine lange Reihe der Silben „Dis de“, welche manchmal umgekehrt wird in „De dis“. Gleich nach der Kohlmeise läßt die Sumpfmeise ihren wohltönenden Minneruf, der wie „Zinziuzinzin“ klingt, erschallen, und oft antwortet ihr und der Kohlmeise die Begleiterin der Meisen, die Spechtmeise oder der Kleiber (Sitta cæsia), mit ihrem gedehnten „Huit“ oder „Wuit“. Im März läßt sich auch die rührige Blaumeise vernehmen. Da trillert sie in die Luft ihre heitere Strophe: „Zizi — zuisi — di“, die oft an die Liedesform streift, oder sie läßt ein hochgestimmtes wieherndes Freudestimmchen „Zihpepehihihihi“ erschallen. Dabei ist die Kleine sehr erregt und durchwandert ihren Distrikt, nachdem sie ein halbes Dutzend mal von hoher Warte eines Obst- oder Waldbaumes ihr Hochzeitsliedchen produziert hat. Sie ist die erotisch erregteste Meise, die in ihrer Eifersucht leicht zur Mörderin von Nebenbuhlern wird. Wir haben gesehen, wie ein angepaartes Männchen einen nebenbuhlerischen Eindringling angriff, sich im Kampfe wirbelnd mit ihm zu Boden warf und denselben zuletzt mit Schnabelhieben tötete. Andere, selbst stärkere Vögel greift sie entschieden an und verjagt sie aus der Nähe ihrer Niststätte. Neben diesen die Auwäldchen und Gärten liebenden Arten beleben besonders die Nadelwälder die Hauben- und Tannenmeise. Die erstere ist ganz dazu angethan, unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Ihre Kopfzierde ist wie gemacht den stolz emporgerichteten Körper noch mehr zu erhöhen: das liebewerbende Männchen umtanzt die Dulcinea mit abwechselnd aufgerichtetem und wieder fächerförmig zusammengelegtem Schopfe und zwitschert sich selbst die Melodie zum Reigen in einer Reihe scharfklingender und leiserer Töne. In ähnlicher Weise begleitet die Tannenmeise ihre erotischen Galanterien vor dem Gegenstande ihrer Neigung, und wir vernehmen dann ein leises Gezwitscher, das sich wie „Sississi — Sitütütütiti“ anhört.

Anmutig, wie das ganze Thun und Treiben, gestaltet sich das Minneleben der Schwanzmeisen. Die reizende Grazie gipfelt sich da in dem Gebaren dieser zierlichsten aller Meisen. Noch viel mehr als bei den Blaumeisenpaaren belauscht man ein wohliges Füttern der Minneberauschten, wobei sie sich in reizenden

Stellungen um die Zweige abwärts biegen, wie wir dies in der beigegebenen Illustration naturgetreu wiederzugeben versucht haben. Ein obligates leises, sehr melodisches Gezwitscher läßt das Weibchen bei dieser „Atzung“ hören. Regelmäßig ist in der Minnezeit und namentlich während des Nestbaues ein Reinigen und Ordnen des Gefieders zu beobachten, dem einige Zeit darauf eine etwa zehn bis fünfzehn Minuten andauernde Rastzeit um Mittag folgt, in welcher das bewegliche Völkchen im Schatten der Bäume lanzettenspitz ruhig zusammen verweilt.

Wir würden uns jedoch zu weit ins Einzelne verbreiten müssen, wollten wir das Thun und Treiben aller unserer Meisenarten während des Minne- und Familienlebens schildern. Nur gerade bei den allerliebsten Schwanzmeisen sei dieser außerordentlich ansprechenden Bethätigung vorübergehend gedacht. „Der männliche Vogel“ — skizzieren wir in unseren „Tieren der Heimat“ — „versorgt das allein brütende Weibchen in regelmäßigen Zwischenräumen von zehn bis fünfzehn Minuten mit Nahrung, die in den verschiedensten Kleininsekten jeglicher Verwandlungsform besteht. Unter einem graziösen Schwunge wirft sich der Gatte an das Flugloch des Nestes, um der Gattin die Atzung hineinzureichen. Das Weibchen verläßt zu gewissen Tageszeiten das Nest, um sich auszuspannen, das Federkleid zu ordnen oder sich mit dem Fang von Kerfen zu beschäftigen. Regelmäßig gegen zehn Uhr des Morgens, nachmittags um zwei Uhr und gegen Abend um fünf Uhr haben wir wahrgenommen, daß das Weibchen das Brutgeschäft unterbricht. Sogleich vom Männchen durch lustiges, schwunghaftes Wesen begrüßt, betreiben die Gatten dann die Jagd nach Insekten in der Luft und an der Crescenz, wobei die artigsten Wendungen und Stellungen, sowie ein wohlgefälliges Spiel von Flugtouren bis zu Purzelbäumen das Auge ergötzen, in welchen die natürlichen Künstler die langen Schwänze als Balancierstäbchen wie Seiltänzer gebrauchen.“

„Bei günstiger Witterung ist gewöhnlich am dreizehnten Tage die Brütung vollendet, und es erscheinen aus den kleinen, stumpfovalen, auf fleischfarbenem Grunde am dicken Ende fein hellrot punktierten und dazwischen mit einzelnen dunkelbraunen Tüpfeln versehenen Eiern neun bis zwölf, ja bisweilen fünfzehn Junge. Nun verdoppelt sich die Rührigkeit und nützliche Eigenschaft des Paares in der Jungenpflege durch Erbeutung von Kleininsekten. Unter vielen Baumräupchen, Puppen, Eiern, Blattläusen und dergleichen mehr streben sie in der Nähe von kränkelnden Lärchenbeständen besonders der Lärchenminiermotte (Tinea v. Coleophora laricinella) nach. Diese winzigen Sackmotten — sei es nun in der Gestalt der anfänglich im Sack befindlichen Räupchen, sei es später in der Form von Puppen in den Gespinsten — sammeln die Meisen in gehörigen Portionen in ihren Schnäbeln an, um diese Atzung alle anderthalb bis zwei Minuten den Kleinen zuzutragen. Nach vier bis sechs Fütterungstouren oder durchschnittlich innerhalb neun Minuten begiebt sich das Weibchen des Paares anfänglich zur Erwärmung der zarten Brut auf etwa zehn Minuten in das Nest. In der zweiten Woche schon geht das Atzen — ausgenommen die Mittagszeit, welche die Alten zur Ruhe benutzen — ohne Unterbrechung tags über fort. Die Jungen gedeihen sichtlich unter dieser emsigen Pflege, und schon in der zweiten Woche verursacht das zahlreiche Völkchen durch seine Beweglichkeit und das Andrücken an die Wände und den Boden des Nestes kleine Öffnungen in dem Gefüge desselben, durch welches alsbald die Schwänzchen der Kleinen durchbrechen, bis sich die ganze Schar durch ein größeres Loch, gewöhnlich an dem Roste des Nestes, einen Ausgang ins Freie bahnt.“

Sind die anfangs noch kurz beschwänzten Jungen ausgeflogen, so entfalten sich die fesselndsten Scenen eines lieblichen Fami-

Fütterndes Schwanzmeisenpaar.

lienlebens, in dem wir am deutlichsten das von den übrigen Meisen abweichende vorherrschend zärtliche, sanftmütige und friedfertige Wesen entdecken. Alle Handlungen und Bewegungen der Rührigen sind begleitet von einer höchst anziehenden, hochgespannten, oft schwunghaften Eigenheit. Wie bei der Fütterung am Neste, nahen sich die Eltern mit einem reizvollen Luftschwunge den ausgeflogenen Jungen, die sie sperrend und mit einem feinen „Siht zih" erwarten. Vor der Fronte der niedlichen Kleinen schürzen sich die Alten hoch auf und schnellen die Schwänze in kühnen Schwingungen, um so die Atzung darzubieten. Mustern wir die ausgeflogene Brut, so zeigt sie uns eine von den Alten merklich abweichende Zeichnung und Färbung. Zwischen zwei schwarzen Streifen zeigt sich ein weißes Kopfblättchen, und auf der schwärzlichen Oberseite je ein weißer Längsflecken, sowie die Brust grau und Kehle und Unterleib weiß. Gegen Abend versammelt sich das Völkchen gar zärtlich zusammengedrückt in einer Reihe auf einem Zweige. Es fesselt uns nicht allein dies reizende Gruppieren, sondern ein unbeschreiblich anmutiges melodisches Gezwitscher der lieblichen Zwerglein erhöht auch noch unser Entzücken. Von den abwechselnden Weisen hielten wir folgende Klangstrophe fest: „Zi — Tschuit — Tschwit — Tschut — Tschu — Zizitsche, zitzitsche —

Didu." Und diese Weisen verklingen endlich immer leiser und abgebrochener, so wie eines um das andere der Geschwistergruppe sein Köpfchen zum Schlafe unter das Flügelchen steckt.

Wir treffen die ganze Familie mit anderen vereinigt wieder im Spätherbst und Winter.

Dieses Zusammenscharen unserer befiederten Liliputer macht nun so recht sprechend den Eindruck eines spazierenden Wanderns. Nicht allein, daß unsere Meisensippen dieses Herumziehen beseelt und antreibt, in kleinen Flügen Wälder, Haine, Baumstücke und Gärten zu durchsuchen, nein! auch andere Baumvögel reißt dieses Wanderleben fort. Die Spechtmeise, dieses merkwürdige Verbindungsglied zwischen Meisen und Specht, gesellt sich zu den Meisengemeinden; der nur 12,5 cm lange graue, hellbepunktete Baumläufer (Certhia familiaris) schließt sich an, und selbst der Gnome Zaunkönig verfolgt zuweilen in der unteren Region der Hecken das lustige Zigeunern, wenigstens eine kurze Strecke. Nicht selten gruppiert sich alles um einen Buntspecht, und wie Gleiches sich allzeit gern zu Gleichem gesellt, so ist es gerade die niedliche Kleingestalt des Zwergspechtes (Picus minor), um den wir die rührige, lustige Gesellschaft der Peripatetiker erblicken. So finden sie sich alle wie von selbst zusammen, die turnenden, kletternden, flatternden, schlüpfenden und musizierenden, oftmals zänkisch wetternden Kleinvögelgruppen, so daß wir sie alle, die noch so unruhigen, kaum einen Moment still verweilenden, skizzieren können.

Der Herbst ist gekommen. Schwere Tropfen glänzen im Laub der Bäume, denn die Sonne hat die Morgennebelmassen zerstreut, die in Streifen das niedere Thal entlang ziehen und endlich in der von dem Tagesgestirn erwärmten Luft verschwimmen. Da erschallt's vom Wipfel eines Baumes hellklingend „Zihihihihi!" Es ist der Ruf der munteren, selbstbewußten Blaumeise, gleichsam die Quartiermacherin und Wächterin der Meisenzüge. Eine zweite und dritte folgt der ersten, die schon in ihrer beweglichen Unruhe einem anderen Baumwipfel zugeflogen ist, woselbst sie sich dreht und wendet und die Kopffedern aufrichtet. Dem Ruf der Blaumeisen antwortet's jetzt tiefer in den Bäumen mit einer scharfen, hellen Betonung „Pink, Pink!" dem ein behagliches „Brrrrrr" folgt. Diese Laute künden die Kohlmeise an. Die Sumpfmeisen schwirren sogleich in die Sonne und rufen „Diß — Diß! Zizi! brrrrr de de!" Von ferne läßt sich alsbald ein leises „Zrrr, zrrr" hören, dem ein leiseres „Trrr" folgt. Es raschelt leise im Laub der Bäume und plötzlich belebt sich das Gezweig ringsum schnarrend und flatternd. Es ist, wie wenn leichte Federbällchen an die Zweige der Bäume und Gebüsche von unsichtbarer Hand oder von einem Windstoße geworfen würden. Die leichte, flinke Turngemeinde der Schwanzmeisen hat sich eingestellt, die dem Beobachtenden eine wahre Augenweide bieten. Manchmal gesellt sich wohl auch in Baumreihungen und Auwäldchen die Haubenmeise zu der Gesellschaft, welche unter ihren beständigen Weisen „Zürr" und „Zipürr" von den Wipfeln bis zum Boden auf Wurzeln und Gestrüppe ihr Wesen treibt. Jetzt macht sich auch die Tannenmeise bemerklich, die unterst zu oberst an einem Tannenzapfen hängt und aus den losen Schuppen den Samen zehntet. Und — den Blicken seither unsichtbar — vernehmen wir um uns her ein schwirrendes, feines „Sisisi". Bald entdecken wir auch die Urheber dieser leisen und doch durchdringenden Laute in den wie Luftgeistchen im Dämmer des Nadelgezweigs herumflatternden Goldhähnchen. Nur das safranköpfige kommt uns jetzt zu Gesicht, denn sein Vetterchen, das feuerköpfige, ist bereits zum wärmeren, lichteren Süden gezogen. Der kleinste, niedlichste Liliputer präsentiert sich hier als ein ewig rühriges Federpünktchen, dessen raschen huschenden und flatternden Bewegungen das Auge kaum zu folgen vermag.

Endlich verraten ihre Gegenwart auch die beiden Begleiter des Meisenzuges, die Spechtmeise und der Zwergspecht. Schon ist ein über das andere Mal eine Eichel und Buchel vom Gezweige herab zur Erde gefallen — und oben huscht einer wieder herabfallenden Baumfrucht die gewandte Spechtmeise nach, die die am Boden dahin rollende hascht und zum nächsten Aste trägt, um sie aufzuhämmern. Diesem Picken sekundiert gleich darauf ein ähnliches Hämmern oben im Gezweige. Zugleich gewahrt das spähende Auge den niedlichen, munteren Zwergspecht. Sein buntes Farbenkleid fällt uns auf. Man denke sich zu dem Weiß und Schwarz des Vogels, wie er sich auf unserer Illustration (Seite 816) darbietet, auf Rücken und Flügeln nur ein gelbliches Stirnband, auf dem Scheitel einen carmoisinroten Flecken, und die Unterseite graugelblich; so hat man das nur 13 bis 14 cm messende männliche Spechtchen in seinem scheckigen Farbenschmucke vor sich. Halb versteckt hinter einem deckenden Aste, an dem er jetzt gewandt, selbst an der unteren Seite, herklettert, oft possierlich in kleinen Absätzen plötzlich rückwärts springend, als habe er im Suchen etwas übersprungen und besänne sich jählings, nochmals die übergangene Stelle zu untersuchen — so unterhält uns eine ganze Weile der anstellige Zwerg aufs angenehmste.

Ja, sie sind alle zusammengeschart, die nützlichen Baumerhalter, bald in engerem Vereine, bald in loser Gruppierung. Und es ist dies eine charakteristische, notwendige Naturerscheinung. Stillschweigend fügt sich jedes Mitglied der Gemeinde dem anderen. Gemeinsamkeit macht stark; was das eine übersieht, findet das andere. Alle haben ihre Sprache, ihre Zeichen, alle verstehen sich untereinander. Und was reden sie nicht alles, die verbundenen Kinder der Natur! Der Laie freilich erstaunt wohl ob dieser Behauptung, die dem Eingeweihten längst durch viele sprechende Beispiele sich begründet hat. Sie haben keinen Herrscher unter sich, dennoch werden sie beherrscht, und zwar nur von dem Natursinn und der Erfahrung. Es waltet stillschweigendes Einverständnis unter ihnen. Wie der Frühling ihnen gebot, auseinander zu gehen und ihr Familienleben in strenger Absonderung zu beginnen, so rief ihnen der Herbst zu: scharet euch zusammen, nähret und freuet euch in munterer Gesellschaft! Keines dieser Vögelchen kennt ein Warum, keines vermag sich Rechenschaft zu geben, wenn es der Aufforderung der Jahreszeit folgt. Dieselben Töne, welche den Sommer über im engeren Familienkreise ihre Bedeutung und Geltung hatten, haben sie auch jetzt im großen Gesellschaftsverbande. Belausche man diese mannigfaltigen Töne, und man wird ihre feinsten Unterschiede unter dem Eindruck der jeweiligen Umstände und Verhältnisse, in welchen der einzelne Vogel oder die ganze Masse sich befindet, wahrnehmen. Derselbe Ruf, der laut ertönend zum Aufbruch mahnt, ist leise gegeben oft der Ausdruck des behaglichen Beisammenseins an einem heimischen Plätzchen.

Überblicken wir die Summe der Thätigkeit dieser vor unseren Blicken vorübergegangenen Wanderungen noch einmal, um eine volle Würdigung der bedeutsamen Lebensäußerungen dieser kleinen Wesen zu erhalten.

Im Vereine mit der ungemeinen Beweglichkeit, dem wachen Wesen und dem Thätigkeitstriebe steht die Winzigkeit der Leibesgestaltung der Vögelchen. Diese befähigt sie zu dem leichten Durchschlüpfen des Gezweigs, wie ihre Leichtigkeit, überall das schwächste Reischen samt den Blüten und Früchten zu untersuchen. Und diese Thätigkeit währt vermöge ihrer derben Ausdauer in der erwähnten Geschicklichkeit das ganze Jahr hindurch. Ihre starke, scharfe Fußbekleidung, der durchdringende Blick, verbunden mit der Sorgfalt und Aufmerksamkeit, rüstet die perfekten Turnertruppen aus zu den besten Hütern und Erhaltern unserer Gärten, Parkanlagen und Wälder. Dazu kommt nun ihre große Vermehrung durch ihre

Rechts oben und unten Zwergspecht, links oben Baumläufer, unten Spechtmeise.

zweimalige und in beiden Fällen zahlreiche Brut, die zwischen sechs bis zwölf und mehr Nachkommen sich bewegt. Dies ansehnliche Kontingent der Meisen vergrößert sich nun noch mit verwandten Vögeln zu den geschilderten Verbänden, deren gemeinsames Vorgehen den ökonomischen Nutzen sehr erweitert. Und als ob alle Vorteile in einem Punkte zusammenflössen, so herrscht auch unter unseren

Digitized by Google

Kerfjägern noch die Eigentümlichkeit, täglich in gewissen Zeitabschnitten einen wiederholten Rundflug in den bekannten Örtlichkeiten zu unternehmen. Wie die Meise der kurze, derbbekrallte Fuß mit der Kletterfähigkeit unter dem scharfspähenden Mikroskopenauge zu dem Sitze der Eigespinste, Maden, Raupen und Puppen loshacken und zerstören sehen; ebenso entdeckten wir, wie sie mit anderen ihrer Verwandten die von Insekten angebohrten Früchte mit untrüglichem Sinne erkennen und ausbeuten; wie sie die Raupengespinste auseinanderzerrten, indem die Füße den Cocon festhalten und der Schnabel das Gespinst auseinanderreißt. Sehr

Singender Fitis.

der Insekten an Zweig, unter der Rinde des Stammes und in den Knospen führt, so deckt der harte Schnabel und die verhältnismäßige wuchtige Stärke des Zwerges diese Fundgruben ausgiebig aus. Vom Wipfel bis zur Wurzel des Baum- und Strauchwachstums verbreitet sich die Kerbtierjagd. Wir haben die Kohl- und Blaumeisen die Eier des Ringelspinners mit ihren harten Schnäbeln bearbeiten, die verborgenen unter den Rindenschuppen ausgiebig ist die Jagd auf die kleinen Räupchen des Frostschmetterlings, welcher sich die genannten beiden Arten mit der Sumpfmeise oft tagelang hingeben. Was die Meisen nicht finden und ausbeuten an den Stämmen und starkbeborkten Ästen, das fällt dem derberen Schnabel der Spechte, dem emsigen Sucher Kleiber oder dem langen, feinfühligen Schnabel des unermüdlichen Baumläufers anheim.

So sehen wir allenthalben den Segen

Digitized by Google

der Säuberung sich verbreiten, wo unsere spazierende Truppe der Liliputer sich zeigt. Hier kommen die schädlichen Obstbaumkerfe nicht auf, die Blattläuse, die Feinde der Rosensträuche und der Blumenbeete verschwinden oder sind doch in ihren zerstörenden Massen sehr beeinträchtigt. Die Kohl-, Blau-, Schwanz- und Sumpfmeisen tummeln sich hauptsächlich im Laubholz und den Gärten herum, während der Nadelwald der Obhut der Tannen- und Haubenmeise überlassen bleibt, vorzugsweise der Fichten- und Tannenwald der ersteren, die Kiefernorte der letzteren. Hier streben sie nach Kräften der schädlichen Nonne (Liparis monacha) und dem Kieferspinner (Gastropacha pini) nach, wir sagen nach Kräften und setzen hinzu: in ausgiebigstem Maße stets bei nicht häufigem Vorkommen dieser Waldverderber; denn bei Überhandnahme derselben in sogenannten Raupenjahren vermag das gesamte Kontingent unserer Vögel so viel wie gar nichts. Selbst die untersuchende Sorgfalt, die insbesondere die Kohlmeise zeitweilig auf die Kohläcker treibt zur gelegentlichen Ausbeute der Kohlweißlingsraupe oder von deren Eiern auf den unteren Blattflächen, ist als eine unzureichende zu betrachten. Baum und Strauch bleiben der Hauptbereich der Wirsamkeit der Meisen, und es kann die Beschützung dieser so eminent nützlichen Vogelsippen nicht genug empfohlen werden. Das Anlocken derselben mittels zweckmäßig konstruierter Nistkasten in mäßiger Höhe (etwa von drei bis sechs Meter), mit entsprechend engem Flugloche versehen, müßte jedem Garten- und Baumstückbesitzer ein lebhaftes Anliegen sein.

Eine bis jetzt unterschätzte Thatsache ist noch zu erwähnen, nämlich die, daß der größte Feind unserer Meisen der strenge Winter ist. Weniger gewaltsames Hindernis verursacht den Tierchen der Schnee, den sie bei nicht zu großer Anhäufung von den Zweigen zu schaffen suchen, oder den Wind und Tauwetter meist auch von den schwanksten Baumteilen entfernen. Die größte Beeinträchtigung üben Duftanhang, der Rauhreif und das Glatteis. Diese umziehen das Gezweig und die Äste mit einer Kruste, welche der Schnabel der Tierchen nicht loszuhacken vermag. Dann sind die Stellen der Nahrung der Meisenschar verschlossen und die Tierchen sterben mehr, als man seither angenommen oder entdeckt hat, dahin. Zwar macht sie die Not erfinderisch und führt sie zur Auffindung neuer Nahrungsquellen. Die Schar kommt bis zu den Fenstern der menschlichen Wohnungen, ein sprechendes Zeichen von der Vögel Bedrängnis. Fütterung mit Mohn, Hanfsamen, Sonnenblumenscheiben, halbgeöffneten Welsch- und Haselnüssen, Fleischresten und Speckstücken ist dann dem Tierfreund ein dringendes Gebot. Er hat dann die doppelte Genugthuung, einmal in der Rettung so mancher lieblichen Vogelexistenzen, zum anderen in der Wahrnehmung, daß die an die Futterplätze gewöhnten Meisen im Frühlinge auch daselbst gern ihre Brut beginnen, sobald nur hierzu die nötigen Bedingungen, seien es natürliche oder künstliche Wohnstätten, vorhanden sind.

Die Backöfchen.

Mit diesen netten, flinken, nimmermüden und ewig beweglichen Vögelchen werden wir in die Familie der Laubsänger eingeführt. Die Laubfarbe ist's, welche diese Familie kennzeichnet, und unsere Benennung Backöfchen gründet sich auf die backofenförmige Gestaltung der Brutstätten, wie wir dies am Neste des Fitis und des Buchenlaubsängers wahrnehmen. Vor allen anziehend erscheint uns der Fitislaubsänger, Phillopneuste trochilus, ein Liliputer unter den Vögeln von 121 mm Körperlänge. Die Oberteile sind olivenbraungrün, die Unterteile blaßgelb. Dies kann als die Hauptfärbung gelten.

Am Bachufer auf den Weidenbäumen, die den Garten oder Park begrenzen, oder im Walde an geschützten, von der Sonne

erwärmten Stellen, wo die Salweide steht, läßt das heimgekehrte Vögelchen schon Ende März sein weiches, trauliches „Fiet“ oder „Hoid“ vernehmen. Da summen die Bienen, und die Mücken tanzen, und die Käferchen stecken ihre Köpfe in die Blüten der Weiden. Jeden Augenblick hört man den Lockton des wonneerregten Sängers und dazwischen das Knappen seines Schnäbelchens, wenn ein Insekt im Fluge oder Sprunge erhascht wird. Leicht wie ein Weidenkätzchen bewegt sich das niedliche Geschöpf auf den Zweigen, und wenn es sein warm empfundenes Liedchen laut ansetzt und flüsternd, schluchzend, gleichsam sterbenden Tones wieder verhallen läßt, dann hat der hingebende Lauscher und Beschauer fürwahr ein anheimelndes Bild des beginnenden Lenzes vor der Seele.

Noch inniger und jubelvoller, noch sanfter und anhaltender im Diminuendo singt das erregte Männchen Ende April und im Mai, wenn die ganze Lenzeswonne von außen und innen zusammenwirkt. Die nebeneinander wohnenden Männchen stimmen erregt einen Liederwettkampf an. Ein wahrer Seelenerguß scheint den sich gegenseitig antwortenden zu entströmen, und bei manchen Sängern irrt der Ausdruck von höchster Höhe im Eingang der Strophe bis zum tiefsten Decrescendo und Ritardando des Schlusses herab. Die herrlichsten Sänger haben wir in den Gärten und Wäldchen der Wetterau gehört. Das Lied ist die innerste Melodie der sich in Wonne enthüllenden Sanftmut und Grazie und darum so unvergleichlich anmutig und reizend für unser Ohr.

Gemischte Waldungen und Gehölze mit viel Unterholz bevorzugt der Fitis offenbar. Hier nistet er auf der Erde, wenn das Terrain es gestattet, gern an einer abfallenden, hügeligen Stelle. Das Nest ist verhältnismäßig groß, aus Moos, Flechten, Halmen und Federn in Form eines Backofens in das Moos, Gras oder Gestrüpp gebaut. Fünf oder sechs weiße, violettbesprengte Eierchen werden darin in dreizehn bis vierzehn Tagen ausgebrütet. In unseren Tierwohnungen teilen wir die Beobachtung eines alten Paares mit, welches seine Jungen in dem Neste, über welches glücklicherweise die Sichel des Mähers ohne eine Verletzung zu verursachen hingestrichen war, noch eben so fleißig fütterte als tags zuvor, wo die Jungen seit mehreren Tagen ausgeschlüpft waren. Das Weibchen brachte ihnen kleine Insekten, welche es teils von den Zweigen ablas, teils in der Luft fing, und setzte sich nach zwei- bis dreimaligem Füttern über die Kleinen. Das Männchen brachte dagegen grüne, glatte, oft nahezu einen Zoll lange Raupen, lieferte sie dem Weibchen im Neste ab und flog eilig wieder davon. Die alten Vögelchen hüpften stets auf denselben Zweigen des über dem Neste stehenden Rosenstöckchens herab. Das Männchen sang gewöhnlich, die Raupe im Schnabel haltend, sein Liedchen abgebrochen, ehe es mit etwas wippendem Schwanz und wenig vom Leibe geschnellten Flügeln den Jungen sich gänzlich näherte. Blieb das Männchen zu lange aus, so begab sich das Weibchen wieder auf die benachbarten Bäume, um selbst Nahrung zu suchen. Als die Jungen flügge geworden waren, traten wir dicht an das Nest heran und betrachteten uns die niedlichen Kleinen. Zwei davon saßen ganz außerhalb des Nestes, andere zwei halb und nur das Nesthockerchen ganz darin. Eine leise Berührung des Nestes verursachte ihr Davonfliegen. Wir hoben das defekt gewordene Nest aus der ziemlich ungleichen Erdvertiefung heraus und fanden es an mehreren Stellen an Pflanzenstengeln mittels Moos und Halmen befestigt und so geschickt an den Erdboden angedrückt, daß es aussah, als wäre es demselben entwachsen. Nicht selten legt der Kuckuck ein Ei unter und macht dem Fitispaar dadurch saure Arbeit. Vom Morgen bis zum Abend fliegen sie Insekten haschend und Raupen suchend ab und zu, um dem unflätigen Nimmersatt den gelben Bettelmönchsrachen zu stopfen.

Einen rührenden Anblick bot uns einstmals ein Fitispärchen, welches, einem jungen Kuckuck unaufhörlich Futter zutragend, von den Strapazen halb federlos geworden war. Der Unhold hatte, beinahe flügge, das Nest verlassen und schnappte auf einem Baumstrunk die fast nicht mehr aufzubringende Nahrung in den unergründlichen Schlund seines Bettelbruderleibes. Dabei riß der usurpatorische Stiefsohn beim Sperren den Rachen auf, als wolle er mit dem Insektenminimum des dargereichten Futters die sich aufopfernden, allerliebsten kleinen Pfleger mit verschlingen. — Eben erst ausgeflogen, sehen die jungen Fitise mit ihren stumpfen Schwänzchen allerliebst aus. Rasch fördert sie die reichlich herbeigeschaffte Insektennahrung, und bald üben sie sich im Haschen nach Fliegen und kleinen Nachtschmetterlingen. Hier knappt ein kleiner Gelbschnabel neben das ihn umtanzende Insekt, dort schießt ein anderer einem Schmetterling oder einer Motte im Eifer vorbei. In der Hitze der Verfolgung kommt das Völkchen bis zum Boden herab. Als ausgemauserte Fitise sehen wir sie gegen den Herbst hin in frisch olivengefärbtem Oberröckchen und schöngelbem Unterkleide die Erbsenrabatten der Gärten durchhüpfen, wobei sie ihr zartes, helles Lockstimmchen, und die jungen Männchen unter ihnen an sonnigen Tagen wohl auch die ersten Ansätze zum künftigen Gesange hören lassen. Ende September nehmen die lieblichen Vögelchen Abschied von uns.

Früher als der Fitis kommt im Frühjahr sein kleinerer Vetter, der kleine Weidenlaubsänger (Philopneuste rufa), aus der Fremde zur Heimat zurück, meist schon um die Mitte des März. Um fünfundzwanzig Millimeter kleiner als der Fitis, unterscheidet er sich außerdem noch durch die Färbung, welche nicht so schön ist. Die Oberteile sind olivengrünlich braun, Hals- und Körperseiten nebst Kopf olivengelblichbraun, Kehle und Kropf blasser, Unterbrust und Bauch weiß. Ein blaßgelber Augenstreif und ein undeutlicher brauner Zügelstrich dürften noch hervorgehoben werden. Sein Aufenthalt stimmt mit dem des vorhergehenden Laubsängers überein, indessen ist er doch mehr den Lustgärten und den Rändern der Hegewälder zugewendet. Flink und beweglich durchzieht auch dieser Liliputer die Bäume und Gebüsche, bald hoch oben in den Kronen, bald in der Tiefe als Insektenräuber thätig. Charakteristisch ist das Taktschlagen mit dem Schwänzchen, welches hin und her sich wendet, wenn sein kurzes, anspruchsloses und durch die häufige Wiederholung langweilig werdendes Liedchen ertönt, das aus den Silben „Till“ „Tell“ besteht und in genau eingehaltenen Zwischenräumen ertönt. Besonders hingegeben singt das Männchen zur Brutzeit des Weibchens immer in der Nähe auf einem Baume dem Lieblingsplätzchen treu sich haltend. Sehr interessant erscheint sein Nest, das der kleine Vogel im Gestrüpp, vorzugsweise gern im Ginstergestrüpp und in Wachholdersträuchern, wie wir in unseren Tierwohnungen mitteilen, sowie in sehr dichtbelaubten Buchenbüschen folgendermaßen anlegt. Von ovaler Form bildet das große Nest eine Kuppel, deren Eingang jedoch größer ist, als derjenige des Zaunkönigs- und Schwanzmeisennestes. Dieser beträgt 5 cm in der Höhe wie in der Breite, oben ragen entweder geknickte dürre Halme oder ein Blatt über, ein kleines Dach gegen den Regen bildend. Der Unterbau des Nestes ist aus gröberem Material als der Oberbau gefertigt und zeigt größere Festigkeit und Dichtigkeit. Dürre Blätter, Bastschnüre, Rindenteilchen und derbe Strohstengel machen die geflochtene Unterlage aus. Erst bei einer Dicke von 6 cm der Grundlage steigt senkrecht das Geflecht empor. Der Vogel nimmt lange Halme und Stengel und wölbt sie zur Kuppel, mittels horizontalem Geflecht sie verwebend und mit Blättern sie durchwirkend. Der innere Ausbau ist eine Schicht zarteren Materials, bestehend in dürren Halmen, Blättern und Wolle, und diese Lage wird von

Zaunkönigpaar beim Nestbau.

unten nach oben immer dünner. Zur Auspolsterung trägt endlich das Liliputerbaumeisterchen Hasen- oder Schafwolle und dann Federn, meist von zahmem Federvieh ein. Im Mai entdeckt man im Neste vier oder fünf zarte Junge mit grauen Mausefedern auf gelblicher Haut und mit gelblichen Füßen. Mit kleinen Insekten und Räupchen gefüttert, schreiten sie in der Entwickelung rasch voran und werden wie im Neste so auch als ausgeflogene Pfleglinge von den „hoid" lockenden Eltern gar sorgsam behütet. Im Herbste durchstreifen alte und junge Weidenlaubvögelchen Hecken, Bäume und Gemüsefelder der Gärten, und erst im Oktober ziehen sie in die Fremde. Einzelne derselben sieht man noch bei recht rauher später Oktoberzeit einsam die teilweise schon entlaubten Baumgruppen durchziehen.

Digitized by Google

Der grüne Laubvogel oder der Buchenlaubvogel, Philopneuste sibilatrix.

Dieses schöne, dem Fitis an Größe ungefähr gleichkommende Laubvögelchen ist auf der Oberseite gelblich-grasgrün, überraschend ähnlich dem jungen Buchenlaub, auf der Unterseite am Bauch und After weiß, an den Brustseiten und unter den Flügeln gelb; über dem Auge steht ein gelber Streifen. Seine Heimat erstreckt sich über das gemäßigte Klima Europas und über das westliche Asien. Nicht bloß Laubholz, sondern auch gemischte Bestände und selbst Nadelwälder dienen dem lieblichen Sänger zum Aufenthalt. Häufig sogar haben wir ihn in Kiefernstangenholz angetroffen, welches von einzelnen Buchenbüschen durchzogen war. Hauptsächlich aber liebt er das jüngere Stangenholz der Buchenwälder, keineswegs aber deren Hegen. Ende April oder anfangs Mai erscheint er in der Heimat und verrät sich alsbald durch seinen Lockton sowohl wie durch seinen balztonartigen, metallreichen Gesang. An sonnenhellen, warmen Maitagen, wo sich das Paar holder Minne erfreut, ertönt Lockton und Gesang fortwährend. Das sehr erregte Hähnchen schwirrt und schwebt sanft durch die Äste und Zweige der Bäume, setzt sich mit lose herabhängenden Flügeln nieder und singt mit aufgeblasener Kehle seine kurze, klangvolle Weise. Sein Lockton klingt wie „düdüdü“, und wenn man denselben mit dem Munde pfeifend nachahmt, kommt es neugierig und eifersüchtig dem Menschen nahe. Schwebenden Fluges rückt es von Baum zu Baum, von Ast zu Ast immer mehr heran, tiefer herunter, lugt von einem Zweige nach der fremden Erscheinung und giebt so den Anschein einer großen Vertraulichkeit. Beobachtet man seine Ernährungsweise, so nimmt man seine Gewandtheit im Erhaschen von Fliegen, Mücken, Schnaken, Nachtfaltern und kleinen Käferchen wahr, wobei die Gestalt schlank erscheint, die Flügel sich vor dem Abflug und nach Aneignung der Beute auf den Zweigen enger an den Leib anschließen. Aber man wird auch entdecken, daß das Insektenräuberchen kleine Spinnen und Blattläuse fleißig von Zweigen und Blättern abliest. Einen reizenden Anblick bietet sich dem Beschauer, wenn ein Käferchen oder ein Nachtfalterchen dem Schnäbelchen entgleitet und zu Boden fällt. Flugs ist der flinke Jäger hinter ihm her und verfolgt es, wenn es nicht noch in der Luft erreicht wird, bis auf den Boden. Das Paar sorgt für die Nachkommenschaft durch Anlegung eines backofenförmigen Nestes, welches nahe der Erde angebracht ist, im Gestrüpp oder unter Baumwurzeln und alten Stümpfen aus dürren Grasblättern und Halmen, welche mit Erdmoos verarbeitet sind. Fünf oder sechs Eierchen von weißer Grundfarbe mit rotbraunen Punkten werden in dreizehn Tagen vom Weibchen ohne Beihilfe des Männchens ausgebrütet. Während der Brütezeit des Weibchens zeigt sich das in der Nähe wachehaltende Männchen besorgt, und diese Sorge steigert sich noch und wird von dem Weibchen bei der Jungenpflege geteilt. Eigentümlich wehmütig erklingt alsdann der Warnruf, etwa wie „düö“. Schon Ende August, spätestens anfangs September verläßt die ganze Familie die Heimat und zieht in die südliche Fremde.

Ein Gnome.

Der Zaunkönig, Troglodytes parvulus.

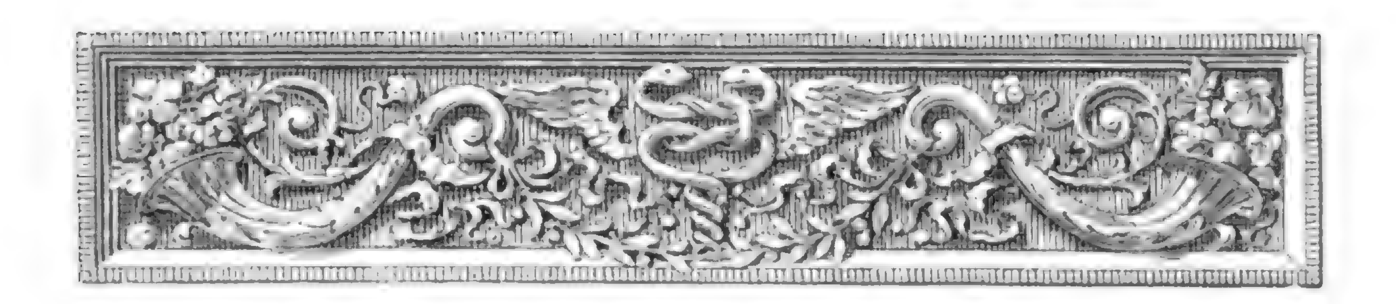
Es bedarf gewiß bei diesem populär gewordenen Liliputer, dem jedermann in Hof, Garten, am baum- und buschbewachsenen Bach- und Flußufer und im Walde so oft begegnet, keiner näheren Beschreibung. Mit dem Goldhähnchen repräsentiert er die allerkleinsten europäischen Vogelarten. Ist er doch der Schuljugend schon bekannt durch die schöne Fabel, die ihn den Adler überlisten läßt, indem er vom höchsten Punkte aus, den dieser in der Luft zu erreichen vermochte, unter dessen Flügel hervorschlüpfend, sich um einige Meter höher schwang. Treu der

Heimat, verläßt er sie auch im Winter nicht, und wenn tiefer Schnee und dickes Eis ihm die Nahrungsquellen vielfach verschließen, so stirbt er lieber den Hungertod, als daß er sich zum Wandern entschlösse. Unstreitig ist der Zaunkönig eine höchst originelle Gestalt und Erscheinung in der Vogelwelt. Munter und lebendig immerdar, geschickt im Schlüpfen, Kriechen, Nachforschen, Suchen und Auskundschaften, unverdrossen und heiter selbst unter widrigen Umständen, wachsam und aufmerksam auf die Umgebung, deren Störungen von ihm mit einem lauten „Zerr" begleitet werden, zutraulich gegen die ihm ungefährlich erscheinenden Persönlichkeiten und dennoch stets auf seine Sicherheit bedacht, nett, geschmeidig in Gestalt und Bewegung, wobei das charakteristische, aufrechtstehende Schwänzchen immer eine Hauptrolle spielt und die Gemütsbewegungen des Vogelzwergs verkündet, endlich auch ausgerüstet mit einem hübschen Organ, welches ihm den Vortrag eines dem Kanarienvogelgesang ähnlichen Liedchens ermöglicht, macht dieser Liliputer Eroberungen überall und weiß das Interesse von hoch und niedrig, reich und arm, alt und jung zu erwecken. Ein Bewohner des Gebirges wie der Ebene, sucht er aufgeschichtetes Holz, Reiserhaufen, dichte Zäune, Wurzelverzweigungen, Gehölze mit dichtem Unterwuchs, zerfallene Gebäude, Mauerruinen und ähnliche Örtlichkeiten und Gelegenheiten auf, um zu schlüpfen, zu kriechen und sich zu verbergen. An solche Orte sind auch die mannigfaltigen Insekten in allen Stadien der Entwickelung bezüglich ihres Auftretens hauptsächlich gebunden, die ihm zur Nahrung dienen. Dicht am Boden her geht sein schwerfälliger, schnurrender Flug, entsprechend seinen kurzen, runden Flügeln. Ebenso ist sein Wandel meistens an die Tiefe gefesselt, selten erhebt sich der Kleine zu den Baumkronen. Zur Zeit des herannahenden Frühlings bemerken wir indessen gewissermaßen eine Umwandlung seiner Natur, denn da sieht man ihn hoch auf Dachfirsten und Bäumen sitzen, wo er halbstundenlang sein Liedchen in den Sonnenhimmel hinauf singt. Selbst im Winter kann man ihn zuweilen über der Schnee- und Eisdecke zum Gesang aufgelegt finden, wenn Sonnenschein ihm Anregung giebt. Possierlich gebärdet sich das immerbewegte Männchen im März. Da übernimmt auf einem Haus, einem Baum oder sonst einem erhabenen Sitz das Schwänzchen in lebhafter Regung neben Gesang und Komplimenten die ausdrucksvollste Rolle. Die Flügel ausgebreitet, den Kopf eingezogen und zur Höhe gerichtet, den Schnabel geöffnet, rückt der wie vom Nervenkrampf erfaßte Werber dem Gegenstande seiner Huld nahe. Mit den Zuckungen sind abgestoßene Töne in Verbindung.

Mit dem ungestümen Gattentriebe hängt die absonderliche Neigung des Männchens zusammen, zu seiner eigenen Befriedigung und Benutzung teils unvollendete, teils mehr ausgeführte, festgeformte Nester zu bauen. An der Errichtung der Familienwohnung beteiligen sich aber beide Gatten sehr lebhaft und offenbaren dabei viel Kunstsinn. Die sechs bis acht weißen oder gelblichweißen, rotbraun oder blutrot punktierten Eier sind im Verhältnis zur Kleinheit der Vögel groß und ihrer Bildung nach von runder Gestalt. Eine von uns gemachte Beobachtung zur Zeit ihrer Jungenpflege ist von hohem Interesse. Die Jungen bleiben nämlich manchmal über die Notwendigkeit hinaus länger im Neste vereinigt, und wenn das Vorenthalten des Futters und die lockende Aufforderung zum Ausfliegen nichts helfen wollen, so schreiten die Eltern zu dem gewaltsamen Mittel des Hinausdrängens und Herauszerrens. Im Herbst und Winter durchwandert unser Gnome täglich die beliebten Plätze. Bei seinem Suchen nach Nahrung unter Dach und in Schlupfwinkeln beweist er seine Befähigung, an düsteren Stellen die kleinste Beute zu erspähen. Ohne diese Schärfe des Auges, ohne diese große Wachsamkeit und ausdauernde Beweglichkeit würde das Vögelchen sich sicherlich nicht durch strenge Win-

ter durchschlagen können. Es werden im Herbst übrigens außer Spinnen und anderen Insekten auch schwarze Holunderbeeren von dem Zaunkönig verzehrt. Sein Herbstleben zeichnet sich noch besonders durch eine gewisse Neigung zur Geselligkeit insoweit aus, als er dem Zuge der Meisen und Goldhähnchen in loser Verbindung sich anschließend gewöhnlich hintendrein in der Tiefe der Hecken und des Unterwuchses der Gehölze folgt. Doch ist sein täglicher Wandel auf einen kleineren Kreis beschränkt. Die in den Waldungen wohnenden Zaunkönige sehen sich in strengen Wintern veranlaßt, die nahe gelegenen Gehöfte, Ortschaften und überhaupt wirtlicheren Aufenthalte aufzusuchen. Ob der Zaunkönig gleich mehr für sich lebt, so nimmt er doch regen Anteil an den lärmenden Auftritten unter den übrigen Vögeln. Die Katze schimpft er zur Warnung der übrigen befiederten Genossen lang und nachhaltig aus, und sobald es unter den Vögeln seiner Umgebung Zank und Streit giebt, kommt gewiß unser Gnome aus seinem Schlupfwinkel hervor und betrachtet sich die Scene räsonnierend, aber niemals thätlich eingreifend.

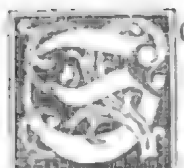
Zaunkönigsfamilie.



Wider den Mißbrauch geistiger Getränke.

Von

Friedrich Dornblüth.

chlimme und schlimmste Folgen der Trunksucht liegen fast allenthalben so sehr zu Tage, daß die modernen Mäßigkeitsbestrebungen kaum noch einer Rechtfertigung bedürfen. Um so weniger ist dies der Fall, als sie in Deutschland (und den anderen europäischen Staaten) nicht die gänzliche Ausschließung aller geistigen Getränke nach Art der Enthaltsamkeitsvereine des P. Matthews oder der Prohibitivgesetzgebung einiger nordamerikanischer Staaten erstreben, sondern nur dem Mißbrauch und seinen verderblichen Folgen entgegenzutreten beabsichtigen. Nicht das durch Überredung entrungene Gelübde der Enthaltsamkeit, dessen kurzdauernde Wirksamkeit die Geschichte der Mäßigkeitsvereine bezeugt, noch die verbietende und strafende Staatsgewalt, deren Ohnmacht der vergeblich versuchte Kampf gegen andere Genußmittel oft genug dargelegt hat, soll als Waffe in diesem Streite benutzt werden, sondern die auf Einsicht gegründete Überzeugung von der Schädlichkeit des Unmaßes, die Stärkung der sittlichen Widerstandskraft durch Belehrung, Erziehung und Beispiel, endlich die Bekämpfung der Ursachen des Alkoholmißbrauchs, ihre Minderung und Beseitigung durch die werkthätige Teilnahme und Mithilfe der Gesellschaft sollen als Verhütungsmittel aufgerufen und lebendig gemacht werden. Auf die Beihilfe der Gesetzgebung soll dabei keineswegs verzichtet werden, nur ist ihr nicht die Aufgabe der Abschreckung und Unterdrückung zu stellen, sondern vielmehr nur die in verschiedenen Staaten bereits mit Erfolg betretene Bahn der Bekämpfung der Ursachen des Mißbrauchs und der organisatorischen Unterstützung der auf diesem Gebiete hervortretenden Bestrebungen.

Wie bei allen hygieinischen Aufgaben ist auch für die Bekämpfung des Alkoholismus die Belehrung noch wichtiger als die Gesetzgebung. Letztere wird nur dort eine bedeutende Wirkung ausüben, wo sie von der öffentlichen Meinung getragen wird, wo also Umgehungen und Übertretungen, die doch durch keine Gewalt zu verhindern sein dürften, nicht bloß mit Strafe bedroht und belegt, sondern auch durch die öffentliche Meinung und Sitte verurteilt werden. Auch die höchstmögliche Besteuerung des Branntweins wird den Trunksüchtigen nicht verhindern, sich diesen Genuß zu verschaffen, und gegenüber den Veranlassungen des Alkoholgenusses nur schwache Schutzwehren errichten; Verminderung der Schenken kann sogar, wie unliebsame Erfahrungen gezeigt haben, den noch viel gefährlicheren Haustrunk geradezu befördern. Endlich droht noch eine andere Gefahr: daß nämlich an die Stelle des verpönten Alkohols andere, wahrscheinlich noch gefährlichere Genußmittel, wie Opium und dessen Präparate, Eingang finden.

Wird die Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke als Aufgabe der Hygieine aufgefaßt, so handelt es sich zunächst darum, die Grenzen zwischen Gebrauch und Mißbrauch zu ziehen, die Ursachen des Mißbrauchs zu erkennen und vor allem den Kampf gegen diese aufzunehmen. Die Wichtigkeit der Ätiologie und Prophylaxe ergiebt sich unmittelbar aus dem praktischen Grundsatze: Krankheiten verhüten ist besser als Krankheiten heilen, und ist um so dringlicher, je schwerer die Aufgabe der Heilung zu erfüllen steht.

Der Genuß geistiger Getränke wurzelt in dem allgemein menschlichen Verlangen, neben den Nahrungsmitteln, welche die in Hunger und Durst sich äußernde Notdurft des Lebens stillen, Stoffe zu genießen, welche das Dasein verschönern, indem sie organische Kräfte freimachen, oder deren Hindernisse weniger fühlbar machen oder auch wirklich beseitigen. Es ist bekannt, daß kaum ein Volk, selbst auf der niedrigsten Kulturstufe, gefunden ist, das nicht im Besitz eines oder des anderen oder auch mehrerer dieser Mittel gewesen wäre, und daß ihre Erfindung oder Einführung häufig auf göttlichen Ursprung zurückgeführt wird. Fast jede Entdeckung neuer Völkerschaften vermehrt die Reihe der zu solchen Zwecken benutzten erregenden, berauschenden und betäubenden Mittel. Zu den geschätztesten, wohlthätigsten, aber auch verderblichsten Genußmitteln dieser Art gehört der durch Gärung zuckerhaltiger Flüssigkeiten gewonnene Alkohol, wie schon sein arabischer Name al kohol, das Feinste, andeutet.

Der Alkohol, in mäßiger Menge und nicht zu geringer Verdünnung, noch allzu häufig genossen, regt die Verdauung und Blutbildung, die Blutbewegung und damit die Ernährung der arbeitenden Organe, sowie ihre Befreiung von verbrauchten, sogenannten Ermüdungsstoffen an, steigert die Leistungen der Muskeln und Nerven, des Gehirns und des Geistes und befähigt dadurch zu schweren und anstrengenden Arbeiten, zur Ertragung von Strapazen, klimatischen und anderen schädlichen Einflüssen und zur Überstehung mancher schweren Krankheiten. Außerdem ist er ein wertvolles Hilfsmittel für gesellige und bildende Unterhaltung, sowie für viele gemeinnützige Bestrebungen.

Größere Mengen, geringe Verdünnung, zu häufige Wiederholung des Genusses, sowie persönliche Verhältnisse und andere Nebenumstände machen aber den Alkohol zu einem gefährlichen Gifte. Die Steigerung des Lebensgefühls und der Leistungsfähigkeit kann zu Unbesonnenheiten, Ausschweifungen, Vergehen und Verbrechen führen; der Trunkenheit und dem zu häufigen Genusse folgt Verminderung der körperlichen und geistigen Kräfte; ihre höchsten Grade können Krankheiten, Siechtum und Tod veranlassen. Gewohnheitsmäßiger Mißbrauch geistiger Getränke, besonders der schweren alkoholreichen, stört die Verdauung und Blutbildung, die Blutbewegung, die Muskel- und Nervenkräfte. Er erzeugt Krankheiten und Entartungen des Magens, der Leber, des Herzens und der Blutgefäße &c., wodurch die Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft des ganzen Organismus mehr oder weniger herabgesetzt wird. Säufer werden von Krankheiten öfter befallen und unterliegen ihnen, sowie Verletzungen viel häufiger als Mäßige; ihre Lebensdauer ist geringer: Selbstmord, Verbrechen und Irrsinn sind häufige Folgen der Trunksucht. Armut und hoffnungsloses Elend, Zerrüttung der Familienbande, Verwahrlosung und Verführung der Kinder, oder direkte Vererbung von Lebensschwäche, Disposition zur Trunksucht, zu Nerven- und Geisteskrankheiten, zu Unlenksamkeit und Verbrechen &c. erweitern die schädlichen Wirkungen weit über die Persönlichkeit der Trinker hinaus.

Wie kommt es nun, daß trotz der so bald und sicher eintretenden unangenehmen Nachwirkungen des übermäßigen Genusses der Alkohol doch auf viele Menschen immer wieder seine verhängnisvolle Anziehungskraft ausübt, und daß die meisten selbst dann sich ihm nicht mehr zu

entziehen vermögen, wenn sie ihren dadurch verschuldeten Nieder- und Untergang vor Augen sehen und an ihrem eigenen Leibe und Geiste fühlen?

Zur Erklärung dieses traurigen Umstandes müssen wir uns wiederum einer allgemein menschlichen Eigenschaft erinnern. Vergangene Freude erregt in der Erinnerung Freude und das Verlangen, sie wieder zu genießen; vergangenes Leid erweckt kaum noch Schmerzen, oft sogar ein angenehmes Gefühl, daß es vergangen und überwunden ist. Jeder Schmerz ist in der Erinnerung verblaßt und gedämpft, jede Freude hell beleuchtet und verklärt; für freudige, erhebende Gefühle haben wir besseres Gedächtnis als für traurige und niederdrückende. Wird schon aus diesem Grunde das erweiterte und erhöhte Lebensgefühl des beginnenden Rausches und die Seligkeit des Selbstvergessens in besserer Erinnerung bleiben als die entfernteren Folgen, so kommt hinzu, daß jene während des Genusses als Realität gefühlt werden, diese aber nur als unbestimmte Ahnung vorschweben und nicht einmal die Hoffnung ausschließen, daß sie nicht, oder doch nicht gar schlimm eintreten werden. Dazu kommt, daß die beginnende Alkoholwirkung durch das erhöhte Lebensgefühl solche Befürchtungen geringer erscheinen läßt, während im Fortschreiten die Überlegung und Vorsicht mehr und mehr getrübt wird. Es gehört eine gewisse Schärfe der Selbstbeobachtung und eine nicht unbedeutende Festigkeit des Willens dazu, um die Grenze zwischen Maß und Übermaß zu erkennen und innezuhalten!

Die dem Alkohol selbst innewohnende Verlockung zum Genuß wird gesteigert durch das Verlangen, es anderen, durch Alter und Gewohnheit mehr Gefestigten, gleichzuthun, im Kreise fröhlicher Genossen nicht zurückzubleiben und nicht den Schein der Feigheit aus Furcht vor den Folgen auf sich zu laden. Wird diese Verführung einem beträchtlichen Teil der gebildeten männlichen Jugend Veranlassung zur Vergeudung von Geld, Zeit und Arbeitskraft mit ihren oft für das ganze Leben verhängnisvollen Folgen, so ist es nicht zu verwundern, daß weniger mit Bildung und Feinheit des sittlichen Gefühls Ausgerüstete den Versuchungen noch leichter erliegen, um so schlimmer aber, als hier die Qualität des Trunkes, der größeren Billigkeit halber, eine schlechtere zu sein pflegt, und um so gefährlicher, als sie durch ihre Leibesbedürfnisse auf Schnapsschenken und auf die Schnapsflasche hingewiesen zu werden pflegen.

Dazu kommt das Moment der Gewöhnung und Anpassung. Wir gewöhnen uns in zweifacher Beziehung an den Genuß von Erregungsmitteln: einmal nämlich, insofern zu der gewohnten Zeit eines Genusses ein unbewußtes Verlangen nach demselben sich einstellt und sein Ausbleiben als Entbehrung gefühlt wird, was bekanntlich durch lange Gewöhnung zu solcher Heftigkeit anwachsen kann, daß der Befriedigung dieses triebartigen Verlangens alle anderen Rücksichten (auf andere Bedürfnisse, auf die eigene Familie, auf Sitten, Ehre und Gesetz &c.) hintangesetzt werden, wie wir bei Säufern, Opiophagen, Morphinisten u. s. w. alle Tage sehen. Die zweite Art der Gewöhnung besteht darin, daß die Wirkung von Erregungsmitteln bei häufiger Wiederholung weniger stark gefühlt wird, ohne daß deshalb ihre entfernteren Wirkungen in geringerem Grade einzutreten brauchten; unsere Nerven haben sich dem Reize so angepaßt, daß sie ihn nicht mehr wahrnehmen (wie der Müller das Klappern seiner Mühle, der Großstädter den Straßenlärm nicht mehr wahrnimmt, sondern nur das Aufhören des Geräusches), sondern immer häufigere Wiederholung und immer stärkere Erregungsmittel begehren, um auf denselben Grad der Anspannung zu gelangen. Wie es den Stammgast mit fast unwiderstehlicher Gewalt zur Abendkneipe oder zum Frühschoppen treibt, selbst wenn er nicht mehr den gewohnten Genuß, noch die gewünschte Unterhaltung findet, so geht es auch dem Schnapstrinker, daß er schließlich nicht mehr der augenblick-

lichen Erregung und Kräftigung, sondern nur des Trunkes selbst willen die Schnapsbude aufsucht und zur Schnapsflasche, jener leicht mitzuführenden und billigen Begleiterin, greift. Je schneller die Nerven infolge der häufigeren und stärkeren Reizung aus dem Zustande der Erregung in denjenigen der Erschlaffung versinken, desto stärkere Reizmittel verlangen sie und treiben den Trinker nach und nach zu schwereren Weinen und Bieren, zu alkoholreicheren Schnapssorten, und wenn auch diese nicht mehr den gewünschten Reiz auf die Geschmacksorgane, den Magen und das gesamte Nervensystem erzeugen, so greift er zu den geschärften Schnäpsen, welche durch die in ihnen enthaltenen ätherischen Öle und Pflanzenextrakte (Bittermandelöl, Wermut oder Absynth ꝛc.), oder durch die bei unvollkommener Reinigung in dem Branntwein zurückgebliebenen oder nachträglich wieder zugesetzten Fuselstoffe (Amylalkohol ꝛc.) die nachteiligen Wirkungen des reinen Alkohol oder Äthylalkohol bedeutend erhöhen oder gar vielfach übertreffen. Werden doch von vielen guten Beobachtern gerade diese Beimengungen, deren hochgiftige Wirkungen durch Tierversuche sichergestellt sind, für die schlimmsten Folgen des Branntweins, die tiefen körperlichen und sittlichen Verfallzustände, ganz vorwiegend oder ausschließlich verantwortlich gemacht.

Der Verführung und Gewöhnung zum Trunke werden ferner die Wege geebnet durch die Unkenntnis und Nichtachtung seiner Folgen, nicht allein bei denjenigen, welche sich dem Genusse ergeben, sondern auch bei denen, welche andere zum Genuß veranlassen. Man sieht in dem Alkohol nicht ein Reizmittel, welches unter Umständen die aus anderen Stoffen (aus der Nahrung oder dem Körperbestande) zu erzeugenden Kräfte frei macht, sondern ein Kräftemittel, welches selbst Kräfte erzeuge, was doch der Alkohol, wenn überhaupt, so nur in geringem Grade vermag, kennt oder bedenkt aber nicht die weiteren Folgen des gefährlichen Freundes. So kommt es, daß zarten Kindern neben anderen Erregungsmitteln (Kaffee, Gewürze u. dergl. m.) geistige Getränke als Stärkungsmittel bei oder anstatt ungenügender Nahrung, sowie bei großen Anforderungen an ihre Körper- und Geisteskräfte (Schule, Musikunterricht, häusliche oder gewerbliche Arbeiten) täglich gereicht werden, wodurch ihren leicht erregbaren und zu gewöhnenden Nerven der Trieb nach starken Erregungsmitteln frühzeitig eingepflanzt wird. So kommt es, daß Dienstboten, Arbeiter, Postboten u. a. m. mit Schnaps belohnt und zum Trinken verlockt werden, ohne daß man die verderblichen Folgen der Gewöhnung bedenkt.

Die Ernährungsverhältnisse üben in mehrfacher Beziehung bedeutenden Einfluß auf den Alkoholgenuß und seine Folgen aus. So wie der Zustand der Nüchternheit die berauschenden Wirkungen der geistigen Getränke rascher und stärker eintreten läßt und wie dabei auch Magen und Leber stärker ergriffen werden, als wenn der Alkohol die Nahrungsaufnahme begleitet oder ihr nachfolgt, so sind schlecht genährte Leute überhaupt den schädlichen Wirkungen mehr ausgesetzt: nicht bloß der Reiz wird stärker empfunden, sondern die Aufstachelung der organischen Kräfte bewirkt eine größere Aufzehrung der zu ihrer Erzeugung notwendigen (verbrennenden) Körperbestandteile, das heißt die Kräfte werden auf Kosten des Körpers statt der Nahrung, also mit Verzehrung seines Kapitals, erzeugt. Das unausbleiblich daraus hervorgehende Schwächegefühl treibt dann wieder zum Alkohol: ein verderblicher Kreislauf, aus dem es kaum noch ein Entrinnen giebt; um so weniger, als die infolge des Alkohols eintretende Störung der Verdauung und Blutbildung einem Ersatz durch nahrhafte Speisen schwere Hindernisse bereitet.

Ungenügende, unschmackhafte, reizlose oder zu stark reizende und schwer verdauliche Nahrung fügt dem Stoffbedürfnis des darbenden Organismus noch andere Gründe des Alkohol-, besonders des Branntweingenusses hinzu. Die That-

sache, daß mangelhafte Ernährung zum Trunke treibt, ist wohl längst allgemein angenommen, aber erst die sorgfältigen Erhebungen des eidgenössischen Fabrikinspektors Schuler („Einfluß der Ernährungsverhältnisse der arbeitenden Klassen in der Schweiz auf die Ausbreitung des Alkoholismus.“ Bern, 1884) und des Geh. Regierungsrates Böhmert in Dresden (Jahresversammlung des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. Dresden, 1885) erheben die allgemeine Wirkung mangelhafter Ernährung in dieser Richtung über allen Zweifel. Herr Schuler fand unter anderem, daß der Verminderung des Milchverbrauchs in den Familien, infolge des Milchverbrauchs der Molkereigenossenschaften und der gesteigerten Ausfuhr von Milchprodukten aus der Schweiz, eine bedeutende Steigerung des Branntweinkonsums auf dem Fuße gefolgt ist, dessen verderbliche Folgen um so höher angeschlagen werden müssen, als nicht bloß Mittag- und Abendtisch die berüchtigte Schnapssuppe aufweisen, sondern sogar der Morgenkaffee der Familien, statt durch Milch und Zucker nahrhaft gemacht zu werden, mit Schnaps gewürzt wird.

Ungenügende Nahrung, der es vorzüglich an Fleisch und Fett zu fehlen pflegt, also namentlich überwiegende Kartoffel-, Gemüse-, Suppen-, Kaffee- und Theekost treibt den Arbeiter mit Notwendigkeit zum Schnaps, durch den er das Gefühl des Darbens zu betäuben und die Kräfte freizumachen sucht. Unschmackhafte und reizlose Kost treibt ebenfalls zum Schnaps als Würze, der zugleich die Magenverdauung anregen und schwerverdauliche Stoffe überwinden helfen soll; dazu führen ebensowohl trockene Kost, von Dörrfleisch, Fett, Wurst und Brot, als auch sehr stark geräucherte Speisen, Hülsenfrüchte, schwere Mehlspeisen, beim weiblichen Geschlecht sogar Leckereien und Süßigkeiten. Dürftige Ernährung findet natürlich am seltensten ihre Ergänzung durch Wein und Bier, sondern durch den stärkeren und billigeren Branntwein, wenngleich ursprünglich nicht immer Armut die Ursache solcher die Gesundheit und Arbeitskraft untergrabenden Lebensweise ist. Oft ist es, wie namentlich Herr Schuler nachgewiesen hat, frühzeitiger Beginn der Arbeit, zu kurze Pausen während derselben, weite Entfernung von Hause oder von billigen und guten Speisewirtschaften, Nachtarbeit; oft sind es Nebenumstände wie Hitze oder Kälte, schlechte Luft in den Arbeitsräumen oder Witterungseinflüsse im Freien, auch hergebrachte Gewohnheit, was unter solchen Bedingungen die Branntweinflasche vermeintlich unentbehrlich macht. In sehr vielen anderen Fällen ist es aber vorzugsweise oder lediglich die Untüchtigkeit der Frauen zum Einkaufen und Kochen, sowie zur gesamten Haushalts- und Wirtschaftsführung, was die Männer ins Wirtshaus und zum Schnapse treibt.

Wenn solche Umstände, oft in Verbindung mit Kummer und Sorgen, mit Krankheit, Kräfteabnahme und Arbeitslosigkeit, den Schnaps als Nothelfer und Sorgenbrecher herbeiziehen, der dann das Seinige dazu beiträgt, den Verfall immer tiefer und hoffnungsloser zu machen, so führt rasch wechselnder Erwerb nicht selten zu einem ähnlichen Schlußergebnis. Schnell steigende Einnahmen verleiten zu unnötigen Ausgaben, zu Gelagen und Festlichkeiten, bei denen geistige Getränke eine Hauptrolle spielen; sinkt die Einnahme wieder, so verhindern die rasch angenommenen Gewohnheiten eine entsprechende Einschränkung, und in den meisten Fällen bleiben vor allem die geistigen Getränke, zuletzt als das billigste der Schnaps, um das Elend wegzutäuschen, in Wirklichkeit aber immer tiefer zu machen.

Alle diese und andere Verführer zum Alkoholmißbrauch wirken um so verderblicher, je mehr sie durch Jugend, Unerfahrenheit und Konstitutionsfehler, durch angeerbte Anlage, schlechte Erziehung und äußere Umstände begünstigt werden. Der größte und schlimmste Beförderer des Alkoholismus ist schließlich der Alkohol selbst, der den Ring des Verderbens so

fest schließt, daß aus eigenen Kräften selten oder niemals ein Entrinnen möglich ist.

Heilung der Trunksucht ist sehr schwer. Denn es handelt sich dabei in der Regel nicht nur um Verhütung gelegentlicher, zur Betrunkenheit führender Excesse, sondern vielmehr um die Entwöhnung von einem zum Bedürfnis gewordenen täglichen Genuß, dessen Entbehrung nicht geringe Leiden und schwer besiegbares Verlangen nach dem bekannten Rettungsmittel herbeiführt, und zugleich um Ausgleichung der Störungen, die der Alkoholmißbrauch bereits im Organismus angerichtet hat und die ihrerseits wieder das Verlangen nach dem Reizmittel schüren. Eine der gefährlichsten Klippen ist aber, daß der meistens schon ursprünglich schwache Wille, durch den Alkohol noch mehr geschwächt, nun den immer wiederkehrenden inneren und äußeren Verlockungen keinen genügenden Widerstand zu leisten vermag. Solche leibliche und geistige Besserung ist fast nur in Erziehungsanstalten, sogenannten Trinkerasylen, erreichbar, wo neben der etwa erforderlichen ärztlichen Behandlung kräftige Kost und allmählich gesteigerte Arbeit in freier Luft, in Verbindung mit sittlicher Erziehung und Willenskräftigung das schwere Werk vollbringen können, wenn ihnen hinreichend Zeit gelassen wird. Über die Entlassung darf nur der Anstaltsvorstand entscheiden; denn wenn die sich geheilt Wähnenden alsbald entlassen werden, so verfallen sie in der Regel sehr bald wieder ihrem alten Laster. Überwachung und Unterstützung der Geheilten wird trotzdem noch lange, vielleicht für ihre Lebenszeit nötig sein.

Bei einem so verbreiteten und schweren Übel wie die Trunksucht, schwer für die Betroffenen, für ihre Familien, für Staat und Gesellschaft, fällt also der Verhütung die bei weitem wichtigste Aufgabe zu. Diese Aufgabe ist vielseitig, weil sie eine Menge von Ursachen zu bekämpfen hat, die großenteils schwer, oft nur auf weiten Umwegen zu erreichen sind. „Der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" will deshalb, wie Herr Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Nasse (Bonn) in der Eröffnungsrede der konstituierenden Versammlung (Kassel 1883) ausführte, alle die verschiedenen Mittel und Wege, mit und auf denen man nicht bloß vereinzelt wie bei uns, sondern vielmehr mit möglichst vereinten Kräften dem Trunke und seinen Wirkungen entgegenzutreten versucht hat, erforschen, prüfen und diejenigen auswählen, welche er nach Lage unserer deutschen Verhältnisse für uns am geeignetsten erkennt; dann aber alle ihm zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte auf die Durchführung des seinem Streben besonders förderlich Erkannten lenken, sowohl durch Einwirkung auf die Gesetzgebung, als durch die eigene Vereinsthätigkeit.

Vergegenwärtigen wir uns die mannigfaltigen Ursachen des Mißbrauchs geistiger Getränke, so werden wir als Gegenwirkungen aufzunehmen haben:

1) Belehrungen über die Ursachen und Folgen des Alkoholgenusses und Alkoholmißbrauchs in der Schule, wo sie mit dem Religionsunterricht und der allgemeinen Gesundheitspflege verbunden werden können, in Vereinen (besonders in Bildungs- und geselligen Vereinen) und öffentlichen Versammlungen, durch die Presse vermittels wissenschaftlicher Erörterungen und gemeinverständlicher Darstellungen, besonders auch in Kalendern und Lokalblättern, wo sie den örtlichen Verhältnissen und dem Leserkreise angepaßt werden müssen. Man darf nicht nur die durch den Alkohol, besonders durch Branntwein vorzugsweise gefährdeten Personen und Volksklassen ins Auge fassen, sondern auch alle diejenigen, welche durch Bildung und Stand, durch Beruf und Beispiel Einfluß auszuüben vermögen. Durch thätige Mitwirkung an den Aufgaben des Deutschen Vereins, durch Hebung der Gesittung, durch Anregung, zweckmäßige Gestaltung und Leitung von Vereinen mit Zwecken der edleren Geselligkeit 2c. können sie großen Einfluß gewinnen.

2) Der Gewöhnung und Verführung ist außerdem überall, im Hause, bei der Arbeit, im Wirtshause ꝛc. entgegenzutreten; Kinder sollen mit allen Erregungsmitteln, ganz besonders aber mit geistigen Getränken verschont werden, nur bei festlichen Gelegenheiten als etwas Außerordentliches oder in Krankheiten als ärztlich verordnetes und vorsichtig zu verabreichendes Heilmittel dürfen Kindern solche gegeben werden. Schnaps in Suppe oder Kaffee ist Gift für jeden, vorzüglich für Kinder und schlechtgenährte Frauen; auch als Haustrunk sollte Branntwein verpönt sein. Es ist den Leuten begreiflich zu machen, daß das Geld, für welches sie einen so verderblichen Genuß sich erkaufen, meistens ausreichen würde, um wirkliche Kräftigungsmittel zu kaufen. Auch die Verabreichung von Schnaps an Arbeiter, Boten, namentlich Postboten, muß durchaus vermieden werden. Wo sie eine Erquickung nötig haben oder wenn man ihnen etwas zu gute thun will, empfiehlt sich je nach der Jahreszeit und sonstigen Umständen Kaffee, Warmbier, Sauerwasser, Fruchtwasser, allenfalls auch Milch oder leichtes Bier. Für Arbeiter im Felde, im Walde, in Fabriken, Bergwerken ꝛc., sowie bei gelegentlichen anstrengenden Arbeiten, z. B. beim Feuerlöschen, Rettungswesen u. dergl. m. verdient der Kaffee, auch kalt, bei weitem den Vorzug vor dem Branntwein, weil er die Muskeln anregt und zu andauernden Leistungen befähigt, ohne zugleich oder nachträglich schädliche Folgen zu entwickeln.

So nützlich in diesen Beziehungen jeder Privatmann wirken kann, so viel mehr Einfluß vermögen Arbeitgeber, Unternehmer, Fabrikanten, besonders auch Staatsanstalten auszuüben, während auch den Vereinen für Einrichtung von Kaffeeschenken und fliegenden Kaffeeküchen, von Zufluchthäusern und Speiseanstalten mit Branntweinausschluß ein großes Feld segensreicher Thätigkeit offen steht.

Endlich findet hier auch die Gesetzgebung und Verwaltung Gelegenheit zu hemmender Einwirkung, durch Begünstigung solcher gemeinnütziger Unternehmungen, durch Einschränkung des Kleinhandels und Ausschanks von Branntwein, durch strenge Kontrolle der Beschaffenheit der geistigen Getränke und ihrer Verkaufs- und Schankstellen, durch den Ausschluß von Kindern, Unmündigen, Betrunkenen und Trunksüchtigen, sowie durch das Verbot, Trinkschulden zu kreditieren.

3) Besserung der Ernährungsverhältnisse gehört zu den am schwierigsten durchzuführenden Schutzmitteln gegen den Alkoholmißbrauch, verspricht aber auch mit die sichersten Erfolge. Letztere haben sich nach Geheimerat Böhmerts Mitteilungen in Fabriken gezeigt, wo den Arbeitern zum Beginn der Arbeit und in passenden Zwischenzeiten Kaffee gereicht wurde, die den Ersatz des Branntweins gern nahmen, raschere und bessere Arbeit lieferten, weniger versäumten und weniger Unfälle erlitten. Ferner werden von vielen Fabrikinhabern kräftige Nahrung und Darbietung von Erfrischungen, von anderen die Sorge für gute Luft, Reinlichkeit und angemessene Temperatur in den Arbeitsräumen als Schutz gegen Alkoholmißbrauch bezeichnet.

Im großen wird also die Besserung der Ernährungsverhältnisse der niederen Volksklassen dem Trunk entgegenwirken. Neben der Sorge für reiche Zufuhr und billige Preise von Milch, Käse, Fleisch und Fett, wozu namentlich Verkehrs- und Marktanstalten mitwirken können, empfiehlt sich hier die Errichtung oder Unterstützung von Konsumvereinen, Speiseanstalten, Volksküchen u. dergl. m., wofern sie nicht Bettelsuppen, sondern kräftige Nahrung für mäßigen Preis liefern. Diese Anstalten können sich ferner durch ihr Beispiel und durch Verbindung mit Kochschulen, welche ihnen wiederum billige Arbeit liefern, auch um die häusliche Ernährung der Arbeiter große Verdienste erwerben, da diese sehr oft weniger durch Beschränktheit der Mittel, als vielmehr durch die Untüchtigkeit der Frauen im Einkaufen, Einteilen und Zubereiten der Speisen, durch Unwissenheit über den

Nahrungs- und Geldwert der Stoffe, über Heiz- und Kocheinrichtungen u. s. w. mangelhaft ist. Die Reform der Arbeiterküche und die Erziehung der Mädchen zu Hausfrauen ist für die ungeheure Mehrheit der Bevölkerungen überhaupt als Notfrage zu bezeichnen, wird aber für eine durchgreifende Einschränkung des Alkoholverbrauchs unumgänglich notwendig sein. Denn an die Untüchtigkeit der Frauen knüpfen sich, mehr oder weniger eng verbunden, viele andere Ursachen der Trunksucht, wie z. B. unerquickliche Zustände im Hause, die den Mann ins Wirtshaus treiben, schlechte Erziehung der Kinder, Sorge, Kummer und Not, die den Branntwein als Tröster und Auslöscher heraufbeschwören.

Für diesen Teil unseres Kampfes wider die Trunksucht muß ganz besonders auf die Mitwirkung der Frauen, und zwar derjenigen der besser gestellten und besser gebildeten Klassen gerechnet werden, ohne deren Lehre und Beispiel in absehbarer Zeit schwerlich nennenswerte Besserungen zu erreichen sind. Sie haben am meisten Gelegenheit und Fähigkeit, auf die künftigen Arbeiterfrauen, solange sie in ihren Diensten stehen, und später auf diese selbst erziehend, belehrend und anregend einzuwirken, wenn im Hause Bande geknüpft sind, wie wir zwischen Herrschaft und Dienerschaft zu sehen wünschen, und wenn später durch gelegentlichen Beistand mit Rat und That, durch Kinder- und Krankenpflege, sowie überhaupt durch liebevolle Teilnahme an ihrem und ihrer Familie Ergehen die Verbindung lebendig erhalten wird. Den Frauen kommt auch besonders die Erweckung des Sparsinns zu, aus dem so viele häusliche Tugenden und Freuden ersprießen und der durch rechtzeitige Fürsorge für Tage der Arbeitslosigkeit, der Krankheit und andere Notzeiten, sowie durch Verhütung unnötiger Ausgaben in erwerbsreichen Zeiten viele Ursachen des Kummers, der Sorgen und des Alkoholmißbrauchs mindern und verhindern kann. Solche Verbindung, die auch den Gebenden zu mannigfaltigstem Nutzen gereicht, kann vorzugsweise und wesentlich dazu beitragen, jene sociale Kluft zu überbrücken, die durch Wohlthätigkeitsvereine ebensowenig wie durch andere Almosen ausgefüllt werden kann; denn um Herzen zu gewinnen, genügt es nicht, vom eigenen, wenn auch nur vermeintlichen Überfluß abzugeben, sondern muß das Herz darangesetzt werden.

So wenig der Kampf gegen den Mißbrauch geistiger Getränke allein durch Zorn und Mitleid beherrscht und allein durch die Mittel des Gesetzes, durch Zwang und Strafen geführt werden darf, so wenig ist sein Umfang durch die Rücksichten der Gesundheitspflege umgrenzt, sondern er ist eine hervorragend sociale Aufgabe, an deren Lösung Staat und Gesellschaft sich thätig beteiligen müssen. Kopf und Herz, Verstand und Gefühlswärme, Nachdruck und Ausdauer sind in gleichem Maße notwendig, um wirklich bedeutende und bleibende Erfolge zu erringen. Nicht nur die böse That zeugt Böses, sondern auch die gute That gebiert fortzeugend Gutes, weit über ihren anfänglich kleinen Kreis hinaus.

Freiheit.

Aus G. Vergas „Novelle rusticane"

von

Woldemar Kaden.

Einleitung.

Ein bedeutender, ja vielleicht der bedeutendste Charakterkopf der modernen italienischen Litteratur ist, wenn wir Giosuè Carducci als Dichter beiseite lassen, der Erzähler Giovanni Verga. Da er es nicht vermochte, den breitgetretenen Schulweg der konventionellen italienischen Novellistik zu wandern, suchte und brach er sich eigene Pfade, und auf diesen gelangte er zu einem Ziele, das keiner vor ihm angestrebt hatte: zu den niederen Wohnungen und leidenschaftlichen Herzen seines Volkes, des wirklichen Volkes von Bauern, Winzern und Schiffern, das zu Worte kommen zu lassen vor ihm noch kein Erzähler gewagt, weil fast allen das Herzensbedürfnis, das Herzensverständnis dafür abging.

Hierbei bewegt er sich ganz nur auf dem ihm von Kindheit an vertrauten Boden seines engeren Vaterlandes: Sicilien — Verga ist in Catania geboren —; in der Berührung mit diesem Boden fühlte er sich stark und erstarken, auf ihm wachsen seine Rosen und seine Lorbeeren, an diesen Quellen schöpfte er seine sonderliche Manier. Diese aber genügte nicht allein, um solch eigenartigem Volk und Boden gerecht zu werden: es genügte nicht seine malerische Technik, auch die Farben mußten geschaffen werden: die dabei aufgewendete Sprache.

Das glatte, wohlgefeilte akademische Toskanisch konnte er nicht brauchen; sein kräftiges, unverfälschtes, aber unverständliches Sicilianisch, das gleichwohl als Ursprache der italienischen Poesie anzusprechen ist, ging ebensowenig; aber eine künstlerische Mischung beider: sicilianischer bilderreicher Gedankengang und Ausdruck, sicilianische Lebensanschauung, sicilianische charakteristische Vokabeln mit dem kräftigeren, volkstümlichen Teil der Lingua toscana gemengt und in keder, naturalistischer Farbengebung des Stils aufgetragen, ergaben die „Manier" Vergas, die in seinen zahlreichen Nachbetern bald Manieriertheit geworden, bei ihm aber Charaktersache und Eigenart ist, die bisher in den meisten seiner Arbeiten ihre herbkräftige Wirkung nicht verfehlt, die Anhänger aber der alten Schule gar gewaltig verblüfft und verstimmt hat.

Als die Lehren der modern-naturalistischen Pariser Schule sich auch zunächst durch die obersten italienischen Gesellschaftsklassen zu filtrieren begannen, sehr bald Anhänger und Schüler gefunden hatten, dauerte es nicht lange, und das junge welschländische Federvolk lief ohne Überlegung den französischen Schulmeistern nach durch dick und dünn, durch Kot und Schlamm, und der traditionale italienische Idealismus, an dem seit Jahrhunderten niemand zu rütteln gewagt, sah alsbald sich über Bord geworfen.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß Verga die erste Anregung zu seiner Kunst von Zola empfing; aber ein Schüler oder Nachbeter Zolas ist er gewiß nicht zu nennen. Das Volk, das er zu schildern und zu verteidigen unternahm, ist wild, leidenschaftlich, grausam, aber an Stelle des bestialischen Schnapses tritt hier der edle bacchische Trank, der den Ärmsten noch heute zu herrlichen Liedern der Liebe begeistert.

Durchaus objektiv, ein echter Künstler, steht der Dichter Verga inmitten dieses weltfernen Treibens. Er schaut es an, sein Herz mag weinen, aber sein Blick bleibt klar, und so schildert er es uns in lebhaften Farben, ohne jedoch eine langweilige Moral daran zu knüpfen.

Daß dabei mancher Zug mit unterläuft, der uns moderne deutsche Kulturmenschen befremdend, ja abstoßend berührt, liegt in der Natur seines Stoffes. In den Köpfen der heißblü-

tigen Kinder des Ätna spiegelt die Freiheitsidee, wie sie in der Nachbildung der folgenden blutgetränkten Skizze sich für kurze Stunden aufbäumt, ganz anders sich wieder als in denen des norddeutschen Bauern, der in der Dorfschule lesen und schreiben gelernt.

Aus diesem „Bozzetto“ tritt uns der ganze Verga nicht entgegen, denn das ist noch dazu eines, wo er nur skizziert hat; aber die Kraft und Genialität seiner Auffassung und Darstellung ist auch darin nicht zu verkennen.

Hoch oben auf dem Kirchturm hingen sie ein dreifarbiges Taschentuch heraus, läuteten Sturm und begannen auf dem Platze zu schreien: „Es lebe die Freiheit!“

Ein Meer im Sturm! Die Menge schäumte und wogte vor dem Bürgerkasino, vor dem Rathaus, auf den Kirchentreppen: ein Meer von weißen Zipfelmützen; die Äxte und Sicheln glänzten. Dann brach's in eine Seitengasse hinein.

„Zuerst an dich, Baron! Du hast die Leute von deinen Feldhütern peitschen lassen!“ Allen voran schritt eine Hexe, die alten struppigen Haare flatternd auf dem Kopfe, nur mit ihren Nägeln bewaffnet. „An dich, Teufelspriester, der du uns die Seele aus dem Leibe gesogen!“ — „Dann du, reicher Schlemmer, der du uns nicht entwischen kannst, so fett hast du im Blute der Armen dich gemästet!“ — „Und du, Häscher, der du Justiz nur an denen ausgeübt, die nichts hatten!“

Und das Blut rauchte und berauschte. Die Sicheln, die Hände, die Lumpen, die Steine, alles rot von Blut! — „Auf die Herren! Auf die ‚Hüte‘! Nieder mit ihnen! Schlagt sie tot! Drauf auf die ‚Hüte‘!“

Don Antonio suchte auf kürzestem Wege sein Haus zu erreichen. Der erste Hieb stürzte ihn mit blutigem Gesicht auf das Pflaster. „Warum? warum mordet ihr mich?“ — „Auch du, zum Teufel!“ Ein lahmer Gassenjunge raffte den schmierigen Hut auf und spuckte hinein. — „Nieder mit den Hüten! Es lebe die Freiheit! Da hast du's auch!“ — Das galt Ehrwürden, der die Hölle predigte für die, welche Brot stahlen. Er kam eben vom Messelesen mit der geweihten Hostie im Schmerbauch. „Bringt mich nicht um, ich habe eine Todsünde zu büßen!“ — Die Lucia war die Todsünde; die Lucia, die ihm der Vater in dem Hungerwinter vierzehn Jahre alt verkauft hatte, und die das Findelhaus und die Straßen mit hungrigen Gassenjungen füllte. Wenn dieses Hundefleisch zu etwas gut gewesen wäre, sie hätten daran sich sättigen können, während sie es mit Äxten zerhieben auf den Schwellen der Häuser, auf den Steinen der Straße. Der Sohn der Dame, der herbeigelaufen, zu sehen, was los wäre ... der Apotheker, während er in aller Eile seine Bude schließen wollte ... Don Paolo, der auf seinem Eselchen vom Weinberg zurückkam, die mageren Quersäcke überm Sattel ... auch er hatte eine alte Mütze auf dem Kopf, die sein Mädchen ihm vor Zeiten gestickt hatte, da die Reblaus seine Pflanzungen noch nicht verwüstet. Seine Frau sah ihn vor dem Thore zusammenbrechen, während sie mit ihren fünf Kindern das bißchen Suppenkraut erwartete, welches der Mann in dem Quersacke heimbrachte. — „Paolo! Paolo!“ — Der erste traf ihn mit einem Axthieb in die Schulter, ein anderer warf sich mit der Sichel auf ihn und schlitzte ihm den Bauch auf.

Das Gräßlichste geschah gleich nach dem Falle des Sohnes vom Notar, eines zwölfjährigen Knaben, blond wie Gold, unversehens unter die Menge geraten. Sein Vater hatte zwei-, dreimal sich aufgerichtet, ehe er sich zum Verscheiden auf den Kehrichthaufen geschleppt, und ihm zugerufen: „Neddu! Neddu!“ — Neddu, vom Entsetzen gepackt, floh, die Augen, den Mund weit offen, ohne schreien zu können. Sie warfen ihn über den Haufen; auch er erhob sich auf ein Knie wie sein Vater; der Strom ging über ihn weg; einer hatte ihm seinen Nagelschuh auf die Wange gesetzt und hatte sie ihm

zerrissen; trotzdem flehte der Knabe mit erhobenen Händen um Gnade... Er wollte nicht sterben, nein, wie er seinen Vater hatte umkommen sehen; ... es war herzzerreißend! Der Holzhauer, aus Barmherzigkeit, schlug ihn nieder, die Axt mit beiden Händen schwingend, als ob er einen fünfzigjährigen Baum hätte fällen sollen, und zitterte wie Espenlaub. Ein anderer schrie: „Ach was! auch er wäre Notar geworden, wie sein Vater!"

Was liegt daran! Jetzt, wo die Hände einmal rot von Blut waren, mußte auch der Rest vergossen werden! Alle! Alle „Hüte"! — Das waren nicht mehr der Hunger, die Prügel, die Gewaltthätigkeiten und Beleidigungen, die den Zorn aufwallen ließen. Es war das unschuldige Blut. Die Weiber waren noch wilder geworden, sie schleuderten ihre hageren Arme, die Lumpen schlotterten ihnen um die dürren Glieder herum, sie kreischten vor Zorn in den höchsten Tönen: „Du, die du zum Gebete im seidenen Kleide kamst! Du, die du dich ekeltest, neben dem armen Volke niederzuknien! ... Da! und da!!" — Hinein in die Häuser, die Treppen hinauf, in die Kammern, die Seide und die feine Leinwand zerrissen. Wie viele Ohrgehänge an den blutigen Gesichtern! wie viele goldene Ringe an den Händen, welche die Axthiebe abzuwehren suchten!

Die Baronin hatte das Thor verrammeln lassen: Balken dahinter, Feldkarren, volle Fässer; und die Feldwächter schossen aus den Fenstern, sie wollten ihre Haut teuer verkaufen. Die Menge bückte sich bei dem Knallen der Gewehre, denn sie hatte keine Waffen, um zu antworten. Mit Todesstrafe war vorher bedroht, wer eine Feuerwaffe führte. — „Es lebe die Freiheit!" — Und sie brachen das Thor ein. Dann in den Hof, auf die breite Treppe, über die Verwundeten hinwegsteigend. Sie ließen die Feldwächter stehen. — „Die Wächter nachher!" Zuerst wollten sie das Leben der Baronin. Sie lief von Zimmer zu Zimmer, den Säugling an der Brust, in Verzweiflung — und der Zimmer waren viele. Man hörte die Menge in den Korridoren heulen, näher kommen, wie ein über seine Ufer schwellender Strom. Der älteste Sohn von sechzehn Jahren, auch er von zarter weißer Haut, stemmte seine zitternden Hände gegen die Thür und schrie: „Mama! Mama!!" Beim ersten Ansturm stürzten sie ihn mit der Thür zu Boden. Er umklammerte die Beine, die ihn zertraten. Er schrie nicht mehr. Seine Mutter war auf den Balkon hinausgeflüchtet, das Kindlein umschlungen haltend, ihm den Mund mit der Hand verschließend, daß es nicht schreie, wahnsinnig! Der andere Sohn wollte sie mit seinem Körper decken; als wenn er hundert Hände hätte, griff er in die Schneiden der Äxte hinein. Mit einem Ruck war er weggerissen. Einer packte sie bei den Haaren, ein anderer bei den Hüften, ein dritter bei den Kleidern, über das Gitter wurde sie hinausgehoben. Der Köhler riß ihr den Säugling aus den Armen. Der andere Bruder sah nichts, er sah nichts als Schwarz und Rot vor den Augen. Sie traten ihn mit Füßen, sie zermalmten ihm die Knochen mit den benagelten Absätzen; er hatte sich in eine Hand verbissen, die ihm nach der Kehle gefahren war, und ließ sie nicht mehr los. Die Äxte konnten in diesem Knäuel nicht treffen, sie blitzten hoch in der Luft.

Und in diesen rasenden Karneval des Erntemonats hinein, mitten durch das trunkene Geheul der hungrigen Menge, fuhr die Glocke des Herrn fort, Sturm zu läuten bis zum Abend, ohne Mittagsfeier, ohne Ave Maria, wie in einem Türkenlande. Müde von der Schlächterei, fingen sie an, auseinander zu gehen, langsam, verdrossen, jeder seinen Gefährten meidend. Noch vor Einbruch der Nacht waren alle Hausthüren wie in Furcht geschlossen, und in jedem Hause wachte das Licht. Auf den Gassen hörte man nur die Hunde, sie schnüffelten in den Winkeln, es klang wie das trockene Nagen von Knochen. Und der Mond schien klar und wusch alles ab und zeigte die weitgeöffneten Thore und die Fenster der öden Häuser.

Der Tag brach an; ein Sonntag ohne das bunte Volk auf dem Platze, ohne das festliche Glockenläuten. Der Küster hatte sich verkrochen; Priester fand man keine mehr. Die ersten, die sich auf dem Kirchhof zusammenfanden, blickten einander mißtrauisch an; jeder dachte an das, was der Nachbar etwa auf dem Gewissen haben konnte. Dann, als ihrer viele wurden, begannen sie zu murren. — Ohne Messe konnten sie nicht bleiben, an einem Sonntage, wie die Hunde! — Das Bürgerkasino war verschlossen, und man wußte nicht, wohin sich wenden, um die Befehle der Herren für die nächste Woche entgegenzunehmen. Am Kirchturm hing noch immer der dreifarbige Fetzen, schlaff, in der gelben Glut des Juli.

Und wie der Schatten auf dem Kirchhofe immer kürzer wurde, so drängte die Menge in einem Winkel sich zusammen. Zwischen zwei Häuschen des Platzes hindurch, im Hintergrunde einer steil abfallenden Gasse, erblickte man die sonnengelben Felder in der Ebene, die dunklen Wälder an den Hängen des Berges. Jene Wälder und Felder mußten sie jetzt unter sich verteilen. Jeder zählte sich in Gedanken an den Fingern ab, welches Stück ihm zufallen würde, und schaute seinen Nachbar argwöhnisch an. — „Freiheit bedeutet, daß für alle etwas abfallen mußte!“ — „Wenn es nun keinen Sachverständigen mehr gab zum Ausmessen des Bodens und keinen Notar, die Sache zu Papier zu bringen, so hätte jeder um die Wette sich etwas weggerissen.“ — „Und wenn du dein Teil in der Kneipe verzecht hast, so geht das Teilen von neuem los?“ — „Spitzbube du und Spitzbube ich.“ — „Jetzt, wo man die Freiheit hatte, wer für zwei essen wollte, würde es so gut gehabt haben wie die Herren!“ — Der Holzhauer hob seine Hände in die Höhe, als ob er die Axt noch führte.

Den Tag nachher erfuhr man, daß, von der Justiz geschickt, der General käme, der, vor dem die Leute zitterten. Man sah die roten Röcke der Soldaten langsam durch die Schlucht heraufsteigen, auf den Ort los; es würde genügt haben, Steine aus der Höhe hinabzurollen, um sie alle zu zerschmettern. Aber niemand rührte sich. Die Weiber kreischten und rauften sich die Haare. Die Männer, schwarzbraun und mit langen Bärten, saßen auf dem Berge, die Hände zwischen den Knien, und sahen jene müden, unter die verrosteten Flinten gebeugten Bursche ankommen, und den kleinen General auf seinem großen schwarzen Pferde, allen voran, allein.

Der General ließ Stroh in die Kirche tragen und seine Jungen darauf liegen wie ein Vater. Am Morgen vor Tagesgrauen, wenn sie beim Klang der Trompete nicht aufstanden, ritt er in die Kirche hinein und fluchte wie ein Türke. Dies war der Mann. Und sofort gab er Befehl, daß ihrer fünf oder sechs erschossen würden, Pippo der Zwerg, Pizzanello, die ersten, die drankamen. Der Holzhauer, während sie ihn hinter der Kirchhofsmauer niederknien ließen, weinte wie ein Kind, gewisser Worte wegen, die ihm seine Mutter gesagt hatte, und wegen des Schreies, den sie ausgestoßen, da man ihr ihn aus den Armen riß. Von weitem, in den fernsten Gäßchen des Ortes, hinter den Thüren, hörte man das Rottenfeuer, es klang wie das Krachen der Böller an Festtagen.

Dann kamen die Herren vom hohen Gericht, feine Leute mit Brillen, auf Mauleseln hockend, vom langen Ritt ermattet, die sich über die Anstrengung noch beklagten, während sie die ihnen Vorgeführten im Refektorium des Klosters verhörten, und kaum sitzen konnten. Das gab einen endlos langen Prozeß. Die Schuldigen wurden nach der Stadt gebracht, zu Fuß, zwei und zwei zusammengekoppelt, zwischen zwei Reihen Soldaten mit schußbereiten Flinten. Ihre Weiber folgten ihnen; sie liefen durch die langen Feldwege, über die Sturzäcker, zwischen den indischen Feigen hindurch, durch die Weinberge, die goldenen Kornfelder, keuchend, hinkend; sie riefen sie bei Namen, wenn

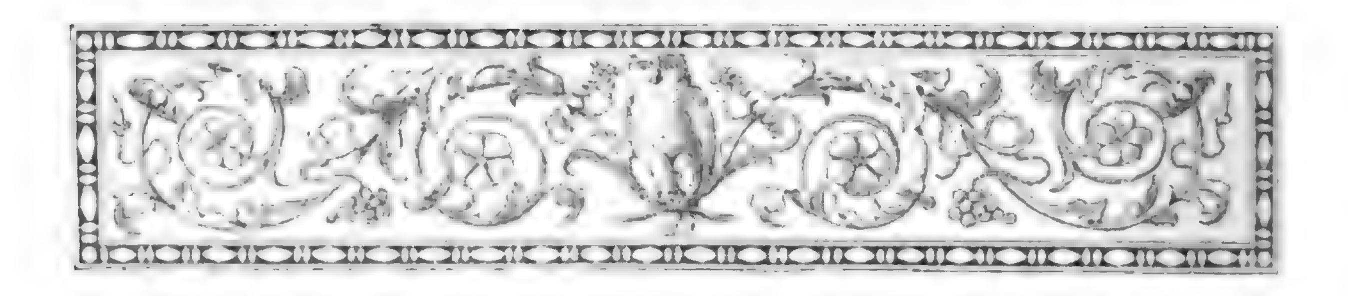
sie ihnen bei einer Straßenbiegung ins Gesicht sehen konnten. In der Stadt drinnen schlossen sie die Gefangenen in das große Gefängnis, das hoch und weit war wie ein Kloster, ganz von eisenvergitterten Fenstern durchlöchert; und wenn die Weiber ihre Männer sehen wollten: nur Montags, unter den Augen der Wärter, hinter dem Eisengitter. Und die Armen wurden gelber und gelber, hier in dem ewigen Schatten, den kein Sonnenstrahl durchdrang. Von Montag zu Montag wurden sie schweigsamer, kaum antworteten sie mehr, klagten auch weniger. Wenn die Weiber an anderen Tagen das Gefängnis umschwärmten, so drohten die Schildwachen mit dem Gewehr. Dazu kam, daß sie nicht wußten, was thun, wo Arbeit finden in der fremden Stadt, wie den Unterhalt gewinnen. Das Bett in der schmutzigen Locanda kostete zwei Soldi, das Weißbrot war auf einen Bissen verschlungen und füllte den Magen nicht; kauerten sie für die Nacht zum Schlafen sich auf eine Kirchentreppe, so arretierte sie die Polizei. Nach und nach kehrten denn zuerst die Weiber, zuletzt die Mütter heim. Ein schönes Mädchen verlor sich in der Stadt, und man hörte nichts mehr von ihr. Alle übrigen im Orte waren zu ihren früheren Beschäftigungen zurückgekehrt. Die Herren konnten ihre Grundstücke nicht eigenhändig bearbeiten, und das arme Volk konnte nicht ohne die Herren leben. Sie machten Frieden. Der hinterlassene Sohn des Apothekers erbarmte sich der Frau des Neli Pirru, es schien ihm ganz nett, auf diese Weise am Mörder seines Vaters sich zu rächen. Er sagte diesem Weibe, wenn sie von Zeit zu Zeit die Furcht äußerte, ihr Mann werde ihr, wenn er aus dem Gefängnisse heimkomme, das Gesicht zerschneiden: „Sei nur ruhig, der kehrt nicht wieder."

Jetzt dachte niemand mehr daran; nur manchmal eine Mutter, ein Alter, wenn ihre Augen über die Ebene schweiften in der Richtung, wo die Stadt lag, oder am Sonntag, wenn sie sahen, wie die anderen ruhig mit den Herren über die Geschäfte sprachen, da vor dem Bürgerkasino, die Mütze in der Hand, und sie überzeugten sich, daß keine Hoffnung mehr war.

Drei Jahre dauerte der Prozeß! Drei Jahre Gefängnis und ohne die Sonne zu sehen. Jedesmal, wenn sie die Gefesselten vor das Tribunal führten, erschienen sie wie so viel aus den Gräbern Auferstandene. Wer im Orte sich hatte losmachen können, war gekommen: Zeugen, Verwandte, Neugierige, wie zu einem Feste, ihre Ortsgenossen zu sehen nach so langer Gefangenschaft. Und Neli Pirru erblickte das Gesicht des jungen Apothekers, der sich durch Verräterei mit ihm verschwägert hatte. Man ließ sie aufstehen, einen um den anderen.

„Ihr, wie heißt Ihr?" Und jeder mußte sein Teil anhören: Vor- und Zuname, und was er verbrochen. Inmitten des Geschwätzes wirtschafteten die Advokaten mit den weiten Hängeärmeln. Die Richter schlummerten hinter ihren Brillengläsern, die das Herz erstarren machten. Gegenüber saßen in einer Reihe zwölf „Herren", müde, gelangweilt; sie gähnten, kratzten sich im Bart oder plauderten unter sich. Ganz gewiß sagten sie sich, daß sie gut weggekommen, da sie nicht zu den „Herren" jenes Ortes da oben gehört hatten, als man dort die Freiheit gemacht. Und diese armen Teufel hier versuchten in ihren Gesichtern zu lesen. Dann verschwanden sie, um die Sache unter sich zu bereden, und die Angeklagten warteten bleich, auf die geschlossene Thür starrend. Als sie wieder eintraten, war ihr Vorsitzender, der mit der Hand auf dem Bauche redete, fast so bleich wie die Angeklagten; er sagte: „Bei meiner Ehre und auf mein Gewissen!"

Während sie dem Köhler wieder die Handschellen anlegten, stammelte er: „Wohin bringt ihr mich?" — „Ins Zuchthaus!" — „Und warum? Ich habe keine Handbreit Boden bekommen! Da man doch gesagt hatte, dies wäre die Freiheit!"



Litterarische Notizen.

Wer althellenisches Leben uns wieder farbenprächtig vor Augen bringen will, wird das entweder thun in der Weise, wie es Hamerling in seiner „Aspasia" mit strenger Berücksichtigung des kulturhistorischen Elementes glänzend ausgeführt hat, oder wie Goethe in seiner „Iphigenie", indem er den künstlerischen Schwerpunkt in die Darstellung des „rein Menschlichen" verlegte. Kommt ein sogenannter moderner Hauch über das Ganze, vielleicht gegen den Willen des Verfassers, so ist das immer noch kein Fehler. Eine „kulturhistorische" Novelle, welche all diesen Bedingungen nur in bescheidenem Maße entspricht, liegt vor in: **Sappho**, griechische Novelle von Johannes Flach. (Leipzig, C. Reißner.) Welche glanzvollen Erinnerungen erweckt dieser Name, und dennoch ist diese ganze Geschichte trotz heimlicher Liebe, Treubruch, Gift, Mord und Aufhängen gar sehr grau in grau gemalt. Die Darstellung des Dichters Alkaios ist geradezu eine Versündigung gegen den Geist der Antike: Wenn Verfasser seinen lesbischen Perikles, den Pittakos, sagen läßt: „Warum lebt er nicht seiner Dichtkunst, die ihm das größte Glück und das höchste Ansehen bereiten kann? Warum bekümmert er sich um Dinge, die ihn nichts angehen(!), und die er nicht versteht" — so ist das wenig antik gedacht, und modern ist die Ansicht auch nicht mehr: ein griechischer Lyriker saß nicht in der Stube wie ein moderner Romanschreiber. Ebenso befremdlich wirkt es, wenn der Verfasser aus dem Nachlasse seiner Erinna einige Sonette mitteilt! Lesbische Sonette ums Jahr 595 vor Christi Geburt! Daß der Verfasser das nötige kulturhistorische Material beherrscht, soll nicht in Abrede gestellt werden; aber ein Dichter hätte aus diesem verlockenden Stoffe ein wirkliches Kunstwerk geschaffen!

Ein wahrhafte Erfrischung gegen diese mühsame Erfindung ist die historisch-romantische Erzählung von Ed. Jost: **Kloster und Grafenburg.** Zweite, durchgesehene Auflage. (Kaiserslautern, A. Gotthold.) Auf dem Hintergrunde des wild bewegten sechzehnten Jahrhunderts läßt der Verfasser wieder Leben erstehen in der prächtigen Abtei Limburg und auf dem fürstlich Leiningenschen Stammschlosse Hartenburg. Die Sprache ist schlicht und volkstümlich; und die Schicksale des Helden der Erzählung, eines Grafen von Leiningen, erwecken mehr als vorübergehendes Interesse.

Das Freihaus am Dome. Roman aus der Mainzer Kurfürstenzeit von Julius Rasch. (Wiesbaden, R. Bechthold u. Co.) — Es ist dem Verfasser gelungen, ein recht lebenvolles Bild aus der Zeit kurz vor dem Siebenjährigen Kriege zu entwerfen, und die kurfürstliche Residenz Mainz war sehr geeignet, die altersktranken Zustände anschaulich zu machen. Die Handlung bietet ungemein fesselnde Verwickelungen, wobei die Personen freilich zuweilen etwas gewaltsame Veränderungen ihrer Schicksale und ihres Wesens erleben. Es handelt sich hauptsächlich um die Wiederbefreiung eines für die Riesengarde in Potsdam gepreßten jungen Handwerkers, wobei das Freihaus und seine Bewohner, darunter ein holdes Mädchen, ihre Rolle spielen. Aber auch in den Palast des Kurfürsten, in die Wohnung des Kommandanten, in die nähere und weitere Umgebung und zuletzt nach Tegernsee führt uns der fesselnde Gang der Ereignisse, und der Verfasser des Buches läßt lebhafte Phantasie und gesunde Empfindung überall erkennen.

Karadi-nisa. Roman von F. v. Zobeltitz. (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.) — Mit vielem Geschick hat der Verfasser ein noch wenig verwendetes Element in seine gefällige Erzählung hereingezogen, nämlich die Gestalt eines Japaners, allerdings nur Halbblut, da die Mutter eine Französin war, und wohl auch etwas dämonisch zurechtgestutzt, um eine recht brauchbare Romanfigur zu haben. Der Schauplatz der Handlung ist Rom, und die abenteuerlichen Vorgänge gewinnen sehr durch den treffend skizzierten Hintergrund der „ewigen" Stadt.

Mit der Mutter Scheffels machen wir Bekanntschaft in dem Werke: **In der Geißblattlaube, ein Märchenstrauß von Frau Josephine Scheffel und Alberta v. Freydorf.** (Dresden, Meinhold u. Söhne.) Abgesehen von den eigenen acht Märchen, welche die Herausgeberin beisteuert zu den drei von ihr teils ergänzten, teils überarbeiteten Phantasiebildchen J. Scheffels, und daran sich unsere Jüngsten — nicht in der Litteratur, sondern in der Kinderstube! — herzlich erfreuen werden, ist von besonderem Reize das Lebensbild der Mutter des Dichters. Charakteristisch ist die mitgeteilte Schriftprobe. Für zukünftige Scheffelbiographen bietet die umfangreiche Einleitung viel neues und schätzbares Material.

Zum Schlusse sei noch erwähnt der jetzt in Lieferungen ausgegebene Novellencyklus von Karoline Häusser: **Grüße aus Nord und Süd.** (München, Staegmeyrsche Verlagshandlung.) Müssen wir auch manche „romantische" Zuthat mit in den Kauf nehmen, wünschen wir manchmal bei Schilderung bestimmter Orte und Gegenden etwas mehr anschauliche Plastik, so gehören die paar Geschichten doch immer noch zur besseren sogenannten Unterhaltungslektüre. Von einer Frau geschrieben, werden sie wohl zunächst bei den Frauen auf ein freundliches Entgegenkommen zu rechnen haben.

* *
*

Friedrich der Große und die Frauen. Von Adolf Kohut. (Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.) — Der Verfasser bietet zwar nichts Neues, bisher noch Unbekanntes; aber dennoch kann man ihm für die kleine, klar und verständig angeordnete Arbeit dankbar sein. Sehr anziehend ist das Schlußkapitel, in welchem der Verfasser die Ansichten des großen Königs über die Ehe und Frauen zusammenstellt. Wenn Kohut das Märchen von Friedrichs „Weiberhaß" zerstört, so hat er gewiß Recht dazu; nur darf er nicht vergessen, daß der Philosoph von Sanssouci, wenn er auch vor einzelnen Frauen wirkliche Achtung hegte, doch im großen und ganzen das weibliche Geschlecht nicht mit den Augen — Goethes angesehen hat! Die Gründe dafür liegen nicht in seiner Erziehung oder gar in der ihm aufgezwungenen Ehe, sondern einfach in seinem angeborenen Wesen.

Denselben Helden, in anderer Absicht und Beleuchtung, zeigt uns Konrad Fischer in seiner Gelegenheitsschrift **Friedrich der Große als Erzieher seines Volkes.** (Trier, H. Stephanus.) Mag das Buch zunächst nur für Pädagogen geschrieben sein, so hat es doch auch für weitere Kreise Interesse. Sehr anschaulich ist Friedrichs Sorge für das Volksschulwesen geschildert. Zum Schlusse giebt der Verfasser eine Reihe von Übersetzungen aus Friedrichs Werken über Erziehung. Mit Erstaunen gewahrt man, wie diese Ansichten durchaus noch nicht veraltet sind.

Mit dem Volksschulwesen im allgemeinen befaßt sich ein kürzlich erschienenes Werk: **Die Volksschule in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft,** dargestellt von A. Reichenbach. (Köthen, P. Schettlers Verlag.) Die Schrift dürfte in beteiligten Kreisen Aufsehen erregen. Trotzdem geht der Verfasser in vielen seiner Forderungen für die zukünftige Gestaltung der Volksschule viel zu weit. Abgesehen von der Entfernung des Religionsunterrichtes und der Schwächung des Einflusses der Geistlichkeit will der Verfasser die „Gesundheitslehre" und die „Gesetzeskunde" in die Volksschulen eingeführt sehen. Wie das Kindern, die mit spätestens fünfzehn Jahren die Schulbank verlassen, mit Nutzen beigebracht werden soll, darüber fehlt eine genauere Auskunft. Sollten die „zehn Gebote" für Kinder nicht „Gesetzeskunde" genug enthalten? Auch von den Volksschullehrern der Zukunft verlangt der Verfasser viel zu viel — überflüssigen Ballast. Er sagt: „Hat der junge Mann, welcher Lehrer werden will, die Vorbereitungsschule durchgemacht, bezieht er die Hochschule (in welchem Lebensalter?!) und studiert die Erziehungswissenschaft, bei welcher Gelegenheit er auch noch verwandte einschlagende und nützliche Fächer mithört ... so auch ... Anthropologie: Anatomie, Physiologie, Psychologie u. s. w." Um diese Forderungen zu erfüllen, müßte freilich der „junge Mann" zuerst ein Abiturientenexamen machen. Derartige Ideale sind selbst für das zwanzigste Jahrhundert noch verfrüht.

* *
*

Zwei vortreffliche Sagensammlungen mit örtlicher Beschränkung liegen in zweiter, vielfach umgestalteter Auflage vor: **Siebenbürgische Sagen,** gesammelt und herausgegeben von Dr. Friedrich Müller (Wien, C. Graeser), und Heinrich Pröhles **Harzsagen,** zum Teil in der Mundart der Gebirgsbewohner (Leipzig, H. Mendelssohn). Die ersteren, sechshundertundzwanzig an der Zahl, dürfen als Kodifikation des gesamten siebenbürgischen Sagenschatzes gelten: auch die schwächsten Spuren mythischer und legendarischer Überlieferung sind gewissenhaft verzeichnet, die Sammlung genügt somit auch strengeren wissenschaftlichen Anforderungen. Noch sei bemerkt, daß der stattliche, schön ausgestattete Band sich als erstes einer Reihe siebenbürgisch-deutscher Volksbücher giebt — ein Unternehmen, dem im Interesse der Erhaltung und Förderung deutschen Bewußtseins unter den fernen Stam-

messgenossen der beste Fortgang und Erfolg zu wünschen ist. Pröhles Harzsagen, kundigen Freunden der heimischen Berge längst wohlbekannt, werden sich in der neuen handlichen Gestalt hoffentlich auch in weiteren Kreisen einbürgern; ungemein reichhaltig trotz der strengen Ausscheidung aller unechten und der Unechtheit verdächtigen Stücke, eignet sich die schöne Sammlung auch durch die Frische und Unmittelbarkeit der Wiedergabe zu einem Jugend- und Volksbuche wie wenige. An den als Einleitung gedruckten Bruchstücken „aus dem Tagebuche eines deutschen Sammlers" wird mancher ältere Leser eine besondere Freude haben, wenn auch eine wehmütige: wo finden wir heute noch in dem Harze der Sommerfrischler und Touristen ein solches urwüchsiges Idyll wie diesen Lerbacher Querkrug von 1851!

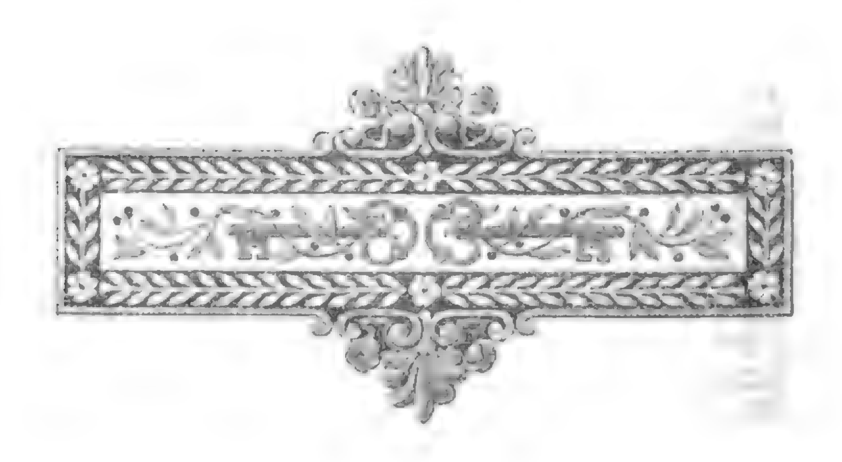
* * *

Bulgarien und Ostrumelien. Von Spiridion Gopčević. (Leipzig, B. Elischer.) — Das äußerst umfangreiche Buch ist gewiß sehr zeitgemäß: aber wie bei gewissen Heilmitteln ist dem Leser auch hier zu raten, dasselbe mit ängstlicher Vorsicht zu benutzen. Der Eindruck des Buches wäre günstiger, wenn es der Verfasser mehr verstanden hätte, sich in die Toga des klassischen Zeugen und Schilderers zu hüllen. Durch das Hervordrängen seiner eigenen Persönlichkeit hat er europäischen Lesern keinen Dienst erwiesen. Manche seiner Erlebnisse und zumal manche seiner an gewisse alte Komödienhelden erinnernden „Wortthaten" streifen ein wenig ans Unglaubliche und erregen mitleidiges Lächeln. Der Verfasser vergißt, daß er ein einfacher Zeitungsberichterstatter ist. Im übrigen liest sich das Werk, das zugleich eine Geschichte Bulgariens bietet, gut, und der Leser wird gleich dem Verfasser zur Überzeugung gelangen, daß man den Türken so bald als möglich das Vergnügen nehmen sollte, in Europa zu atmen. Manche geradezu unerhörte Vorwürfe, die unser Serbe dem persönlichen Charakter des ehemaligen Fürsten von Bulgarien macht, lassen sich auf verletzte Eitelkeit des Verfassers zurückführen, der, als Zeitungskorrespondent, auch zugleich Stratege und Diplomat sein möchte. Trotz dieses Mangels an formaler Objektivität bietet das Buch viel Genuß und Anregung; wenn eben wahr ist, was uns hier von der „Blüte" der bulgarischen Nation erzählt wird, so kommt ein ehrlicher Deutscher, der nach des Verfassers Meinung im Durchschnitt — viel dümmer aussieht als seine Kollegen und Landsleute, zur Erkenntnis, daß jene Völker „da unten herum" an der Donau noch gar kein Recht auf Sitz und Stimme im europäischen Konzerte haben, und daß sich letzteres durch jene gar nicht verstimmen lassen sollte!

* * *

Einen wahrhaft erhebenden Genuß bieten: **Kleine Bilder.** Ernstes und Heiteres von Johannes Trojan. (Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.) Zur Empfehlung dieser Schilderungen aus dem Leben der Kleinen, der Stillen, der Nichtbeachteten genügt schon der Name des gemütvollen Humoristen.

In gleicher Art empfehlenswert, in leichtem Plaudertone gehalten, nicht bloß für den Fachmann von Interesse, ist das Heftchen: **Wanderlage eines Arztes.** Von Dr. med. L. Rohden. (Norderney, H. Braams.)



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

JAN 7 1942

Digitized by Google

Digitized by Google